



Das
Blumenkörbchen.

Eine Erzählung,
dem blühenden Alter gewidmet
von dem

Versasser der Ofterveer.

Im Christen-Verlag



Mit einem Titellapser.

Landshut, 1823.

Im Verlag bei Philipp Grall.

$\theta = \frac{1}{n} \sum_{i=1}^n \theta_i$

1999

Erstes Kapitel.

Vater Jakob und seine Tochter Marie.

In dem gräflichen Marktflecken Eichburg lebte vor mehr als hundert Jahren ein sehr verständiger und rechtschaffener Mann, Namens Jakob Rode. Als ein armer Knabe war er einst nach Eichburg gekommen, um in dem gräflichen Schloßgarten die Gartenkunst zu erlernen. Seine trefflichen Geistesgaben, sein gutes Herz, die Geschicklichkeit, mit der er alles anfang, und seine edle Gesichtsbildung gewannen ihm das Wohlwollen der Herrschaft. Es wurden ihm mancherley kleine Geschäfte in dem Schlosse übertragen, und als der Graf, damals noch ein junger Herr, auf Reisen ging, war Jakob unter seiner Begleitung. Auf diesen Reisen hatte Jakob seinen Ver-

Blumenkörbchen.

stand mit vielen Kenntnissen bereichert, sich eine gebildete Sprache und einen feinen Anstand erworben, und — was noch weit mehr ist — sein edles, redliches Herz unverdorben aus der großen Welt wieder mit zurück gebracht. Der Graf war darauf bedacht, Jakobs treue Dienste zu belohnen, und ihm eine einträgliche Anstellung zu verschaffen. Jakob hätte in dem Pallaste, den der Graf in der Hauptstadt besaß, Hausmeister werden können. Allein der gute Mann sehnte sich immer noch dem stilleren Landleben zurück, und da um eben diese Zeit ein kleines Gütlein zu Eichburg, das bisher verpachtet war, dem Grafen zurück gestellt wurde, so bath Jakob, es ihm in Pacht zu geben. Der edle Graf überließ es ihm auf Lebenslang unentgeltlich und bewilligte ihm noch jährlich so viel an Getreide und Holz, als für seine künftige Haushaltung nöthig seyn möchte. Jakob verheirathete sich zu Eichburg, und nährte sich von dem Ertrage des Gütleins, das, außer einem kleinen freundlichen Wohnhause, in einem großen schönen Garten bestand, der zur Hälfte mit den besten Obstbäumen bepflanzt, und zur Hälfte zum Gemüsebaue bestimmt war.

Nachdem Jakob mit seiner Gattin, die in jeder Hinsicht eine vortreffliche Frau war, mehrere Jahre in der glücklichsten Ehe gelebt hatte,

ward sie ihm durch den Tod entzissen. Sein Schmerz war unaussprechlich. Der gute, bereits etwas betagte Mann alterte zusehends und seine Haare bleichten sich merklich. Seine einzige Freude in der Welt war nun seine einzige Tochter, die ihm von mehreren Kindern allein am Leben geblieben war, und bey dem Tode der Mutter erst fünf Jahre zählte. Sie hieß, wie die Mutter, Marie, und war in allem ihr treues Ebenbild. Schon als Kind war sie ungemein schön; allein, so wie sie heran wuchs, gaben ihr frommer Sinn, ihre Unschuld, ihre Bescheidenheit, ihr ungeheucheltes Wohlwollen gegen alle Menschen ihrer Schönheit eine ganz eigene Anmuth. Es blickte so etwas unbeschreiblich Gutes aus ihrem Angesichte, daß es einem war, als blickte einen ein guter Engel an. Marie hatte das fünfzehnte Jahr noch nicht zurückgelegt, als sie die kleine Haushaltung schon auf das beste besorgte. In dem heitern Wohnstübchen erblickte man nirgends ein Stäubchen, in der Küche glänzten alle Geschirre fast wie neu, das ganze Haus war ein Muster von Ordnung und Reinlichkeit. Ueberdies half sie ihrem Vater bey den Gartenarbeiten mit unermüdetem Fleiße, und die Stunden, in denen sie so um ihn beschäftigt war, gehörten unter die vergnügtesten ihres Lebens. Denn der weise Va-

ter mußte durch erweiternde und belehrende Gespräche die Arbeit zum Vergnügen zu machen.

Marie, die unter Kräutern und Blumen aufwuchs, und deren Welt der Garten war, hatte von Kindheit an eine große Freude an schönen Blumen. Der Vater ließ daher jedes Jahr einige Samen, Zwiebeln und Ableger von Blumen kommen, die sie noch nicht kannte, und erlaubte ihr, den Rand der Gartenbeete mit Blumen zu besflanzen. So hatte Marie in ihren freien Stunden fortwährend eine angenehme Beschäftigung. Sie pflegte die zarten Pflänzlein auf das sorgfältigste, betrachtete fast jede fremde Knospe nachsinnend und rathend, was für eine Blume sie wohl enthalte; konnte kaum erwarten, bis sie ausbrach, und hatte dann, wenn die sehnlich erwartete Blume in ihrer Pracht daßand, eine ganz unbeschreibliche Freude. „Das ist eine reine, schuldlose Freude, sagte dann der Vater lächelnd. Mancher giebt mehr Gulden für Gold und Seide aus, als ich Kreuzer für Blumenamen, und macht seiner Tochter doch lange kein so großes und unschuldiges Vergnügen damit.“ In der That blühten für Marie jeden Monat, ja jede Woche neue Freuden auf. Sie sagte oft in ihrem Entzücken: „Das Paradies konnte kaum schöner seyn, als unser Garten!“ Es ging auch nicht leicht jemand an dem Garten vorbey,

ohne stehen zu bleiben und die schönen Blumen zu bewundern. Die Kinder aus dem Orte guckten täglich durch das Gitter, und Marie reichte ihnen immer einige Blumen hinaus.

Der weise Vater wußte aber die Freude seiner Tochter an den Blumen zu einem höheren Ziele zu leiten. Er lehrte sie in der Schönheit der Blumen, ihren mancherley Gestalten, der reinen Zeichnung, dem richtigen Ebenmaße, den herrlichen Farben, den lieblichen Wohlgerüchen die Weisheit, Güte, und Allmacht Gottes bewundern. Er war es gewöhnt, die erste Morgenstunde der Andacht zu widmen, und er stand deshalb immer früher auf, als es seine Arbeit erforderte. Er glaubte, das menschliche Leben habe wenig Werth, wenn der Mensch von allen seinen Geschäften nicht ein Paar Stunden oder wenigstens halbe Stunden des Tages heraus zu bringen wisse, in denen er sich ungestört mit seinem Schöpfer unterhalten, und sich mit seiner hohen Bestimmung im Himmel beschäftigen könne. In den herrlichen Frühlings- und Sommermonaten nahm er deshalb Marien mit in die Gartenlaube, wo man, unter dem lieblichen Gesange der Vögel, den blühenden, von Thau funkelnden Garten und eine reiche Landschaft in den goldenen Strahlen der Morgensonne übersehen konnte. Hier redete er mit ihr von Gott, der die Sonne

so freundlich scheinen läßt, Thau und Regen giebt, den Vogel in der Luft ernährt und die Blumen so herrlich kleidet. Hier lehrte er sie den Allmächtigen als den liebevollen Vater der Menschen kennen, der sich uns noch unendlich lieber und freundlicher, als in der ganzen Schöpfung — in seinem geliebten Sohne offenbart. Hier lehrte er sie bethen, indem er selbst mit ihr aus seinem Herzen bethete. Diese Morgenstunden trugen vieles dazu bey, die kindlichste Frömmigkeit in ihr zartes Herz zu pflanzen.

In ihren liebsten Blumen zeigte er ihr die schönen Einbilder jungfräulicher Tugenden. Als sie ihm einst sehr früh im März voll Freude das erste Weilchen brachte, sprach der Vater: „Das helze Weilchen sey dir, liebe Marie, ein Bild der Demuth, der Eingezogenheit, der Wohlthätigkeit im Stillen. Es kleidet sich in die sanfte Farbe der Bescheidenheit, es blüht am liebsten im Verborgenen, es erfüllt, unter Blättern versteckt, die Luft mit dem lieblichsten Wohlgeruche. Sey auch du, liebe Marie, ein stilles Weilchen, das einen bunten prahlenden Anzug verschmäh't, nicht bemerkt seyn will, und, bis es verblüht ist, im Stillen Gutes thut.“

Als die Rosen und die Lilien in voller Blüthe standen, und der Garten in seiner schönsten Pracht erschien, sprach der Vater zu der hocher-

prenten Marie, indem er mit dem Finger auf eine Lilie deutete, die von der Morgensonne beleuchtet war: „Die Lilie sey dir, liebe Tochter, das Bild der Unschuld! Sieh, wie schön, wie hell und rein sie dasieht! Der weißeste Alslaf ist nichts gegen ihre Mänter; sie gleichen dem Schnee. Wohl der Jungfrau, deren Herz so rein von allem Bösen ist! Die reinste aller Farben ist aber auch am schwersten rein zu bewahren. Leicht ist ein Lilienblatt verletzt; man darf es nicht rauh anfassen, oder es bleiben Flecken zurück. So kann auch ein Wort, ein Gedanke, die Unschuld verletzen! Die Rose aber, spricht er, indem er auf eine hinzeigte, sey dir, liebe Marie, das Bild der Schamhaftigkeit. Schöner als die Rosenfarbe ist die Farbe der Schamröthe. Heil der Jungfrau, die über jeden unanständigen Scherz erröthet, und sich von der Blut, die sie auf ihren Wangen fühlt, vor Gefahr der Sünde warnen läßt. Wangen, die leicht erröthen, bleiben lange schön und roth; Wangen, die nicht mehr erröthen können, werden bald bleich und gelb, und modern vor der Zeit im Grabe.“ Der Vater pflückte einige Lilien und Rosen, fügte sie in einen Strauß zusammen, gab ihn Marien, und sprach: „Lilien und Rosen, diese schönen Schwesterblumen, gehören zusammen und stehen auch in Sträußen und Krän-

zen unvergleichlich schön neben einander; so sind Unschuld und Schamhaftigkeit auch Zwillinges-
schwestern, und können nicht getrennt werden. Ja, Gott gab der Unschuld, damit sie leichter bewahrt werde, die Schamhaftigkeit zur warnen-
den Schwester. Bleibe schamhaft, liebe Tochter,
und du wirst auch unschuldig bleiben. Dein Herz
sey immer rein gleich einer reinen Lilie, und deis-
ne Wangen werden immer den Rosen gleichen.“

Die schönste Zierde des Gartens war ein
kleines Apfelbäumchen, nicht größer als ein
Rosenstock, das auf einem kleinen, runden Beet-
chen mitten im Garten stand. Der Vater hatte
es an dem Tage, da Marie geboren wurde, ge-
pflanzt, und das Bäumchen trug alle Jahre die
schönsten goldgelben und purpurgestreiften Äpfel.
Einmal blühte es vorzüglich schön, und war ganz
mit Blüthen bedeckt. Marie betrachtete es jeden
Morgen. „O wie schön, rief sie entzückt, wie
herrlich roth und weiß! Es ist, als wenn das
ganze Bäumchen nur ein einziger großer Blumen-
strauß wäre!“ Eines Morgens kam sie wieder
— da hatte der Reif die Blüthen versengt. Sie
waren bereits gelb und braun, und schrumpften
an der Sonne zusammen. Marie weinte über
den traurigen Anblick. Da sprach der Vater:
„So verderbt die sündliche Lust die Blüthe der
Jugend. O Kind, zütre vor Verführung! Sieh,

wenn es dir auch so gehen sollte — wenn die schönen Hoffnungen, die du mir machest, nicht nur für ein Jahr, sondern für das ganze Leben so dahin schwinden sollten — ach, dann würde ich noch schmerzlichere Thränen weinen, als du jetzt weinst. Ich würde keine frohe Stunde mehr haben, und noch mit Thränen in den Augen in das Grab sinken.“ Wirklich standen ihm Thränen in den Augen — und seine Worte machten auf Marien den tiefsten Eindruck.

Unter den Augen eines so weisen und liebevollen Vaters wuchs Marie zwischen den Blumen ihres Gartens heran — blühend wie eine Rose, schuldlos wie eine Lilie, bescheiden wie ein Veilchen, und hoffnungsvoll wie ein Bäumchen in der schönsten Blüthe.

Mit zufriednem Lächeln hatte der alte Mann jederzeit seinen lieben Garten betrachtet, dessen Früchte seinen Fleiß so schön belohnten; eine noch innigere Zufriedenheit empfand er bey dem Anblick seiner Tochter, an der die gute Erziehung, die er ihr gab, viel schönere Früchte brachte.

Zweytes Kapitel.

Marie im gräflichen Schlosse.

Einmal, an einem heftlichen Morgen zu Anfang des Mayes, hatte Marie in dem nahen Wäldchen Weidenpfaffen und Haselzweige geschnitten, aus denen ihr Vater, wenn es im Garten nichts zu thun gab, die niedlichsten Körbchen flecht. Da fand sie die ersten Maiblumen. Sie pflückte einige davon, und machte zwei Straußchen daraus, eines für ihren Vater und eines für sich. Als sie auf dem schmalen Fußsteige durch den blumigen Wiesengrund nach Hause ging, begegneten ihr die Gräfin von Eichburg und deren Tochter Amalia, die sich gewöhnlich in der Residenzstadt aufhielten, vor einigen Tagen aber auf ihrem Schlosse Eichburg angekommen waren.

Marie trat, sobald sie die beiden weißgekleideten Frauenzimmer mit grünen Sonnenschirmen erblickte, etwas seitwärts, um ihnen Platz zu machen, und blieb ehrerbietig an dem Fußwege stehen.

„Ey, giebt es denn schon Mayblümchen!“ rief die junge Gräfin, die diese Blümchen mehr als alle andern Blumen liebte. Marie both sogleich jeder der beyden Gräfinnen ein Sträußchen an. Sie nahmen es mit Vergnügen, und die Mutter zog ihre Gelobörte von purpurrother Seide heraus, und wollte Marien beschenken.

Allein Marie sagte: „D nicht doch; es ist ganz und gar nicht deswegen geschehen! Gönnen Eure Excellenz einem armen Mädchen die Freude, ihrer gnädigen Herrschaft, von der sie schon so viel Gutes empfing, auch eine kleine Freude zu machen, ohne an eine Belohnung zu denken!“

Die Gräfin lächelte freundlich, und sagte, Marie solle Amalien noch öfter Mayblümchen bringen. Marie that es jeden Morgen, und so kam sie, so lange die Mayblümchen blühten, täglich in das Schloß. Amalie fand an Mariens gutem, natürlichem Verstande, ihrem heitern, fröhlichen Sinne, ihrem bescheidenen, ungelünstelten Betragen täglich mehr Wohlgefallen. Marie mußte noch manche Stunde in Amaliens Gesellschaft zubringen, nachdem alle Mayblümchen schon längstens verblüht waren. Ja, die junge Gräfin ließ es sich öfter nicht undeutlich merken, daß sie Marien immer um sich zu haben wünsche, und sie deshalb noch in ihre Dienste zu nehmen gedanke.

Nun näherte sich Amaliens Geburtstag. Marie war auf ein kleines ländliches Geschenk bedacht. Einen Blumenstrauß hatte sie ihr schon est gebracht. Sie versiel daher auf einen andern Gedanken. Ihr Vater hatte den letzten Winter einige ganz ungemein schöne Arbeitskörbchen für Frauenzimmer versfertigt. Das schönste aus Allen hatte er Marien geschenkt. Er hatte die Zeichnung dazu aus der Stadt erhalten, und die Arbeit war ihm ganz vorzüglich gelungen. Marie beschloß, dieses Körbchen mit Blumen zu füllen, und es Amalien zum Geburtstage zu verehren. Der Vater gab das auf ihre Witte sehr gern zu, und er verzierte das niedliche Körbchen noch mit Amaliens Namenszug und Familienwappen, die er sehr nett und künstlich hineinslocht.

Am Morgen von Amaliens Geburtstage pflückte nun Marie die vollsten Rosen, die schönsten weißen, rothen und blauen Veilchen, bräunlichen Goldlack, hochrothe, hellgelbe und dunkelbraune Nelken, und andere schöne Blumen von allen Farben, brach schön belaubte grüne Zweige, und ordnete die Blumen und das grüne Laubwerk so in das Körbchen, wie die Farben am schönsten von einander abfiachen. Die Seiten des Körbchens umschlang sie mit einem leichten Gewinde von Rosenknoepen und Noese; Amaliens Namen aber umgab sie mit einem Kränzen von

Vergiftmeinnicht. Die frischen Rosenknospen, das zarte grüne Moos und die blauen Vergiftmeinnicht nahmen sich auf dem feinen weißen Vitterswerke des Korbchens ungemein gut aus. Das ganze Blumenkörbchen war wirklich überaus schön. Selbst der ernste Vater lobte Mariens Einfall mit zufriednem Lächeln, und sagte, als sie es forttragen wollte: „Laß es noch ein wenig da, daß ich es noch länger betrachten kann.“

Marie trug das Korbchen in das Schloß und überreichte es, unter den herzlichsten Glückwünschen, der Gräfin Amalia. Die junge Gräfin saß eben an ihrem Puztische. Ihr Kammermädchen stand hinter ihr, und war mit Amalias Kopfschmucke für das heutige Fest beschäftigt. Amalia hatte eine ganz ungemeine Freude, und konnte nicht Worte genug finden, bald die schönen Blumen, bald das nette Korbchen zu rühmen. „Gutes Kind! sagte sie, du hast ja dein ganzes Gärtchen geplündert, um mich so reichlich zu beschenken! Und dein Vater macht ja eine Arbeit — so schön, so geschmackvoll, daß ich nie etwas Schöneres sah. O komm doch sogleich mit mir zu meiner Mutter.“ Sie stand auf, nahm Marien freundlich bey der Hand, und führte sie die Treppe hinauf in das Zimmer ihrer Mutter.

„O sehen Sie doch, Mamma, rief sie schon unter der Zimmerthüre, was für ein unvergleichliches Geschenk mir Marie brachte! Ein schönes res Körbchen haben Sie wohl nie gesehen, und schönere Blumen giebt es wohl auch nicht.“

Das Blumenkörbchen gefiel auch der Gräfin sehr wohl. „In der That, sagte sie, es ist sehr schön! Ich wünschte es gemahlt zu besitzen. Das Körbchen mit den Blumen, auf denen noch der Morgenthau liegt, gäbe ein so schönes Blumenstück, als je der größte Mahler eines gemahlt hat. Es macht Mariens gutem Geschmacke sehr viel — und ihrem guten Herzen noch mehr Ehre.“

„Warte indeß hier ein wenig, liebes Kind!“ sprach sie zu Marien, und winkte Amalien, ihr in das Nebenzimmer zu folgen.

„Unbeschenkt, sagte die Gräfin in dem Nebenzimmer zu ihrer Tochter, dürfen wir Marien nicht gehen lassen. Was meynest du, daß sich wohl am besten für sie schicke?“

Amalia sann einige Augenblicke nach. „Ich denke, sagte sie hierauf, ein Kleid von mir wäre wohl das Beste, etwa, wenn Sie, liebste Mama, es erlauben wollen, das mit den niedlichen rothen und weißen Blümchen auf dunkelgrünem Grunde. Es ist zwar noch so gut,

als neu. Ich hatte es kaum einige Male an. Allein ich bin aus demselben heraus gewachsen. Für Marie aber giebt es noch ein schönes Feins Kleid. Zurecht machen kann sie es sich selbst; sie ist dazu geschickt genug. Wenn es Ihnen also nicht zu viel wäre —“

„Ganz und gar nicht, sagte die Gräfin. Wenn man den Leuten etwas geben will, so muß man ihnen etwas geben, daß ihnen damit gedient ist. Das grüne Kleid mit den niedlichen Blümchen wird der kleinen Blumengärtnerin recht gut stehen.“

„Gehet jetzt, guten Rinder, sagte die Gräfin gütig, indem sie mit Amalia aus dem Nebenzimmer trat, und sorgt für die Blumen, damit sie bis zur Tischzeit nicht welken. Da wir heute Gäste bekommen, so soll das Ahrchen die schönste Zierde der Tafel seyn, und anstatt des Aufsatzes dienen. Dir zu danken, liebe Marie, überlaß ich Amalien!“

Amalia eilte mit Marie in ihr Zimmer, und befahl ihrem Kammermädchen, das Kleid zu holen. Zettchen — so hieß das Mädchen — blieb stehen, und sagte: „Das Kleid werden Euer Gnaden heute ja wohl nicht anziehen?“ — „Nein! sagte Amalia, ich werde es Marien schenken.“ „Das Kleid? rief Zettchen schnell. Weiß das die gnädige Mamma?“ — „Bringe du das Kleid,

sagte Amalia ernst, und für das Uebrige laß mich sorgen.“

Zettchen wandte sich schnell um, ihren Verdruß zu verbergen, und ging. Ihr Angesicht glühte von Zorn. Zornig riß sie die Kleider der jungen Gräfin aus dem Kasten. „Wenn ich nur alle sogleich zerreißen dürfte! sagte sie. Das verwünschte Gärtnermädchen! Um einen Theil von der Gunst meiner Herrschaft hat sie mich ehnehin schon gebracht, und nun stiehlt sie mir noch obendrein dieses Kleid ab; denn die abgelegten Kleider gehören von Rechtswegen mir. O, die Augen konnte ich der verhassten Blumenkrämerin auskratzen!“ Indes verbiß Zettchen ihren Zorn, so gut sie konnte, stellte sich, wie sie in das Zimmer trat, freundlich an, und übergab Amalien das Kleid.

„Liebe Marie, sagte Amalia, es sind mir zwar heute reichere Geschenke gemacht worden, als dein Korbchen; aber kein angenehmeres. Die Blumen in dem Kleide da sind freylich nicht so schön, als die deinigen; aber ich denke, du werdest sie aus Liebe zu mir doch nicht verschmähen. Trage das Kleid zum Andenken an mich, und grüße mir deinen Vater.“ Marie nahm das Kleid, küßte der jungen Gräfin die Hand und ging.

Zettchen

Settchen setzte voll Aerger, Neid und geheimen Ingrimm ihre Arbeit stillschweigend fort. Es kostete sie in der That keine geringe Ueberwindung, es Amaliens Haaren während des Frisirens nicht ein wenig empfinden zu lassen, wie aufgebracht sie war. „Bist du böse, Settchen?“ sagte Amalia sanft. „Das wäre ja dumm, sagte Settchen, wenn ich böse wäre, weil Sie so gut sind.“ „Das war sehr vernünftig gesprochen, sagte Gräfin Amalia; ich wünsche, du müdestest auch so vernünftig denken!“

Marie eilte indeß mit dem schönen Kleide voll Freude nach Hause. Der kluge Vater hatte aber über das schöne Geschenk keine besondere Freude. Er schüttelte den grauen Kopf und sagte: „Du hättest mir das Kbrblein lieber nicht in das Schloß getragen. Das Kleid ist mir, als ein Geschenk von unserer gnädigen Herrschaft, zwar sehr schätzenswerth; allein ich fürchte, es möchte Andere auf uns neidig, und was das Schlimmste wäre, dich eitel machen. Sey daher doch recht auf deiner Huth, liebe Marie, daß wenigstens das Schlimmste unterbleibe. Bescheidenheit und Sittsamkeit kleiden ein Mädchen besser, als der schönste, außerlesenste Anzug.“



Drittes Kapitel.

Der entwendete Ring.

Raum hatte Marie das schöne Kleid anprobirt, es dann wieder sorgfältig zusammen gelegt, und in den Kasten verschlossen, so kam die junge Gräfin blaß und zitternd und fast außer Athem in das kleine Stübchen.

„Um Gottes willen, Marie, sprach sie, was hast du gemacht? Der Diamantring meiner Mutter ist weg! Niemand kam in das Zimmer, als du. O gieb ihn doch geschwind her, sonst giebt das eine schreckliche Geschichte. Gieb geschwind; dann läßt sich die Sache noch vermitteln.“

Marie erschrak, daß sie todtensbleich wurde. „Ach Gott, sagte sie, was ist das! Ich habe den Ring nicht. Ich habe in dem Zimmer nicht einmal einen Ring gesehen. Ich kam nicht von dem Plätzchen, auf dem ich stand.“

„Marie, sagte die Gräfin Amalia wieder, ich bitte dich um deiner eigenen Wohlfahrt wil-

len, gib mir den Ring. Du weißt nicht, was der einzige Stein in demselben für einen Werth hat. Der Ring kostete bey tausend Thaler. Wenn du das gewußt hättest, so würdest du ihn sicher nicht genommen haben. Du sahst ihn wohl nur für eine Kleinigkeit an. Gib ihn mir, und alles soll dir als ein jugendlicher Unverstand verziehen werden!“

Maria fing an zu weinen. „Wahrlich, sagte sie, ich weiß nichts von einem Ringe. Ich habe mir nie getraut, etwas Fremdes auch nur anzurühren, viel weniger es zu stehlen. Mein Vater hat es mir zu sehr eingeschärft, niemandem etwas zu nehmen.“

Jetzt trat der Vater in das Stübchen. Er hatte in dem Garten gearbeitet, und die junge Gräfin so eilfertig in das Haus gehen sehen. „Gott im Himmel, was ist das?“ rief er, als er vernommen hatte, wovon die Rede sey. Der gute Mann hatte einen solchen Schrecken, daß er sich an dem Tischecke halten, und auf die Bank niedersehen mußte.

„Kind, sprach er, einen solchen Ring zu stehlen, ist ein Verbrechen, auf das der Tod gesetzt ist. Das ist aber noch das Wenigste. Denke an das Geboth Gottes: Du sollst nicht stehlen. Für eine solche That sind wir nicht bloß den

Menschen — wir sind dafür noch einem größern Herrn verantwortlich — dem höchsten Richter, der in alle Herzen blickt, und vor dem kein Lügen und keine Ausflucht gilt. Hast du Gottes und seiner heiligen Gebote vergessen, und dich meiner väterlichen Ermahnungen in dem Augenblicke der Versuchung nicht mehr erinnert; hast du deine Augen von dem Glanze des Goldes und der Edelsteine verblenden und dich zu dieser Sünde verleiten lassen: so läugne es nicht, bekenne es, und gieb den Ring zurück. Das ist der einzige Weg, den Fehler gut zu machen, so viel er noch kann gut gemacht werden.“

Marie sagte weinend und schluchzend: „O Vater, gewiß — gewiß — ich habe nichts von einem Ringe gesehen. Ach, wenn ich einen solchen Ring auf der Straße gefunden hätte, ich würde keine Ruhe mehr haben, bis ich ihn dem Eigenthümer wieder zurück gestellt hätte. Gewiß, ich hab' ihn nicht!“

„Sieh, sing der Vater wieder an, der Engel, die junge Gräfin Amalia, die nur aus Liebe zu dir herunter kam, um dich noch aus den Händen des Gerichts zu erretten, die es so gut mit dir meint, die dich diesen Augenblick erst so reichlich beschenkte, verdient es nicht, daß du sie belügest — und sie zu deinem eignen Verderben zu hintergehen suchest! Hast du

den Ring, so sag' es, und die gnädige Gräfin hier wird durch ihre Fürbitte die verdiente Strafe von dir abwenden. Marie, sey aufrichtig und lüge nicht."

"Vater! sagte Marie, Ihr wißt es ja selbst, in meinem ganzen Leben habe ich nicht eines Hellers werth gestohlen! Nicht einmal einen Apfel von einem fremden Baume oder eine Hand voll Gras von der Wiese eines andern würde ich mir zu nehmen getrauen; wie viel weniger etwas so Kostbares. Glaubt es doch, Vater! ich habe Euch ja in meinem Leben nie angelogen!"

"Marie, sagte der Vater noch einmal, sieh meine grauen Haare an! Bring' sie nicht mit Herzenleid unter die Erde! Erspar' mir diesen Jammer! Sag' es vor Gott — zu dem ich bald zu kommen hoffe, und der keine Lüge in seinen Himmel eingehen läßt — hast du den Ring? Um deiner eigenen Seligkeit willen bitte ich dich, sage die Wahrheit!"

Marie blickte mit weinenden Augen zum Himmel, erhob die gefalteten Hände und rief: „Gott weiß es, ich habe den Ring nicht! So gewiß ich selig werden will; so gewiß habe ich ihn nicht.“

"Nun, sagte der Vater, so glaub' ich es auch, du hast ihn nicht. Denn so würdest du

vor Gottes Angesicht, vor der edlen Gräfin hier, und vor deinem alten Vater nicht lügen. Und da du, wie ich fest glaube, unschuldig bist, so bin ich ruhig. Sey es du auch, Marie, und fürchte nichts. Es giebt nur ein einziges wahres Uebel in der Welt, das wir zu fürchten haben, und das ist die Sünde. Kerker und Tod sind nichts dagegen. Was nun auch über uns kommen wird, und wenn uns auch alle Menschen verlassen, und wider uns seyn werden: so haben wir doch Gott zum Freunde, und der rettet uns gewiß, und bringt unsre Unschuld hier oder dort an den Tag."

Die junge Gräfin wischte sich eine Thräne ab und sagte: „Wenn ich euch, ihr lieben Leute, so reden höre, so glaube ich es freylich auch, daß ihr den Ring nicht habt. Allein, wenn ich wieder alle Umstände überlege, so scheint es mir doch nicht anders möglich — ihr müßt ihn haben! Meine Mutter weiß das Plätzchen auf ihrem Arbeitstischchen, wo sie den Ring hinlegte, gerade bevor ich mit Marien ins Zimmer trat, bestimmt. Keine Seele kam sonst in das Zimmer. Daß ich nicht an das Tischchen hinkam, wird Marie selbst bezeugen. Marie war, während meine Mutter mit mir in dem Nebenzimmer redete, allein in dem Zimmer; vor und nach ihr kein Mensch. Nachdem wir fort waren,

schloß meine Mutter die Thüre, um sich anders anzukleiden. Da sie angekleidet ist, und nur noch den Ring anstecken will — weg ist er. Zum Ueberflusse durchsuchte meine Mutter noch selbst das ganze Zimmer. Sie brauchte noch die Vorsicht, und ließ niemanden von unsern eigenen Leuten, nicht einmal mich in das Zimmer, bis sie alles zwey, drey mal durchsucht hatte. Allein vergebens! Wer kann nun den Ring haben?“ —

„Das begreife ich auch nicht! sagte der Vater. Gott hat uns eine schwere Prüfung zugesandt. Doch, was da auch über uns verhängt seyn sollte — sagte er mit einem Blicke zum Himmel — sieh, Herr, hier bin ich! Nur deine Gnade, o Gott, und es ist mir genug.“

„Wahrhaftig, sagte die Gräfin, ich gehe mit recht schwerem Herzen nach Hause. Das ist mir ein trauriger Geburtstag! Es wird eine böse Geschichte geben. Meine Mutter hat zwar noch keiner Seele ein Wort davon gesagt, als mir, um Marien nicht unglücklich zu machen. Allein länger läßt sich die Sache nicht mehr verheimlichen. Meine Mutter muß den Ring heute tragen. Mein Vater, den wir heute auf Mittag aus der Residenz erwarten, würde ihn sogleich vermissen. Er hat ihn ihr an dem Tage verehrt, da ich zur Welt kam. Sie trug ihn noch jedesmal an meinem Geburtstage. Sie erwartet, daß

ich ihn gewiß bringe!“ — — „Lebt wohl!“ sagte Amalia noch. Ich will es wohl sagen, daß ich euch für unschuldig halte; aber wird man mir es auch glauben?“ Sie ging traurig und mit Thränen in den Augen zur Thüre hinaus. Vater und Tochter waren zu bestürzt, als daß eines sie hätte begleiten können.

Der Vater saß auf der Bank, stützte den Kopf auf die Hand, sah nachdenkend zur Erde, und Zähren flossen über seine bleichen Wangen. Marie fiel vor ihm auf die Knie, blickte weinend zu ihm auf, und sagte: „O Vater, gewiß, ich bin an der ganzen Geschichte unschuldig. Gewiß, ich bin unschuldig!“

Der Vater hob sie auf, blickte ihr lange in die blauen Augen, und sagte dann: „Ja, Marie, du bist unschuldig. So redlich und treuherszig kann einen die Schuld nicht anblicken.“

„O Vater, sing Marie wieder an, was kann dieß für ein Ende nehmen! Wie wird es uns ergehen! O, wenn das, was da kommen wird, nur mich allein träfe, ich wollte es gerne tragen. Aber daß Ihr, Ihr wegen meiner leiden solltet, das ist mir das Schrecklichste!“

„Vertrau' auf Gott, sagte der Vater, und sey unverzagt. Gegen seinen Willen kann und kein Haar gekrümmt werden. Was da kom-

men wird, ist alles von Gott — also gut, und zu unserm Besten, und was wollen wir mehr? — Laß dich nur nicht schrecken, und bleibe immer genau bey der Wahrheit. Wie man dir drohen, was man dir auch versprechen wird, weiche nur kein Haar breit von der Wahrheit ab, und verleihe dein Gewissen nicht. Ein gutes Gewissen ist ein gutes Hauptkissen — auch im Kerker. —

Wir werden jetzt wohl von einander getrennt werden; dein Vater wird dich nicht mehr trösten können, gute Marie! Halte dich also desto fester an deinen Vater im Himmel. Er, der mächtige Beschützer der Unschuld, kann dir nicht genommen werden!“

Jetzt ward plötzlich die Thüre aufgerissen — der Justizamtmann, der Altkuar, und mehrere Gerichtsdienner traten in das Stübchen. Marie that einen lauten Schrey und umfaßte ihren Vater mit beyden Armen. „Reißt sie auseinander, rief der Amtmann, und seine Augen funkelten von Zorn. Die Tochter legt in Ketten und werft sie in das Gefängniß. Auch den Vater bringt einstweilen in sichere Verwahrung. Haus und Garten haltet wohl besetzt und besetzt, und laßt niemanden herein, bis ich und der Altkuar alles selbst genau durchsucht haben.“

Die Gerichtsdienner rissen Marie, die ihren Vater fest umschlungen hielt, ihm mit Gewalt

aus den Armen, und fesselten sie. Sie fiel in Ohnmacht, und ward ohnmächtig fortgeschleppt. Als man Vater und Tochter auf die Straße heraus brachte, waren schon eine Menge Leute zusammen gelaufen. Die Geschichte von dem Ringe hatte sich sogleich durch den ganzen Flecken verbreitet. Es war ein Auflauf, ein Gedränge um das kleine Gärtnerhaus, als stünde es im Brennpunkt. Man hörte die verschiedensten Urtheile. So gut Jakob und Marie gegen alle Menschen waren, so fehlte es doch nicht an Leuten, die voll Schadensfreude die boshaftesten Anmerkungen machten. Weil Jakob und Marie durch Fleiß und Sparsamkeit sich sehr gut fortbrachten, so wurden sie von manchen beneidet. „Nun weiß man doch, sagten sie, woher ihr Vermögen kommt. Vorher konnten wir es nicht begreifen. So aber — ist es keine Kunst, besser zu leben, und sich schöner zu kleiden, als andere ehrliche Leute im Flecken.“

Die meisten Einwohner von Eichburg hatten aber ein aufrichtiges Mitleiden mit dem ehrlichen Jakob und seiner guten Tochter, und mancher Hausvater und manche Hausmutter sprachen unter einander: „Ach Gott, es ist doch ein Elend mit uns Menschen. Der Beste ist nicht sicher vor dem Fall. Wer hätte das von den wackern Leuten gedacht? Doch — vielleicht ist es nicht

so, und dann wolle Gott ihre Unschuld an den Tag kommen lassen! Und wäre es auch, nun so wolle Gott ihnen beystehen, daß sie ihren Fehler erkennen, sich bessern, und dem großen Unglücke, das ihnen droht, entgehen. Er wolle uns alle in Gnaden vor Sünden bewahren, vor denen wir ja keinen Tag ganz sicher sind!“

Von den Kindern des Lutes standen da und dort einige beisammen und weinten. „Ach, sagten sie, wenn man sie einsperret, so kann uns ja der ehrliche Jakob kein Obst und die gute Marie keine Blumen mehr geben. Man sollte es nicht thun!“

Viertes Kapitel.

Marie im Gefängnisse.

Man hatte Marien noch halb ohnmächtig in das Gefängniß gebracht. Sie kam zu sich selbst, weinte, schluchzte, rang die Hände, bethete und sank dann, von Schrecken, Traurigkeit und dem vielen Weinen ganz erschöpft, auf ihr Lager von Stroh, und ein sanfter Schlaf schloß ihr die müden Augenlieder. Als sie wieder erwachte, war

es bereits Nacht. Alles um sie her war dunkel und sie konnte nichts unterscheiden. Sie wußte lange nicht, wo sie war. Die Geschichte mit dem Ringe kam ihr wie ein bloßer Traum vor, und sie meinte anfangs, sie befinde sich in ihrem Bette. Sie fing schon an, sich zu freuen — als lein da fühlte sie die Ketten an ihren Händen, und das Rassel'n derselben klang fürchterlich in ihren Ohren. Erschrocken fuhr sie von ihrem Strohlager auf. „O was kann ich anders thun, rief sie, und sank auf die Knie, als diese gefesselten Hände zu Dir empor heben, lieber Gott! O blicke in dieses Gefängniß, und sieh mich hier auf meinen Knien. Du weißt es, daß ich unschuldig bin! Du bist der Retter der Unschuld! Rette mich! Erbarme Dich meiner — erbarme Dich meines armen alten Vaters! O gieb doch nur wenigstens ihm Trost in das Herz, und laß lieber mich alle Leiden doppelt fühlen!“ —

Ein Strom von Thränen floss bey dem Gedanken an ihren Vater aus ihren Augen; Schmerz und Mitleiden ersticken ihre Stimme. Sie weinte und schluchzte lange so fort.

Jetzt schien der Mond, den bisher schwere Gewitterwolken bedeckt hatten, durch das kleine, schwarze Eisengitter in ihren Kerker, und bildete das Gitter auf dem Boden des Gefängnisses ab.

Marie konnte am Widerscheine des hellen Mondlichtes die vier Wände des engen Kerkers, die rohen Ziegelsteine, aus denen sie aufgeführt waren, die weißen Kalkfugen zwischen den rothen Steinen, das kleine Mäuerlein, das in einer Ecke statt eines Tisches angebracht war, den irdenen Krug und das irdene Schüsselchen, die auf dem Mäuerchen standen, und jedes Halmlein des Strohes, das ihr zum Lager diente, deutlich erkennen. So wie die dichte Finsterniß um Marie verschwunden war, wurde es ihr etwas leichter um das Herz. Es war ihr bei dem Anblicke des Mondes nicht anders, als erblickte sie einen alten Freund. „Kommst du, sagte sie, lieber Mond, und siehst du dich nach deiner Freundin um? O damals, als du noch durch die grünen Rebenblätter am Fenster in mein kleines Schlafkammerlein schienst, damals glänzttest du viel schöner und heller, als jetzt durch dieses dicke, schwarze Eisengitter. Trauerst du etwa auch mit mir? — Ach, ich hätte freylich nie geglaubt, dich einmal so zu sehen! — Was macht wohl jetzt mein Vater? Wacht er jetzt vielleicht auch, und weinet und jammert er, wie ich? Ach, daß ich ihn doch nur einen Augenblick sehen könnte! Du, lieber Mond, blickest vielleicht jetzt auch in seinen Kerker! O, könntest du doch reden, könntest du ihm doch sagen, wie seine Marie um ihn weine und jammere!“

„Über wie tödlich rede ich in meiner Trauer! Verzeih mir diese eiteln Reden, lieber Gott! Du, o Gott, blickst in das Gefängniß meines Vaters! Du liebst ihn und mich! Du schauest in unser beider Herzen! Deine allmächtige Hülfe läßt sich durch keine Mauern und durch keine Eisengitter abhalten. O sende Du ihm Trost in seinen Leiden!“

Marie bemerkte hierauf mit Verwunderung, daß ein lieblicher Geruch von Blumen ihr Gefängniß erfüllte. Sie hatte am Morgen einige Rosenknospen und andere Blumen, die ihr von dem Blumenkörbchen übrig geblieben waren, in ein Sträußchen gebunden, und es vor die Brust gesteckt. Diese Blumen hauchten die süßen Wohlgerüche aus. „Sind ihr noch da, ihr lieben Blümchen, sagte sie, als sie das Sträußchen erblickte, und mußtet ihr auch mit mir in das Gefängniß hieher wandern, ihr schuldlosen Gesessenen? Womit habt denn ihr es verdient? Doch, das sey mein Trost, daß ich es so wenig verschuldet habe, als ihr.“

Sie nahm das Sträußchen ab, und betrachtete es am Schimmer des Mondes. „Ach, sagte sie, als ich am Morgen in meinem Garten diese Rosenknospen und an dem nahen Bächlein, diese Vergißmeinnicht pflückte, wer hätte da geglaubt, daß ich den Abend in diesem Kerker

liegen würde! — Als ich jene Blumenkette flocht, wer hätte es gedacht, daß ich heute noch diese eisernen Ketten tragen würde? So veränderlich ist alles auf Erden! So weiß kein Mensch, wie schnell es mit ihm anders werden kann — und zu welchen traurigen Ereignissen seine schuldloseten Handlungen Anlaß geben können! Der Mensch hat also wohl Ursache, sich jeden Morgen dem Schutze Gottes zu empfehlen.“

Sie weinte aufs neue; ihre Thränen tröpfelten auf die Rosenknospen und Vergißmeins nicht, und schimmerten im Mondlichte daran, wie Thau. „Der die Blumen nicht vergiftet, und sie mit Thau und Regen tränkt, sagte sie, kann ja auch meiner nicht vergessen. Ja, Du lieber Gott! tröpfe Trost in mein Herz und in das Herz meines Vaters, wie Du die Kelche der dürstenden Blumen mit reinem Thau des Himmels füllst!“

Mit Thränen gedachte sie jetzt ihres Vaters. „O du guter Mann! sagte sie; wenn ich dieses Sträußchen da so betrachte — wie viele deiner Worte, die du mir über die Blumen sagtest, kommen mir da wieder zu Sinne!“

„Diese Rosenknospen da blühen aus den Dornen hervor; so werden auch aus diesen meinen Leiden Freuden hervorblühen! Wer diese halbaufgeblühte Rose früher hätte aus der fest-

verschlossenen Knospe hervorziehen wollen, der hätte sie nur zerstört. Gott enthüllte sie nach, und nach, gleichsam mit sanftem leisen Finger, diese zarten Purpurblättchen, und hauchte in ihr Innerstes den lieblichen Wohlgeruch. Er wird auch mein Leiden wenden, und den Segen, den es in sich schlüßt, enthüllen! Ich will also geduldig warten, bis die rechte Zeit dazu da ist!“

„Diese Vergißmeinnicht erinnern mich an ihren Schöpfer! Ja, Du lieber Gott, ich will Deiner nicht vergessen, wie Du meiner nicht vergiffest! — Sie sind blau, diese zarten Blümchen, wie der Himmel. Der Himmel sey mein Trost bey allen Leiden dieser Erde!“

„Das ist eine wehliebende Wicke mit den zarten weißen und rothen Blättchen! Wie dieses schlanke Gewächs sich an dem nahen Stabe, ohne den es im Staube kriechen würde, aufschwingt, und so — freudig blühend — wie mit Schmetterlingsflügeln über dem Staube der Erde schwebt, so will ich mich fest an Dich halten, o Gott, und mich so über den Staub und die Leiden der Erde fröhlich emporheben.“

„Diese Resede hier ist es vorzüglich, die den ganzen Acker mit lieblichen Gerüchen erfüllt. Sanftes, mildes Kräutchen, auch den, der dich abbricht, erfreuest du mit deinem Wohlgeruch.“

geruch. Dir will ich auch gleichen — auch denen gut seyn, die mich, ohne daß ich ihnen etwas zu Leid that, aus meinem Garten rissen, und in diesen Kerker warfen!“

„Hier ist ein Zweiglein Singrün. Dieses bleibt auch im Winter frisch, und behält auch zur rauhen Jahreszeit die schöne, grüne Farbe der Hoffnung! Ich will auch jetzt, zur Zeit des Leidens, die Hoffnung nicht aufgeben. Gott, der dieses kleine Gewächs mitten unter den Stürmen des Winters, unter Eis und Schnee, frisch und grün erhalten kann, der wird auch mich erhalten — mitten unter den Stürmen des Leidens!“

„Da sind noch ein Paar Lorbeerblätter. Diese erinnern mich an den unverwelklichen Lorbeerkrantz, der allen, die hier auf Erden geduldig und heldenmüthig leiden, im Himmel hinterlegt ist. O mir ist es, ich sähe ihn schon, von goldenen Strahlen umgeben, diesen herrlichen ewiggrünen Siegeskrantz! Ihr Blumen der Erde seyd wie ihre Freuden alle vergänglich, und welcket alle bald dahin. Aber dort droben wartet nach den kurzen Leiden dieser Erde eine Seligkeit, eine Herrlichkeit auf uns, die ewig und unvergänglich ist.“

Eine finstere Wolke verdunkelte jetzt plözlich den Mond. Marie sah nichts mehr von ihren Blumen, und schauerliches Dunkel erfüllte den Kerker. Es ward ihr auß neue bange um das Herz. Allein bald ging die Wolke vorüber und der Mond schien wieder hell und schön, wie zuver. „So, sprach jetzt Marie, kann die Unschuld wohl auch verdunkelt werden; aber am Ende glänzt sie doch wieder hell und schön. So wirst Du, o Gott, auch meine Unschuld, auf der jetzt eine schwere Wolke tösen Verdachtes ruht, am Ende gegen alle falsche Beschuldigungen siegen lassen.“

Marie legte sich jetzt wieder auf ihren Bund Stroß nieder und schlief ruhig und getrost ein. Ein lieblicher Traum tröstete und erheiterte sie noch im Schlafe. Sie träumte, sie wandte beim Mondscheine in einem ihr ganz fremden Gärtchen, das mitten in einer rauhen Wildniß voll finsterner Tannen lag, und ihr unbeschreiblich lieblich und freundlich vorkam. So hell und schön hatte sie den Mond noch nie gesehen. Alle die bunten Blumen des Gärtchens blühten und dufteten, von seinem sanften Schimmer erhellt, schöner und lieblicher. Auch ihren Vater erblickte sie in dem wunderschönen Gärtchen. Der Mond erleuchtete sein ehrwürdiges, heiter lächelndes Angesicht. Sie eilte auf ihn zu, und weinte an

seinem Halse die süßesten Thränen, von denen, als sie erwachte, ihre Wangen noch ganz naß waren.

Fünftes Kapitel.

Marie vor Gericht.

Marie war kaum erwacht, so trat ein Gerichtsdiener in das Gefängniß, und führte sie vor Gericht. Ein Schauer überlief sie, als sie in die düstre, hochgewölbte Gerichtsstube, mit den alterthümlichen Fenstern voll kleiner sechs-eckiger Scheiben hineintrat. Der Amtmann saß als Richter in einem großen mit blutrothem Tuche überzogenen Armsessel; der Aktuar mit der Feder in der Hand an einem ungeheuren Schreibtische, der vor Alter bereits ganz schwarz aussah. Der Richter legte ihr eine Menge Fragen vor; Marie beantwortete sie alle der Wahrheit gemäß. Sie weinte, jammerte, betheuerte ihre Unschuld. Allein der Richter sprach: „Nicht betriegest du nicht, das Unmögliche für möglich zu halten. Niemand kam in das Zimmer, als du;

niemand kann den Ring haben, als du; also bekenne!“

Marie wiederholte unter Thränen: „Ich kann und weiß es einmal nicht anders zu sagen! Ich weiß gar nichts von einem Ringe; ich sah ihn nicht, und hab' ihn nicht!“

„Man hat den Ring in deinen Händen gesehen! fuhr der Richter fort. Was sagst du nun dazu?“ Marie betheuerte, das sey unmöglich. Der Richter klingelte hierauf, und — Zettchen wurde herein geführt.

Zettchen hatte in ihrem grimmigen Zorne wegen des Kleides und in der bösen Absicht, Marien um die Gunst der Herrschaft zu bringen, zu den Leuten im Schlosse gesagt: „Den Ring hat niemand anders, als das liederliche Gärtnermädchen. Als ich sie die Treppe herabkamen sah, betrachtete sie in der Hand einen Ring mit Steinen. Sie schob ihn aber, als sie mich merkte, den Augenblick erschrecken ein. Mir kam das sogleich verdächtig vor. Indesß wollte ich nicht vereißig seyn und schwieg. Vielleicht, dachte ich, hat man ihr den Ring, wie so manches Andere, geschenkt. Hat sie ihn aber gestohlen, so wird es schon Lärm werden, und dann ist es noch immer Zeit zu reden. Ich bin recht froh, daß ich heute noch nicht in das Zimmer

der gnädigen Gräfin kam. Solche schlechte Leute, wie diese heuchlerische Marie, könnten auch noch andere honeste Personen in Verdacht bringen.“

Man nahm Zettchen beym Worte; sie sollte jetzt ihre Aussage vor Gericht bestätigen. Als sie in die Gerichtsstube trat, und der Richter sie ermahnte, vor Gott die Wahrheit zu bekennen, da klopfte ihr freilich das Herz nicht wenig, und die Knie zitterten ihr. Allein das schlechte Mädchen gab den Worten des Richters und der Stimme ihres Gewissens kein Gehör. Sie dachte: „Wenn ich jetzt bekenne, daß ich gelogen habe, so werde ich davon gejagt, oder gar eingesperrt!“ Sie bestand daher auf ihrer Lüge, und sagte es Marien frech unter das Gesicht: „Du hast den Ring; ich habe ihn bey dir gesehen.“

Marie entschulte sich über diese Falschheit. Allein sie lästerte und schmähte nicht. Sie weinte bloß, und konnte vor Weinen kaum die Worte hervorbringen: „Es ist nicht wahr; du sahest den Ring nicht bey mir. Wie magst du doch so entsetzlich lügen, und mich, die dir kein Leid gethan hat, so unglücklich machen!“

Allein Zettchen, die nur auf ihren eignen zeitlichen Vortheil sah, und noch immer voll Haß und Neid gegen Marie war, lehnte sich gar

nicht daran. Sie wiederholte ihre Lüge noch einmal mit allen erdichteten Umständen ausführlich, und ward dann auf den Wink des Richters wieder abgeführt.

„Du bist überwiefen! sagte der Richter hiers auf zu Marien. Alle Umstände sind gegen dich. Die Kammerjungfer der jungen Gräfin hat den Ring sogar in deinen Händen gesehen. Nun sag an, wo du ihn hingethan hast.“

Marie blieb darauf, sie habe ihn nicht. Da ließ der Richter sie schlagen bis aufs Blut. Marie schrie, weinte, flehte zu Gott, wiederholte immer und immer, sie sey unschuldig — allein alles half nichts. Sie wurde grausam mißhandelt. Bläß, zitternd, blutend wurde sie endlich wieder in das Gefängniß geworfen. Ihre Wunden schmerzten sie entsetzlich; schlaflos lag sie die halbe Nacht auf ihrem harten Lager von Stroh; sie weinte, wimmerte, bethete zu Gott — dieser sandte ihr endlich einen erquickenden Schlummer.

Des andern Tages ließ der Richter Marien wieder vor Gericht bringen. Da alle Strenge nichts geholfen hatte, so versuchte er sie durch Milde und durch freundliche Versprechungen zum Geständnisse zu bringen. „Du hast das Leben verwirkt! sagte er. Du hast verdient, durch das Schwert hingerichtet zu werden. Wenn du

aber bekennest, wo der Ring ist, so soll dir nichts weiteres mehr geschehen. Die Schläge sollen für deine Strafe gelten. Du sollst mit deinem Vater wieder friedlich in deine Wohnung zurück kehren. Bedenke das wohl, und wähle — zwischen Leben und Tod! Sieh, ich meine es dir gut. Was wird der gestohlene Ring dir nützen, wenn dein Haupt blutend zu deinen Füßen liegt?“ — — Marie blieb bey ihrer ersten Aussage.

Der Richter, der ihre große Liebe zu ihrem Vater bemerkt hatte, fuhr fort: „Wenn du denn verstockt bleibst, und selbst dein junges Leben nicht achten willst — so denke an das graue Haupt deines Vaters! Willst du es blutend unter der Hand des Henkers fallen sehen? Wer, als er, kann dich beredet haben, so hartnäckig zu läugnen? Meonest du nicht, daß es ihm auch den Kopf kosten könnte?“ Marie erschrak über diese Worte, daß sie fast umfiel. „Verkenne, sagte der Richter, daß du den Ring genommen hast. Ein Wort, die einzige Eplbe „Ja!“ kann dein und deines Vaters Leben retten!“ —

Dies war für Marie eine harte Versuchung. Sie schwieg lange still. Es kam ihr wohl der Gedanke, sie könnte sagen, sie habe den Ring genommen, aber unterwegs verloren. Allein sie

dachte bey sich selbst: „Nein, es ist doch besser, es durchaus mit der Wahrheit zu halten. Lügen wäre ja Sünde. Um keinen Preis will ich eine Sünde begehen — und könnte ich dadurch selbst mein und meines Vaters Leben retten. Dir, o Gott, will ich gehorchen, und alles übrige gestrost Dir überlassen.“ Sie sagte hierauf mit lauter, bewegter Stimme: „Wenn ich sagen würde, daß ich den Ring habe, so wäre das eine Lüge, und wenn ich mich durch eine Lüge vom Tode befreien könnte, so wollte ich es doch nicht thun. Aber — fuhr sie fort — wenn einmal Blut fließen soll, o so schonet doch der grauen Haare meines guten Vaters! Für ihn will ich mit Freuden mein Blut vergießen.“

Von diesen Worten wurden alle, die zugegen waren, gerührt. Selbst dem Richter, ein so ernstler, strenger Mann er sonst war, gingen sie zu Herzen. Er schwieg — und winkte, Maria wieder in das Gefängniß zu führen.

Sechstes Kapitel

Vater Jakob bey Marie im Gefängnisse.

Der Richter befand sich nun in nicht geringer Verlegenheit. „Es ist heute schon der dritte Tag, sagte er am folgenden Morgen zu seinem Aktuar, und wir sind noch nicht weiter, als in der ersten Stunde. Wenn ich nur eine Möglichkeit vor mir sähe, daß jemand anders den Ring haben könnte, so wollte ich glauben, das Mädchen sey unschuldig. Eine solche Hartnäckigkeit in einem so zarten Alter ist etwas ganz Unerhörtes. Allein die Umstände sind zu klar gegen sie; es kann nicht anders seyn, sie muß den Ring dennoch gestohlen haben.“

Er ging noch einmal zur Gräfin, und befragte sie noch einmal um die kleinsten Umstände. Er nahm Zettchen noch einmal in das Verhör. Er saß den ganzen Tag über den Prozeßakten, und überlegte ein jedes Wort, das Marie im Verhöre gesagt hatte. Er ließ endlich noch am späten Abende Mariens Vater aus dem Gefängnisse holen, und auf sein Zimmer bringen.

„Jakob, fing er an, ich bin zwar als ein strenger Mann bekannt. Aber das werdet Ihr mir doch nicht nachsagen können, daß ich in meinem Leben jemanden mit Wissen Unrecht gethan habe. Ich denke, Ihr traut es mir zu, daß ich den Tod Eurer Tochter nicht will. Allein nach allen Umständen muß sie den Diebstahl begangen haben, und nach den Gesetzen muß sie sterben. Die Aussage der Kammerjungfer bringt die Sache zur völligen Gewißheit. Wenn indeß der Ring zum Vorschein käme, und so der Schaden gut gemacht würde, so könnte sie ihrer Jugend wegen befreit werden. Führt sie aber fort, so hartnäckig und beständig zu läugnen, so ersetzt die Freiheit, was ihr an Jahren abgeht, und sie ist ein Kind des Todes. Wacht also zu ihr, Jakob; redet ihr zu, den Ring zurück zu geben, und ich gebe Euch die Hand darauf, sie soll dann — aber nur dann, merkt das! — nicht sterben, sondern mit einer gelindern Strafe davon kommen. Ihr seid Vater; Ihr vermögt alles über sie! Wenn Ihr nichts aus ihr heraus bringt — was kann man anders denken, als daß Ihr mit ihr einverstanden seid, und an ihrem Leben Theil genommen habt? Noch einmal! wenn der Ring nicht zum Vorschein kommt, so geht es nicht gut.“

Der Vater sagte: „Reden will ich wohl mit ihr; aber daß sie den Ring nicht gestohlen hat, und es also auch nicht einbekennen wird, weiß ich schon zuver. Ich will indeß alles versuchen und ich sehe es als eine große Gnade an, daß ich mein Kind, wenn es jedoch unschuldig hingerichtet werden sollte, zuvor noch einmal sehen darf!“

Der Gerichtsdienner führte den alten Mann stillschweigend in Mariens Gefängniß. Stellte die rauchende Dellampe auf das Mäuerlein im Kerker, auf dem das irdene Schüsselcin mit Mariens Nachtmessen und der irdene Wasserkrug noch unberührt da standen, ging dann wieder hinaus, und schloß die Thüre hinter sich zu.

Marie lag, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, auf ihrem Stroh und schlummerte ein wenig. Als sie die Augen öffnete, und den düsterrothen Schimmer der Dellampe bemerkte, wandte sie sich um — erblickte ihren Vater, that einen lauten Schrey, fuhr, daß ihre Ketten rasselten, von ihrem Strohlager auf, und fiel, halb ohnmächtig, ihrem Vater um den Hals. Er setzte sich mit ihr auf das Stroh, und schloß sie fest in seine Arme. Beyde schwiegen lange, und ihre Thränen flossen in einander.

Endlich fing der Vater an, seinem Auftrage gemäß zu reden. „Ach Vater, fiel ihm Marie

in das Wort, Ihr, Ihr werdet ja doch nicht an meiner Unschuld zweifeln! Ach Gott, fuhr sie weinend fort, so ist denn kein Mensch mehr in der Welt, der mich nicht für eine Diebin hält! Selbst mein Vater nicht! — Vater, glaube es doch, Ihr habt an mir keine Diebin erzogen.“

„Seh ruhig, liebes Kind, ich glaube dir!“ sprach der Vater. Es ward mir blos so befohlen, dich zu fragen.“ Beide schwiegen wieder.

Der Vater betrachtete Marien. Ihre Wangen waren blaß und abgehärtet, ihre Augen vom Weinen roth und geschwellen, ihre dichten, blonden Haare, in die sie sich hätte ganz einhüllen können, waren aufgelöst und flogen zerstreut umher. „Armes Kind, sprach er, Gott hat dir ein schweres Leiden aufgelegt! Und ich fürchte — ich fürchte, das Allerschwerste, das Entsetzlichste kommt erst noch! Ach vielleicht — vielleicht werden sie dir dieses jugendliche Haupt gar abschlagen!“ —

„Ach Vater, sagte Marie, um mich ist es mir gar nicht. Aber Euer graues Haupt — o Gott! — wenn ich das unter dem Schwerte müßte fallen sehen!“

„Für mich fürchte nichts, liebes Kind, sagte der Vater. Mir geschieht nichts! Aber mit dir — ich hoffe zwar noch das Bessere — aber

mit dir könnte es wirklich so weit kommen, daß — —.“

„O, rief Marie freudig, indem sie den Vater unterbrach, wenn dieß ist, dann ist mir der schwerste Stein vom Herzen — dann ist alles gut. Vater, gewiß! Ich fürchte den Tod nicht. Ich komme ja zu Gott, zu meinem Erlöser! Auch meine Mutter werde ich im Himmel sehen! O wie freue ich mich darauf!“

Diese Worte gingen dem alten Vater tief zu Herzen. Er weinte wie ein Kind. „Nun, Gott Lob, sagte er endlich, und faltete die Hände, Gott Lob, daß ich dich so gefaßt finde. Zwar ist es hart — sehr hart — für einen alten, abgelebten Mann, für einen liebenden Vater, sein einziges, sein inniggeliebtes Kind, den einzigen Trost, die letzte Stütze, die Krone und Freude seines Alters so zu verlieren! — Doch, schluchzte er mit gebrochener Stimme, Herr, dein Wille geschehe. Du verlangst ein schweres Opfer von dem Vaterherzen. Allein Dir bring' ich es willig. Nimm sie hin! In deine Hände übergebe ich sie, mein Liebste auf Erden; da ist sie am Besten aufgehoben. Deinem unendlich liebevollern Vaterherzen empfehle ich sie; da ist sie am besten versorgt. — Ach, es ist doch besser, liebe Marie, du stirbst unschuldig auf der Richtstätte unter dem Schwerte des Scharfrichters, als daß

ich es hätte erleben müssen, daß du in dieser verderblichen Welt verführt, deiner Unschuld beraubt, und zu Sünde und Laster wärest verleitet worden. Verzeih, daß ich so rede. Du bist wohl noch gut, sehr gut — werth unter die Engel des Himmels versetzt zu werden; aber die Welt ist böse, sehr böse; alles ist möglich, und selbst Engel fielen. Stirb denn, wenn es Gottes heiliger Wille so seyn sollte, getrost, meine Tochter. Noch stirbst du in deiner Unschuld. Das ist der schönste Tod, so blutig er auch seyn mag. Du wirst dann als eine reine unbesleckte Lilie aus einem rauhen Boden in das bessere Land — ins Paradies versetzt!“

Ein Strom von Thränen unterbrach seine Worte. „Doch, noch Eines! sagte er über eine Weile. Zettchen hat gegen dich gezeugt. Sie betheuerte es eidlich, sie habe den Ring in deiner Hand gesehen. Ihr Zeugniß ist dein Tod, wenn du solltest hingerichtet werden. Aber — nicht wahr, du verzeihst ihr? Du nimmst keinen Haß mit in jene Welt? — Ach, auf diesem Stroh hier, in diesem dumpfen Ketter, mit diesen schweren Ketten beladen, bist du doch glücklicher, als sie in dem herrschaftlichen Schlosse, in Seide und Spitzen, in Ueberfluß und Ehre. Besser unschuldig sterben, wie du, als schändlich leben, wie sie. Verzeih ihr, Marie, wie dein

Erbsen seinen Feinden auch verzieh. Nicht wahr, du verzeihst ihr, du nimmst alles von Gott?“ — Marie betheuerte es.

„Und nun, fuhr der Vater fort, denn er hörte den Gerichtsdienner kommen, empfehle ich dich Gott und seiner Gnade — und deinem Erlöser, der auch unschuldig gleich einem Uebelthäter hingerichtet wurde! Und solltest du mein Angesicht nicht mehr sehen, sollte es jetzt das letzte Mal seyn, daß ich dich erblicke, so werde ich dir bald nachfolgen in den Himmel! denn diesen Schlag — ich fühle es — überlebe ich nicht lange.“

Der Gerichtsdienner mahnte den Vater, zu gehen. Marie wollte ihn zurück halten, und umschloß ihn fest mit ihren Armen. Der Vater machte sich mit sanfter Gewalt von ihr los. Ohne Bewußtseyn sank sie auf ihr Stroh.

Jakob ward wieder zu dem Richter hinauf geführt. „Vor Gott, dem Allmächtigen, betheure ich es, rief er ganz außer sich, als er in das Zimmer trat, und erhob die rechte Hand zum Himmel, sie ist unschuldig. Mein Kind ist keine Diebin.“

„Ich möchte es bald auch glauben, sagte der Richter, allein leider darf ich nicht nach Euren und Eurer Tochter Betheuerungen richten.“

sondern ich muß so richten, wie die Sache nun einmal da liegt, und der Buchstabe des Gesetzes es mir vorschreibt.“

Siebentes Kapitel.

Das Urtheil und dessen Vollziehung.

Jedermann im Schlosse und in ganz Eichburg war nun begierig, wie Mariens Handel ausfallen werde. Alle Gutgesinnten zitterten für ihr Leben; denn in den damaligen Zeiten wurde der Diebstahl äußerst streng bestraft, und mancher Mensch wegen einer Summe Geldes hingerichtet, die nicht den zwanzigsten Theil von dem Werthe des Ringes betrug. Der Graf wünschte nichts sehnlicher, als Marien unschuldig zu finden; er durchlas alle Verhörsprotokolle selbst, unterredete sich Stunden lang mit dem Amtmann, konnte sich aber nicht von ihrer Unschuld überzeugen, indem es ihm schlechterdings unmöglich schien, daß ein anderer Mensch den Ring entwendet habe. Die beiden Gräfinen, Mutter und Tochter, bathen mit Thränen in den Augen,

Was

Marien doch nicht hinrichten zu lassen. Der alte Vater im Gefängnisse flehte Tag und Nacht ohne Unterlaß zu Gott, Er wolle doch die Unschuld seiner Tochter an den Tag bringen. Marie glaubte, so oft sie den Gerichtsdiener mit den Schlüsseln kommen hörte, man werde ihr das Todesurtheil ankünden. Der Scharfrichter reinigte einstweilen die Richtstätte von den wilden Kräutern, mit denen sie überwachsen war.

Jettechen erblickte ihn auf einem Spaziergange bey dieser Arbeit und ein Stich ging ihr in das Herz. Sie ward sehr besürzt, saß ganz bleich bey dem Abendessen, rührte nichts an, und jedermann sah, daß es ihr gar nicht wohl zu Muth sey. Die Nacht darauf schlief sie sehr unruhig, und Mariens blutiges Haupt kam ihr mehr als einmal im Traume vor. Ihr böses Gewissen ließ ihr Tag und Nacht keine Ruh. Allein das nichtswürdige Mädchen war nun einmal ganz sinnlich und irdisch gesinnt; sie hatte den edlen Muth nicht, durch ein aufrichtiges Geständniß ihren Fehler wieder gut zu machen.

Der Richter fällte endlich das Urtheil: Marie, wegen offenkundigen und ungeheurer großen Diebstahls und hartnäckigen Laugens des Todes schuldig, soll aus besonderer Rücksicht ihrer Jugend und sonstigen unbescholtenen Rufes auf im
Glumendörcken.

mer in das Zuchthaus geschickt; ihr Vater, der entweder in der That, oder durch schlechte Erziehung sich ihrer Schuld und Verstocktheit theilhaftig gemacht, soll auf immer aus der Grabschaft verwiesen; beyder Habschaften aber sollen zu einem, wie wohl unbedeutenden Ersatz an dem großen Schaden und den Gerichtskosten verkauft werden. Der Graf milderte das Urtheil dahin, Marie solle mit ihrem Vater über die Gränze verwiesen werden, und er gebeth, um alles weitere Aufsehen zu vermeiden, sie sogleich mit Anbruch des folgenden Tages dahin abzuführen.

Als Marie und ihr Vater von dem Gerichtsdienner an dem Schloßthore vorbei geführt wurden, kam Tottchen heraus. Da der Handel nach der Meinung des leichtsinnigen, gefühllosen Mädchens über alle Erwartung gut ausgegangen war, bekam sie ihre ganze vorige Munterkeit wieder. Daß Marie hingerichtet werden sollte, hätte ihr doch zu arg geschienen; daß sie so fortgeschickt wurde, war gerade, was sie wünschte. Sie hatte immer gefürchtet, Marie möchte sie am Ende noch gar aus ihrer Stelle verdrängen. Diese Furcht war nun verschwunden. Ihr voriger Haß gegen Marie, ihre Schadenfreude, ihr deses Herz gewonnen ganz wieder die Oberhand. Die Gräfin Amalia hatte einmal, als sie Mariens Korbchen auf der Kemmode stehen sah, zu

Jettchen gesagt: „Bring mir dieses Körbchen aus den Augen! Es erweckt zu traurige Erinnerungen in mir, und ich kann es ohne Schmerzen nicht ansehen.“ Jettchen hatte es zu sich genommen, und brachte es jetzt mit sich heraus. „Da hast du dein Geschenk wieder, sagte sie zu Marie. Meine gnädige Herrschaft will nichts aus solchen Händen. Deine Herrlichkeit ist jetzt dahin, wie die Blumen, die du dir so gut bezahlen ließest, und es macht mir ein besonderes Vergnügen, dir hiemit den Korb zu geben.“ Sie warf Marien das Körbchen vor die Füße, ging mit höhnlischem Lachen wieder in das Schloß zurück, und schlug die Thüre mit großer Gewalt hinter sich zu.

Marie hob das Körbchen stillschweigend und mit einer Thräne im Auge auf und ging weiter. Ihr Vater hatte nicht einmal einen Stab für die Reise; Marie nichts als das Körbchen. Mit nassen Augen sah sie wohl hundertmal nach ihrem väterlichen Hause zurück, bis es endlich, so wie zuletzt auch das Schloß und die Spitze des Kirchthurmes, hinter einem waldigen Hügel aus ihren Augen verschwand.

Nachdem der Gerichtsdiener Marien und ihren Vater am Gränzsteine der Grafschaft tief im Walde verlassen hatte, setzte sich der alte Mann,

müde von Kummer und Schmerz, nieder auf den Stein, der dicht mit Moos bewachsen, und von einer hundertjährigen Eiche beschattet war.

„Komm, meine Tochter, sagte er, und schloß Mariau in seine Arme, legte ihr die Hände zusammen, und hob sie mit den seinigen empor — vor allem laß uns Gott danken, daß Er uns aus dem finstern, engen Kerker wieder herausgeführt unter seinen freyen Himmel und an die frische Luft; daß Er unser Leben gerettet, und dich, liebes Kind, mir wieder geschenkt hat.“

Der Vater richtete seine Blicke zum Himmel, der hell und blau durch das grüne Eichenlaub glänzte, und beethete mit lauter Stimme: „Lieber Vater im Himmel! Du einziger Trost deiner Kinder auf Erden! Du mächtiger Schutz aller Bedrängten! Nimm unsern vereinten Dank für unsere gnädige Errettung aus Ketten und Banden, aus Gefängniß und Tod! Nimm unsern Dank für alle Wohlthaten, die uns auf diesem Boden zu Theil wurden. Denn wie könnten wir diese Gränzen verlassen, ohne vorher dankbar zu Dir aufzublicken! Zieh! bevor wir den fremden Boden betreten, sehen wir noch zu Dir! Blick herab auf einen armen Vater und sein armes, weinendes Kind! Nimm Du uns in deinen Schutz! Sey Du unser Begleiter auf den rauhen

Wegen, die ich und mein armes Kind jetzt vielleicht gehen müssen! Führe uns zu guten Menschen, lenke ihr Herz zum Mitleiden, laß uns auf deiner großen, weiten Erde ein Plätzchen finden, wo wir unsere noch übrigen Pilgertage ruhig verleben, und dann getrost sterben können. Ja, dieses Plätzchen hast Du, obwohl wir es noch nicht wissen, uns gewiß schon bereitet! Im Vertrauen und Glauben an Dich wandern wir getrost dahin.“

Da beide so gebethet hatten, denn Marie sprach in ihrem Innersten dem Vater alle Worte nach, goß sich ein wunderbarer Trost und ein heher, fröhlicher Muth in beyder Herzen.

Achtes Kapitel.

Ein Freund in der Noth.

Jetzt kam Anton, der alte Jäger des Grafen, neben dem Jakob einst gedient und den Grafen auf seinen Reisen begleitet hatte, durch den Wald her. Er war schon vor Tage auf einen Hirsch angesetzt.

„Grüß Euch Gott, Jakob, sagte er, seyd Ihr. Ich meynete, ich höre Eure Stimme, und ich habe mich nicht geirrt. Ach du mein Gott, so haben sie Euch doch noch fortgeschickt! Es ist doch recht hart, noch in seinen alten Tagen seine liebe Heimath verlassen zu müssen!“

„So weit der Himmel blau ist, sprach Jakob, ist die Erde Gottes Eigenthum, und überall waltet seine Liebe über uns. Unsere Heimath aber ist im Himmel.“

„Lieber Gott! fing der Jäger wieder mitleidig an. Man hat Euch ja fortgeschickt, wie Ihr geht und steht. Ihr habt ja nicht einmal die nöthige Kleidung für eine solche Reise!“

„Der die Blumen kleidet, wird auch uns kleiden!“ sprach Jakob.

„Und mit Geld, fragte der Jäger wieder, werdet Ihr auch nicht versehen seyn?“

„Wir haben ein gutes Gewissen, antwortete Jakob; da sind wir reicher, als wenn der Stein, auf dem ich sitze, Gold wäre und uns gehörte.“

„Redet doch, sagte der Jäger, Ihr habt gewiß keinen Kreuzer?“

„Dieses leere Korblein da zu meinen Füßen, sprach Jakob, ist unser ganzes Vermögen. Was meynt Ihr wohl, daß es werth seyn könne?“

„Mein Gott, sagte der Jäger bekümmert, einen Gulden, oder vielleicht einen Thaler. Was soll aber das seyn!“

„Nun, fuhr Jakob lächelnd fort, so sind wir ja reich, wenn anders mir Gott diese zwei gesunden Arme läßt. In einem Jahre mache ich wenigstens hundert solcher Körblein — und mit hundert Thalern kommen wir gewiß aus. Mein Vater, der ein Korbmacher war, bestand darauf, ich mußte außer der Gärtnerey noch das Korbmachen lernen, um auch im Winter eine nützliche Beschäftigung zu haben. Ich danke es ihm noch im Grabe. Er hat mehr an mir gethan und besser für mich gesorgt, als wenn er mir drey tausend Gulden hinterlassen hätte, die mir jährlich hundert Thaler reinen Zins trügen. Eine gesunde Seele, ein gesunder Leib und ein ehrliches Handwerk sind der beste und sicherste Reichthum auf Erden.“

„Nun, Gott Lob, sagte der Jäger, daß ihr es so nehmen könnet. Ich muß Euch Recht geben. Auch denke ich, daß Euch die Gartenskunst auch noch zu Gute kommen könne. — Aber wo wollet Ihr denn jetzt hin?“

„Weit fort, sprach Jakob, wo uns kein Mensch kennet — wo uns Gott hinführt.“

„Jakob, sagte der Jäger, nehmt doch diesen starken, dicken Knotenstab da! Ich habe ihn, da es mir etwas schwer wird, den unwegsamen Berg dert zu ersteigen, zum Glücke mit mir genommen. Ihr habt ja nicht einmal einen Reisetab! Und da, fuhr er fort, und zog ein kleines ledernes Beutelschen aus der Tasche, habt Ihr etwas Geld. Ich nahm es gestern Abends in dem Dörflein da drüben, wo ich übernachtete, für Holz ein.“

„Den Stab, sprach Jakob, will ich behalten, und ihn zum Andenken an einen braven Mann führen. Aber das Geld kann ich nicht nehmen. Da es für Holz ist, gehört es dem Grafen.“

„Alter, ehrlicher Jakob! sagte der Jäger, habt keine Sorge! Das Geld ist dem Grafen schon bezahlt. Ich hatte es vor mehreren Jahren einem armen Manne, der um seine Ruh gekommen war, und das gekaufte Holz nicht zahlen konnte, vorgestreckt, und nicht mehr daran gedacht. Gestern gab er es mir, da er sich jetzt wieder in bessern Umständen befindet, unvermuthet und mit Dank zurück. Das Geld ist Euch recht von Gott beschert.“

„Nun, so will ich es denn nehmen, sprach Jakob, und Gott wolle es Euch in etwas An-

derem wieder ersetzen. Sieh, Marie, sagte er hierauf zu seiner Tochter, wie gütig der liebe Gott sogleich zu Anfange unserer Reise für uns sorgt. Da schickt Er uns, bevor wir die Gränze verlassen, noch unsern alten guten Freund her, der mir einen Reisestab bringt und uns mit Reisegeld versieht. Bevor ich von diesem Steine hier aufstehe, hat Er unser Geberth schon er-
hört. Darum sey fröhlich und unverzagt; Gott wird weiter für uns sorgen.“

Der alte Jäger nahm jetzt mit Thränen in den Augen Abschied. „Lebt wohl, ehrlicher Jakob! Lebe wohl, gute Marie! sagte er, indem er erst dem Vater und dann der Tochter die Hand reichte. Ich habe euch immer für ehrliche Leute gehalten, und halte euch noch dafür. Es wird wohl auch noch bey euch eintreffen: Ehrlich währt am längsten. Ja, ja! Wer Recht thut und auf Gott vertraut, den verläßt Er nicht. Nehmt diesen Spruch mit auf den Weg — und Gott geleite euch!“

Der Jäger wandte sich gerührt um und ging Eichburg zu. Jakob aber stand auf, nahm seine Tochter bey der Hand, und wanderte mit ihr die Strasse durch den Wald hin — fort in die weite Welt.



Neuntes Kapitel.

Jakobs und Mariens Wanderschaft.

Marie und ihr Vater reisten immer weiter und weiter, und hatten bereits einen Weg von mehr als zwanzig Meilen zurückgelegt. Nirgends hatten sie noch ein Unterkommen gefunden; ihr wenigcs Geld ging zu Ende. Sie behalfen sich sehr kümmerlich. Es fiel ihnen unbeschreiblich schwer, um Almosen zu bitten. Endlich mußte es doch seyn. An manchem Fenster wurden sie mit rauen Worten abgewiesen, an manchem andern wurde ihnen mit Murren bloß ein Stücklein trocknes Brod herausgereicht, und sie hatten nichts dazu als Wasser am nächsten Brunnen. Nur manchmal bekamen sie in einem irdenen Schüsselchen etwas Suppe oder Gemüße; hie und da wohl auch etwas übrig gebliebenes Fleisch oder Gebackenes. Allein, Marie mußte es mehr als einmal mit ansehen, wie man lange wählte, um sicher das kleinste und schlechteste Stücklein herauszufinden. Nachdem sie manchen Tag nichts Warmes bekommen hatten, mußten

sie noch froh seyn, in einer Scheure übernachten zu dürfen.

Eines Tages, da die Estrasse sie beständig zwischen waldigen Hügeln und Bergen hinführte, und längere Zeit kein Ort kam, ward es dem alten Manne übel. Bleich und sprachlos sank er unten an einem Tannenhügel auf die abgefallenen Tannennadeln hin. Marie war vor Schrecken und Angst beynahe außer sich. Vergebens suchte sie nach etwas frischem Wasser umher — sie fand nirgends ein Tröpflein. Vergebens rief sie um Hülfe — nur der Wiederhall antwortete. Weit und breit war keine menschliche Wohnung zu sehen. Marie stieg eilends und mit bebenden Kuten auf den Hügel, damit sie besser um sich schauen könne. Da erblickte sie tief unten an der andern Seite des Hügel's ein Bauernhaus, das, von reisenden Kornfeldern und grünen Wiesen umgeben, einsam im Walde lag. Sie lief, so schnell sie konnte, hinab, und kam fast athemlos bey dem Hause an. Mit nassen Augen und gebrochener Stimme rief sie um Hülfe. Der Bauer und die Bäuerin, beyde schon etwas betagt, waren gute, mitleidige Seelen. Sie wurden von dem Jammer, dem bleichen Angesichte, den Thränen, der Todesangst des armen Mädchens gerührt. Die Bäuerin sagte zu dem Bauern: „Spann doch ein Roß an

das kleine Wägelcin; wir wollen den alten, kranken Mann hieher bringen.“ Der Bauer ging, ein Pferd anzuschirren und den Wagen vorzuschieben. Die Bäuerin holte ein Paar Betten, einen irdenen Krug mit frischem Wasser, und eine gläserne Flasche mit Weinessig. Da Marie hörte, daß der Fahrweg um den Hügel herum schlecht und eine starke halbe Stunde weiter sey, eilte sie mit dem Wasser und dem Weinessig auf eben dem Wege, den sie gekommen war, zurück, um desto eher bey ihrem Vater zu seyn.

Als sie bey ihm ankam, hatte er sich etwas erholt. Er saß unter einer Tanne, und war herzlich froh, Marien, die er mit Schmerzen vermißt hatte, wieder zu sehen. Man brachte ihn auf das Fuhrwerk und führte ihn auf den Bauernhof.

Der Bauer hatte ein artiges Hinterstübchen, mit Nebenlammer und Küche, das eben leer stand. Dieses räumte er dem kranken Greise ein. Die Bäuerin richtete ihm ein gutes Bett. Marie behalf sich, um immer bey ihrem kranken Vater zu seyn, gerne auf der Bank. Die Krankheit war bloß Entkräftung, die von der schlechtesten Kost, dem elenden Nachtlager und den Mühseligkeiten der Reise hergekommen war. Die gute Bäuerin gab alles her, was ihr Haus vers

mochte, den kranken Mann zu erquicken. Sie sparte weder Mehl noch Eyer, weder Milch noch Butter — sogar einige Hennen waren ihr nicht zu viel, dem armen, kranken Greise kräftige Suppen zu machen. Späterhin holte der Bauer fast täglich ein junges Läubchen aus dem Schlasge herab. „Da, sagte er lächelnd zu der Bäuerin, brat es ihm! Weil du deine Hennen nicht schontest, so muß ich doch auch etwas thun.“

Der Bauer und die Bäuerin waren sonst alljährlich auf eine benachbarte Kirchweih gegangen. Dieses Mal redeten sie es mit einander ab, zu Hause zu bleiben, und für das Geld, das sie aufgegeben hätten, dem kranken Manne einige Flaschen guten, alten Wein zu kaufen. Marie dankte mit Thränen. „O Gott, sagte sie, so giebt es doch überall gute Menschen, und gerade in den rauhesten Gegenden findet man oft die mildesten Herzen.“

Marie saß beständig an dem Bette ihres Vaters. Sie legte aber dabei die Hände nicht in den Schooß. Sie war eine Weiderin im Stricken und Nähen, und nähte und strickte unermüdet für die Haushaltung der Bäuerin. Keinen Augenblick war sie müßig. Die Bäuerin war mit ihrem Fleiße und ihrem sittsamen und bescheidenen Betragen ungemein wohl zufrieden. Dem Vater Jakob schlug die bessere Pflege und Nahs

rung trefflich an; er hatte sich bald so viel erholt, daß er wieder aufsehn konnte. Alle die Tage seines Lebens mochte er nie müßig sehn. Er suchte daher seine Kunst, Korb zu flechten, wieder hervor. Marie mußte ihm Weiden und Hatzweige holen. Seine erste Arbeit war, daß er der Bäuerin aus Dankbarkeit einen schönen tüchtigen Armkorb machte. Er hatte ihren Geschmak vollkommen getroffen. Der Korb war hübsch fest und stark; in dem Deckel des Korbes waren mit hochrothgefärbten Weidensprossen die Anfangsbuchstaben ihres Namens nebst der Jahrszahl eingeflechten, und an der Wölbung des Korbes war aus gelb, braun und grün gefärbten Weiden ein Bauernhaus mit einem Strohdache nebst einem Paar Tannen angebracht. Alles im Hause bewunderte die zierliche Arbeit; die Bäuerin aber war über das Geschenk hoch erfreut, und die Anspielung auf ihren Hof, den man den Tannenhof nannte, gefiel ihr ganz besonders wohl.

Nachdem Vater Jakob wieder vollkommen hergestellt war, sagte er zu dem Bauern und der Bäuerin: „Nun sind wir euch lange genug zur Last gefallen; es ist Zeit, daß ich meinen Stab weiter sehe.“

Alein der Bauer nahm ihn bey der Hand und sagte: „Was fällt Euch ein, lieber Jakob!

Ich hoffe, wir werden Euch doch nichts zu Leid gethan haben. Warum denn wollet Ihr fort? Ihr seyd sonst ein so kluger Mann, aber der Einfall ist einmal nichts!“

Die Bäuerin trocknete sich mit der Schürze die Augen und sprach: „Bleibt doch bey uns! Es ist schon spät im Jahre! Seht, das Laub an den Hecken und Bäumen wird bereits gelb und der Winter ist vor der Thür! Wollet Ihr denn mit Gewalt wieder aufs neue krank werden?“

Jakob versicherte, daß er nur deswegen gehen wolle, um ihnen nicht beschwerlich zu fallen.

„Ey was beschwerlich, sagte der Bauer; habt da keinen Kummer! In dem kleinen Stüblein seyd ihr uns nicht im Wege, und was ihr brauchet, verdient ihr ja!“

„Ja wohl, sprach die Bäuerin, das verdient Marie allein schon mit Stricken und Nähen. Und wenn Ihr, Jakob, Euch noch weiter mit Korbflechten abgeben wollet, so hat es gar keine Noth. Ich hatte Euren schönen Korb neu: lich, als ich der Tannenmüllerin da drüben ein Kind aus der Taufe hob, mitgenommen. Alle Bäuerinnen, die da waren, möchten gerne solche Körbe haben. Ich will Euch Bestellungen genug verschaffen. Die Arbeit soll Euch sobald nicht ausgehen.“

Jakob und Marie blieben, und der Bauer und die Bäuerin bezugten darüber die aufrichtigste Freude.

Behtes Kapitel.

Jakobs und Mariens frohe Tage auf dem Lammehofe.

Jakob und Marie richteten sich nun in der kleinen Wohnung ein, um nach ihrem Wunsche eine eigene Hauehaltung zu führen. Das Stübchen wurde mit den nöthigsten Geräthschaften, und die Küche mit irdenen Geschirren versehen. Marie schätzte sich glücklich, wieder am Feuerherde zu stehen und für ihren Vater zu kochen. Sie lebten zusammen sehr vergnügt. Während Jakob Körbe flocht und Marie strickte oder nähte, führten sie vertrauliche Gespräche. Manchen Abend brachten sie auch in der vorderen Stube zu, und der Bauer und die Bäuerin und alle im Hause hörten Jakobs vernünftige Reden und lehrreiche Erzählungen mit tausend Freuden. Der Winter mit seinen Stürmen ging ihnen sehr angenehm vorüber.

Nächst

Nächst dem Bauernhause lag ein großes Stück Gartenland, das aber nicht zum besten bestellt war. Der Bauer und die Bäuerin hatten, wegen der vielen Feldarbeiten, nicht Zeit es gehörig zu bauen, und dann verstanden sie sich auch nicht recht darauf. Jakob unternahm es, einen rechten Garten herzustellen. Er hatte noch im Herbst Vorbereitungen dazu gemacht, und kaum war im Frühlinge der Schnee weg, so arbeitete er mit Marie von Morgen bis an den späten Abend. Der Garten wurde in Beete getheilt, die Beete wurden mit mancherley Gemüse bepflanzt und mit Bienenkräutern eingefast, und die Wege mit reinlichen Kiese bestreut. Marie hatte nicht geruht, bis der Vater aus dem Städtchen, wo er die Gemüsesamen einkaufte, auch einige Rosenstauden, Lilienwiebeln, Aurikelnstöcklein, Samen von Goldlack, Levkojen und andern schönen Blumen mitgebracht hatte. Sie zog wieder die prächtigsten Blumen, wovon man mehrere in dieser rauhen, abgelegenen Gegend noch nie gesehen hatte. Der Garten grünte und blühte bald so herrlich, daß er dem ganzen düstern Waldthale ein freundlicheres Aussehen gab. Auch der nahe Baumgarten gedieh unter Jakobs Hand besser, und trug reichlichere Früchte. Es war Egen in allem, was er that.

Blumentörbchen.

Der alte Gärtner war wieder in seiner heitersten Laune. Er machte wieder seine Anmerkungen über die Blumen und Gewächse. Er brachte aber nicht immer die alten vor; er mußte immer etwas neues zu sagen.

Marie hatte in den ersten Tagen des Frühlings an der Dornhecke, die den ländlichen Garten umgab, lange nach Veilchen gesucht, um ihrem Vater, wie sie es gewohnt war, das erste Sträußchen zu bringen. Endlich fand sie einige der schönsten und wohlriechendsten, und brachte sie ihm voll Freude. „Wohl! sagte der Vater, indem er lächelnd das blaue Sträußchen nahm. Wer sucht, der findet.“ — „Aber höre, fuhr er fort, es ist doch immerhin bemerkenswerth, daß die holden Veilchen, diese lieblichen Blümchen, so gerne unter den Dornen wachsen, und es scheint mir dieses sehr lehrreich für uns. Wer in aller Welt hätte geglaubt, daß wir in diesem dunkeln Waldthale und unter diesem alten, mit Moos bewachsenen Strohdache so viele Freuden finden würden! Allein keine Lage des Lebens ist so dornicht, daß nicht unter den Dornen noch einige stille Freuden verborgen seyn sollten. Bleibe du nur von Herzen freudig und gut, mein Kind, und es wird dir, so hart es dir vielleicht auch noch gehen mag, doch nie an stiller, inniger Freude fehlen.“

Eine Bürgerfrau aus der Stadt kam eines Tages, um der Bäuerin Glachs abzulaufen, auf den Hof und brachte ihren kleinen Knaben mit. Während nun der Glachs beschaut, untersucht und darüber gehandelt wurde, war der Knabe durch die offene Thüre in den Garten gerathen, und mit beiden Händen über einen vollen Rosenstrauch hergefallen, um ihn zu plündern — und hatte sich an den Dornen jämmerlich zerstoßen. Auf sein Geschrey liefen die Mutter und die Bäuerin dem Garten zu; auch Jakob und Marie kamen herbei. Der Knabe stand heulend und mit blutenden Händen neben dem Rosenstrauche und verwünschte die bösen, betrügerischen Blumen.

„So sind wir großen Kinder manchmal auch! sagte Ja. v. Jede Freude hat, wie die Rose, ihre Dornen um sich her. Da tappen wir denn gleich mit beiden Händen darein. Der richtet sich durch Tanz und Spiel, der durch Trunk oder noch etwas Schlimmeres zu Grund. Dann steht er da, und weint und jammert, und klagt die Freude an. Laßt euch daher die schöne Rose nicht zur Unbedachtsamkeit verleiten. Der Mensch hat ja Vernunft. Er soll daher nicht bloß seiner Begierde folgen, sondern immer überlegt und vorsichtig handeln.“

In einem schönen heitern Sonntagmorgen, nach einem Paar Regentagen, kam Marie mit ihrem Vater in den Garten, und fand die erste Lilie ausge schlagen, und im Glanze der auf gehenden Sonne mit mehreren Blumen lieblich prangen. Sie rief den Leuten im Hause, die schon lange begierig gewesen, die Lilie blühen zu sehen. Alle bewunderten sie.

„Wie schön hell und weiß, wie rein und fleckenlos, sie ist,“ sagte die Bäuerin.

„Ja wohl, sprach Jakob mit Nührung; o daß doch das Gemüth aller Menschen so rein und fleckenlos seyn möchte! Dieß wäre ein erhebli cher Anblick für Gott und für seine Engel. Denn nur ein reines Herz ist mit dem Himmel verwandt.“

„Und wie schön gerade, wie schlank und aufrecht sie dasteht!“ sagte der Bauer.

„Wie ein Finger, der zum Himmel zeigt!“ sprach Jakob. Ich habe sie gar gerne in dem Garten. In jedem Gäßchen des Landmanns sollte eine solche Lilie stehen. Wir Leute müssen immer so in der Erde wühlen und vergessen darüber so leicht den Himmel. Die schöne aufrecht stehende Blume kann uns aber daran mahnen, daß wir bey all unserer Mühe und Arbeit auf-

wärts blickt und noch etwas Besseres suchen sollen, als was uns die Erde geben kann.“

„Alle Gewächse, fuhr er mit Eifer und Nachdruck fort, auch die zartesten Graspitzen streben aufwärts, und was zu schwach ist, sich selbst empor zu heben, wie die Bohnen, die Gartenerbsen, der Hopfen dort in der Hecke, das windet und ranket sich empor. Es wäre doch schlecht, wenn nur der Mensch allein mit seinen Gedanken, Wünschen und Hoffnungen immer am Boden kriechen wollte!“

Eines Tages setzte Jakob junge Pflänzchen auf ein frisch gegrabenes Gartenbeet. Marie jätete auf einem Beetchen daneben das Unkraut aus. „Dieses zweifache Geschäft, liebe Tochter, sagte der Vater, sollte das Eine Geschäft unsers ganzen Lebens seyn. Unser Herz ist auch ein Garten, den uns der liebe Gott zu besorgen gab. Immer müssen wir beschäftigt seyn, Gutes hinein zu pflanzen und keimendes Böses auszurotten, sonst verwildert es. Wer aber diese zwei Geschäfte recht verrichtet, und Gott, von dem Sonnenschein, Thau und Regen, Wachsthum und Gedeihen kommt, stets um seinen Segen dazu bittet, der baut sich den schönsten Garten, ja ein Paradies in seinem Innern.“

Jakob und Marie hatten unter Fleiß und Arbeit, lehrreichen Gesprächen und manchen un-

schuldigen Freuden bereits drei Frühlinge und Sommer auf dem Tannenbese sehr vergnügt zugebracht, und ihrer ehemaligen Leiden beynahe ganz vergessen. Als es aber wieder Herbst ward, die Mittagssonne bereits längere Schatten warf, der letzte Schmuck des Gartens, die rothen und blauen Asters blühten, das Laub der Bäume sich bunt färbte und der Garten sich zur Ruhe des Winters neigte, fühlte Jakob eine merckliche Abnahme seiner Kräfte, und er besand sich manchmal gar nicht wohl. Er verbarg es zwar vor Maria, um ihr keinen Kummer zu machen; allein in seinen Anmerkungen über die Blumen war etwas Wehmüthiges, das Marie manchmal sehr zu Herzen ging.

Maria betrachtete einst eine Rose, die sich verspätet hatte, und erst jetzt im Herbst in voller Blüthe prangte. Sie wollte sie brechen; allein die Purpurblättchen fielen plötzlich ihr unter der Hand ab, und lagen zerstreut auf dem Boden umher. „Das ist der Mensch, sagte der Vater. In der Jugend gleichen wir wohl einer früh aufblühenden Rose; allein wir welken auch dahin wie die Rosen, und unsere Blüthenzeit ist sehr kurz, und sehr schnell vorüber. Wils dir also, liebes Kind, nichts ein auf die eitle, vergängliche Schönheit des Leibes; trachte nach

Schönheit der Seele, nach Tugend, die nie welkt.“

Jakob nahm einst gegen Abend, auf der Gartenleiter stehend, noch Äpfel vom Baume, und reichte sie Marien herab, die sie sorgfältig in einen Korb legte. Da sprach er: „Wie die Herbstluft so schauerlich über die Stoppeln herweht und mit den gelben Blättern und mit meinen grauen Haaren spielt! — Mein Herbst, liebe Marie, ist da, und der deinige wird auch kommen. Mache doch, daß du, wie dieser Baum hier, dann reich an guten Früchten sehest, und der Herr seines großen Gartens, der Welt, sich deiner freuen möge.“

Als Marie noch einige Samenkörner für den künftigen Frühling in die Erde legte, sprach der Vater: „So, meine Tochter, wird man auch uns einmal in die Erde hinein legen, und uns mit Erde bedecken. Aber sey getrost! Wie über ein Kleines das Ahrnlein in der Erde sich regt, zu leben anfängt, und als eine schöne Blume sich über die Erde erhebt, und gleichsam triumphirend über dem Grabe steht: so werden auch wir einst schön und herrlich aus unserm Grabe hervorgehen. Denke daran, liebe Marie, wenn sie mich einst begraben werden. Die Blume, die du dann etwa noch auf mein Grab pflanzen

wirft, sey dir ein Bild der Auferstehung und Unsterblichkeit.“

Marie blickte ihren Vater an. Zwei große Thränen standen ihm in den Augen. Sie erschrak und bange Ahnungen erfüllten ihr Herz.

Fünftes Kapitel.

Jakobs Krankheit.

Zu Anfang des Winters, der sich sehr rauh einstellte, und Berg und Thal mit tiefem Schnee bedeckte, ward der gute Jakob wirklich sehr krank. Marie bath ihn, den Arzt des nächsten Städtchens rufen zu lassen, und der gutherzige Bauer fuhr im Schlitten dahin, denselben zu holen. Der Arzt verschrieb dem Kranken Arznei, und Marie begleitete ihn unter die Thüre hinaus. Sie fragte ihn, ob sie hoffen dürfe, daß ihr Vater bald wieder gesund werde. Der Arzt sagte ihr, daß es zwar für jetzt noch keine Gefahr habe; allein daß die Krankheit in eine Auszehrung übergehen werde, und daß, zumal bey seinem Alter, an kein Aufkommen mehr zu denken sey. Marie sank fast um, und weinte und schluchzte.

Doch trocknete sie ihre Thränen, und suchte sich zu erheitern, ehe sie wieder zu ihrem Vater hinzuging, um ihn nicht zu betrüben.

Marie verpflegte ihren geliebten Vater mit der kindlichsten Sorgfalt. Sie that ihm alles, was sie ihm nur an den Augen ansehen konnte. Sie wachte die langen Nächte hindurch bey ihm. Wenn Andere sie ablösen wollten, damit sie nicht selbst krank würde, und sie sich auch nach vielem Zureden ein wenig auf die Bank niedergelegt hatte, so konnte sie doch selten ein Auge schließen. Wenn ihr Vater nur hustete, so erschrak sie; wenn er sich nur regte, so schlich sie auf den Zehen hin, um nachzusehen, was er mache. Sie bereicherte und reichte ihm die dienlichsten Speisen mit der zärtlichsten Liebe. Sie legte ihm sein Kopfkissen zurecht; sie las ihm vor; sie bettete ohne Unterlaß für ihn. Unzählige Male stand sie, wenn er ein wenig schlief, mit gerungenen Händen und zum Himmel gerichteten, nassen Augen an seinem Bette und seufzte: „O Gott, schenke ihn mir doch noch einmal — nur noch auf einige Jährchen!“ Sie hatte sich durch den Fleiß ihrer Hände, indem sie manche halbe Nacht aufgeblieben war, und gestrickt oder genäht hatte, einiges Wenige erspart. Sie wendete den letzten Heller daran, ihm alles zu verschaffen, was ihm eine kleine Erquickung gewähren konnte.

Der fromme Greis, der sich zwar wieder etwas erholte, es aber dennoch nur zu gut fühlte, daß diese Krankheit seine letzte seyn werde, war sehr ruhig und gefaßt. Er sprach mit der größten Heiterkeit von seinem Tode. Aber Marie saate unter heißen Thränen: „O redet doch nicht davon, liebster Vater! Ich darf nicht einmal daran denken. Was würde dann ich anfangen? Ach, Eure arme Marie hätte ja dann gar niemanden mehr auf Erden.“

„Weine nicht, liebes Kind, sprach der Vater, und both ihr freundlich die Hand aus dem Bette. Du hast ja einen guten Vater im Himmel. Der bleibt dir, wenn dir dein Vater auf Erden auch wird genommen werden.“

„Wie du dich nähren und in der Welt fortbringen werdest, das ist meine geringste Sorge. Die Vögel finden ja ihre Nahrung; was solltest du sie nicht finden! Gott giebt sie dem Spähen auf dem Dache, was sollte Er sie dir nicht geben? Der Mensch braucht wenig, und auch dieß nur eine kurze Zeit. — Ach, mich ängstiget eine ganz andere Sorge! Sich, meine einzige Sorge ist die, daß du immer so fromm und gut und unschuldig bleiben mögest, wie du es, Gott Lob! jetzt noch bist.“

„Ach, meine liebe Tochter! du weißt noch gar nicht, wie böse und verderbt die Welt ist.

und was für schlechte Menschen es giebt. Leider giebt es Menschen, die sich nur einen Spass daraus machen würden, dich, armes Mädchen, um Unschuld, Ehre, Ruhe des Herzens und um das ganze Glück deines Lebens zu betrügen! Sie werden dich kindisch nennen, wenn du von Gottesfurcht, Gewissen, göttlichen Geboten, und von der Ewigkeit redest. O fliehe solche Menschen! Wenn sie dich schdu nennen, und dir schmeicheln, dich wie der Schmetterling die Blume umgaukeln — so höre sie nicht an, und achte nicht auf sie. Nimm nie, nie ein Geschenk von ihnen und glaube ihren Versprechungen nicht. Unter der Gestalt eines Engels ist manchmal ein Satan verborgen, und die Schlange schläft gern unter Blumen.“

„Sieh, Gott hat dir zu deinem Schutze einen treuen Engel mitgegeben — die heilige Schamröthe. Wenn dir jemand etwas Böses zumuthen will, ja nur ein Wort sagt, das gegen Unschuld und reine Sitten ist — so fühlst du diese Glut auf deinen Wangen. Laß dich diesen Engel der Unschuld warnen! Betrübe ihn nicht, daß er nicht von dir weiche. So lange er dich begleitet, und du dich von ihm warnen lässest, bist du sicher vor Verführung. Sobald du aber gegen seine Warnung nur der geringsten unerlaubten Zumuthung ein einziges Mal nach-

giebst, dann bist du in Gefahr, verloren zu seyn auf immer!“

„O Marie! In deinem eigenen Herzen wird ein Feind erwachen. Du wirst Augenblicke haben, in denen du Lust zum Bösen fühlst, und dich gern überreden möchtest, es sey nicht so arg, oder wohl gar unschuldig und erlaubt. Aber laß dich jetzt warnen! Grabe die Worte deines sterbenden Vaters tief in dein Herz! Thue — rede — denke nichts, worüber du erstöhen müßtest, wenn es dein Vater wüßte. Meine Augen werden sich nun bald für immer schließen. Ich werde dich nicht mehr bewachen können. Allein denke, daß dein himmlischer Vater dich überall sieht und stets in dein Herz blickt. Du würdest dich ja scheuen, mich, deinen Vater auf Erden, durch ein fehlerhaftes Betragen zu betrüben; scheue und fürchte dich noch unendlich mehr, Ihm, deinem lieben Vater im Himmel, zu mißfallen.“

„Zieh mich noch einmal recht an, Marie! Wenn du einmal in Versuchung gerathen solltest, Böses zu thun, so denke an mein blaßes Angesicht, an diese meine Zähren, die über meine bleichen Wangen fließen! Komm, lege deine Hand in meine kalte abgeehrte Hand, die bald in Staub zerfallen wird. Versprichs mir, meine Worte nicht zu vergessen! In der Stunde der

Versuchung laß es dir seyn, als hielte dich diese meine kalte Hand vom Abgrunde zurück!“

„Gutes Kind! Du betrachtetest mein blaßes, abgezehrtcs Aussehen mit Thränen. O sieh da, daß alles auf Erden vergänglich ist. Auch ich war einst von blühendem Aussehen, frisch und roth, wie du es jetzt bist. Auch du wirst einst so blaß und abgezehrt daliegen, wie ich jetzt auf meinem Sterbebette daliege, wenn anders Gott dich nicht früher und schneller von der Erde hinwegnimmt! Die Freuden meiner Jugend sind dahin, wie die Blumen des vergangenen Frühlings, deren Stätte man nicht mehr findet; wie der Thau auf den Blumen, der nur einige Augenblicke glänzt und dann verschwindet. Edle Thaten hingegen gleichen den Edelsteinen, die einen bleibenden Werth haben — ja die Tugend, ein gutes Gewissen gleicht dem edelsten aller edlen Steine — dem Diamant, den keine menschliche Gewalt zerstören kann. Trachte nach diesem Kleinod! — Was ich Gutes that, das ist jetzt meine einzige Freude; und wenn ich wo fehlte, so ist dieses jetzt mein einziger Schmerz.“

„Bleibe fromm, liebes Kind! denke gern an Gott, wandle wie vor seinen Augen, trage ihn stets im Herzen. In Ihm fand ich meine süßesten Freuden, und in allen Leiden den besten, den einzigen Trost.“

„Glaube mir, Marie; ich rede die Wahrheit! Wenn es anders wäre, so würde ich es dir sagen. Ich habe die Welt auch gesehen, so gut als einer — da ich mit dem Grafen auf Reisen war. Wo nur in den größten Städten etwas Herrliches und Prächtiges zu sehen war, da kam ich auch hin. Ich brachte ganze Wochen in Lustbarkeiten zu; denn die glänzenden Feste, die bunten Maskeraden, die rauschende Musik, die fröhlichen Reden und Scherze sah und hörte ich ja so gut als der junge Herr selbst, und von den ausgefuchten Speisen und kostbaren Weinen blieb immer für mich mehr übrig, als ich mochte. Allein diese lärmenden Freuden ließen mein Herz leer. Ich versichere dich hoch und theuer: Ein einziges Stündlein stiller Andacht in unserer Gartenlaube zu Eichburg oder auch hier unter diesem Strohdache, ja selbst auf diesem Sterbelager da, machte mir immer ein innigeres Seelenvergnügen, als alle jene eiteln Freuden. Suche du daher deine Freude auch in Gott, und du wirst sie im reichlichsten Maasse finden.“

„Du weißt wohl, liebes Kind, daß es mir in meinem Leben nicht an Leiden fehlte. Ach, da deine Mutter starb, da glich mein Herz lange den dürrn, ausgetrockneten Gartenbeeten, die vor langer Sonnenglut aufspringen und nach Regen lechzen. So schmachtete ich auch nach

Trost; allein in Gott fand ich ihn. O Kind! es werden in deinem Leben Tage kommen, wo auch dein Herz der dürrn, trocknen Erde gleicht. Aber sey dann unverzagt. Die Erde dürstet nicht umsonst nach Regen; Gott sendet ihn zu rechter Zeit. Suche deinen Trost bey Gott; dieser Trost wird dein Herz erquicken, wie den dürrn lechzenden Erdboden ein milder, erquickender Regen.“

„Habe, liebes Kind, stets ein felsenfestes Vertrauen auf Gottes heilige Vorsicht. Gott lenket denen, die Ihn lieben, alles zum Besten; Er führt durch Leiden zu lauter Freuden.“

„Weißt du noch, liebe Marie, was für ein großes Leiden es für dich war, als ich auf unserer mühseligen Reise draußen an der Straße krank darnieder sank. Sieh, dieser Krankheit bediente sich Gott, uns dieses ruhige Mädchen, auf dem wir bey diesen guten Landleuten nun schon über drey Jahre so vergnügt leben, zu verschaffen. Ohne diese Krankheit wären wir entweder gar nicht vor ihre Thüre gekommen, oder ihr Mitleid wäre doch nicht so aufgeregt worden; sie hätten uns etwa eine Schüssel frische Milch und ein Stück Brod vorgesetzt und uns dann wieder weiter ziehen lassen. Ohne diese Krankheit hätten wir und diese lieben Leute einander nicht so gut kennen gelernt, und einander nicht

so lieb gewonnen. Alle Freuden, die wir hier genießen, das Gute, das wir vielleicht hier stiften, die mehreren hundert hier verlebten zufriedenen Tage waren ein Segen, der aus jener Krankheit entsprang. So, liebe Marie, können wir auch in den traurigen Begebenheiten unsers Lebens die Freundlichkeit Gottes sehen. Wie Gott seine Wäldchen über Berg und Thal, in Wälder und an Bächen, sogar in Sumpfe und Moräste mit reicher Hand ausstreute, daß wir überall seine Güte und Freundlichkeit schauen mögen; so hat Er auch allen Begebenheiten unsers Lebens die Spuren seiner Weisheit, seiner Liebe und Erbarmung deutlich eingeprägt, so, daß ein jedes aufmerksame Gemüth sie bemerken, und Trost und Freude daran haben kann. Jeder Mensch kann sie in seinem eigenen Leben wahrnehmen, wenn er nur ein wenig aufmerken mag.“

„Unser größtes Leiden war wohl jenes, da man dich jenes Diebstahls beschuldigte; da du auf den Tod in Ketten und Banden lagest; da wir in deinem Gefängnisse zusammen weinten und jammerten. Auch jenes große Leiden bringt dir gewiß noch einen großen Segen, ja mich dünkt, dieser Segen sey jetzt schon sichtbar! Damals, als die junge Gräfin dich vor allen
Madel

Mädchen auszeichnete, dich ihrer Gesellschaft würdigte, dir das schöne Kleid schenkte, dich immer um sich haben wollte — da meynstest du wohl, du seiest glücklich. Allein wie leicht hätten Ehre, Vergnügen und Ueberfluß dich eitel, leichtsinnig, irdisch gesinnt — und Gott vergessen machen können. Gott hat es deßhalb recht gut mit uns gemeint, daß er es anders lenkte, und jenes Unglück über uns schickte. Im Elende, im Gefängnisse und auf unserer Wanderschaft lernen wir Ihn besser kennen, und kamen Ihm näher. In dieser rauhen Gegend hat Er dir, ferne von den Zerstreuungen und dem Verderbisse der Welt, ein besseres Plätzchen bereitet. Da blühstest du, wie die Blume der einsamen Wildniß — sicher vor frevelnden Händen.“

„Er, der gute, treue Gott wird jenes Leiden dir noch ferner zum Besten lenken. Er wird — ich hoffe zuverlässig, Er habe dieses mein Gebeth erhdrt! — auch deine Unschuld noch an den Tag bringen, wenn ich es gleich nicht mehr erlebe; was aber auch zu meiner Beruhigung nicht nothwendig ist, da ich es ja ohnehin weiß, daß du unschuldig bist. Ja, Marie, Glück und Freude werden dir noch aus jenen überstandenen Leiden aufblühen, und du wirst noch hier auf Erden frohe Tage erleben — obwohl Erdenglück

Blumenkätzchen.

das geringste ist, und die große Absicht, warum Gott Leiden über uns sendet, erst im Himmel erfüllt wird, in dessen Herrlichkeit wir nicht anders als durch viele Leiden und Trübsale eingehen können.“

„Quäle dich also, gute Seele, wenn du in Noth kommst, nicht mit Sorgen, und glaube, daß Gott auf das liebevollste für dich sorge, und daß deine Sorgen überflüssig seyen. Wo dich deshalb seine heilige Vorsicht noch hinführen wird, und wie hart die Lage auch seyn möge, in die du noch kommen wirst, so denke immer: Das ist der beste Ort, die heilsamste Lage für mich, so hart und elend es mir auch darin geht. Glaube, daß gerade diese Lage nothwendig sey, dich in der Tugend zu vollenden und dich einmal selig zu machen.“

„Wie ein Gärtner jedes Gewächs an die Stelle hinstanzet, die er für dasselbe am tauglichsten findet, und wie er es nur auf die Art behandelt, die zum Wachsthum und Gedeihen desselben die dienlichste ist, so versetzt Gott jeden Menschen in der Welt an jene Stelle und in jene Lage, wie es zu seinem Wachsthum im Guten am zuträglichsten ist.“

„Und so, liebe Marie, wie alle Leiden, die bisher über dich kamen, wird Er dir auch noch

diese meine letzte Krankheit und meinen Tod zum Segen werden lassen.“

„Gutes Kind! da ich das Wörtlein Tod nur nenne, brichst du aufs neue in Thränen aus! O, weine nicht! Sieh den Tod nicht für etwas so Furchterliches an! Er ist ja vielmehr etwas Erfreuliches! Laß mich noch einmal mit dir reden, liebe Tochter, wie damals, als wir noch in unserm Garten zu Eichburg mit einander arbeiteten. Sieh, du weißt, wie es mit einem Frühbeetchen ist! Schwach und unansehnlich stehen da die kleinen Pflänzchen in dem engen, dumpfen Beetchen besammen. Man sieht es ihnen noch nicht an, mit welchen herrlichen Blumen, oder mit welchen köstlichen Früchten sie dereinst geschmückt seyn werden. Blieben sie aber in dem kleinen, armseligen Beetchen eingeschlossen, so würden sie weder Blüthen noch Früchte tragen. Sie fänden dazu nicht genug Raum. Der Gärtner setzte sie aber auch nicht dahin, daß sie da bleiben und auf einander vermodern sollten — nein, damit sie im offenen Lande, an Gottes freyer Luft, unter dem schönen blauen Himmel, an dem goldenen Sonnenschein, und getränkt von dem Regen und Thau des Himmels einst herrlicher blühen möchten. Du freustest dich ja allemal, wenn ich die klei-

nen Pflänzchen aus hob, ja, du mahntest mich oft daran, es nicht länger zu verschieben, weil es den armen Pflänzchen in dem dumpfen Verhältnisse zu enge würde; du warst froh, wenn sie nun im Lande waren und sagtest: „Wie wohl wird es ihnen jetzt seyn! Ich meyne, ich sehe es ihnen an.“ Solche schwachen, armen Pflänzchen sind wir Menschen auch; ein solches enges, dumpfes Frühbeetchen ist unsre Erde. Hier auf Erden ist nicht unsers Bleibens! Hier sind wir noch nichts, als kümmerliche, elende Gewächse. Aber es soll noch etwas Besseres, etwas Herrliches aus uns werden. Deshalb versetzt uns Gott in ein anderes Land, in seinen großen, schönen herrlichen Gottesgarten — den Himmel.“

„Weine daher nicht, liebes Kind! Sieh, ich bekomme es ja besser! O, wie freue ich mich, daß ich nun bald zu Gott komme! Wie gut wird es seyn, wenn wir diesen Leib, der uns so viele Leiden macht, werden abgelegt haben! Liebe Marie, weißt du noch? wir hatten in unserm blühenden Garten, an den schönen Frühlingemorgen oft unbeschreibliche Freuden! Sieh, auch der Himmel wird zu dem allerschönsten Garten, in dem ein ewiger Frühling herrscht, zum Paradiese verglichen. In jene schönere Gegenden werde ich jetzt kommen. O sey doch

fromm und gut, damit wir uns dort wieder sehen! Hier waren wir unter manchen Leiden und Trübsalen beisammen, und scheiden unter Thränen von einander. Dort aber werden wir in Freude und Seligkeit bey einander wohnen und nichts wird uns mehr trennen! Dort werde ich deine Mutter wieder sehen! O wie freue ich mich darauf! O Marie! bleibe doch fromm und gut! Und wenn es dir wohl gehen wird auf Erden, so vergiß über diesen flüchtigen Freuden jene ewigen nicht! Dann werden deine Mutter und ich dir einst voll Freuden entgegen kommen, und dich in unsere Mitte aufnehmen. Weine also nicht, liebes Kind, und freue dich vielmehr jetzt schon darauf!“ — —

So benützte der fromme Vater die letzten Tage seines Lebens, seine Tochter, die er jetzt allein in der Welt zurücklassen sollte, zu trösten; so ermahnte er sie, um sie vor dem Verderben der Welt zu bewahren. Jedes seiner Worte war ein gutes Samenkörnlein, das in ein gutes Erdreich fiel. „Ich habe dich freylich betrübt, liebes Kind, sagte er, und dich viele Zähren vergießen gemacht. Allein das sind wohlthätige Thränen. Was so unter Thränen gesäet wird, wurzelt leichter, und gedeiht besser, gleich den Samenkörnlein, die bey einem milden, sanften Frühlingregen ausgesäet werden.“

Zwölftes Kapitel.

Jakobs Tod.

Marie war, sobald die Krankheit ihres Vaters bedenklich wurde, nach Erlenbrunn gegangen, wohin der Tannenhof in die Pfarren gehörte, und hatte es dem Herrn Pfarrer gemeldet, daß ihr Vater krank sey. Der Herr Pfarrer, ein edler, würdiger Geistlicher, besuchte ihn sehr oft, führte schöne erbauende Gespräche mit ihm und tröstete auch allemal Marien sehr freundlich. Eines Nachmittags kam er wieder und fand den guten Greis merklich schwächer. Jakob hieß Marien ein wenig hinausgehen, indem er mit dem Herrn Pfarrer allein zu reden habe. Als sie wieder herein gerufen wurde, sagte der Vater: „Liebe Marie! Ich habe nun meine Gewissensangelegenheiten in Ordnung gebracht, und gedenke morgen frühe das Brod des Lebens aus der Hand unsers lieben Herrn Pfarrers zu empfangen.“

Marie erschrak und die Thränen drangen ihr in die Augen, weil ihr der Gedanke an eine

nahe Todesgefahr zu Sinn kam; allein sie fastete sich sogleich wieder. „Ihr habt Recht, lieber Vater, sagte sie; was können wir Besseres thun, als in unsern Leiden und Nothen unsere Zuflucht zu Gott nehmen?“

Jakob brachte den übrigen Tag und den Abend im stillen Gebethe zu, war immer sehr in sich gesammelt und redete sehr wenig. Die Ansacht, mit der er am andern Morgen in der heiligen Kommunion sich mit seinem göttlichen Erlöser vereinigte, war unbeschreiblich. Glaube und Liebe, und Hoffnung des ewigen Lebens hatten sein ehrwürdiges Angesicht gleichsam verklärt; heiße Thränen flossen über seine Wangen. Marie kniete unten an dem Krankenbette, zitterte, bethete — und zerfloß fast in Thränen. Der Bauer und die Bäuerin und die übrigen Leute im Hause wohnten der heiligen Handlung mit großer Rührung und gefalteten Händen bey, und allen standen die Zähren in den Augen. „Seht, sagte Marie nachher, ist es mir recht leicht um das Herz, und ich bin recht getröstet; die Christliche Religion gewährt uns doch in Noth und Tod wahrhaftig einen himmlischen Trost!“

Der gute Jakob kam indeß seinem Ende immer näher. Der Bauer und die Bäuerin, die ihn als ihren besten Freund ehrten und liebten, und die Stunde segneten, da er in ihr Haus

gekommen war, thaten ihm alles erdenkliche Gute. Wohl zehnmal des Tages kam bald der Bauer, bald die Bäuerin in das kleine Stübchen, zu sehen, wie er sich befände. Marie fragte fast allemal: „Meint ihr denn nicht, daß er noch aufkommen könnte?“

Die Bäuerin antwortete einmal: „O, mein Kind! Länger treibt er es gewiß nicht mehr, als bis das Laub der Bäume ausschlägt.“

Von nun an sah Marie mit Furcht und Zittern durch das kleine Fenster des Stübchens in den Garten. Der kommende Frühling hatte sie sonst immer mit Freude erfüllt. Allein jetzt sah sie die ersten zarten Blättchen der Stachelbeerhecke und die schwellenden Baumnospen mit Trauer, und hörte den freudigen Schlag des Zinkens mit Schrecken. Die hervorsprossenden Schneeglöcklein und Schlüsselblumen waren ihr ein schmerzlicher Anblick. „Ach Gott, sagte sie, alles lebt neu auf und alle Welt hofft — soll denn mein lieber Vater nur allein ohne Hoffnung dahin sterben? Doch — setzte sie mit einem frommen Blick zum Himmel hinzu — nicht ohne Hoffnung! Ja, er stirbt nach dem Worte Jesu gar nicht. Er legt nur diese Hülle von Staub ab; er selbst aber wird dort oben erst recht anfangen zu leben!“

Der fromme Greis hatte es sehr gerne, daß Marie ihm öfters vorlas. Sie that es mit sanfter Stimme und großer Andacht. In den letzten Tagen seiner Krankheit hörte er nichts lieber, als die letzten Reden Jesu, und das letzte Gebeth Jesu. Einmal in der Nacht wachte sie allein bey ihm. Der Mond schien so hell durch die Fenster in das Stübchen, daß man den Schimmer des kleinen Nachtlichtes kaum mehr bemerkte. „Marie! sing der Vater an, lies mir doch das schöne Gebeth Jesu noch einmal.“ Sie zündete eine Wachskerze an, und las es.

„Jetzt gib das Buch mir her, sagte er, und leuchte mir ein wenig.“ Marie gab ihm das Buch, und leuchtete ihm mit der brennenden Kerze. „Sieh, sagte er, dieß soll mein letztes Gebeth für dich seyn.“ Er zeigte auf die Stühle, und bethete, indem er die Worte auf sich und seine Tochter anwandte mit gebrochener Stimme:

„Vater! ich bin jetzt nicht mehr lange in dieser Welt; allein diese hier bleibt noch eine Zeit in dieser Welt; ich komme — so hoffe ich es — zu Dir! Vater! Du Heiligster! Bewahre Du sie in deinem Namen vor dem Verderben. So lange ich bey ihr in der Welt war, suchte ich sie in deinem Namen zu bewahren. Jetzt aber komme ich zu Dir. Ich bitte Dich nicht,

daß Du sie von der Welt hinwegnehmest, sondern nur, daß Du sie vor dem Bösen bewahrest. Erhalte sie in deiner heiligen Wahrheit! Dein Wort ist Wahrheit. Vater, gib, daß sie, die Du mir geschenkt hast, einst auch dahin komme, wo ich jetzt hinzukommen hoffe. Amen!"

Marie stand weinend am Bette, hielt die Kerze mit zitternder Hand, und wiederholte mit Schluchzen: „Amen!"

„Ja, fuhr der Vater fort, liebe Tochter! Dort werden wir Jesum in seiner Herrlichkeit sehen, die Gott Ihn vor Gründung der Welt gegeben hat; dort werden auch wir einander wieder sehen."

Er legte sich wieder auf sein Kopfkissen, ein wenig zu ruhen. Das Buch behielt er in der Hand. Es war das neue Testament. Der arme Mann hatte es für die ersten Kreuzer, die er nach seiner Vertreibung aus Eichburg erübrigte, und an seinem Munde ersparte, gekauft.

„Liebe Marie, sing er über eine Weile an, ich danke dir auch noch für die Liebe, die du mir in dieser meiner letzten Krankheit erweist. Du hast das vierte Geboth getreulich und mit freudigem Herzen befolgt. Denke an mich, Marie, es wird dir deshalb doch noch wohl gehen, so

arm und hilflos ich dich auch in dieser Welt zurücklassen muß. Ich kann dir nichts geben, als meinen Segen und dieses Buch hier. Bleibe fromm und gut, liebe Tochter, so wird dieser Segen nicht vergebens seyn. Der Segen eines Vaters, der auf Gott vertraut, ist guten Kindern mehr, als das reichste Erbtheil. Das Buch hier nimm zum Andenken an deinen Vater. Es kostete zwar nur einige Kreuzer. Allein wenn du es fleißig lesen und befolgen wirst, so hinterlasse ich dir für die wenigen Kreuzer, die ich darauf verwendete, den größten Schatz! Wenn ich dir mehrere Goldstücke hinterließe, als der Frühling Blumen und Blätter hervorbringt, so könntest du für alles dieses Geld dir doch nichts Besseres kaufen. Denn es ist Gottes Wort darin enthalten, und dieses hat eine Kraft in sich, alle selig zu machen, die daran glauben. Vieß alle Morgen — wozu man bey aller Müß und Arbeit doch immer Zeit finden kann — wenigstens einen Spruch, und bewahre und erwäge ihn den Tag über in deinem Herzen. Ist dir eine oder die andere Stelle dunkel, so bitte deinen Seelsorger um Belehrung, wie ich es auch immer machte. Das Wichtigste darin ist für alle Menschen klar. An das halte dich; das befolge. Das wird für dich nicht ohne Segen bleiben. Sieh, der einzige Spruch: „Betrachtet die Lilien des Feldes!“

hat mich mehr Weisheit gelehrt, als die mancherley Bücher, die ich in meiner Jugend las. Er ward mir überdieß zur Quelle von tausend unschuldigen Freuden, und unter tausend Bedrängnissen, die mich sonst würden mit bangen Sorgen erfüllt und verzagt und kleinmüthig gemacht haben, gewährte er mir einen heitern und fröhlichen Muth.“

Morgens gegen drey Uhr sagte der Vater: „Marie, mir ist so bange. Deffne doch das Fenster ein wenig.“

Marie öffnete es. Der Mond war nicht mehr am Himmel; aber die Sterne funkelten unbeschreiblich schön.

„Sieh, wie schön der Himmel ist! sagte der Vater. Was sind die Blumen der Erde gegen jene unvergänglichen Sterne! Dort werde ich jetzt hinkommen! O wie freue ich mich! Lebe freun, damit du einst auch dahin kommest!“

Mit diesen Worten sank er zurück auf sein Bette, und entschlief — sanft und selig! Marie merkte, es sey etwa eine Thymnacht. Sie hatte noch nie einen Sterbenden gesehen. Niemand hatte noch sein Ende so nahe geglaubt. Indess wurde es Marien bange; sie weckte die Leute im Hause. Alle kamen an das Sterkebette. Als nun Marie hörte, er sey wirklich todt, da um-

faßte sie die Leiche ihres Vaters mit lautem Weinen, und küßte sein erblaßtes Angesicht, und ihre Thränen vermischten sich mit seinem Todes- schweife.

„O du guter, guter Vater, sagte sie, wie kann ich es dir vergelten, was du an mir gethan hast! Ach, ich kann es nicht. O Dank sey dir für jedes Wort, für jede gute Ermahnung, die deine nunmehr erblaßten Lippen mir gaben. Mit innigem Danke küsse ich deine kalte, starre Hand, die mir so viele Wohlthaten erwies — für mich so viel arbeitete — mich in den Jahren meiner Kindheit wohl auch väterlich züchtigte! Jetzt erst sehe ich es ein, wie gut du es auch da meyntest, und wie heilsam mir das war! O, habe Dank! habe Dank für alles, und vergeih, wenn ich dich durch kindischen Leichtsinne betrübte! — O Gott! vergilt du ihm seine Liebe! — Ach könnte ich jetzt meinen Geist auch aushauchen, und ihn dir, lieber Vater, nachsenden in den Himmel! Laß, o Gott, meinen Tod einmal seyn, wie den Tod dieses Gerechten! O wie nichts, wie gar nichts ist dieses Leben auf Erden! Wie gut ist es, daß es einen Himmel giebt, ein ewiges Leben! Das ist jetzt mein einziger Trost.“

Alle Umstehenden weinten; die Bäuerin führte endlich Marien unter vielem Bitten und Zusprechen, ihr zu folgen, hinweg.

Marie ließ es sich nicht wehren, sie wachte die folgende Nacht hindurch bey der Leiche ihres Vaters, und las und weinte und betete bis an den Morgen. Bevor man den Leichensarg zuschloß, betrachtete sie die Leiche noch einmal. „Ach, sagte sie, das letzte Mal sehe ich also dein ehrwürdiges Angesicht! Wie schön es aussieht — als lächelte es, als glänzten jetzt schon die Strahlen der künftigen Herrlichkeit darauf! Du lebe wohl — lebe wohl — guter Vater! schluchzte sie. Eaufte ruhe dein Gebein, nachdem die Engel Gottes — so hoffe ich — deinen Geist bereits zur Ruhe des Himmels gebracht haben.“

Sie hatte einen Rosmarinzweig, einige goldgelbe Schlüsselblümchen und dunkelblaue Veilchen in ein Sträußchen zusammengefügt und es der Leiche des frommen Gärtners, der so viel gesät und gepflanzt hatte, in die Hand gegeben. „Diese Erstlingsblümchen der neuaufliehenden Erde seien ein Vorbild deiner künftigen Auferstehung, sagte sie, und dieser immergrüne Rosmarin ein Sinnbild meines beständigen frommen Andenkens an dich.“

Als man den Sarg zunagelte, ging ihr jeß der Hammerschlag so durch das Herz, daß sie

fast ohnmächtig wurde. Die Bäuerin brachte sie in eine Kammer und bath sie, sich ein wenig nieder zu legen auf das Bett, damit sie sich wieder erhole.

Bei dem Leichenbegängnisse ging Marie in dem schwarzen Kleide, das ihr ein mitleidiges Mädchen aus dem Dorfe gelehnt hatte, hinter der Leiche ihres Vaters her. Sie war selbst bleich und blaß, wie eine Leiche, und jederman hatte Mitleid mit der armen, verlassenen Waise, die nun keinen Vater und keine Mutter mehr hatte.

Da Mariens Vater in Erlsbrunn fremd war, so wurde ihm sein Grab in einer Ecke des Gottesackers, zunächst der Kirchhofmauer gemacht. Ein Paar große Tannen, die hinter der Mauer hervorragten, beschatteten es. Der Pfarrer hielt dem Verstorbenen eine rührende Leichenrede über die Worte Jesu: „Es sen denn, daß das Weizenkörnlein in die Erde falle und verweset, so bringt es keine Frucht; wenn es aber verweset, so bringt es viele Frucht.“ Er sprach auch davon, wie der fromme Greis seine Leiden so gottergeben und geduldig über tragen und aßen, die ihn sahen, ein so schönes Benspiel hinterlassen habe; sagte viel Trostreiches für die tiefbetrübte Waise; dankte den gutherzigen Landleuten im Namen des verstorbenen Vaters für alle

demselben erwiesene Liebe, und ermahnte sie, an der nun ganz verwaisten Tochter Vater- und Mutterstelle zu vertreten.

Marie besuchte das geliebte Grab, so oft sie in den pfärrlichen Gottesdienst nach Erlenbrunn kam, und auch, so oft sie konnte, an den Sonntagen auf den Abend, und weinte und bethete da. „So von Herzen wie hier am Grabe meines Vaters, sagte sie, kann ich doch nirgends bethen. Die ganze Welt ist mir hier nichts mehr. Ich fühle es, daß wir einer bessern Welt angehören, und es regt sich in mir ein Heimweh nach jenem Vaterlande!“ Sie ging nie anders als mit dem frommen Vorsatze von dem Grabe, die Luste dieser Welt zu verachten, und nur Gott und der Tugend zu leben — in der seligen Hoffnung, droben am Throne Gottes wieder mit ihren guten Aeltern vereinigt zu werden.

Dreyzehntes Kapitel.

Neue Leiden für Marien.

Marien war von nun an immer sehr traurig. Es war ihr nicht anders, als hätten alle Blumen ihre frischen Farben verloren, und die Tannenbäume um den Hof her schienen ihr so dunkel und schwarz, als wären sie in Trauer gekleidet. Die Zeit linderte zwar Mariens Schmerz; allein bald kamen neue Leiden für sie.

Auf dem Tannenhofe war es seit dem Tode ihres Vaters viel anders geworden, als es ehemals war. Der Bauer und die Bäuerin hatten den Hof ihrem einzigen Sohne, einem guten, stillen Menschen, übergeben. Die neue Schwiegertochter war ziemlich schön und sehr reich. Als nun außer der Eitelkeit auf ihre Schönheit hatte sie für nichts anders Gefühl, als für das Geld. Stolz und Geiz drückten sich auch nach und nach ihrem Gesichte so merklich ein, daß es, bey aller Schönheit, ein recht widriges Ansehen bekam. Wenn sie wußte, daß ihren Schwiegers
Blumenthronen.

altern etwas angenehm seyn würde, so that sie es durchaus nicht, und den ausgedingten Lebensunterhalt gab sie ihnen nur sehr karglich und mit Unwillen. Sie machte ihnen tausend Verdruß, und zählte ihnen gleichsam jeden Wiffen in den Mund. Die guten alten Leute zogen sich in das kleine Hinterstübchen zurück, und kamen wenig mehr in die vordere Stube.

Dem jungen Manne ging es um nichts besser. Das reiche Weib gab ihm die gröbsten Reden und hundertmal des Tags warf sie ihm ihr großes, eingebrachtes Vermögen vor. Wollte er nicht den ganzen Tag in Zank und Streit leben, so mußte er dulden und schweigen. Sie wollte nicht einmal zugucken, daß er seine alten Aeltern besuche, weil sie fürchtete, er möchte ihnen, wie sie sich ausdrückte, heimlich etwas zustecken. Er wagte es nur mit erschrockenem Herzen abends nach vollbrachter Arbeit zu ihnen zu gehen. Sie saßen fast allemal traurig so versammelt auf der Bank, und er setzte sich zu ihnen und klagte ihnen seine Noth.

„Ja, ja! sagte der alte Bauer, so gehts. Du Mutter hast dir von dem Glanze des vielen Geldes, und du, mein Sohn, von den rothen Wangen die Augen verblenden lassen, und ich war gegen eure Bitten zu nachgiebig. Da sind wir nun alle drey mit einander gestraft. Wir

hätten dem guten Rathe des alten Jakobs folgen sollen. Dem klugen Manne wollte die Heirath nie gefallen, als noch bey seinem Leben die Rede davon ging. Ich weiß noch alle seine Worte gar wohl, und habe schon tausendmal daran gedacht.“

„Weißt du noch, Mutter? Du sagtest einmal: Zehn tausend Gulden sind aber doch ein schönes Geld. Allein Jakob sagte: Ein schönes Geld nun wohl nicht. Die Blumen im Garten da draußen vor dem Fenster sind tausendmal schöner. Ein schweres Geld habt Ihr vielleicht sagen wollen. Das ist es gewiß, und es gehdren starke Schultern dazu, es zu tragen, daß es einen nicht in den Boden drücke, und einen schlapphaften, elenden Menschen, der ganz irdisch gesinnet ist, aus einem mache. Warum trachtet Ihr denn nach so vielem Gelde? Es ist Euch ja bisher nichts abgegangen; Ihr hattet immer noch etwas übrig. Glaube mir, zu vieles Gut macht Uebermuth. Zu vieler Regen, so wohlthätig und nothwendig der Regen auch ist, kann das gesündeste Gewächs im Garten zu Grunde richten. Das sind die Worte des seligen Jakobs genau — und mir ist's, ich höre ihn noch.“

„Und du, mein Sohn, sagtest einmal: Aber eine recht schöne Person ist sie doch, blä-

hend wie eine Rose! Allein der vernünftige Jakob sagte: Eine Blume ist aber nicht bloß schön; sie vereinigt mit dem Schönen auch Gutes. Sie giebt uns die edelsten Geschenke, das reine Wachs und den köstlichen Honig. Eine schöne Gestalt ohne Tugend ist eine papierne Rose, ein elendes, todttes Ding, ohne Duft und Leben, ohne Wachs und Honig. Dieß sagte der redliche Jakob; wir wollten aber nicht hören. Nun müssen wir fühlen. Was uns damals das größte Glück schien, ist jetzt unser größtes Unglück. Gott gebe uns seine Gnade, es geduldig zu tragen; anders ist jetzt nichts mehr zu machen.“ So sprachen die drei mit einander.

Der armen Marie ging es nun auch sehr hart. Weil die alten Leute das kleine Stübchen selbst bezogen, so hatte sie es räumen müssen. Die junge Bäuerin wies ihr, obwohl ein Paar hübsche Kammern leer standen, aus Bosheit die elendeste im Hause an, fügte ihr alles erdenkliche Herzenleid zu und plagte sie unbeschreiblich. Den ganzen Tag zankte sie in sie hinein, und Marie konnte ihr nie genug arbeiten und nicht das Geringste recht machen. Die arme Waise fühlte es nur zu gut, daß sie in dem Hause sehr unwerth und überflüssig sey. Die alten Leute konnten ihr wenig Trost geben; sie hatten mit sich selbst zu

thun. Gar oft kam ihr daher der Gedanke, weiter zu gehen. Allein wo sollte sie hin?

Sie fragte den Herrn Pfarrer zu Erlendbrunn um Rath. Dieser vernünftige Geistliche sagte ihr: „Auf dem Tannenhofe ist Ihres Bleibens fernerhin nicht mehr, meine gute Marie! Ihr seliger Vater hat Ihr eine vortreffliche Erziehung gegeben und Sie alles lernen lassen, was für eine bürgerliche Haushaltung nöthig ist; allein auf dem Tannenhofe fordert man von Ihr die Dienste einer rüstigen Bauernmagd; man beladet Sie mit Arbeiten, die über Ihre Kräfte gehen und Ihr nicht angemessen sind. Indesß rathe ich Ihr nicht, jetzt sogleich zu gehen, und auf das Ungewisse in die Welt hinaus zu wandern. Der beste Rath dürfte dieser seyn, für jetzt noch zu bleiben, so viel zu arbeiten, als Sie kann, zu betheuen, auf Gott zu vertrauen, und zu warten, bis Gott Sie aus Ihrer bedrängten Lage befreien wird. Gott, der Sie für einen andern Kreis erziehen ließ, wird Sie auch in einen andern Kreis zu versetzen wissen. Ich werde versuchen, Ihr bey einer christlichgesinnten und rechtschaffenen Bürgersfamilie einen Dienst auszumitteln. Betheue Sie und vertraue Sie auf Gott; halte Sie aus in der Prüfung — und Gott wird alles wohl machen.“ Marie dankte für den guten Rath, und versprach ihn zu befolgen.

Das liebste Plätzchen auf Erden war ihr das Grab ihres Vaters. Sie hatte einen Rosenstrauch auf das Grab gepflanzt. „Ach, sagte sie, als sie il - weinend dahin setzte, wenn ich nur immer hier sein könnte; ich wollte ihn mit meinen Thränen begießen, daß er gewiß bald grünen und blühen sollte!“

Der Rosenstrauch war jetzt mit grünen Blättern geschmückt und die purpurnen Knospen fingen bereits an, sich zu öffnen. „Wohl hatte mein Vater Recht, sprach Marie, da er mir sagte: „Das menschliche Leben gleicht einem Rosenstede. Bieweilen ist er ganz dürre und kahl, und man sieht nichts daran als Dornen. Aber wenn man nur warten kann, so kommt die Zeit auch wieder, wo er mit frischem Laube bekleidet, und voll der schönsten Rosen ist.“ Die Zeit der Dornen ist jetzt für mich — aber ich will unverzagt fern; Ich will deinem Worte glauben, guter Vater! Dein Sprichwort geht doch vielleicht auch an mir noch in Erfüllung: „Geduld bringt Rosen.“

Vierzehntes Kapitel.

Mariens Verlobung.

Unter den mancherley Leiden, die Marie zu dulden hatte, kam nun der fünf und zwanzigste Julius, der Namenstag ihres seligen Vaters. Dieser Tag war sonst immer ein Freudentag für sie; allein dieses Mal begrüßte sie den aufbrechenden Morgen, der hell und golden in ihre Kammer strahlte, mit Thränen. Sie hatte ehemals an diesem Tage ihren Vater allemal irgend eine Freude gemacht; ihm ein Geschenk, das sie selbst heimlich verfertigte, überreicht, ihm eine besondere Speise bereitet, eine Flasche Wein vorgesetzt, und den reinlich gedeckten Tisch mit Blumen geziert. Sie hätte ihre Liebe zu ihm auch jetzt noch gerne an den Tag gelegt. Die Landleute der Gegend hatten den Gebrauch, die Gräber geliebter Freunde, besonders an solchen Gedächtnistagen, mit Blumen zu zieren; sie hatten Marien oft um Blumen gebethen, die sie ihnen allemal sehr gerne gab. Es kam ihr daher der Gedanke, das Grab ihres Vaters auch mit Blus

men zu schmücken. Das niedliche Korbchen, das zu ihrem harten Schicksale den ersten Anlaß gegeben hatte, stand auf dem Kasten und fiel ihr in die Augen. Sie nahm es, füllte es in dem Garten mit farbigen Blumen und frischem Grün, ging damit eine Stunde früher, als der Gottesdienst anfang, nach Eilenbrunn, und stellte das Korbchen auf das Grab ihres Vaters. Ihre Thränen tröpfelten auf die Blumen, und schimmerten wie Thau daran. „Du guter, lieber Vater, sagte sie, du hast alle meine Lebenswege mit Blumen besäet, und ich kann es dir nicht vergelten; ich will wenigstens dein Grab mit Blumen zieren!“ Sie ließ das Korbchen auf dem Grabe stehen; sie durfte nicht fürchten, daß man die Blumen oder das Korbchen entwende. Die Landleute betrachteten vielmehr das Blumenkorbchen mit wehmüthiger Freude, segneten in ihrem Herzen die gute Tochter, und wünschten dem fremden Vater die Ruhe des Himmels.

Sogleich am folgenden Tage, da die Leute auf dem Lärnenhose, von der großen Wiese jenseits des Waldes, das Heu hereinbrachten, kam ein Stück seine Leinwand weg, das in dem Giesgarten nächst dem Hause zum Bleichen ausgespannt war. Die junge Bäuerin, die es erst gegen Abend vermiffte, und die, wie alle geizigen Leute, sehr argwohnlich war, hatte sogleich

Marien im Verdachte. Der gute Jakob hatte aus der Geschichte mit dem Ringe eben kein Geheimniß gemacht, und sie den alten Leuten vertraut. Der Sohn, der auch darum wußte, erzählte sie, was frenlich unbesonnen war, der jungen Bäuerin. Da nun Marie Abends, ihren Rechen über der Schulter und einen irdenen Krug in der Hand, mit den Mägden in das Haus trat, kam die junge Bäuerin, grimmig wie ein Drache, aus der Küche heraus, fuhr Marien mit den rauhesten Worten an, und forderte die Leinwand von ihr.

Marie sagte bescheiden, daß sie die Leinwand unmdglich haben könne, da sie, wie alle Leute im Hause, den ganzen Tag bey dem Heumachen gewesen sen. Während die Bäuerin kochte, habe gar leicht irgend ein fremder Mensch die Leinwand entwenden können. So war es auch wirklich gegangen. Allein die Bäuerin schrie fürchterlich: „Du Diebin! Mennest du, ich wisse es nicht, daß du den Ring gestohlen hast, und mit genauer Noth dem Schwerte des Scharfrichters entronnen bist? Auf der Stelle packe dich aus dem Hause. Unter meinem Dache ist kein Platz für ein solches Gefindel.“

Der junge Bauer sagte: „So spät wirst du sie doch nicht mehr fortschicken! Die Sonne ist ja bereits unter gegangen. Laß sie doch noch

mit uns zu Abend essen, da sie den ganzen Tag in der großen Hitze draußen für uns gearbeitet hat — und behalte sie nur noch diese Nacht.“

„Keine Stunde mehr, schrie das rasende Weib, und du schweigst gleich, oder ich hole ein brennendes Eicheit aus der Küche, und stopfe dir damit das Maul.“ Der Mann sah, daß er durch Zureden nur übel ärger machen würde, und schwieg. Marie aber erwiederte die Lästereien nicht; sie packte das Wenige, was sie hatte, in ein weißes Tuch, worin es wohl Raum fand, zusammen, nahm das Bündlein unter den Arm, dankte weinend für alles auf dem Tanzerbese empfangene Gute, betheuerte noch einmal ihre Unschuld, und bath nur noch um die Erlaubniß, von den guten, alten Leuten Abschied nehmen zu dürfen. „Den kannst du nehmen, sagte die junge Bäuerin höhnißch, und wenn du gleich die beiden Graulöpfe selbst mitnehmen willst, so ist es mir noch lieber. Der Tod hat, wie es scheint, ebnedem noch lange keine Lust, sie zu holen.“

Die beyden guten Leute hatten den Lärm bereits gehört und weinten beyde. Sie trösteten indeß Marien, so gut sie konnten, und gaben ihr alles Geld, das sie eben hatten und das einige Gulden hehrung, mit auf den Weg. „Geh, gutes Kind, sagten sie, und Gott sey mit dir.

Der Segen deines Vaters ist ein heimlicher Schatz für dich, der zu rechter Zeit schon noch zum Vorschein kommen wird. Denke an uns, es geht dir gewiß noch wohl.“

Marie ging in der Abenddämmerung, mit ihrem Bündlein unter dem Arme, den schmalen Fußsteig am waldigen Hügel hinauf. Sie wollte ihres Vaters Grab noch einmal besuchen. Da sie aus dem Walde heraus kam, läutete man in dem Dorfe eben die Abendglocke, und bis sie auf dem Kirchhofe ankam, war es bereits Nacht. Allein es war ihr gar nicht schauerlich, bei Nacht so unter den Gräbern zu wandeln. Sie ging zu dem Grabhügel ihres Vaters, und weinte, daß eine Zähre die andere schlug. Der Vollmond schien gerade zwischen den zwei schwarzen Tannen hindurch, und erhellte mit seinem blassen Silberlichte die Rosen des Grabes und das Blumenkörbchen, das noch auf dem Grabe stand. Die Abendluft rauschte leise in den Ästen der Tannen, und bewegte hier und da ein Blättchen des Rosenstockes auf dem Grabe. Sonst war es stille, wie es unter den Gräbern zu seyn pflegt.

„Du guter Vater, sagte Marie, ach, daß du noch lebest, und daß deine arme Marie ihre Noth dir klagen könnte! Doch — es ist gut, und ich danke Gott, daß du diesen neuen Jammer nicht erlebt hast! Dir ist nun wohl und

dich rührt kein Leid mehr an. O wäre ich bei dir! — Ich so unglücklich, wie jetzt, war ich doch in meinem Leben noch nie! Damals, als der Mond durch das eiserne Gitter in mein Gefängniß schien, lebstest doch du noch, liebster Vater, aber jetzt scheint er auf dein Grab! Damals, als ich aus meiner lieben Heimath vertrieben wurde, hatte ich doch dich noch — o einen so guten Vater, einen so treuen Beschützer und Freund! Jetzt aber habe ich gar niemand mehr; arm, verlassen, in einem bösen Verdachte, überall fremd, bin ich ganz allein in der Welt und habe nirgends eine Heimath. Sogar von dem einzigen Plätzchen auf Erden, das mir noch übrig ist, werde ich vertrieben. Sogar der letzte Trost, dann und wann an deinem Grabe zu weinen, wird mir genommen.“ Sie brach aufs neue in einen Strom von Thränen aus.

„O lieber Gott, rief sie hierauf und sank auf ihre Kniee, bester Vater im Himmel, blicke doch von Deinem hohen Himmel herab auf eine arme verlassene Waise, die auf dem Grabe ihres Vaters weint — und erbarme Dich meiner! Wo die Noth am höchsten ist, ist Deine Hülfe ja immer am nächsten. Mein Jammer könnte ja gar nicht größer seyn, und mein Herz möchte mir beynahe zerspringen! O zeige es mir, daß Dein Arm nicht verkürzt ist, verherrliche Deine Güte

an mir, verlaß doch Du mich nicht; denn ich habe ja doch niemand mehr, als Dich. Nimm mich hinauf zu Dir, wo meine guten Aeltern sind — oder sende mir nur ein Tröpflein Trost in mein verschmachtendes Herz! Du lässest ja die schwachtenden Blümlein, die an der glühenden Sonnenhitze den Tag über welk und matt geworden sind, sich jetzt an dem kühlen Mondlichte wieder erholen, und erquickest sie reichlich mit erfrischendem Thau! O erbarme — erbarme Dich meiner!“ Sie weinte aufs neue heiße Thränen.

„Was soll ich nun heute noch anfangen, sagte sie nach einer Zeit, und wo will ich noch hingehen? Ach, ich getraue mir nicht, so spät noch in irgend einem Hause um eine Nachtherberge anzusprechen. Wenn ich erzählte, warum man mich fortgeschickt habe, ließe man mich vielleicht ohnehin nirgends hinein.“

• Sie blickte umher. An der Kirchhofmauer, sogleich neben dem Grabe ihres Vaters, lag ein alter, bemooster Grabstein. Da seine Inschrift längst vergangen, und er sonst im Wege war, hatte man ihn dahin gelegt, und ihn als eine Bank benützt. „Auf diesen Stein hier will ich mich niedersehen, sagte sie, und bey dem Grabe meines Vaters übernachten. Vielleicht bin ich doch das letzte Mal hier, und sehe dieses gelieb-

te Grab in meinem Leben nicht mehr. Morgen, bevor der Tag anbricht, will ich dann in Gottes Namen weiter — wohin seine Hand mich führen wird.“

Fünfzehntes Kapitel

So komm Hülfе vom Himmel.

Marie setzte sich auf den Stein an der Mauer in den dunkeln Schwarten der überhängenden Eichenäste. Sie verhüllte ihr Gesicht mit einer Luche. Sie war schon ganz naß geweint. Ihr Inneres war tief gerührt, und sie konnte so wenig, so wenig, daß es keine Lippe wieder erzählen könnte.

„O Gott, schluchzte sie einmal, hast Du denn keinen Engel, der mir den Weg zeige, wohin ich mich wenden solle?“

Da war es auf einmal, als nenne eine liebe Stimme sie vertraulich bey ihrem Namen: „Marie! Marie!“ Sie blickte auf und erschrak. Eine helle Gestalt, schön und schlank wie ein Engel des Himmels — mit Augen, die von himmlischer Freundlichkeit glänzten, mit

Wangen, die von dem sanftesten Roth, schöner als Pfirsichblüthe, wie angehaucht waren, das Haupt und die Schultern von goldenen Locken umflossen, in einem langen Kleide weiß wie Schnee — stand wie verklärt im vollen Mondenlichte klar und deutlich vor ihr. Marie schauderte zusammen, sank zitternd auf die Kniee und rief: „O Gott, was seh' ich! Einen Engel des Himmels, der mir zu helfen kommt.“

„Liebe Marie! sagte die Gestalt freundlich, ich bin kein Engel des Himmels. Ich bin ein Mensch, wie du. Aber ich komme dennoch dir zu helfen. Gott hat dein frommes Gebeth erhört. Sieh mich nur recht an; kennest du mich denn nicht mehr?“

„Gott im Himmel, rief Marie, ja, Sie sind es — Gräfin Amalia! O wie kommen Sie hieher, gnädige Gräfin — hieher, an diesen schauerlichen Ort, zu dieser nächtlichen Stunde, so viele Meilen von Ihrem Wohnorte?“

Gräfin Amalia hob Marien sanft von der Erde auf, schloß sie in ihre Arme, lästete sie unter Thränen und sagte: „Liebe, gute Marie! wir haben dir ein großes Unrecht gethan! Die Freude, die du mir einst mit ~~den~~ niedlichen Korbchen hier machtest, ist dir übel belohnt worden. Deine Unschuld ist aber entdeckt. O kannst

du uns, kannst du meinen Aeltern und mir verzeihen? Sieh, wir wollen alles, so viel wir es noch können, wieder gut machen. Verzeih uns, liebe Marie!“

Marie sagte weinend: „Reden Sie doch nicht so, gnädige Gräfin. Sie haben unter neuen Umständen noch sehr schonend an uns gehandelt. O es kam mir nie in den Sinn, einen Groll gegen sie zu hegen. Ich dachte immer mit Liebe an Ihre Güte. Was mich schmerzte, war nur einzig dieß, daß Sie — Sie, edle Gräfin und Ihre theuern Aeltern mich für schlecht und undankbar halten mußten. Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Sie meine Unschuld noch einmal erkennen möchten, und diesen Wunsch hat nun Gott erfüllt. Ihm sey Dank!“

Die Gräfin hielt Marien noch lange umarmt, und benetzte ihr Angesicht mit Thränen. Dann blickte sie auf das Grab zu ihren Füßen, faltete die Hände und rief mit inniger Wehmuth: „O du lieber, guter Mann, dessen Hülle hier in der Erde verweset, den ich von meiner zartesten Kindheit an liebte, der noch den Waisenkindern machte, in dem ich als ein Kind lag, dessen letztes Geschenk zu meinem Geburtstage das Körbchen war, das hier auf dem Grabe steht — — o daß du noch lebstest, daß ich dein

An:

Angesicht noch einmal sehen, und die Beleidigung, die wir dir anthaten, dir abbitten könnte! Ach Gott, wenn wir mit mehr Ueberlegung gehandelt, und mehr Zutrauen in deine so lange geprüfte Treue gesetzt hätten, du redlicher, als ter Diener, so modernte deine Hölle nicht hier, so wärest du wohl gar noch am Leben und wandeltest noch unter uns! O verzeih uns; sieh, ich gelobe es in dem Namen meiner Aeltern hier an deinem Grabe: Was wir dir nicht mehr ersetzen können, das wollen wir doppelt an deiner Tochter vergüten! O verzeih uns — verzeih uns!“

„Ach, gnädige Gräfin! sagte Marie, mein Vater hatte nie die geringste Bitterkeit gegen seine gnädige Herrschaft. Er schloß sie alle Morgen und alle Abende in sein Gebeth ein, wie er es schon zu Eichburg gewohnt war. Er segnete sie noch im Tode. „Marie, sagte er kurz vor seinem Ende, ich glaube fest, unsere gnädige Herrschaft werde deine Unschuld noch einmal erkennen und dich aus deiner Verbannung wieder zurück rufen. Versichere alsdann den edlen Grafen, und die gütige Gräfin, und den Engel Amalia, den ich, als sie noch ein Kind war, oft auf meinen Armen trug, daß mein Herz voll Verehrung, Liebe und Dankbarkeit ges
Blumenkörbchen. 3

gen sie war, bis es brach. Gewiß, gnädige Gräfin, das sind seine Worte.“

Die gute Gräfin weinte noch mehr. Endlich sagte sie: „Nimm, Marie, setze dich hier neben mich auf diesen Stein. Ich kann mich noch nicht von diesem Grabe trennen. Es ist so traulich hier, wie in Gottes Heiligthum, und der Segen deines Vaters schwebt hier über uns!“

Sechzehntes Kapitel.

Wie Gräfin Amalia hieher gekommen.

„Gott ist recht augenscheinlich mit dir, liebe Marie! sagte die Gräfin Amalia, nachdem sie sich mit Marie auf den Stein gesetzt, und sie mit dem Arme umschlungen hatte. Er hat mich wunderbar hieher geführt, um dir zu helfen. Wie das zuging, muß ich dir vor allem Andern erzählen. Es fügte sich sehr natürlich und einfach, und doch sehr wunderbar und göttlich schön!“

„Von der Zeit an, da deine Unschuld entdeckt war, hatte ich keine Ruhe mehr. Du und

dein Vater lagen mir immer im Sinne. Glaube mir, liebe Marie, ich habe manche Thräne um euch geweint. Meine Aeltern ließen überall nach euch forschen; wir konnten aber nie etwas von euch erfragen. Vor einem Paar Tagen kam ich nun mit meinem Vater und meiner Mutter auf dem fürstlichen Jagdschlosse an, das dort am Walde, nicht weit vom Dorfe, liegt, und wohl schon seit zwanzig Jahren nicht mehr besucht, und nur von einem Förster bewohnt wird. Mein Vater, der, wie du weißt, Oberst-Forstmeister ist, hat da eben eine Streitigkeit, die Gränzen der fürstlichen Waldungen betreffend, zu berichtigen. Er brachte heute, mit den zwey fremden Herren, die in der nämlichen Angelegenheit hieher kamen, den ganzen Tag im Walde zu. Meine Mutter mußte abends mit den Frauen und einer Fräulein Tochter dieser Herren, die mit gekommen waren, ein Spiel machen. Ich war froh, daß man mich dabey nicht nöthig hatte; denn ich liebe diese Art von Vergnügen nicht. Der Abend war nach dem heißen Tage so schön, so kühl und angenehm; die Sonne ging so lieblich unter, die Berge umher voll rauher Tannenwaldungen und hie und da mit mahlerischen Felsen abwechselnd, gewährten mir einen so neuen Anblick und gefielen mir so sehr, daß ich

mir die Erlaubniß anebat, die Gegend noch ein wenig in Augenschein zu nehmen. Die Tochter des Försters begleitete mich.“

„Wir gingen durch das Dorf; die Thüre des Kirchhofes stand offen. Die Grabsteine waren vom Golde der sinkenden Sonne beleuchtet. Für mein Leben gern las ich von Kindheit an die Inschriften und Reime auf den Gräbern. Ich konnte sehr gerührt werden, wenn ich da las, wie ein Jüngling oder eine Jungfrau in der schönsten Blüthe des Lebens gestorben war, und ich empfand eine Art wehmüthiger Freude, wenn ich fand, wie da ein Mann oder eine Frau ein recht hohes Alter erreicht hatte. Auch die Reime, obwohl sie mir manchmal mehr gut gemeint als gut gemacht schienen, erregten dennoch manche edle Empfindung in mir, und ich nahm immer einige gute Gedanken und Entschlüsse mit auf den Weg.“

„Wir gingen also hinein. Nachdem ich die meisten Grabchriften durchgegangen hatte, sagte mir die Förstertochter: „Nun will ich Ihnen noch etwas recht Schönes zeigen — das Grab eines armen Mannes, das zwar kein Denkmahl und keine Grabchrift hat, das aber die kindliche Liebe seiner Tochter sehr lieblich und freundlich zu zieren weiß. Sehen Sie dort in dem dunkeln Schatten der Tannen den blühenden Rosenstock

und das niedliche Korbchen voll Blumen auf dem Grabe!“ Ich ging hin — und blieb wie versteinert stehen. Den ersten Augenblick erkannte ich das Korbchen, dessen ich mich wohl viele hundert Male seit deiner Verstoßung aus Eichsburg erinnert habe. Ich betrachtete es näher; es war es genau, und wenn ich noch hätte zweifeln können, so hätten mir doch die Anfangsbuchstaben meines Namens und mein Wappen keinen Zweifel mehr übrig gelassen. Ich erkundigte mich nach deiner und deines Vaters Geschichte. Die Försterstochter erzählte mir von eurem Aufenthalte auf dem Tannenhofe, von deines Vaters letzter Krankheit, von deiner Trauer über seinen Tod. Ich eilte zu dem Herrn Pfarrer, an dem ich einen sehr ehrwürdigen Geistlichen kennen lernte. Er bestätigte alles, und erzählte mir viel, viel Gutes von euch. Ich wollte sogleich auf den Tannenhof gehen. Allein über der Erzählung des edlen Pfarrers war die Zeit so schnell verfloßen, daß es bereits Nacht war. „Was ist zu machen? sagte ich. Heute ist es freilich zu spät, mich auf den Hof zu begeben, und morgen mit Ausbruch des Tages reisen wir ab.“ Der Pfarrer ließ seinen Schullehrer kommen, und gab ihm den Auftrag unverzüglich auf den Tannenhof zu gehen, und dich in den Pfarrhof zu bringen.“

„Das arme fremde Mädchen? sagte der Schullehrer. Da darf ich nicht so weit gehen, sie zu holen. Die ist eben wieder bey dem Grabe ihres Vaters, und weint und jammert dort. Ach, das arme Kind! Wenn es nur nicht gar noch aus Traurigkeit in eine Gemüthskrankheit verfällt! Ich sah sie durch die Oeffnung des Thurmes, als ich nach dem Läuten der Abendglocke noch etwas an der Thurmuhre machte, und das alte Werk, doch wenigstens so lange die gnädigen Herrschaften da sind, im Gange zu erhalten.“

„Der Pfarrer wollte mich zum Grabe deines Vaters begleiten. Allein ich bath ihn, mich ganz allein zu dir zu lassen, damit ich dich ohne Zeugen und ganz nach meinem Herzen bewillkommen könnte; indeß ersuchte ich ihn dringend, zu meinen Aeltern zu gehen, ihnen zu sagen, was ich wäre, und sie auf deine Ankunft vorzubereiten. Daher, liebe Marie, kam also meine plötzliche Erscheinung. So hat das Blumenkörnchen unter Gottes Leitung uns hier an dem Grabe deines verklärten Vaters wieder zusammen geführt.“

„Ja, sagte Marie, indem sie die Hände faltete und dankbar zum Himmel aufblickte, da hat Gott so gesügt. Er hat sich meiner Threnen, meiner äußersten Verlassenheit erbarmt.

O, wie gütig, wie liebeich ist Er gegen mich! Man sagt freylich, Gott sende keine Engel mehr, leidenden Menschen zu helfen. Allein ich weiß es nun aus Erfahrung: Er sendet noch Engel — edle Seelen voll Menschlichkeit und Gefühl, die sich der Leidenden thätig annehmen, wie Gräfin Amalia. Ja, Gott lenkt ihre Tritte und führt sie an Ort und Stelle, wo ihre Gegenwart entzückt und tröstet, wie die Erscheinung eines Engels.“

Amalia unterbrach Marien und sprach: „Noch Eins muß ich dir sagen, liebe Freundin, was mich in dieser Geschichte noch ganz eigens rührt, und einen ehrerbietigen Schauer über Gottes heilige Gerechtigkeit, die oft unbemerkt unsere Schicksale lenket, in mir erregt. Sieh! Jettchen, die größte Feindin, die du auf Erden hast, sann und dachte auf nichts anders, als dich aus meinem Herzen zu verdrängen, um sich in ihrer Stelle recht fest zu setzen. Deshalb ersann sie die böchaste Lüge — und ihr böser Anschlag schien ihr auch wirklich schon ganz gelungen. Allein in der Folge ward, wie du noch hören sollst, eben diese Lüge die Ursache, daß sie unser aller Zutrauen und ihre Stelle auf immer verlor, und daß du unsern Herzen unendlich theurer wurdest. Sie suchte dich auf immer von mir zu trennen; sie triumphirte schon über deine Lebens-

Engliche Verbannung; sie warf dir, im höchsten Ausbruche ihrer Bosheit und Schadenfreude, das Körbchen hier mit Hohnlachen vor die Füße; als kein gerade diese boshafte Handlung ward in der Folge — was ihr damals wohl nicht einfiel — die Ursache, uns für immer mit einander zu versöhnen. Denn dieses Körbchen hier war es ja, was mir deinen verborgenen Aufenthalt entdeckte. So bleibt es wahr, daß uns, wenn wir anders Gott lieben, kein Feind schaden kann, daß Gott alles Böse, das böse Menschen und nur immer anthun können, am Ende zu unserm Besten lenkt, und daß so unsere ärgsten Feinde bey allem, was sie nur immer zu unserm Verderben erfinden und ausüben können, im Grunde nur immer an unserm Glücke arbeiten. Das Heil kommt aus den Feinden! — gilt auch hier.“

„Aber nun mußt auch du mir erzählen, sprach die Gräfin weiter, wie du, gutes Kind, noch so spät hieher zum Grabe kamst, und wars nun du eben jetzt wieder gar so trostlos weinst?“

Marie erzählte, wie schimpflich sie auf dem Tannenhofe weggeschickt wurde — und die gute Gräfin erstaunte aufs neue. „Ja, in der That, sagte sie, das hat Gott so gesügt, daß ich gerade in dem Augenblicke, da du am allertraurigsten warst, und so schmerzlich und mit so heißen

Thränen zu Ihm um Hülfe flehest, hieher kommen mußte. Zugleich siehst du hier eine neue auffallende Bestätigung meiner Worte, daß Gott das Böse, das uns feindselige Menschen zufügen, zu unserm Besten lenke. Die böse Bäuerin verstieß dich aus ihrem Hause, und dachte dich unglücklich zu machen. Allein wider Wissen und Willen führte sie dich mir und meinen guten Aeltern in die Arme, die alle wetteifern werden, dich glücklich zu machen.“

„Allein jetzt, sagte Amalia, ist es Zeit, daß wir gehen. Meine Aeltern erwarten mich. Komm also, liebe Marie; ich lasse dich nicht mehr von meiner Seite, und morgen reisest du mit uns.“ Marie, die mit Schmerzen daran dachte, daß sie wohl niemals mehr in ihrem Leben hieher kommen würde, nahm weinend von dem geliebten Grabe Abschied, und konnte sich kaum davon trennen. Die Gräfin nahm sie zuletzt sanft beym Arme und sagte: „Komm, komm, liebe Marie, und nimm das Blumen-Körbchen mit dir, so hast du doch wenigstens ein beständiges Andenken an deinen seligen Vater. Anstatt des Körbchens, womit deine kindliche Liebe sein Grab zierte, wollen wir ihm schon ein dauerhafteres Denkmahl setzen lassen; du wirst gewiß Freude daran haben. Komm, du bist doch wohl neugierig, die Geschichte des Ringes zu

vernehmen; auf dem Wege will ich sie dir erzählen.“

Sie gingen endlich Arm in Arm bey dem sanften Glanze des Mondes dem alten Schlosse zu.

Siebenzehntes Kapitel.

Der wieder gefundene Ring.

Der Weg zum Schlosse führte durch eine lange düstere Allee von hohen, uralten Lindenhäumen. Nachdem Amalia und Marie voll stiller Rührung eine kleine Strecke gegangen waren, fing die junge Gräfin an: „Nun muß ich dir doch die Geschichte erzählen, wie der Ring wieder zum Vorschein kam.“

„Wir reiseten dieses Jahr früher als sonst, und zwar sogleich in den ersten angenehmen Tagen des März aus der Residenz nach Eichburg, weil die Geschäfte meines Vaters es so nothwendig machten. Kaum waren wir angekommen, so wurde das Wetter wieder schlecht, und besonders eine Nacht hindurch stürmte und regnete es ganz entsetzlich.“

„Du kennest den ungeheuer großen Birnbaum in unserm Schloßgarten zu Eichburg. Er war schon sehr alt, und trug wenig Früchte mehr. Der Sturmwind hatte ihn in jener Nacht so gebeugt, daß er umzustürzen drohte. Mein Vater befahl daher, ihn umzuhauen. Die ganze Dienerschaft mußte Hand anlegen, ihn so vorsichtig zu fällen, daß er den übrigen Bäumen keinen Schaden thue. Mein Vater, meine Mutter, wir Kinder, und überhaupt alle im Schlosse waren in den Garten hinabgegangen und sahen zu.“

„Als der Baum mit großem Getrache niedergestürzt war, da sprangen meine zwey kleinen Brüder sogleich auf ein Dohlennest zu, das sich auf dem Baume befand, und schon lange der Gegenstand ihrer jugendlichen Neugierde war. Sie untersuchten es mit großer Aufmerksamkeit. „Voh tausend, sagte August, sieh nur, Bruder, was da zwischen den eng in einander geflochtenen Reisern so herrlich glänzt!“ „Das funkt ja wie lauter Gold und Edelsteine!“ sagte Albert. Jettchen sah neugierig hin — und that einen Schrey. „O Jesu, der Ring!“ rief sie, und wurde todtensbläß. Die Knaben löseten den Ring aus den Zweigen heraus, und brachten ihn mit Jubelgeschrey meiner Mutter.“

„Ja, er ist es! sagte sie. O du guter, ehrlicher Jakob, o du arme Marie, wie Unrecht haben wir euch gethan! Es ist mir zwar sehr lieb, daß der Ring gefunden ist; noch lieber wird es mir aber seyn, wenn wir Jakob und Marie wieder auffinden. Mit Freuden werde ich den Ring hergeben, das Unrecht, das wir ihnen zuzügten, zu vergüten.“

„Aber wie in aller Welt, fragte ich, kommt doch der Ring da hinauf in das Vogelneß auf den höchsten Gipfel des Baumes?“

„Das will ich Ihnen sogleich sagen, sprach der alte Jäger Anton, dem die Freudenthränen in den Augen standen, eure Unschuld entdeckt zu sehen. Daß weder der alte Gärtner Jakob, noch seine Tochter Marie den Ring dahin verbergen konnten, ist klar. Der Baum war zu hoch und der Gipfel für sie fast unmbglich zu ersteigen. Auch hätte man ihnen nicht Zeit dazu gelassen. Denn Marie war kaum aus dem Schlosse heimgekommen, so wurde sie nebst ihrem Vater gefangen gesetzt. Allein die schwarzen Vögel, die auf dem Baume nisteten, die Dohlen, lieben alles, was glänzt, über die Maassen, und wo sie etwas dergleichen erwischen können, tragen sie es flugs in ihr Nest. Ein solcher Vogel hat den Ring entwendet, und dahin getragen. Das ist nun ganz aufgemacht. Mich wundert's nur, daß

ich, als ein alter Jäger, nicht früher auf den Gedanken gekommen bin, die Wdgel könnten den Ring gestohlen haben. Allein es war nun schon einmal Gottes Wille so, daß ein so großes Leid den über meinen alten Freund Jakob und seine Tochter Marie kommen sollte.“

„Meine Mutter sprach: „Ihr habt volla kommen Recht, Anton, und jetzt ist mir mit Einem Male die ganze Geschichte klar. Ich erinnere mich sehr deutlich, daß die Wdgel von dem hohen Birnbaume manchmal an das Fenster herflogen, daß die Fenster damals, als der Ring wegkam, eben offen standen, daß jenes Tischchen, auf dem der Ring lag, sich zunächst an dem Fenster befand, und daß ich, nachdem ich die Thüre meines Wohnzimmers geriegelt hatte, eine geraume Zeit in meinem Nebenzimmer zubrachte. Unstreitig hat also einer dieser diebischen Wdgel den Ring von dem Baume aus mit seinen scharfen Augen erblickt, und, während ich im Nebenzimmer verweilte, ihn unbemerkt im Schnabel davon getragen.“

„Mein Vater war sehr betroffen und bestürzt, als er so unerwartet zur vollkommenen Gewißheit gelangte, daß du und dein Vater unschuldig verurtheilt worden. „Es schmerzt mich in der Seele, sprach er, daß wir den guten Leuten ein so großes Unrecht angethan haben, und

mein einziger Trost ist, daß es nicht aus bösem Willen, sondern aus Unwissenheit und Irrthum geschehen. Ich werde aber mein Haupt nicht sanft niederlegen, bis wir die ehrlichen Leute aufgefunden, ihnen ihre geraubte Ehre wieder gegeben, und das ihnen zugefügte Unrecht wieder vergütet haben.“

„Hierauf ging er auf Zettchen zu, die unter den vielen fröhlichen Gesichtern, die man um uns her erblickte, blaß und zitternd wie eine arme Sünderin da stand. „Du falsche betrügerische Schlange, rief er, wie konntest du dich unterstellen, deine Herrschaft und das Gericht so zu besüßen, und sie zu einer so himmelschreckenden Ungerechtigkeit zu verleiten? Wie konntest du es über das Herz bringen, einen alten, ehrlichen Mann und sein armes, unschuldiges Kind in ein so großes Unglück zu stürzen?“

„Auf, und ergreife sie!“ rief er den zwei Gerichtedienern zu, die bei Fällung des Baumes mitgeholfen und sich gleich zweyen Habichten bereits Zettchen genähert, und die Augen auf meinen Vater gerichtet hatten, seine Befehle zu vernehmen. Er sprach mit großem Ernste weiter: „Die nämlichen Ketten legt ihr an, mit denen Marie gefesselt war; in ebendenselben Kerker werft sie, in dem Marie geschmachtet hat. Sie soll die volle Zahl der Streiche bekommen, die

Marie unschuldig dulden mußte; alles, was sie an Geld und Kleidern zusammen gespart hat, soll ihr genommen werden, um vielleicht noch einmal die widerrechtlich Veraubten damit zu entschädigen; wie sie geht und steht soll sie endlich von dem Gerichtsdienner hier, der Marien fortführte, über die Gränzen gewiesen werden.“

„Alle Leute, die da waren, erschrafen über diese Worte, und standen blaß und stillschweigend umher. So aufgebracht hatten sie meinen Vater noch nie gesehen, und ihn noch niemals mit solchem Eifer sprechen gehört. Es herrschte lange Zeit eine große Stille; endlich ließen sie ihre Gedanken und Empfindungen laut werden.“

„Es geschieht dir recht! sagte der eine Gerichtsdienner, indem er Zettchen beym Arme faßte. Wer andern Gruben gräbt, der fällt am Ende selbst hinein.“

„Das hat man von Lug und Trug! sprach der andere, indem er sie beym andern Arm nahm. O, es bleibt doch wahr: Es ist kein Fädelein so klein gesponnen, es kommt einst an die Sonnen.“

„Die Abchin sagte: „Der Zorn über Marien wegen des schönen Kleides hat das leichtfertige Zettchen zuerst zu der Lüge verleitet, und dann konnte sie, ohne sich selbst als eine ehrlose

Vägnere anzuweisen, nicht mehr zurück. Darum ist es ein wahres Sprichwort: Wer sich von dem Teufel bey einem Hårlein faßen läßt, dessen be-
mächtiger er sich leicht auf ewig.“

„Nun, nun, sagte der Kutscher, der den Baum umgehauen und die Art noch auf der Schulter hatte, wir wollen hoffen, sie werde sich wenigstens jetzt noch bessern; sonst gehts ihr in der andern Welt frenlich noch schlimmer. Der Baum, der keine gute Früchte bringt, setzt er noch hinzu, und schwång die Art, wird umgehauen, und in das Feuer geworfen.“

„Die Nachricht, der Ring habe sich wieder gefunden, hatte sich sogleich durch ganz Eichburg verbreitet, und es liefen von allen Seiten eine Menge Leute zusammen, so daß bald eine dicht gedrängte Schaar von Menschen um uns her stand. Jetzt kam auch unser Herr Amtmann in den Schloßgarten. Der Aktuar, der bey Entdeckung des Ringes zugegen gewesen, hatte ihm den Vorfall sogleich angezeigt. Du glaubst gar nicht, liebe Marie, wie die Geschichte den guten Amtmann angriff. Denn so hart er auch mit dir verfahren ist, so ist er doch gewiß ein sehr rechtlicher Mann, der sein Leben lang mit unversbrüchlicher Treue auf Recht und Gerechtigkeit hielt. „Mein halbes, ja wohl mein ganzes
Vers

Vermbgen wollte ich darum geben, sagte er mit einer Stimme, die uns allen durch das Herz drang — daß mir der Fall nicht begegnet wäre. Denn die Unschuld fälschlich zu verurtheilen ist etwas Schreckliches.“

„Er blickte hierauf im Kreise des versammelten Volkes umher, und sprach mit erhobener, feyerlicher Stimme: „Gott allein ist der Richter, der niemals irrt, und den niemand betrügen kann. Er, der Allwissende, wußte es allein, wie der Ring hinweg gekommen und Ihm allein war der Ort bekannt, wo derselbe bisher verborgen war. Menschliche Richter irren leicht aus Kurzsichtigkeit, und hier auf Erden muß leider die Unschuld nicht selten unterliegen und das Laster trägt den Sieg davon. Allein dieses Mal hat Gott, der Richter im Verborgenen, der einst alles Gute belohnen und alles Böse bestrafen wird, beschlossen, schon hier auf Erden die verkannte Unschuld und die geheime Bosheit offenbar werden zu lassen. — Und sehet und erkennet nun, wie wunderbar sich da alles nach seinem heiligen Willen zu diesem Ziel und Ende fügen mußte. Da mußte der furchtbare Sturmwind, der gestern Nachts das ganze Schloß erschütterte, und uns alle zittern machte, den alten Baum beugen, daß er den Umsturz drohe; da mußte ein
Blumentorbchen.

mächtiger Plazregen das Vogelnest hier rein waschen, damit der Ring sogleich hell und schimmernd in die Augen falle; da mußte die gnädige Herrschaft eben auf dem Schlosse anwesend, und durch Gottes Leitung bey dem Umbauen des Baumes selbst gegenwärtig seyn; da mußten die fröhlichen, unschuldigen Knaben, die jungen Grasfen, denen es nicht einfallen konnte, den Fund zu verheimlichen, den Ring zuerst entdecken; da mußte selbst Tetzchen, die falsche Anklägerin, die erste seyn, die Mariens Unschuld mit einem lauten Schrey gleichsam laut ausrief. Solche wunderbare Geschichten haben sich schon öfters zugegetragen. Gott — der zwar erst in jener Welt alle alten Prozesse noch einmal neu wieder aufnehmen und einem Jeden sein Recht nach der Wahrheit sprechen wird, sey's nun zum Leben oder zum Tod — Gott läßt zu Zeiten doch schon auf dieser Welt so etwas geschehen, damit die Menschen aufblicken zu Ihm, dem großen Richter da oben, den niemand täuschen kann, und damit sie bey den mancherley Ungerechtigkeiten, die hier auf Erden vergehen, den Glauben nicht verlieren — an eine ewige, allwaltende, allvergeltende Gerechtigkeit!“

„So sprach der Amtmann mit großem Nachdruck, und die Leute hörten ihm sehr aufmerksam zu, gaben ihm Recht, und gingen nachdenkend

auseinander. — Und dieß, liebe Marie, ist die Geschichte, wie der Ring wieder zum Vorschein kam.“

Unter dieser Erzählung hatten Amalia und Marie die Pforte des alten Schlosses erreicht.

Achtzehntes Kapitel

Wie edle Menschen das Unrecht vergüten.

Der Graf, die Gräfin und die übrigen Herrschaften waren indessen in dem großen Saale des Schlosses, der nach dem Geschmacke des Alterthums sehr prächtig ausgeziert war, versammelt. Alle Wände des Saales waren nach altdeutscher Kunst und Art mit Tapeten bekleidet, auf denen ganze Jagden mit einer Menge von Jägern, von Pferden und Hunden, Hirschen und Wildschweinen sehr künstlich eingewirkt waren. Die Farben sahen, ungeachtet ihres Alters, noch sehr frisch und lebhaft aus, und wer nur, besonders bey Nacht, wann die herab hängenden kristallinen Leuchter mit ihren vielen Kerzen brannten, hinein trat, glaubte in einen Wald zu kommen.

Der würdige Pfarrer war längst in dem Saale angelangt, und die ganze Gesellschaft hatte seine Erzählung von Jakob und Marie mit der größten Theilnahme angehört. Er hatte die Geschichte des fremden Greises so herzlich und rührend erzählt, hatte von der edlen Denkart und dem ganzen Betragen des guten Mannes während seines Aufenthaltes auf dem Lannenhofe ein so rührendes schönes Gemählde entworfen, hatte besonders die unwandelbare Verehrung, Liebe und Anhänglichkeit des alten Dieners an seine Herrschaft, die bloß durch die seltsamsten, unbegreiflichsten Umstände genöthiget gewesen wäre, ihn und seine Tochter zu mißkennen, in ein so helles Licht gesetzt, hatte von Mariens unaussprechlicher Liebe gegen ihren Vater, von ihrer kindlichen Sorgfalt für ihn, ihrer unermüdeten Thätigkeit, ihrer Frömmigkeit, Geduld und Bescheidenheit so viele schöne Beispiele angeführt, daß allen, die ihm zuhörten, die hellen Thränen in den Augen standen, die edle Frau Gräfin, Amaliens Mutter aber, sich nicht mehr halten konnte, recht von Herzen zu weinen.

In diesem Augenblicke trat die Gräfin Amalia, an der einen Hand Marien und in der andern das Blumenkörbchen, in den hell erleuchteten Saal. Alle eilten ihnen entgegen; alle über-

häuften Marien mit den freundlichsten Begrüßungen.

Der Graf nahm sie liebeich bey der Hand und sprach: „Armes, gutes Kind! Wie blaß und abgezehrt du aussiehst! Unser unpeisess Besnehmen hat deine Wangen so gebleicht, und deiner jugendlichen glatten Stirne die frühen Furchen eingegraben. Verzeih uns! Wir wollen alles thun, die verschwundenen Rosen deiner Wangen von neuem aufblühen zu machen. Wir haben dich aus deiner väterlichen Wohnung vertrieben; aber sie soll von nun an dein Eigenthum seyn. Sieh, das kleine, niedliche Haus zu Eichsburg, und den schönen Garten dabey, wovon dein Vater nur die Anagniehung hatte, schenke ich dir hiemit, und mein Sekretär soll heute noch die Schenkungsakte aufsetzen, und Amalia sie dir überreichen.“

Die Gemahlin des Grafen, Amallens Mutter, küßte Marien, schloß sie in ihre Arme, nannte sie ihre Tochter, und zog dann den funkelnden Ring, wegen dessen Marie so vieles hatte leiden müssen, und den die Frau Gräfin, kurz bevor Marie hereinkam, aus dem Schmuckkasten genommen und angestellt hatte, vom Finger, und sprach: „Sieh, liebes Kind! Deine Unschuld und Tugend sind zwar ein köstlicheres Kleinod, als der große, helle Diamant in Mütze

dieses Ringes. Obgleich du indeß an bessern Schätzen reich bist, so verschmähe dennoch diesen Edelstein nicht — als einen kleinen Ersatz für das Unrecht, das dir geschehen, und als ein Pfand meiner wahrhaft mütterlichen Zärtlichkeit gegen dich! Da der Ring dein künftiger Brautschmuck nicht seyn kann, so soll er zu deinem künftigen Brautzeuge bestimmt seyn. Kommt einmal jene Zeit, daß du einen Brautzeug bedürftig haben wirst, so werde ich den Ring nach seinem vollen Werthe wieder einlösen!“ — und mit diesen Worten steckte die Gräfin den Ring an Mariens Finger.

Marie weinte die süßesten Thränen, wie sie kurz vorher die bittersten geweint hatte; sie war von so vieler Güte ganz betäubt; sie unterlag beynahe darunter, wie unter einer schweren Last. Sie konnte nicht reden, mußte nur weinen, wollte nicht nehmen.

Einer der fremden Herren sagte: „Nimm du, armes Kind, immer, was reiche Großmuth dir giebt. Gott hat den verehrungswürdigen Herrn Grafen und die liebenswürdige Frau Gräfin mit großen Reichthümern gesegnet; Er hat ihnen aber auch, was noch weit mehr ist, ein großes Herz gegeben, diese Reichthümer auf die beste Art zu verwenden.“

„O nicht doch, sagte die Gräfin, Sie
schmeicheln uns, Herr Baron. Es ist dieses
keine Handlung der Großmuth. Wir haben der
Welt ein Beyspiel von einer schreyenden Unge-
rechtigkeit gegeben, an die ich lebenslänglich mit
Betrübniß und Beschämung denken werde; es ist
uns zu unserer Beruhigung schlechterdings noth-
wendig, den begangenen Fehler wenigstens in et-
was wieder gut zu machen. Auf Verdienst kön-
nen wir hier gar keine Ansprüche machen; wir
erfüllen bloß eine Pflicht der Gerechtigkeit.“

Die bescheidene, anspruchelose Marie stand
— und hielt den Ring, den sie wieder abgenom-
men hatte, in ihrer zitternden Hand; sie blickte
mit ihren thränenvollen Augen den Herrn Pfar-
rer an, als wollte sie ihn fragen, was sie thun
solle.

Der würdige Pfarrer sprach: „Ja, Marie,
du mußt den Ring behalten. Der Herr Graf und
die Frau Gräfin denken zu edel, denselben wieder
zurück zu nehmen. Da diese Begebenheit ein
ganz außerordentliches Verspiel ist, wie ein Ver-
dacht, der vollkommene Gewißheit scheint, den
noch täuschen könne; so laß du, liebe Tochter,
diese Begebenheit immerhin auch ein außerordent-
liches Verspiel seyn, wie edle Menschen ihre be-
gangenen Uebereilungen schön und herrlich wieder
vergüten. — Sieh, gutes Kind, Gott vergilt dir

deine kindliche Liebe gegen deinen Vater; wer seine Aeltern aufrichtig ehrt, dem muß es nach Gottes Verheißung ja wohl gehen. Gott bedient sich der wohlthätigen Hände des Herrn Grafen und der Frau Gräfin, dir deine überstandenen Leiden zu vergüten. Nimm also diese reiche Gabe mit Dank an — und da du im Unglücke dich so gottesgeben, sanftmüthig und geduldig betrugest, so bleibt dir jetzt nichts mehr zu thun übrig, als dich nun auch im Glücke eben so dankbar gegen Gott, und eben so wohlwollend und bescheiden gegen die Menschen zu benehmen.“

Marie steckte den Ring mit Dankesthränen an den Finger. Sie vermochte nicht ihren Dank auszudrücken.

Amalia, die mit dem Blumenkribschen in der Hand neben Marie stand, war hoch erfreut, daß ihre Aeltern so edelmüthig handelten. Aus ihren Blicken strahlte das reinste Wohlgefallen gegen Marie. Der Pfarrer, der es nur zu oft wahrnehmen mußte, wie schnell die Kinder sehen, wenn Aeltern andern Menschen Wohlthaten erweisen, war von Amaliens uneigennütziger Güte noch besonders gerührt. „Gott, sprach er, wolle dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin ihren Edelmuth lohnen, und das, was Sie an einer armen Waise thun, Ihnen an Ihrer eigenen lie-

benewürdigen Tochter, die so edel als Ihre Aeltern gesinnt ist, mit hundertfältigem Segen vergelten.“

„Und das wird Er auch; denn was wir von zeitlichen Gütern zum Besten unsrer leidenden Mitmenschen verwenden, ist lauter Gewinn. Es wird uns nicht nur in dieser Welt belohnt; es ist ein Kapital, das für eine bessere Welt angelegt wird, und keiner Gefahr mehr ausgesetzt ist, verloren zu gehen. Dort wird es uns dereinst reichliche Zinsen tragen.“

Neunzehntes Kapitel.

Noch eine denkwürdige Nachricht zu dieser Geschichte.

Die Frau Gräfin befahl nun die Abendmahlzeit aufzutragen, bath den Herrn Pfarrer bey der Tafel zu bleiben, und sagte, Marie müsse auch mitspeisen. Während des Tischgebethes — welcher schöne Gebrauch damals auch bey höhern Ständen allgemein herrschte — hatte Marie eine ganz eigne rührende Empfindung. „Mein Gott, dachte sie, wie wehe that es mir und wie

Kleinmüthig ward ich, als ich auf dem Tannenhofe nach vollbrachter Tagesarbeit ohne Abendessen fortgeschickt wurde — und wie hätte ich denken können, daß zu jener Stunde bereits hier in diesem Schlosse unter diesen edlen Menschen mir eine Mahlzeit bereitet werde. Wie danke ich Dir, lieber Vater im Himmel, für deine gütige Vorsehung! Ach, verzeih mir meine Kleinmuth und gib mir deine Gnade, im Vertrauen auf Dich nie mehr zu wanken.“

Marien wurde ihr Platz zwischen der Frau Gräfin und der Gräfin Amalia angewiesen. Sie weigerte sich mit jungfräulicher Schüchternheit, diese Ehrenstelle einzunehmen. Allein die Frau Gräfin sagte freundlich: „Da du, unsere — nicht verlorene, sondern verstoßene — Tochter, wieder gefunden bist, so ist es ja billig eine Freudenmahlzeit zu halten, und dabei gebührt dir mit Recht die erste Stelle.“ Sie nahm Marien bey der Hand, und führte sie an den ihr bestimmten Platz.

Während des Speisens war beynahe von nichts anderm, als von Mariens Geschichte die Rede. Der Graf hatte den alten, redlichen Jäger Anton, als einen forstverständigen Mann, mitgebracht. Der treue Diener half, mehr aus Neigung als auf Befehl, allemal seine Herrschaft bey der Tafel bedienen. Diesen Abend stand er

aber fast immer hinter Mariens Sessel, und wischte sich eine Thräne nach der andern aus den Augen. Sein Alter hatte ihm eine Art von Recht erworben, hie und da ein Wörtchen mitzusprechen. „Nicht wahr, Jungfer Marie, sprach er einmal, es traf doch ein, was ich Ihr und Ihrem Vater dort am Gränzsteine im Walde sagte: Ehelich währt am längsten; und: Wer auf Gott vertraut, den verläßt Er nicht. Nun fehlt nichts mehr, als Eines. Ihr Vater, mein alter ehrlicher Jugendfreund, hätte diesen Freudentag auch noch erleben sollen! Der gute Jakob, wie der sich gefreut hätte, sein Kind, das ihm seit dem Tode seiner Frau das Liebste auf Erden war, als unschuldig anerkannt und so geehrt zu sehen! Ich meine nicht, daß ich es aus dem Korse bringen kann, der liebe Gott hätte ihm doch noch die wenigen Monate schenken sollen: Wenn Er ihn dann gleich an dem heutigen Abende vor Freude hätte sterben lassen, so wollte ich mich gern dars ein gegeben haben. Wenn er diese Freude nur noch erlebt hätte!“

„Ich lobe Eure Empfindung, guter, alter Mann, sprach der Pfarrer; denn sie macht Eurem Herzen wahrlich Ehre. Allein wir müssen unsere Blicke nie bloß auf dieses Leben hier unter dem Monde beschränken, das nur den kleinsten und, ich darf es sagen, gerade den armseligen

ßen Theil unserer ganzen Dauer ausmacht. Diese Welt ist nur der Verplaz einer andern Welt. Dieser Erdenleben nur Vorbereitung auf ein zweites, besseres Leben im Himmel. Betrachten wir nun das Leben eines Menschen, abgerissen von seiner künftigen Bestimmung, so müssen uns nothwendig Dinge darin auflösen, die sich mit der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes nicht reimen lassen. Richten wir aber unsere Blicke aufwärts zum Himmel, so öffnen sich uns Ausichten, die uns über alles, was in diesem Leben ungleich und widersprechend ist, beruhigen müssen.“

„Es ist es auch mit der Geschichte Jakobs und Mariens. Dem guten Kinde hier werden die erduldeten Leiden von der edelsten Großmuth herrlich vergütet. Der alte, vortreffliche Vater hinaus gegen mußte sterben, von seiner edelmüthigen, geliebten Herrschaft, durch eine seltene Schickung, ganz mißkannt und ins Elend verstoßen; ja er mußte — was seinem Vaterherzen am allerschwersten fiel — sein Kind in der tiefsten Armuth in dieser Welt zurück lassen. Wenn es nun kein anderes Leben gäbe, so müßte eine solche Ungleichheit in Vergütung erduldeten Leiden uns als eine schreckende Ungerechtigkeit erscheinen, und jedes Menschenherz empfinden, wie das der gute Greis hier sehr richtig fühlt.“

„Allein es giebt ein besseres Leben; es giebt — o wohl uns armen Menschen! — einen Himmel, wo das schöne große Ziel aller unserer Leiden erst vollkommen erreicht wird. Und dort im Himmel werden dem guten Manne seine Leiden und sein unverdientes Elend schäner und herrlicher vergütet, als sie seiner Tochter hier auf Erden ersetzt werden. Dort genießt er jetzt reinere Freuden, ja eine Seligkeit, eine Herrlichkeit, gegen die diese prächtige Freudenmahlzeit in diesem schimmernden Saale nicht einmal ein Schatten ist.“

„Ja noch mehr! Ich weiß es zwar nicht — allein mein Herz sagt es mir, und in vielen Fällen verdient das Herz mehr Glauben, als der Kopf — mein Herz sagt es mir, daß der fromme Greis, der ja sein Vaterherz mit in den Himmel nahm, an diesem Freudenabende vielleicht mehr Antheil hat, als wir denken. Da ich alle die edlen Gäste an der Tafel hier so gerührt sehe, so muß ich doch noch Eines erzählen, das ich unter andern Umständen vielleicht verschwiegen hätte.“

„Eines Morgens kam ich an das Krankenbett des frommen Greises. So groß sein Vertrauen auf Gottes Vorkehrung immer war; so konnte er sich doch nie aller schmerzlichen Sorgen um das künftige Schicksal seiner geliebten Tochter ganz entschlagen. An jenem Morgen aber fand

ich ihn ungemein fröhlich. Heiter lächelnd borth er mir die Hand aus dem Bette, und sagte: „Nun, Herr Pfarrer, ist mir auch der letzte Stein vom Herzen — die Sorge für meine Tochter; nun bin ich ganz ruhig. Diese Nacht konnte ich betten, wie fast noch nie in meinem Leben — und eine noch nie gefühlte Ruhe, ein himmlischer Trost goß sich in mein Herz aus. Ich habe den frommen Glauben, mein Gebeth sey erhört. Getrost schließe ich nun meine Augen — denn ich weiß, die Unschuld meiner Tochter werde noch entdeckt werden, und der edle Graf werde die Vaterpflege für dieselbe übernehmen, und die vortreffliche Gräfin Mutterstelle an ihr vertreten.“ So sprach der fromme Greis am Morgen nach jener Nacht — und nun vernahm ich erst diesen Abend aus den Gesprächen während der Tafel mit Erstaunen, daß gerade in jener Nacht der gewaltige Sturmwind den großen, alten Baum in dem Schloßgarten beugte, und so mit den versteckten Edelstein und Mariens verkannnte Unschuld an den Tag brachte. So ward sein frommes Gebeth damals schon erhört. Und so hat wohl der verklärte Geist des frommen Greises am Throne Desjenigen, der alle menschlichen Schicksale lenkt, sein Gebeth fortgesetzt, hat die Errettung seines armen Kindes, dessen Jammer bereits auf das Höchste gestiegen war,

beschleuniget, hat uns allen diesen seligen, göttlich-schönen Abend bereitet. — Und wie sollte nun ihm allein, den doch das Schicksal seiner Tochter am nächsten angeht, die glückliche Wendung desselben ganz und gar unbekannt bleiben? Es ist wenigstens mir ein tröstlicher Gedanke, daß er auch dort, jenseits des Grabes um das Glück seines innig geliebten Kindes wisse, und unsere Freuden theile. Dem sey aber, wie ihm wolle, so bleibt doch dieß gewiß, daß jenes nächtliche Gebeth des frommen Greises und die Erhrung desselben über diese ganze Geschichte das freundlichste, schönste Licht verbreitete und ihr gleichsam die Krone aufsetze. Die ganze Geschichte erscheint nun erst in vollem Glanze als ein Werk der göttlichen Vorsehung.“

„Nein, fuhr der Pfarrer mit sichtbarer Rührung fort, kein bloßes Ungesähr hat uns hier zusammen gebracht; kein blinder Zufall hat uns diese Stunde schöner Rührung und edler Empfindung bereitet. Gottes Güte, Gottes heilige Vorsehung ist es, die mich, einen ganz Fremden, in den Kreis dieser edlen Menschen einführte — um von ihr zu zeugen, da mir der Sterbende einen Umstand vertraute, der uns in eine der geheimsten Tiefen dieser Geschichte hineinblicken läßt.“

„Möchte uns diese Geschichte ein Beweis seyn, daß Gott, der die Gefühle der zärtlichsten

Liebe in die Herzen aller Väter und Mütter legte, noch eine unendlich größere Liebe gegen alle seine Menschen habe, und zärtlicher für sie sorge, als Väter und Mütter auf Erden nur immer für ihre Kinder sorgen können. Möchten wir alle in dem erfreuenden Glauben, daß ein großes Vaterherz dort oben für uns alle schlage, leben und sterben. Denn dieser Glaube ist doch in Noth und Tod, gegen die kein Stand auf Erden ein Privilegium hat, gegen die kein Ordensstern und keine Krone schützen kann, unser einziger Trost.“

„Dieß ist auch mein Glaube, lieber Herr Pfarrer!“ sagte die Frau Gräfin, indem sie aufstand und ihm die Hand both. Alle übrigen stimmten mit ein, und standen auch auf. „Es ist bereits ziemlich spät, sagte jetzt die Frau Gräfin, und da wir morgen sehr frühe aufbrechen, so wollen wir nun noch ein wenig ruhen — und sogleich aus einander gehen, um die schönen Empfindungen, die der Herr Pfarrer in uns erregte, durch nichts mehr zu zerstreuen. Denn besser können wir den heutigen Tag unmdglich beschließen.“ Alle gingen gerührt aus einander.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Besuch auf dem Tannenhofe.

Des folgenden Tages mit anbrechender Morgenröthe waren schon alle im Schlosse geschäftig, sich zur Abreise fertig zu machen; am eifrigsten aber waren Gräfin Amalia und das anwesende fremde Fräulein um Marie beschäftigt.

Marie hatte sich zu Eichburg so gekleidet, wie es bei den Töchtern herrschaftlicher Diener damals gebräuchlich war; da sie aber während ihres Aufenthaltes auf dem Tannenhofe sich nach und nach neue Kleidungsstücke anschaffen mußte, so wollte sie durch eine bessere Tracht die Augen der Leute nicht auf sich ziehen; sie trug sich daher jetzt beynahe ganz so, wie die Landmädchen jener Gegend. Das fremde Fräulein, das mit Marie von einem Alter und von einer Größe war, schenkte ihr nun auf Amalias Bitte einen vollkommenen, beynahe noch ganz neuen, sehr schönen Anzug. Marie nahm Anstand, das schöne Kleid zu tragen.

Elementarfragen.

Alein Gräfin Amalia sagte: „Nur keine lange Bedenklichkeiten; du mußt es sogleich anziehen. Du bleibst von nun an als meine Freundin und Gesellschafterin beständig bey mir; und da mußt du doch anders gekleidet seyn. Auch ist es am Besten, daß du dich sogleich hier umkleidest; so macht es am wenigsten Aufsehen!“

Weyde Frauenzimmer wetteiferten nun, Marien recht heraus zu puzen, nahmen sie dann in ihre Mitte, und führten sie in den großen Saal, wo das Frühstück schon bereit stand. Jedermann fluchte zuerst über das dritte fremde Frauenzimmer — bald aber erkannten sie Marien, begrüßten sie alle mit frohem Jubel, und gaben dieser vertheilhaften Veränderung, wie sie diese Umkleidung nannten, ihren Beyfall.

Nach dem Frühstück stieg man sogleich ein, und Marie mußte sich neben Amalia zu dem Grafen und der Gräfin in den Wagen setzen. Der Graf befahl, über den Tannenhof zu fahren, weil er die guten Landleute, die Marien und ihren Vater so gütig aufgenommen hatten, wollte kennen lernen. Unterwegs erkundigte er sich sorgfältig nach ihnen, und Marie verhehlte es nicht, daß die Lage derselben sehr traurig sey, und daß sie für ihre alten Tage wenig gute Stunden mehr hoffen könnten.

Die Ankunft der Kutsche machte auf dem Tannenhofe kein geringes Aufsehen; denn seit der Hof stand, war vielleicht keine Kutsche, am allerwenigsten aber eine so prächtige dahin gekommen.

Die junge Bäuerin kam, als die Kutsche vor der Hausthüre hielt, eilends aus dem Hause gesprungen. „Ich muß doch, sagte sie, dem vornehmen fremden Herrn nebst Frau Gemahlin und zwey Fräulein Töchtern aussteigen helfen.“ Als sie aber dem einen vermeynten gnädigen Fräulein die Hand both, erkannte sie in ihr plötzlich — Marien. „Was Henkers soll dieß seyn?“ rief sie in ihrer rohen Mundart, ließ, als hätte sie eine Schlange angefaßt, Mariens Hand augenblicklich los, fuhr zehn Schritte weit zurück, und wurde bald bleich und bald roth.

Der alte Bauer arbeitete eben in dem Garten. Der Graf, die Gräfin und Amalia eilten zu ihm hin, reichten ihm die Hand, lobten seine Wohlthätigkeit gegen Marie und ihren Vater, und dankten ihm dafür in den gütigsten Ausdrücken. „Ach, sagte der brave Bauer, ich habe dem guten Manne mehr zu danken, als er mir. Mit ihm kam der Segen unter mein Dach, und wenn ich nur in allen Stücken seinem Rathe gefolgt hätte, so stünde es jetzt viel besser mit mir.

Zeit er todt ist, habe ich fast keine Freude mehr, als den Garten hier. Und auch dieß habe ich seinem klugen Rathe zu danken, daß ich mir das Stücklein Land da noch vorbehielt, so wie ich auch die Kunst, es zu bauen, ihm abgelernt habe. Da arbeite ich denn so, seitdem mir der Pflug zu schwer wird, und suche unter den Kräutern und Blumen den Frieden, den ich in meinem Hause nicht mehr finde.“

Indeß hatte Marie die alte Bäuerin in dem kleinen Stübchen aufgesucht, und führte sie an der Hand herden, indem sie ihr beständig zuredete, sich nicht zu scheuen. Denn die gute Frau hatte in ihrem Leben noch mit keiner so vornehmen Herrschaft gesprochen. Sie kam nur sehr schüchtern und furchtsam ndher. Auch sie wurde mit Lobeserhebungen und Danksayungen überhäuft.

Die beiden guten alten Leute standen ganz beschämt da, und weinten vor Freude, wie Kinder. „Hab' ich's nicht gesagt, sprach der alte Mann zu Marie, es werde dir wegen deiner kindlichen Liebe gegen deinen Vater noch wohl gehen. Sieh, nun ist meine Vorhersagung eingetroffen.“ Und die alte Bäuerin, die indeß Muth bekam, sagte, indem sie den Zeug von Mariens schönem Kleide zwischen den Fingern prüfte: „Ja, ja, dein Vater hatte doch Recht mit sei-

nem Sprüchlein: Der die Blumen kleidet, werdet auch für dich sorgen.“

Die junge Bäuerin aber stand in einiger Entfernung und sagte für sich selbst: „Hm! Hm! Was man nicht alles erleben muß. Da ist das elende Bettelmädchen gar noch ein hochadeliches Fräulein geworden. Je nun, wer hätte das gedacht? Jetzt darf unser eines freylich nicht mehr neben sie hinsehen. Aber man weiß doch noch, wer sie ist, und daß sie gestern Abends mit ihrem Bündlein unter dem Arm dort die Stiege hinauf ging, das Land auf und ab zu betteln.“

Der Graf vernahm zwar die lästernde Rede des Weibes nicht; er hatte aber schon an dem Anblicke ihrer höhnischen, verzerrten Mienen genug. „Das ist ja ein ganz abscheuliches Geschöpf!“ sagte er, und ging in dem Garten ein Paar Male nachdenkend auf und ab.

„Hört, guter alter Vater, sagte jetzt der Graf, indem er auf einmal bey dem alten Bauern stehen blieb, ich habe Euch einen Vorschlag zu machen. Das kleine Gütchen zu Eichburg, das Mariens Vater baute, habe ich hier seiner Tochter geschenkt. Allein Marie wird so bald noch keine eigene Wirthschaft anfangen. Wie wäre es, wenn Ihr dahin ziehen würdet? Es wird Euch gewiß gefallen, und ich weiß es schon zum voraus, daß Marie kein Pachtgeld

von Euch verlangen wird. Dort konnet Ihr nach Herzenslust den Kräutern und Blumen abwarten, und werdet noch ebendrein in der artigen Wohnung Ruhe und Frieden für Eure alten Tage finden.“

Die Gemahlin des Grafen, Gräfin Amalla und Marie, redeten alle den alten Leuten zu, es so zu machen. Es wäre aber nicht so viel Zuredens nöthig gewesen; sie waren über den Antrag so froh, als hätte man ihnen die Erlösung aus der Hölle angekündet.

Jetzt kam der junge Bauer vom Felde heim; denn er war sehr neugierig, was in aller Welt doch die Kutsche mit den vier prächtigen Schimmeln auf seinem Hofe wolle. Als er vernahm, was man vorhabe, bedachte er sich nicht lange, einzuwilligen, so hart es ihm auch fiel, seine alten Aeltern fortziehen zu lassen. Es war bisher sein größtes Leiden, daß sie von ihrer eigenen Schwiegertochter so geplagt wurden, und es gewährte ihm einen großen Trost, daß es ihnen nun besser gehen werde.

Die junge Bäuerin aber schob so zu sagen mit beyden Händen, die alten Schwiegerältern recht gewiß aus dem Hause zu bringen. Sie wollte recht höflich thun und sagte — da sie den Herrn Grafen von Marie eben Erzellenz nennen gehört — mit einer tiefen Verbeugung: „Daß

ist ja eine erschrecklich große Gnade von dem Herrn Erzellenz da; es wäre eine Grobheit, wenn man sie nicht annehmen thäte! Das thäte ihn gewiß ganz grausam verdrießen, und seine Frau Erzellenzin da könnte gar denken, die Leute sind ja gröber als die eichenen Klöße. Nein, das ist einmal ein unerhörtes Glück!“

„Nun, das freut mich, sagte der junge Bauer, daß du das einsehst. Ich sagte immer: Wohlthätigkeit gegen ehrliebende und tugendhafte Arme bringt Glück und Segen in das Haus! Du wolltest es aber nicht glauben. Jetzt behalte ich doch auch einmal Recht.“

Die junge Bäuerin ward vor Zorn so roth, wie ein gefottener Krebs. Indes getraute sie sich doch nicht, ihren Zorn vor der gnädigen Herrschaft in Worte ausbrechen zu lassen. Sie warf aber dem jungen Manne einen Blick zu, als wenn sie ihn damit hätte durchstechen wollen.

Der Graf versprach, daß er die alten Leute, sobald die nöthigen Anstalten gemacht seyn würden, werde abholen lassen — und somit stieg er mit seiner Reisegesellschaft wieder in den Wagen und fuhr weiter.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Was sich auf dem Tannenhofe noch weiter begab.

Der edle Graf hielt sein Wort genau; noch in dem Herbst kam eine Kutsche von Eichburg auf dem Tannenhofe an, die guten alten Leute abzuholen. Der Sohn weinte heiße Thränen, seine guten Aeltern zu verlieren; die Schwiegertochter aber, die jeden Tag und jede Stunde gezählt hatte, bis sie abreisen würden, empfand die größte Freude, ihrer endlich einmal los zu werden. Diese Freude wurde ihr aber sehr verbittert. Denn der Kutscher überreichte ihr eine Signatur, in der geschrieben stand, daß sie alles dasjenige, was den Schwiegevätern zu ihrem Lebensunterhalte ausgedungen sey, die Naturalien nach laufenden Preisen zu Geld angeschlagen, in guten und gangbaren Münzsorten jedes Quartal bey Vermeidung eines Exekutionsbothen an das nächste fürstliche Rentamt zu bezahlen habe. Hierüber ward sie schrecklich böse und fluchte und rebte. „Da kommen wir ja von dem Regen in

die Trause, sagte sie; wenn sie da geblieben wären, hätten sie uns nicht halb so viel gekostet.“ Der Sohn war aber sehr erfreut, daß er auf diese Art gegen den Willen seines Weibes seinen alten Aeltern noch Gutes thun könne; nur durfte er seine Freude sich nicht merken lassen.

Die guten Aeltern setzten sich am folgenden Morgen in die Kutsche und fuhren von den lauten Segenswünschen ihres Sohnes und den heimlichen Verwünschungen ihrer Schwiegertochter begleitet ab; dem bösen Weibe ging es aber noch so, wie sie es an ihren Schwiegerältern verdient hatte, und wie es dem Geize und der Unmenschlichkeit allemal geht. Sie hatte ihr Geld bey einem Kaufmanne angelegt, der eine neue Fabrik errichtete und für das Hundert zehn Gulden Zins zu geben versprach. Die Zinse wurden jährlich zum Kapitale geschlagen und trugen wieder Zinse, die abermal verzinnet wurden. Die Bäuerin wähnte sich sehr glücklich und kannte kein größeres Vergnügen in der Welt, als ihrem Manne vorzurechnen, wie viel all das Geld in zehn, und wie viel es in zwanzig Jahren ausmachen werde. Allein sie wurde bald sehr unsanft aus ihren goldenen Träumen aufgeschreckt. Das Unternehmen des Kaufmanns mißlang, und es wurde der Vant gegen ihn erklärt. Das war ein Donnerschlag für die Bäuerin. Sie hatte von dem Augenblicke

an, da sie das hörte, keine ruhige Stunde mehr. Sie war bey Tage fast-immer auf der Estrasse, bald zum Advokaten und bald zum Gericht; und zu Nacht konnte sie vor lauter Sinnen, Ueberlesgen und hin und her denken kein Auge mehr schließen. Endlich erhielt sie anstatt ihrer zehn tausend Gulden noch einige hundert. Nun wollte sie gar verzweifeln; das Leben war ihr verhasst und sie wünschte sich den Tod. Wirklich entkräftete sie der beständige nagende Kummer so sehr, daß sie in ein sehr hartnäckiges Fieber verfiel. Ihr Mann wollte ihr den Arzt aus dem nächsten Städtchen holen; allein sie gab es nicht zu. „Er konnte dem alten Jakob nicht helfen, sagte sie; so wird er mir wohl auch nicht helfen können. Der Scharfrichter von Buchdorf versteht es viel besser.“ Das redete aber nur der Geiz aus ihr. Denn sie glaubte bey dem Scharfrichter etwa ein Paar Gulden weniger bezahlen zu dürfen. Der Bauer widersetzte sich diesmal in allem Ernste und brachte den Doktor; allein die Bauerin warf voll Zorns sogleich das erste Arzneyglas uneröffnet zum Fenster hinaus, und ließ den Scharfrichter heimlich rufen. Seine berühmten Tropfen stillten ihr auch wirklich das Fieber; gegen ihr aber, da ihnen Gift beygemischt war, anstatt des Fiebers die Auszehrung zu.

Der Herr Pfarrer von Erlendbrunn besuchte sie in ihrer Krankheit, und redete ihr auf das liebreichste zu, sich zu bessern, ihren Sinn zu ändern, und ihr Herz von den irdischen Dingen ab und zu Gott hin zu wenden. Allein darüber ward sie sehr aufgebracht. Sie schaute den wohlmeynenden Pfarrer mit weit aufgesperrten Augen an und sagte: „Ich weiß gar nicht, was der Herr Pfarrer mit seiner Bußpredigt will. Mit dem Kaufmanne, der uns um das Geld betrog, da dürfte er so sprechen; ja, da ließ ichs gelten. Aber ich, meynte ich, wäre gut genug, so wie ich bin. Ich habe, so lange ich ausgehen konnte, den sonntäglichen Gottesdienst nie versäumt und auch daheim meine täglichen Gebethe nie unterlassen; ich habe in meinem Leben nichts gethan, als gearbeitet und gespart und mich als ein treffliches Muster von der löblichsten aller Tugenden, der Händlichkeit betragen; kein Mensch in der Welt kann mir etwas Schlechtes nachsagen, und kein Armer, der vor meine Thüre kam, kann behaupten, daß ich ihn leer gehen ließ. Nun möchte ich doch wissen, wie man anders seyn kann? Ich hätte gemeynet, der Herr Pfarrer hielte mich für eine der frommsten und tugendhaftesten Personen in der ganzen Pfarren.“

Der würdige Pfarrer sah sich genöthiget, nachdrücklicher mit ihr zu sprechen, um sie zur

Besserung zu bewegen. Er zeigte ihr ausführlich und handgreiflich, daß sie noch das Geld über alles liebe, und daß dieser Geiz, den sie irrig mit der allerdings sehr löblichen Tugend der Sparsamkeit verwechselte, eine wahre Abgötterey sey; daß der rohe Zorn, von dem sie sich beherrschen lasse, unter die abscheulichsten Laster gehöre, Sanftmuth und Geduld aber, diese liebenswürdigen und unumgänglich nöthigen Tugenden, ihr gänzlich fehlten; daß sie aus Geiz und Zorn ihrem Manne unzählige traurige Stunden gemacht, die arme Waise Marie grausam verstoßen, und sogar ihre alten Schwiegerältern, die sie doch wie ihre eigenen Aeltern hätte ehren und lieben sollen, aus dem Hause vertrieben habe; daß sie bey ihrem großen Vermögen mit dem Stücklein Brod oder der Hand voll Mehl, die sie hier und da einem Armen, oft nur um seiner Loß zu werden, aus dem Fenster reichte, die wichtige Pflicht der Wohlthätigkeit keineswegs erfüllt habe; daß sie im Gegentheile diese fromme Pflicht verachtet und sogar den würdigsten und barmherzigsten Hausarmen niemals mit einem Megen Getreide aus der Noth geholfen, wiewohl sie deren tausende auf dem Kornboden liegen hatte; daß ihre Gaben, wenn für Abgekrannte oder andere Verunglückte gesammelt wurde, immer die kleinsten und unbedeutendsten ge-

wesen; daß sie durch ihren sündhaften Wucher sich um ihr großes Vermögen, mit dem sie so viel Gutes hätte stiften können, gebracht und sich selbst das Leben abgekürzt habe; daß ihr gerade die Hauptsache des Christenthums, die Liebe gegen Gott und die Menschen fehle; daß ihr Kirchengehen, so heilig die Pflicht auch sey, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, für sie nicht verdienstlich seyn könne, da sie dadurch nicht besser geworden, und daß ihr Gebeth, da es aus einem liebeleeren Herzen komme, unmdglich das rechte Gebeth seyn könne — —“.

Allein sie ließ den eifrigen Pfarrer nicht mehr ausreden; sie fing an zu heulen und zu schreien: „Ich bin doch die unglücklichste Person auf Erden, sagte sie; mich mag doch auf der ganzen Welt kein Mensch leiden; aber von meinem eigenen Seelsorger hätte ich es doch nicht geglaubt, daß der auch so feindselig gegen mich fern könnte. Ich habe ihm doch nichts zu Leid gethan, daß er mir so abgeneigt ist und mich für so schlecht hält.“

Der gute Pfarrer nahm betrübt Hut und Stock und ging. „Ach, sagte er, wie hart ist es doch, daß ein Mensch, dessen Herz am Irdischen hängt, Sinn und Gefühl für das Himmlische erlange. Wie fern ist er vom Reiche Gottes — von der wahren Erdinnigkeit und der äch-

ten Tugend. Mit einigen auswendig daher gesprochenen Worten glaubt er sich mit Gott abzufinden, und mit einigen hingeworfenen Brosamen seines Ueberflusses sich aller Pflichten gegen seine Mitmenschen zu entledigen. Indes bleibt sein Herz ungebessert; ja er hält in seiner Verblendung wohl gar seine Laster noch für Tugenden!"

"Ach, sagte er, indem er eben an dem Garten vorbei ging und einen Blick hinein warf, wie sehr betrügen sich diejenigen, die da meynen, um glücklich zu seyn, brauche man nichts, als recht viel Geld. Diese reiche Bäuerin hatte bey all ihrem Geld und Gute in ihrem Leben keine so frohe Stunde, als die arme Marie hier unter den Blumen dieses Gärtchens ihrer tausende hatte."

Die Bäuerin mußte Indes noch sehr vieles leiden. Sie hustete ganze Nächte hindurch, getraute sich aus Geiz kaum einen Tropfen Wein oder einen Löffel voll Fleischbrühe zu kosten, und hatte bey allen ihren Leiden keinen wahren Trost, keine Kraft zur Geduld und zur Ergebung in den göttlichen Willen. Der Herr Pfarrer gab sich noch alle erdenkliche Mühe, sie auf bessere Wege zu bringen. Sie wurde in ihren letzten Lebenstagen auch etwas milder, und zeigte Reue; allein er zweifelte dennoch, nicht ohne Grund, ob

sie sich wahrhaft gebessert habe. Endlich starb sie in ihren schönsten Lebensjahren als ein trauriges Opfer ihres Geizes, und als ein augenscheinliches Beyspiel, daß die zeitlichen Güter den Menschen nicht glücklich, wohl aber recht unglücklich machen können.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Noch eine sehr traurige Begebenheit.

Die gräfliche Familie hatte Marien mit in die Residenzstadt genommen. Eines Morgens kam ein alter Geistlicher mit eldgraunen Haaren in den gräflichen Hof, ließ sich zu Marien führen, und sagte ihr, daß er einen Auftrag an sie habe. Eine sehr kranke Person, die ihrem Tode nahe sey, wünsche vor ihrem Hinscheiden sie noch zu sprechen, indem sie sonst nicht ruhig sterben könne; wer sie eigentlich sey, wolle sie Marien selbst entdecken. Marie war über diesen Antrag sehr befremdet; sie fragte die Frau Gräfin um Rath, was sie thun solle. Die Gräfin kannte den Geistlichen als einen sehr frommen und ver-

ständigen Mann, und hieß sie gehen. Auf Verlangen des Geistlichen ging der alte Anton mit.

Marie mußte sehr weit gehen, bis in den abgelegenen Theil der Vorstadt. Endlich kam sie an ein Haus in einer engen Seitengasse, das ein sehr düsternes Ansehen hatte. Hier mußte sie fünf Stiegen steigen, von denen die zwey letzten so dunkel, schmal und haufällig waren, daß es Marien ganz bange wurde. Nun blieb der Geistliche bey einer alten Thüre, die bloß aus rohen Brettern zusammen genagelt war, stehen und sagte: „Hier! — doch warten Sie noch ein wenig; Sie werden das da sehr nothwendig haben.“ Er tröpfelte ihr etwas Melissengeist auf ihr Taschentuch und öffnete dann die Thüre.

Marie trat in ein Dachstübchen, das nicht armseliger hätte seyn können. Das trübe kleine Fenster war häufig mit Papier verpappt; eine elende Bettstadt, ein noch elenderes Bett, wenn es je ein Bett zu nennen war, und ein zerbrochener Stuhl daneben, auf dem ein steinerner Wasserkrug ohne Defel und Handhebe stand, machten die ganze Einrichtung aus. Aber die Kranke in dem Bette war erst recht ein Gegenstand des Entsetzens. Marie glaubte ein Todtengerippe zu sehen, das sich bewegte, mit einer

gräßl.

gräßlichen, röchelnden Stimme zu reden anfang, und ihr die dürre Hand entgegen streckte. Marie zitterte an allen Gliedern. Mit Mühe verstand sie endlich aus den hohlen, mit vieler Anstrengung heroor gebrachten Worten so viel, diese entseßliche Gestalt sey — Jettchen; Jettchen, die damals, als sie noch im Schlosse zu Eichburg war, schöner blühte, als eine Rose.

Die Unglückliche hatte von dem Geistlichen vernommen, Marie sey mit der Herrschaft wirklich in der Stadt, und hatte sie rufen lassen, um sie wegen der Geschichte mit dem Ringe um Verzeihung zu bitten. Ihren Namen wollte sie vorher nicht nennen lassen, weil sie fürchtete, Marie möchte sonst aus Haß gegen sie nicht kommen.

Die gutherzige Marie brach in einen Strom von Thränen aus, und erschöpfte sich in Versicherung, daß alles, alles längst verziehen sey, und daß sie nichts fühle, als das innigste, schmerzlichste Mitleid. Marie wollte die Unglückliche, zum Zeichen, daß sie ihr ganz verziehen habe, umarmen und küssen. Allein der Geistliche schrie laut auf: „Zurück!“ und streckte den Arm aus, Marien abzuhalten. „Um Gottes willen, sagte er, was wollen Sie machen! Das Gift dieser Krankheit ist ansteckend.“ „Was ist es

denn für eine Krankheit?“ — sagte die unschuldige Marie erschrocken. Der Geistliche blickte zur Erde und schwieg; allein die Kranke forderte ihn auf, kein Geheimniß daraus zu machen, wie sie so unglücklich geworden, indem ihr Unglück andern zur Warnung dienen könne.

Der Geistliche sprach hierauf, Marien wehmüthig anblickend: „Ach, mein liebes Kind, diese Krankheit ist die Folge schändlicher Ausschweifungen. So fürchterlich kann die Unzucht die schönste Gestalt verwüsten; dieser schreckliche Tod ist die Folge eines unzuchtigen Lebens! Sie sind noch jung, meine Tochter! Viele werden Ihnen sagen, daß Sie schön seyen; Sie werden oft sehr leichtfertig reden, und über das Laster scherzen und es entschuldigen hören; Sie werden der bösen Beispiele nicht wenige sehen. Die Verführung wird, gleich einer giftigen Schlange, auch Ihnen nachstellen! — Denken Sie daher Ihr Lebenlang an dieses Beispiel hier. Sie sehen da, wie elend die Sünde mache. Das Andenken dieses Schreckenblicks kann Sie bewahren. O könnte ich nur alle Töchter dieser Stadt, die in Ihrem Alter sind, hieher führen — sie zu warnen. Könnte ich besonders jenen Bösewichtern, die unter dem Scheine der Freundschaft, der Liebe, des Wohlwollens, der Freude dieses einst auch unschuldige Mädchen verführten, und es so

gräßlich hinrichteten, diese entsetzliche Gestalt zeigten! Es giebt Leute, die uns Geistliche unweise nennen, und uns vorwerfen, wir predigen Freudenhaß; allein eine solche Freude, die ein solches Ende nimmt, kann ich nun einmal nicht liebenswürdig finden, und wehe dem, der, unschuldige Geschöpfe zu betrügen, solchen nichtswürdigen Vergnügungen eine Lobrede hält.“

Zeitchen hatte schon früher, da sie mit der Herrschaft in der Residenzstadt war, sich heimlich in verbotene Bekanntschaften mit schlechten Menschen eingelassen. Als sie aus Eichburg vertrieben wurde, ging sie wieder dahin, ward ganz verführt, lebte eine Zeit in lauter Lustbarkeiten, erschien in prächtigen Kleidern, die sie auf eine unerlaubte Art erwarb, und zog sich diese Krankheit zu. Ihre Kleider, die ihr ganzes Vermögen ausmachten, hatte sie während ihrer Krankheit für den zehnten Theil des Geldes, das sie dafür ausgelegt, wieder verkauft und mußte nun, von allen ihren ehemaligen Freunden verlassen, im tiefsten Elende schmachten. Alles dieses bekannte sie unter heißen Thränen selbst.

„Ach, sagte sie, ich bin eine große Sünderin; ich habe mein Schicksal verdient. Daß ich nicht mehr an Gott denken, nichts Gutes mehr haben, die Stimme meines Gewissens nicht mehr

achten mochte; daß ich nichts mehr als Puh, Schmeicheleyen und Vergnügungen liebte, war der Anfang alles meines Elendes, und hat mich am Ende so weit gebracht.“ — „O, rief sie lautweinend und mit hohler, heißerer Stimme, wenn nur in der andern Welt nicht noch ein größerer Jammer auf mich wartet! Doch, da Sie, edle Marie, die ich so sehr, so entsetzlich beleidigte, mir verzeihen haben, so hoffe ich, Gott werde mir auch verzeihen!“

Marie ging sehr bestürzt nach Hause; sie konnte vor Entsetzen, Eckel und Mitleiden nicht zu Mittag essen. Immer schwebte ihr die gräßliche Gestalt vor Augen, immer klang die widersprüchliche Stimme in ihren Ohren. Sie mußte nur immer bey sich selbst sagen: „Diese entsetzliche Gestalt — war einst Jettchen, das schöne Jettchen!“ und sie wiederholte diese Worte den Tag über fast beständig. Daben dachte sie an ihr blühendes Aepfelbäumchen, das einst der Reifen verwüthet hatte. Alles, was ihr Vater ihr damals und noch auf seinem — freylich viel tröstlicherem! — Sterbebette gesagt hatte, kam ihr wieder zu Sinne, und sie gelobte es Gott in ihrem Herzen aufs neue heilig an, immer rein und untadelhaft zu leben. —

Sie bath indeß die Frau Gräfin für Jettchen. Diese schickte ihr einen Arzt, Speisen,

Leinwand, und was sie sonst nöthig hatte. Allein nachdem Jettchen noch die schrecklichsten Schmerzen geduldet, und wegen ihres gräßlichen Anblicks und des Verwesungsgeruches bey noch lebendigem Leibe fast kein Mensch mehr sich ihrem Bette nähern konnte, starb sie im drey und zwanzigsten Jahre ihres Alters!

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Noch eine freudige Begebenheit.

Im nächsten Frühlinge, da bereits alles grünte und blühte, begab sich der Graf mit seiner Gemahlin und Tochter nach Eichburg; auch Marie mußte mitreisen, und nahm in dem Wagen ihren gewöhnlichen Platz neben Amalia ein. Als die Reisegesellschaft Abends Eichburg näher kam, und Marie nun im Glanze der untergehenden Sonne den Kirchturm, das gräfliche Schloß und ihr väterliches Haus von Ferne erblickte, ward sie sehr gerührt, und sie konnte die Thränen nicht zurück halten. „Ach, sagte sie, damals, als ich Eichburg verließ, hätte ich wohl nicht gedacht, daß ich so wieder zurück kommen

würde! Wie wunderbar weiß Gott doch alle Dinge zu lenken, und wie gütig ist Er!”

Als der gräfliche Wagen vor dem Schloß-
thore ankam, standen die Beamten und alle die
übrigen Diener des Grafen bereit, die Herrschaft
zu bewillkommen. Auch Marie ward sehr freunds-
lich begrüßt, und alle bezeugten ihre Freude, sie
wieder zu sehen und wünschten ihr Glück, daß
ihre Unschuld an den Tag gekommen. Der alte
Amtmann aber nahm sie mit wahrhaft väterlicher
Zärtlichkeit bey der Hand, bath sie vor allen An-
wesenden um Verzeihung, bezeugte dem Grafen
und der Frau Gräfin für die edelmüthige Verges-
sung des zugefügten Unrechts seinen Dank, und
versicherte, auch er, auf den die größte Schuld
falle, werde sich bestreben, diese Schuld nach
Kräften abzutragen.

Marie stand am andern Tage sehr früh auf.
Die Freude und der herrliche Maymorgen, der
ihr hier auf dem Lande wieder so recht in das
Fenster schien, hatten sie so frühe geweckt. Sie
eilte ihre väterliche Wohnung und ihren Garten
zu besuchen. Unterwegs begegneten ihr lauter
freundliche Gesichter; manche jungen Leute, des-
sen sie als Kinder Blumen geschenkt hatte, was-
ren so herangewachsen, daß Marie sich darüber
freuen mußte. In der Gartenthüre kamen ihr
der Bauer und die Bäuerin entgegen, grüßten sie

lieblich und erzählten ihr, wie zufrieden und vergnügt sie hier lebten.

„Einst, sprach der Bauer mit Freudenthränen in den Augen, da Sie ohne Herberge waren, nahmen wir Sie unter unser Dach auf; und jetzt, da wir gleichsam aus unserer Wohnung vertrieben wurden, gehen Sie uns für unsere alten Tage diesen freundlichen Aufenthalt.“

„Ja, ja! sagte die Bäuerin: Es ist doch immer gut, freundlich und dienstfertig gegen Andere zu seyn; man weiß nicht, wie sie uns wieder dienen können.“ „Nun, nun, sprach der Bauer; daran dachten wir damals nicht, und thaten es auch nicht deswegen. Indes bleibt es immer ein wahres Wort: „Seyd barmherzig, und ihr werdet Barmherzigkeit erlangen.“

Marie ging in das Haus; die Wohnstube, die Stelle, wo ehemals ihr Vater saß, weckte wehmüthige Erinnerungen in ihr. Sie ging in dem Garten umher. Jeden Baum, den ihr Vater gepflanzt hatte, begrüßte sie, wie einen alten Bekannten; besonders aber verweilte sie bey dem Apfelselbäumchen, das eben jetzt in der schönsten Blüthe stand. „Ach, sagte sie, wie kurz ist das Daseyn des Menschen hier auf Erden! Er geht fort, und Bäume und Sträucher überleben ihn!“

Sie setzte sich in die Laube, in der sie mit ihrem Vater so manche seltsame Stunde zugebracht hatte. Es war ihr, indem sie in dem Garten umher blickte, den er im Schweiße seines Angesichts gebaut hatte — als sähe sie ihn noch stehen und gehen. Sie weihete seinem Andenken eine fromme Thräne; sie konnte aber mit Ruhe, mit getröstetem Herzen daran denken, daß er sich in schüneren Gegenden befinde, und dort einärnte, was er hier aussäete. —

Marie kam jeden Frühling auf einige Wochen nach Eichburg, und lebte hier an der Seite Amalies, von jedermann geehrt und geliebt, immer sehr frohe Tage. Eines Morgens saß sie mit Amalia an dem Arbeitstischchen, und beide waren sehr beschäftigt, ein Kleid fertig zu machen. Da trat ganz unvermuthet der Herr Amtmann — und zwar, wie es Freitag war, im schwarzen Festkleide und mit frischgepudelter Perücke — sehr feyerlich in das Zimmer. Amalia und Marie schauten einander verwundert an, was dieß zu bedeuten habe. Der Amtmann bezeugte erst Amalien seinen Respekt, und sagte dann, daß er Jungfer Marien einen Antrag von großer Wichtigkeit zu machen habe.

Sein Sohn Friderich, fing er nun zu Marien gewandt an, der ihm durch die Gnade Seiner Excellenz, des Herrn Grafen, in dem Amte
adjuns

adjungirt und sein bestimmter Nachfolger sey, habe ihm gestern erdffnet, daß er, wegen ihres edlen Herzens und ihrer vortreflichen Eigenschaften eine Neigung zu Jungfer Marien habe, und sich glücklich schätzen würde, sie zu ehelichen. Als ein guter Sohn habe er ihr von seiner Neigung und Absicht nichts sagen wollen, bis er sich zuvor der väterlichen Einwilligung, um die er hiemit bitte, versichert habe. Diese Einwilligung habe ihm der Vater sogleich mit Freuden und von ganzem Herzen gegeben, und es übernommen, als Vater den Brautweiber für den geliebten Sohn zu machen, und um Mariens Hand zu bitten. Diese ihr angetragene Verbindung, fügte er noch mit einer Thräne im Auge bey, wäre ihm, dem Vater, um so angenehmer, da er das Unrecht, das er einst Marien zufügte und das ihm schon manche schwere Stunde gemacht habe, auf diese Art einiger Maaßen wieder gut machen könne. Er hoffe, Jungfer Marie werde keine Abneigung gegen seinen Sohn hegen, am allerwenigsten aber das Unrecht, das ihr der Vater, lediglich aus Irthum und vielleicht zu grossem Eifer für Handhabung der heiligen Gerechtigkeit zufügte, einen Grund seyn lassen, den gemachten Antrag abzuweisen. Er schwieg — und wartete auf Mariens Antwort.

Marie war über den Antrag sehr betroffen. Sie wußte nicht sogleich, was sie sagen sollte, und wurde ein über das andere Mal glühend roth. Der Sohn des Amtmannes war ein sehr vortreflicher junger Mann; er hatte seine Studien mit ganz ungemeinem Erfolge vollendet, und sowohl auf der Universität, als während er bey der kaiserlichen Regierung sich in Geschäften übte, ganz ausnehmende Kenntnisse erworben; seine Sitten waren durchaus untadelich; er hatte das edelste Herz, ein sehr feines, liebenswürdiges Betragen und überdies noch eine sehr schöne Gestalt. Er hatte Marien, seit sie wieder nach Eichburg gekommen war, in dem gräßlichen Schloßgarten, in den sie mit der Herrschaft gewöhnlich nach Tische herab kam, einige Male gesprochen, und ihr eine ganz vorzügliche Hochachtung und Aufmerksamkeit bewiesen. Marie ahnete auch wohl, daß er eine Neigung zu ihr habe; es war ihr auch der Gedanke zu Sinn gekommen, daß sie mit ihm sehr glücklich seyn würde. Allein sie gab diesem Gedanken kein Gehör; sie war so bescheiden, und glaubte ihre Wünsche nicht so hoch erheben zu dürfen. Sie war deshalb sehr auf der Huth, in ihrem Herzen eine Neigung aufkeimen zu lassen, die zu nichts diene, als sie unruhig zu machen, und sie vermied es von dieser Zeit an sehr sorgfältig.

mit Friederich in dem herrschaftlichen Garten zusammen zu treffen. Obgleich nun der Antrag, der ihr jetzt gemacht wurde, ihren geheimsten Wünschen gemäß war, so konnte sie doch unmbglich sich sogleich erklären. Sie stammelte mit jungfräulicher Eitsamkeit und mit erröthenden Wangen, daß sie durch den ehrenvollen Antrag überrascht sey — daß sie um Bedenkzeit bitte — daß sie mit dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin, die bisher Vater- und Mutter-Stelle an ihr vertreten, zuvor noch sprechen müsse. —

Dieses war dem klugen Amtmann schon genug; er entfernte sich sehr vergnügt. Er zweifelte gar nicht, daß diese Verbindung dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin sehr angenehm seyn würde. Er ging sogleich zu ihnen; sie hatten beyde eine hohe Freude.

Der Graf sagte: „Sie bringen uns in der That eine sehr erfreuliche Nachricht, mein lieber Herr Amtmann! Meine Gemahlin und ich haben schon oft unter vier Augen davon gesprochen, daß der treffliche Friederich und die liebenswürdige Marie sich sehr wohl für einander schicken würden. Allein wir hüteten uns sehr, etwas davon merken zu lassen. Wir fürchteten, man möchte unsern Wunsch — für so etwas von einem Beschl außehen; und in Heirathsachen ist uns als

Ich, was auch nur von Jerne einem Zwang ähnlich ist, in der Seele verhaft. — Jetzt ist es uns aber um so angenehmer, daß unsere Wünsche ohne unser Zutun erfüllt werden.“

Die Frau Gräfin sprach: „Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, Herr Amtmann! Sie erhalten in Marien die beste Schwiegertochter und Ihr Sohn die beste Ehegattin. Marie ist in der Schule früher Leiden gebildet, und das ist die allerbeste Schule. Alle Ecken, die sich wohl auch in der Gemüthsart sehr trefflicher Menschen finden, werden am besten durch Leiden abgeschliffen. Marie ist von Herzen demüthig. Sie ward durch Schmeicheley nicht verwöhnt; sie ist die bescheidenste und anspruchloseste Seele, die ich kenne; sanft, wohlwollend, und — was die Wurzel alles Guten ist — von ganzem Herzen fromm. Auch ward sie von Kindheit an zur Arbeit gewöhnt, und da sie alle häuslichen und ländlichen Arbeiten selbst verrichtete, so versteht sie es sehr gut, einem Hauswesen vorzustehen. Das, was man seine Sitten und gute Lebensart nennt, hat sie sich in der Hauptstadt, ohne Nachtheil ihrer Tugend, in kurzer Zeit eigen gemacht. Unschuld und Schönheit sind in ihr sehr lieblich vereinigt. Sie ist in jeder Hinsicht das Muster eines vollkommenen Frauenzimmers. Ihr Sohn wird in Marien sehr glücklich seyn!“

Die Frau Gräfin fing nun, da sie Mariens Einwilligung als gewiß annahm, sogleich an, sehr angelegentlich von den Anstalten zur Hochzeit zu sprechen. „Ich werde alles dazu beitragen, sagte sie, die Hochzeit recht feyerlich zu machen. Die Mahlzeit werde ich hier im Schlosse geben, und auch auf die Ausfertigung und den Brautputz Bedacht nehmen.“ „Sieh, sieh, setzte sie lächelnd bey, jetzt kann Marie doch noch den Ring als Brautring tragen. Wer hätte das gedacht!“ Auch wurde noch verabredet, mit Erlaubniß des Pfarrers von Eichburg den Pfarrer von Erlendbrunn einzuladen, damit er Mariens eheliche Verbindung einsegne. „Dies wird der Braut eine ganz unerwartete Freude machen, sagte die Frau Gräfin, und auch der edle Pfarrer, der an ihrem Unglücke so vielen Antheil nahm, wird sich freuen, nun ein Zeuge ihres Glückes zu seyn.“

Der Hochzeitstag war einer der feyerlichsten Tage, die man in Eichburg je erlebt hatte. Die ganze gräßliche Familie begab sich zur bestimmten Stunde in die Kirche, wo sich bereits aus der ganzen Grafschaft Eichburg eine unzählige Menge Menschen eingefunden hatte. Wer nicht mußte, war sicher nicht zu Hause geblieben; es war in den Augen der Leute etwas gar zu Außerordentliches, daß ein armes Mädchen, die ehemals

in Ketten und Banden lag, zu solchen Ehren gekommen.

Amalia begleitete, jungfräulich bekränzt, ihre Freundin zur Kirche. Sie glaubte dadurch ihrem Range nichts zu vergeben, und von ihrem Ansehen nichts zu verlieren; in der That gewann sie vielmehr dadurch den allem Volke an Liebendwürdigkeit, und jedermann schätzte sie wegen ihrer Leutseligkeit und Herablassung nur um so höher.

Marie stand in ihrem Kranze von weißen und rothen Rosen, und in einem veilchenblauen Kleide, mit einem Angesichte, das lieblicher als alle Rosen blühte, und mit bescheiden niedergeschlagenen Augen, schön wie ein Engel, neben dem wohlgebildeten Bräutigam von hoher, edler Gestalt, am Altare. Aller Augen waren auf sie gerichtet.

Der alte Jäger Anton stand seitwärts am Altare, nicht weit von dem Brautpaare. Da er die so unbeschreiblich schön blühende Braut erblickte, fiel ihm Jettchens schreckliche Gestalt auf ihrem Sterbebette ein. „O Gott, sagte er, wenn nur alle, die hier zugegen sind, Jettchen gesehen hätten, um sie mit Marie hier in Gedanken zu vergleichen. Sie würden dann einsehen, wohin

die verschiedenen Wege, auf denen diese zwei Mädchen wandelten, am Ende führen.“

Der würdige Pfarrer von Erlendbrunn hielt vor der heiligen Handlung eine sehr schöne Ansprache an das versammelte Volk. Er stellte die denkwürdige Geschichte der Braut und ihres verklärten Vaters zuerst kurz dar, und pries dann Gottes heilige Vorsehung, die uns Menschen auf Erden durch Leiden bildet, und durch Leiden vor manchem Abwege bewahrt, und in der Trübsalzeit, im Vertrauen, in der Demuth, in der Geduld übt, und auf die Freude, die sie uns auf Erden zubachte, vorbereitet, und — was das vorzüglichste ist — uns durch Leiden für den Himmel erzieht, und uns ewiger Freuden fähig und werth macht. Er ermahnte die Aeltern, ihre Kinder gut zu erziehen, ihnen Ehrfurcht vor Gott, Liebe zum Guten und Abscheu vor dem Bösen einzupflügen, indem eine gute Erziehung das beste Erbtheil sey, das sie ihnen hinterlassen können. Er redete der Jugend recht an das Herz, fromm zu leben, die Aeltern zu ehren, die Unschuld als die schönste Tugendblüthe des jugendlichen Alters zu bewahren und in allem Gottes Gebothe heilig zu beobachten, indem sie gleichsam eine Hand am Scheide-Wege seyen, die uns hindeute, wohin wir gehen müssen, um zu Glück und Heil zu gelangen.

Das Hochzeitmahl, das in dem großen Saale des gräflichen Schlosses gegeben wurde, war sehr prächtig. Anstatt des silbernen Aufsatzes aber, der sonst die Mitte der Tafel einnahm, erblickte man zur allgemeinen Freude der Gäste — das Blumenkürbchen. Amalia hatte es heimlich mit den schönsten Blumen gefüllt, und es dahin stellen lassen.

„Das ist, sprach der Herr Pfarrer von Erlebrunn, in der That ein sehr schöner, lieblicher Gedanke, die Brauttafel mit diesem Blumenkürbchen zu zieren. Ein solches Kürbchen voll Blumen, das wirklich eine Tafel mehr ziert als Gold und Silber, ist überhaupt schon ein sehr erfreulicher Anblick. Nicht nur können wir auf Erden nicht leicht etwas Schöneres sehen; es muß auch ein frommes Gemüth mit frommer Nüchternheit erfüllen, und es zum Himmel erheben. Es ist gleichsam vollgedrängt von Beweisen der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes; denn Gott ist es ja, der jeder Blume Gestalt, Farbe und Wohlgeruch gab, und sie schöner schmückte, als je der größte König in aller seiner Pracht gekleidet war.“

„Allein dieses Blumenkürbchen steht als ein ganz besonderer Beweis der göttlichen Vorsehung hier auf der Tafel; denn Gott bediente sich ja derselben, die Schicksale der Braut wunderbar

zu lenken und uns allen das heutige Freudenfest zu bereiten. Er, dessen Freundlichkeit wir mit Recht im Purpur der Rose, dem Ullaßglatze der Lilie, der ganz eignen blauen Farbe des Weilschens bewundern — offenbart sich uns noch freundlicher und liebevoller in den Schicksalen unsers Lebens, indem er sich oft eines geringfügigen Dinges bedient, uns vor Leiden zu bewahren, uns aus Nothen zu erretten, uns vom Bösen zurück zu schrecken, uns einen mächtigen Antrieb zum Guten zu geben; indem Er oft den unbedeutendsten Vorfall den Anfang einer ganzen Reihe wichtiger Begebenheiten werden läßt, die verschiedensten scheinbaren Vorfälle zu Einem Ziele lenkt, so daß jedes Menschenleben, wenn wir es — was wohl erst jenseits geschehen wird — mit einem Blicke übersehen, als ein schön geordnetes Ganze, als ein Wunder seiner Allmacht, Weisheit und Güte erscheinen wird.“

„Ich denke, die fromme Braut werde das Ahrbchen als ein Familienstück aufbewahren, und es nie anders als mit dem innigsten Dankgeföhle gegen Gott betrachten. Mögen noch viele frohe Familienfeste Ihr Gelegenheit geben, es mit Blumen zu füllen; ja möge das Ahrbchen, mit Blumen gefüllt, heute über fünfzig Jahre zum zweyten Male Ihre hochzeitliche Tafel zieren.“

Vier und zwanzigstes Kapitel.

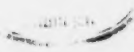
Jakobs Denkmahl.

Das Denkmahl des seligen Jakobs, das Amalia am Grabe des guten Mannes Marien versprochen hatte, war indeß auch fertig geworden. Es war sehr einfach und sehr schön aus weißem Marmer gearbeitet, und mit einer goldenen Inschrift geziert. Die Inschrift enthielt, außer dem Namen, dem Stande, dem Alter des edlen Gärtners und Korbmachers, bloß die Worte Jesu, die allerdings verdienen mit goldenen Buchstaben geschrieben zu werden: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an Mich glaubt, der wird leben, ob er gleich gestorben wäre.“ Unter diesen Worten war das Blumenkörbchen, durch das Gott Marien am Grabe ihres Vaters aus ihrem großen Leiden errettet hatte, sehr kunstreich in erhabener Arbeit abgebildet. Amalia hatte das Körbchen, nachdem Marie es zuvor mit den schönsten Blumen füllte, abgezeichnet, und die sehr gelungene Zeichnung dem

Künstler mitgetheilt. Unter dem Blumenkörbchen war noch der denkwürdige Ausspruch der heiligen Schrift zu lesen: „Alle Herrlichkeit des Menschen ist wie eine Blume des Grases, die bald abfällt; aber das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit.“ Oben auf dem Denkmahl erhob sich ein einfaches, im Feuer vergoldetes Kreuz.

Der erfreute Pfarrer von Erlenbrunn ließ das schöne Denkmahl auf das Grab setzen. Es nahm sich, von dem dunkeln Schatten der Tannen gehoben, ungemein schön aus; und wann erst der Rosenstock auf dem Grabe blühte, und dann einige grüne Zweige mit halb und ganz aufgeblühten Rosen, jedoch ohne die goldene Inschrift zu bedecken, sich über den blendendweißen Marmor herab beugten, so konnte man nichts Schöneres sehen. Das Denkmahl war die schönste Zierde des ländlichen Kirchhofes, und die größte Denkwürdigkeit des Dorfes. So oft der gute Pfarrer fremde Gäste bekam, führte er sie allzeit zu dem Grabmahl. Wenn dann etwa ein oder der andere sagte, es sey ein artiger Gedanke, einem Manne, der Gärtner und Korbmacher zugleich war, ein Körbchen mit Blumen auf den Grabstein zu setzen, so sagte der Pfarrer: „D, es ist noch mehr, als bloß ein artiger Einfall. Das Blumenkörbchen hat noch eine schönere Bedeutung, und die Landleute nennen es mit Recht

das Wahrzeichen einer sehr rührenden Geschichte. Denn der Boden hier, auf dem wir stehen, ward mit mancher heißen Thräne benetzt.“ Er erzählte dann allemal den horchenden Fremden die Geschichte des Blumenkörbchens, und die meisten verließen die Grabstätte des frommen Mannes mit solchen Empfindungen und Entschlüssen, daß nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, als die Leser und Leserinnen möchten dieses Büchlein mit ähnlichen Empfindungen und Vorsätzen aus der Hand legen.







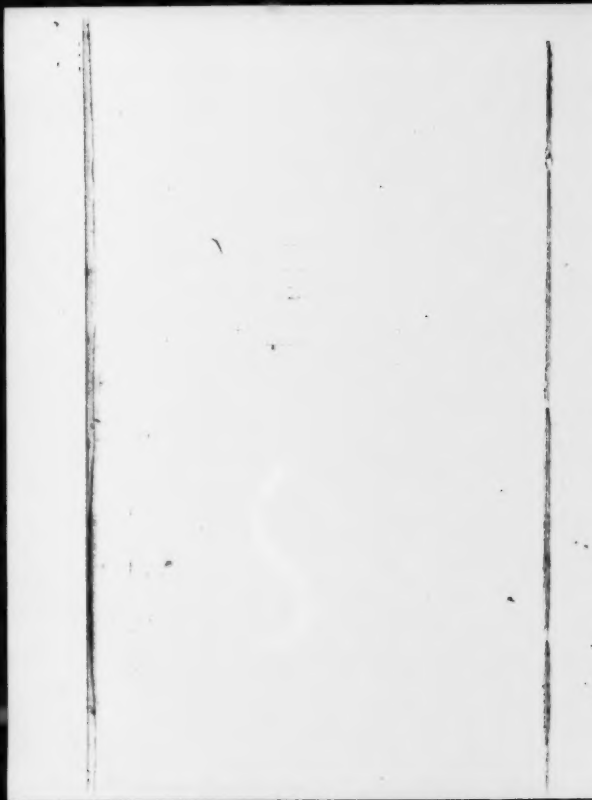


Der gute Fridolin
und
der böse Dietrich.

Eine
lehrreiche Geschichte
für
Ältern und Kinder
von dem
Verfasser der Osereyer.

Mit einem Titelkupfer.

Mugßburg,
in der J. Wolffschen Verlagsbuchhandlung.
1830.



V o r r e d e.

Ein Gespräch mit zwey sehr verehrungswürdigen Staatsmännern gab die Veranlassung zu vorliegender Schrift.

Diese zwey, ganz ihrem wichtigen Berufe lebenden Männer wünschten eine Erzählung, die eigens dazu verfaßt wäre, vor Abwegen, die zu Uebertretung der Gesetze führen, zu warnen, ja selbst solche Menschen, die bereits der strafenden Gerechtigkeit anheim gefallen, wieder zur Besinnung und auf den rechten Weg zu bringen.

Der Verfasser glaubte indeß, den warnenden Beyspielen des Bösen auch einladende Beyspiele des Guten entgegen stellen zu müssen, um nicht nur vom Laster abzuschrecken, sondern auch die Tugend in ihrer Liebenswürdigkeit zu zeigen, und ihr die Herzen der Menschen zu gewinnen.

Bey dem Allem war es unvermeidlich, daß in dieser Erzählung nicht bloß liebliche, sondern auch ernsthafte oder sogar schauerliche Schilderungen vorkommen; ja es hat schon etwas Unangenehmes, mit Menschen näher bekannt zu werden, die sich großer Vergehun-

Vorrede.

gen schuldig gemacht haben. Indes haben auch solche Menschen noch ihr Gutes, und können in mancher Hinsicht sehr merkwürdig seyn. Haupt- sächlich aber kam es hier darauf an, zu zeigen, wie auch große Vergehen ihre ersten Keime in einer vernachlässigten Erziehung oder einer übel bewachten Neigung haben, und wie die Folgen solcher Vergehen sich über alle menschliche Verhältnisse verbreiten und mannigfaltigen Jammer anrichten.

Was die Begebenheiten selbst betrifft, so sind sie nicht aus der Luft gegriffen, sondern aus dem wirklichen Leben genommen; ja einen der Uebeltäter, jenen unglücklichen Familienvater, dessen letzte Lebensstage uns wieder mit seinem früheren Leben ausfühnen müssen, hat der Verfasser selbst, vor bereits vierzig Jahren, in dem Gefängnisse zu besuchen Gelegenheit gehabt, und viele seiner letzten Reden aus seinem Munde vernommen; daß jedoch Namen und Nebenumstände geändert werden mußten, versteht sich von selbst.

Das Büchlein wurde übrigens schon im Spätherbste 1826, wo oben erwähnte Unterredung vorfiel, geschrieben; konnte aber verschiedener Hindernisse wegen erst im Jahre 1829 noch einmal durchgesehen und dem Drucke übergeben werden.

Christoph Schmid.

Erstes Kapitel.

Fridolin, ein sehr guter Knabe.

Fridolin war ein herzenguter, fröhlicher Knabe. Eines Morgens ging er in den Wald, dörres Holz zu sammeln. Er hatte im vorigen Frühlinge und Sommer beinahe alles Holz für den Winter auf seinem Kopfe nach Hause getragen, um seinen armen Aeltern, die sonst viele Arbeit hatten, ihr hartes Tagwerk zu erleichtern. Er wollte es auch in diesem Jahre thun, und machte heute damit den Anfang. Mit unermüdetem Fleiße suchte er weit umher im Walde die dörren Aeste und Zweige auf, und ruhte nicht eher, bis er einen so großen Püßel, als er nur immer tragen konnte, beisammen hatte.

Er kam nunmehr aus dem dunklen Walde hervor in ein grünes, sonniges Thälchen zwischen zwei finstern Tannenabgeln. Eine frische Quelle floss mitten durch das Thälchen, das mit allerley Kräutern und niedern Gesträuchen bedeckt war. Er ging an der Quelle hinauf, bis an den Felsen, aus dem das reine, klare Wasser, im Schatten einer schönen grünen Buche, hell wie Kristall, hervorquell. Nicht weit von dem Felsen fand er die ersten reifen Erdbeeren. Er pflückte

ſie, und legte ſie ſorgſältig auf ein großes Blatt, das er von der nächſten Diſtel mit vieler Vorſicht abgebrochen hatte. Hierauf ſetzte er ſich nächſt der Quelle auf grünes Moos, ſein Mittagemahl zu verzehren. Es beſtand aus einem großen Stücke ſchwarzen Brodes, und die Quelle lieferte dazu einen friſchen Trunk. Die ſcharlachrothen Erdbeeren, denen das grüne Blatt zum Teller diente, waren zum Nachtiſche beſtimmt.

Fidelin entrichtete, bevor er anfang zu eſſen, ſein Tiſchgebet mit aufgehobenen Händen ſo andächtig, als wohl wenige Menſche, bevor ſie ſich an die mit Silbergeräth gezierte, und mit zwanzig Gerichten beladene Tafel ſetzen. Er war ſehr vergnügt. Der Hunger würzte ihm die kleine Mahlzeit. „Wie gut mir auf die Arbeit mein Stücklein Brod ſchmeckt!“ ſagte er. „Wie dank ich Dir, lieber Gott, daß Du es mir giebeſt und immer guten Appetit dazu! Mir iſt da, in dem kühlen Schatten und an dem hellen Brünnelein, recht wohl. Ich denke, mir ſchmeckt ſo gut, als dem Könige. Freylich iſt meine Tafel nicht ſo prächtig, was ich auch nicht verlangen kann; allein ſie iſt doch auch nicht zu verachten. Anſtatt eines weißen Tiſchtuches iſt das meinige hübſch, grün; es iſt ſo fein und zart wie Sammet, und mit ſchönen goldgelben und himmelblauen Blümchen geſtickt, dergleichen keine Stickerin zu Stande bringen kann. Mein Konvekt, ſagte er, indem er lächelnd auf die Erdbeeren blickte, iſt von einem viel größern Meiſter

zubereitet, als dem Zuckerbäcker in der Stadt, von dem lieben Götte selbst. Anstatt der Heiden und Leibzarden stehen die Bäume umher; und ihr, ihr lieben kleinen Vögelein, da treben auf den grünen Nisten, machet mir die liebliche Lachsmusik noch ebeudrein umsonst!“

Indem Fridolin so mit sich sprach, sah, da kam seinwärts auf der Anhöhe eine Melziege mit ihrem schön gespreizten Zungen aus dem Dickicht hervor. Sie stand erst still, sah sich schüchtern um, bewegte aufmerksam die Ohren hin und her, und ging dann, sorgsam die leichten Füße hebend, über alte Baumstübe und verschlungene Brombeerranken den Hügel hinab, und das Junge trippelte hinter ihr her. An der Quelle, die unten am Hügel vorbeifloß, trank sie — und sang dann an, auf dem freien, grünen Plage zu weiden, und an den Gesträuchen zu nagen. Das Junge sprang indessen lustig und munter umher.

Fridolin hielt den Athem an sich, und saß so still und unbeweglich da, als wäre er aus Stein ausgehauen. Das Herz klopfte ihm vor Freude. „Was das für nette, liebe Geschöpfe sind! dachte er bey sich selbst. Schöneres kann man doch nichts sehen! Im Walde ist doch lustig und angenehm. Immer sieht man etwas Neues, das einem neue Freude macht.“

Aber sich — da fuhr plötzlich, nicht weit von ihm, Feuer auf, und ein mächtiger Knall wiederhallte, gleich einem Donner, im Walde. Fridolin

lin sprang auf, und wäre vor Schrecken, denn nahe unter und über sich, die Anhöhe hinab gepurzelt. Feuer und Knall waren ein Schuß. Das Reh war gestürzt, wälzte sich röchelnd und zappelnd am Boden, und das Junge stand traurig dabey.

✓ Sogleich auf den Schuß kam ein Knabe von blassem Aussehen und in zerlumpier, blauer Jacke, mit einer Klinte in der Hand aus dem Gebüsch hervor, sprang auf die geschossene Rehziege zu, und rief: „Ha, dich hab' ich gut getroffen! Da liegst du, und wirst uns nicht mehr entlaufen.“

Ein Mann mit herabhängendem Haar und starkem Bart folgte dem Knaben. Auch er war mit einer rostigen Klinte versehen, die er unter dem Arme trug. Er hatte einen zerrissenen Hut auf, der eher grau als schwarz ausah; sein brauner Mantel war ganz abgetragen, und an den Ellenbogen sah das Hemd heraus. Der Mann tödtete die Rehzeis vollends, lud sie auf die Schultern, und lief, da er den guten Fridolin erblickte, eilends davon. Der junge Bursche, der das Reh geschossen hatte, blieb noch eine Weile stehen, blickte Fridolin starr an, nahm aber dann auch plötzlich die Flucht.

„Das sind Wildschützen, sagte Fridolin; grausame Menschen, daß sie dem armen Thierlein die Mutter vor den Augen wegschießen, und es dem Hungertode preis geben! Wie scheu sie das böse Gewissen macht! Sie fürchten sich Beide vor

mir, einem schwachen Knaben! Nun, die böse That wird ihnen wenig Segen bringen."

Jetzt kam das junge Reh hinter dem Strauche, wo es sich vor den Wildschüßen versteckt hatte, wieder hervor, und irrte kläglich schreierend umher. Fridolin lief darauf zu. Es duckte sich, bey einem Gebrausch nächst dem Stamme einer Eiche, schüchtern zur Erde nieder, und Fridolin fing es mit leichter Mühe. „Ach du armes, armes Häschen, sagte er, indem er niederkniete und das zitternde Thierchen streichelte, wie dauertest du mich! Nun hast du keine Mutter mehr, und mußt Hungers sterben. Denn du hast ja, sagte er, indem er ihm in den Mund fühlte, noch nicht einmal Zähnelein, dich von Gras und Kräutern zu ernähren. Du bist recht elend daran, und weißt es nicht einmal."

Indeß war Moriz, der alte herrschaftliche Jäger, der sich eben in dem Walde befand, und den Schuß vernommen hatte, sozgleich herbes geeilt. Als er den Fridolin bey dem jungen Rehe erblickte, schlich er sich hinter die Eiche, und hörte ihm neugierig zu.

Fridolin betrachtete das niedliche Thierchen noch immer mit Wohlgefallen, und sagte: „Wie es so arglos und unschuldig aus den großen, dunkelblauen Augen blickt, und wie schön der bräunliche Rücken gezeichnet ist, wie mit zwey Schnüren weißer Perlen. Sogar das schwarze Näschen steht ihm gut." „Komm, du armes Thierlein, sprach er jetzt, laß dich auf die Trime

nehmen. Ich weiß nicht, was mit dir anzufangen ist. Ich will dich dem Jäger bringen; der wird es besser wissen. Wenn er dich nur nicht abschachtet! Aber wagen müssen wir es dennoch. Denn ihm gehörst du, und ich darf dich nicht mit nach Hause nehmen, so große Lust ich dazu hätte! Ich will aber bey dem Jäger schon für dich recht bitten und anhalten. Vielleicht schenkt er dir das Leben, und findet ein Mittel, dich aufzuziehen.“

Der alte Jäger Moriz vernahm jedes Wort, lächelte sehr zufrieden, hielt sich nach seiner Art das Kinn, und nickte öfter mit dem Kopf. Da nun Fridolin aufstand, sich umwandte, und weiter gehen wollte, erblickte er den Jäger, und hatte keinen kleinen Schrecken. Allein der ehrliche Moriz sagte lächelnd: „Fürchte dich nicht, guter Knabe! Ich thu dir nichts zu leid. Ich habe dein Gespräch mit dem armen Thierchen gehört. Ich kann dieses Nektizchen nicht brauchen, und wenn ich es laufen lasse, kommt es nur um. Ich schenke es dir. Wenn du dir die Mühe geben willst, kannst du es leicht aufziehen.“ Der Knabe war vor Entzücken fast außer sich. Er nahm seinen Holzbüschel auf den Kopf, und das Thierchen unter den Arm, und ging neben dem Jäger her, und beachtete aufmerksam auf jedes seiner Worte. Denn der Jäger gab ihm unterwegs Unterricht, wie er das junge Reh mit ein wenig Kuhmilch, ungefähr mit einem Dritttheil Wasser vermischt, aufziehen könne. Der Jäger

nahm hierauf Abschied von ihm, und sagte:
„Bleib' ferner so ehrlich und rechtschaffen, liebes
Kind, und es wird dir noch wohl gehen!“

Zweytes Kapitel.

Fridolins fromme Mutter.

Voll Freude kam Fridolin nach Hause in sein
kleines Stübchen. Als aber die Mutter das junge
Neb erblickte, schalt sie ihn. „Du bist ein gott-
loser Knabe, sagte sie, daß du es gefangen hast.
Das ist nicht besser, als gestohlen. Wenn der Dieb-
stahl aufkommt, so läßt dich der Jäger keinen
Schritt mehr in den Wald thun, und dann kannst
du im Winter neben dem kalten Ofen vor Frost
mit den Zähnen klappern. Ja, du kannst noch da-
zu eingesperrt, und sonst noch gezüchtigt werden.
Und wenn der Raub auch nicht aufkäme, so weiß
ihn doch Gott, der keine Sünde ungestraft läßt.
Ach, wie konntest du doch vor seinen Augen Bö-
ses thun! Auf der Stelle trage das junge Neb
wieder an das nämliche Plätzchen hin, wo du es
genommen hast, damit es wieder zu seinem Alten
komme. Hörst du, auf das nämliche Plätzchen —
und jetzt gleich geh' damit wieder in den Wald.“

„Laßt mich doch nur zu Worten kommen,
liebe Mutter!“ sagte Fridolin, und erzählte ihr,
wie es gekommen, daß der alte Moritz ihm das
ortige Thierchen geschenkt habe.

„Nun, das ist freylich etwas Anders, sprach die Mutter; aber mein Gott, das kleine irdene Schüsselchen voll Milch, das du täglich bekommst, ist ja, außer Schwarzbrot und Erbsenseln, fast deine einzige Nahrung — und das willst du noch mit dem Mele theilen?“

„Je nun,“ sagte Fridolin fröhlich, wir sollen ja gern mittheilen, und auch gegen die Thiere barmherzig seyn. Umkommen können wir das arme Thierlein doch nicht lassen. Du sagtest ja selbst öfter: Es gebe kein größeres Almosen, als das ein Armer dem Andern giebt; solche Almosen seyen Gott am wohlgefälligsten. Wenn wir das arme Thierlein nicht verschmachten lassen, so ist dieß auch eine Art Almosen, und gefällt Gott gewiß sehr wohl; und wer weiß, ob Er uns nicht einmal reichlich dafür belohnt.“

Die gute Mutter lächelte freundlich, und ließ es gut seyn. Fridolin zog das junge Mel nach Anleitung des Jägers auf. Er machte dem Thierchen in der Ecke der Haustenne ein warmes Lager von Heu. Es gewöhnte sich bald an ihn, konnte seinen Ruf, und sprang ihm, wenn er nach Hause kam, freudig entgegen. Es lief ihm überall nach, begleitete ihn in den Wald, und er durfte nicht fürchten, daß es ihm entlaufe. Wenn er im Walde Holz sammelte oder Beeren pflückte, sprang es oft sehr weit umher; und wenn er müde von der Arbeit sich unter einen Baum setzte, kam es wieder herbey, und legte sich zu seinen Füßen nieder, um auch auszuruhen. Wenn er

des Abends mit seinem Büschel Holz auf dem Kopfe beim ging, und das junge Meh so zahm wie ein Hündlein hinter ihm herlief, hatte Jedermann Freude daran. Besonders freuten sich die Kinder, und ein ganzer Zug kleiner Knaben und Mädchen begleitete anfangs ihn und sein junges Meh immer bis an die Hausthüre.

Ein vermöglicher Knabe aus dem Dorfe kam einst in das Haus, und wollte ihm das junge Meh ablaufen. Fridolin sagte aber: „Das liebe Thierlein wäre mir für hundert Gulden nicht feil!“ Fridolins Mutter sagte: „Ich denke, du wirst dich noch anders besinnen.“

Der Vater aber lachte, und sprach zu ihr: „Laß dem Kinde seine Freude! Du siehst nun, daß auch der Ärmste in der Welt manche Freude habe, die ihm keinen Heller kostet, und ihm doch nicht um vieles Geld feil wäre. Du hast deine Freude an deinem kleinen Gärtchen, an deinen Bohnen mit den feuerfarbenen Blüthen, an dem Paar großen, gelb und schwarz blühenden Sonnenblumen, und deinem einzigen Mesensode; ich finde an meinen zwey jungen Apfelbäumen vor unserer Hausthüre, und dem alten großen Birnbaum neben dem Hause ein besonderes Vergnügen; und eben so hat der Knabe nun einmal seine Freude an dem jungen Meh. Wer ein offenes Herz für Gottes Werke hat, und sich über die wunderley Geschöpfe Gottes so recht von Herzen freuen kann, und sie öfter mit frommem Gemüthe betrachtet — so arm er auch seyn

möge! — er ist reich genug, und ihm fehlt es niemals an schuldlosen Tugenden.“

Drittes Kapitel.

Iridolins trefflicher Vater.

Iridolins Aeltern, Niklas und Margarethe, wohnten am Ende des abgelegenen Walddorfes Haiselbach. Ihr niedriges Haus war nur mit Stroh gedeckt, und beynahe so alt, als der große hundertjährige Birnbaum, der es beschattete. Das uralte, graue Strohdach war vielfältig mit dicken, grünem Moese bewachsen; nur einige gelbe Stellen verrathen, daß es kürzlich mit vieler Sorgfalt und eben so vieler Sparsamkeit ausgebessert worden. Das Gärtchen am Hause nahm nicht viel mehr Raum ein, als das Haus. Wer an dem niedrigen Strohdache und an dem Kleinen, mit Dornen umzäunten Gärtchen vorbeiging, dachte: „Hier wohnen sehr arme Leute!“

Und dennoch war Niklas der fröhlichste Mann in der ganzen Gegend weit umher. Mancher reiche Bauer, bey dem er für Tagelohn im Sommer das Korn herein bringen, oder es im Winter droschen half, beneidete ihn um seinen fröhlichen Sinn. Mancher sagte zu ihm: „Wie kannst du bey deiner Armuth doch so aufgeräumt und fröhlich seyn?“

Niklas antwortete: „Ich bin nicht so arm,

als Ihr denkt! Ich habe einen reichen Vater, der es mir an nichts Nothwendigem fehlen läßt — den lieben Vater im Himmel. Unter meinem schlechtesten Brusttuche da verwahre ich einen Schatz, den ich nicht um hundert tausend Gulden gäbe — ein ruhiges Gewissen. Dabey bin ich, Gottlob, gesund, und erwerbe mir mit meinen beiden Händen das tägliche Brod. Mein Werktagssitzdel, fügte er noch lächelnd bey, und schaute auf seinen Ellenbogen, ist freylich etwas gestickt, wie mein Strohdach; indeß ist er doch ganz, und hält so warm, als der Sonntagrock des reichsten Bauers im Dorfe. Warum sollte ich nun traurig seyn?“

Der gute Niklas hatte seinen frühlichen Sinn einigen schönen Sprüchen zu danken, die er beständig im Herzen bewahrte, und getreulich befolgte. Er hatte von seinem Großvater ein gedrucktes Blatt mit großen rothen und schwarzen Buchstaben geerbt, das in Glas und Mahne gesaßt, in der ärmlichen Stube die Stelle des Spiegels vertrat. Dieses Blatt enthielt drey Sprüche mit beigefügten Worten aus der heiligen Schrift.

Erstens: Fürchte Gott! „Vey der Furcht des Herrn leidet man keinen Mangel; wer sie besüzt, findet in ihr ein Paradies, das vom Herrn gesegnet ist.“

Zweytens: Nähre dich von deiner Arbeit! „Wer sich mit seiner Arbeit nährt, und sich mit Wenigem begnügen kann, der hat ein

sanftes, ruhiges Leben und einen Schatz über alle Schätze.“

Trübens: Sey rechtschaffen! „Du warst recht th, dann wird deine Gesundheit fest, deine Mede lieblich, dein Austritt sicher, und dein Schloß süß seyn; denn der Herr ist dir zur Seite und dein Hüter.“

„Diese drei Sprüche, sagte Niklas öfter, enthalten das ganze Geheimniß, immer fröhlich zu seyn. Wer sie befolgt, wird es erfahren, wie ich es erfahren habe.“

Margarethe, die Ehegattin des ehrlichen Niklas, konnte sich anfangs in seinen fröhlichen Sinn nicht finden. Sie war wegen ihrer Armuth erst recht bekümmert. „Du sorgst doch für gar nichts!“ sagte sie einmal zu ihm, als er Abends vor der Hausthüre pfeifend seine Sense hämmerte, um am folgenden Morgen zu mahlen.

„Für gar nichts? sagte Niklas lachend. Das wäre schlimm! Scharfe ich nicht eben meine Sense, damit sie morgen gut schneide? Für was ich gerade jetzt sonst noch sorgen sollte, fällt mir nicht ein.“

„Wir haben keinen ganzen Gulden im Hause!“ sagte Margarethe. Es wäre möglich, daß wir in eine rechte Noth kämen. Was wollten wir dann anfangen?“

„So, sagte Niklas, wenn wir für alle mögliche Fälle Geld im Vorrathe haben wollten, so bräuchten wir dazu eine große Kiste. Die wenigsten Menschen in der Welt haben so viel verräth-

ges Geld, daß sie für alle mögliche Nothfälle damit ausreichen würden. Schickt Gott eine Noth her, so wird Er auch Hülfe schicken."

"Ach, seufzte Margarethe, es sind im Dorfe so viele Leute krank! Wir könnten auch krank werden."

"Das können wir freylich, sagte Niklas. Allein die Sorgen sind kein Mittel, gesund zu bleiben; sie können einen eher krank machen. Werden wir indeß krank, und können wir nichts mehr verdienen — so laß den lieben Gott sorgen. Der versteht das besser, als du. Sein Sorgen hilft dann doch etwas; dem Sorgen aber taugt zu nichts."

"So bist du immer, sagte Margarethe. Unserm kleinen Fridolin können wir auch nichts hinterlassen, wenn wir einmal sterben."

"Nichts? rief Niklas; da irrst du dich." Er legte den Hammer nieder, stand auf, und sagte mit Nachdruck: „Ich denke ihm etwas Besseres zu hinterlassen, als einen Sack voll Geld; ich meyne einen guten Unterricht im Christenthum und eine gute Erziehung. — Es giebt keinen größern Reichthum in der Welt, als Gottesfurcht, Fleiß und Genügsamkeit, und Ehen vor der Sünde, wie es in meinen schönen drey Sprüchen geschrieben steht. Hältst du einen seltsam reichen Schwag für ein schlechtes Erbtheil? Wird Fridolin damit nicht weiter kommen, als mit vielem Gelde? Laß uns den Knaben nur fromm und gut erziehen, so ist's mir für ihn

nicht lange. Wie ich bey all unsrer Armuth fröhlich und vergnügt bin, so wird ers dann auch seyn. Ein fröhliches Herz ist doch das Beste, was wir auf Erden haben. Wenn uns dieses fehlte, was hätte uns der größte Reichthum von der Welt? Laß uns also auf Gott vertrauen, recht thun und fröhlich seyn, so werden wir glücklich seyn.“

Viertes Kapitel.

Ein großes Leiden.

Niklas und Margarethe führten in der That ein sehr zufriedenes und vergnügtes Leben; Frömmigkeit, Fleiß und Rechtschaffenheit ersetzte ihnen allen Mangel an zeitlichen Gütern. Ihre frommen, guten Gesinnungen pflanzten sich wie von selbst auch in Friedelins Herz. Das Vespenspiel der Aeltern wirkte noch mehr, als ihre Worte. Ihre Frömmigkeit und Andacht erleuchtete und erwärmte ihn gleich der Sonne; er athmete Tugend und Rechtschaffenheit gleichsam wie die Luft ein, die uns überall umgibt. Er glich ganz seinen guten Aeltern, und war von Herzen fromm, gut und fröhlich wie sie. Alle drey lebten zusammen in der selbigen Eintracht.

Indeß kam bald ein großes Leiden über diese guten Menschen. Niklas spolierte eines Tages in dem Walde Hely. Nicht weit von ihm fällten andere Holzhauer eine große Eiche. Sie waren

dahen nicht vorsichtig genug. Der Baum fiel gerade gegen jene Seite hin, wo Niklas arbeitete. Ihr Geschrei, ihn zu warnen, kam zu spät; Niklas konnte nicht mehr entkommen. Ein Ast der niederstürzenden Eiche erreichte ihn noch, und schlug ihn mit großer Gewalt zu Boden. Niklas wurde an mehreren Stellen verletzt; besonders aber war sein rechter Arm schrecklich verwundet. Alle Holzbauer im Walde liefen zusammen. Sie brachten ihn unter dem Baumstamm hervor; sie nahmen ihre Holztücher ab, und verbanden, so gut sie konnten, seine Wunden. Er war nicht mehr im Stande, nach Hause zu gehen. Da machten sie aus Tannenzästen eine Tragbahre, legten ihn darauf, und trugen ihn nach Hause.

Witter Margarethe und Friedolin erschrakten, als sie das Getümmel und den Jammer der zusammenlaufenden Leute auf der Straße vernahmen. Aber wie war es ihnen erst, als sie zum Fenster hinaus schauten — und den Vater so daher bringen sahen, und sein todt klaffendes Angesicht erblickten! Sie eilten jammernd zur Hausthüre heraus, und begrüßten ihn mit Thränen. Allein Niklas sagte: „Jammert nicht so! Gott hat uns dieses Leiden zugesandt. Er, ohne dessen Willen kein Blatt vom Zweige fällt, ließ es geschehen, daß der fallende Baum mich getroffen hat. Wir wollen das Leiden willig von Gott annehmen, so wird Er es uns zum Beßen lenken. Was Gott thut, ist wohl gethan. Vertraut nur auf Ihn, so wird Alles wieder recht werden.“

Bridelin ließ eilends in das nächste Dorf, den Wundarzt zu rufen. Der Arzt kam, fand die Wunde am Arme sehr gefährlich, hoffte aber dennoch, sie zu heilen. Allein die Wunde wurde nicht besser, sondern vielmehr von Tag zu Tag schlimmer. Der Arzt sprach, als er eines Tages den Verband abnahm, man müsse vielleicht den Arm gar ablösen. Die Mutter und Bridelin hatten einen Todessehnen. Die Mutter ging sofort gleich, um den Wundarzt aus der Stadt zu rufen. Dieser Arzt war freilich sehr geschickt, aber leider auch sehr eigennützig. Als er hörte, der Kranke sey ein armer Tagewerker, hatte er wenig Lust, die drei Stunden Weges zu ihm zu machen, und ihn zu besorgen. Er zeigte Margarethen bloß einige Kräuter, dergleichen sie im Felde leicht selbst aufanden könne, dieß sie dieselben überschlagen, und sagte, es werde dann schon wieder besser werden. Margarethe fürchtete, dieß sey nur ein leerer Trost. Sie bat den Arzt mit aufgebeten Händen und weinenden Augen, sich ihres unglücklichen Mannes zu erbarmen. Allein all ihr Bitten und Klagen half nichts. Sie kam mit rothgeweineten Augen trostlos nach Hause. „Ach, sagte sie zu Niklas, nun seh ich doch, daß es ein Unglück ist, arm zu seyn!“

Der fromme Niklas sprach aber: „Nede doch nicht so! Setze auf das reiche Geld nicht mehr Vertrauen, als auf den lebendigen Gott. Gott wird helfen! Er macht alles weise und gut. Am schwülen Sommertage läßt er ein kühles Lüft-

den wehen, die ermatteten Schritter zu erquickten. So wird Er uns in unserm heißen Leiden auch Kühlung verschaffen, wenn es seinen weisen Absichten gemäß ist. Und will Er, daß ich sterbe, sagte Atlas und blickte zum Himmel: Sieh Herr hier bin ich! Ich bekenne es ja dann besser. Und für mein Weib und mein Kind wirst Du, guter Vater im Himmel, dann auch sorgen. So geschehe Dein heiliger Wille.“

Der arme Atridolia war nun immer sehr traurig. Er sah sehr blaß aus, und hatte alle seine Munterkeit verloren. So lieb dem Knaben sein junges Aeth war, so gab er ihm jetzt wenig Aeth mehr, und es lief frey auf Bergen und in Thälern umher. Er betete ohne Unterlaß, Gott wolle den lieben Vater doch nicht sterben lassen.

„Liebster Vater im Himmel, sagte er, erbarme Du Dich unser, und hilf Du, so lange es noch Zeit ist! Laß Deine Verheißung an uns in Erfüllung gehen, guter, treuer Gott! Denn Du sagst ja selbst: „Auf mich an in der Noth, so will ich dich erretten, und du sollst mich dann preisen.“

Fünftes Kapitel.

Es erscheint Hülse.

Eine Stunde von Haselbach, jenseits des Walsd, lag das Schloß Hinkenstein. Der Herr von

Zinkenstein ging mit dem Bruder seiner Gemahlin, der Major bey der Garde und eben auf Versuch da war, nach Tische auf die Jagd. Des Herrn von Zinkenstein kleiner Frig, der sein netteliches Gewehr schon ziemlich gut zu behandeln wußte, durfte auch mit. Sie durchstreiften den ganzen Forst, ohne ein Stück Wild zu erblicken, und kamen endlich bis auf die waldigen Hügel bey Haselbach.

Frig war diesmal mit der Jagd gar nicht zufrieden, und fand sie sehr langweilig. Allein Moriz, der alte Jäger, der ihm gar zu gern die Freude gemacht hätte, doch wenigstens einen Hasen zu schießen, sagte: „Wehen Sie einmal Acht! Dort in dem dichten Haselgebüsch an jenem Kleeacker, einen Büchsenchuß weit vom Walde, stehen gewiß einige Hasen. Ich weite, was Sie wollen, es lauft Ihnen einer in den Schuß.“

Der Jäger zeigte den May, wo Frig sich hinstellen sollte. Die beyden Herren bezogen sich an die zwey andern Seiten des Gebüsches. Der Jäger aber ging mit seinem wohlhabgerichtetem Hunde hinein, und fing an, es zu durchstöbern. Plötzlich gab der Hund Laut — und des guten Fridolins geliebtes Reh sprang, kaum dreyszig Schritte von Frig, aus einem Busche hervor. Es war indessen zu einem hübschen Bächchen herangewachsen, das bereits mit kleinen zierlichen Hörnern prangte. Frig legte an — zielte — schoß — und das erschrockene Reh nahm eilends die Flucht. Frig hatte, dieses Mal zum guten Glück, fehl

geschossen. Er schaute dem Mehe ärgerlich nach, und sah mit Ersäunen, wie es dem Dörlein im Thale zulief, sorgsam über den schmalen Steg des Mühlbaches trippelte, und sogleich bey dem ersten Hause, der Wohnung des armen Niklas, ganz ruhig, als wäre es hier daheim, zur Hausthüre hineinging.

Der Herr von Finkenstein und der Major kamen auf den Schuß herbey, und fragten, was Krig geschossen habe. Krig erzählte mit Verwunderung, daß sich das junge Mehböckchen, das er verschleht, in jene Streubütte am Ende des Dorfes geschüchtet habe. Krig wußte noch nicht, daß sich die Thiere des Waldes so zahm machen lassen. Der Jäger Morig belehrt ihn, und erzählte die Geschichte von Fridelein und dem jungen Meh. Krig bat seinen Vater um Erlaubniß, in die Hütte zu gehen und das Thierchen näher zu betrachten, indem er noch nie ein lebendiges Meh in der Nähe gesehen habe.

Der Vater erlaubte es, und Krig sprang, ben nahe so schnell, als vorhin das verschuchte Meh, den Hügel hinab, und trat in das ärmliche, aber höchst reinliche Stübchen. Niklas lag in dem Bette. Fridelein saß auf der Bank, und gab von seinem Abendbrot dem jungen Meh, das vor ihm stand, ein Bröcklein nach dem andern. Denn der gute Knabe hatte jezt ebenhin keine Lust zum Essen. Krig achtete wenig auf den Kranken; er hatte nur Augen für das niedliche Thiergen. Er war entzückt, daß es so gar heimisch war, sich von ihm

streichen ließ, und auch sogleich ihm das Brod aus der Hand froh.

Indessen kamen die beiden Herren nebst dem Jäger zu Fridelins Wohnung. Der Majer sagte zu dem Herrn von Zinkenstein: „Da dieses freundschaftliche Derslein zu deiner Herrschaft gehört, und ich es gar noch nie gesehen habe, so muß ich es doch etwas näher in Augenschein nehmen. Geh du indeß zu Trig in die Hütte da; wir werden uns dann schon wieder finden.“ Der Majer ging mit dem Jäger; Herr von Zinkenstein aber trat in die Hütte, erblickte den Kranken, und hatte mit ihm großes Mitleiden. Er fragte ihn liebreich, was ihm fehle. Allein Trig nahm seinen Vater auf die Seite, und sagte ihm in das Ohr, es das Oel wohl nicht zu kaufen sey. „Ich würde es dann, sagte er, in dem großen Baumgarten am Schlosse laufen lassen, und tausend Freuden daran haben.“

Fridelin bildete sich sogleich ein, was Trig für Geheimnisse habe, und sagte: „Der drey Wochen wäre mir das Oel um vieles Geld nicht feil gewesen. Allein jetzt verkaufe ich es gern; ich gebe dann das Geld dem Vater aus der Stadt, damit er meinem Vater helfe.“

Der gnädige Herr war von der kindlichen Liebe des guten Sohnes und von der Armuth des kranken Vaters sehr gerührt, und gab dem Knaben zwey große Thaler. So viel Geld hatte Fridelin gar noch nie in die Hand gebracht. Der gute Kleine dankte sich unermesslich reich.

Herr von Ninkenlein dachte es nun bei dieser großmüthigen Gabe bewenden zu lassen. So wohlthätig er gegen seine Unterthanen war, so glaubte er dennoch für jetzt genug gehan zu haben. Er sah die Umstände des armen Villas nicht für so gefährlich an, und wollte gehen, damit sein Schwager nicht zu lange auf ihn warten müsse. Dem armen Villas wäre indeß in seiner dringenden Noth mit dem Gelde wenig geholfen gewesen. Allein Gott, der Alles wohl macht, wußte es besser zu lenken. Er zeigte sich auch hier auf eine seltsame wunderbare Art als Denjenigen, der die Hülfe in der Noth schon lange in Vertheilung hat, und sie in dem rechten Augenblicke herbei zu führen weiß.

Sechstes Kapitel.

Eine merkwürdige Entdeckung.

Während der gütige Herr, Fritz und Friedlin noch mit einander redeten, trat der Majer in das niedrige Stübchen. Er war ein großer, aufschneider Mann; er mußte sogleich seinen Hut mit dem Acherbusch abnehmen, sonst hätte er in dem Stübchen nicht aufrecht stehen können. Auch nachdem er den Hut abgezogen, war es ihm noch unbequem, mit dem Kopfe beynahe an der Decke anzustoßen. Er nahm den einzigen hölzernen Stuhl, der sich in der Stube befand, setzte sich

on das Bett des Kranken, und sprach, indem er in dem Stübchen umherlief: „Mich dünkt, bei Eurer Armuth müsse Eure Krankheit Euch doppelt schwer fallen; allein ich denke, Eure Freunde werden sich Eurer annehmen, und Euch unterstützen!“

„Ich habe dabier keine Verwandte, sagte Niklas; ich kam fremd hieher, und bin wohl zwanzig Stunden weit von hier geboren.“ „Weber seyd Ihr denn?“ sprach der Majer. „Von Waldemgrund!“ antwortete Niklas.

„Das ist mir sehr wohl bekannt, sprach der Majer. Wir bezeugte dort eine merkwürdige Geschichte. Es war ein gefährliches Abendfeuer; allein ein gewisser Nikolaus Werner half es mir glücklich besänzen.“

„So heiße ich, sagte der Kranke; Niklas Werner ist mein Name.“

„Nikolaus Werner!“ rief der Majer wie außer sich, sagte den Kranken bei der Hand, und betrachtete ihn sehr aufmerksam, ohne ein Wort zu sagen. Alle in dem Stübchen waren über den Ausruf des Majers verwundert, und blickten ihn voll Erwartung an. Der Majer aber schwieg lange; endlich sagte er zu Niklas: „Ja, Ihr seyd es! Ich habe Euch zwar in meinem Leben nur einmal gesehen, allein Ihr seyd mir unvergesslich. Ihr hattet damals freilich ein blühenderes Aussehen, und seyd indessen blaß und bager geworden; aber diese Eure freundlichen braunen Augen er-

kenne ich jetzt deutlich wieder. Seyd mir tausendmal begrüßt!"

Villas sagte: „Ich erinnere mich nicht, daß ich Sie in meinem Leben einmal gesehen habe.“

„Dreulich habt Ihr mich gesehen, rief der Majer, wandte sich zu dem Herrn von Hinkensstein und sprach: „Ja, Bruder, das mußt du hören; und du, Trig, höre auch zu!“

Der Majer fing an zu erzählen. „Da ich etwa achtzehn Jahre alt war, ritt ich einmal nahe bey Walden Grund durch den Wald. Ich wollte noch ein Paar Meilen weiter reisen, um einen Jugendfreund, der mit mir studirte, zu besuchen. Ich war ziemlich gelleitet, und hatte meinem Meistpferde ein wohlgeschültes Sellenen aufgeschwält. Als ich auf der Landstrasse durch den dichten Nichtenwald so fortritt, und die Sonne bereits unterging — da erscholl plötzlich eine furchtbare Stimme aus dem Gebüsch: „Halt! halt!“ Ich erschrak, und hatte keine Lust zu halten. Da wurde auf mich geschossen. Die Kugel zischte mir dicht am Ober verbey. Ehe ich mich besann, geschah ein zweiter Schuß. Die Kugel fuhr in das Sellenen, und ich habe sie zum Andenken an die Geschichte noch aufbewahrt. Ich gab nun meinem Fuchse die Speren. Die zwei Mäuber, die auf mich geschossen hatten, sprangen mir nach, und schrien wiederholt, so laut sie konnten: „Halt, halt, oder du bist des Todes!“ Ich lehrte mich nicht daran. Mein Fuchs war mächtig aus. Ich war sicher, daß sie mich nicht einholten. Allein

zum Unglück war die Straße hier sehr schlecht, und ging etwas bergab. Das Pferd stürzte! Ich flog weit über den Kopf desselben hinaus, und faßte mit beiden Händen den sandigen Boden. Indes war ich unbeschädigt geblieben. Wie ich mich aber aufrichten wollte, sprang der eine Mäuber mit geschwungenem Säbel auf mich zu, und drehte mir den Kopf zu spalten. Es wäre nun um mich geschehen gewesen. Allein ein junger, rüstiger Mann mit einer Pistole auf dem Rücken und einem dicken Knotenstock in der Faust, war jetzt eben aus dem Walde hervor gekommen. Mich in Lebensgefahr erblickend — seine Last abwerfen — mir zu Hülfe eilen — und mit seinem Knotenstock dem Mäuber einen mächtigen Schlag auf den Arm versetzen — war alles ein Augenblick. Der Mäuber ließ den Säbel fallen, und flüchtete sich heulend ins Gebüsch. Ich ergriß augenblicklich den Säbel, der zu meinen Füßen lag, um mich zu vertheidigen. Der andere Mäuber setzte mir mit seinem Säbel bestig zu. Er war ein Mann von heber Gestalt und kühnem Aussehen. Er fecht ganz nach der Kunst, ja noch viel besser, als der Fechtmeister, von dem ich das Fechten gelernt habe. Er hatte mich sicher zu Boden gestreckt. Allein mein Erreiter kam meinem Feinde in den Rücken, und droß mit seinem Prügel tapfer auf ihn los. Der Mäuber sah sich übermannt, setzte mit Einem Sprung über den Straßengraben, und verschwand in dem Wald. Der brave Mann aber, der damals mein

Schuzengel war — ist der arme Niklas hier. Medet einmal, Niklas, waret Ihrs nicht, der so tapfer gegen die Mäuber focht?"

„Ja, ich war es, sagte Niklas. Wenn Sie je noch zweifeln, so laun ich Ihnen noch besondere Merkmale angeben. Sie hatten damals eine grüne Reitjake mit goldenen Börtlein an, und wie es damals der Brauch war, eine weiße Feder auf dem runden Hut. Ihr Fuchs, der an der Stirne weiß gezeichnet war, hatte an einer Baumwurzel, über die er gestürzt, einen Fuß beschädigt, und hinkte. Sie gingen vollends zu Fuß nach Waldengrund, und ich begleitete Sie. Jetzt hätte ich Sie aber nicht mehr gekannt. Sie waren damals sehr schlank, und sahen aus wie Milch und Blut, allein indeß sind Sie zu starker, ansehnlicher Herr geworden; nur etwas bräunlicher von Aussehen.“

Der Major sprach sehr gerührt: „Ich bin Euer großer Schuldner. Verzeiht mir, daß ich diese Ehrenschuld nicht schon längst abgetragen habe. Ach, ich habe mir Euren Namen wohl in mein Taschenbuch aufgeschrieben. Allein ich war damals ein leichtsinniger junger Mensch, war selten bey Geld, und kam bald darauf zum Militär. Der Krieg hat mich weit in der Welt umhergeworfen. Ich dachte wohl hundertmal an Euch. Gott sey Lob und Dank, daß ich Euch endlich gefunden habe!“

Niklas wußte noch nicht, der freundliche Offizier sey der Schwager des Herrn von Hialenhein,

und eigentlich in dessen Gesellschaft hieher gekommen. Er fragte daher: „Aber wie war es doch möglich, daß Sie meine Hütte auffanden?“

„Das junge Reh hier, sprach der Major, zeigte uns den Weg. Es ist dieses augenscheinlich eine Zügelung Gottes. Denn ich denke, meine Gegenwart ist hier eben jetzt am nöthigsten.“

Der Major erkundigte sich nun sehr angelegentlich nach den Umständen des Kranken. Niklas schilderte ihm die Wunde. Der Major, der während des Krieges die Wunden sehr gut zu beuntheilen gelernt, erschrak und sagte: „Da ist freilich schleunige Hülfe nothwendig. Ihr seyd wirklich in großer Gefahr. Indessen wollen wir den Muth nicht verlieren. Ihr habt einmal mir das Leben gerettet, und mit Gottes Hülfe hoffe ich auch Euer Leben zu retten.“

Siebentes Kapitel.

Es wird ganz geholfen.

Der Major stand jetzt auf und sagte: „Ich gebe nun eilends nach Sinkenstein. Mein Knecht soll von dort aus sogleich in die Stadt sprengen, um den widerspänigen Wundarzt zu rufen. Die ansehnlichste Belohnung wartet des Mannes, wenn er Euch hilft. Was Ihr von Lebensmitteln nöthig habt, um wieder zu Kräften zu kommen, werde ich Euch reichlich ver-

schaffen. Ich fühle mich recht felig, Euch den Dank, den ich Euch schuldig bin, und der mir schwer auf dem Herzen lag, endlich einmal abtragen zu können. Seid nur getrost; mit Gottes Hülfe solltet Ihr wieder so gesund werden, als ich es bin!"

Jetzt trat die tiefbetrübte Margarethe, mit einem Büschel Kräuter, den sie auf Rathen des Stadtarztes im Felde gesammelt hatte, zur Thüre herein. Sie war nicht wenig erstaunt, die schimmernde Uniform des Majors, den Herrn von Sinkenslein und den jungen Baron in ihrem kleinen Stubchen zu erblicken. Als sie aber vernahm, was vergangen war, konnte sie vor innigster Mühnung sich nicht mehr halten. Sie fiel auf die Knie nieder, und rief: „Nun erfahre ich es, daß der alte Gott noch lebt! Ja, lieber Gott! alle Arme und Leidende haben einen sichern Freund an Dir. Es ist wahr, wer Dir vertraut, den verläßt Du nicht. Vertrauen auf Dich ist besser, als alles Geld. Dir sey unendlicher Dank!"

Alle waren von der herzlichsten Trömmigkeit des guten Weibes gerührt. Auch dem kleinen Fritz gefiel Alles sehr wohl; allein die größte Angelegenheit war ihm jetzt doch, wie er das Reh auf sein Schloß bringen sollte. „Was fangen wir doch an? sagte er. Das Thier ist zu schwer, als daß Merzig es so weit tragen könnte, und an einem Stride, wie ein Peggler ein Kalb führt, wird es sich auch nicht leicht führen lassen. Es ist ein verwerrener Handel!" Der Major wußte Rath.

Fridolin mußte mit gehen, und so lief das Aeh von selbst mit.

Noch in der Nacht kam der Wundarzt aus der Stadt an. Er untersuchte die Wunde sehr aufmerksam, schüttelte den Kopf, schmähte über den ungeschickten Versorger, und sagte endlich: „Wenn ich einige Stunden später gekommen wäre, so hätte ich Euch den Arm allerdings absägen müssen. Jetzt ist aber noch zu helfen. Bevor sechs Wochen vergehen, soll der Arm geheilt seyn.“

Der Arzt kam nun alle Tage, und späterhin alle zwei oder drei Tage, auf dem Reitpferde des Majors und von dessen Reitknecht begleitet, vor die niedrige Wohnung des armen Mannes geritten, besorgte die Wunde, und ehe sechs Wochen vergingen, konnten Niklas, Margarethe und Fridolin in das Schloß gehen, und dem edlen Major ihren Dank abstaten.

Die Wunde war vollkommen geheilt. Indes verhehlte der Arzt nicht, Niklas werde seinen Arm wohl nie mehr zu schweren Arbeiten gebrauchen können. Allein der edelmüthige Major, der jetzt in sehr guten Vermögensumständen war, wies den armen Leuten ein nicht unbedeutendes Jahrgeld an, und versprach, wenn sie älter würden, es zu verdoppeln. Er bezahlte auch den sehr hohen Cento des Wundarztes, ermahnte ihn aber dabei nachdrücklich, künftig barmherziger zu seyn, und sich der armen Leute unentgeltlich anzunehmen.

Das kurze Aehbölchen befand sich übrigens in dem Schloßgarten, der ungemein groß und mit

ziemlich hohen Mauer umgeben war, sehr wohl. Am folgenden Jahre wuchs das artige Vöckchen zu einem stattlichen Rehbock heran. Gegen Fremde wurde der Bock etwas wild und stösig; besonders war er gegen einige Bauernknaben aufgebracht, die sich zuweilen in den Garten schlichen und ihn netzten. Wo er nur einen erblickte, sprang er auf ihn zu, und stieß ihn mit den Hörnern zu Boden. Der Bock versah, gegen das Sprichwort, den Dienst eines Gartenhüters. Gegen alle im Schlosse aber, auch gegen jene Fremde, die mit Jemand aus dem Schlosse in den Garten kamen — war er vollkommen zahm. Wenn die Herrschaft im Sommer am Nachmittage unter den schattigen Bäumen Thee trank, kam der hübsche, schlanke Rehbock herbey, und beistellte gleichsam bey Allen rings um den Theetisch um ein wenig Brod. Die Jagdbunde, die mit der Herrschaft in den Garten kamen, thaten dem Bock nichts zu Leid. Ja der dünne Rehbock ließ sich zuweilen, zu allgemeinem Beyfalle der Herrschaft, in dem frischgemähten Grasgarten von den Jagdbunden zum Scherze jagen, und schien sich zu freuen, daß die bellenden Hunde ihn nicht einholen konnten.

Eben damals, als Fridolin mit dem jungen Rehe nach Zinkenstein gekommen war, und nicht ohne Mährung von dem artigen Thiere Abschied nahm, hatte Baron Frig zu Fridolin gesagt: „Sey getrost, du siehst ja dein liebes Reh nicht zum letzten Mal! Komm du nur, so est du willst, zu

uns, um es zu besuchen.“ Fridolin ließ sich dieß nicht umsonst gesagt seyn. An den Sonntagen, wenn das Wetter schön war, ging er mit Erlaubniß seiner Aeltern, nachmittags nach der christlichen Lehre, allemal nach Finkenstein. Die Herrschaft befand sich gewöhnlich in dem Garten. Fritz machte dann mit Fridolin hier und da ein Spiel. Herr und Frau von Finkenstein beobachteten den guten Knaben. Fridolins heller natürlicher Verstand, sein gefälliges Betragen, sein fröhlicher Sinn gefielen ihnen sehr wohl. „Schade um den lieblichen Knaben, sagte einmal Frau von Finkenstein, wenn er einmal nichts Besseres werden sollte, als ein Holzbauer; und doch kann sein armer Vater ihm kaum ein besseres Handwerk lehren lassen.“

„Wie wäre es, sagte Herr von Finkenstein, wenn wir den armen Knaben zu uns nähmen! Er könnte uns allerley kleine Dienste leisten, den Unterrichtsstunden, die unser Fritz in der Melzigien, dem Lesen, Schreiben und Rechnen und anderen nützlichen Gegenständen erhält, bewohnen — und dann würden wir schon sehen, was wir weiter aus dem Knaben machen könnten.“

„Du hast ganz meinen Sinn getroffen, sagte Frau von Finkenstein. So wollen wir es machen. Ich weiß kein besseres Almosen, als eine kleine Summe Geld zum Besten armer Kinder zu verwenden; und es giebt kein größeres Werk der Barmherzigkeit, als solche Kinder irgend etwas lernen zu lassen, wodurch sie einst gute und

glückliche Menschen werden. In der heiligen Schrift heißt es aber: „Gott bewahret das Almosen, wie mit seinem Siegelringe versiegelt, und die Werke der Barmherzigkeit, wie seinen Argopfel.“

Fridolin wurde nun zu seiner und seiner Aeltern großen Freude in das Schloß Kinkenstein aufgenommen. Der gnädige Herr ließ ihn neu kleiden, und die zierliche grüne Kleidung stand dem helden Knaben mit den rothen blühenden Wangen sehr gut. Was aber die Hauptsache war, so war Fridolin immer so dienstfertig, so willig, so aufmerksam auf alle Winke der Herrschaft, so treu und redlich, und immer so freundlich und fröhlich, daß die Herrschaft ihn alle Tage lieber gewann.

„Er ist ein frommer, guter Knabe, sagte der alte Moriz öfter bey sich selbst; und an frommen guten Kindern haben Gott und alle gute Menschen Freude.“

Achtes Kapitel.

Dietrichs erste Lebensjahre.

In dem kleinen Städtchen Waldingen, einige Meilen von dem Schlosse Kinkenstein, lebte ein sehr verständiger und rechtschaffener Bürger, Namens Johannes May; er war ein sehr geschickter Mauermeister, oder vielmehr ein trefflicher Baumeister; seine Ehegattin Magdalena war eine sehr

geachtete Bürgerfrau. Sie besaßen kein geringes Vermögen, und ihr Haus, an dem Marktplatz nächst der Kirche, zählte man unter die schönsten der Stadt.

Sie hatten nur ein einziges Kind, ein munteres Knäbchen, mit lebhaften schwarzen Augen und vollen rothen Wangen. Der liebevolle Vater machte sich die größte Angelegenheit daraus, das Kind zu einem wahren Christen und nützlichen Bürger zu erziehen. Die Mutter verlangte nichts sehnlicher, als daß ihr allerliebster kleiner Dietrich der glücklichste und geachtetste Mann in dem Städtchen werde. „Nun, nun, sagte der Vater, laß ihn nur erst einen guten Mann werden; dann werden Glück und Ehre nicht ausbleiben.“

Der Vater war der sehr richtigen Meinung, eine gute Erziehung müsse sozgleich mit den frühesten Lebensjahren der Kinder anfangen; man müsse den Kindern schon frühe den angebornen Eigensinn brechen, und ihre heftigen Begierden mäßigen. Die Mutter war nur darauf bedacht, den kleinen Dietrich zierlich zu kleiden; sie hielt ihn vor Allem an, schön gerade zu stehen, bey dem Gehen die Füße hübsch auswärts zu setzen, seine kleine blaue, mit Silber gestickte Mütze artig abzunehmen, und sich vor den Leuten höflich zu verbeugen. „Bildung, Bildung, sagte sie, seine Lebensart, das empfiehlt einen Menschen.“ Der Maurermeister lachte. „Ich habe gegen dergleichen Artigkeiten eben nichts, sagte er; allein was du Bildung nennst, kommt mir vor, wie der Unwurf

von der Maurerkelle an ein schlechtes Gebäude, das ohne einen richtigen Grundriß und ohne sichere Grundfesten aufgeführt wird. Eine gute Erziehung muß nach einem richtigen Plane unternommen, und mit großem Ernste ausgeführt werden.“

Aber die Mutter wollte von einem solchen Ernste nichts wissen. Sie konnte es nicht über das Herz bringen, dem lieben Kinde etwas abzuschlagen. Sobald der heftige Kleine nach seiner Art mächtig zu schreien und zu heulen anfang, oder auch nur das Gesicht zum Weinen verzog, lief und sprang sie sogleich ihm Alles zu geben, was er nur immer begehrte. Sie übersah es sogleich anfangs, dem kleinen Lieblinge ihres Herzens seine Unarten abzugewöhnen, und ihn mit Ernst zum schnellen Gehorsam anzubahnen. Das hatte die traurige Folge, daß sie ihn bald gar nicht mehr zu bändigen wußte.

Zum Unglücke für Dietrich mußte der Vater sein Brod außer dem Hause verdienen. Es wurde ihm mancher bedeutende Bau nicht nur in dem Städtchen, sondern auch in benachbarten Ortschaften anvertraut. Da mußte er denn mit Anbruch des Tages zur Arbeit gehen, und kam nur auf eine Stunde zum Mittagessen, oder gar erst mit anbrechendem Abende wieder heim. Ja manchmal ritt er am Montage vor Anbruch des Tages fort, blieb die ganze Woche aus, und brachte nur den Sonntag zu Hause zu. Die Erziehung des Knaben lag daher fast gänzlich der

Mutter ob, und die allzu nachsichtige Mutter verzärtelte ihn. Der Vater sagte öfter: „Liebe Magdalena! Brauche doch mehr Ernst gegen das widerspänstige Kind. Mach es, wie ich. Vater und Mutter müssen in der Erziehung der Kinder übereinstimmen. Wenn du wieder niederreißest, was ich aufbaue, wie könnte da der Bau glücklich zu Stande kommen?“ Allein die Mutter, obwohl es ihr gar nicht an Verstande fehlte, war aus mütterlicher Zärtlichkeit so verblendet, daß sie die größten Fehler des Kindes nicht bemerkte, oder sie doch ungestraft hingehen ließ.

Schon als ein zartes Knäblein schlug Dietrich manchmal mit der Hand nach der Mutter, und sie machte nichts daraus! „Sei doch nicht so unartig, du kleiner Schelm!“ sagte sie; das war Alles. Der Kleine schlug auch einmal nach dem Vater, der ihm ein scharfes Messer aus der Hand nahm. Da ergriff der Vater die Ruthe, und haute ihn einige Male heftig auf die Hand. „Die Hand gegen die Väter erheben, sprach der Vater, ist eine große Sünde!“ „Ey, sagte die Mutter, solche kleine Kinder verstehen das noch nicht.“ Der Vater aber sprach: „Deshalb müssen sie fühlen! Ich bin gewiß kein Freund vom Zuschlagen; ja wo ein sanftes Wort hinreicht, da gebrauche ich kein hartes. Doch solche kleine Vergehen müssen frühe ausgerottet werden. Ich halte mich an den weisen König Salomon, der da sagt: „Die Thorheit steckt tief in dem Herzen des Knaben, allein die Zucht Ruthe treibt sie heraus.“

Wann die Mutter dem Knaben befehl, dieses oder jenes herbey zu holen, so sagte er koch: „Ich mag nicht!“ — und sie bestand nicht weiter darauf, und holte es selbst. Oder wann Dietrich auf der Gasse mit andern Knaben spielte, so konnte die Mutter ihm zehnmal rufen; er kam nicht, und sie ließ es gut seyn. Dietrichs Gespielen lachten dann über sie, und machten wohl gar ihre Stimme nach, und riefen: „Dieterlein komm, o komm doch!“ Und Dietrich lachte mit ihnen, und die Achtung gegen seine Mutter ward immer geringer. Dietrich hatte einst auch den Vater zwey bis drey mal rufen lassen, ohne ihm zu gehorchen. Da kam der Vater eilig herab, faßte ihn beym Arm, und züchtigte ihn mit einer Peitgerte so derb, daß alle umstehende Knaben erschrakten und zitterten. „So, sagte der Vater, müssen alle Kinder gestraft werden, die ihren Aeltern nicht auf das erste Wort gehorchen.“ Von dieser Zeit an ließ Dietrich den Vater nie mehr das zweyte Mal rufen. Auf den ersten Ruf ließ er Alles stehen und liegen, sprang fast außer Athem herbey, und fragte: „Lieber Vater, was wollt Ihr?“ „Sieh, Magdalena, sagte dann der Vater zur Mutter, so leicht ist es, uns gehorsame Kinder zum Gehorsamen zu bringen — wenn man es nicht an dem erforderlichen Ernste fehlen läßt. Oefteres Schlagen oder beständiges widerwärtiges Zanken ist auch ganz und gar nicht nothwendig; eine einzige recht ernstliche Strafe

hilft auf ein Vierteljahr, ja für manchen Fehler wohl auf immer.“

Einmal kam der Vater ganz unvermuthet nach Hause. „Wo ist Dietrich?“ fragte er. Die Mutter wußte es nicht zu sagen. Da sprach der Vater mit dem größten Nachdrucke: „Wenn du eine gute Mutter seyn willst, so laß doch um Gottes willen dein Kind nicht so ohne alle Aufsicht herumlaufen. Dort auf dem öffentlichen Plage, den wir von unserm Fenster aus übersehen, oder auch hier in unsrer großen Stube mag er mit andern wackern Knaben seines Alters immerhin ein Spiel machen. Allein wenn du unsern Dietrich — Gott weiß wo! — herum irren lässest, wie leicht kann er unter freche, verdorbene Knaben gerathen, und für sein ganzes Leben verderbt und elend werden!“ Die Mutter befolgte jedoch die treuherzigen Ermahnungen des Vaters nicht; die Bitten und Schmeicheleyen des Knaben vermochten über sie viel mehr. Wann der Vater nicht da war, hatte Dietrich freyen Lauf.

Eines Tages suchte der Vater in einem Kasten, der in Dietrichs Kammer stand, einige Zeichnungen und Baurisse. Da erblickte er unten in dem Kasten ein Paar schöne, rothe Äpfel. Er sah sogleich, daß sie von dem großen Apfelbaume in dem Garten des Nachbars seyen. „Wo hast du diese Äpfel her?“ fragte er Dietrich. Dietrich sagte: „Des Apothekers Franz hat sie mir geschenkt.“ Der Vater erkundigte sich. Franz wußte nichts davon, und Dietrich mußte nun beken-

nen. Er hatte aus dem wohlvergitterten Fenster der untern Kammer des Hauses, das in den Baumgarten des Nachbarn ging, die Äpfel im Grase liegen sehen, und sie mit einem Stecken, an den er einen spitzen Bretternagel gebunden, angespießt und zum Fenster herein gelangt. Die Mutter lachte, und freute sich, daß der Kleine Dietrich schon so viel Witz habe. Allein der Vater sagte sehr ernsthaft: „Es steckt ein Dieb in ihm!“ und züchtigte den diebischen, lügenhaften Dietrich strenger, als je. Die Mutter rief nun weinend: „Wegen der zwey Äpfel, die man um einen Kreuzer kaufen könnte, ist es nicht der Mühe werth, daß man das Kind so hart züchtige.“ Der Vater aber sprach: „Es ist nicht bloß der Werth der Äpfel; allein daß der Knabe nicht der Stimme seines Gewissens, sondern nur der Lust seiner Augen folgte; daß er nicht darauf sieht, was gut und recht, sondern nur was ihm angenehm ist; daß er die göttlichen Gebote für nichts achtet, und wie ein Thier sich nur von seinen sinnlichen Begierden leiten läßt, dieß ist der Anfang alles Verderbens. So ging durch einen Apfel das Paradies verloren; so würde auch unser Dietrich, wenn man ihm dieß so hingehen ließe, ein schlechter Mensch abtrünnig von Gott, und höchst unglücklich und elend werden.“

Der Vater suchte dem Knaben das begangene Unrecht noch auf verschiedene Weise recht fühlbar zu machen. Unter Andern sagte er, als man zum Abendessen ging: „Ein Dieb und Lüg-

nes ist es nicht werth, daß er mit ehrlichen Leuten zu Tische siße.“ Dietrich mußte in dem Winkel der Stube auf den Boden sitzen, und überdies wegen seiner Raschhaftigkeit, von der er sich zum Stehlen hat verleiten lassen, mit Brod und Wasser vorlieb nehmen. Allein die Mutter steckte ihrem lieben Goldsöhnchen, wie sie ihn nannte, heimlich Braten und Kuchen zu, streichelte ihn, und sagte: „Iß, liebes Dieterlein, und weine nicht. Dein Vater ist gar zu streng. Allein du mußt es dir nicht so zu Herzen nehmen. Morgen frühe geht ja der Vater wieder, und dann geht es dir schon wieder besser.“ So vereitelte die thörichte Zärtlichkeit der Mutter den weisen Ernst des Vaters. Ja sie suchte von nun an alle Fehler, die Dietrich in der Abwesenheit des Vaters beging, so viel möglich zu verheimlichen. Dietrich bemerkte die List, deren die Mutter sich bediente, gar wohl, und ward dadurch selbst listiger und verschlagener.

So streng indess der Vater war, so hatte Dietrich dennoch eine recht kindliche Ehrfurcht gegen ihn; ja er hatte sogar mehr Liebe zu dem Vater, als zu der Mutter. Die Mutter wunderte sich oft darüber; sie bedachte nicht, daß Dietrich den Vater achte, sie aber wenig achte, oder gar verachte, und daß Liebe ohne Achtung nicht bestehen könne. Der Vater sagte daher öfter zu ihr: „Liebe Magdalena! Die Kinder, wie sie nun einmal sind, müssen zuerst ihre Aeltern fürchten lernen; die Liebe wird dann nicht ausbleiben. Es

ist da, wie mit der Furcht und Liebe Gottes. Die Furcht Gottes ist der Anfang der Weisheit; die Liebe zu Gott aber ist ihre Vollendung und ihre Krone."

Der Vater sprach deshalb öfter mit großer Ehrfurcht von Gott, was ihm auch leicht war, da sein Herz ganz davon erfüllt war. Er suchte dem Knaben einen tiefen Abscheu gegen die Sünde einzuklöpfen. Er erzählte ihm die auffallendsten Beispiele aus der heiligen Geschichte, wie Gott gute Menschen segne, die bösen Menschen aber bestrafe; er machte es ihm aus dem täglichen Leben anschaulich, wie Gott die Welt so eingerichtet, daß schon in diesem Leben dem Guten seine Belohnung, und dem Bösen die Strafe nicht ganz ausbleibe. Er betheete oft aus der Fülle des Herzens mit Dietrich, und immer in solchen Worten die der Knabe alle verstehen konnte. Die Mutter aber ließ ihn nur einige auswendig gelernte Gebethlein, die er noch nicht verstand, hersagen, und meynete, nun sey Alles gethan. Der Vater lobte die Gebethe; sagte aber: „Verstehst du auch, Knabe, was du sagst?" Der Vater erklärte die Gebethe, und that mehrere Fragen an Dietrich, um ihm jedes Wort klar und verständlich zu machen. Dietrich hatte nun erst Freude an den schönen Gebethen, und selbst die Mutter wunderte sich, daß in den Worten, die der Knabe, und zum Theile sie selbst, bisher sinnlos daher gesagt hatten, ein so herrlicher Sinn enthalten sey.

Es war sehr zu bedauern, daß der vortreffli-

che Vater nicht länger lebte. Er hatte eine ganz vorzügliche Geschicklichkeit im Brunnengraben, und zog sich in einem tiefen Brunnen eine Verkältung zu. Er kam krank nach Hause, und die Krankheit wurde bald tödtlich. Er merkte wohl, daß er sterben werde, und benützte seine letzten Stunden dazu, die Mutter zu ermahnen, daß sie ihren geliebten Sohn fromm und christlich erziehe. Er gab ihr von Zeit zu Zeit, so wie es seine hinschwindenden Kräfte erlaubten, noch manche sehr gute Lehre.

„Erziehe unsern lieben Sohn in der heiligen Furcht Gottes, sagte er unter andern. Die Furcht Gottes, oder mit einem andern Worte, die Religion ist bey der Erziehung die Hauptsache. Kein Mensch kann ohne Religion tugendhaft, kein Mensch ohne Tugend glücklich werden. Religion ist der Grund aller Tugend, aller Glückseligkeit. Einen Menschen ohne Religion tugendhaft und glücklich machen wollen, wäre gerade so, als hätte ich ein großes Gebäude auführen wollen, ohne zuvor einen festen Grund zu legen.“

„Schick den Knaben fleißig in die Kirche und in die Schule. Die Aeltern allein haben weder Einsicht noch Zeit genug, ihre Kinder in der Religion, und Allem, was gut, heilsam und nützlich ist, hinreichend zu unterrichten; deßhalb sind die Geistlichen und Lehrer aufgestellt. Ach es ist sehr nothwendig, der Jugend gute Grundsätze einzuprägen. Behalte deßhalb — was ich dir schon oft gesagt habe, und dir sterbend noch einmal

wiederhole — den Knaben so viel möglich, unter deinen Augen, damit er nicht in böse Gesellschaften gerathe. Nimm ihn auch nicht in jede Gesellschaft der Erwachsenen mit, zu der du eingeladen wirst. Er könnte da Manches hören oder sehen, das seiner Unschuld gefährlich seyn könnte. Böse Reden und Beyspiele verleiten zu falschen und irrigen Grundsätzen, und diese haben die traurigsten Folgen für das ganze Leben. Wenn ein Baumeister eine falsche Seynwaage und ein schiefes Winkelmaaß hat, so muß Alles, was er macht, krumm und schief werden.“

„Paß den Knaben nie müßig gehen. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Ein Paar Spielstunden des Tages sind ihm allerdings zu gestatten. Allein gieb ihm, wenn er von der Schule nach Hause kommt, immer eine Beschäftigung; man kann es schon so einrichten, daß dem Kinde die Beschäftigung so angenehm und ergötzlich wird, als ein Spiel. Wann er aus der Schule entlassen wird, so Sorge dafür, daß er ein ehrliches Handwerk erlerne, und gieb ihn zu einem rechtschaffenen und geschickten Meister in die Lehre. Mache ihn nicht glauben, daß er sich auf das Vermögen, das er von uns ererbt, verlassen könne. Das Geld fliegt oft wie Spreu davon; ein wohl erlernies Handwerk aber hat einen goldenen Boden. Halte überhaupt nicht zu viel auf bloßes Aeußerliches, auf schöne Kleider und feine Geberden. Der Mensch muß von Innen heraus gut werden. Dann gibt sich das Äußere,

weblausländige Venehmen von selbst. Bloss äußerliche Artigkeiten gleichen den gemahlten Kienstörstöcken, mit denen man das mangelnde Ebenmaaß und die schlechte innere Einrichtung eines Gebäudes verkleiden will, durch die aber weder Licht, noch frische Lebensluft in das Haus kommt.“

„Laß es dir doch recht Ernst seyn, dein Kind zu einem guten Menschen zu erziehen; sey nicht zu nachsichtig, und dulde nichts Böses an ihm. Eine zu große Güte ist Grausamkeit; und schon manches Kind, an dem man die Ruthe sparte, fiel dem Schwerte des Scharfrichters anheim.“

Nachdem der Vater der Mutter noch mehrere ähnliche, weise Ermahnungen gegeben, und die Annäherung des Todes immer mächtiger fühlte, rief er noch den kleinen Dietrich an sein Sterbesbett. Das Angesicht des edlen Mannes war bereits leichenbläß, und der Todesschweiß stand ihm beynahe schon auf der Stirne. Er nahm aber noch einmal alle seine Kräfte zusammen, und sprach mit inniger Herzlichkeit und feyerlichem Ernste zu Dietrich: „Lieber Sohn! Es ist an dem, daß ich von dir scheiden muß. Fürchte Gott, und thu nie etwas Böses. Gedenke stets daran, daß Gott dich überall sieht und in dein Herz blickt, daß vor Ihm die Nacht heller Tag ist, und daß Er das Böse nie ungestraft läßt. Befolge die Lehren unsers göttlichen Erlösers. Liebe Gott über Alles — halte alle seine Gebethe, beihe täglich zu Ihm, und vertraue auf

Ihm. Liebe deinen Nebenmenschen wie dich selbst — thue nie einem Menschen Unrecht, sondern vielmehr alles Gute, das du nur immer kannst. Ich habe, wie ich glaube, dir in Allem ein gutes Veyispiel gegeben; tritt in meine Fußstapfen ein, und sey deines Vaters nicht unwerth. Ehre deine Mutter, gehorsame ihr, und führe dich so auf, daß sie Freude an dir erlebe. Kurz ist dieses Leben; wie ich jetzt sterbe, mußt du auch sterben. Alles Irdische lassen wir zurück; nur das Gute, das wir gethan haben, folgt uns in jene Welt. Dieses ist der einzige wahre Reichtum. Aber auch das Böse würde uns dahin folgen, und uns ewig peinigen. Darum sey fromm, gut und rechtschaffen; lebe so, daß wir uns in jener Welt wieder sehen mögen.“

Der Vater gab hierauf ihm und auch der Mutter noch seinen Segen. Nach wenigen Stunden starb er, und die trostlose Mutter und der bedauernswerthe Dietrich weinten bey dem erblassten Leichname und bey dem Grabe des guten Vaters schmerzliche Thränen.

Neuntes Kapitel.

Dietrich als Schulknabe.

Dietrich hatte über den Tod des geliebten Vaters die aufrichtigste Betrübniß gefühlt; allein bald war es ihm doch lieb, nicht mehr unter

so strenger Aufsicht zu stehen, und jetzt ganz sein eigener Herr und Meister zu seyn. Denn seiner Mutter wußte er so süß zu schmeicheln, daß sie alle seine Lügen glaubte, und Alles that und geschehen ließ, was er wollte.

Dietrich war schon von seinem seligen Vater fleißig zur Schule geschickt worden. So lange der Vater lebte, machte der Knabe auch gute Fortschritte im Lernen. Denn jeden Abend mußte Dietrich mit seinem Büchlein herbey kommen, und dem Vater aufzagen, was er heute gelernt hatte. Der Vater erkundigte sich auch öfter bey dem Lehrer, wie Dietrich sich in der Schule betrage. Wenn er eine Klage vernahm, so bestrafte er Dietrich sehr nachdrücklich, und Dietrich fürchtete sich vor den Strafen zu Hause mehr, als vor denen in der Schule.

Aber die Mutter ließ nunmehr Alles gehen, wie es ging. Dietrich mußte ihr zwar auch aus seinem Büchlein vorlesen; jedoch so schlecht er es machte, sie lobte ihn dennoch; auch seine Schriften, so nachlässig sie geschrieben waren, nannte sie ganz unvergleichlich; denn an ihrem lieben Dietrichlein gefiel ihr nun einmal Alles sehr wohl. Dietrich hatte immer weniger Antrieß, immer weniger Lust zum Lernen. Er plagte die übrigen Schulkinder, spielte ihnen allerley mathwillige Streiche, und widersetzte sich sogar dem Lehrer und both ihm Trog. Der Lehrer sah sich einige Male genöthigt, den bösen Knaben zu bestrafen. Darüber ward die Mutter höchst aufgebracht. Sie

war sonst zwar, wie man zu sagen pflegt, eine Ehrenfrau, und begegnete Jedermann mit geziemender Achtung. Allein wenn man ihren Dietrich auch nur tadelte, so war es ihr, als griff man ihr in die Augen. Sie machte daher dem Lehrer bestige Verwürfe. Einmal rannte sie im Zorn sogar in die Schule, und schmähte den Lehrer vor allen Kindern in den gemeinsten Ausdrücken. Ja noch zu Hause lästerte sie über den Lehrer, und spottete, da sie nichts anders wußte, über die seltsamen Gesichter die er schneide, wenn er in der Kirche singe. Dietrich machte die Gesichter sogleich sehr übertrieben nach, und die Mutter lachte über die abscheulichen Tropengesichter, daß sie sich die Seiten halten mußte. Von dieser Zeit an hatte Dietrich gar keine Achtung mehr gegen den Lehrer.

Der Stadtpfarrer ließ die Mutter öfter rufen, und wies sie zurecht. „Ein Schullehrer, sprach er unter anderm, der sein wichtiges Amt mit Einsicht und Eifer versteht, ist aller Ehre und alles Vertrauens werth. Es ist heilige Pflicht der Aeltern, einen Mann, der ihre Kinder unterrichtet und erzieht, in diesem schweren Geschäfte auf alle Weise zu unterstützen, und sich ihm dankbar zu erweisen. Dies that Euer seliger Mann gretulich; und das müßt ihr auch thun. Die Erziehung zu Hause muß mit dem Unterricht in der Schule genau übereinstimmen, wenn sie gute Früchte bringen soll.“

Der Pfarrer schilderte ihr auch Dietrichs Feh-

ler, die sie ihm abzugewöhnen habe, und erzählte mehrere seiner bösen Streiche. „Ey, sagte die Mutter, das sind blos Knabenstreiche, Kinderpossen, Kleinigkeiten; man sollte nicht so viel Aufhebens davon machen.“ Allein der Pfarrer sprach: „Die Fehler der Kinder sind selten so unbedeutend, als die Aelteren meinen. Kleine Fehler werden mit den Kindern groß, wie nach einem bekannten Gleichnisse die Buchstaben, die man in einen jungen Kürbis einschneidet, mit dem Kürbisse zu einer ungeheuren Größe anwachsen. Allein Destricks Fehler sind schon gegenwärtig nur all zu groß. Er hat gegen seinen guten Lehrer, der so gerne Vaterstelle an ihm vertreten möchte, keine Ehrerbietigkeit; er ist gegen ihn undankbar und ungehorsam. Er ist gegen seine Mitschüler, die ihm wegen ihres Kleines und sittlich guten Betragens mit Recht vorgezogen werden, voll Neid und Haß, und hat sie schon auf mancherley Weise beleidigt, beschädigt und verläumdert. In einem solchen Herzen voll Unkraut muß jedes Samenkörnlein heilsamer Lehre ersticken. Dieses Unkraut muß vor Allem ausgerottet werden. Es ist die höchste Zeit, daß der Knabe ernstlich in Zucht genommen werde, sonst wird er einmal ein ausgemachter Bösewicht, der weder vor Gott, noch Menschen Ehrfurcht hat, göttliche und menschliche Gesetze mit Füßen tritt, und in der menschlichen Gesellschaft großen Schaden anrichtet, sich selbst aber den allergrößten zufügt. Ich wiederhole es deshalb noch einmal: Aelteren, Lehrer,

geistliche und weltliche Obrigkeit müssen getreulich zusammen helfen, die Kinder zu erziehen, zu belehren, zu ermahnen, zu warnen, und wo es nöthig ist, zu strafen, wenn aus den Kindern gute Menschen werden sollen.“

Ähnliche Ermahnungen gab der Pfarrer dem Dietrich in der Schule, und redete ihm recht väterlich an das Herz. Alle Kinder wurden gerührt; auch Dietrich blieb nicht ungerührt. Allein die Mutter verdarb zu Hause Alles wieder. Sie gab dem Pfarrer Unrecht, sagte er sey ihr und ihrem lieben Kinde abgeneigt, tadelte, da der Pfarrer in seinem Verufe und Lebenswandel untadelich war, wenigstens seine Verücke, an der sie, zu Dietrichs großem Vergnügen, viele Ausstellungen zu machen hatte. So verwischte sie den guten Eindruck wieder, den die Ermahnungen des Pfarrers auf Dietrichs Herz gemacht hatten, und Dietrich verlor von nun an auch alle Ehrfurcht gegen den Stadtpfarrer. Nicht nur merkte er in der Schule gar nicht mehr auf, und machte dem Lehrer statt Freude nichts als Verdruß; er war auch in der Kirche ohne alles Gefühl von Andacht, hörte andere Kinder im Gebethe, und gab auf die Predigt so wenig Acht, daß er ohne alle Belehrung und Erbauung hinaus ging, und kaum hätte sagen können, wovon die Rede gewesen, wenn seine Mutter ihrer Pflicht gemäß ihn darum gefragt hätte.

Die Mutter machte in Dietrichs Erziehung noch sonst viele Fehler. Unter andern stellte sie

ihm beständig allerley Mäschereyen zu, so daß er oft schon satt zum Tische kam, und überhaupt mit einer erdentlichen Hausmanneskost nicht mehr zufrieden war. Er mußte ihr fast täglich einen oder den andern Groschen abzuschmeicheln, um zu kaufen, was ihm eben gelüstete. Allein da dieses der Mutter doch zu oft kam, und sie nach dem Tode des arbeitsamen Vaters sich genöthigt sah, ihre Groschen zu sparen, so fing Dietrich das Stehlen an. Er nahm der Mutter nicht nur heimlich Geld, sondern noch allerley Sachen von Werth, die er dann an schlechte Leute, die er aufzufinden geruht, für ein Drittheil oder Viertheil des Werthes verkaufte. Die Mutter hatte bald die Magd, bald sonst Jemand, der im Hause ein und aus ging im Verdacht. Sie jagte sogar einmal eine Magd aus dem Dienste, weil diese behauptete, Dietrich sey der geheime Hausdieb.

Uneingedenk der treuerzigen Warnungen des verstorbenen Vaters, gestattete die Mutter dem muthwilligen Knaben herum zu laufen, wie und wohin er nur wollte. Er war selten zu Hause, und wo er nur immer hinkam, plagte er die Kinder, quälte die Thiere, und richtete überall Schaden an. Immer strich er in dem Felde und zwischen den Hecken umher, und da er vornabe ohne alles menschliche Gefühl war, so zerstörte er zum Zeitvertreibe die Vogelnester, und marterte die jungen Vögelchen mit boshafter Lust zu Tod. Er hielt sich nur immer zu den schlechtesten Buben, froh mit ihnen in allen Winkeln herum,

und ward durchaus verderben. So frisch und blühend er ausgesehen hatte, so bekam er nun nach und nach ein widriges, blaßgelbes Aussehen. Dabey war er in seinem Anzuge äußerst schmutzig und unerdentlich. Denn obwohl seine Mutter viel Geld aufwendete, ihn so gut zu kleiden, als es der reichste Bürgersknabe im Städtchen war, so konnte sie es mit allem Zureden doch nicht dahin bringen, daß er seine Kleider schonte. Wenn er Abends nach Hause kam, hatte er in seinen besten Kleidern Schmutzfloden; hier war eine Naht aufgerissen, dort fehlte ein Knopf, und ein anderer hing nur mehr an einem Paar Fäden herab. Jedermann sah sogleich, Dietrich sey ein ganz vernachlässigter, grundhiederlicher Knabe; man nannte ihn in der ganzen Stadt nicht mehr anders, als den bösen Dietrich.

Die Mutter, die früherhin in dem Städtchen wegen vieler guten Eigenschaften, ihrem fleißigen Kirchenbesuche, ihrer Ordnung im Hauswesen, der Wichtigkeit in ihren Zahlungen, der Wohlthätigkeit gegen Arme, in keinem geringen Ansehen gestanden, verlor nach und nach die Achtung der Menschen. Man nannte sie allgemein eine schlechte Mutter. Die Leute wendeten das alte Sprichwort auf sie an: „Man erkennt das Wetter am Wind, den Herrn am Gefand, die Mutter am Kind.“

Zehntes Kapitel.

Dietrich als Lehrbursche.

Dietrich mußte nun, so wenig er auch gelernt hatte, doch endlich von der Schule freigesprochen werden, weil er bereits das Alter erreicht hatte, in dem er ein Handwerk lernen sollte. Aber kein Meister wollte ihn in die Lehre nehmen. Jeder scheute sich vor ihm. Die redlichsten Männer sagten der Mutter unverhohlen, aus dem übel erzogenen Knaben könne nichts Gutes werden. Die Mutter kam nun doch etwas zur Besinnung, und zweifelte nunmehr selbst, ob sie nicht gegen ihren lieben Dietrich zu nachsichtig gewesen, und ob man ihn vielleicht nicht ohne Ursache den bösen Dietrich nenne. Sie wußte nicht, was sie mit ihm anfangen sollte, und weinte oft heiße Thränen. Sie redete nun sehr ernsthaft mit ihm, hielt ihm seine Fehler vor, und sankte oft Stunden lang mit ihm. Allein all ihr Zureden war vergebens; er achtete nicht darauf, und gab ihr wohl gar so harte Reden, daß sie ihr gleich scharfen Messern in das Herz schnitten. „Ach, sagte sie dann sehr oft, es ist doch wahr, was man zu sagen pflegt: Man muß das Bäumlein biegen, so lange es jung ist; der krumm gewachsene Baum läßt sich nicht mehr zurecht beugen.“

Ein rechtschaffener Schlossermeister, ein Jugendfreund des seligen Mauermeisters, ertarnete sich endlich der bedrängten Mutter, und entschloß

sich, den bösen Buben zum Lehrlingen anzunehmen. Der wadere Schlosser sparte keine Mühe, die verführte Erziehung nachzubelen, und ihm das Handwerk aus dem Grunde zu lehren. Er hatte große Geduld mit ihm. Allein so redlich und gut es der brave Mann auch mit ihm meinte, so blieb Dietrich gegen ihn doch immer versteilt und heimtückisch. Da Dietrich von seiner Mutter in seinem Leben nie mit Ernst zu einem Geschäft angehalten worden, so wollte ihm das Arbeiten gar nicht gefallen. Er hatte zwar eine natürliche Anlage zu künstlichen Arbeiten, und begriff Alles sehr schnell; er war aber auch äußerst träg und faul. Sehr hart kam es den verwöhnten Knaben an, mit dem Eisen von einer Wadzeit zur andern zu warten, und da er nicht Geld genug hatte, sich so viele Nüchtereien zu kaufen, als er sich wünschte, so war er nur immer darauf bedacht, irgend wo Geld oder Geldeswerth zu entwenden. Er lernte daher von dem Schlosserhandwerke nichts so gut, als die Kunst, alle Arten von Schlössern, ohne Schlüssel mit Haken und Sperreisen zu öffnen. Er machte auch heimlich mehrere solche Eisen nach, und trug sie fast immer bei sich.

Eines Tages, da der Meister und die Meisterin zu einem Hochzeitmahle eingeladen waren, und Dietrich sich allein zu Hause befand, versuchte er seine Kunst in dem Erbsenen der Schlosser an dem Wiederkasten der Wäuerin. Er hab ihr eine alte silberne Kette, die sie nicht mehr

trug, und einige große Thaler. Als die Meisterin am andern Morgen ihre Festtagskleider und ihren Silberschmuck, womit sie gestern Staat gemacht hatte, wieder in den Kasten ordnete, vermigte sie die Kette, ward sehr bestürzt, und sagte es heimlich dem Meister. Der Meister untersuchte das Schloß, und sah deutlich, daß es mit einem Sperreisen aufgemacht worden. Der Verdacht fiel sogleich auf Dietrich. Dietrichs Schlafkammer wurde durchsucht — da fand man unter dem Bettstroh nicht nur die Kette und die Thaler, sondern noch eine goldene Uhr und zwey silberne Löffel, nebst allerley Zuckerwaaren und seinem Badwerke.

Der Meister erblaste vor Schrecken. Er hatte in dem Hause eines vermöglichen Kaufmanns, wo eben gebaut wurde, mit Dietrich einige neue Thüren angeschlagen. Da war im obersten Stode des Hauses, aus dem verschlossenen Zimmerchen eines Handlungsdieners, eine goldene Uhr, die an der Wand hing, entwendet worden. Die vorgesundene Uhr war die gestohlene; der Schlosser erkannte sie der Beschreibung nach sogleich. Die silbernen Löffel waren, wie der Schlosser wohl wußte, erst vor wenigen Tagen dem Apotheker aus einem wohl versperrten Wandkästchen weggekommen. Die Anfangsbuchstaben von dem Namen des Apothekers standen darauf. Dietrich hatte einen Cento hingetragen, und weil der Apotheker in der Apotheke und die Apothekerin in der Küche beschäftigt war, einige Zeit in dem Wohnzimmer auf die Bezahlung warten müssen.

Der bestürzte Schlosser eilte sogleich hinaus in die Werkstätte, und nahm den Dietrich ins Verhör. Dietrich befiel sich wieder mit Lügen und schmeicheľhaften Reden durchzuhelfen, wie ihm das bey seiner Mutter bisher fast immer gelungen war. Er weinte und betheuerte seine Unschuld mit Schwüren. „Wer weiß, sagte er unter Andern, wer all die gestohlenen Sachen in mein Versteck versteckt hat, um mich armen Knaben um die Gunst meines lieben Meisters und in Unglück zu bringen. Denn Viele beneiden mich um meinen guten Platz, und wären gerne an meiner Stelle.“

Die Meisterin kam über diese Frechheit vor Zorn fast außer sich. „Du gottloser Lügner, rief sie so laut sie konnte, du Dieb, für den der Galgen noch zu gut ist!“ Ja sie gab ihm alle ersinnliche Schimpfnamen, und schrie und tobte in Einem fort. Auf das Geschrey liefen mehrere Nachbarn und Nachbarinnen zusammen, und kamen in die Werkstätte, oder guckten bey den Fenstern herein. „Was giebt's, fragten sie, hat der böse Dietrich euch wieder einen bösen Streich gespielt?“ Die Schlosserin erzählte Alles, was eben jetzt vorgegangen war, ja was Dietrich von jeher in ihrem Hause Böses verübt hatte.

Der ehrliche Schlosser stand sehr bestürzt da, und schwieg. Endlich sagte er: „Was ist nun zu thun? Wenn der Dube nur uns bestohlen hätte, so würde ich aus Liebe zu seinem rechtschaffenen Vater den Diebstahl vielleicht nicht bey Amt anzeigen, sondern den jungen Dieb klop-

forttragen; denn zu dem Schlosserhandwerke, das gründliche Leute erfordert, taugt er durchaus nicht. Allein da er auch in andern Häusern gestohlen hat, und diese Diebstähle bereits mehreren Leuten bekannt sind, so muß ich — so leid es mir thut! — augenblicklich von dem, was geschehen ist, Anzeige machen. Ein solcher ehrloser Leihburich' könnte am Ende noch seinen ehrlichen Meister in Verdacht bringen."

Der betrübte Meister nahm den Dietrich beim Arme, führte ihn die Stiege hinauf, und stieg ihn in die Kammer hinein, wo Dietrichs Bett und Bettstroh, das die Meisterin beim weitem Nachsuchen mit einer Art von Wuth alles aus der Bettstätte heraus gerissen hatte, noch zerstreut auf dem Boden umherlag. Der Meister verschloß die Thüre von außen mit dem starken, eisernen Ansezer, der daran angebracht war, und ging zu dem Amte. Nach kurzer Zeit kam er mit dem Amtsdienner zurück. Viele Kinder liefen den zwei Männern nach, und vor dem Hause des Schlossers war eine Menge Menschen versammelt; sie konnten kaum erwarten, bis man den bösen Dietrich herausführe.

Der Schlosser machte die Kammerthüre auf, und der Amtsdienner trat hinein, um den Dietrich in Verhaft zu nehmen. Allein die Kammer war leer. Man sah da nirgends mehr einen Dietrich. Der Amtsdienner schaute unter den Betten, und unter der Bettstatt, ob sich Dietrich nicht darunter versteckt habe. Aber auch da war nichts

von ihm zu sehen. Dietrich war fort. Das Fenster stand offen, und an dem Kreuzstocke war Dietrichs Bettuch fest gebunden. „An dem Tuche, sagte der Amtsdienner, hat sich der Spiegkubc hinunter gelassen, und ist, während die Leute vorne an der Hauethüre pafsten, durch den Garten hinter dem Hause entlaufen. Nun, er wird der strafenden Gerechtigkeit deshalb doch nicht entgehen. Wann der Dieb reif ist, holt ihn auch ein hinterleider Büttel ein.“

Die Leute auf der Gasse gingen, weil ihnen eine Erwartung vereitelt worden, murrend aus einander, und schmähten und schimpften über Dietrich. Im ganzen Städtchen sprach man fast von nichts, als von dem bösen Dietrich.

Dietrichs Mutter aber war beynahe ebemächtig geworden, als sie die Geschichte vernommen hatte. Der Scham über Dietrichs schlechte Ausföhrung verschloß sie sich in ihre Kammer, und ließ vergehen, sie ses nicht zu Hause. Sie sann hin und her, ob die Sache sich nicht noch vermitteln lasse. „Allein was ist's, sagte sie seufzend, wenn er auch ganz ungestraft durchläme, so bleibe ihm doch die Schande, und der Rhein und die Donau könnten sie nicht mehr abwaschen.“

Sie schickte indeß heimlich nach allen Seiten Boten aus, den entlaufenen Dietrich aufzufuchen, und sie versprach demjenigen, der so glücklich seyn würde, ihn aufzufinden, viel Geld. Sie konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Es war eine stürmische Nacht, und regnete sehr stark.

Da seufzte sie bekländig: „Ach, wo mag jetzt wohl mein armer Dietrich über Nacht seyn, oder wo mag er jetzt wohl in der Irre herumlaufen! Ich muß es nun selbst bekennen, ich hätte mir und ihm vielen Jammer ersparen können, wenn ich ihn besser erzogen hätte!“

Die Bethen kamen unverrichteter Sache wieder zurück; alle Mühe, den Knaben aufzufinden, war vergebens. Die Mutter kümmerte sich fast zu Tod. Sie fürchtete, Dietrich könnte wohl gar in das Wasser gesprungen seyn. Es schauderte ihr bey dem Gedanken, und sie wurde von Jammer krank. Sie konnte einige Wochen nicht mehr ausgehen; und als sie wieder gesund war, blieb sie noch lange zu Hause, indem sie sich scheute, sich vor einem ehrlichen Menschen sehen zu lassen. Sie weinte ganze Nächte hindurch. „Ach, sprach sie sehr oft, ich bin doch eine recht unglückliche, bedauernswerthe Mutter! Ich hatte den Knaben so lieb! Alles, was sein Herz nur begehrte, that ich ihm; ich kaufte und schenkte ihm Alles, was er nur wünschte, und nichts war mir zu theuer. Ich hätte mein Leben für ihn gegeben. Und er vergilt es mir nun so! Ich bestie, Ehre und Freude an ihm zu erleben; und er bringt nun eine solche Schande über mich, und thut mir ein solches Herzenleid an. O, es ist schrecklich, wenn Kinder den Aeltern solche Thränen auspressen!“

Zu Zeiten sagte sie jedoch wieder: „Ich selbst bin Schuld an dem Elende meines armen Dietrichs;

ich hätte gegen ihn nicht so gelinde seyn sollen; ich hätte mehr Strenge gebrauchen sollen. Sein Vater, mein seliger Ehegatte, war doch ein kluger verständiger Mann. Er sagte oft: „Die sanfte Güte der Mutter mag allerdings die Strenge des Vaters mildern; es ist dieses auch von dem weisen Schöpfer so angeordnet. Allein mit lauter weiblicher Sanftheit ohne männlichen Ernst kommt nichts heraus. Eine solche baumwollene Erziehung taugt nichts; um einen rauhen, harten Stein zum Bauen tauglich zu machen, braucht man scharfe Eisen und einen derben Schlägel.“ So sagte er. O, ich erinnere mich noch aller seiner Worte sehr wohl! Wenn er den Dietrich abstrafen, und ich seinen Arm zurück halten wollte, da mahnte er mich allemal an die Worte Salemons. Damals kamen sie mir nicht sehr weise vor; aber nun möchte ich diese goldenen Worte selbst unterschreiben: „Ruhe und Zucht machen weise Leute — aber ein Kind, das seinem eigenen Willen überlassen ist, macht seiner Mutter Schande.“

Fünftes Kapitel.

Dietrich unter den Wildschützen.

Dietrich hatte sich in den benachbarten Wald geflüchtet, von dem das Städtchen Waldingen den Namen hatte. Der Wald war ungeheuer groß,

und fast überall dicht verwachsen und unregsam. Dietrich verirrete sich im dem wilden Walde, lief den ganzen Tag bald hin, bald her, und fand nirgends mehr einen Ausweg. Es regnete sehr stark, und von Zeit zu Zeit schüttelte der Sturmwind von den Bäumen doppelte Regenquäse auf ihn herab. Die Nacht brach bereits ein, und es wurde in dem Walde immer finstrier. Der Hunger quälte ihn beßig, und er zitterte vor Frost. Er fürchtete sich, in dem Walde umzukommen, und verzog heiße Thränen. Seine böse Aufführung reute ihn, und er nahm sich vor, nie mehr zu stehlen. Allein er dachte dabei gar nicht an Gott, der den Diebstahl verbietet und bestraft; nur Angst und Furcht hatten ihm diesen Vorsatz ausgepreßt.

Endlich begegnete ihm ein Mann in zerlumpten Klättern, der einen großen Büschel Dickenreiser auf dem Rücken trug, rechts eine bleberne Flasche, links eine vollgeschöpfte Jagdasche anhängen hatte, und einen eisen Kettenstock in der Hand führte. „Ab, Spibube, bist du's? rief der Mann, und drehete ihm mit geschwungenem Stöcke. Du kommst mir eben recht! An dir ist ein gutes Trinkgeld zu verdienen. Du hast saubere Streiche gemacht; ich habe schon Alles gehört. In der ganzen Stadt, wo ich heute Wesen verkaufte, redet man davon. Warte nur, Halunkel! Die Schergen suchen dich überall; Dein Nachtquantum im Thurm ist schon bestellt.“

Dietrich fiel dem Manne zitternd und bebend zu Füßen, und bat mit aufgehobenen Händen:

„Ach, erbarmt Euch meiner, und lüchert mich doch nicht dem Verichte aus! Ich verſchwandte ſoſt ver Hunger, und bin ſo mürbe, daß mich ſoſt kein Aug mehr trägt. Weht mir doch einen Wiſſen Pred, wenn ihr da in Euren Schnapptſacke etwa ein Stücklein habt, und nehmt mich mit Euch, und behaltet mich über Nacht. Sonſt gebe ich in dieſem fürchterlichen Wüſte ver Hunger, Dren und Nässe noch gar zu Grund. Seht doch — ich bitte Euch auf meinen Knieen — nicht ſo grimmig böſe über mich!“

„Nun, nun, ſagte der Mann lachend, was ich ſagte, war nur Spaß! Ich thue dir nichts zu Leid; ich will dir vielmehr aus der Noth helfen.“ Er griff in die Jagetaſche und ſagte: „Da haſt du Pred!“ „Und da, ſagte er, indem er zueiſt ſelbſt einen kräftigen Zug aus der bleibenden Kloſche that, und ſie dann dem Dietrich reichte, da haſt du einen Edelſt Prantwein dazu. Das iſt eine wahre Hergärung.“

Dietrich aß und trank ſehr gierig. „Nun komm mit! ſagte der Mann. Ich will dir zum Abendessen einen guten Braten nebst einem Krug köſtlichen Weins, und zum Nachſchlager, wenn auch kein Bett, doch eine hübsche Schürze dörres Laub und trocknes Heu verſchaffen.“ Dietrich verwunderte ſich, welcher der Mann in dem ſchlechteſten Aufzuge Wein und Traien nehmen ſollte, und ſagte bedenklid: „Ne, wer ſe-ſt Ihr denn?“

„Ich bin der Beſenbinder Jeß, ſagte der Mann; weit umher im Lande gar wohl bekannt.

Nebenzu diens ich einem sehr vornehmen Herrn, der den Jagtbezirk da herum sehr wehlfertig gepachtet hat. Komm mit, und es wird dir bey uns gefallen.“ Dietrich, der sich durch Brod und Brantwein wieder gestärkt fühlte, ging ohne Bedenken mit dem verdächtigen Manne.

Sie hatten keinen eigentlichen Weg; sie mußten oft durch nasse Gebüsche schlüpfen, und wurden davon ganz durchnetzt. Es wurde so finster, daß sie weder Zweige, noch Blätter mehr sahen. Dietrich folgte seinem Führer, um ihn nicht zu verlieren, dicht auf dem Fuße. Die nassen Eichenblättern schlugen ihm fast beständig in das Gesicht. Bald blieb er mit den Haaren an einem Dornzweig hängen, und bald stieß er den Kopf an einen niedrigen Baumast, daß ihm Beulen davon aufstiegen. So währte es über eine Stunde. Der verzärtelte Dietrich wimmerte und weinte, wie ein Kind. Endlich kamen sie an eine steile felsige Anhöhe, und mußten durch eine enge Felsenschlucht wandern. Sobald sie das Ende derselben erreicht hatten, und zwischen den Felsen hervortraten — war es dem Dietrich plöglich, als stünde der ganze Wald umher im Brand. Er sah ein ziemlich geräumiges Waldthal vor sich. Hinter einem nahen buschigen Felsen stieg Rauch auf. Die hundertjährigen Eichen, die Buchen und mancherley Gebüsche, die bereits vom Herbst bunt gefärbt waren, und die himmelheben, immergrünen Tannen und Nichten schienen in rothem, gelbem und grünem Feuer zu brennen. Alle Bäume

tröpfelten von blizenden Regentropfen, und fast jeder herabfallende Tropfen schien ein Feuerfunke.

„Nun sind wir am Ziele!“ sprach der Wesenbinder. Er ging um die Ecke des Felsen, und sie standen vor einem großen Feuer, das prasselnd empor schlug. Ein Mann mit heber Stirne und dichten schwarzen Locken stand, mit in einander geschlungenen Armen, an die Felsenwand gelehnt; der lodernde Glanz des Feuers beleuchtete seine ansehnliche Gestalt. Er hatte, ungeachtet seines schwarzen, starken Vortres und seines abgetragenen grünen Ueberrockes einen gewissen Anstand in seiner Stellung. Eine Doppelpistole lebte neben ihm an der Felsenwand; seitwärts am Felsen lag ein eben geschossener Hirsch mit weit aus reichendem, zackigem Geweih. Der Mann schien mit seinen hellen schwarzen Augen den Dietrich zu durchbohren, sagte aber kein Wort. Dietrich, der nicht leicht einen Menschen scheute, empfand unwillkürlich eine Art Ehrerbietigkeit vor dem Manne.

Ein anderer Mann, blond von Bart und Haaren, saß ohne Noth in den Hemdärmeln am Feuer, und drebte an einem hölzernen Spieße, der von zwey gablichten Baumästen gestützt war, einen großen Meßbraten um. Einige Schritte davon lag ein Kästchen im Grase, und ein Röhrentorf, zur Hälfte schwarz wie Koble, stand dabey, und mußte zugleich die Stelle der Flasche und des Glases vertreten. „Kommst du einmal Test, rief der Mann mit dem Bratenspieße dem Wesen-

binder zu, und was hast du denn da für einen zerzausten Jungen aufgezabelt? Dürfen wir ihm trauen?"

„Da wohl, sagte Jost, indem er die Wirkensreiser abwarf. Der hat es mit den christlichen Leuten zu Waldingen auf immer verderben. Ich muß mich nur erst mit einem Schluck Wein erquicken; dann will ich Euch Alles erzählen.“ Er trank aus dem ruspigen Tasse mit flackernden Zügen, und sagte dann: „Ah, das ist köstlich!“ Hiernach nahm er seine Jagdtasche ab, und packte aus. „Da, sagte er, habt ihr Brod; da ist Salz, ein sehr nöthiges Gewürz; da ist Pfeffer, aus Sydam, wenn mich der Krämer nicht betrog; und da ist Rauchtaback, echter Knauser, wenn ich mich nicht betrüge; hier ist ein Spiel neuer Karten, und hier die Hauptsache, Pulver und Blei.“ Hiernach wandte er sich zu Dietrich, und rief: „Nun, Meister Dietrich! lege dich an das Feuer, und trockne dich. Es kühlt; das Käglein dort ist voll Wein, und der Braten ist bald fertig.“ „Gut, sagte der Mann, der den Spieß umtrieb; der Bursche kann mich ablösen.“ Er stand auf, griff nach den Karten, und sagte: „Wollen wir nicht einstweilen ein Spiel machen, Jost?“ „Ey, sagte Jost, es regnet ja noch, und nirzends da herum ist ein trocknes Plätzchen.“ „Nun, sagte der Andere, so will ich dafür eines rauchen.“ Er steckte seine Pfeife von dem frisch angekommenen Taback. Dietrich aber setzte sich an das Feuer, und trieb den Spieß um.

Der Besenbinder stopfte sich auch eine Pfeife, zündete sie an einem brennenden Scheite an, und erzählte Dietrichs Geschichte. „Glaubt mir, sagte er am Ende, der Dietrich ist, so viel Böses ihm die Leute auch nachsagen, kein so übler Bursch, als es scheint. Ich habe deshalb den großmüthigen Entschluß gefaßt, ihm das Besenbinden zu lehren. Nebenbey kann er uns die Flintenschloßer austeffern, und uns, wie ihr wohl merkt, mit seiner Kunst noch allerley wichtige Dienste leisten.“ Jost blickte den Mann am Helsen an, und fragte: „Nun, was sagen Sie dazu, mein Herr?“ Der ernste Mann zückte die Axtseil, und sagte kein Wort.

„Ey, rief Jost, ich hätte gedacht, Sie würden mit dem stinken, gewandten Burschen besser zufrieden seyn. Indes, sey du gutes Muthes, Dietrich! Du bleibst nun bey uns. Du bekommst einen guten Dienst. Doch — ich muß dich mit deinen neuen Herren jetzt ein wenig näher bekannt machen. Der strenge Herr dort am Helsen, der nicht raucht und nicht trinkt, nennt sich Herr Waller. Er spricht zwar nicht; allein in seinem Diskurse gefällt er mir doch sehr wohl. Er ist nicht von gemeinem Stande, und hat studirt!“

„Wer sagt das? rief Waller mit einem fürchterlichen Blick auf den Besenbinder; was geht das den Duden an? Der Wein reißt aus dir, Jost! Schweiz, oder!“ — Er blickte auf sein Gewehr.

„Nun, nun sprach Jost erschrocken, was ich

da sagte, weiß ich freylich nicht so gewiß. Wann ich getrunken habe, muß ich plaudern — ob es was daran sey oder nicht, kümmert mich wenig. Meine Reden muß man nicht so genau nehmen. Dietrich, du mußt mir bey Leibe nicht Alles glauben, was ich sage. Du hast schon an mir gemerkt, daß ich gern Spaß mache.“

„Der andere Herr da, subr jetzt Jost fort, der mit unser einem doch auch trinkt und eine gescheide Pfeife Taback raucht, ist nicht so figelig. Er nennt sich Herr Schlicht, und ging ehemals prächtig gekleidet einher, und schimmerte von Gold.“

„Sag dem Buben doch auch, wie wir dich nennen!“ sprach Waller mit ernster Stimme.

„Je nun, sagte Jost, das darf der wahere Dietrich wohl wissen. Die Herren nenn’ mich Schluck — wegen meines Leitsprückleins: „Nimm noch einen Schluck!“ Ich weiß zwar wohl, das Sprücklein hat mir wenig eingebracht. Ich war ehemals so reich, daß ich das Käpfelein dort mit großen Thälern hätte voll anfüllen können, und nun bin ich nichts mehr, als ein armer Besenbinder. — Je nun, mir ist Alles Eins, rief der leichtsinnige Mensch, und griff nach dem Weingeschirre, wenn es nur daran nicht fehlt!“

Schlicht hatte nun seine Pfeife ausgeraucht, stand auf, und untersuchte den Braten. „Wohl, sagte er, er ist ausgebraten. Nimm ihn vom Spieße, Jost, und leg ihn auf den platten Stein dort.“ Jost that es. Schlicht ging indessen, brachte ein Glas frisches Quellwasser, und stellte

es neben Wasser auf einen Stein, der aus der Felsenwand hervor ragte. Waller schnitt sich zuerst ein Stück Braten ab, verzehrte es nebst einem Stücke Brod sitzend von der Faust, und trank das Wasser dazu. Darauf ging er, während die andern um das Feuer saßen und sich Braten und Wein sehr wohl schmecken ließen, hinab an den Bach, der durch das Thal floss; dort wandelte er, wiewohl der Regen noch nicht aufgehört hatte und es sogar anfing zu schneien, beyde Hände auf den Hüften zusammen gelegt, an dem Bache auf und ab.

„Ein wunderlicher Herr, sagte Jost; aber doch ein guter Herr. Indes ist es gut, daß er ging. Nun können wir erst recht lustig seyn!“ Jost rückte das Weinsäßchen näher herbey, füllte den irdenen Topf, hob ihn hoch emper, und rief: „Nun, Dietrich, du sollst leben! Sieh, neuer Kamerad, ich trinke deine Gesundheit im alten Weine. Eine solche Ehre ist dir wohl noch nie wiederfahren. Nun, sag einmal an, aber ehrlich, wie gefällt es dir bey uns!“

Dietrich, der bis auf die Haut naß, auf der einen Seite vom Feuer fast gebraten, und auf der andern von Frost fast erstarrt war, griff mit der Hand nach seinen Wunden am Kopfe, die ihm sehr weh thaten, und sagte mit Weinerlicher Stimme: „Wem sollte es hier nicht gefallen? Auf der ganzen Welt könnte es ja nirgends lustiger seyn!“

Zwölftes Kapitel.

Diétrich unter den Räubern.

Indessen war das Feuer, an dem die drey Becher saßen, in Gluth gesunken. Es hörte auf zu regnen, und die Regenwolken zerstreuten sich. Der Rellmend kam hinter den schwarzen Tannengipfeln hervor, und erhellte die schauerliche Finsterniß des Waldes. Waller, der bisher unausgeseht an dem Bache im Thale auf und ab gegangen war, kam berauf und sagte: „Wie ißt? Wollt ihr bis Mitternacht kein Ende machen? Drecht auf, und zieht weiter. Du, Schlicht, bedecke den Hirsch, den ich schoß, mit Tannennästen. Jost mag dafür sorgen, ihn morgen an Mann zu bringen. Das Jagd dert wird er sicher nicht vergessen. Nacht hurtig und geht! Ich komme vielleicht nach, vielleicht auch nicht.“ Er nahm sein Gewehr auf den Rücken, ging in den Wald, und verschwand im tiefsten Dunkel.

Jost und Schlicht gehorchten augenblicklich, thaten Alles, was er befohlen hatte, und machten sich mit Diétrich auf den Weg. Sie kamen nun erst in die wildeste Gegend des Waldes, und mußten sich durch Dickichte hindurch arbeiten, steile Berge ersteigen, und über Felsen klettern. Der müde Diétrich konnte ihnen fast nicht mehr nachhelfen. Er fing aufs neue an zu winseln und zu jammern. „Hab' noch eine kleine Geduld, sagte Jost; bald wirst du unsere prächt-

tige Burg sehen." Dietrich erblickte endlich, nicht ohne Schauer, im hellen Mondschein einen halb zerfallenen Thurm von furchtbarem Aussehen, der aus den zertrümmerten Mauern einer alten Mitterburg empor ragte. Hohe Tannen und Eichen waren aus dem ungeheuren Schutte aufgewachsen. „O weh, sagte Dietrich; das ist die alte Geißlerburg im Walde; meine Mutter hat mir sie genau beschrieben. Da spuckts!“ „Du Iher, sagte Jost, in deinem Kopse spuckts!“ „Nein, nein, sagte Dietrich, da gehen oft Gespenster um, die Feuer ausspeyen. Meine Mutter hat es mir sicher gesagt; mir grauet.“ „Diese Gespenster waren niemand anders, als wir, sagte Jost; wir machten solche Pessen, um ungebetene Gäste von unserer Residenz zu verschrecken, und hier ungestört zu hausen.“

Sie kamen an den ehemaligen Schloßgraben, der nunmehr ein Sumpf war, theils mit schlammigem Wasser gefüllt, theils mit Schilf und Rinsen überwachsen. Die Männer wußten einen geheimen Weg durch das Schilf. Man mußte aber die gelezten Steine, deren einige etwas unter das Wasser versenkt waren, wohl zu treffig wissen, um nicht selbst unter zu sinken. Durch Schutt, Brombeerstauden und Dornengesträuch gelangten sie endlich an das alte Gemäuer. Schlicht stieß einige Mauersteine zurück. Alle drey krochen durch die Oeffnung hinein, und Schlicht schob die Steine wieder in die Lücke. Sie befanden sich nun in der dicksten Dinsterniß. Durch einen schmas

Ien Gang, der kein Ende nehmen wollte, kamen sie in ihren unterirdischen Aufenthalt. Hier war es nicht sogar finster; allein man konnte doch nichts deutlich unterscheiden. Es licht zog Stahl und Stein hervor, schlug Feuer, zündete eine Kerze an, und Dietrich erblickte nun im Glanze des aufflammenden Lichtes ein altes, schwarzgraus es Gewölbe über sich; die Mauern umher waren von rauhen Quadersteinen aufgeführt, und der Boden mit eben solchen Steinen gepflastert. Dieses unterirdische Gewölbe war bey Zerstörung des Schlosses unversehrt geblieben, und Niemand wußte mehr davon, als diese Männer. Eine Menge Sachen, Lebensmittel und Küchengefhirre, lagen in großer Unordnung auf dem Boden durch einander. An den Wänden hingen allerley Kleider, nebst Flinten, Pistolen und Säbeln. In einer Ecke war Schilf, dörres Laub und Moos aufgeschäuft, das nebst einigen Korpstissen den Männern zum Bette diente. Hier legten sie sich nieder, deckten sich mit alten Mänteln zu, und schliefen bis die Mittagssonne durch eine runde Oeffnung der Mauer in das Gewölbe schien.

Unter diesen Männern lebte von jezt an Dietrich. Obwohl es ihm bey ihnen eben nicht sehr gefiel, gewöhnte er sich doch nach und nach an ihre Gesellschaft. Allein gegen Waller blieb er immer scheu und fürchtete ihn sehr; denn dieser war ein ganz eigener Mann, und gar nicht wie die andern, über die er die Herrschaft führte. Er sah immer ernst aus, sprach wenig, und war

am liebsten einsam für sich. Manche Stunde des Tages saß er oben in dem Schutte, in einer Ecke des zerfallenen Gemäuers, unter finstern Tannen auf einem der umherliegenden Quadersstücke, und las in einem kleinen Buche, das sehr alt aussah, und in graues Pergament eingebunden war. Er ließ es einst auf dem Steine unter den Tannen liegen. Dietrich sah hinein, da es aber griechisch war, und Dietrich noch nie griechische Buchstaben gesehen hatte, so meynte er, es sey ein Zauberbuch.

Abends blickte Waller oft Stunden lang unbeweglich in den wilden vergichtn Wald hinaus, hinter dem die Sonne unterging. Niemand durfte sich dann ihm nähern, als Schlicht. Dieser setzte sich oft zu ihm, und sie redeten manchmal den ganzen Abend mit einander. Dietrich schlich sich einige Male herbey, um zuzuhören. Allein Waller bemerkte ihn sogleich und rief: „Was willst du? Ich werde dich rufen lassen, wenn ich dich nöthig habe.“ Dietrich machte sich dann eilends davon. Waller kam selten herab in die Höhle, und wenn die Andern ein Kartenspiel machten, tranken, scherzten und viel lachten, lächelte er nicht einmal. „Vey euch geht es, sagte er einmal, wie ich in einem englischen Buche gelesen habe: Was der Unterhaltung an Wig abgeht, sucht ihr durch Lachen zu ersetzen.“ Manche halbe Nacht ging Waller zwischen den alten zerfallenen Mauern im Mondschein auf und ab; ja Dietrich, der sich bisweilen unbemerkt herbey

schlich, hörte ihn manchmal furchtbare Seufzer ausstoßen.

Niemals übernachtete Waller bey den Uebrigen in der großen, unterirdischen Höhle. Er hatte unter den Trümmern der zerstörten Burg seine besondere Wohnung. Der Weg dazu war sehr versteckt und verborzen. In der Mauer der gemeinschaftlichen Höhle befand sich ein großer Quadersstein, der sich in eisernen Angeln drehte, und gleichsam eine geheime, steinerne Thüre war, der gleichen man noch jetzt in sehr alten Schlössern hie und da findet. Diese Thüre führte durch einen engen, ganz finstern Gang und über eine schmale, sehr kausfällige und gefährliche Wendelsstiege hinauf in den mit Dorn und dichten Gesträuchen bedeckten Schutt des zerfallenen Thurms. Eine ähnliche steinerne Thüre, seinwärts in dem finstern Gange führte in ein kleines Gewölbe, das sehr hell und reinlich war, und fast für ein Zimmer gelten konnte. Es hatte ein Fenster mit Glasscheiben, und war mit einem erdentlichen Bette, einem Sessel und einem Tischehen versehen, auf dem einige Bücher standen. Hier wohnte Waller; hier brachte er bey schlechter Witterung den Tag ganz für sich allein zu. Manchmal zog er auch mit Schlicht fort, und kam dann mehrere Tage nicht mehr zurück.

Indeß hielt Dietrich sich ganz an Jost. Jost schenkte ihm eine hübsche Stunte, und richtete ihn zum Wildschießen ab. Dietrich begriff es sehr gut, und hatte große Freude daran. Er zog mit Jost

in den Wäldungen weit umber, und sie plauderten unterwegs sehr vertraut mit einander. Post ließ sich nun manchmal so etwas vom Stehlen und Rauben verlauten; allein er machte nach seiner Art aus dem, was er gesagt hatte, allemal wieder einen Spaß. Nach und nach ging er aber, besonders wann er getrunken hatte, mit der Sprache besser heraus. „Kewußt du denn, sagte er einmal, ich sey im Ernst ein Besenbinder? Ey, was rum nicht gar! Ich treibe dieses magere Handwerk nur so zum Scherz. Das Besenbinden muß mir bloß zum Verwand dienen, bald in den Wald zu gehen, und bald in den Küchen reicher Leute nachzuspüren ob man kein Wildpret brauche. Ich sehe mich dann auch in den Häusern gelegentlich ein wenig um, ob da nicht etwa Eines oder das Andere zu holen sey, das wir brauchen könnten. Viele dieser reichen Leute sind um kein Haar ehrlicher, als wir. Weil ich das Pfund Wildpret um ein Paar Kreuzer wohlfeiler gebe, als es bey dem Jäger zu haben ist, so kaufen sie es lieber von mir, obwohl sie wissen, daß es sozusagen gestohlen ist. Für diesen Brevel, zu dem sie nicht die geringste Noth zwingt, wollen wir sie bestrafen. Ich habe indessen so allerley Gelegenheiten ausgespürt. Wenn die Nächte wieder länger werden, so werden Schlicht und ich sie uns zu Nutzen machen. Der stolze Herr Waller zieht zwar nicht mit uns. Allein wann er und Schlicht einige Tage fort sind, so gehen sie auch nicht bloß spazieren. Sie haben schon manchem wackeren

Reisenden die Pistole auf die Brust gesetzt, und ihm den Geldbeutel abgefordert. Du bist ein kluger Junge, und hast wohl schon so etwas gemerkt. Wache dich nur darauf gefaßt! Nächster Tage ziehen Schlicht und ich wieder zusammen auf den Raub aus, und du darfst dann auch mit.“ Der nichtswürdige Dietrich, der schon von seiner jungen Jugend an ein Dieb war, machte gegen diesen ruchlosen Antrag keine Einwendung; er versprach vielmehr mit zu ziehen.

Dieses geschah denn auch wirklich. In dunkeln Nächten, wenn es recht furchtbar stürmte und regnete, brachen sie in wohlhabende Häuser benachbarter Flecken und Dörfer ein, und kehrten mit Raub beladen zurück in den Wald. Dietrich wurde von ihnen dann allemal reichlich beschenkt. Dem grundschelechten Buben gefiel dieses müßige, herumziehende Leben sehr wohl. Er fand es sehr bequem, was andere Leute mit saurem Schweiße erwerben hatten, so leichten Kaufs zu bekommen.

Alein Dietrich fühlte auch das Beschwervliche und Schreckliche dieser lasterhaften Lebensart. Es gelang den Räubern mit dem Einbrechen nicht immer nach Wunsch. Oft wurde Lärm gemacht; es wurde auf sie geschossen; man läutete die Sturmglocke; Alles im Dorfe wurde wach. Sie mußten mit Schrecken entfliehen, und wurden von bewaffneten Männern verfolgt. Einst packte ein losgelassener ungeheurer großer Kettenhund den Dietrich im Genick, zerrte und schüttelte ihn hin und her, und haute ihn wohl gar zerrissen, wenn nicht

Echicht den Hund mit Säbelbieben noch verschuecht hätte. Dietrich aber war übel zugerichtet, und bluiete sehr stark; seine Wunden machten ihm große Schmerzen, und heilten erst nach langer Zeit wieder zu. Denn zu irgend einem Wundarzte zu gehen, durfte er nicht wagen, um nicht verrathen zu werden.

Oft durchstreiften Soldaten, Jäger, und Gerichtsdiener den Wald; die flüchtigen Räuber konnten ihren geheimen Aufenthalt nicht allemal mehr erreichen, und mußten sich dann Tage lang unter Angst und Schreden in einem Dickicht verborgen halten. Wenn nur ein Vogel durch die Zweige rauschte, sahen sie erschrocken auf; oft mußten sie unter nassem Gebüsch und auf feuchtem Boden übernachten. Sie durften sich bey Tage in keinem Dorfe mehr blicken lassen. Denn Echicht war längst durch Steckbriefe beschrieben. Auch Jost war den Leuten bereits verdächtig, und wagte sich nicht mehr so frey in die Dörfer, um Lebensmittel einzukaufen. Sie hatten gar oft kaum mehr altes, steinhartes Brod. Manchmal hatten sie sich bey einem aufgeschürten Feuer im Walde kaum niedergesetzt, um einen guten Wildbraten, den sie eben vom Spieße nehmen wollten, zu verzehren. Allein plötzlich drang eine Schaar Jäger und Soldaten auf sie ein, und sie mußten Alles im Stiche lassen, mit hungrigen Magen entfliehen, und noch frech seyn, mit heiler Haut zu entkommen.

Da sagte denn Dietrich oft bey sich selbst:

„Das ist doch ein wüthes, beschwerliches Leben! O wie gut hatte ich es dagegen bey meinem Meister, wo ich mich nur an den gedeckten Tisch hinsetzen durfte, und zu Nacht mein gutes Bett hatte. Alle Arbeit, die ich verrichten mußte, war nichts, gar nichts gegen die Beschwerden, gegen die Mangeln und Todesföreden, die ich hier ausstehen muß.“ Er fürchtete sich auch ganz entseztlich vor dem Zuchthause und dem Galgen. Oester erwachte auch sein Gewissen, das bey dem verruchtesten Menschen nie ganz schläft. „Dietrich, Dietrich, sagte er dann zu sich selbst, du bist ein recht gottloser Mensch geworden. Wenn du einmal, was leicht geschehen kann, in diesem Zustande erschossen wirst, wie wird es dann deiner armen Seele in jener Welt ergehen!“ Er nahm sich vor, den Mäubern zu entlaufen, und zu den Bauern in Dienst zu gehen. „Lieber, sagte er, will ich die Schweine hüten, wie der verlorne Sohn, als noch länger ein so elendes Leben führen.“ Allein wenn er wieder einen lustigen Tag, und Alles vollauf hatte, mit Schlicht und Jost zechte und Schelmenlieder sang, so vergaß er wieder alle gute Vorsätze, oder verschob jedoch ihre Erfüllung auf eine gelegnere Zeit. Er bedachte das Sprichwort nicht, das er öfter von seinem seligen Vater gehört hatte: „Der Weg zur Hölle ist mit lauter Vorsätzen sich zu bessern gepflastert — die niemals in Erfüllung gegangen.“

Dreyzehntes Kapitel.

Ein Raubanschlag.

Eines Morgens, da die Räuberbande wieder großen Mangel litten, ging Jost mit Dietrich nach einem entfernten Wirthshause im Wald. Jost war seit Jahren einer der besten Kunden des Wirthes, und hatte ihm schon viel Geld zu leihen gegeben; und der Wirth, der ganz und gar nicht der Ehrlichste war, hatte ihm schon oft Wildpret, ja auch manche andere gestohlene Sachen abgelaufen, oder ihm Lebensmittel dafür gereicht. Auch diesmal verfiel ihn der Wirth gegen eine geraubte silberne Dose mit neuem Verrath. Jost und Dietrich kamen abends schwer beladen zurück in die Mäuserhöhle.

„Lustig, Bruder Schlicht, rief Jost; ich bringe nebst vielem Andern — Wein, Tabak und, was dich besonders freuen wird, neue Karten. Nun wollen wir wieder mit einander trinken, rauchen und spielen, daß es eine Lust ist.“

Waller ging eben, nach seiner Gewohnheit, zwischen den zerfallenen Mauern einsam auf und ab. Schlicht hat ihn, herab zu kommen in ihr Gewölbe, sich zu ihnen zu setzen, und mit zu halten. Allein der ernste Mann schüttelte schweigend den Kopf, und setzte seinen einsiedlerischen Spaziergang ununterbrochen fort. Indes trug ihm Schlicht von allen Speisen hinaus. Er aß

ganz allein; die übrigen Drey aber waren deshalb nur um so lustiger.

Als sie so beisammen saßen, fing Schlicht auf einmal an: „Wir haben heute wohl einen lustigen Tag; aber solcher Tage werden uns dahier wenige mehr zu Theil werden. Der kleine Vorrath wird bald wieder aufgebraucht seyn — und was fangen wir dann an? Da die silberne Dose fort ist, haben wir nichts mehr zu verhandeln, und werden auch nicht mehr so leicht etwas erbeuten. Wir sind im Lande zu bekannt, und es ist da für uns nichts mehr zu machen. Wir sollten noch einen Hauptstreich ausführen, und dann mit den erbeuteten Schätzen uns in ein anderes Land begeben, wo uns Niemand kennt. Wie wäre es, wenn wir einen Einbruch in das Schloß Zinkenstein wagten?“

„Was fällt dir ein! rief Jost; das Schloß ist ja überall mit dicken Mauern, eisernen Gittern und fest verriegelten Thüren verwahrt, wie ein Blockhaus.“

„Das ist wohl wahr! sagte Schlicht; das Schloß gleicht einer unüberwindlichen Festung. Allein glaube mir, als einem ehemaligen Soldaten, auch in die unüberwindlichste Festung kann man leicht hinein kommen, wenn man einen guten Freund darin hat, mit dem man im Einverständnisse lebt, und der einem aufmacht. Und da könnte unser getreuer Dietrich uns aus der Verlegenheit helfen. Höret einmal, wie sich die Sache leicht ausführen ließe! Die Herrschaft geht

jezt im Herbste mit ihren Kindern an schönen Abenden auf den Schnepfensang. Wann sie nun mit den gefangenen Schnepfen sich nach Hause begeben, muß Dietrich am Wege liegen, und sich so krank anstellen, als könnte er nicht mehr weiter. Das werden sie ihm gerne glauben; denn der Kerl sieht in der That so elend aus, als hätte er schon drey Jahre die Schwindsucht am Halse. Da ihr Schloß einsam steht, und es nach Pirichsfelden, dem nächsten Orte, wohl eine halbe Stunde weit ist, so behalten sie ihn in dem Schlosse gewiß über Nacht, und Dietrich wacht uns dann in der Nacht, wenn Alles im tiefsten Schlafe liegt, irgend ein Seitenpförtchen des Schlosses auf, und läßt uns hinein."

Jezt hörte bestürzt und nachdenkend, mit gesenktem Kopfe zu, und sagte am Ende: „Der Anschlag, den du da verbringst, ist schlau genug ausgedacht; er ist übrigens nicht in deinem Kopfe gewachsen, Schlicht! Der studirte Herr droben im Schutte hatte ihn ausgebrütet. Allein mich wundert, daß du mir einen solchen Antrag machen magst. Ich kann mich nicht darauf einlassen. Du weißt ja, daß die Herrschaft zu Finckenstein mir ehemals viel Gutes erwiesen hat. Die Leute dort im Schlosse sind auch wahrlich sehr brav. Es sollte mir leid thun, wenn ihnen ein Leid geschehe!"

„Ey was, sagte Schlicht, die Leute sind reich, und eben nicht sehr auf das Geld veressen. Ob sie ein Paar Tausend Thaler mehr oder we-

niger haben, das wird sie nicht sonderlich kümmern: Sie haben dessen ungeachtet Alles im Ueberflusse.“

„Das wohl! sagte Josi. Aber der Herr von Sinkenstein wird sich das Seinige nicht so leicht nehmen lassen. Er wird sich mit seinem alten, tapfern Merio zur Wehre setzen, und da könnte es leicht wieder blutige Geschichten abgeben.“

„Das laß deinen geringsten Kummer seyn, sagte Schlicht. Herr Waller hat die Sache so ausgeonnen, daß keinem von ihnen ein Haar gekrümmt werden soll. Du kennst ihn ja; er ist Mutz und haßt das Blutvergießen. Er wird fest dabei seyn, und gedenkt den Anschlag so auszuführen, daß die Leute vielleicht eher nichts davon merken, als bis sie am andern Morgen die goldenen und silbernen Vögel ausgelegt finden. Des wahren müssen wir uns freilich, um ihnen nöthigen Falls einen kleinen Schrecken einzujagen. Waller weiß dieses schon zu machen. Allein unsere Pistolen dürften auch nicht einmal geladen seyn; wir würden dennoch nicht mit leeren Händen zurückkehren.“

„Wenn das zu machen wäre, sagte Josi, so wäre ich dabei; doch wenn Waller mitzieht, so bekommt die Sache Hand und Fuß, und ich ziehe mit. Ich verlasse mich ganz auf ihn.“

Der liederliche, nichtswürdige Josi wurde nun wieder munter, und fing wieder an zu scherzen. Er schenkte ein, und rief: „Herr Waller soll leben! Es ist doch schön, wenn man studirt hat.“

Er nahm einen reichlichen Schluck Wein, und sprach dann: „Nun höre mich an! Auch ich habe etwas im Kopf, wenn ich getrunken habe. Ich stand vor Zeiten zu Zinkenstein in Diensten, und bin in dem Schlosse so bekannt, wie in meinem eigenen Hause, das man dem Meistbietenden verkauft hat. So füsset das Schloß Zinkenstein mit seinen alten grauen Mauern und den bemosten Thürmen ausseht, so hell und schön ist es von Innen. Alles ist neu gebaut, und die Zimmer sind prächtig; nur im untern Stoecke sind noch einige alte Kammern und Gewölbe, nebst einem langen, finstern Gange, der dazu führt, so geblieben, wie sie vor hundert Jahren gewesen. Die Zimmer, wo der Silberschrank steht, wo der gnädige Herr sein Geld und die gnädige Frau ihren Schmuck verwahrt, weiß ich sehr genau. Unten in dem langen Gange ist eine schwere eichene Thüre, die in den Baumgarten geht. Sie ist mit zwey starken eisernen Niegeln verwahrt; allein nur mit einem ganz gewöhnlichen Schlosse versehen. Diese Niegel darf Dietrich in der Nacht nur zurück schieben; an dem Schlosse aber kann er mit leichter Mühe sein Meisterstück machen. Sag einmal an, Dietrich! Willst du es wagen? Sieh, als ich dich dort im Walde das erste Mal erblickte, war es mein erster Gedanke, du könntest uns die Thüren und Kasten öffnen, zu denen wir die Schlüssel eben nicht bey Handen haben. Eben wegen dieser deiner Geschicklichkeit und Brauchbarkeit habe ich mich damals deiner erbarmt, und dich in

unsere Dienste gebracht. Nun ist die Zeit gekommen, dich dankbar zu erweisen. Laß einmal hören, willst du deines Namens werth, und ein wahrer Dietrich — ein Hauptschlüssel seyn, der uns das Schloß Zinkenstein öffnet?"

"O ja wohl, sagte Dietrich, warum denn nicht? Ich will es einmal versuchen, und ich denke, es soll mir gelingen."

Jest klatschte in die Hände, und Schlicht sagte: „Morgen auf die Nacht wollen wir den Anschlag ausführen.“ Beide unterrichteten während des Nachtessens den Dietrich noch ausführlicher, wie er die Sache anzugehen habe, und es hatte bald Jest, bald Schlicht noch etwas dabei zu erinnern.

Am andern Tage brachen die Räuber auf, und zogen auf weiten Umwegen und durch die dunkelsten Gegenden des Waldes dem Schlosse Zinkenstein zu. Waller und Schlicht waren mit mächtigen Säbeln bewaffnet, und jeder hatte ein Paar geladene Pistolen in den Gürtel gesteckt. Jest trug die Sack, um das geraubte Gold und Silber einzupacken. Dietrich hatte alle seine ausgefeilten Schlüssel und Sperrhaken, die er sein Handwerkszeug nannte, mit sich genommen. Gegen Abend langten sie auf einer buschigen Anhöhe am Ende des Waldes an, von der das Schloß nur einige hundert Schritte entfernt war. Hier verbargen sie sich in das Gebüsch, und lauerten, ob die Herrschaft komme.

Vierzehntes Kapitel.

Dietrichs boshafte Verstellung.

Es war ein heiterer Herbstabend. Der Wind wehte etwas kalt; die Sonne aber ging zwischen leichtem rothem Gewölk ungemein schön unter. Herr von Zinkenstein kam, mehr um den schönen Abend zu genießen, als des Schnepfensanges wegen, mit seiner Gemahlin und seinen zwey Kindern, Fritz und Luise, zur Schloßpferte heraus; der alte Jäger Moriz, mit einem Gewehr über dem Rücken, und ein Jägerbursche mit dem Schnepfenzarne begleiteten sie. Sie gingen zu einer Lücke des Waldes, die zum Schnepfensange eingerichtet war. Eine schmale Wiese zog sich hier tief in den Wald hinein, bis an einen Hügel voll Buchen und Birken, deren Gipfel herrlich von der Abendsonne beleuchtet waren. Am Eingang dieser Waldwiese standen zu beyden Seiten, nebst andern hohen Bäumen, zwey Tannen. Die zwey Jäger zogen nun vermittelst eines Seiles, das von einer Tannenspitze zur andern reichte, das lange, breite Netz von grünfärbtem Garn empor, daß es gleich einem Vorhange von Acker der Oeffnung des Waldes schwebte. Herr und Frau von Zinkenstein setzten sich auf eine Bank von Moos, die unter einer der zwey Tannen angebracht war; das kleine Fräulein saß zwischen ihnen. Unter der andern Tanne stand Fritz, und hielt die Schnur, an der man nur zu zie-

ben brauchte, um das Netz fallen zu machen. Der alte Jäger stellte sich hinter ihn, damit Trig den rechten Augenblick nicht verfehle. Alle schwiegen, und die Kinder schauten unausgesetzt auf das Netz. Es wollte sich aber keine Schnepfe blicken lassen. Die Sonne war schon eine gute Weile untergegangen. Der halbe Mond, der bisher nur bleich, wie ein Wöllein am Himmel geschweht, wurde immer heller; das glühende Abendroth immer blässer. Das Netz war in dem röthlichen Scheine der Abenddämmerung kaum mehr sichtbar. Die Kinder gaben die Hoffnung, etwas zu fangen, bereits auf. Allein plötzlich kamen zwei Schnepfen daher geflogen, und fuhren mit ihren langen Schnäbeln und Hälften in die Maschen des Netzes, als wollten sie es mit sich fort nehmen. „Jetzt!“ rief der Jäger. Trig riß an der Schnur, daß sie fast entzwey brach; das Netz fiel — und beyde Schnepfen waren zur großen Freude der Kinder gefangen.

Die kleine Jagdgesellschaft ging nun friedlich wieder nach Hause. Herr von Sinkenstein führte seine Gemahlin am Arme; die Kinder gingen voran, und jedes trug eine Schnepfe; die beyden Jäger folgten. Der verhasste Dietrich aber lag schon lange nächst einem Dornbusche, einige Schritte vom Wege. Er war barfuß; sein einer Fuß aber war vom Knie bis zum Knöchel mit Lumpen eingebunden, und beynahe so dick, als ein Feuersimer. Unter den Lumpen hatte Dietrich seine ausgefeilten Schlüssel und Sperrhaken versteckt.

Als die Herrschaft in der Dämmerung näher kam, bemerkte Fritz zuerst, daß sich bey dem Dornbusche Jemand regte. „Wer bist du, rief er; gib Antwort!“ Dietrich richtete sich, mit Hülfe eines Stedens, mühsam auf, und binkte ganz erbärmlich herben. Er zog den verbundenen Fuß immer etwas empor, und that, als könnte er sich an seinem Steden kaum aufrecht erhalten.

Herr von Finlenstein sprach: „Weber kommst du noch so spät, Knabe, und wo willst du noch hin?“

Der falsche, boschaste Dietrich that einen tiefen Seufzer, verzerrte, als wie von unaussprechlichen Schmerzen das Gesicht, und sagte mit kläglichster Stimme: „Ach, ich armer, kranker Knabe habe keine Heimath, weder Vater noch Mutter, und muß leider betteln. Wegen meines bösen Fußes nimmt mich niemand in Dienst, so gern ich auch arbeiten wollte. Ich komme drey Stunden weit her, von dem Scharfrichter zu Schlenhürst; der legte mir ein Pflaster auf meinen Fuß; das brennt nicht anders, als das höllische Feuer. Aber dieser mein trefflicher Arzt sagt, das müsse so seyn, um das faule Fleisch wegzubeizen. Ich habe mich im Walde verirrt. Seit heute Mittags binke ich zwischen Dornen und Stauden umher, und habe nichts gegessen, noch getrunken. Ich wollte heute noch nach Hirschfelden. Allein ich werde wohl hungerig und durstig unter freyem Himmel übernachten müssen.“ Er zog ein zerrissenes Taschentüchlein heraus, und

sielte sich, als trockne er sich die Augen, die aber gar nicht naß waren.

Die gnädige Frau sprach gerührt: „Ach, der arme Schelm! Hirschfelden kann er heute nicht mehr erreichen. Du, Luise, sag' doch einmal, was wir mit dem Knaben anfangen sollen?“ Die kleine Luise sagte mit Thränen in den Augen: „Wir wollen ihm ein Abendessen geben, und ihn über Nacht behalten.“ Fritz rief: „Ja, das wollen wir; nicht wahr, Mama? Und Papa ist dann schon so gütig, den Fuß des armen Knaben heilen zu lassen, wie der Onkel den Arm des armen Niklas heilen ließ.“

Herr von Sinkenslein blickte den Dietrich scharf an, als zweifle er, ob auch Alles wahr sey, was der Knabe gesprochen hatte.

Dietrich sagte aber: „Ich muß Euren Gnaden doch meinen Fuß zeigen. Obwohl uns nur das erste Wendenviertel und die Abendbelle leuchtet, so werden Sie sich doch genug daran sehen.“ Er fing an, die Schnur, mit der die Lumpen zusammen gebunden waren, aufzuknüpfen. Der schlaue Betrüger rechnete sicher darauf, die Herrschaft werde die Wunde nicht sehen wollen. Die gnädige Frau winkte auch wirklich sogleich mit der Hand und rief: „Laß es gut seyn; ich kann die Wunde nicht sehen. Ich glaube dir ohne das. Komm immerhin mit uns!“

Die Herrschaft ging weiter, und Dietrich hinkte hinter ihr her, als vermöchte er ihr kaum nach zu

kommen, und lachte sie wegen ihrer Leichtgläubigkeit heimlich aus.

Als die Herrschaft an der Schlosspforte ankam, eilten ihr zwei Bedienten mit brennenden Kerzen auf silbernen Leuchtern entgegen. Die gütige Frau befahl, dem armen Knaben ein Nachtliege zu geben, nannte die Kammer, in der er schlafen sollte, befahl morgen mit Anbruch des Tages den Wundarzt zu rufen, der Fridolinus Waster so glücklich geheilt hatte, und ging dann mit ihrem Gemahl und den Kindern die schöne Steinertne Stiege hinauf.

Dietrich ließ sich unten in der Iherstube die gute Kost, die ihm gereicht wurde, sehr wohl schmecken. Dabei vergaß er aber nicht, von Zeit zu Zeit nach seinem Fuße zu greifen, und wie vor unleidentlichen Schmerzen zu winseln. Nachdem er satt war, zündete der Iherwärter ein Licht an, hieß ihn mitkommen, führte ihn durch den langen gewölbten Gang, und öffnete eine Thüre. Dietrich trat in eine ungeheuer große Kammer, die hochgewölbt und mit rothen Ziegelsteinen gepflastert war. In der Ecke stand eine uralte Bettlade mit einem frisch überzogenen Bette. An den Wänden hingen einige Gemälde alter Ritter, die in ihrer alterbühmlichen Tracht trotzig auf ihn herabzublicken schienen. „Hier ist dein Nachquartier, sagte der Iherwärter; Licht brauchst du keines. Der Mond ist für dich Nachlampe genug. So, gute Nacht!“ Der Iherwärter ging mit dem Lichte, und machte die Thüre hinter sich zu.

Fünfzehntes Kapitel.

Dietrichs Gewissensangst.

Als Dietrich in der finstern Kammer, die von dem untergehenden Mondviertel nur wenig erhellt wurde, sich allein befand, nahm er den betrügerischen Verband von seinem Fuße ab. Die Sperrhaken und ausgefeilten Schlössel knüpfte er mit der Schnur zusammen, damit er sie leichter tragen könne. Hierauf legte er sich angelocktet zu Bette, und hielt sich still, bis er denken konnte, daß Alles im Schlosse schlafe. Nun stand er auf, öffnete leise die Kammerthür, und tappete in dem dunkeln Gange vorwärts. Er hatte, als der Iherwärter ihm zu Bette leuchtete, die Gartenthür mit den eisernen Riegeln und dem alten rostigen Schlosse in dem langen Gange wohl bemerkt. Jetzt suchte er mit der einen Hand im Gehen immer an der Mauer nach der Thüre; in der andern Hand trug er den Bund eiserner Werkzeuge.

Er fand die Thüre richtig wieder, und schob die Riegel vorsichtig und ohne Geräusch zurück. Es gelang ihm, das Schloß zu öffnen, und er trat nun vor die offene Thüre. Ein schneidend kalter Herbstwind rauschte durch die halbentblätterten Bäume des Gartens, und rasselte in dem abgefallenen Laube. Der Mond war längst untergegangen, und nur hier und da ein Sternlein funkelte zwischen den zerrissenen Wolken. Diet-

rich wollte hier warten, bis die Mäuer künden. Allein es starr ihn, sowohl vor der Gartenthür, als drinnen auf dem gepflasterten Gange, so bestig an die Füße, daß er es nicht mehr aushalten konnte. Er lehnte deshalb die Gartenthür leise an, und schlich auf seine Kammer zurück. Die Kammerthür ober ließ er halb offen, damit er die Mäuer sogleich kommen höre; sie hatten versprochen, ihm mit einem Diebspfischen ein Zeichen zu geben. Er legte sich wieder in das Bett, und stützte den Kopf auf die Hand, um nicht einzuschlafen.

In der Kammer war es jetzt sehr finstern. Alles um ihn her war schwarz. Er sah nichts mehr als das Fenster, das als ein graues Viereck in dem tiefen Dunkel erschien. Jetzt schlug es auf dem Schloßthurme elf Uhr; zwischen elf und zwölf Uhr wollten die Mäuer kommen. Der erste Glockenschlag machte ihn erbeben; er konnte nicht ohne Schrecken daran denken, was jetzt bald geschehen sollte. Wann er sonst in Gesellschaft seiner Diebsgenossen auf den Raub auszog, war es ihm nie so lange gegangen. Ihre leichtsinnigen Gespräche ließen ihn nicht zum Nachdenken kommen. Doch jetzt, in dieser einsamen Kammer, in dem schauerlichen Dunkel und der tiefen Stille der Nacht vernahm er die Stimme seines Gewissens deutlicher. Das natürliche Entsetzen, das jedes Menschenherz vor einer bösen That empfindet, machte ihn schauern. Es kam ihm zu Sinne, wie liebreich ihn die Herrschaft

in ihr Schloß aufgenommen hatte. „Wie mittheilig, dachte er, war der freundliche junge Herr gegen mich! Und dem kleinen Fräulein standen die hellen Zähne in den Augen! Und zum Dank dafür sollen nun die Aeltern dieser guten Kinder um all das Ubrige kommen, ja ihr Vater noch in dieser Stunde vielleicht gar ermordet werden! Denn er und sein alter Meriz werden sich gewiß tapfer wehren — und Waller und Schlicht haben sich nicht umsonst mit Säbeln und scharf geladenen Pistolen verausgabt. Ohne Mord und Tod wird es nicht abgehen.“ Er wollte schon aufstehen, und die Kiesel wieder verschieben, um den Jammer zu verhindern.

Aber jetzt schwelten ihm die silbernen Leuchter, mit denen die Bedienten vorhin der Herrschaft geleuchtet hatten, gleichsam wieder vor Augen. „Die Leuchter waren so schön, dachte er; wie sie glänzten und schimmerten! Gewiß sind sie auch recht schwer. Es müssen unermeßliche Schätze von Gold und Silber in diesem Schlosse stecken, die wir nur nehmen dürfen. Was würden meine drei Freunde mit mir anfangen, wenn ich sie um eine solche reiche Beute brächte? Nein, nein, das thue ich nicht. Auch meinen Antheil an dem Gewinn will ich nicht aus den Händen lassen.“ So erlöschte die Begier nach Geld und Gut alles menschliche Gefühl in seinem Herzen.

Er blieb in dem Bette liegen. Aber nun kam ihm sein verstorbenen Vater zu Sinne; es war ihm, als sähe er das blasse Angesicht des

Esterkenden mit Augen. „Ach sagte Dietrich, wie oft in seinem Leben, und noch auf seinem Todsbette, hat mir der gute Vater die göttlichen Gebote eingeschärft! Mit welchem Nachdrucke hat er oft zu mir gesprochen: Du sollst nicht stehlen! Du sollst nicht tödten! — Und ist das, was wir jetzt verhaben, nicht ein großer Diebstahl! Und kann nicht leicht Jemand von den Leuten im Schlosse dabey um das Leben kommen? Und hätte ich dann nicht Theil an dieser Missethat? Und wie ginge es mir dann in jener Welt? O mit welch fürchterlichem Ernste sprach mein Vater von der Hölle — von dem Wurm, der nimmer stirbt — von dem Feuer, das nimmer erlischt!“ So kam Dietrich eine unbeschreibliche Angst an. Er konnte nicht mehr in dem Bette bleiben. Er sprang auf, um an die Thüre zu eilen, und sie mit Schloß und Niegel gegen die Räuber zu verwahren.

Allein in Mitte der Kammer blieb er stehen. „So will ich mich denn selbst, wie einen Gefangenen, hier einschließen, dachte er, und mich dem Gerichte ausliefern! Morgen früh kommt der Wundarzt, meinen Fuß in die Kur zu nehmen. Dann kommt es auf, daß ich gelogen habe. Ja alle meine bösen Streiche, von der geliebten Uhr an, bis auf meine gegenwärtige Betrügercy werden an den Tag kommen. Man schickt mich dann zum wenigsten auf zehn Jahre in das Zuchthaus. Es wäre freilich das Beste gewesen, ich hätte mich nie in solche böse Pündel ein-

gelassen; sie gleichen den künstlichen Ketten, in denen man Krebse fängt. Hinein kommt man leicht, aber nicht leicht mehr heraus. Ich kann nun nicht mehr anders; ich muß nun schon Alles gehen lassen, wie es geht.“

Noch einmal aber war es ihm, als sagte sein guter Engel ihm in das Ohr: „Laß die Mäuer nicht herein; eile und schließe die Thüre; soll morgen frühe der Herrschaft zu Hüfen; bekenne dein böses Verhaben, das du aber von ihrer Güte gerührt wieder aufzugeben; Hebe um Gnade und Verzeihung! Deine Mene und dein Bekenntniß werden dir Verzeihung erwerben; die Herrschaft wird dich gegen die Mäuer schlagen, und für dich setzen, daß du noch einmal als ein christlicher Mann dein Brod erwerben mögest. So launst du mit der Gnade Gottes noch zeitlich und ewig gerettet werden.“

Aber Dietrich gab diesen guten Eingebungen kein Gehör. Da er selbst unerbarmlich und gegen alle Menschen falsch und verhält war, so konnte er auch zu keinem Menschen Vertrauen haben; er konnte nicht glauben, die Herrschaft werde sich seiner erbarmen, und ihm verzeihen. Er schlug sich die Gedanken an Gott und Ewigkeit mit Gewalt aus dem Sinne. Er suchte sich selbst zu betrügen, und den verhabenden Muth als etwas Geringes anzusehen. „Ne, sagte er zu sich selbst, es wird nicht so übel ablaufen, als ich fürchte. Eobrecht hat ja versichert, es soll dabei kein Tropfen Blut vergossen werden,

und die Leute im Schlosse seyen so reich, daß sie einen solchen kleinen Verlust für nichts achten. Was sollte ich, da ich ein reicher Keil werden kann, lieber ein armer Züchtling werden wollen, oder mich gar ausknüpfen lassen? Es sey beschlossen, ich lasse meine drey Freunde herein!" So galt dem verhärteten jungen Weiserichte die Öffnung zeitlicher Güter mehr als der Himmel, und er fürchtete zeitliche Uebel mehr als die Hölle.

Sechzehntes Kapitel.

Eine seltsame Erscheinung.

Dieterich legte sich, den Kopf auf die Hand gestützt, wieder zu Bette — und erwartete die Ankunft der Räuber. Aber doch! jetzt war es ihm, als höre er doch in der Luft ein Geknall; die Fenster zitterten; die Kammerthür sez weit auf. Dieterich erschrak; doch machte er sich wie der Muth. „Es ist nur der Wind, sagte er; der heult eben in den Schornsteinen, kloppt an den Fenstern, und hat die Thüre aufgeworfen.“ Allein jetzt hörte er draußen auf dem Gange einen fernem, leisen Trit, der immer näher kam. „Das ist ein seltsamer Trit, sagte Dieterich; so tritt kein Mensch auf. Ach, was mag wohl das seyn!" Nun kam zur Thüre herein — und Dieterich erblickte gegen das Fenster hin eine schwarze Gestalt mit Hörnern. Die Gestalt kam näher, und

stand jetzt dicht vor dem Bette. Dietrich empfand einen Todeserschauern, und zog die Bettdecke über den Kopf. „Ah, dachte er, das ist der böse Geist, der über böse Menschen herfällt!“

Was der junge Pöbelsüß für den Satan hielt, war weiter nichts, als der Melked. Durch die Gartenthür, die der Wind aufgeschlagen hatte, war der Pöb, dieser Erzfeind böser Tugenden, in das Schloß gekommen, hatte den fremden Gast ausgemerzt, und flüchtete ihm nun diesen nächtlichen Besuch ab.

Dem erschrocknen Dietrich brach indessen der Angstschweiß aus. Der vermeintliche Satan versetzte ihm erst einige heftige Stöße, die ihm, ungeachtet der Bettdecke, sehr wehe thaten. Hierauf sprang das schwarzgehirnte Ungeheuer auf das Bett und beherrschte mit dem Hirsner in die Bettdecke, als wollte es ihn aufheben. Nun kam Dietrich ganz außer sich. Er raffte sich auf, sprang aus dem Bette, rannte zur Thüre hinaus, lief verwirrt durch den dunkeln Gang, um bey den Leuten im Schlosse eine Auskunft zu finden, und schrie dabei so fürchterlich, daß alle Wänge und Gesichter des Schlosses davon wiederhallten. Der Melked setzte ihm aber nach, ließ ihn zu Boden, und kämpfte mit den Füßen auf ihm herum. Dietrich machte sich mehrmals auf, um zu entkommen; der Pöb ließ ihn aber allemal wieder nieder, und lagte ihn so, unten auf dem großen Vorplage vor der Thüre, lange nieder. Dabey schrie Dietrich in Einem fort so laut, als

bedeckte er am Spieße: „Er hat mich, er host mich; du hostst, hostst!“

Endlich erschien eben an der Stiege Jemand mit einem Licht. Es war der alte Jäger Wierig, der zugleich Kammerdiener des gnädigen Herrn war. Dietrich sprang verpfändend die Stufen hinauf, fiel vor dem Jäger auf die Knie, umschloß ihm die Hüfte, und rief: „O rette mich! Ich will alles belohnen!“

„Belohnen!“ sprach der Jäger, gut! So belohne.“ „Du aber, rief er mit drückender Stimme dem Albede zu, hebe dich von hier!“ Das Alhier wandte sich, und sprang die Treppe hinunter. Es fürchtete sich vor dem Jäger, der es schon öfter aus den obern Wänden des Schlosses herabschreien hatte, weil man es dort nicht gerne aufderte. Dietrich aber, der sich nicht umzusehen getraute, meinte noch immer, der böse Feind sey aus der Hölle losgelassen worden, ihn wegen seines bösen Verhabens zu züchtigen. Letztendlich und fast athemlos klammerte er sich an den Ärmel des Jägers fest, und jammerte wie Elfenlaub. Die Stiege und Treppe, die ihm der Albede versetzt hatte, schmerzten ihn schrecklich, und er wurde fast ohnmächtig.

Der Jäger widerholte mit donnernder Stimme: „Belohne!“ Ferner aber Dietrich wieder zu ihm kommen konnte, ließen von allen Seiten die Bedienten zusammen. Auch die Kammerjungfer, das Stubenmädchen, die Köchin und die Küchenmägde eilten herbei. Am Ende kamen sei-

gar noch der gnädige Herr, die gnädige Frau und die zwei Kinder. Das furchtbare Geschrey hatte alle im Schlosse aufgeschreckt. „Um des Himmels willen, was geht es? rief die gnädige Frau. Brennt es in dem Schlosse?“ Jung rief, als er den Dietrich zu den Füßen des Jägers liegen sah: „Hast dir dein Fuß denn so gar wehe gethan, daß du so furchtlich geschrien hast?“ Die kleine Luise sagte: „Man sieht ja kein Verlaßer und keine Wunde mehr am Fuße; er ist so gesund, als der andere. So schnell konnte er doch nicht heilen. Das ist seltsam!“

„Sprich, sagte der gnädige Herr zu dem Jäger, was ist hier vorgegangen? Was hast es mit dem Knaben für eine Verwandtschaft?“

„Das sollen Eure Gnaden sogleich von ihm selbst hören, sagte der Jäger. Ade, Ruhe! Was führte dich in dieses Schloß? Was hattest du vor? Bekenne es — oder, du weißt es wohl, es geht dir nicht gut!“

Dietrich gehend nun mit Weinerlicher Stimme, er habe sich von den Witzschützen überreden lassen, sich für frechhaft und elend auszugeben, damit man ihn im Schlosse über Nacht behalte; er habe aus Furcht vor diesen seinen guten Freunden ihnen die Gartenthür aufgezerrt; allein anstatt der Witzschützen sey der böse Geist herein gekommen, und habe ihn mit seinen Hörnern spießen und mit sich fort nehmen wollen.

Der alte Jäger rief zornig: „O du gottloser Ruhe! Du darfst haben wir von unser Schnepfen-

jauch einen saubern Schnepfen mit noch Hause gebracht. Aber warte nur, der Scharfrichter von Schloßenbüsch wird dich nun wohl im Grusse in die Kur nehmen."

Der gute Brädelin, der mit einer brennenden Kerze neben dem Herrn von Aulenhain stand, betrachtete den starrenden Dietrich näher und rief: „Ja, dich kenne ich ja schon! Ich habe dich erst im Walde gesehen, als du jene Weibsbild dem jungen Meh vor den Augen weggeschickst hast. Ja, ja, du bist es! Nicht wahr, was hättest du nicht gedacht, das junge Meh werde jenen Schuß noch einmal an dir wachen, und dich dem Gesänge misse und dem Walzen ansliefern? Allein Welt hat dieses so gefügt. Er ist ein langmüthiger, aber richtiger Bezahler."

Dietrich schaute den Brädelin mit stieren Augen an, und begriff nicht, was er meyne. Allein der Jäger Ketig sagte: „Einsätziger Dube, jenes Weibsbild, dessen Mutter du im Walde bey Hofelbach so erbarmungslos weggeschickst hast, haben wir in den Schloßgarten aufgenommen, und es ist indeß zu einem stattlichen Weibbilde heran gewachsen. Der böse Wind, der dich mit seinen Hörnern bis hierher zu meinen Füßen verschlugte, war niemand anders, als dieser unser Meibbeld; indessen wirst du den Klauen des Satans doch nicht entgehen."

Dietrich schlug sich mit der Faust vor die Stirn und sagte: „Einen dummern Jungen, als ich bin, giebt es doch in der Welt nicht mehr,

daß ich einen Nebbock für den Teufel ansehen konnte! Ich dachte immer, listiger und verschlagener sey kein Mensch als ich, und nun mußte mich ein solches dummes, vernunftloses Vieh so gründlich überlisten, daß ich einen solchen Varmein anging, und Alles einbekamte. Ich möchte mir vor Verdruß alle Haare auerreißn!" Die Bedienten und die Wäzde brachen über Dietrichs seltsamen Irrthum in ein lautes Gelächter aus.

Der gnädige Herr sprach aber sehr ernsthaft: „Die Aurch des Knaben rührte freilich aus Irrthum her. Allein selbst diesem Irrthume liegt eine große Wahrheit zu Grunde. Sein böses Gewissen hat ihm den Satan vergenahlt; ein guter fremmer Knabe hätte unmöglich glauben können, der Satan wolle ihn mit sich nehmen. Jeder Bösewicht fühlt es tief in seinem Innersten, daß er noch etwas Schrecklicheres, als Galgen und Tod zu fürchten habe — jenen Abgrund von Elend, der nach dem Aussprache des Erlebens und Richters der Menschen dem Teufel und seinem Anhang auf ewig bestimmt ist.“

Die gnädige Frau schlug die Hände zusammen, blickte zum Himmel auf und rief: „O du guter Gott, wie können wir Dir genug danken, daß Du uns gerettet hast! Du hast es so gefügt, daß diesem ruchlosen Heuchler noch zu rechter Zeit ein plötzlicher Schrecken eingejagt wurde, und daß er aus Angst und Verzweiflung sich selbst verrathen mußte. Wir schloßen im Frieden, und ahneten keine Gefahr. Aber Dein Auge hat über

und gewacht. Was für böse Menschen giebt es doch! Wenn Du, barmherziger Gott nicht so gut und ein so treuer Beschützer wärest — ach wir dürften keine Nacht ruhig schlafen, und weder Schloßer noch Mägde könnten uns schützen! O meine lieben Kinder! dankt Ihm doch auch, dem guten treuen Gott, und vertraut aufs neue auf Ihn.“

Stebenzehntes Kapitel.

Dietrichs erstes Verhör.

Frau von Finkenslein rief jetzt plötzlich den Bedienten zu: „Ihr Leute, eilet und riegelt die Thüre! Wir sind keinen Augenblick sicher, daß die Bösewichter uns überfallen!“

Der alte Jäger Moriz sagte: „Die Wildschützen, diese abscheulichen Spigbuben, sollen diesmal übel anlaufen. Wir wollen uns bewaffnen, sie hereinlassen, und sie dann gefangen nehmen oder niederschießen.“

Die gnädige Frau rief aber: „Nein, nein, gieb das nicht zu, liebster Gemahl! Die Mäurer kommen sicher nicht unbewaffnet. Wie leicht könnten sie einen unsrer treuen Diener schwer verwunden, oder gar tödten! Und das würde mich Lebenslang schmerzen!“

Der gnädige Herr sprach: „Du hast Recht, Franziska! Es giebt noch andre Wege, ihrer hab-

hast zu werden. Da wir den jungen Bösewicht haben, so können uns die alten Verbrecher nicht wehl entgehen. Wir werden es schon aus ihm heraus zu bringen wissen, wo sie zu finden sind."

Die Gartenthür wurde nun unverzüglich verriegelt. Der alte Jäger sagte aber brummend: „Ganz kann ich es den Wilderleuten nicht scheutken. Ich möchte wenigstens einem oder dem andern die Hüfte voll Schrotte schießen, damit er uns nicht mehr entlaufen könne." Er holte ein Paar Doppelflinten, und stellte sich an ein offenes Fenster, das gegen die Gartenthür sah. Eine Flinte lehnte er in das Fensterock, spannte beide Hähnen der andern Flinte, und lauerte auf die Räuber. Er sah und hörte jedoch nicht das Geringste von ihnen. Die Räuber waren in der dunklen Nacht zwar bis an die Gartenmauer gekommen. Allein mit einem Mal hörten sie Dietrichs Geschree, und glaubten, man peitsche ihn, weil man seinen Betrug entdeckt habe. Sie sahen, daß zugleich in mehreren Zimmern Lichter angezündet wurden, und der Stiege zuflüchten. Sie kehrten daher augenblicklich zurück in den Wald. Den leeren Sack, den sie mit Gold und Silber hatten füllen wollen, vergaßen sie mitzunehmen, und man fand ihn Morgens bey der Gartenmauer liegen.

Dietrich wurde indeß in die Thorstube hinabgeführt, und da bewacht. Er bereuete es nun schmerzlich, daß er der Stimme seines Gewissens nicht gefolgt habe. „Ach, dachte er, wenn ich

die Thüre geriegelt und mein böses Verhaben freiwillig bekannt hätte, so hätte ich vielleicht noch Gnade gefunden; es wäre mir sicher nicht so schlimm gegangen, als es mir jetzt ergehen wird!“ Allein er kam sogleich wieder darauf, wie er sich aus dem übeln Handel herauszulösen wolle.

Herr von Hinkenstein schickte einen Bedienten nach Hirschfelden, die Begebenheit dem Amtsmann zu melden, und ihn zu ersuchen, sogleich in das Schloß zu kommen. Bis er kam, redeten der gnädige Herr und die gnädige Frau Vieles über die große Gefahr, der sie eben entgangen waren; auch die zwei Kinder blieben auf, und machten ihre Bemerkungen darüber. Der ausgestandene Schrecken hatte ihnen Allen den Schlaf vertrieben.

„Es war doch gut, sagte Frig, daß ich damals den jungen Nebbock verschleht; wenn ich ihn getroffen hätte, so stünde es jetzt sehr übel mit uns.“ „Du hast vollkommen Recht, sprach der Vater. Jenes kleine Jagdungsstück war unser aller größtes Glück. So oft uns etwas Unangenehmes bezeuget, sollten wir allemal denken, wer weiß wozu das gut ist! Wir würden dann viel ruhiger und zufriedener leben. Denn Gott lenkt in der That alle, auch die kleinsten Verfälle, zu unserm Besten.“

Die kleine Luise sagte: „Der Nebbock verdiente, daß man ihm ein Halsband von rothem Cassian, und mit Gold verziert, machen lasse; denn er hat zwey edle Thaten vollbracht. Er hat den

Frig, den Papa und den Onkel zu Fridelins kranken Vater geführt, daß dem armen Manne geholfen wurde; den bösen Dietrich aber hat er recht tapfer herum geschleudert, und uns dadurch vor Beraubung, ja wohl gar vor Mord und Tod bewahrt.“ Die Mutter sprach lächelnd: „Davon, daß er uns einen Dienst erwies, weiß der Nebbock ganz und gar nichts. Der liebe Gott fügte es so, daß durch dieses gute Thier zwei Familien gerettet wurden.“

Frig sagte: „Nicht wahr, Papa! Wann wir wieder einmal einen Menschen am Wege liegen sehen, so nehmen wir ihn nicht mehr mit in unser Schloß!“ Der Vater sprach: „Das wäre sehr grausam, lieber Frig. Wir haben uns allerdings übereilt, und uns an Dietrich betrogen; unsre Güte hätte sehr üble Folgen für uns haben können. Aber uns deshalb keines Unglücklichen mehr anzunehmen, weil wir einmal betrogen worden, wäre der entzogen gefeyhte Fehler. Ja, es wäre wohl noch immer besser, einem Unwürdigen eine Wohlthat zu erzeigen, als einen Würdigen abzuweisen. Indes müssen wir dabey allerdings auf unsre eigene Sicherheit bedacht seyn, und ich werde deshalb an der Thüre der Kammer, in der wir etwa künftig einen verdächtigen Fremden über Nacht behalten, ein gutes Verlegeschloß anbringen lassen.“

Jetzt kam der Amtmann mit seinem Attuar. Ein Gerichtsdiener begleitete sie, und trug, die Ketten, den Dietrich damit zu schließen. Die

trich wurde geschlossen, und aus der Thorstube berauf geführt; denn der Amtmann wollte ihn in Gegenwart des gnädigen Herrn verläufig in das Verhör nehmen. Die gnädige Frau wollte aber nicht dabey zugegen seyn; sie hielt es auch nicht für gut, daß die Kinder so viel Böses mit anhören sollten, und ging deshalb mit ihnen auf ihr Zimmer.

Die rich geberdete sich in seinen Ketten sehr jämmerlich, und sagte unter vielen Thränen: „Thun Sie mir nur nichts an dem Leben, und ich will Ihnen alles sagen, was ich von den drey Epigbuben, die mich in dieses mein Unglück gebracht haben, nur immer weiß.“ Die rich nannte ihre Namen, und erzählte, um aufrichtig zu schinen, einige Diebstähle, die sie begangen hatten; allein von jenen Einbrüchen, bey denen er selbst gewesen, sagte er kein Wortlein. „Ach, rief jetzt der Heuchler, und fing an zu heulen; ich bin nichts weiter, als ihr Diensthube gewesen. Ich konnte ihnen nicht wehren, allerley böse Streiche zu verüben. Ich bin — ich weiß selbst nicht wie? — in ihre vermaledyten Dienste gerathen. Ich wollte, um mich ehrlich und redlich zu ernähren, ein Rosenbinder werden. Jetzt nahm mich, wie er sich rühmte, aus purer, lauterer Großmuth, auch wirklich in die Lehre. Er versprach mir alles Gute, und ich dachte an nichts Böses. Aber von da fing mein Elend an. Jetzt machte mich mit Waller und Schlicht bekannt. Ich dummer Junge hielt sie

anfangs für ehrliche Jäger, wofür sie sich ausgaben. Denn Jeß versicherte mir, sie hätten die Jagd gepachtet. Nach und nach merkte ich freylich, sie seien Wildschüzen, ja sogar Diebe. Aber was wollte ich anfangen? Ich war nun einmal in ihren Klauen. Ich suchte vergebens zu entinnen; sie bewachten mich wie einen Gefangenen, und drohten mir mit Meid und Tod. Ach du lieber Himmel, nie wäre eine solche Bosheit, die hochgnädige Herrschaft bestehlen zu helfen, in mein Herz gekommen; allein die Bösewichter setzten mir die Pistolen auf die Brust und drohten, mich zu ermorden, wenn ich ihnen nicht gehorche. Ich bereue es nun mit heißen Zähren, daß ich mich nicht lieber umbringen, als zu einem solchen Vubensstück verleiten ließ. Ich will den geheimen Schlupfwinkel der Spigbuben gerne entdecken, damit sie bestraft werden. Sie haben sich mit einander verabredet, nach dem Einbruch in ihre alte Burg zurück zu kehren. Diese Burg und den Eingang dazu, der schwer zu finden ist, will ich gerne zeigen. Dort stücken die verwünschten Kerle gewiß beisammen. Es geschieht den Schurken Recht, wenn man sie alle drey köpft oder aufknüpft. Das haben sie schon an mir armen Waisen zehnfach verdient. Allein, lieber, bester Herr Amtmann, und Sie, allergnädigster Herr von Tinkenstein! verschonen Sie nur mich.“

Der Amtmann gab dem Dietrich kein böses Wort, und legte ihm noch einige Fragen vor.

ietrich beantwortete sie, nachdem er es für gut
nd, theils wahr, theils falsch; er versicherte,
habe seine Aeltern kaum mehr gekannt, und
seyen als heimatlose Leute nur so im Lande
her gezogen. Er gestand nicht, wo er her sey,
mit seine frühern bösen Streiche nicht aufzum-
en möchten. Er wurde nun wieder in die
Kerkerstube hinabgeführt. Der lügenhafte Bube
ynte, er habe seine Sache mit seinen frechen
gen recht gut gemacht; doch sie war dadurch
r schlimmer geworden. Als Dietrich zur Thür
hinaus war, sagte der Amtmann: „Was für
abgesäumter Spigbube ist doch dieser Bursche!
n sich zu retten, brächte er seine Diebsgenos-
a mit Lust an den Galgen. Fast Alles, was
verbrachte, ist offenbar ein schändliches Ge-
be von Lügen. Mich wundert nur dieß, wie
solcher einfältiger Tropf sich einbilden kann,
änner von Einsicht und Erfahrung so leicht
überlisten.“

Der Herr von Finkenstein sprach: „Er ist
ausgemachter Bösewicht. Sie hätten nur se-
n sollen, wie schlau und listig er sich draußen
Wege zu verstellen wußte! Wenn er das
r aus Furcht vor den Mäubern gethan hätte,
hätte er es nicht so gut zu machen gewußt;
ein es war ihm selbst eine Lust, uns zu be-
ligen, und er zeigte, daß er schon seit Jahr-
n mit Lug und Trug umgehe. Wenn er den
erzhabten Muth so sehr verabscheut hätte —
rum bekannte er ihn nicht früher ein? Und

wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, den Räubern zu entkommen, so befand er sich ja nicht mehr in ihrer Gewalt, und hätte in unserm Schlosse eine sichere Zuflucht gefunden. Er hat seine Falschheit und Nichtswürdigkeit nur noch mehr an den Tag gegeben. Allein jeder Bösewicht, der sich mit Lügen aus einer bösen Sache heraus zu wickeln sucht, verwickelt sich nur immer mehr, und fängt sich in seinen eigenen Regen.“

Achtzehntes Kapitel.

Ein Streifzug gegen die Räuber.

Der Amtmann hatte, sobald ihm der vergessene Einbruch in das Schloß Zinkenstein gemeldet worden, auf der Stelle Anstalt zu einem allgemeinen Streifzug gegen die Räuber gemacht. Er ließ dazu alle Jäger, Gerichtsdienere und Flurschützen in der ganzen Herrschaft, und eine große Schaar Bürger und Bauern aufbiehen. Während er den Dietrich verhörte, war der Oberförster von Hirschfelden mit seinen Leuten zu Zinkenstein angekommen. Die übrigen Jäger und Bauern in der Herrschaft sollten unterwegs zu dem Zuge stoßen. Der Amtmann beschloß, nachdem er den Dietrich vernommen hatte, geradezu nach der zerstörten Nitterburg zu ziehen, um da die

Räuber zu überfallen. Er setzte sich zu Pferd, und führte den Befehl über die tapferen Männer. Als Dietrich aus dem Schlosse heraus gebracht wurde, rief einer der Bürger aus Hirschfelden, ein Eisenhändler: „Seht, das ist der liederliche Schlosserjunge von Waldingen, der wegen Diebstahls entlaufen ist!“ Dietrich sah nun, wie wenig ihm seine Lügen halfen. Der alte Merig aber, der auch mitzog, ergrimnte, warf dem jungen Verbrecher einen Strick um den Hals, und sagte: „Du gottloser Lügner! wenn du uns den verheerenden Schlupfwinkel deiner Spießgesellen nicht richtig anzeigst, so hängen wir dich an dem nächsten besten Baume auf.“ Man nahm auch einen Leiterwagen mit, um die Räuber, wenn sie bey dem Einfangen sollten verwundet werden, lebendig oder todt einzubringen. Dietrich durfte aufhängen, weil ihn der Meibock so übel zugerichtet hatte, daß er kaum das Gehen vermochte. Es schlug eben morgens zwey Uhr, als man aufbrach. Die übrige aufgebotene Mannschaft schloß sich unterwegs wohlbewaffnet an den Zug an.

Tief im Walde auf einem Plage, der etwa noch eine halbe Stunde von der alten Burg entfernt war, ließ der Amtmann halten, vertheilte seine Leute und befahl ihnen, sich in großer Stille von allen Seiten der Burg zu nähern, und sie zu umzingeln. Der Wagen mußte einstweilen zurück bleiben. Dietrich zeigte ihnen die geheime Maueröffnung zu dem unterirdischen Gange, und auch jenen geheimen Ausgang, der aus der Klaus

berhöhle hinauf in das Freye führte. Dieser Ausgang eben im Schutte wurde mit bewaffneten Leuten besetzt; in die Maueröffnung unten am Schloßgraben aber wagten sich mehrere Jäger und Gerichtsdiener, alle wohl bewaffnet, hinein. Stillschweigend und mit leisen Tritten schlichen sie in dem dunkeln Gange vorwärts. Sie kamen in das Gewölbe. Die Räuber lagen alle drey in tiefem Schlafe. Sie hatten die vergangene Nacht, sobald sie ihre Höhle erreicht hatten, sich ermüdet auf ihr Lager geworfen. Auch Waller war diesmal bey ihnen in der Höhle geblieben, und sogleich eingeschlafen. Nur Jost hatte, so lange er die Augen offen halten konnte, wegen der vereitelten Hoffnung in seiner Brauntweinsflasche Tröst gesucht. Jetzt rief der Amtsdieners mit mächtiger Stimme: „Wachet auf, und kommt mit uns; ihr seyd unsre Gefangene!“ Waller sprang zuerst auf — sah die Menge Leute, die drohenden Flinten, Pistolen, Säbel und Hirschfänger, warf dem Dietrich einen verächtlichen Blick zu, und ergab sich. Schlicht sagte: „Es war ein dummer Streich von uns, daß wir uns hieher flüchteten. Wir hätten dem falschen Dietrich, diesem Verräther, nicht trauen sollen. Indeß, hat nun einmal unsre Stunde geschlagen.“ Jost aber, der seinen Mauth noch nicht ausgeschlafen hatte, suchte über Dietrich, riß einen Säbel von der Wand, und wollte um sich hauen. Waller hielt ihm den Arm, und sprach: „Laß das! Gegenwehr wäre hier unnütz und lächerlich.“ Die Räuber wurden nun

n ihrer Höhle, in der sie vor jedem Ueberfalle sicher zu seyn glaubten, gefangen genommen.

Der Amtmann, von vielen Bewaffneten umgeben, wartete indessen draußen an der Oeffnung der Mauer. Ein Gerichtsdienner kam zuerst heraus, und rief freudig: „Wir haben sie alle drey; sie kommen mir auf dem Fuße nach.“ Auf diesen Ruf versammelten sich alle die Männer, die der Amtmann mitgebracht hatte, vor der Maueroeffnung, voll Begehrde, die Räuber zu sehen. Waller kam zuerst heraus, blickte mit seinen hellen, schwarzen Augen in dem Kreise der Bewaffneten umher, neigte sich mit Ausland vor dem Amtmann, sagte aber kein Wort. Er both rubig seine Hände dar, und ließ sich die Ketten anlegen. Schlicht folgte seinem Beispiele. Jost aber schimpfte und lästerte, und wollte sich durchaus nicht fesseln lassen. Es half ihm aber nichts; er wurde geschlossen. Was man in der Räuberhöhle vorgefunden hatte, wurde herausgebracht, und auf den Wagen geladen, der eben herbey gekommen war. Dietrich setzte sich auf den Wagen; Jost, der noch immer taumelte, wurde in seinen Ketten zu ihm auf den Wagen geworfen. Auf dem ganzen Wege schalt Jost über Dietrich und drohte, ihm bey erster Gelegenheit den Hals umzudrehen. Er bedachte nicht, seinem eignen Halse drohe eine viel größere Gefahr.

Jetzt näherte sich der Zug dem Schlosse Zinsenstein. Der Amtmann ritt voraus; hinter ihm gingen Waller und Schlicht in ihren Ketten

zwischen mehreren Bewaffneten; nun folgte der Wagen, auf dem Josi und Dietrich nebst zwey Gerichtsbedienten mit geladenen Gewehren saßen; eine große Schaar Bauern mit Holzarten, Heugabeln und Prügeln ausgerüstet beschloß den Zug. Herr von Sinkenslein, seine Gemahlin und die Kinder schauten bey den Fenstern herab; die Bedienten standen unter der Schloßpforte; eine Menge Leute aus den benachbarten Orten drängte sich herbey, die Räuber zu sehen.

Fridolin, der neben Baron Frig an dem Fenster stand, sagte verwundert: „Sehen Sie, der Mann, der bey Dietrich auf dem Wagen sitzt, ist dabey gewesen, als Dietrich die Mehzeis geschossen; er hat sie vollends getödtet. Wie Beide mit einander die böse That begangen, so werden sie nun auch mit einander gestraft.“ Einige unter den Leuten, die zusammen gelaufen waren, riefen: „Ist dies nicht Josi, der ehemalige Kutscher im Schlosse?“ „Leider, der ist es!“ sagte Merig. Da wurden alle höchst aufgebracht über Josi und schrien: „O du undankbarer, ruchsloser Kerl! Wie viele Wohlthaten hast du in diesem Schlosse genossen! Und du wolltest das Gute mit Muth und Mord vergelten!“ Sie zeigten große Lust, den Josi zu steinigen, und hätten es wohl auch gethan, wenn man es ihnen nicht gewehrt hätte. Der Amtmann ging nun zu der Herrschaft hinauf, ihr über den gelungenen Streifzug Bericht zu erstatten; die Räuber aber wurden nebst Dietrich nach Hirschfelden abgeführt, wo

sich das Amtsgericht befand, und jeder wurde in ein besonderes Gefängniß gelegt.

Es hatte in der Gegend großes Aufsehen erregt, daß man noch in der Nacht so viele Mannschaft aufgebothen hatte, die Räuber zu verfolgen. Das Gerücht von dem Raubausfalle auf Finkenstein verbreitete sich weit umher, und vergrößerte sich von Ort zu Ort. Man erzählte sich die schauerlichsten Dinge. In den entlegenern Dörfern hieß es schon, man habe wirklich eingebrochen; noch weiterhin wurde verächtelt, das ganze Schloß sey rein ausgeplündert; in noch größerer Entfernung behauptete man, die Räuber hätten sich nicht begnügt, zu rauben, sondern sie hätten sogar die Herrschaft ermerdet, und das Schloß in den Brand gesteckt. Diese lügenhafte Gerüchte kamen dem Bruder der gnädigen Frau, dem Major, zu Ohren. Wiewohl er nun das Wenigste glaubte, so dachte er, etwas müsse doch daran seyn. Aus der Ungewißheit, die ihm sehr peinlich war, ein Ende zu machen, und den Seinigen, die vielleicht doch seines Trostes und seiner Hülfe benöthigt seyn könnten, bezuspringen, setzte er sich unverzüglich zu Pferd, und ritt nach Finkenstein. Er war sehr erfreut, als seine Schwester, sein Schwager und die Kinder ihm gesund und wohl entgegen kamen. Sie dankten ihm für seine Theilnahme, und erzählten ihm die Geschichte ausführlich.

Der Amtmann, der eben zugegen war, sagte unter Anderm: „Zu meiner nicht geringen

Verwunderung habe ich unter den Geräthschaften der Räuber mehrere lateinische und griechische Bücher gefunden, die Wallern gehörten. Dietrich zeigte mir eines darunter, in dem Waller am öftesten gelesen habe, und es war der Homer in griechischer Sprache." Der Major sprach: „Wie ist's doch möglich, daß ein Mann, der studirt hat und an solchen Schriften Geschmack findet, so tief sinken kann! Dieser Waller muß, ungeachtet er ein Räuber ist, dennoch ein merkwürdiger Mensch seyn. Auf die übrigen bin ich gar nicht neugierig; diesen aber wünschte ich zu sehen. Allein ich fürchte, er möchte es so nehmen, als wollte ich ihn bloß angaffen, oder mich gar an seinem Unglücke weiden. Sehen möchte ich ihn indeß, wenn es, ohne daß er mich eben bemerkte, geschehen könnte." „Das läßt sich leicht machen, sagte der Amtmann. Morgen werde ich Wallern und seinen Genossen Schlicht zugleich verhören. An die Verhörstube stößt ein Zimmer, aus dem Euer Gnaden, ohne selbst bemerkt zu werden, Beide sehen und hören können."

Der Major ging, von dem Herrn von Finkenstein begleitet, am andern Tage hin. Waller und Schlicht wurden in ihren Ketten vorgeführt. Herr von Finkenstein sagte leise zu dem Major: „Sieh, der mit den dichten, schwarzen Locken ist Waller; der Andere heißt Schlicht." Der Major war bey ihrem Anblick sehr erstaunt, betrachtete sie eine Weile, und winkte dann dem Herrn von Finkenstein zu gehen. „Denke nur, Bru-

der, sprach er, als sie aus dem Amthause traten, das sind die zwey Räuber, die mich einst bey Waldengrund ausplündern wollten. Dieser Waller ist eben derjenige, der sich als einen so trefflichen Fechter zeigte; dem Andern hat Niklas den Säbel aus der Hand geschlagen. Was ich dir da sage, das behalte ober bey dir. Die armen Menschen sind unglücklich genug daran; ich will ihre Leiden nicht vergrößern. Ich will nicht als ihr Ankläger auftreten. Gott errettete mich aus ihrer Hand; alles Vergangene sey vergeben und vergessen."

"Das ist edel von dir, lieber Bruder, sagte Herr von Binkenstein, und ich lebe dich deshalb. Allein dein Edelmuß kann diesen Männern wenig mehr zu Statten kommen. Sie haben zu viel Böses gethan, und werden nun mit allen ihren bösen Thaten auch zugleich für ihren Raubangriff auf dich ihren Lohn erhalten. — Es ist doch merkwürdig, wie durch Gottes Fügung ein kleiner Umstand gar oft den Uebelthäter der verdienstlichen Strafe ausliefert, und dem guten Menschen zu seiner Belohnung verhilft. Verdes ward hier durch Eines und eben dasselbe Mittel erreicht. Zenes junge Reh verschaffte dir die Gelegenheit, den braven Niklas, der dich aus den Händen der Räuber errettete, zu belohnen, soviel eine solche edle That auf Erden belohnt werden kann; eben jenes Reh gab aber auch die Veranlassung, daß die zwey Räuber, nebst ihren Gefellen, ohne dein Zuthun, dem Strafgerichte der Obrigkeit anheim

sieten. Ja, es waltet eine allvergeltende Gerechtigkeit über uns, die oft schon auf Erden das Gute belohnt, und das Böse bestraft.“

Die Räuber wurden anfangs fast täglich verhört. Hierauf schrieb man an alle jene Gerichtsstellen, in deren Gebieth sie sich je aufgehalten, und besonders an jene Gerichte, die schon Steckbriefe gegen sie hatten ergehen lassen. Die Uebeltäter lagen über ein Jahr lang in dem Gefängnisse; indeß kam ihre ganze Lebensgeschichte nach und nach ins Klare, und viele böse Thaten von ihnen kamen an den Tag. Als die Untersuchung beendigt war, wurden die Akten an die höchste Gerichtsstelle im Lande eingeschickt, und man erwartete nun das Urtheil.

Neunzehntes Kapitel.

Waller's Geschichte.

Waller war von einer sehr angesehenen Familie; seinen gegenwärtigen Namen hatte er bloß angenommen, um nicht so leicht entdeckt zu werden. Sein Vater war ein vornehmer Beamter und ein überaus edler, vortrefflicher Mann; seine Mutter eine eben so vortreffliche Frau. Waller war ihr ältester Sohn; eine Schwester war ein Jahr, und sein Bruder zwey Jahre jünger; von den übrigen Geschwistern waren nur noch die zwey jüngsten Fräulein am Leben. Waller,

der mit seinem Taufnamen Karl hieß, zeigte schon als Knabe große Geistesgaben, und war von ungemeiner Schönheit. Seine Aeltern gaben ihm die sorgfältigste Erziehung. Da er ein Alter von achtzehn Jahren erreicht hatte, schickte sein Vater ihn auf eine berühmte Universität. Der schöne und talentreiche Jüngling, der sich auch durch Anstand und artiges Benehmen auszeichnete, erregte Bewunderung. Er war unermüdet fleißig, und übertraf an Kenntnissen bald alle seine Mitsutirenden. Auch seine Sitten waren rein und ohne Tadel. Die Lehrer stellten ihn den studirenden Jünglingen als ein Beispiel des Fleißes und eines wohlgeordneten Betragens vor; alle Studirenden schätzten und liebten ihn. Nur einen Fehler hatte er; er war sehr auffahrend und jähzornig. Dazu kam ein angeborener Stolz, der durch die Lobsprüche, die man ihm von allen Seiten machte, genährt wurde; auch verblendete ihn die falsche Ehrbegierde, seine Unbilde ungebrochen zu lassen, und als ein tapferer junger Mann zu erscheinen. Indes hatte er mehrere Jahre, ohne besonders auffallende Streitigkeiten, an der hohen Schule rühmlich zugebracht, und wollte in dem kommenden Herbst als Doktor der Rechte die Universität verlassen.

Da ritt er nun einmal an einem heißen Sonntage, an dem er sich wenig zum Studiren aufgelegt fühlte, mit mehreren Studirenden auf ein benachbartes Dorf, wo in einem schönen großen Garten Erfrischungen aller Art zu haben

waren. Die ganze Gesellschaft war sehr heiter und fröhlich, und die Meisten tranken ein Glas Wein mehr, als ihnen gut war. Oben an Wallers Tische saß ein junger Graf, der vielen Witz, aber eine unglückliche Neigung hatte, andere zu necken, und über sie zu spotten. Der junge Graf, der gegen Waller bisher immer eine vorzügliche Achtung, ja sogar eine zärtliche Freundschaft gezeigt hatte, sagte, vom Weine dazu verleitet, ihm einige derbe Spöttereyen. Waller konnte von der Welt nichts weniger ertragen als Spott; er kam, vom Weine noch mehr erhitzt, vor Wuth fast außer sich. Unglücklicher Weise waren beide junge Herren nach damaliger Sitte mit Degen bewaffnet. Waller forderte den Grafen heraus. Die Meisten der Anwesenden gaben ihm Recht und sagten, seine Ehre erfordere es, eine solche Schmach nicht auf sich liegen zu lassen. Der Graf nahm die Ausforderung an. Sie bezogen sich in ein Wäldchen, das an den Garten stieß. Mehrere Studirende begleiteten sie; alle dachten, mit einer leichten Wunde des Einen oder des Andern werde die Sache abgethan seyn. Beide fochten. Allein Waller, der zu ergrimmt und ein Meister im Fechten war, durchbohrte seinem Gegner die Brust. Der bedauernswerthe Graf rief: „O Gott, ich bin des Todes!“ — sank erblassend zu Boden, und richtete seine erlöschenden Augen sterbend auf Waller. Waller, mit dem blutigen Degen in der Hand, stand da — vor Schrecken und Entsetzen blaß wie die Leiche sei-

nes erschlagenen Freundes, und ohne Bewegung wie eine Bildsäule. Alle übrigen drangen in ihn, augenblicklich zu entfliehen; einige gaben ihm Reisegeld. Er machte sich eilends auf die Flucht. „Ach, sagte der Wirth, das ist eine traurige Geschichte! Dem Einen hat seine Spottlust den Tod gebracht, und dem Andern wird sein Jähzorn wohl noch das Leben kosten.“

Der Vater des ermordeten Jünglings war von sehr altem Adel, unermesslich reich, und mit den ersten Familien im Lande nahe verwandt. Er, seine Gemahlin und seine Verwandten gerietben in die äußerste Bestürzung; der Hof, die ganze Residenz nahm Antheil an ihrem Jammer. Es wurden unverzüglich an alle Aemter Befehle erlassen, den Mörder überall aufzufuchen; man setzte eine große Summe Geldes als Preis auf seinen Kopf. Waller wußte wohl, in seinem Vaterlande sey keine Sicherheit mehr für ihn; er suchte sobald möglich die Gränze zu erreichen. Er wanderte mit eilenden Schritten durch die Waldungen, die sich in langen Strecken fast ununterbrochen an einem Flusse hinzogen. Allein schon am folgenden Tage bemerkte er, daß Soldaten, und Jäger mit Hunden den Wald durchsuchten. Er keiterte auf eine Eiche, und verbarg sich zwischen den dickbelaubten Aesten. Er mußte sehen, wie die Männer unter der Eiche vorbeý kamen; doch zum Glück für ihn fiel es ihnen nicht ein, er könnte auf einem der Bäume sitzen. Er stieg erst, als es bereits finstere Nacht war, von dem Eichbaum

herab, und reisete weiter. Doch jetzt gingen die Waleungen zu Ende; er mußte seine Reise im freien, offenen Lande fortsetzen. Er wagte es nur mehr bey Nacht zu reisen; den ganzen, langen Tag über hielt er sich in dem hohen, dichten Korn versteckt, das bereits zur Aernthe reif war. Seine einzige Nahrung waren Getreidekörner; dabey mußte er den glühendheißen Tag über vernehmenden Durst leiden. Zu Nacht stillte er seinen Durst mit Wasser aus dem Bache. Eines Morgens, da er wieder eine Nacht hindurch gelaufen war, befand er sich in einer Gegend, wo die Aernthe vorüber war, und auf den Feldern nur mehr die Stoppeln standen. Rings umher erblickte er weder Wald noch Gebüsch; in weiter Ferne aber bemerkte er einen Trupp Reiter, die er an dem Blinken ihrer Gewehre für Landdragoner erkannte. Er trauete sich nirgends mehr zu verbergen; es strengte alle Kräfte an, eilends zu entfliehen. Aber ein breiter Fluß hemmte seine Tritte. Die Ufer des Flusses waren indessen etwas hoch; er schlich gebückt längs dem Wasser hin, erreichte eine Brücke, und verbarz sich darunter. Da wegen der andauernden Sonnenhitze das Wasser niedrig stand, fand er dazu eben genug trockenen Raum. Die Reiter kamen an die Brücke; er hörte sie mit einander reden. „Wir hatten die Brücke immer im Auge, sagte Einer; der Mörder kann nicht wohl hinüber sehn.“ „Und doch muß er sich hier herum befinden, sagte ein Anderer! Das Taschentuch, das wir auf dem Wege hieher sanz

den, gehört sicher ihm; die Anfangsbuchstaben seines Namens sind darin eingeätzt.“ „Es wäre doch ärgerlich, wenn er uns entläme, rief ein Dritter; denn bedenkst, hundert Dulaten, die auf seinem Kopf gesetzt sind, würden uns entgehen.“ Waller getraute sich kaum zu atmen; das Herz klopfte ihm furibund. Die Blätter ritten nach langer Ueberlegung endlich über die Brücke; er aber blieb den ganzen Tag darunter versteckt. Wie ihn vorher in den heißen Kernfeldern grüßten den rasselnden Lehren der Dürst gequält hatte, so quälte ihn hier der Hunger. Noch eine Vergleich schrecklicher war die Qual seines Gewissens. Er dachte des Schreckens, des Entsetzens, des ganz gewiß unaussprechlichen Herzeleid seiner lieben Aeltern und Geschwister! Der stehende Graf, das todteleichen Angesicht, der letzte Wille, das hervorstechende Blut des Erwerdeten, den er sehr hoch geschätzt hatte, schwebte ihm immer vor Augen. Seine That reute ihn unaussprechlich; er verging fast vor Jammer.

In der folgenden Nacht erreichte Waller die Gränze, kam glücklich hinüber, und setzte nun ohne Furcht ergriffen zu werden seine Reise am Tage fort. Auf den Abend kam er zu einem ansehnlichen Hohen, ging in den nächsten Gasthof, und setzte sich in der Gaststube an einen der letzten Tische. Er war sehr froh, daß er nun nach langer Zeit endlich wieder ein ordentliches Abendessen und ein gutes Bett bekommen werde. Bis das Essen fertig würde, lag er in einem Sei-

tungeblatte, das auf dem Tische lag. Mit Schrecken fand er darin einen Stedbrief, in dem seine Gestalt aufs genaueste beschrieben war. Er sah nun, daß er auch in auswärtigen Staaten verfolgt werde, und nirgends mehr sicher sey. Einige Bürger des Fleckens kamen in dem Gasthose gewöhnlich zur Abendgesellschaft zusammen, und es trat bereits einer nach dem andern in die Stube, jedoch ohne sonderlich auf Waller zu achten. Zu Wallers Tische war es bereits ziemlich dunkel. Bevor man das Licht anzündete, sagte er zur Wirthin, es sey ihm recht wehl, und er wolle in das Bett; man solle ihm nur etwas Suppe auf das Zimmer bringen. Er warf sich angekleidet auf das Bett, schloß die ganze Nacht kein Auge, und horchte beständig, ob sich niemand seiner Thüre näherte. Er hatte die Thüre geriegelt, und war schon darauf gefaßt, durch das Fenster zu entspringen. „Ach,“ sagte er hundertmal, wenn ein Verbrechen auch keine andere Folgen nach sich zöge, als diese beständige Unsicherheit, so wäre es Strafe genug, und man sollte sich schon deßhalb davor hüten.

Indeß blieb die Nacht hindurch Alles ruhig. Mit Anbruch des Tages bezahlte Waller seine Reche, und ging weiter. Er wagte sich nur mehr in abgelegene Walddörfer. Sein Geld ging zu Ende. Er verkaufte seine silbernen Sporen einem Handelsjuden, den er unterwegs antraf. Allein das erlöste Geld ging bald wieder aus; der einzige Noth, den Waller Tag und Nacht anhaute,

und darin bald auf staubigem, bald auf nassem Erdboden schlief, war sehr unscheinbar geworden; seine Stiefel waren zerrissen. Er both daher seine Uhr einem wohlhabenden Dorfwirthe, der gerne Staat machte, zum Kauf an. Der Wirth fand es verdächtig, daß ein Mensch in einem abgetragenen Rocke und mit zerrissenen Stiefeln eine goldene Repetiruhr haben sollte. Er sagte aber bloß, er verstehe sich nicht darauf, ob das Geldecht sey, und wolle die Uhr seinem Nachbar, einem Handelsmanne, zeigen. Waller konnte ihm dieses nicht abschlagen. Der Wirth trug die Uhr zum Schultheißen, der sie sogleich erkannte, weil in dem Stiefelbriefe bemerkt war, daß Waller bey seinem Entweichen eine so und so beschaffene Uhr bey sich geführt habe. Der Schultheiß nahm augenblicklich seinen Amtsdienner nebst einem Paar starker Männer zu sich, und eilte dem Wirthshause zu, den entdeckten Mörder zu arretiren. Waller sah durch das Fenster, erkannte den Schultheißen an der ernstlichen Miene, und den Polizeidiener an dem Ueberresten eines Federbusches auf dem dreystelligen Hut, und entfloh durch die Hinterthüre in den nahen Wald. Die Uhr aber war verloren.

Waller befand sich nun in der unglücklichsten Lage. Ehen und flüchtig, ohne Geld, ohne Freund, in fremdem Lande wußte er sich nichts anzufangen. Er dachte wohl daran, Schreiber zu werden. Allein er scheute, als ein durch Stiefelbriefe Verfolgter, die Amtsbäuer schon von weitem. Er hätte sich ger-

ne dazu bequemt, unerachtet seiner vornehmen Erziehung und seines mütterlichen Alters, noch ein Handwerk zu erlernen; allein es fehlte ihm ein Geburtsbrief, und er würde sich schon dadurch verdächtig gemacht haben. Am liebsten wäre er Soldat geworden; allein er wagte es nicht, seine Dienste anzubieten, aus Furcht entdeckt und ausgeliefert zu werden. Mit je 3 Tage fühlte er es mehr, welches schreckliche Gesetze von Seiten ein Verbrechen habe. „Ich bin nun ärmer, als der ärmste Bettler! sagte er öfter. Ein Bettler kann doch an der nächsten besten Thüre um Brod sitzen — aber ich darf dieses nicht einmal wagen. Ich stürzte mich durch mein zermühtiges Wesen in unermessliches Elend, und für mich ist nirgends mehr eine Aussicht!“

In solche schwermüthige Gedanken vertieft, wandelte er eines Tages durch den Wald hin, und begegnete einem Fuhrmann, dessen Wagen auf der schlechten Straße im Nothe stecken geblieben. Der Fuhrmann plagte sich vergebens, den Wagen, der bis an die Achsen hinein gesunken war, wieder heraus zu bringen. Waller eilte sogleich herbey, schob, indem der Fuhrmann die Pferde antrieb, mit Anstrengung aller seiner Kräfte an dem Wagen, und brachte ihn glücklich heraus. Der Fuhrmann dankte dem dienstfertigen jungen Manne, bemerkte seine abgenützte Kleidung, und gab ihm ein kleines Trinkgeld. Waller, der Sohn reicher Eltern, war über den Anblick der Paare sehr erfreut. Er kam an ein

Wirthshaus im Walde, das ziemlich unfreundlich und haussällig ausah; indeß ging er hinein und ließ sich, da er sehr hungerig und durstig war, Brod und einen Krug Bier geben. Da trat ein Mann in grünem Rocke mit Kugelbüchse und Hirschfänger herein, setzte sich an die andere Ecke des Tisches, und betrachtete Wallern beständig sehr aufmerksam. Waller wurde unruhig; der Mann im grünen Rocke winkte dem Wirth hin- aus zu gehen, und sagte dann zu Waller: „Ich kenne Sie wohl, und weiß ihre Geschichte. Auf ihren Kopf steht eine Belohnung. Allein von mir haben Sie nichts zu fürchten; vielmehr soll es mich freuen, wenn ich Ihnen eine Gefälligkeit erweisen kann. Sie sollten auch mich kennen. Sicher erinnern Sie sich noch des verstorbenen Schreinermeisters Valentin, der zunächst neben Ihrem väterlichen Hause wohnte. Sie haben als Knabe ja manche Stunde in seiner Werkstatt zugebracht, und wußten sehr geschickt aus Holz allerley Spielsachen für Ihre kleine Bräulein Schwestern zu verfertigen. Ich bin sein Sohn.“ Waller rief verwundert: „Peter! Du! mein ehemaliger Spiellammerad?“ „Der bin ich!“ sagte Peter. „Aber, sprach Waller, wie um des Himmels willen kommst du doch in diesem Aufzuge hieher?“ „Eine ähnliche Unbesonnenheit, sagte Peter, wie Sie eine bezangen haben, hat auch mich gezwungen, unser gemeinschaftliches liebes Vaterland zu verlassen.“ Waller bat ihn, seine Geschichte zu erzählen. Peter erzählte: „Ich

wurde zum Soldaten ausgehoben, machte ein Paar Feldzüge mit, und erhielt die silberne Ehrenmünze. Mein Herr Hauptmann gewann mich sehr lieb, und nahm mich zu seinem Bedienten an. Meine gute Handschrift kam mir sehr gut zu Statten. Der Hauptmann verschaffte mir Vieles zum Abschreiben, und ich verdiente täglich einiges Geld. Das kam mir sehr wohl, und ich habe das unserm alten Schullehrer Ziegler zu danken, der alle seine Schüler im Schreiben wohl erzog. Sie kennen den braven Mann ja auch; er hat auch Ihnen in Ihrem Hause besondere Stunden gegeben. Nun wohl, das wäre Alles gut gewesen. Allein leider war ich ein leidenschaftlicher Spieler. Mein Hauptmann übergab mir einst eine Summe Geld, sie einem Kaufmann zu überbringen; sie betrug acht und zwanzig Gulden und dreyßig Kreuzer. Ich war im Spiele unglücklich gewesen, und griff nun dieses mir anvertraute Geld an, in der Hoffnung, mein verlorenes Geld wieder zu gewinnen, und noch mehr dazu. Aber der Teufel hatte mir das nur so vorgespiegelt. Ich verlor die ganze Summe rein. Ich verzweifelte fast, und aus Furcht vor der wohlverdienten Strafe desertirte ich. In unserm Vaterlande war für mich keine Sicherheit mehr. Ich flüchtete mich in das Ausland. Ich arbeitete theils als Schreinergefell, theils diente ich in hiesiger Gegend, besonders zur Aermtezeit, den Bauern als Tagwerker. Allein nun erging eine neue Verordnung, nach der alle unsre Deserteur

unserm Vaterlande müssen ausgeliefert werden. Ich war nun auch hier zu Lande nicht mehr sicher. Da kaufte ich mir von meinem ersparten Lohne Kugelbüchse, Jagdtasche und Hirschfänger, gab mich für einen valanten Jäger aus, und wurde ein Wildschütze. Es ist dieses freylich ein armseliges und gefährliches Gewerbe. Aber was sollte ich sonst anfangen!"

Waller war in seinen verzweifelten Umständen sogleich entschlossen, auch ein Wildschütze zu werden. Sein Jugendfreund Peter wehrte ihm ab, und sagte: „Das ist nichts für Sie; ich selbst, der ich der Beschwerden und Mühseligkeiten doch gewohnt bin, möchte lieber wieder zur väterlichen Hofsbank zurück kehren, wenn ich es nur zu machen wüßte.“ Waller sagte: „Wenn dieses nur eine Ablehnung meines Antrages seyn sollte, so müßte ich es mir gefallen lassen. Allein es wäre mir sehr leid. Peter, du weißt es, ich war als Knabe mit dir immer gut Freund. Ich bin jetzt in großer Noth und der Verzweiflung nahe. Ich bitte dich, erbarme dich meiner, und laß mich mit dir ziehen. Du erweist mir dadurch einen großen Dienst.“ „Wenn das ist, sagte Peter, so diene ich Ihnen recht gern. Ihre Aeltern waren gegen meine verwittibte Mutter, die lange Zeit krank und bettlägerig war, immer sehr gütig, und haben ihr viele Wohlthaten erwiesen. Sie selbst haben mir, als einem armen Knaben, manchen Groschen geschenkt, und ich trug manches noch sehr gute Kleidungsstück, das Sie abgelegt

halten. So etwas vergißt man nicht. Ich bin ein armer, elender Mensch; ich habe treulos meine Fäbne verlassen, und treibe ein verbotenes Handwerk. Allein, daß ich gegen meine Wohlthäter undankbar sey, soll mir doch kein Mensch nachsagen. Wenn Ihnen für jetzt nicht anders zu helfen ist, so züßen Sie in Gottes Namen mit mir.“ Waller war darüber sehr erfreut. Peter hieß mit dem Sunamen Schlicht. Waller aber sagte: „Du mußt, wie ich, deinen Namen ändern, damit man dich nicht so leicht entdecke. Wegen deines einfachen, schlichten Betragens will ich dich Schlicht nennen.“ Peter war damit zufrieden, und Beide zogen nun mit einander.

Zwanzigstes Kapitel.

Walters und Schlichts weitere Geschichte.

Schlicht war in mehreren einzelnen Wirthshäusern und Bauernhöfen, die im Walde oder nahe am Walde lagen, bekannt. Die Bauern waren, da ihre Felder von dem Wilde sehr vielen Schaden litten, den Wildschützen nicht abgeneigt. Schlicht wußte Wallern eine Klinte aufzureißen, und ihm für jeden Tag eine Mahlzeit und für jede Nacht eine Herberge zu verschaffen. Allein Waller, der in tapezirten Zimmern aufgewachsen war, immer einen sehr guten Tisch gehabt, und nie anders als mit einem silbernen Löffel gegessen hatte,

mußte sich nun gefallen lassen, in schmutzigen Stuben, mit blechernen Löffeln schlecht bereitete Speisen zu essen, und zum Nachtlager mit einer Schütte Stroß verließ zu nehmen. „Und doch, sagte er öfter zu Schlicht, wollte ich gerne mein Leben lang mit blechernen Löffeln Wassersuppen essen und auf Stroß schlafen, wenn ich nur die Last vom Herzen hätte, mit der mich jene Noththat beschwert.“

Waller und Schlicht waren sehr gute Schützen. Sie schossen manches Stück Wild. Einige Bauern nahmen ihnen das Wildpret zu wohlfeilen Preisen ab, und verkauften es weiter. Diese Art von Schleichhandel wurde aber bald entdeckt, und die Bauern wurden scharf bestraft; sie wollten damit nichts mehr zu schaffen haben. Waller und Schlicht wußten das geschossene Wild nicht mehr anzubringen, und geriethen in die äußerste Noth. Waller fand es unerträglich, daß er in Lumpen einhergehen mußte, und kein frisches Hemd anzuziehen hatte. Sie fielen nunmehr Missethäter an. Es war um eben diese Zeit, als sie den Bruder der Frau von Finkenstein herauslockten wollten. Waller hatte seinen Anschlag vorzüglich auf die reine Wäsche gerichtet, die er in dem Heleisen zu finden hoffte. Einige Zeit nachher begegnete Waller in dem Walde einem fürstlichen Jäger. Der Jäger legte die Klinte auf ihn an und rief: „Halt, oder ich schieße dich nieder!“ Waller kam ihm zuvor, und versetzte ihm einen Schuß, an dem der Mann innerhalb

drei Tagen starb. Diese zweite Mordthat beschwerte Wallers Gewissen so sehr, als die erste. Er verzweifelte fast, und verließ mit Schlicht diese Gegend des Waldes auf immer.

Waller kam nun mit Schlicht in das wilde Gebirg, in dem die zerstörte Mitterburg lag. Diese Gegend voll schreffer Felsen und kühner Wälder gefiel ihm. Er hörte Tage lang in den Trümmern der zerfallenen Burg herum, entdeckte die jren noch unversehrten Gewölbe, und beschloß hier seinen Wohnplatz aufzuschlagen. Schlicht war damit zufrieden; ihm war Alles recht, was Waller that. Er hing ihm mit der treuesten Ergebenheit an; aus Dankbarkeit betrachtete er sich als Wallers Diener. Er hatte als Soldat kochen und waschen, und als Patient seines Hauptmanns alles, was zur Bedienung eines Herrn erforderlich ist, gelernt. Er leistete dem armen Waller tausenderley Dienste; er arbeitete, lief, rannte — und stahl für ihn.

In einer abgelegenen Eckenle des Waldes ward Schlicht mit Jost bekannt. Waller und Schlicht nahmen ihn in ihre Gesellschaft auf; sie achteten ihn aber wenig, und betrachteten ihn bloß als ihren Unterhändler, der ihnen das geschossene Wildpret verkaufte. Jost mußte indeß das Wildpret sehr wohlfeil geben, und überdieß vertrank er meistens die eine Hälfte des Geldes, brachte nur die andere Hälfte und sagte, er habe nicht mehr Geld gelöst. Waller und Schlicht geriethen wieder in große Noth, und plünderten hie und da

einen friedlichen Wanderer aus. Einmal erblickten Jost und Schlicht eine schöne Kutsche, die schwer beladen durch den Wald fuhr. Schlicht ließ sich von Jost verreden, mit ihm die Kutsche anzufallen. Allein die zwey Kaufleute, die darin saßen, waren bewaffnet, und wehrten sich furchtbar. Beyde Räuber kamen nun selbst in Gefahr, und mußten für ihr eigenes Leben sechten. Sie wurden mit blutigen Köpfen heimgeschickt; aber auch einer der zwey Kaufmänner wurde schwer verwundet, und starb einige Tage nachher an seinen Wunden. Schlicht vernahm diese Todesnachricht mit Schrecken, ward tief betrübt, und weinte bittere Thränen; Waller aber verbeth ihm, je mehr in Josts Gesellschaft einen Reisenden anzugreifen. Es gab auch hierzu wenig Gelegenheit mehr. Reisende, bey denen etwas zu holen war, vermieden diese Gegend, und von Zeit zu Zeit durchstreiften Soldaten den Wald, die Straße zu sichern.

Jost und Schlicht griffen in ihrer Noth zu einem andern verzeifelten Hülfsmittel. Sie unternahmen in finstern Nächten hie und da in die Häuser benachbarter Orte einen Einbruch, wozu Jost die Gelegenheit auskundschaftete. Waller wehrte ihnen dieses nicht; allein er zog nie mit ihnen. Nur ein einziges Mal forderte er selbst ganz unerwartet die andern auf, mit ihm in das Pfarrhaus zu Haselbach einzutreten. Schlicht war über diesen Vorschlag sehr verwundert, besonders da sie eben jetzt bey Geld waren, und keine sonderliche Noth litten. Jost schüttelte den

Kepf und sagte: „Dieser Pfarrer wird zwar für sehr geliebt gehalten, allein sein Vermögen ist ganz und gar unbedeutend, und er ist ärmer als eine Kirchenmaus. Des dem ist nichts zu helfen.“ Waller sagte lächelnd: „Ich denke dort größere Schätze zu finden, als ihr euch vorstellen könntet. Ihr müßet mir aber helfen, mich derselben noch heute Nacht zu bemächtigen.“ Mit leichter Mühe drangen sie in das nur wenig verwahrte Pfarrhaus. Der Pfarrer war, was Waller wohl wußte, eben verreiset; und die alte Haushälterin blieb in ihrer wohl verriegelten Kammer, und ließ sich weder sehen noch hören. Waller besah sich mit seinen zwei Knechten nur in das Studierzimmer des Pfarrers, fiel sogleich über die Bücher her, suchte sich mehrere aus, stopfte alle Taschen damit voll, und gab auch seinen Gefährten noch einige zu tragen. Schlacht sagte: „Warum nehmen Sie denn lauter solche kleine? Nehmen Sie da von den ungeheuer großen, die sind gewiß viel mehr werth, und ich will sie Ihnen gerne nachschleppen.“ Jost lachte und sagte: „Nicht wahr Schlacht, du meynst, es sey bey den Büchern, wie bey dem Waidvieh, wo man für einen Ochsen freylich mehr bezahlt, als für ein Kalb.“ Waller lächelte, und befahl ihnen, ohne sonst noch etwas zu nehmen, sogleich weiter zu ziehen. Er war mit seinem Kunte höchst zufrieden. Schlacht und Jost aber beklagten sich, daß sie in dem Pfarrhause zwar viele Bücher, aber kein Geld bekommen hätten. „Schweigt, sprach

Waller, denn ich versichere euch, diese Bücher machen mir zuverlässig mehr Vergnügen, als ihr euch mit tausend Gulden zu verschaffen wüßtet.“ So war Waller zu seinen Büchern gekommen. Bey diesem Einbruche ist noch dieses merkwürdig, daß Waller, ohne daß Schlicht und Jett es bemerkten, an die Stelle, wo die Bücher gestanden, so viel Geld legte, als sie ungefähr werth gewesen. Der Name des Pfarrers, der in den Büchern stand, verrieth übrigens, daß die Räuber auch diesen Einbruch begangen hatten. Dietrich war aber nicht dabei gewesen; er kam erst einige Zeit nachher in ihre Gesellschaft.

Waller süßte sich, obwohl ihm die Bücher eine sehr angenehme Unterhaltung gewährten, dem noch bey seiner armseligen Lebensart mit jedem Tage unglücklicher. Das Bewußtseyn seiner bösen Thaten, besonders der begangenen zwey Mordthaten, quälte ihn unaussprechlich. Dabei war es ihm sehr schmerzlich, daß er von seinen Aeltern und Geschwistern schon seit Jahren nicht das Geringste mehr gehört hatte. Da kam Schlicht einmal in dem Walde auf einen Platz, wo man mehrere Eichen gefällt hatte. Ein junger Mensch von seinem blühenden Aussehen, schälte die Rinden ab. Er war ein Werbergesell, der im Hirschschden in Arbeit stand. Schlicht redete ihn an. Weyde merkten sogleich an ihrer Aussprache, sie seyen Landeute. Sie betrachteten einander näher. „Ey, grüß dich Gott, rief jetzt Schlicht erfreut; du bist ja Friedrich Niß; ich bin des Schreiners Valen-

ein sein Peter, und bin mit dir in die Schule gegangen“ Nisi erkannte ihn, und grüßte ihn freundlich. Schlicht erkundigte sich sehr angelegentlich nach seiner Mutter, und seinen Geschwistern. „Sie leben noch, sprach Nisi; allein ich kann dir nicht genug sagen, wie betrübt sie davor gewesen, daß du desertirtest. Deine Mutter ist vor Jammer fast gestorben; in Zeit von Einem Jahre ist sie um zehn Jahre älter geworden.“

Schlicht trocknete sich die Augen, und fragte nach allen Verwandten und Bekannten, besonders nach dem alten Schullehrer Siegel. „Der ist in seinem hohen Alter noch frisch und gesund!“ sagte Nisi; von den übrigen Bekannten waren aber viele gestorben. Schlicht erkundigte sich hierauf nach Wallers Familie; jedoch ohne zu sagen, daß Waller in der Nähe sei. „Ach du mein Gott, sagte der Werber, die guten Leute sind zu begauern; der Altehe Lebn, der Karl, der ehemals von Jedermann geachtet wurde, und wegen dessen man seine Aeltern und Geschwister glücklich pries, hat sie alle sehr unglücklich gemacht. Er hat durch seine Frevelthat ihnen viele mächtige Feinde zugezogen und sie um alle ihre vernahmen Freunde und Gönner gebracht. Die Weisheit mit dem Duell ist dir ja bekannt. Der treffliche Vater ist bald darauf vor Gram gestorben, und die gute Mutter folgte ihm bald nach in das Grab. Der Bruder ist ein rechtschaffener, sehr geschickter junger Mann; allein er ist immer nur Aneker, und kann kein sicheres Brod und keine eigentliche An-

Stellung erhalten; die älteste Schwester ist verheirathet; aber auch diese Heirath wäre vielleicht wieder zurück gegangen, wenn die beiden Verlobten, als die Mordgeschichte bekannt wurde, nicht schon dreymal wären verklündet gewesen. Du kannst dir also denken, daß die Hochzeit nur in der Stille gehalten wurde, und es dabei sehr traurig zuging. Die zwei jüngsten Schwestern sind sehr tugendhafte und schöne Bräulein; allein sie werden sich kaum ihrem Stande gemäß verheirathen können. Die Luise säßet indessen ihrem Bruder die Haushaltung; Lette ist bei ihrer verheiratheten Schwester. Der alte Graf hat die Ermordung seines Sohnes noch nicht verschmerzt, und er und seine vielen mächtigen Verwandten sind nicht nur gegen Karl, sondern auch gegen seine Geschwister noch immer höchst erbittert. Das ist nun freylich nicht recht; denn die Geschwister können ja nichts für die blutige That ihres Bruders. Allein so ist nun einmal die Welt. Die guten Geschwister — auch Karl — werden indeß von der ganzen Püßerschaft sehr bedauert.“

Der wackere Werber fragte nun auch nach Schlichts Umständen; er hatte sogleich gemerkt, Schlicht sey ein Wildschüß, und Schlicht klagte es nicht. Miß hatte Mitleid mit ihm, und redete ihm sehr freundschaftlich zu. „Laß das Wildschießen, sagte er unter anderm, und ernähre dich lieber ehrlich und redlich mit Hefzbaken. Ein Wildschüß hat nur mehr eine Handbreit zu einem

Müder, und ein Mäder kaum mehr einen Finger breit zu einem Mörder.“

Schlicht seufzte und ging. Er eilte zu Waller, und erzählte ihm Alles, was er eben genommen hatte. Waller ward höchst bestürzt. Er weinte über den Tod seiner geliebten Aeltern heiße Thränen, und das Schicksal seiner Geschwister durchschnitt ihm das Herz. „An all dem Jammer bin ich schuld, sprach er; ich bin der unglückliche Mensch auf Erden. O was für mannigfaltiges Elend richtet eine einzige böse That an! Und wie leicht wäre sie zu vermeiden, wenn man seine unändigen Leidenschaften bändigen wollte!“ Er hatte bisher noch immer einige Hoffnung genährt, die Duellgeschichte werde nach und nach in Vergessenheit kommen, und er werde wieder in sein Vaterland zurück kehren können. Allein nunmehr entschloß er sich, mit Eile nach Amerika auszuwandern. Er sah wohl ein, daß dazu vieles Geld erforderlich sey. Da kam ihm der unglückliche Einfall in das Schloß Zinkenstein einzubrechen. Er schmeichelte sich mit der höchst unsichern, thörichtesten Hoffnung, es in Amerika schon so weit zu bringen, daß er der Herrschaft das geraubte Geld wieder werde ersorgen können.

Er redete darüber mit Schlicht, und Schlicht mußte den Raubanschlag dem Jost und dem Dietrich vertragen. Waller rechnete dabei vorzüglich auf Dietrichs Geschicklichkeit im Eröffnen der Schlösser. Sie unternahmen es, den Anschlag

auszuführen — der allen ihren Mubereien mit Einem Mal ein Ende machte.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Waller's Verurtheilung.

Als die Vollstättung des Urtheils über die vier Gefangenen angekommen war, begab sich der Amtmann mit seinem Aktuar und den Gerichtsdienern in den düstern alterthümlichen Gerichtssaal, wo die zwölf alte, ehrwürdige Richtermänner, nebst mehreren ansehnlichen Bürgern bereits versammelt waren. Waller wurde zuerst vorgeführt. Es herrschte, indem er mit seinem gewöhnlichen Anstande in den Saal trat, eine feyerliche Stille. Man sah, obwohl seine unordentliche Lebensart und das lange Elend im Kerker ihn entstellte hatten, noch deutlich, daß er ehemals ein sehr schöner Mann gewesen seyn mußte. Der Amtmann las ihm das Urtheil vor, wegen Raubes und Mordes durch das Schwert vom Leben zum Tode hingerichtet zu werden.

Waller hörte sein Todesurtheil mit großer Standhaftigkeit an, und sagte, als das Lesen zu Ende war: „Herr Amtmann! Das Urtheil, das Sie mir vorgelesen haben, ist gerecht. Ich habe es nicht anders erwartet, und unterwerfe mich der Strafe. Da ich alle meine Pflichten gegen die menschliche Gesellschaft vernachlässigt, und so-

gar auf die göttlichen Befehle nicht geachtet habe, so will ich wenigstens die einzige Pflicht, die mir noch übrig ist, erfüllen — und mein Haupt willig dem Schwerte darbiehen, um den verletzten Rechten der Menschheit und der strafenden Gerechtigkeit Gottes Genüge zu leisten."

"Lieber Herr Amtmann, sprach er weiter, Sie wissen meine Geschichte. Sie haben sich meine Zeugnisse von der Universität zu verschaffen gewünscht. Sie haben sie in Hinsicht meiner Studien vorzüglich gefunden und auch in Hinsicht meiner Sitten vorzüglich gefunden — meine unglückliche Neigung zu Schläzereien allein abgerechnet. Ja, ich darf behaupten, ich war, was meine ganze übrige Lebensweise betrifft, untadelich. Ich könnte jetzt als ein so angesehenes Beamter, wie Sie sind, vor Ihnen stehen. Allein mein verabscheuungswürdiger Jähzorn, den ich durch die Kraft der Religion leicht hätte besiegen können, verdirbt Alles. Er ist die Ursache an dem Elende meines Lebens. Ich kann Sie versichern, nach jenem unseligen Augenblicke, da ich meinen Jugendfreund ermordete, hatte ich keine ruhige Stunde mehr. Glauben Sie mir, jene blutige That stand mit mir auf, und ging mit mir zu Bette. Sie verursachte mir tausend schlaflose Nächte. Ich beweinte sie mit heißen Thränen. Da der Wein meine hitzige Gemüthsart noch mehr entflammte hatte, so habe ich mir vorgenommen, keinen Wein mehr zu trinken. Dieser Vorsatz war von keiner sonderlichen Bedeutung. Doch habe ich ihn ge-

ten. Noch fester habe ich mir vorgenommen, nie mehr in meinem ganzen Leben Menschen zu vergießen. Diesen Vorsatz habe ich leider eine schreckliche Art gebrochen. Freylich war bloß Nothwehr, daß ich jenen Jäger erschoss. Es war kein vorbedachter Mord, sondern ein unüberlegter Entschluß eines unseligen Augenblicks. Doch, das soll keine Vertheidigung seyn. Der Jäger war von der Obrigkeit dazu aufgestellt, Wildschüßen und verdächtige Leute aufzuweifen. Ich wußte längst, daß ich in diese Klasse von Menschen gehöre, und leicht in den Fall kommen könne, angehalten zu werden. Ich hätte mich der obrigkeitlichen Gewalt nicht widersetzen sollen, sondern dem von ihr aufgestellten Befehl gehorchen, und mich ergeben sollen. Ich bestraft den Unglücklichen, und diese zweyte Mordthat verdoppelt die schreckliche Last, die mein Gewissen beschwert. Uebrigens kann ich Ihnen vor Gott vertheuern, nur Hunger und äußerste Noth verleitet mich, Menschen anzufallen; jedoch war ich bey all meinen Töbungen mit blankem Säbel, selbst beym Gebrauche des Schießgewehrs immer darauf bedacht, nie einen Menschen zu verwunden, der sein Leben in Gefahr zu seyn."

"Ich habe in meiner Wildniß viel über mein vergangenes Leben nachgedacht. Der verwilderte Wald umher stimmte mit meiner verfinsterten Gemüthsart, überein; die Ruinen des zerstörten Schlesses waren mir ein Sinnbild meines zertrümmerten Glückes. Ich beethete, was man von

einem Räuber und Mörder nicht denken sollte, da oft um Gnade und Erbarmung zu Gott. In der Abgeschiedenheit meines Kerkers, in dem Angesichte des nahen Todes und der Ewigkeit schmerzte mich meine gräßliche Lebensweise noch tiefer!”

„Großer Gott! rief er, Du weißt es! Das Leben eines Räubers war mir höchst zuwider, ja unerträglich. Es ist wahrhaftig etwas Schauerliches, sich zu den Thieren des Waldes verfließen zu sehen; sich ohne Lebensgefahr in kein Dorf mehr wagen dürfen, alles Umganges mit rechtlichen Menschen, aller Annehmlichkeiten des Lebens entbehren, Hunger, Frost, Kälte, Schlaflosigkeit, beständige Verfolgung ertragen zu müssen, und sich gleichsam im Kriegszustande mit dem ganzen menschlichen Geschlechte zu befinden. Kein Mensch, der nur einen Funken gesunder Vernunft, nur ein Fünkchen menschlichen Gefühls hat, wird je eine solche Lebensart wählen, wenn er nicht, so wie ich, durch Thorheit und Verbrechen gewaltsam in dieselbe hineingerissen wird. Ein solches Leben, zu dem ein Räuber sich selbst verurtheilt, wäre schon eine furchtbare Strafe — wenn auch nicht Ketten und Tod das Ende davon wären. Und doch ist dieses schauerliche Leben mit all seinen Beschwerden und Entbehrungen noch nichts, noch ein kühler Thau gegen die Hölle, die in meinem Innern aufloderte. Nun, Gottlob, dieses Leben endet jetzt! Möchte es nicht so schmachvoll enden — möchte ich diese Qualen nicht in

ne Welt mit hinüber nehmen — möchten dort
nicht noch schrecklichere Qualen auf mich warten!“
Er schwieg eine Weile, und sagte dann:
„Ich hätte in früheren Jahren, wo ich von Ael-
tern, Geschwistern, Lehrern und Freunden allge-
mein geschätzt und geliebt wurde, freylich nicht
geglaubt, daß ich einmal so schmachvoll auf dem
Feldgerüste unter dem Schwerte des Scharfrich-
ters sterben würde. Ach, welche süßen Hoffnun-
gen haben sich meine seligen Aeltern, mein edler,
achtsamer Vater, meine fromme Mutter von
ihrem damals so hoffnungsvollen Sohne gemacht!
Mit welcher Liebe hingen meine Geschwister an
mir, ihrem geliebten Bruder! Welche Freude hats
Aeltern und Geschwister, wenn ich am Ende
des Schuljahres in die Ferien, oder wie man in
meinem Vaterlande sagte, in die Vakanz kam,
und ihnen die herrlichsten Zeugnisse von meinem
Ehrgeiz und Wohlverhalten vorlegen konnte! Wie
strebten sie Alles auf, mir Vergnügen zu machen!“
„O — rief er mit herzdurchdringender Stimme
und brach in einen Strom von Thränen aus —
das ist schrecklich! Gottlob, daß meine geliebten
Aeltern meinen schmachvollen Tod nicht mehr er-
lebten!“

Er konnte vor Schmerz lange nicht mehr re-
den. Endlich fing er wieder an: „Vesler Herr Amts-
mann! Sie haben als ein edler Mann an mir
gehandelt! Sie begegneten mir immer menschlich,
und haben mir mein langes Kerkerelend so viel
möglich erleichtert. Sie hätten mich gern gerei-

tot, wenn ich noch wäre zu retten gewesen. Ihre Milcht gestattete es nicht, ich weiß das. Sie hatten Mitleid mit mir. Auch in diesem Augenblicke sehe ich eine Thräne in ihren Augen glänzen, die Sie vergebens zu verheimlichen suchen. Diese Ihre Güte wolle Ihnen Gott vergelten! Ich würde Ihnen dankbar die Hand bieten, wenn es nicht die Hand eines Räubers und Mörders wäre, die wohl kein ehrlicher Mann, ohne sich entehrt zu glauben, fassen mag. Empfangen Sie denn bloß in Worten meinen innigsten, gefühltesten Dank!"

"Ihre unverdiente Güte macht mich so kühn, noch einige Bitten zu wagen."

"Zuerst bitte ich Sie, verehrtester Herr Amtmann, um Verzeihung, daß ich gerade in ihrem Amtsbezirke gegen die Gesetze handelte: daß ich, da Sie ehnehin mit Arbeiten überhäuft sind, Ihnen so viele Stunden raubte, die Sie besser hätten anwenden können; daß ich Ihnen so viele unangenehme Schreibereien verursachte! Indes haben Sie ja selbst einige Male zu bemerken die Güte gehabt, daß ich durch Verstellung und unnützes Plaudern Ihnen diese traurigen Geschäfte nicht erschwert und vervielfältigt habe."

"Dann ersuche ich Sie, in meinem Namen der gnädigen Herrschaft abzubitten, daß ich ihr durch meinen Raubanschlag Unruhe machte und sie in Schrecken versetzte. Versichern Sie Hochdieselbe, daß es meine Absicht nicht war, in dem Schlosse Jemandes Blut zu vergießen. So ist es auch in

er That. Deshalb gestattete ich auch nicht, daß Jost, der etwas betrunken war und überhaupt wenig Ueberlegung hat, sich bewaffnete. Ich dachte den Raub bloß durch Drohungen und plötzlichen Schrecken, wenn nicht ganz unbemerkt und in der Stille, durchzusetzen. Meine Absicht war nur, so viel Geld in meine Gewalt zu bekommen, um mich von Jost und Dietrich auf immer zu trennen, und mit Schlicht mein Glück in einem andern Welttheile zu versuchen. Ich betrachtete das Geld, das ich rauben wollte, als eine Art erzwungenen Entschens, das ich demnächst wieder zu erstatten dachte; aber dieß war, wie ich nun wohl einsehe, eine thörichte Hoffnung. Jener Raubanschlag war und bleibt ein strafwürdiges Verbrechen, und ich will ihn nicht beschönigen. Mein Schicksal ist entschieden; ich bin ein armer, verlornener Mensch. Allein ich wünschte doch, daß Sie, Herr Amtmann, und die gnädige Herrschaft mich nicht für noch schlechter ansehen, als ich es wirklich bin!"

"Ich habe noch eine weitere dringende Bitte, die Sie mir ja nicht abschlagen wollen! Sie wissen, daß mein gegenwärtiger Name nur ein erborgter Name ist. Da ich fern von meinem Vaterlande ohne bleibende Stätte so durch die Welt dahin wandle, so nannte ich mich Waller. Ich bitte Sie bey Allem, was heilig ist, lassen Sie nicht meinen Familiennamen, sondern bloß meinen angenommenen Namen, unter dem ich die Verbrechen, wegen deren ich hingerichtet werde, begangen habe, in das gedruckte Todesurtheil setzen. Es

leben von mir noch vier Geschwister. Ein Bruder und eine Schwester waren damals, als ich entfloß, bereits erwachsen — vortreflich erzogen, sehr edel und tugendhaft. Meine jüngern zwei Schwestern waren, als ich sie das letzte Mal sah, beynähe noch Kinder, allein ungemein liebliche, hoffnungsvolle Mädchen. Alle wurden durch meine Duellgeschichte und den darauf erfolgten Tod unserer geliebten Aeltern in die tiefste Betrübniß versetzt. So tief indeß dieses mein Vergehen sie schmerzte, so hart sie die Schmach, die auch auf sie fiel, empfanden, so ist es, nach den freylich verkehrten Begriffen von Ehre, doch nicht so entehrend, einen Menschen im Duell zu tödten, als einen gemeinen Mauthmord zu begehen. Ach, was würden die gefühlvollen Herzen meiner Geschwister empfinden, welch ein Schrecken würde alle meine ehrenden Verwandten ergreifen, wenn sie in den öffentlichen Blättern lesen würden, ich sey als Mauthber und Mörder unter der Hand des Henkers gestorben! Ach, ersparen Sie — ich bitte Sie noch einmal inständig — einer schuldlosen Familie, die immer auf Ehre hielt, eine solche Schmach, über die sie sich zu Tod kümmern würde. Sollte indeß irgend ein rechtlicher Mann, der vielleicht den Namen Waller führt, sich dadurch beschimpft fühlen, daß ich mir seinen Namen widerrechtlich zu eignete, so wollen Sie in dem Todesurtheile bemerken, daß ich meine Verbrechen unter dem angemessenen Namen Waller begangen habe.“

„Und dann — möchte ich Sie noch bitten,

daß ich den unglücklichen Schlicht noch einmal sprechen dürfe. Er ist zwar wenig gebildet, und hat nicht sonderlich viel Verstand. Er ist ein Räuber und Mörder wie ich. Doch gegen mich war er die treueste Seele, die man sich nur immer denken kann. Der arme Mensch hätte an meinem Kopfe hundert Dukaten verdienen, und überdies noch als Deserteur und Wildschüze Verzeihung erlangen können, wenn er meinen verborgenen Aufenthalt entdeckt hätte. Allein er that es nicht und nahm sich meiner in meinem Elende getreulich an. Seine Treue und Ergebenheit gegen mich ist größtentheils Schuld an seinem gegenwärtigen Elend. Mein Gewissen macht mir Vorwürfe, daß ich den treuen Menschen nicht auf eine bessere Lebensbahn leitete. Gestatten Sie mir daher, daß ich, bevor ich auf der Nichtstätte mit ihm zusammen treffe, ihn noch einmal sehe. Ich möchte ihm für seine treuen Dienste in dieser Welt noch einmal danken — ich möchte ihm noch ein Wort an das Herz reden, damit er, seine Vergehen bereue und eines seligen Todes sterbe. Aus dem Munde seines Mitschuldigen, den er schätzt und liebt, wirkt ein solches Wort vielleicht am tiefsten.“

„Endlich bitte ich Sie noch: Schicken Sie mir einen würdigen Geistlichen, der mir beystehende, meine schwere Rechnung mit Gott abzuschließen. Ich bin leider viele Jahre nicht mehr in den öffentlichen Gottesdienst gekommen; ich habe durch meine Verbrechen und meine wilde Lebensweise mich selbst von der Gemeinschaft der Gläubigen ausge-

schlossen. Da ich lange Zeit als ein Heide lebte, so will ich doch wenigstens als ein Christ sterben."

"Thun Sie das!" sagte der Amtmann, versprach alle seine Bitten zu erfüllen, und both ihm die Hand. Waller blickte mit seinen großen schwarzen Augen voll Thränen ihn gerührt an, drückte ihm die Hand, wandte sich schnell um, und wurde nun in ein besonderes Zimmer geführt, um sich da auf den großen Schritt in die Ewigkeit vorzubereiten.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Echlichts Gefangenschaft und Verurtheilung.

Echlicht brachte die Tage seiner Gefangenschaft in stiller Betrübniß zu. Er hatte durch das kleine, mit starken eisernen Stangen vergitterte Fenster seines dunkeln Kerkers die Aussicht auf die Kirche. Das Geläute der Glocken ging ihm immer tief zu Herzen. Er hörte die Orgel, den Gesang der versammelten Gemeinde, und die Melodie manches ihm bekannten Liedes deutlich herüber in sein Gefängniß. Er war zu traurig, um mitzusingen; er beehrte aber inbrünstig mit, indem er den Inhalt des Liedes, oft unter vielen Thränen, überdachte. Der Gottesacker, der die Kirche umgab, die vielen Gräber, Kreuze und Leichensteine erweckten sehr ernste Gedanken in ihm; bey jedem Lei-

benbegängnisse, das er mit ansah, durchschauerte ihn der Gedanke an seinen eigenen nahen Tod. Ach, dachte er, als einmal eine Mutter begraben wurde und ihre vielen Kinder an dem Grabe laut weinten und jammerten, wie wird es meiner Mutter seyn, wenn sie meinen so schmachlichen Tod vernimmt!“ Er nahm sich vor, ihr vor seinem Tode noch einmal zu schreiben; da erhielt er, wenige Tage, bevor ihm sein Todesurtheil angekündigt wurde, ganz unerwartet einen Brief von ihr.

Die Mutter schrieb: „Liebster Sohn! Ich bin wegen Deiner in großen Sorgen, und kann vor schwerem Kummer nicht essen und nicht schlafen. Ich wußte zwar wohl, daß an das Stadtgericht dahier geschrieben worden, du seiest zu Hirschfelden in amtliche Untersuchung gekommen; man möchte daher Auskunft geben, wie du dich dahier aufgeführt habest. Das hiesige Amt berichtete, du habest dich als Knabe und Jüngling immer gut betragen, seiest immer still, fleißig und arbeitsam gewesen, habest auch als Soldat für dein Vaterland tapfer gekämpft, und eine Ehrenmünze erhalten. Freylich wurde nicht verhehlt, wie du jenes Geld verspieltest, und darauf desertirtest. Indesß wurde doch dabey bemerkt, jenes Geld sey längst erstattet, und da nächstens ein Generalpardon für alle Deserteurs werde bekannt gemacht werden, so könnest du, wenn jene Untersuchung, wie deine gute Gemüthsart hoffen lasse, zu deiner Ehre ausfalle, ungehindert in dein Vaterland zurückkehren.“

„Das war auch meine Hoffnung, lieber Peter. Da ich von Hirschfelden nichts mehr weiter vernahm, so glaubte ich, die Untersuchung, in die du verwickelt worden, habe dir keinen weitem Nachtheil gebracht, und es sey keine Rede mehr davon. Ich dachte immer, unser Peter wurde von seinem seligen Vater und von mir fromm und christlich erzogen! Er wird seinen ersten Fehler, zu dem ihn die Spielsucht verleitete, auch den letzten seyn und sich nicht zu noch ärgeren Sünden und Lastern verführen lassen. So dachte ich, und bethete Tag und Nacht für dich. Und da nun der Generalpardon hier in der Stadt unter Trommelschlag ausgerufen wurde, da zitterte mir das Herz vor Freude; und da diese allgemeine Begnadigung in allen Zeitungen gedruckt zu lesen war, so hoffte ich jeden Tag, dich von Angesicht zu sehen.“

„Allein da kam der Gerbergesell, der Friedrich Nist, der mit dir in die Schule gegangen, aus der Fremde zurück, und besuchte mich. Ich mußte weinen, als er zu mir in die Stube trat, und so wohl aussehend und gut gekleidet vor mir stand; ich hatte schon gehört, er werde jetzt die Werkstätte seines Vaters übernehmen, und sey bereits Bräutigam. „Ach, sagte ich zu ihm, möchte doch auch mein Peter bald zurück kommen, und die Werkstätte seines Vaters, die schon so viele Jahre geschlossen ist, wieder eröffnen.“ Allein Nist erzählte mir mit weinenden Augen, du liegest, als des Mordes und Raubes beschuldigt,

noch immer zu Hirschfelden im Gefängnisse, und Jedermann glaube, man werde dich hinrichten. Er habe dich im Gefängnisse besuchen wollen; aber ein Mensch dürfe zu dir. Wenn ich dir schreiben wolle, sagte er, so müsse ich es gleich thun; sonst werde mein Brief dich schwerlich mehr am Leben antreffen."

"Ach liebster Peter, was soll ich denken, was soll ich sagen? Ich konnte es nicht glauben. „Nein, tief ich, einen Mäuber und Mörder haben mein eliger Mann und ich an unserm Sohne nicht erzeugen!" Ich starb fast vor Jammer. Dein Bruder, der Johanna Vap, der dahier als Zimmermann gut und glücklich verheirathet ist, und deine Schwester, die Marie, die den Wagner Michael Werner heirathete und mit ihm in einer sehr zufriedenen Ehe lebt, glaubten es auch nicht. Dein Bruder und deine Schwester elsten, sobald sie die traurigen Nachrichten von dir vernommen hatten, eilte gleich zu mir, mich zu trösten. Beide, besonders die Marie, machten mir gute Hoffnung."

"Ja, ich habe noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Ich hoffe noch immer, du werdest im fremden Lande mit deinem Handwerke dich redlich ernähren haben, und nun, wie andere Handwerksbursche, von deiner Wanderschaft zurück kommen, dich dahier verheirathen, und der Trost und die Freude deiner alten, bald siebenzigjährigen Mutter werden!"

"Ach, liebster Sohn, ich kann es dir nicht verhehlen! Ich hatte, seit du deine Jahre und

dein Vaterland verlassen hast, viele traurige Stunden. Ich war oft todtetrübt. Indes war ich ernstlich darauf bedacht, dem Herrn Hauptmann das Geld zu erlösen. Ich spann Tag und Nacht, und nehte den Faden mit tausend Fäden. Ich sparte, so gut ich konnte, und aß fast nichts als Wassersuppen. Als ich die Hälfte des Geldes beisammen hatte, brachte ich es dem Herrn Hauptmann. Er war sehr gnädig gegen mich und sagte: „Ach der arme, unglückliche Mensch! Er war als Soldat tapfer und als mein Bedienter ein treuer Kerl. Ich konnte mich auf ihn verlassen. Wenn nur das verwünschte Spielen nicht gewesen wäre. Indes bin ich überzeugt, wenn ich ihm das Geld versiegelt übergeben hätte, so hätte er es nicht angegriffen. Allein, daß ich zu bequem gewesen, es zu versiegeln, sondern es ihm gleich so in die Tasche gab, das war ein großer Fehler von mir. Einem Spieler Geld anvertrauen ist toll; Gelegenheits macht Diebe. Ach, wenn er mir doch nur seinen Fehler aufrichtig eingestanden hätte! Wahrhaftig, ich hätte ihm verziehen; er hätte als mein Bedienter, besonders aber mit Abschreiben, das Geld wieder abverdienen können. Da indessen die Hälfte der Schuld auf mir liegt, so ist es billig, daß ich auch die Hälfte des Geldes verliere.“ Der Herr Hauptmann schenkte mir die noch schuldige Hälfte, tröstete mich, und entließ mich sehr gütig.

„Nachdem diese Schuld abgetragen war, habe ich noch weiter für dich gesorgt, lieber Sohn!

Ich hätte unser halbes Haus, nebst der Werkstätte und dem Handwerkszeuge, öfter sehr vertheilhaft verkaufen können; allein ich habe sie noch immer für dich aufgehoben. Ich habe auch noch ein kleines Kapital von hundert Gulden, wovon ich fünfzig Gulden erbt — und fünfzig Gulden ersparte, für dich bey der Stadt an Zins gelegt, damit du, wenn du zurück kämest, dir einen Vorrath von Arbeitsholz anschaffen, und auch andere nöthige Ausgaben bestreiten könntest. Doch, was sage ich! Ach, vielleicht ist es doch möglich, daß alle diese meine süßen Hoffnungen eitel sind! Ach, Peter, Peter, wenn es denn wirklich so seyn sollte, wenn du wirklich solltest hingerichtet werden, so bedenke doch das Heil deiner armen Seele, und thue aufrichtige Buße! Du warst für mich schon lange wie todt und verloren. Mache, daß ich doch einst in jener Welt möge sagen können, wie es in dem Evangelium heißt: „Dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wieder gefunden.“

„Nun, lieber Peter, so sey denn Gott mit dir; Er verlasse dich nicht, es gehe nun zum Leben oder zum Tod. Du kannst dir leicht denken, daß ich in einem Alter von bald siebenzig Jahren und des Schreibens ungewohnt, einen solchen langen Brief nicht mehr hätte zusammen bringen können. Auch siehst du es an der Handschrift, daß ich ihn nicht geschrieben habe. Du wirst die Schrift wohl noch kennen. Dein ehe-

maliger Schullehrer, der bereits achtzig Jahre alt ist, schrieb diesen Brief in dem Namen deiner Mutter. Wir saßen von Morgens früh bis Mittags zusammen, und er schrieb unter Thränen, was ich weinend und schluchzend ihm sagte. Er grüßt dich auch, und ermahnt dich, du sollst nicht vergessen, was er dir und allen Schulkindern so oft gesagt hat: „Hütet euch vor Sünde; wer aber gesündigt hat, der bekehre sich von der Sünde zu Gott; denn Gott ist gnädig und barmherzig, und will nicht den Tod des Sünders; sondern, daß er sich bekehre und lebe.“

„So lebe denn wohl, liebster Vater, lebe wohl — in dieser oder jener Welt! Ich hoffe, wir werden, wo nicht in dieser, doch in jener Welt einander wiedersehen! Gott lasse unser Wiedersehen in Freude seyn! Dein Bruder und deine Schwester, dein Schwager und die Schwägerin grüßen dich von Herzen, und betben, so wie ich, beständig für dich. Wiewohl ich diesen Brief nicht eigenhändig schrieb, so unterzeichne ich doch mit eigener Hand meinen Namen — deine getreue Mutter Christine.“

Schlicht las diesen Brief unter heißen Thränen, und verbarz dann sein Gesicht in das Stroh seines Lagers, und weinte bitterlich. Die Liebe seiner Mutter bewegte ihm das Innerste seines Herzens. „O du gute Mutter, sagte er schluchzend, wie treu hast du, seit ich mich fern von dir in der Fremde befinde, für mich gesorgt, für mich gearbeitet, wegen meiner dich mit schlechter

Kost begnügt, um dem Herrn Hauptmanne das von mir veruntreute Geld zu ersetzen, und mir die väterliche Werkstätte zu erhalten. Ach, so bald es mir gestattet wird, will ich an dich schreiben, und dir mein ganzes Herz ausgießen!“

Mit Wehmuth und vielen Thränen gedachte er seines ehemaligen Lehrers. „O der redliche Greis! sagte Schlicht, er war immer ein recht guter Mann und ein fleißiger Lehrer. Er hielt etwas auf mich, und ermahnte mich immer zum Guten. Er suchte uns Kindern auf allerley Weise gute und heilsame Lehren einzuprägen, und legte uns deshalb zur Uebung im Schönschreiben immer schöne Reimen zum Abschreiben vor. Ich erinnere mich wohl noch der Schrift, mit der ich im letzten Schuljahre den Preis aus dem Schönschreiben erhalten habe. Es war darin gesagt, daß der Weg der Jugend anfangs rauh und dornig sey, aber zum Heil und Leben führe; daß hingegen der Weg des Lasters anfangs mit Blumen bestreut sey, aber zum Abgrund führe, und mit Tod und Verderben endige. Ach damals, als ich diese Schrift schrieb, dachte ich freylich nicht, daß ich in den letzten Zeilen mein eigenes Schicksal, und gleichsam mein Todesurtheil schreiben! Hätte ich diese Worte doch früherhin besser zu Herzen genommen, so stünde es jetzt besser mit mir!“

Noch ganz besonders aber ging ihm die Versicherung zu Herzen, daß sein Hauptmann ihm gerne verzeihen, und ihm Gelegenheit verschafft

hätte, das entwendete Geld zu erstatten. „Ach, sprach er, daß ich es doch damals gewußt hätte, daß er mir vergeben würde, so wäre ich nicht heimlich entwichen; ich hätte meinen Fehler bekannt und um Gnade gelehrt. Ich sehe nun wohl ein, wie wahr jener Spruch sey, den ich in der Schule auswendig lernen mußte: „Wer seine Sünde verheimlicht, dem geht es nicht gut; wer sie aber bekennet und ablegt, der wird Barmherzigkeit finden.“

Ueberhaupt sah Schlicht jetzt im Gefängnisse sein ganzes Leben anders an, als vormals am Spieltische oder in seiner Räuberhöhle. „Ich Aber, sprach er, ich beging immer einen neuen Fehler, um den Folgen des vorigen Fehlers auszuweichen, und ließ mich so von einem Vergehen immer zu einem noch größern verleiten. So wurde ich aus einem Spieler ein untreuer Diener, dann Deserteur, Witzschäpe und Räuber — und zuletzt gar ein Mörder. Ach, hätte ich das Spielen, vor dem ich so oft gewarnt wurde, und es oft selbst verwünscht, aufgegeben und mich die falsche Hoffnung des Gewinnes nicht betrügen lassen, so wäre all das Unheil verhütet worden. Hätte ich dem Herrn Hauptmann meine Veruntreuung einbekannt, so hätte ich Verzeihung erlangt; meine Dienstzeit wäre nun längst aus, und ich wäre wohl schon in meiner Vaterstadt als Bürger ansäßig! Hätte ich auch noch als Deserteur mich freiwillig gestellt, so wäre ich freylich nicht ohne Strafe geblieben; allein ich wäre doch wieder angenommen worden, und hätte

durch treue Dienste und Tapferkeit mein Vergehen wieder gut machen können. Hätte ich dem Wildschießen, bey dem ich doch nur Hunger und Kummer litt, entsagt und mich auf einem abgelegenen Bauernhose im Walde als Knecht verdingt, so wäre ich doch kein Räuber geworden — und wenn ich noch als Räuber, wo ich oft in Todesgefahr kam und mein Gewissen sich mächtig regte, auf den verlassenem guten Weg zurück gelehrt wäre, so hätte ich meine Hände doch nicht mit Menschenblut besudelt! — Ach mein Gott, daß ich so lange Zeit in keine Predigt mehr gekommen, das vollendete mein Unglück. Wenn der Mensch nicht wenigstens einmal in der Woche an Gott und Gottes heilige Gebote erinnert wird, so verwildert er ganz.“

Bald, nachdem Schlicht den Brief seiner Mutter erhalten hatte, ward er in die Gerichtsstube geführt und der Amtmann las ihm das Todesurtheil vor. „O Mutter, liebste Mutter! rief Schlicht, nur um dich ist es mir; an mir ist nichts gelegen; ich bin ein elender Mensch, ich habe den Tod hundert und tausendmal verdient. O die verdammten Karten! O das verwünschte Spiel! Doch — ich sterbe gern! Gott sey nur meiner armen Mutter und meiner armen Seele gnädig!“

Er ging — und auch er wurde in eine besondere Kammer gebracht, um die drey letzten Tage seines Lebens seiner Vorbereitung zum Tode zu widmen.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Schlichts und Wallers letzte Lebensstunden.

Sobald Schlicht in die Kammer getreten war, fiel er auf die Knie, stützte die Armen auf einen Cessel, verbarg das Gesicht in beyde Hände, und vergoß einen Strom von Thränen. Der Soldat, der neben der Thüre Wache stand, hatte Mitleid mit ihm und sprach: „Weine nicht so schmerzlich; ein ehemaliger Kriegermann sollte den Tod nicht fürchten.“ „Ach, sagte Schlicht, ich weine nicht, weil ich jetzt sterben muß; sondern weil ich so sündig gelebt habe. Mit diesen Jahren stehe ich zu Gott um Verzeihung meiner Sünden, und um eine glückselige Sterbestunde.“

Ueber eine Weile trat der Pfarrer von Hirschfelden herein. Schlicht stand auf, und begrüßte ihn freundlich. Der Pfarrer winkte ihm, nieder zu sitzen, setzte sich zu ihm, tröstete ihn, und ermahnte ihn, sein Herz zu Gott zu wenden, und von ganzem Herzen Buße zu thun. „Lieber Herr Pfarrer, sagte Schlicht, so wie ich in diese Kammer herein trat, aus der ich nicht mehr heraus komme, bis ich zum Tode geführt werde, war es mein erster Gedanke, mich von ganzem Herzen zu Gott zu befehlen. Ja, Gott wolle mir Gnade geben, daß ich, nach so vielen zu meinem Verderben mißbrauchten Jahren meines Lebens, doch wenigstens diese drey Tage zu meinem Heile anwenden möge.“ Der Pfarrer war über Schlichts

büßfertigen Sinn sehr erfreut, und sagte, er wolle ihm Zeit lassen, sein Gewissen wohl zu erforschen und seine Sünden aufrichtig zu bereuen, um sie dann zu bekennen und die heilige Communion zu empfangen. Er versprach wieder zu kommen, und ging. Abends kam er zur bestimmten Stunde, wie er es versprochen hatte, wieder, ersuchte den Soldaten, indessen draußen vor der Thüre Wache zu halten, und blieb über zwei Stunden. Es war bereits dunkel, als er den bedauernswerthen Schlicht, der aber seinem nahen Tod nun sehr getrost entgegen sah, verließ.

Nachdem der Pfarrer fort war, trat der Kerkermeister mit Licht herein, brachte Tischluch, Zeller, ein Paar Flaschen mit Bier und Wein nebst Gläsern, und fing an, den Tisch zu decken. Es war so gebräuchlich, jeden armen Sünder die letzten drei Tage noch gut zu bewirthten, wie denn auch eine solche Mahlzeit das Henkersmahl genannt wurde. Schlicht hatte den ganzen Tag nichts gegessen, und verbat sich auch jetzt die Mahlzeit; er aß nur ein wenig Suppe, und ersuchte dann den Kerkermeister, ihm Dinte, Feder und Papier zu bringen. Schlicht schrieb seiner Mutter folgenden Brief:

„Allerliebste, beste Mutter! Euren lieben Brief habe ich erhalten, und mit nassen, rothgezwinteten Augen wohl hundertmal gelesen. O Gott, wie groß ist Eure Liebe zu mir, die ich aus diesem Briefe aufs neue erlah! Wie schmerzt es mich, daß ich, Euer unglücklicher Sohn, alle

Eure Hoffnungen, die Ihr Euch von mir gemacht halt, und noch machet, vereitelt habe. Leider traf mich Euer liebevoller Brief noch im Gefängnisse, und ich schreibe Euch diese Zeilen mit gekelter Hand. Ja, das Todesurtheil ist über mich ausgesprochen, und wenn Ihr diese Zeilen, die ich mit meinen Thränen benetzt, lesen werdet, ist mein Blut schon längst unter dem Schwerte geflossen, und die Hand, die diesen Brief schrieb, ruhet im Grabe. Nächsten Freytag morgens zwischen neun und zehn Uhr werde ich hingerichtet."

„Nicht! Mutter! Der blutige Tod, der mir bevorsteht, ist noch das Wenigste, was mir mein Herz beschwert. Mein Jammer um Euch hat die Todesfurcht aus meinen Herzen verdrängt. O wie schlecht habe ich Euch die große Liebe vergolten, die Ihr von meiner Kindheit an mir gezeigt habt! Ihr seyd immer eine gute Mutter gewesen, habt mich zu allem Guten ermahnt, mich fleißig in die Schule und zur Kirche geschickt, mich vor allem Bösen gewarnt, mich als einen kleinen, muthwilligen Knaben, wenn es nöthig war, auch abgestraft. O wie viele Zähren habt Ihr vergossen, als ich zum Soldaten ausgehoben wurde, wie habt Ihr mir die treuesten Ermahnungen, Euren mütterlichen Segen und wohl den letzten Heller, den Ihr hattet, mit auf den Weg gegeben! Ihr habt mir sogar noch Euer mit nächtlichem Spinnen mühsam verdientes Geld geschickt, das ich undankbarer Sohn oft leichtsin-

nig verspielte. O noch denke ich des Augenblicks, da ich Euer mütterliches Angesicht das letzte Mal gesehen habe! Ich lag verwundet in dem Militärspitale; eine Kugel hatte mich in die Schulter getroffen. Ich litt lange Zeit große Schmerzen, war sehr traurig, und wegen eines heftigen Fiebers in Todesgefahr. Da riefen auf einmal ein Paar Kammeraden: „Peter, deine Mutter kommt!“ Ihr tratet mit weinenden Augen an mein Bett. Ihr hattet die weite Reise gemacht, mich zu besuchen, mich zu trösten, mir in meiner Krankheit beizustehen. O wie eist habt Ihr, als Ihr so neben meinem Krankenlager gesessen, mit aufgehobenen Händen zu Gott geseht, Er wolle mich mit dem Leben davon kommen lassen. Allein es ist wohl wahr: Der Mensch weiß nicht, um was er bittet; wir sollten um nichts bitten, als Gott wolle das thun, was Er als das Beste für uns erkennt. Ach, daß ich damals an meiner rühmlichen Wunde gestorben wäre! Ich wäre dann mit Ehren unter den Boden gekommen, und nicht in solche Sünden und Verbrechen hinein gerathen. Euch, liebste Mutter, wäre vieler Jammer erspart worden. Aber nun muß ich ungerathener Sohn Eure grauen Haare noch mit Schmach in das Grab bringen.“

„Nun, liebste Mutter, was geschehen ist, steht nicht mehr zu ändern. Mir bleibt nichts mehr übrig, als meine Sünden zu bereuen, und meine Strafe geduldig zu leiden. Ich habe mich auch mit Gott ausgesöhnt. Der Geistliche, dem ich

eben diesen Abend mein letztes Sündenbekenntniß abgelegt habe, und aus dessen Hand ich morgen das Brod des Lebens empfangen werde, wird Euch das bezeugen. Er hat mir versprochen, Euch diesen Brief zu schicken, und selbst noch einen Brief beizulegen, um Euch, wie ich hoffe, zu berichten, daß ich Buße gethan und bis zum letzten Augenblicke in einem bußfertigen Sinne und in dem Vertrauen auf meinen göttlichen Erlöser verharret habe. O wie will ich Morgen bey der heiligen Kommunion stehen, Jesus, der sich als das reine, schuldlose göttliche Lamm für die Sünden der Welt opferte, wolle sich auch meiner erbarmen, und auch meine Sünden hinweg nehmen. Ach, ich hoffe getrost, Er habe mir verziehen, und werde, wenn ich nun bald vor Ihm erscheine, als ein gnädiger Richter mich mit freundlichen Augen anblicken. Ja, ich bin getrost im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit und auf die Liebe Jesu, der ja in die Welt gekommen, die Sünder selig zu machen, unter denen ich der allergrößte bin.“

„Und nun, liebste Mutter, möchte ich auch Euch noch um Verzeihung bitten. Ach, daß ich Euer mütterliches Angesicht noch einmal sehen könnte! O wie wollte ich Euch da auf meinen Knien abtun, daß ich gegen eine so gute, fromme, treue Mutter ein so böser, geiziger, ausgetriebener Sohn gewesen, und daß ich einer so ehrliebenden Mutter durch meine schlechte, ehrsüchtige Aufführung so viele Schande machte; denn Ihr seyd nicht Schuld an

meinem Glende. Ihr habt Alles an mir gethan, was eine gute Mutter an Ihrem Sohne nur immer thun kann. Gott wolle es Euch vergelten, da ich es Euch so schlecht vergolten habe. Ich bitte Euch unter heißen Thränen noch einmal — vergeibt mir! Ich kann in dieser Welt nicht mehr erfahren, daß Ihr mir verzeihen; ich hoffe es aber so gewiß, als wenn ich es schriftlich von Euch hätte. Euer Brief, der mir in meinem Gefängniß mein Gewissen sehr schärfte, und mir unzählige reumüthige Thränen auspreßte, aber auch mir vielen Trost gewährte, und im Tode noch Trost gewähren wird, ist mir ein Unterpfand dafür.“

„Liebste Mutter! Ich habe da noch die kleine silberne Denkmünze, die ich einst wegen meiner Tapferkeit als ein Ehrenzeichen erhalten habe. Um sie nicht zu entehren, habe ich sie nicht mehr an meinem Hocke, sondern immer nur unter meiner Weste getragen. Sie war mir immer sehr werth. Als ich eingefangen und durchsucht wurde, bat ich, mir sie nicht zu nehmen, und man ließ sie mir. Ich wollte sie mit ins Grab nehmen. Allein nun schied ich sie Euch, als ein Andenken von Eurem unglücklichen Sohne. Wenn Ihr das Ehrenzeichen sieht, so denkt: „Mein armer Sohn war doch nicht immer ganz ehrlos, so tief er auch in Sünde und Laster versunken war; er war doch einst ein guter Sohn und ein tapferer Vertheidiger seines Vaterlandes.“ Die Denkmünze, die einst so hell und glänzend war,

steht nun freylich dunkel und fast schwarz aus; doch Ihr könnt sie ja wieder reinigen lassen, daß sie wieder hell und schön werde. O daß auch meine von Sünden verdunkelte Seele, durch Gottes Gnade gereinigt, hell und schön vor Gott erscheinen möge! Ich hoffe es durch die Gnade Jesu Christi!“

„Unter vielen Thränen habe ich in Eurem Briefe gelesen, daß mein lieber Herr Hauptmann, gegen den ich so schlecht gehandelt habe, mich nicht verabscheute, und noch so gnädig gegen mich gesinnt war. Ich danke ihm, daß er Euch die Hälfte des ihm schuldigen Geldes nachgelassen hat, so wie ich Euch, gute ehrliche Mutter, danke, daß Ihr die Hälfte des Geldes bezahlt habt.“

„Mit großer Rührung habe ich in Eurem Briefe gelesen, daß mein ehemaliger lieber Schul- Lehrer meiner noch immer so liebevoll gedenke. Ich mußte schon weinen, als ich die Aufschrift des Briefes sah, und seine mir wohlbekannten Buchstaben erkannte, die immer noch sehr kräftig sind. Ach, ich unseliger Mensch! Auch ihm muß ich in seinem hohen Alter noch Kummer und Betrübniß machen! Ich lasse ihn noch einmal von Herzen grüßen, und bitte auch ihn um Verzeihung. Er soll für seinen unglücklichen Schüler, oder vielmehr für die abgeschiedene Seele desselben beten!“

„Liebste Mutter! Ich habe die ganze Nacht an diesem Briefe geschrieben. Ich habe schon in meinem Gefängnisse, ehe das Todesurtheil, das

ich nicht anders erwartete, über mich ausgesprochen worden, nicht nur Euren Brief immer gelesen, sondern auch immer nachgedacht, was ich Euch Alles schreiben wolle. Darum ist dieser Brief so lange geworden. Jetzt bricht der Tag an, und die Morgenbelle scheint durch das schwarze eiserne Gitter meines Fensters. Ich muß nun noch betben, und mich auf die heilige Kommunion — ach die letzte in dieser Welt! — vorbereiten. Ich schließe deshalb dieses lange Schreiben. Meinen lieben Bruder, meine innig geliebte Schwester, alle lieben Freunde, Schwager, Schwägerin, und noch besonders meinen alten, ehrwürdigen Lehrer grüße ich recht aus dem innersten Grunde meines tiefgerührten, liebevollen Herzens. Was ich vergessen habe, wird der Geistliche, der mich auf die Nichtstätte begleitet, Euch noch schreiben. Lebt denn wohl, liebste, beste Mutter! Wiewohl wir uns auf Erden nicht mehr sehen, so werden wir uns, das hoffe ich zu Gott, doch im Himmel wieder sehen. Euer bis in meinen — ach so schauerlichen! — Tod, dankbarer und getreuer Sohn Peter.“

Als Schlicht mit schreiben fertig war, betheete er mit Inbrunst, und las in dem Gebetbuche, das ihm der Pfarrer da gelassen hatte, sehr andächtig die Kommuniongebethe. Jetzt kam der Kerkermeister herein und sagte, Waller wolle ihn noch sprechen. Schlicht folgte dem Kerkermeister in das Zimmer, in dem auch Waller auf den Knien lag und betete. „Schlicht!“ rief Waller

und sprang auf. Sie stürzten einander in die Arme, daß ihre Ketten rasselten. Beide weinten schmerzlich. Waller sagte endlich: „Liebster Schlicht, ich habe schon vernommen, daß du dich von Herzen zu Gott bekehrt habest; das habe ich auch gethan. Nun ist Alles gut. Da wir als Sündler lebten, so wollen wir doch wenigstens als Büsser sterben. Das ist das Einzige, was wir noch thun können. Ich habe dich zu vielen Bösen verleitet; ohne deine Abhängigkeit an mich wärest du nicht so elend geworden. Verzeih, verzeih mir, liebster Freund, du, der einzige Freund, der mir in meinem Elende noch übrig geblieben, und mich nicht verlassen hat.“ Schlicht weinte und schluchzte noch heftiger. Sie setzten sich zusammen und redeten noch mit einander. Waller betheuerte, es nun zu erfahren, und Schlicht bestätigte es, daß der Mensch nur im Glauben an Christus und seine verfühnende Liebe und in der Hoffnung des ewigen Lebens muthig und gestreift in den Tod gehen könne.

Jetzt kam der Kerkermeister, kündete auf einem weißgedeckten Tische zwei Wachskerzen an und sagte, der Herr Pfarrer komme, Beiden die heilige Kommunion zu reichen. „Lieber Schlicht, sprach Waller, wir haben Beide fern und entfremdet von Gott und Christus so dahin gelebt; wir wollen nun auch Beide zugleich uns mit Gott und unserm göttlichen Erlöser wieder vereinigen.“ Sie empfingen Beide die heilige Kommunion mit Thränen der Reue und Andacht, und bekehrten

die Gebethe, die der Geistliche ihnen vorbetheile, inbrünstig nach.

Nachdem sie noch lange still für sich gebethet, sollte Schlicht wieder in seine besondere Kammer abgeführt werden. „So geh denn hin! sagte Walter. Wir wollen im Vertrauen auf Christus und im Glauben unsrer Väter getrost sterben. Es bedarf keines langen Abschieds für die kurze Trennung. Der Tod wird uns — morgen um neun Uhr — von einander scheiden, aber uns sogleich wieder vereinigen. Lebe wohl — die wenigen Stunden, die wir in dieser Welt noch zu leben haben, und Weit sey mit dir!“

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Josts Lebensgeschichte.

Jost erschien in dieser Geschichte bleher als ein Mann, der sich durch seinen strafbaren Leichtsinn und seine Neigung zum Trunk verächtlich, ja durch die lasterbaste Lebensart eines Räubers verabscheuungswerth gemacht hat. Wer ihn in seinem gegenwärtigen Zustande, mit dem welken, bleichen, runzelvollen Gesicht, und in dem schlechtesten, zerlumpten Anzuge erblickte, konnte kaum glauben, daß Jost einst der stattlichste, wohlaussehendste Mann in Hirschfelden gewesen, und die feinsten Kleider von so kostbarem Luche getragen, dergleichen sich der vermöglichste Würzer kaum

anzuschaffen vermochte. In der That war Jost ehemals der reichste Mann in der Gegend, und er hätte auch der glücklichste seyn können, wenn er nicht von dem Wege der Tugend abzuweichen wäre. Sein Bauernhof war der größte weit umher, und seine Wälder waren die besten und seine Wiesen die schönsten auf der ganzen Stur; er hatte nicht nur keine Schulden, sondern noch ansehnliche Kapitalien auf Zins ausliegen; seine Ehegattin war wegen ihrer Tugend und Schönheit allgemein geachtet, und liebenswürdigere Kinder, als die seinigen, gab es in ganz Hirschfelden nicht. Es ist merkwürdig und lehrreich zu hören, wie Jost von dem größten Wohlstande zu einem solchen Elende herabgekommen, und sich sein trauriges Schicksal selbst bereitete. Der Jommer aber, den er über sein treuliches Weib und seine guten Kinder brachte, von denen er seit Jahren getrennt lebte, macht seine Geschichte höchst rührend.

Jost war der Sohn eines sehr rechtschaffenen Landmannes, der in Hirschfelden einen eben nicht großen, aber sehr gut bestellten Bauernhof besessen hatte. Da Jost seine Aeltern früh verlor und mehrere Geschwister hatte, so fiel das Erbtheil, das ihn traf, nicht gar betrüblich aus. Allein Jost war der gewandteste, rüthigste junge Bursch in Hirschfelden, immer munter und lustig, wohl gewachsen und von einer ungemein frischen klaren Gesichtsfarbe. Er verstand sich auf alle ländliche Arbeiten sehr gut; eine ganz besondere Ge-

schicklichkeit aber zeigte er in Behandlung der Pferde; er wußte das wildeste junge Fleg, das sonst jeden Reiter abwarf, zu bändigen und zu zureiten, und beim Fahren verstand er die Pferde so leicht und sicher zu lenken, daß er kaum seines Gleichen fand. Als nun der alte Kutscher in dem Schlosse Hinkenstein krank wurde, ließ der gnädige Herr den Jost ersuchen, einstweilen die Stelle des Kutschers zu versehen. Jost that dieses sehr gern, und machte seine Sache so vorzüglich, daß er nach dem Tode des alten Mannes den Kutscherdienst erhielt. Der hübsche, junge Kutscher nahm sich in seiner scharlachrothen Staatslivree mit Geld auch sehr gut aus, und wußte sich, wenn er stattlich auf dem Kutscherbuck sitzend so im Gallepp daher fuhr, ein ganz eigenes Ansehen zu geben. Er bildete sich auf seine Gestalt, seinen Scharlachrock, seinen Schnurrbart und den Hut mit der breiten gelben Borde, den er immer etwas seitwärts aufsetzte, nicht wenig ein.

Da wurde nun einst das Kirchweibsfest zu Hirschfelden gefeiert. In allen Wirthshäusern war Abends Tanzmusik. Vom goldenen Hirsch aber, dem ersten Gasthose des Klosters, fanden sich die angesehensten und vermöglichsten Bürger und Bauern mit ihren Töchtern und Söhnen ein. Unter den vielen Gästen befand sich auch der alte Müller von Haselbach, Andreas Laub, ein sehr rechtschaffener und verständiger Mann. Er hatte seine Mühle bereits seinem Sohne überge-

den und sich zu Haselbach, unweit der Mühle, ein artiges und ziemlich geräumiges Nebenhaus erbaut. Allein vor einem halben Jahre war sein Bruder, der reichste Bauer zu Hirschfelden, als Wittwer gestorben, und hatte eine einzige Tochter von etwa achtzehn Jahren hinterlassen. Der Müller wollte, als ihr Vermund, die Aufsicht des großen schönen Bauerngutes selbst so lange übernehmen, bis seine junge Waise Marianne sich würde verheirathet haben; und er war deshalb mit seiner Ehegattin nach Hirschfelden in das Haus seines Bruders gezogen. Marianne war ein sehr wohlgezühtetes Bauernmädchen, von sanfter, freundlicher Gemüthsart, schön und von schlanker Gestalt, und ihr lieblich blühendes Angesicht war von ungemeiner Anmuth. Der alte Müller wollte ihr die Freude, wie die übrigen Töchter im Flecken am Kirchweihfeste zum Tanze zu gehen, eben nicht wehren; jedoch ohne seine Aufsicht hätte er sie um Alles in der Welt nicht zum Tanze gehen lassen. Er war deshalb mit seiner Müllerin auf ein Glas Wein in den Gasthof gekommen, und Marianne saß zwischen Beiden an einem der ersten Tische. Sie war sehr püßlich, mehr städtisch als ländlich, in himmelblauen Tasset gekleidet, und das nette goldene Häubchen, wie es damals vermögliche Jungfrauen trugen, stand ihr so schön, als wäre es eine goldene Krone; ihre Eitsamkeit zierte sie aber noch mehr als Geld und Seide.

Jetzt kam auch Jeß herein, dem die Herrschaft erlaubt hatte, auf ein Paar Stunden zum

Tanze zu gehen. Er hatte sich sehr betaus gepugt. Er prangte in seiner scharlachrothen Livree mit Gold, und hatte anstatt seiner ungeheuer großen Kutschersiefel leichte Tanzschuhe angezogen, auf denen helle silberne Schnallen glänzten. Auch hatte er weiße Handschuhe angelegt, und sich gleich einem Hochzeiter mit einem Blumenstrauß geschmückt. Er ging vor allen andern Gästen auf den alten Müller zu, und grüßte ihn und die alte Müllerin auf das freundlichste. Der Müller hatte in dem Schlosse Zinlenwein öfter Früchte gekauft, und Jost hatte sie ihm aufladen helfen. Daher konnte Jost den Müller. Indes galten seine freundlichen Grüße nicht so fast den alten Leuten, als der jungen Waise, und er bat sehr höflich um die Erlaubniß, mit Mariannen einige Reiben tanzen zu dürfen. Der Müller wollte es dem herrschaftlichen Kutscher nicht abschlagen; Gertrud, die alte Müllerin aber sagte, sie rechne es sich zur ganz besondern Ehre, daß der hochfreyherrliche Herr Kutscher ihre Waise zum Tanz aufziehe. Jost, dessen bauerische Sitten in dem Schlosse ziemlich abgeschliffen worden, wußte Mariannen während des Tanzes sehr viel Artiges zu sagen; die hübsche Marianne aber schlug erröthend die Augen nieder, und lebte bloß seinen schönen Blumenstrauß. Jost machte, indem er sich tief verneigte, ihr mit dem Strauße zugleich ein Geschenk.

Der alte Müller sah es nicht gern, daß Jost sich mit Marianne so bekannt mache. Er stand

auf, bezahlte seine Fache, und ging mit seiner Müllerin und mit Marianne nach Hause. Allein die gute Marianne konnte den armen Jost, der sich an Gestalt, Kleidung und Weiragen vor andern Bauernknechten so sehr auszeichnete, nicht vergessen, und wünschte ihn zu heirathen. Sie redete mit ihrem Vermunde, und entdeckte ihm nicht ohne Erröthen ihren Wunsch. Der Knabe Andreas schüttelte jedoch den Kopf und sagte: „Du bist ein gutes Kind, liebe Marianne; aber noch jung und unvernünftig. Ich zweifle, ob du mit dem Menschen glücklich seyn würdest. Ein Schritt, der über das Glück des ganzen Lebens entscheidet, will wohl überlegt seyn. Der Jost ist zwar ein häßlicher, stinker Bursch, allein er ist auch stolz und eitel. Dazu liebt er lustige Gesellschaften zu sehr, und überall, wo es nur immer eine Tanzmusik oder ein Kegelschieben giebt, ist er dabei. Auch hat er, wie ich gewiß weiß, eine Neigung zum Trunk. Aus Furcht vor der Herrschaft nimmt er sich zwar so ziemlich in Acht. Wenn er aber so auf einmal reich und sein eigener Herr seyn würde, so könnte er leicht ganz anders anfallen, als du denkst. Er könnte übermüthig, ein Verschwender und Wollüster werden. Du, liebe, gute Marianne, würdest dann sehr unglücklich seyn, und tausend Zähren weinen.“

Marianne wurde sehr traurig; sie bemühte sich indeß, Jost zu vergessen. Allein Jost wußte sie nie und da zu treffen, und ihr zu schmeicheln.

Er stellte sich so fromm an, als wäre er der tugendhafteste aus allen Jünglingen weit umher; er betrug sich sehr eingezogen und bescheiden, gab ein Paar seiner lustigen Trindbrüder, die nicht im besten Rufe standen, ganz auf, und wann man ihm bey Freizeiten oder andern feillichen Anlässen das zweyte Glas Wein einschenken wollte, weigerte er sich, als wollte man ihm Gift zu trinken geben. Marianne freute sich sehr, und heüßte an ihm einen sehr tugendhaften Mann zu bestimmen. Der alte Andreas blieb aber bey seinem unglückigen Koppschütteln, und sagte bedenklich: „Wenn es ihm mit seiner Trümmigkeit und Jugend nur auch Ernst ist! Er schmeichelt mir zu viel, und Schmeicheln ist nicht weit von Heucheln. Ich fürchte, es steckt ein arger Ekel in ihm! Er macht es wie ein Fischei, der den eisernen Angelboden unter der Lederspeise verbirgt. Du, liebe Mariagne, bist eines bessern Mannes werth. Schlag dir also diesen Nest aus dem Sinn. Besser ist ein kurzes Leid, als dereinst ein lebens-langes Elend!“

Marianne war bereit, den guten Rath zu befolgen. Allein, bevor ein Jahr verging, starb zu ihrem großen Unglück der liebe, rechtschaffene Andreas. Die alte Müllerin, Base Gertrud, betrachtete sich nun als Mariannens einzige Rathgeberin. Gertrud war nicht ohne Verstand, und nach ihrer Art fromm; allein sie war zu eitel, um recht vernünftig und von Herzen fromm zu seyn. Sie war in ihrer Jugend schön gewesen

und dakey sehr reich, und ihr war deßhalb von Vielen, die sie heirathen wollten, geschmeichelt worden. Jost wußte dieses Alles wohl, und suchte durch andächtige Gebräuche und Schmeicheleyen ihre Gunst zu gewinnen. Als sie einst in das Schloß Finkenstein kam, wo sie wegen der Hinterlassenschaft ihres seligen Mannes Einiges verbzubringen hatte, begrüßte Jost sie auf das freundlichste, meldete sie sogleich, führte sie der Herrschaft vor, und lebte sie bey dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau ganz übermäßig, was der eifren Müllerin ganz ausnehmend gefiel. Jost erzeigte sich gegen sie auf alle erkömliche Weise gefällig und dienstfertig. Er bemerkte, die alte Müllerin könne in ihrem alten Gebethbuche mit kleinem Drucke nicht mehr wohl ohne Brille lesen; sie schämte sich aber, in der Kirche eine Brille aufzusetzen und für alt zu gelten. Da er nun bald darauf mit der Herrschaft eine Reise machte; so brachte er ihr das nämliche Gebethbuch in einer neuen Auflage mit sehr großem Drucke, in rothen Casian gebunden und mit Silber beschlagen, von der Reise mit, und verebete es ihr. Die alte Waise, die in dem neuen Buche ohne Brille besser, als in dem alten mit der Brille lesen konnte, war becherfreut. Sie ließ in der Freude ihres Herzens sich deutlich merken, daß es ihr gar lieb seyn würde, wenn ihre junge Waise Marianne einen so artigen, frommen und rechtschaffenen Mann bekäme. Jost sagte seufzend: „Ach, ich wäre es nicht werth, der Weiter

einer so vortreflichen Frau zu werden, als die liebwertheste Frau Gertrud ist. Wenn mir aber der Himmel je ein so großes Glück bescheren sollte, so müßte die hochverehelteste Frau Vase auf immer bei mir und Mariannen wohnen. Da wollten wir sie auf den Händen tragen, damit sie nicht etwa mit ihrem Fuß an einen Stein anstoßen möge.“ Gertrud war über diese Reden entzückt, lief mit dem schönen Gebethbuche zu Marianne und rief: „Den Jost nimm und keinen andern; Jost ist dermalen der frömmste und tugendhafteste Mensch in ganz Europa.“ Marianne heirathete den Jost. Das Hochzeitmahl wurde in dem Gasthose zum goldenen Hirsch gehalten, und war sehr prächtig; man mußte die Menge der Gäste kaum unter zu bringen. Denn Marianne war überall geschätzt, und Jost wurde als herrschaftlicher Kutscher um der Herrschaft willen geehrt. Seit vielen Jahren wurde in Hirschfeld keine so fröhliche Hochzeit gefeiert.

Anfangs lebte Marianne mit Jost sehr vergnügt. Zwar wollte es ihr nicht gefallen, daß Jost sogleich ein Paar schöne Pferde, fast so schön wie die herrschaftlichen Pferde, anschaffte, und eine artige zweifelhafte Kutsche dazu kaufte, die sehr zierlich gebaut und herrlich lackirt war. In dem verzieh Marianne dem ehemaligen Kutscher diesen Aufwand, zumal Jost behauptete, die jungen kräftigen Pferde taugen zum Feldbau ohne Vergleich besser, als das alte Paar Aldergäule, die er verkauft hatte. Auch schmückte es Ma-

riannen, wann sie so neben Jost in dem schönen Gefährt saß, und Jost, mit großer Geschicklichkeit die muthigen Pferde lenkend, die junge wohlgekleidete Frau auf ein benachbartes Kirchweihfest oder auf den Jahrmarkt in die Stadt kutschirte. Aber als Marianne einige Wochen krank war, und das Bett hüten mußte, fuhr Jost öfters allein in die Stadt, und ließ sie zu Hause krank liegen. Sie konnte in dem Hauswesen nicht nachsehen, und die Diensthofen thaten, was sie wollten. Marianne bat ihn sehr liebreich, zu Hause zu bleiben, weil sonst die Hauswirtschaft Schaden leiden würde. Allein er achtete nicht auf ihre Bitten, und Marianne fing an zu fürchten, Jost habe sie nicht aus Achtung und wahrer Zuneigung, sondern nur ihres Reichthums wegen geheirathet.

Eines Morgens schickte Jost sich wieder an, in die Stadt zu fahren, wo eben englische Meister ihre Künste sehen ließen. Marianne stellte ihm vor, daß es eben jetzt Aenderzeit, daß er zur Aufsicht über die Arbeiter unumgänglich nöthig sey, daß man auch die Pferde nicht entbehren könne, und daß es sehr unschädlich und der Landwirtschaft höchst nachtheilig seyn würde, jetzt eine Lustfahrt zu machen. Jost aber wurde unwillig, gab ihr grobe Aehren, verließ zornig die Stube, und schlug die Thüre heftig hinter sich zu. Gertrud hatte ihn zanken gehört, kam in die Stube, fragte, was es gebe, und sagte dann zu Marianne: „Warte nur; ich will ihm Gute

ren! Verlaß dich auf mich.“ Gertrud dachte, daß, der sich gegen sie bisher immer unendlich misserthig und unterthänig erzeigt hatte, werde Augenblicklich geherren. Sie trat, als Jost den die schönen Frauen vor die gelblacirte Kutsche gespannt hatte, heraus in den Hof, und steuerte beide Arme in die Seite, und sagte mit Nachdruck: „Was soll das seyn, Vetter! am besten in der Werkstätte, wo man nicht Hände genug zur Arbeit finden kann, spazieren zu fahren? Auf der Stelle spannt das, und bleibt zu Haus! Ich befehle es Euch!“ Der zornige Jost antwortete ruhig: „Mir habt Ihr nichts zu befehlen; ich bin Vetter im Hause.“ Gertrud war höchst aufgebracht, und fing an zu schelten. Jost aber rief voll Ernsten: „Wenn es Euch hier in meinem Hause nicht mehr gefällt, so zieht wieder in Euer Haus nach Hofelbach; dort können Ihr nach Belieben die Frau spielen. Ich aber lasse mich von Euch nicht beschimpfen, Frau Trude!“ Er stieg in die Kutsche, schaute wüthend auf die Pferde los, und fuhr in wildem Galopp zum Hofthore hinaus. Gertrud blieb erschaut und wie versteinert eine Weile stehen, und konnte anfangs keine Worte finden, ihren Grimm auszulassen. „O der undankbare Vögelwicht! rief sie endlich; mich aus dem Hause zu schaffen! meinen schönen Namen so zu verderben, und mich eine Trude zu nennen! So, wie in diesem falschen, hinterlistigen Heuchler, habe ich mich noch in keinem Menschen betrogen. Ich mag das schöne Gebethbuch, das er mir geschenkt

hat, gar nicht mehr ansehen. Wenn es kein Gebetbuch wäre, so würde ich es in das Feuer werfen. Ich will aber keine Zeile mehr darin lesen. Nein, jetzt gleich will ich mein altes Gebetbuch mit dem kleinen Drucke und meine Brille wieder hervor suchen. Ich schäme mich nun nicht mehr an der Brille; der Schurke hat mir eine viel ärgere Brille auf die Nase gesetzt.“ Die Diensthethen lachten heimlich über Gertruds Aergers; Marianne aber, die am Fenster stand und Alles gehört hatte, weinte. Die aufgebrachte Gertrud wollte mit dem buchlerischen Menschen, der sie so hintergangen hatte, nicht mehr unter einem Dache wohnen; mit Neue und Scham erkannte sie nun ihre Thorheit, der guten Mariannens zu einer solchen Heirath gerathen zu haben; sie mochte das bevorstehende Unheil, das sie gestiftet hatte, nicht mit ansehen. Sie fing ungeachtet Mariannens Bitten und Thränen auf der Stelle an einzupacken, zog nach Haselbach, und überließ die trostlose Marianne ihrem Jammer.

Der rohe, gefühllose Jost war froh, der alten Waise los zu seyn, und wurde von Tag zu Tag schlimmer. Er ging auf alle Scheibenschießen, und küßte, wiewohl er ein guter Schütze war, und zu Zeiten das Beste gewann, vieles Geld ein. Denn er gab in seinem Stolge große Trinkgelder, hielt beynähe die ganze Schützengesellschaft zechend, und verschwendete wohl noch einmal so viel Geld, als er gewonnen hatte. Im Herbst, als in der Gegend die Treibjagen gehalten wurden

und gute Schügen willkommen waren, zog er inner mit, und bekümmerte sich wenig darum, wie die Knechte indessen die Winterfaat bestellten. Ost kam er spät in der Nacht betrunken nach Hause. Marianne machte ihm am andern Tage sanfte Vorwürfe. Da schalt er sie, und schlug sie einmal gar. „Ach, seufzte sie dann im Stillen, du guter, alter Andreas, wie hattest du so Recht! Da wohl, der Schein betrügt; und nicht Alles, was glänzt, ist Gold. Ich sah mehr auf die unangenehme Gestalt, als auf Tugend und Rechtschaffenheit; ich bin nun dafür bestraft, daß ich deinen guten Rath nicht befolgte.“

Marianne's Jammer war unbeschreiblich. Sie war eine edle, gute Seele — eine treue liebevolle Ehegattin, eine gute, zärtliche Mutter, eine verständige fleißige Hauswirthin. Sie suchte noch immer durch Güte und freundliche Bitten ihren verschwenderischen Mann auf den guten Weg zurück zu bringen. Sie machte sich die größte Hergangenangelegenheit daraus, ihre Kinder fromm und gut zu erziehen. Sie arbeitete unermüdet, sparte mit Einsicht, und führte die Aufsicht über die Hauswirthschaft mit Verstand. Allein sie hatte nichts davon als grobe Bezeignung von ihrem Manne; sie mußte das Hauswesen dem Untergange immer näher kommen sehen. Die Saumseligkeit und Verschwendung des Mannes war zu groß. Jost fing nun einen Kornhandel an. Er merkte bald, daß er dabei mehr verliere, als gewinne. Allein er setzte ihn doch fort, um einen

Vermögen zu haben, überall herum zu schwärmen und groß zu thun. Er war in seinem größten Vergnügen, wenn sich in dem Wirthshause einige Müßiggänger und schlechte Hauswirthe zu ihm gesellten, ihn lobten, und ihm versicherten, den reichen Mayerbauer Jost rühme man im ganzen Land. Er ließ dann Champagner bringen, den er nur den Sprigwein nannte, schenkte seinen niederlichen Gästen fleißig ein, und bezahlte für alle die ganze Seche. Manchmal spielte er auch um große Thaler, nicht weil er das Spiel besonders liebte, sondern bloß um sich als einen reichen Mann zu zeigen, der das Geld nicht zu achten brauche. Er wurde, da er meistens verauscht war, schändlich betrogen, und verlor große Summen. Oft war er Montage in seiner schönen Kutische ausgefahren, und kam erst am Samstag spät zu Nacht wieder nach Hause. Marianne bat ihn erst mit aufgebogenen Händen, wenn er sie auch nicht mehr achte, doch seine Kinder zu bedenken. Sie trat mit ihren Kindern, zwey lieblichen Mädchen und einem helden Knaben, den sie noch auf dem Arme trug, vor ihn hin, und die Mädchen mußten den Vater bitten, sie nicht in Unglück zu bringen. Noch wäre er zu retten gewesen, wenn er Mariannen Gehör gegeben hätte. Allein er schrie: „So habe ich in diesem Hause doch keinen Augenblick Ruhe!“ und brach in die schrecklichsten Flüche aus. Am andern Morgen, Sonntags unter der Predigt, saß er schon wieder im Wirthshause. Da er nunmehr den Wein nicht

immer zu bezahlen vermochte, so fing er das Branntweintrinken an, und wurde ein ganz elender, verächtlicher Mensch. Sein großes Bauerngut kam vollends in Verfall. Seine ehemals so schönen Aecker waren so schlecht bestellt, daß man sie aus allen heraus kannte. Mancher ehrliche Bauersmann, der daran vorbeiging, sagte: „Man möchte weinen, wenn man sie nur ansieht.“ Sie trugen nicht einmal mehr die Kosten des Ansaumens, das Jost immer durch fremde Hände versorgen ließ. Seine Kapitalien hatte Jost längst aufgelündet und durchgebracht. Es fehlte ihm nun immer mehr an Geld, seine verschwenderische Lebensart fortzusetzen. Er hatte seinen Reichthum für unerschöpflich gehalten, und erfuhr nun, daß man auch einen Brunnen erschöpfen könne. Allein er kam doch nicht zur Besinnung, sondern verkaufte bald einen Acker, bald eine Wiese, und machte heimlich Schulden bey Christen und Juden. Da er auf die bestimmte Zeit nicht bezahlen konnte, klagten sie — und es wurde gegen Jost die Vergantung ausgesprochen.

Marianne wußte wohl, daß ihr Mann schlecht lebe; aber daß er gar so viele Schulden habe, hatte sie doch nicht gedacht. Es war ihr daher ganz unerwartet, als der Ammann mit dem Justuar und zwey Gerichtsmännern in die Stube trat, und ihr ankünderte, daß man ein Verzeichniß von der ganzen Hauseinrichtung, dem vorräthigen Getreide, dem Vieh und allen Ackergeräthschaften, zur Versteigerung aufzunehmen müsse;

daß man ihr nichts lassen könne, als ihre und ihrer Kinder Kleider und Bette. Sie erschrak, daß sie zitterte, faßte laut weinend ihre Kinder in die Arme, und rief: „O meine lieben Kinder, wie wird es euch ergehen!“ Jost aber, der trotz seiner schwachvollen Lebensart sich noch immer stolz und hochmüthig beiruz, war entlaufen, und hatte Weib und Kinder in ihrer größten Noth hülfslos zurück gelassen. Mancher vernünftige Bürger oder Baueremann sagte: „Jost ist ein warnendes Beispiel, wie Vergnügungssucht, Arbeitsscheu, Trunklust und Verschwendung den reichsten Mann an den Bettelstab bringen, und sein Herz gegen Weib und Kind so hart und unempfindlich machen können, wie einen Kieselstein.“

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Mariannens und Josts fernere Geschichte.

Marianne mußte nun ihr väterliches Haus, in dem sie geboren und erzogen war, verlassen. Sie mußte nicht wohin, und konnte nichts als weinen — und zu Gott bethen, Er wolle sich ihrer erbarmen, und ihr Hülfe und eine Zuflucht verschaffen. Da kam in der Abenddämmerung Base Gertrud, und sagte: „Liebste Marianne! Ich habe gefehlt, daß ich dir gerathen habe, den liederlichen Jost zu heirathen. So klug ich sonst bin, so habe ich mich in ihm doch geirrt. Aus

in großem Vertrauen auf ihn habe ich es auch bey dem Heirathsvertrage außer Acht gelassen, dir dein weibliches Recht und ein hinreichendes Auskommen zu sichern. Komm du aber nur zu mir; mein Haus und Alles, was ich habe, will ich von ganzem Herzen mit dir theilen. Du kannst sogleich morgen bey mir einziehen.“ Marianne war über diesen Antrag sehr erfreut und getröstet. Gertrud wollte in den gegenwärtigen unrühmlichen Umständen sich in Hirschfelden nicht leben lassen; sie reiste auf der Stelle wieder nach Habselbach zurück.

Marianne stand am nächsten Tage sehr frühe auf, und packte ihre Habseligkeiten zusammen. Ihre Kinder schliefen noch; sie weckte nur ihre älteste Tochter Elisabeth, und ging mit ihr in die Kirche. Hier dankte sie mit innig gerührtem Herzen Gott für alle Wohlthaten, die ihr in dieser ihrer Mutterkirche zu Theil geworden, für alles Gute, das sie in ihrem Vaterorte Hirschfelden genossen, und auch für alle überstandene Leiden; sie empfahl sich, ihre Kinder, und auch ihren Mann der Barmherzigkeit Gottes. Sie ging dann auf den Gottesacker, und weinte an den Gräbern ihres Vaters, ihrer Mutter und ihres Vermundtes, des redlichen Andreas, die schmerzlichsten Thränen. Nach diesem begab sie sich zu dem Herrn Pfarrer, um für die Liebe und Treue, mit der er sie im Christenthume unterwiesen, ihm noch einmal zu danken, und sich mit allen den übrigen in sein frommes Geheiß zu empfehlen.

Auch ihre gute Freundinnen, die noch mit ihr in die Schule gegangen waren, besuchte sie noch einmal, und nahm Abschied von ihnen. Der Abschied von Katharina, der Chegattin des Kerkemeisters, ging ihr am meisten zu Herzen, und sie weinte an ihrem Halse, wie von traurigen Ahnungen ergriffen, die heißesten Thränen. Gegen Abend, nachdem das Wenige, was sie noch hatte, auf einen Wagen geladen war, setzte sie sich, gleich einer Flüchtenden, die von ihrem Eigenthum nur Weniges mehr retten konnte, mit ihren drey Kindern auf den geladenen Wagen, und fuhr schmerzlich weinend nach Haselbach.

Vase Gertrud kam ihr unter der Hausthüre entgegen, und begrüßte sie und die Kinder mit herzlichster Freundlichkeit und mit Thränen in den Augen. Sie räumte ihr das einzige kleine Gastzimmer mit einer Nebenkammer ein, und bedauerte nur, nicht mehr so reich zu seyn, als ehemals, und andern nicht mehr so viel Gutes erweisen zu können, als sie wünschte. Marianne wußte wohl, daß Gertrud selbst wenig mehr Uebrigcs habe. Die gute Vase war in der That durch ihre Eitelkeit beynahe arm geworden. Schlechte, verschwenderische Leute hatten ihr zu schmeicheln gewußt, daß sie ihnen Geld leihnte, das dann meistens verloren ging. Sie hatte nur noch einige kleine Kapitalien, nebst einem ziemlich ansehnlichen Leibgeding an Lebensmitteln. Selbst das Haus war ihr nur auf Lebenslang zugesichert. Es rührte daher Mariannen um so mehr, daß Gertrud ihr

so
gen

ne
der
sabe
daß
wür
fiel
schö
halt
rer
schl
sie
Hir
gen
ihr
so
aus
und
sehr
flar
lieb
ja
ben
wer
bra
neh
wir
an
jeu

gerne mittheilte, und sich so wohlthätig gegen sie erzeigte.

Sogleich nach dem Abendessen ging Marianna auf ihre Stube, brachte die zwei kleinern Kinder in der Kammer zu Bethe, und blieb mit Elisabeth noch einige Zeit auf. Sie dankte Gott, Er ihr in ihrer Noth für jetzt eine so ersuchte Zufluchtsstätte verschafft hatte. Indes es ihr freylich sehr schwer, daß sie um ihren neuen großen Hof gekommen, und den Aufenthalt in diesem Hause nur der Barmherzigkeit ihrer Vase zu danken habe. Als die Thurmuhre klang, deren Klang ihr ungewohnt war, dachte sie mit Schmerzen an den schönen Marktplatz und schied sich zurück, wo sie ihre Kindheit und Jugendjahre so glücklich zugebracht hatte. Es war ihr sehr schmerzlich, daß sie in so vieler Hinsicht vieles verloren habe, und sie brach in Thränen aus. Elisabeth weinte mit ihr, tröstete sie aber zeigte sich zur Freude der Mutter als ein wohl unterrichtetes Kind von vielem Verstande und sehr edlem Herzen. „Weinet nicht, liebe Mutter! sagte sie unter anderm. Es sind doch nur zeitliche Dinge, die wir verloren haben, und sie wären uns doch einmal genommen worden. Wir haben nichts mit in diese Welt gebracht, und werden auch nichts mit uns hinausnehmen, als was wir Gutes gethan haben. Wenn wir nur einmal in den Himmel kommen, so ist dem Hofe nichts gelegen. Sey es, daß wir arm sind; der liebe Gott ist reich genug, uns

zu erhalten. Wir können arbeiten, und Gott wird den Fleiß unsrer Hände segnen. Ihr hattet zu Hirschfelden freylich ein größeres Haus und einen großen Garten, viele Acker und Wiesen, Pferde, Kühe und Schafe, auch Waldungen. Allein Ihr hattet auch viel mehr Sorgen; Ihr hattet Tag und Nacht keine Ruhe, und die Knechte und Mägde machten euch vielen Verdruß. Seyd froh, daß ihr aus dem Getümmel heraus seyd. Wir konnten manchen Tag kaum eine halbe Stunde so ruhig mit einander reden, wie jetzt. Dabier habt Ihr doch mehr Ruhe; wir können Gott ungestörter dienen, erfreuliche Gespräche führen, auch in einem guten Buche lesen. Mit der Hülfe Gottes werden wir hier vergnügt und zufrieden leben. Auf Ihn wollen wir vertrauen und gutes Muths seyn.“ Marianne gab ihr Recht, umarmte sie mit Thränen, und sagte: „Du bist ein gutes Kind, liebe Elisabeth, du bist mein Trost in meinen großen Leiden. Ja wir wollen uns nicht kümmern, sondern uns auf Gott verlassen.“

Mariannens größter Kummer war ihr unglücklicher Mann; sie wußte nicht, wo er sich aufhalte und wie es ihm gehe. Sie beihete bey dem Morgen- und Abendsegen mit ihren Kindern allemal für ihn, und fast immer mit Thränen in den Augen. Sie redeten auch unter Tags viel von ihm. „Ach, sagte Marianne sehr oft, wenn er nur jetzt zurückkehren, sich bessern, arbeiten und das Trinken lassen wollte! Wir könnten uns

dann wohl ernähren, und auch jetzt noch glücklichster leben, als ehemals.“ Vase Gertrud war aber noch immer sehr aufgebracht über ihn. „Er soll mir mein Haus nicht mehr betreten, sagte sie, der falsche, undankbare Mensch! Ich half ihm zu einem so großen Glücke, und er brachte nicht nur Weib und Kinder in Elend und Schande, sondern erzeugte auch mir nicht mehr die geringste Ehrerbietigkeit oder Dankbarkeit. Ewig kann ich ihm nicht vergeben.“ Marianne bat sie vor den Kindern den Vater nicht zu schmähen, und Elisabeth sagte: „Ach liebste Vase, ich bitte Euch, vergeiht ihm doch! Der liebe Gott vergeiht ja auch dem größten Sünder, wenn er sich bessert. Und der Vater bessert sich gewiß noch! Der große Reichthum, zu dem der Vater so schnell gekommen, hat ihn zu manchem Bösen verleitet; Armuth, Elend und Noth werden ihn auf bessere Gedanken bringen.“ „Ja, ja, sagte Barbara, die jüngere Schwester, der Reichthum ist kein so großes Glück, als man denkt; er hat den Vater und uns alle unglücklich gemacht.“ Der kleine Joseph sagte: „Der Branntwein ist noch viel schlimmer, als der Reichthum, und richtet noch viel mehr Unheil an; Gott hätte ihn gar nicht erschaffen sollen.“ Gertrud lachte über die Einsicht des Kindes; die Mutter aber hatte Thränen in den Augen.

Marianne mußte sich in ihre dürftige Lage sehr gut zu schicken. Sie kleidete sich sehr einfach, und trug nichts mehr von Seide. Sie

hatte noch einige Ringe mit guten Steinen, goldene und silberne Ketten nebst andern Schmucke; sie beschloß dergleichen Dinge zu verkaufen, um für die Kinder ein kleines Kapital an den Zins zu legen. Gertrud wollte das nicht zugeben. Allein Marianne sagte: „Es schickt sich nicht mehr für mich, dergleichen Schmuck zu tragen; es ist der elendeste Bettelstolz, wenn arme Leute groß thun wollen; ja es ist eine Thorheit, sich über Vermögen zu kleiden. Dieser überflüssige Puz, zu Geld gemacht, auf Zinse gelegt, und so in zwanzig Jahren verdoppelt, kann einmal meinen Kindern zur nöthigen Kleidung verhelfen; ja ohne dieses angelegte Geld fehlte es meinem Joseph da, vielleicht einmal an einem warmen Mantel für den Winter, oder sehr wahrscheinlich an dem nöthigen Lehrgelde, ein richtiges Handwerk zu lernen.“ Marianne arbeitete von frühem Morgen bis zum späten Abend, um ihre erarmten Kinder auch jetzt ordentlich zu kleiden, und ihnen einmal doch wenigstens etwas zu hinterlassen. Sie nähte und strickte für die Leute und verdiente damit nicht wenig, und wann man das Heu oder das Korn herein brachte, und es an Arbeitern fehlte, dünkte sie sich nicht zu gut, als Tagwerkerin mit dem Rechen oder der Sichel in das Feld zu gehen, und im Schweiß ihres Angesichts zu arbeiten. Auch die Kinder hielt sie fleißig zum Spinnen und andern kleinen Arbeiten an. Ihre größte Angelegenheit war ihre Kinder fromm und christlich zu erziehen. „Wenn sie gut erzo-

sind, sagte sie, sind sie nicht arm. Die gute Erziehung wird ihnen den Mangel an Gleichem ersetzen.“ Sie betete morgens und abends, vor und nach Tisch immer sehr andächtig ihnen, nahm sie mit in die Kirche, und schickte sie fleißig in die Schule, die in Haselbach trefflich bestellt war. Die Kinder lernten sehr gut, und Elisabeth erhielt bey der Prüfung den ersten Preis. Die Mutter freute sich sehr über den Erfolg ihrer Tochter; die Vase aber hatte über die ehrenvolle Auszeichnung eine gar unbeschreibliche Freude. Wann nun die Mutter, die Vase, die Kinder und die Magd an den langen Winterenden spannen, las Elisabeth aus dem schönen Buchlein vor, und alle horchten mit Freuden zu. Der Herr Pfarrer hatte mehrere schöne Bücher, die er den Leuten zu lesen gab. Elisabeth hatte von Zeit zu Zeit eines aus, damit sie oder ihre Schwester zu Hause abends daraus vorlesen konnte. Mariannen war dieß sehr lieb. „Das ist ein Verschönerung, sagte sie; wir müssen für die Nahrung der Seele noch mehr besorgt seyn, als für die des Leibes.“ Das Lernen, vereint mit der guten Erziehung, brachte an den Kindern sehr sichtbar recht gute Früchte; alle wurden sehr gehorsam, fleißig und eingezogen. Marianne dachte oft: „Ich muß es wirklich als ein Glück ansehen, daß mir Gott die große Sorgenlast auf dem Halse abgenommen und mich hieher versetzt hat. Dort hatte ich nicht Zeit, mich der Erziehung meiner Kinder so ganz zu widmen, wie hier,

und ihr Vater ermahnte sie wenig zum Guten, sondern gab ihnen vielmehr Vergerniß. Dort wären sie sicher verderben worden; hier aber werden sie mit der Hülfe Gottes gute Menschen werden. So weiß Gott Alles recht zu machen, und ich kann Ihm nicht genug danken."

Fridolins Aeltern waren Mariannens nächste Nachbarn, und sie konnten einander in die Fenster sehen. Nachmittags, wann die Kinder in der Schule waren und Vase Gertrud bey irgend einer vermöglichen Bäurin in der Kaffeewisie war, ging Marianne mit ihrer Nähterey oder ihrem Spinnrädchen zu den wackern Leuten hinüber. Sie war da in dem armen, niedrigen Stübchen viel lieber, als in zahlreicher Gesellschaft. Niklas und Margaretha hatten aufrichtiges Mitleid mit ihr, und wußten sie am besten zu trösten. Die herzliche Frömmigkeit der guten Leute und die selige Eintracht, in der sie lebten, thaten ihr im Herzen wohl. „Wie glücklich und vergnügt sind sie bey all ihrer Armuth, dachte sie, und wie war ich bey allem Reichthume, wegen dem üblen Betragen und der feindseligen Gemüthsart meines Mannes, so unglücklich! Es ist doch wahr, was Solomon sagt? „Besser wenig mit Gottesfurcht, als große Schätze mit Unruhe; besser ein Schüssellein Gemüse mit Liebe, als ein Mastochs mit Haß und Zwietracht."

Fridolin besuchte von Zeit zu Zeit seine Aeltern, und Beyde hatten allemal eine große Freude. Allemal brachte er ihnen auch etwas mit,

feines weißes Brod, vorzüglich schönes Obst, oder eine Flasche Wein. Der Vater redete ihm dann jedesmal liebevoll zu, immer vor Gottes Augen zu wandeln, andächtig zu beten, seiner Herrschaft treu zu dienen, und weder zur Rechten noch zur Linken einen Fingerbreit von Gottes Wegen abzuweichen. Marianne hörte, wenn sie eben zugegen war, diese väterlichen Ermahnungen immer mit gerührtem Herzen an. „Mein Gott, dachte sie, welch ein Glück ist es doch, wenn ein Kind einen guten Vater hat! Es ist recht traurig, daß mein Mann seine Kinder nicht zum Guten ermahnte, ihnen ein böses Beyspiel gab, und sie jetzt ganz verlassen hat. Ach, ein Vater, der für die Erziehung seiner Kinder nicht sorgt, zieht sich eine schwere Verantwortung zu!“

Niklas ging noch immer fleißig in den Wald. Er war zwar wegen seines schwachen Arms nicht mehr im Stande, Bäume zu fällen, und zu Scheitern zu machen. Er haute, mit Bewilligung der Herrschaft, bloß Haselstäbe ab, deren es um Haselbach eine Menge gab, und verkaufte sie in der Stadt den Fassbindern zu Reifen, und den Siebmachern zu Siebböden. Eines Tages traf er ganz unerwartet den Post an, der eben einen Büschel Birkenreisern zusammen band. Post hatte indessen allerley Schicksale gehabt. Er hatte bey einer andern Herrschaft Dienste als Kutscher gesucht, und sie gefunden. Man war mit seiner Geschicklichkeit im Besorgen und Lenken der Pferde sehr zufrieden; allein da er sich ein paar

mal betrank, jagte man ihn fort. So ging es ihm bey mehreren Herrschaften. Er wurde nunmehr Pestillien; allein auch da ließ er das Trinken nicht. Der Pestmeister sah bald, daß man sich auf Jost nicht verlassen könne, und Jost mußte den gelben Rock, auf den er sich nicht weniger einbildete, als ehemals auf den rothen, wieder ausziehen. Gegenwärtig verlegte er sich auf das Wesenbinden. Niklas redete ihm zu, wieder zu seinem guten Weibe und seinen lieben Kindern zurück zu kehren. Allein Jost schüttelte den Kopf und sagte: „Nein! Nach dem, was vergegangen ist, mag mein Weib mich sicher nicht mehr vor Augen sehen; und von der Gnade der heftigen Base Gertrud zu leben, wäre mir vollends unaussprechlich.“ Niklas erzählte dieses, sobald er nach Hause gekommen, Mariannen. Sie aber sagte: „Ach mein lieber Niklas, macht doch, daß Ihr meinen Mann bald wieder antrefset und sagt ihm, ich lasse ihn bitten, er solle doch wieder zu mir und unsern Kindern zurück kommen; ich werde ihn mit offenen Armen aufnehmen, und auch die Kinder werden sich freuen, ihren lieben Vater wieder zu sehen.“ Marianne redete auch mit Base Gertrud, und bat sie, dem unglücklichen Jost ein Plätzchen in ihrem Hause zu vergönnen. Gertrud sagte mit vornehmer Miene: „Wenn er mich wegen der Grobheit, mit der er mich Trude nannte, demüthig um Verzeihung bittet, so werde ich ihn nicht verstoßen, sondern ihn Gnade finden lassen vor meinen Au-

gen
um
Jost
daß
nich
rück
ist
treu
Kin
Jhr
der
ber
im
be
dig
sag
ne
un
ein
die
etw
da
w
m
di
ch
n
ic
l
n
i

Niklas ging nun alle Tage in den Wald, Jost zu treffen; denn er wußte nicht, wo sich ausbielt. Er begegnete ihm, und sagte, Marianne ihn erwarte, und Gertrud ihn abweisen werde. Jost zeigte keine Lust, zu lehren. Da sprach Niklas: „Jost, es ist nicht gut und christlich, daß Ihr Euer gutes, es Weib verlassen habt, und Euch um Eure der nichts mehr bekümmert. Auch fürchte ich, treibt neben dem Besenbinden noch ein anders Handwerk, das nicht recht ist. Kommt lies mit mir, und ernährt Euch redlich; arbeitet Tagelöhne und Ihr könntet dann Euren Weib und Euren Kindern, wie das Eure Schulmeister ist, hinreichendes Brod verschaffen.“ „So, Jost höhnisch, du, der du einst als Tagelöhner bey mir gearbeitet, meynst du, ich sey nun nichts mehr besser, als du, und soll auch Tagelöhner werden? Nichtwahr, das würden ich und meines Gleichen freuen; da hätten ihr was zu lachen und zu spotten? Nein, nein, es Graben und Holzspalten bin ich nicht gewohnt; und obwohl ruchlose Wucherer mich um einen schönen Hof gebracht haben, so steht mir die Nase doch noch zu hoch, ein so armer Esel zu werden, wie du bist. Ich kann mich nicht mit Wassersuppen und Erdäpfeln begnügen; ich weiß mir bessere Kost zu verschaffen.“ Niklas sagte bekümmert: „Glaubt mir, Jost, der weise Salomon hat Recht: Ungerechtes Brod mag immerhin wohl schmecken, allein am Ende hat

man den Mund doch voll Kieselsteine.“ Jost wandte sich zornig von ihm und vermied von nun an diese Gegend des Waldes ganz, um dem Niklas, der es so gut mit ihm meynete, nicht mehr zu begegnen.

Marianne hörte lange Zeit nichts Gewisses mehr von ihrem Manne. Indesß verbreiteten sich von ihm mancherley üble Gerüchte, die ihr großen Kummer machten. Bald hörte sie, er sey Wildschüze geworden, bald sagte man, er habe sich gar zu Dieben und Räubern gesellt. In jener Nacht, da man in Finkenstein einbrechen wollte, wurden auch in Haselbach mehrere Männer gewedt, um gegen die Räuber zu ziehen. Marianne erschrak, und seufzte: „Gott gebe, daß mein Mann nicht auch unter ihnen sey!“ Sie konnte die übrige Nacht kein Auge mehr schließen, und brachte den ganzen folgenden Tag in Angst und Schrecken zu. Als sie mit ihren Kindern und der alten Base eben beym Nachtessen saß, kamen mehrere Leute zugleich in die Stube, und erzählten, Jost sey einer von den drey Räubern, die man eingefangen, und nach Hirschfelden gebracht habe. Marianne wollte es nicht glauben. Allein einige Männer sagten: „Glaubt uns, Marianne, er ist es gewiß! Wir haben ihn ja eingefangen selbst.“ Einige Weiber schrien: „Ja, ja, so ist's! Wir kommen ja eben von Hirschfelden; wir standen dabey, als man ihn, kreuzweis geschlossen, vom Wagen abgeladen hat. Er hatte seinen Rausch noch nicht recht ausgeschlafen.“ Base Gertrud brach

in einen heftigen Zorn und viele Schmähungen aus. Marianne aber zitterte, bebte, rang die Hände, und konnte kein Wort verbringen. Sobald die Leute fort waren, fiel sie mit ihren Kindern auf die Knie, und bethete mit ihnen weinend und schluchzend für den Vater.

Während Jost zu Hirschfelden im Gefängnisse lag, kam Fridolin sehr oft nach Haselbach, und besuchte seine Aeltern. Marianne erkundigte sich allemal angelegentlich, ob er ihr nichts von ihrem Manne erzählen könne. Fridolin wußte nichts zu sagen, als daß der Amtmann Alles sehr geheim halte; daß man aber allgemein glaube, Jost habe sich großer Vergehen schuldig gemacht. Nach Verlauf eines Jahres kam der gute Fridolin in aller Frühe eilfertig und sehr bestürzt zu seinen Aeltern, und brachte ihnen die Nachricht, daß man dem Jost heute das Leben absagen werde. „Ich bin, mit Erlaubniß der gnädigen Herrschaft, hierher geeilt, sagte er, Euch dies zu sagen, das mit Ihr die bedauernswerthe Marianne auf diesen traurigen Fall vorbereiten könnet, ehe sie die Nachricht davon durch das Gerücht vernimmt.“ Beide Aeltern lebten Fridolins liebevolle Vorsicht, und der Vater ging mit schwerem Herzen hinüber zu Marianne, und suchte ihr die schreckliche Botschaft so schonend beizubringen, als es ihm nur möglich war. Allein Marianne merkte schon an seinem schreckenblaffen Angesichte und seinen Augen voll Thränen, daß er ihr nichts Gutes anzukunden habe. Als er endlich das Schres-

Auswort ausgesprochen hatte, Iosif werde durch das Schwert hingerichtet werden, da sank sie fast in Ohnmacht; die Kinder singen laut an zu weinen und zu schreien; Gertrud kam auch herein. Marianne saß todtenbleich da, als hätte man ihr selbst das Leben abgefaßt; sie konnte lange nicht reden. Endlich rief sie: „Nun, lieber Vater im Himmel, ist das Maas meiner Leiden voll; ach wenn es möglich ist, so nimm diesen bittern Kelch von mir!“ Sie wollte sogleich nach Hirschfelden, ihren Mann noch einmal zu sehen. Allein die Base sagte: „Nein, das gebe ich nicht zu; Jedermann würde ja mit Fingern auf dich zeigen. Laß ihn, und bleibe da! Helfen kannst du ihm ja doch nicht, und für ihn beten kannst du auch hier. Du weißt ja auch nicht einmal, ob es ihm lieb wäre, dich zu sehen; erfreulich könnte es ihm einmal nicht seyn, da er dich in so großes Unglück, und uns alle in so große Schande gebracht hat.“

Marianne aber sprach: „Ach, er ist ja doch mein Mann; ein treues Weib verläßt ihren Mann auch im größten Unglück nicht, das er sich durch eigene Schuld zugezogen hat. Noch bin ich aber wie betäubt; ich muß mich erst sammeln, und wieder zur Besinnung kommen.“ Sie ersuchte alle Umstehende, zu schweigen, und betete in der Stille, indem sie Augen und Hände zum Himmel erhob. Endlich wendete sie sich zu Niklas und sprach: „Ach liebster Nachbar, ich bitte Euch, lauft doch sogleich nach Hirschfelden, und macht,

daß Ihr meinen unglücklichen Mann zu sehen bekommen. Die Kerkermeisterin, die Katharina, wird auch gern Gelegenheit dazu verschaffen. Sagt ihr, ich laß sie freundlich grüßen, und sie darum bitten. Seht dann selbst zu, wie mein Mann sich in sein schreckliches Schicksal zu finden wisse, und ob er auch Ruhe thue. Bringt ihm tausend Grüße von mir! Erzählt ihm, daß Ihr es mit Euren Augen gesehen, wie groß mein Jammer sey, was für einen Antheil ich an seinem Unglück nehme, und wie mir sein naher Tod zu Herzen gehe! Sagt ihm, daß ich kommen wolle, in seinen letzten Stunden ihm noch Trost zu bringen! — Fragt ihn, ob es ihm recht sey, daß ich komme? — Sagt ihm, er dürfe nicht fürchten, daß ich ihm Vorwürfe machen werde! — Alles sey vergeben und verziehen — nur Mitleid erfülle mein Herz — ich wäre bereit, mein Leben für ihn zu geben.“ — Sie konnte vor heftigem Weinen nicht mehr weiter reden.

Niklas versprach, ihm alles getreulich zu melden, eilte erst nach Hause, sagte zu Marzareth, sie solle indessen zu Marianne hinüber gehen, ihr beystehen, sie trösten, und bey ihr bleiben, bis er wieder komme; und machte sich dann auf den Weg nach Hirschfelden. Nachmittags kam er zurück; und erzählte: Daß Waller, Schlicht und Jost diesen Morgen wirklich zum Tode verurtheilt worden, daß man aber Dietrichs Urtheil noch nicht bekannt gemacht habe, weil er eben krank darnieder liege; daß Waller und Schlicht

ihre Uebelthaten reumüthig eingestanden, ihr Urtheil als gerecht anerkannt, und sich bereit zeigten, sich demselben zu unterwerfen; daß aber Just in allen Verhören seine Vergehen hartnäckig geläugnet, und obwohl er derselben überwiesen worden, dennoch beständig seine Unschuld betheure und das Urtheil ungerecht nenne; daß er Marianne durchaus nicht mehr sehen wolle, indem es zu nichts dienen würde, als unnöthiger Weise seinen Kummer zu vermehren und auch ihr das Herz schwer zu machen; daß er dem Herrn Pfarrer von Hirschfelden, der sich alle erdenkliche Mühe gebe, ihn zur Erkenntniß seiner Fehler zu bringen, scheu und misstrauisch bezeuge, durchaus nichts von Buße und Besserung wissen wolle, und sich leider als einen ganz verstockten Sünder zeige.

„O Gott, rief Marianne und schlug die Hände zusammen, das ist noch das Entsetzlichste von Allem! Ich meynete, meine Leiden könnten nicht mehr größer werden; nun aber sind sie unermesslich! Nun laß ich mich nicht mehr aufhalten, nach Hirschfelden zu gehen. Mit allen meinen drey Kindern will ich zu ihm in das Gefängniß. Ich will versuchen, ob ich ihn nicht zur Buße bewegen könne. O Base, liebste Base! Bestellt doch sogleich ein Fuhrwerk für uns; ich will mich indessen ankleiden.“ „Je nun, sagte die Base, so will ich denn gehen, und ein Fuhrwerk bestellen. Aber so große Eile hat es nicht. Es ist früh genug, wenn du erst in dunkler Nacht zu

Hirschfelden ankunfft. Die Schande wäre zu groß, wenn du, in so traurigen Umständen, noch am hellen Tage in den Flecken hinein fahren wolltest, wo du ehemals die angesehenste Bäuerin gewesen.“

Die Base ging; als sie zurück kam, hatte Marianne sich und ihre Tochter Elisabeth indessen schwarz angekleidet; die übrigen Kinder hatten noch keine schwarze Kleider. „Was soll denn das von, sagte die Base, was willst du mit den Trauerkleidern?“ „Ach, sagte Marianne, wir fahren ja zu einem Leichenbegängnisse, und zwar zu dem traurigsten von der Welt!“ Marianne ging zehnmal an das Fenster, um zu sehen, ob ihre Fuhrwerk noch nicht komme. Endlich kam es; es war ein gemeiner Bauernwagen, auf dem Stroh und anstatt der Sitze ein Paar Säcke mit Spreu befanden. „Das ist wohl ein armeliches Fuhrwerk, sagte die Base; ich hätte dir gerne eine Kutsche bestellt, wenn in dem Dorfe eine zu haben wäre.“ Allein Marianne sagte: „Ach, wer möchte doch in solchen Umständen noch an eitle Pracht denken! Nur Gedanken an Tod und Ewigkeit sollten unser Herz erfüllen.“ Sie setzte sich mit ihren Kindern auf den Wagen. Deynabe das ganze Dorf, Männer, Weiber und Kinder, hatten sich um den Wagen versammelt. Viele weinten; Marianne rief noch von dem Wagen herab: „Ihr guten, lieben Leute, ich danke euch herzlich für euer Mitleid, und

bitte euch inständig, betbet, o betbet für mich, meine Kinder und meinen unglücklichen Mann!"

Der Wagen fuhr ab; alle sahen ihm gerührt nach, bis er in dem Hohlwege zwischen den Hügeln bey Haselbach verschwand. Alle bedauerten Marianne; viele schmähten laut über Jost; nicht wenige, die den Jost um das Glück, Mayerbauer zu werden, beneidet hatten, zeigten Schadenfreude. Der redliche Niklas aber sagte: „Liebe Nachbarn! Ihr habt es für ein großes Glück angesehen, daß Jost Besitzer des großen Mayerhofes zu Hirschfelden geworden; allein für ihn war dieses scheinbare Glück — der Weg zur Nichtstätte. Vernet da, ohne Gottesfurcht, Demuth, und treue Erfüllung unsrer Veruspflichten gereicht auch das größte Glück uns zum Verderben.“

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Mariannes Fürbitten für Jost.

Als es bereits Nacht war, kam Marianne an das Schloß Sinkenstein, an dem der Weg vorbey führte. In dem Speisesaal brannten mehrere Lichter. Marianne ließ den Fuhrmann halten, und stieg mit ihren Kindern ab; sie bat den Thormärter, anzufragen, ob sie die gnädige Herrschaft nicht auf einige Augenblicke sprechen könnte. Er war sehr bereitwillig, sie zu melden, und hieß sie mit ihren Kindern einstweilen in

der Thorstube warten. Fridolin kam, mit einer brennenden Kerze auf einem zierlichen Leuchter, eilends herab, grüßte sie wehmüthig und mit Thränen in den Augen, und leuchtete ihr hinauf in den Speisesaal.

Herr von Finkenstein und seine Gemahlin, die mit ihren zwey Kindern noch bey Tische saßen, wurden innigst gerührt, als Marianne, todt-tenbleich und in schwarzen Trauerkleidern, mit ihren drey Kindern in den Saal trat. Fritz und Luise betrachteten mit nassen Augen die arme Mutter und die drey unglücklichen Kinder. Marianne blieb in einiger Entfernung von der Tafel stehen und konnte anfangs vor Weinen kein Wort hervor bringen. Sie blickte mit ihren großen blauen Augen voll Thränen, indem sie ihr weißes Tuch fest zwischen den erhobenen Händen hielt, so schmerzlich zum Himmel, daß man, ohne selbst zu weinen, sie kaum ansehen konnte. Ihre Tochter Elisabeth, ihr treues Ebenbild, die mit ihren gefalteten Händen zitternd neben ihr stand, und die zwey kleinen Kinder, die mit den kleinen Händchen beständig die Thränen von den blühenden Wangen abwischten, erregten fast noch mehr Mitleid. Die Frau von Finkenstein konnte die Thränen nicht mehr zurück halten; sie stand auf, holte selbst einen Sessel herbey, nahm Marianne freundlich bey der Hand, und sprach: „Ich habe großes Mitleid mit Euch; kommt, setzt Euch zu mir!“ Marianne schüttelte sanft den Kopf und sagte: „Ich muß zuvor bey dem Gnädigen

Herrn meine Bitten vorbringen; sehen Sie meine Fürbitterin, liebste gnädige Frau!" Frau von Finkenstein sagte hierauf: „Du Frip und du Luise, geht mit den drey Kindern indessen in das Zimmer da, und tröstet sie. Du aber, Fridolin, bring den kleinen Gästen Etwas zu essen; sie werden wohl hungerig seyn.“ Die Kinder gingen mit einander in das nächste Zimmer, Fridolin aber eilte hinab in die Küche.

Herr von Finkenstein sprach voll des verglickenen Mitleids zu Marianne: „Gute Frau! Ihr kommt wohl, um für das Leben Eures Mannes zu flehen; allein das ist vergebens.“

„Ich weiß das leider! sagte Marianne; sonst würde ich, und wenn auch nur noch ein Fünk-
lein von Hoffnung da wäre, ihn vom Tode zu erretten, nicht mehr von meinen Knien aufstehen, bis ich Gnade für ihn ersleht hätte. Allein da es nun einmal unmöglich ist, ihm durch Bitten und Flehen das Leben zu retten, so möchte ich gern eine andere Bitte vorbringen. Wie ich höre, will sich mein unglücklicher Mann nicht einmal bekehren! Das ist mir noch ohne Vergleich schrecklicher, als der blutige Tod, der ihm bevorsteht; ja als das Schwert des Henkers, wenn ich auch meinen eigenen Hals darunter beugen sollte. Ach, wenn der verblendete Mann innerhalb der kurzen Frist von drey Tagen sich nicht bekehren sollte, so gestatten Sie ihm doch, besser gnädiger Herr, ich bitte sie flehentlich, eine längere Zeit dazu. Eine unsterbliche Seele ist doch

das Kostbarste auf Erden; alle Schläge der Welt sind nichts dagegen. O Gott, ich würde vor Entsetzen und Jammer keine drey Tage mehr leben, wenn mein Mann unbussfertig sterben, und ewig verloren gehen sollte."

"Beste Marianne, sprach Herr von Zinkenstein, seine Stunden sind gezählt; sein Urtheil ist von dem Landesherren unterzeichnet; ich kann den Augenblick seines Todes nicht weiter hinaus rücken."

"Nun denn, sagte Marianne, so sey es! Ich hoffe indessen, Gott werde mir die Gnade verleihen, mit meinen Thränen und Bitten den verhärteten Manne zu erweichen, und zur Buße zu bewegen. Sonst, weiß ich wohl, würde sein Leib nicht einmal auf dem Gottesacker begraben werden. Allein auch Mörder — ach Gott, verzeih ihm seine Sünde! — werden sonst sogleich neben der Nichtstätte in eine Grube verscharrt. Und da habe ich nun noch eine Bitte! Ach, wenn der bedauernswürthe Mann sich anders bekehrt, so gestatten Sie doch, lieber gnädiger Herr, daß er auf dem gemeinschaftlichen Kirchhofe bey andern Christen seine letzte Ruhestätte finde. Kinder weinen oft nach Jahren noch an dem Grabe ihrer Väter. Meine armen Kinder, diese bald verlornen Waisen, könnten ja ohne Schaudern das Grab ihres Vaters nicht einmal besuchen. Schlagen Sie einer trostlosen Mutter, die bald Wittwe seyn wird, diese Bitte nicht ab!"

"Es sey, sprach Herr von Zinkenstein; in

dem Todesurtheile ist hierüber nichts ausdrücklich bestimmt; ich werde darauf antragen, daß die Leiche des Unglücklichen auf den Gottesacker be-
graben werde."

"Nun, Gottlob! sagte Marianne; allein zür-
nen Sie nicht, daß ich noch eine dritte Bitte
vorbringe. Meine Kinder verlieren nun auf eine
schauerliche Art ihren Vater. Die Kinder eines
Hingerichteten sind überall verachtet und jurück-
gesetzt. Ich bitte Sie, besser gnädiger Herr,
lassen Sie die bedauernswerthen Kinder Ihrer
Gnade empfehlen seyn, und beschützen Sie, wenn
es je nöthig seyn sollte, die armen Waisen, die
schon unglücklich genug sind, vor Spott und
Hohn!"

"Ich werde mich von nun an ihrer als Va-
ter annehmen, sagte Herr von Finkenstein; ich
werde es bey strenger Strafe verbiethen, nur ein
nachtheiliges Wort von dem traurigen Schicksale
ihres Vaters zu reden; viel weniger seine Wittwe
und Kinder, die ja an allem unschuldig sind,
zu schmähen oder zu lästern. Mit seinem blut-
tigen Tode, mit dem er der strafenden Gerechtig-
keit Genüge leistet, sey Alles vergessen. Kann
ich Euch oder Euren Kindern eine Gefälligkeit
erweisen, so werde ich es sicher thun. Verlaßt
Euch darauf!"

"Nun, Gott sey Dank! sagte Marianne; ich
vertraue auf Ihr Wort." Sie wollte gehen;
allein Frau von Finkenstein sagte: „Bleibt noch
ein wenig, liebe Marianne; Ihr seyd ganz er-

schöpft. Ich will Euch Etwas zu essen bringen lassen. Ihr braucht Kraft zu dem wichtigen Geschäfte, das Ihr vorhabt." Marianne sagt: „Die Liebe zu meinem Manne, die Sorge für sein Seelenheil, vor Allem der Beystand des lieben Gottes werden mir Kraft dazu geben. Allein essen kann ich jetzt nicht; ich bin schon satt von Betrübniß und Traurigkeit.“ „So trinkt wenigstens ein Gläschen Wein, sagte die liebevolle Frau. Es steht ja in der heiligen Schrift: „Dem Traurigen gieb Wein.“ Sie klingelte dem Fridolin; er kam, vernahm ihre Befehle, und brachte auf einem Teller ein reines Glas, und ein Teller mit weißem Brod. Die gütige Frau führte Marianne zu dem Sessel, schenkte ihr von dem Weine, der auf der Tafel stand, ein, und schnitt ihr von dem Brode vor. Marianne trank ein Klein wenig, und aß ein Paar Bissen Brod. „Aber nun, sagte sie, muß ich gehen. Ich habe keine Ruhe, bis ich wegen des Seelenheils meines Mannes außer Sorgen seyn kann. Die Augenblicke sind kostbar; ich darf keinen davon unbenützt verlieren.“ Sie stand auf, rief ihren Kindern, bezeugte dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau ihren innigsten Dank, befahl den Kindern, der gnädigen Herrschaft die Hand zu küssen, und ging. Herr und Frau von Sinkenslein begleiteten sie bis an die Stiege. Fridolin aber leuchtete der tiefbetrübten Mutter und dem Kindern hinab bis an den Wagen, tröstete sie, so gut er konnte, und rief ihnen, als sie auf dem Wagen

sagen, mit weinenden Augen noch zu: „Gott gebe zu Eurer Reise seinen Segen; um dieß werde ich Ihn unausgesetzt und inständig bitten.“

Als Herr von Sinkenstein mit seiner Gemahlin wieder in das Zimmer trat, sprach er: „Welch ein treues Weib; wahrhaftig treu und verständig!“ „Und was sie für liebenwürdige Kinder hat! sagte die Frau. Die kleine Elisabeth mit ihrem lieblichen Gesichtchen und ihren schönen blauen Augen gleicht ganz ihrer Mutter. Ich erinnere mich noch wohl, wie die Mutter als Braut neben Josi am Altare stand. Marianne war damals in ihrem Brautkranze wahrhaftig bildschön; und auch Josi sah sehr hübsch und blühend aus. Mehrere Leute sagten: Ein schöneres Paar könnte man wohl nicht zusammen bringen; sie schieden sich vollkommen zusammen. Allein einige verständige Männer wollten schon damals Mariannens Wahl nicht gut finden; daß aber die Heirath gar so übel ausfallen, und ein so schreckliches Ende nehmen werde, hätte doch kein Mensch geglaubt. Sonst, denke ich, würden die Leute die schöne Braut an den Haaren noch von dem Altare hinweg gezogen haben!“

Herr von Sinkenstein sprach: „Wie glücklich hätte dieser Josi, als der Ehegatte eines so guten, lebenswürdigen Weibes, als der Vater so holder Kinder, und als der Besitzer eines großen ansehnlichen Bauerngutes leben können! Und wie unglücklich machte er die gute, sanfte Marianne und seine armen Kinder, am allerunglücklichsten

über sich selbst! Sein Uebermuth und seine Verschwendung, vorzüglich seine Neigung zum Trunk brachten über ihn und alle die Seinigen unerreglichen Jammer! Wie viel Unheil richteten doch böse Leidenschaften — Sünde und Laster unter den Menschen an! Ach, wenn mancher Mann das bedächte, wie elend er durch sein unerdentliches Leben Weib und Kinder mache — dieser Gedanke allein müßte ihn schon abhalten, Böses zu thun! Es ist doch ein rechter Jammer mit den menschlichen Leidenschaften! Die Menschen könnten auf Erden so glücklich leben, wie schuldlose Kinder in dem väterlichen Hause, wenn ihre verderblichen Leidenschaften nicht wären, oder vielmehr, wenn die Menschen sich ihre Leidenschaften nicht über den Kopf wachsen ließen. Allein das her kommt alles menschliche Elend auf Erden.“

„So ist es leider! sprach die Frau. Sogar die gute Marianne machte sich durch ihre leidenschaftliche Neigung zu Jeß unglücklich. Sie glaubte, als ein unerfahrenes junges Mädchen, nur ihren Augen, sah nur auf Jeßs hübsche Gestalt und seinen blendend reihen, mit Geld verbrämten Hock, nahm den guten Rath ihres verständigen, wohlmeinenden Vermunds nicht zu Herzen — und ward unglücklich für ihr ganzes Leben! Wie viele Thränen hat sie schon geweint! Wie mußte es sie schmerzen, als ihr Mann ihr so rauh und undankbar begegnete, sie sogar mit Schlägen mißhandelte, und ihr schönes, väterliches Erbthum, Haus und Hof, verschwendete?

Und was steht der armen Wittwe noch weiter bevor! Sie, die ehemals so reich war, ist nun arm, und kann ihren armen Kindern wenig geben! Wie schwer muß das der liebevollen Mutter fallen! Und wenn die Kinder auch reich wären, so würden doch die meisten Menschen sich scheuen, den Sohn oder die Tochter eines Hingerichteten zur Ehe zu nehmen. Den Kindern bleibt fast nichts übrig, als lebenslang zu dienen, und auch da wird man noch Bedenken finden, sie in Dienste zu nehmen. All dieses Elend hat die bedauerenswerthe Marianne durch ihre unüberlegte Neigung zu einem Menschen, dessen Tugend und Menschlichkeit sie nicht hinreichend geprüft hatte, selbst veranlaßt.“

„Sie leidet allerdings nicht ganz unverschuldet, sagte Herr von Hakenstein; allein die alte Base Gertrud hat die größere Schuld. Sie hat mit ihrer elenden Leidenschaft, sich immer geizig zu sehen, mit ihrer albernen Eitelkeit, zu dem Jammer der unglücklichen Marianne das Meiste beigetragen. Wenn das unverständige alte Weib nicht in ihrem Alter noch so eitel gewesen wäre, so hätte sie Jests Schmeicheleyen verachtet, ihrer jungen Base von dieser Heirath abgerathen, und die folgsame Marianne hätte ihrem Rathe gewiß Gehör gegeben. So aber rathete Gertrud ihr noch zu. Gertrud hat sich an ihrer guten Base schwer versündigt. Wer sollte es glauben, daß die Eitelkeit, eine so heinliche Leidenschaft, die man kaum für Sünde hält, ein

so großes Unheil stiften könne! So ist jede Leidenschaft verderblich. Gott bewahre uns vor allen Leidenschaften, und gebe uns Kraft, unsere ungeordneten Neigungen zu beherrschen!“

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Marianne besucht Jost im Gefängnisse.

Marianne war indeß mit ihren drey Kindern auf dem Leiterwagen in finsterner Nacht zu Hirschfelden angekommen. Sie hatte unterwegs beständig gearbeitet und stille Jähren vergossen. Sie fing an zu schluchzen, als sie an ihrem ehemaligen schönen Hause vorbeysuhr, und durch die Stubenfenster, bey dem röthlichen Scheine einer Oellampe, ihr ganz fremde Gesichter erblickte. Sie erschrak, als sie zu dem uralten Gerichtshause kam, in dem die Gefängnisse waren. Sonst sah man da zu Nacht nur in der untern Stube Licht, wo der Kerkermeister wohnte; jetzt aber waren alle Fenster erleuchtet. Der Wagen hielt vor dem Eingange. Beyde Thürflügel standen offen, der Hausgang war erleuchtet, und zu jeder Seite der Thüre stand ein Soldat, ihn zu beschauen.

Der Kerkermeister kam mit einem Lichte heraus. „Ach Gott, Marianne, seyd Ihr es! rief er. Ihr kommt zu einem großen Jammer.“ „Grüß Euch Gott, lieber Weerg, sprach Marianne

ne; o sagt mir doch, wie stehts mit meinem Manne? Thut er Was? „Nein, sprach der Kerkermeister, davon mag er nicht einmal hören. Das ist eben der größte Jammer!“ Marianne stieg mit ihren Kindern ab. Der Kerkermeister süßte sie in seine Stube. Katharina, das Weib des Kerkermeisters, grüßte sie freundlich, und sagte mit gefalteten Händen und herabströmenden Thränen: „O Gott Lob, daß Ihr kommt, und auch Eure Kinder mitbringt. Nun fasse ich Hoffnung, Euer Mann werde sich bekehren. Wenn er Euch sieht, der er so viel Böses zugefügt hat, und die ihn nun doch nicht verläßt, sondern mit treuer Liebe noch zu ihm eilt — wenn er seine Kinder ansieht, die er so unglücklich gemacht hat — da muß sein Herz erweicht werden, und wenn es auch von Stahl wäre.“ Marianne bat den Kerkermeister, sie zu ihrem Manne zu süßren, und ersuchte die Kerkermeisterin, die drei Kinder einstweilen bei sich zu behalten. Sie wollte zuerst allein mit ihrem Manne reden, und dann dem Kerkermeister es sagen, wenn man die Kinder bringen sollte.

Der Kerkermeister nahm den eisernen Leuchter mit der brennenden Kerze, den er auf den Tisch gestellt hatte, und ging voraus. Marianne folgte ihm mit klopfendem Herzen und bebenden Knien die steinerne Wendeltreppe hinauf. Sie trat in die Armen Sünder-Stube, und entsetzte sich, als sie ihren Mann erblickte, der todtensbleich und mit fürchterlichem Warte und verwilderten Haaren an

einem schweren eichenen Tische saß, an den seine Füße mit Ketten angeschlossen waren. Sie konnte vor Schrecken nicht sogleich reden. Jost aber schrie mit entseßlicher Stimme: „So kommst du denn noch! O laß mich, laß mich! Ich will — ich kann dich nicht sehen.“ Er legte seine in einander geschlungenen Arme auf den Tisch, verbarg sein Gesicht darein, und redete kein Wort mehr.

Marianne fiel ihm zu Füßen, und sprach: „Lieber Jost! Wende dich nicht von mir! Sieh mich an! Ich komme nicht um dir Vorwürfe zu machen! Mir ist es gar nicht um das Zeitliche — um Geld und Gut und Ehre bey dem Menschen! Mag Haus und Hof immer verloren seyn, wir müssen doch einmal sterben und alles verlassen. Mir ist es nur um das Ewige. Deshalb komme ich hieher. Ach, rette, rette deine Seele! Bedenke der ersten Jahre unserer Ehe! O wie glücklich waren wir da! Ich liebe dich, trotz unsers Elendes, noch immer. Verstoße dein treues Weib nicht! Erbarme, ach erbarme dich meiner und rette — da sonst nichts mehr zu retten ist — doch wenigstens deine Seele.“ Jost antwortete nicht; Er verbarg noch immer sein Gesicht vor ihr, und blieb damit und mit seinen verschlungenen Armen auf dem Tische liegen, und sah sie nicht an.

Marianne merkte aber, daß er heimlich schluchzte und weine; sie winkte dem Kerkermeister. Der Kerkermeister brachte ihre drey Kinder. „Jost, hing Marianne wieder an, sieh da deine Kinder!

deine Elisabeth, deine Barbara, deinen kleinen Joseph. Sie wollten ihren lieben Vater noch einmal sehen! Ach bald werden sie verwaist seyn, und keinen Vater mehr haben! Ist dein Herz denn gar von Stein? Magst du sie nicht einmal mehr ansehen? Hast du ihnen kein Wort mehr zu sagen? Sollen sie gehen, und in ihrem ganzen Leben den Jammer im Herzen tragen, unser Vater hat uns ganz, ganz verlassen. Er starb unbussfertig und ohne alles menschliche Gefühl, und seine Seele brennt — was der barmherzige Gott in Gnade abwenden wolle! — ewig in der Hölle.“

Josef richtete sich mit einem tiefen Seufzer langsam auf. Er sah sein Weib und seine Kinder lange mit einem scheuen Blicke an. „Liebes Weib, sagte er endlich, du gute, treue Seele, ach ich habe dich unaussprechlich elend gemacht. Liebste Kinder! Elisabeth, Barbara, Joseph, ach ich habe euch um Gut und Ehre, um Alles gebracht. Ach flucht mir nicht! Ich will mich nun von ganzem Herzen bekehren. Ich dachte immer, wenn ich kein Zeichen von Buße an mir blicken lasse, so werde man mich nicht hinrichten; denn der Tod ist mir nach einem solchen Leben etwas Entseßliches. Allein nun will ich gerne sterben — und bußfertig sterben aus Liebe zu Euch.“ Er weinte und schluchzte so heftig, daß er nicht mehr reden konnte. Endlich sagte er: „Liebste Marianne! Laß mich jetzt eine Weile allein, und geh mit den Kindern hinunter in die Stube. Ihr aber, Georg, laß mir den Herrn Pfarrer rufen.

Seyd alle getrost! Ich will mich nun mit Gott ausöhnen, und keine meiner vielen Sünden unberaht mit in die Ewigkeit nehmen."

Marianne ging mit ihren Kindern hinunter in die Stube, und der Kerkermeister leuchtete ihnen. Die Kerkermeisterin zündete eine Laterne an, und eilte, den Pfarrer zu rufen. Er kam sogleich, grüßte Marianne freundlich, sagte ihr einige Trostworte und ging dann hinauf zu ihrem Manne. Marianne aber sprach zu der Kerkermeisterin: „Ich bitte Euch, liebe Katharina, behaltet mich und meine Kinder über Nacht. Ich will mit der schlechtesten Kammer vorlieb nehmen. Ich scheue mich in ein Wirthshaus oder sonst zu Jemand zu gehen; ich bin zu betrübt, um mit den Leuten zu reden. Auch möchte ich in der Nähe meines Mannes bleiben. Laßt mich also da! Ich brauche kein Bett. Denn wie könnte ich jetzt schlafen! Wenn Ihr indeß meinen Kindern ein Bett verschaffen könntet, so wäre es mir lieb.“ Katharina machte in der Nebenkammer für die Kinder Betten zurecht. Die Kinder schliefen, von Müdigkeit und vielem Weinen ganz ermattet, bald ein. Marianne aber kniete in der Kammer nieder, und bethete ohne Unterlaß, daß ihr Mann doch wahre Buße thun möge.

Der Pfarrer, der sich lange bey Josi aufgehalten hatte, kam endlich in die Stube des Kerkermeisters herab, und ließ Marianne rufen. „Seyd getrost, sprach er zu ihr; ich hoffe, Euer Mann werde nunmehr selig sterben.“ Nachdem

er sie sehr liebreich und geistvoll getröstet, sagte er noch: „Morgen frühe will Euer Mann die heilige Kommunion empfangen; es ist ihm lieb, wenn Ihr auch dabei zugegen seyn wollet.“ Der guten Marianne war es sehr tröstlich, dieses zu hören. Sie brachte die Nacht im Gebethe zu.

Am andern Morgen sehr frühe sagte Jost zum Kerkermeister: „Lieber Georg! Seyd doch so gut, und geht zu dem Herrn Oberamtmann und ersucht ihn, ein wenig zu mir zu kommen. Ich möchte ihm gerne abbitten, und nun meine Missethaten einkennen.“ Der Amtmann kam sogleich, und Jost sprach mit Thränen in den Augen: „Bester Herr Oberamtmann! ich bitte Sie reumüthig um Verzeihung, daß ich Sie so lange Zeit schändlich belogen, und Ihnen dadurch so viele Mühe und Arbeit gemacht habe. Ich überdachter Mensch meynete, man könne mich nicht verurtheilen, so lange ich nichts eingesteh. Als ich sehe nun wohl, daß diese Meynung irrig war, und daß ich dabei nichts gewann, sondern mir nur größere Leiden zuzog. Ich bekenne jetzt, daß ich alle Missethaten, deren ich im Urtheile beschuldigt werde, wirklich begangen habe. Das Urtheil enthält kein unwahres Wort; es ist Alles so, wie Sie mir es vorgelesen haben — und ich verdiene den Tod.“ Der Amtmann war von Josts reumüthigem Bekenntnisse sehr gerührt, ließ es von dem Aktuar kurz zu Papier bringen, both dann dem bekehrten Sünder mit Herzlichkeit die

Hand, sprach ihm Trost und Muth ein, und entfernte sich.

Marianne weckte nunmehr ihre Kinder. Elisabeth war sogleich bereit, mit ihr zu dem Vater zu gehen, und, während er die heilige Communion empfing, gegenwärtig zu seyn, und für ihn zu bethen. Allein die Kleinern weinten und wollten nicht mehr zu ihm. „Wollt ihr denn euren lieben Vater nicht mehr sehen, bevor er stirbt?“ sagte Marianne. „Ach, rief der kleine Joseph, der liebe Vater kommt mir gar so fürchterlich vor! Ich zittere vor ihm; laß mich doch da, liebe Mutter.“

Marianne ging mit ihrer Tochter Elisabeth hinauf zu ihrem Manne. Sein Aussehen war nun ganz verändert. Sein Blick war nun heiter und sein Angesicht rubig und freundlich; auch hatte man ihm den furchtbaren Bart abgenommen, und ihm, wie man in jenem Lande den armen Sündern zu thun pflegte, ein Kleid von weißer Leinwand mit schwarzem Kragen angezogen. Josef streckte Mariannen die Hand entgegen, und rief: „Liebsteß Weib! Gott hat mir, wie ich hoffe, verziehen. O verzeih mir nun auch du! Ach, ich habe dir erst sehr hart bezogenet und dich um Alles gebracht! Es reuet mich nun von ganzem Herzen. O verzeih, verzeih deinem armen unglücklichen Manne!“ Marianne sagte: „Gott wolle mir so verzeihen, wie ich dir verzeihe, liebster Mann!“ Sie konnte vor Weinen und Schluchzen die Worte kaum hervorbringen. Auch Elis-

sabeth fing an, laut zu weinen. „Nun, nun, sprach Jost, seyd doch nicht gar so traurig! Danket vielmehr mit mir Gott, daß Er mich, wie ich hoffe, wieder zu Gnaden aufgenommen; und sethet für mich, damit ich standhaft bleibe bis an das Ende.“

Jost empfing die heilige Kommunion unter vielen Thränen und mit großer Andacht. Marianne, Elisabeth und die Kerkermeisterin knieten indeß umher, und zerfloßen in Thränen. Der Geistliche winkte ihnen hierauf, zu gehen, und blieb noch einige Zeit allein bey Jost.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Mariannens letzte Unterredung mit Jost.

Marianne besuchte ihren Mann den Tag über einige Male, und sprach mit ihm über ewige, und auch über die irdigen zeitlichen Angelegenheiten. Abends besuchte sie ihn mit ihrer Tochter Elisabeth das letzte Mal. Er grüßte Beide sehr liebevoll und sagte: „Gottes Barmherzigkeit ist unendlich! Er giebt mir großen Trost ins Herz, und Muth zu sterben. Er wolle auch Euch trösten und stärken.“

Der Kerkermeister hatte eben den Tisch gedeckt, und brachte jetzt die Suppe. „Ey wie, Georg! sagte Jost zu ihm; bringt noch ein Paar Teller. Ich möchte mit meinem guten Weibe

und meiner lieben Tochter, in dieser Welt doch noch einmal, zu Nacht essen.“ Beide sagten, es sey ihnen jetzt gar nicht um das Essen. „Ach, sagte Jost, seyd nicht gar so traurig! Es geht nun Alles recht! Ich fürchte nun den Tod nicht mehr. Seyd auch Ihr gutes Muthes. Eßet etwas Weniges; denn wie ich höre, habt ihr den ganzen Tag fast nichts genossen. Ihr seht ganz blaß und krank aus; ihr braucht eine kleine Erquickung.“ Sie setzten sich an den Tisch, und aßen etwas Weniges.

Jost betrachtete seine Tochter, die er lange nicht mehr gesehen hatte, und die indeß sehr gewachsen war, mit väterlichem Wohlgefallen.“ Wie vergnügt hätte ich manchen Abend mit Weib und Kindern zu Hause zubringen können, sagte er, wenn ich meine Freude nicht auswärts gesucht hätte! Ach, ein Mann, der seine besten Freuden nicht daheim, unter den lieben Seinigen zu finden weiß, ist schon verloren! — Aber wo sind denn Barbara und Joseph? Ich möchte sie doch auch noch einmal bei mir am Tische haben!“ Marianne sagte, sie würden späterhin noch kommen.

Jetzt kam der alte Jäger Merig, um Jost noch einmal zu sehen. Jost bot ihm die Hand und sagte: „Lieber, ehrlicher Merig! Es ist mir ein rechter Trost, daß Ihr mich noch einmal besucht. Ich bin Euch noch vielen Dank schuldig — und habe Euch Vieles abzubitten. Ach, ich elender Mann erblicke ja fast keinen Menschen, dem ich nicht etwas abzubitten hätte! Zwar als

wir zu Finkenlein noch neben einander dienten, sind wir immer sehr gut mit einander ausgekommen. Ihr habt mich oft zurecht gewiesen, und ich habe Euch damals immer gefolgt. Als Wildschütz aber habe ich Euch vielen Verdruß gemacht. Verzeiht mir! Noch mehr Schaden und Herzensleid habe ich als Räuber der gnädigen Herrschaft zufügen wollen. Ich lasse auch sie um Verzeihung bitten — und für alles Gute danken, das sie mir erwiesen hat, als ich noch in ihren Diensten war. Sagt dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau, daß ich meine hinterlassene Wittwe und Waisen süßfällig ihrer Gnade, ihrem Schutze und ihrer Unterstützung empfehle.“

Nerig hatte den Fridelin mitgebracht, der aber an der Thüre stehen geblieben, und herzlich weinte. „Komm doch näher her, lieber Fridolin! sagte Jost. Du bist ein guter Knabe, daß du um mich elenden Menschen weinst. Weist du noch, wie wir uns dert in dem Walde bey Haselbach das erste Mal gesehen haben? Dietrich hat dert, indem er jene Mehziege schoß, seine Laufbahn als Wildschütz angefangen; du aber zeigtest dich schon damals als einen gutherzigen, ehrlichen Knaben, indem du mit dem jungen Mehe Mitleid hattest, und es dem Jäger bringen wolltest. Die zweyerley Lebenswege, die ihr Beyde eingeschlagen, führten euch auch zu zweyerley Ziel. Dietrich liegt, wie ich, in Ketten und Banden, und hat nichts Gutes zu erwarten; dir aber geht es wohl, und du kannst noch ein glückli-

her Mann werden. Bleibe auf dem guten Wege, den du betreten hast; bleibe ehrlich und redlich. Du siehst es an Dietrich und mir, was Unredlichkeit für ein trauriges Ende nimmt. Lebe wohl, bethe für mich, und wenn du einmal meinen armen Kindern etwas Gutes erweisen kannst — so thu es!“

Jetzt trat der Pfarrer herein. Jost nahm das kleine Bildniß des gekreuzigten Erlösers, das ihm der Pfarrer gereicht hatte, in die Hand, küßte es und sagte: „Lieber Herr Pfarrer, bethehen Sie mir ein Gebeth vor!“ Der Pfarrer bethete ihn vor, und Jost sprach ihm mit großem Nachdrucke jedes Wort nach: „Göttlicher Erlöser, Du, das einzige Heil reuiger Sünder! Heute sehe ich Dich nur noch im Wilde — morgen aber von Angesicht zu Angesicht. Wisse mich dann freundlich an, und sey mir ein gnädiger Richter. In Deine Hände empfehle ich meinen Weib! Dir empfehle ich mein Weib und meine Kinder! Tröste Du sie, wie Du sterbend Deine liebe Mutter getröstet hast. Verzeih Du mir, wie Du dem reumüthigen Sünder, der neben Dir gekreuzigt war, verziehen hast. Erhalte mich in Deiner Gnade bis an mein letztes Ende, und nimm mich dann zu Dir auf in Dein Reich!“

Jost bat jetzt den Pfarrer, ihm das Bildniß des Gekreuzigten zu schenken. Das kleine Kreuz war von schwarzem Holz; das Bildniß selbst aber von vergoldetem Messing. „Gern, sagte der Pfarrer, schenke ich es Euch; aber was wollet Ihr

damit anfangen?" Jost sprach: „Das sollen Sie
sogleich sehen!" wendete sich zu Elisabeth, und
sagte: „Liebe Tochter! Ich kann dir und deinen
Geschwistern kein Erbtheil hinterlassen. Allen Reich-
thum, den Eure Mutter mir zugebracht hat, ha-
be ich verschwendet. Ich vermache dir nun dieses
Kreuz, wiewohl auch das mir erst diesen Augen-
blick geschenkt wurde. Es ist Alles, was ich dir
geben kann. Mit diesem Kreuze in der Hand
werde ich sterben; es wird mit meinem Blute be-
spritzt werden. Der Herr Pfarrer hier wird nach
meinem Tode es dir zustellen. Habe es stets
vor Augen, und erinnere dich bey dem Bilde an
Denjenigen, den es vorstellt, den Erlöser, der am
Kreuze starb, die Sünder selig zu machen. Wenn
Er nicht wäre, so müßte ich verzweifeln, und
ginge ewig verloren. Verne Ihn immer mehr
erkennen, liebe Ihn, vertraue auf Ihn, beobachte
jedes seiner Worte. Werde Ihm nie untreu!
Weiche nie von seiner heiligen Lehre ab, wie das
dein unglücklicher Vater gethan hat. Ehre und
liebe deine gute Mutter, der ich so vielen Jam-
mer gemacht habe. Mache du ihr Freude, da
ich nichts als Leiden über sie gebracht habe. Ma-
che du gut, was ich gefehlt habe!" „Ach Gott,
seufzte er und blickte zum Himmel auf, verzeih
Du mir, daß ich mein liebes Weib, die immer
fromm und gut war, so geplagt und ihr die
Liebe zu mir so schlecht vergolten habe. Verzeih,
lieber Gott, daß ich über meine unschuldigen Kin-
der eine so große Schmach bringe! Jedermann

wird sie darum ansehen, daß man ihren Vater hinrichtete. Sie werden meinen Namen kaum ohne Erröthen nennen können! Ach, Elisabeth, rief er, in einen Strom von Thränen ausbrechend, verzeih deinem unglücklichen Vater! Sieh diese meine Thränen, und fluche einst nicht meinem Andenken.“ Elisabeth und die Mutter weinten laut. Auch der Geistliche, der alte Morig, Fridolin, der Soldat, der an der Thüre Wache hielt, und wer sonst noch da war, hatte Thränen in den Augen. Der Pfarrer suchte Vater, Mutter und Tochter zu trösten.

Der Kerkermeister kam jetzt herein, und sagte dem Pfarrer heimlich in das Ohr, der Scharfrichter von Schlebenbüsch stehe schon lange vor der Thüre, dem Missethäter nach altem Gebräuche abzukitten, daß er ihn morgen durch das Schwert vom Leben zum Tode bringen werde; er könne unmöglich mehr länger warten. Der Pfarrer sprach hierauf zu Jost, Marianne und Elisabeth: „Nun, Ihr lieben Leute, machet einander das Herz nicht gar so schwer. Macht es kurz mit dem Abschied! Ihr, gute Marianne, nehmet doch den Trost mit Euch, daß Ihr Euren Mann im Himmel wieder sehen werdet. Auch du, liebe Elisabeth, wirst deinen Vater dort wieder finden. Geh nun mit deiner Mutter! Dein Vater muß nun sein Herz noch zu Gott wenden; ich — auch andere — haben noch mit ihm zu reden. Geht hin, und leidet für ihn.“

Marianne und Elisabeth weinten heftiger. Jost

sah den Pfarrer an, und sagte: „Ich hätte wohl noch etwas im Sinne! Allein ich wage es kaum. Ich möchte meiner Tochter noch gerne den väterlichen Segen geben! Allein darf ich mit dieser meiner Hand, mit der ich Blut vergossen habe, mein Kind segnen?“ „Ihr dürst, Jost! sagte der Pfarrer. Ihr seyd ein Sünder, aber auch ein Büßer. Im Himmel ist ja Freude bey allen heiligen Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut. Gott hat Euch wieder zu Gnaden aufgenommen; Euer göttlicher Erlöser hat Euch durch sein vergossenes Blut Verzeihung erwerben. Segnet Eure Tochter im Vertrauen auf Gott und auf unsern Erlöser, und Euer Segen wird nicht vergebens seyn. Knie nieder Elisabeth!“

Die Kerkermeisterin, die mit Josts zwey andern Kindern jetzt eben zur Thüre herein kam, führte sie zu dem Vater, damit er sie zugleich mit Elisabeth segne. Sie knieten zu Elisabeths beyden Seiten nieder. Als der Vater diese seine zwey Kinder erblickte, weinte er noch schmerzlicher. „Nun denn, sprach er mit fast gebrochener Stimme, der barmherzige, allmächtige Gott — Vater, Eohn und heiliger Geist — segne dich, liebe Elisabeth, und dich, liebe Barbara, und dich, lieber Joseph, und eure liebe, gute Mutter! Er wolle die Schmach von Euch nehmen, die ich über Euch brachte. Er wolle, da ich Euch unglücklich machte, Euch Glück und Segen geben! Er wolle geben, daß ich selig sterbe,

und daß wir alle einst im Himmel wieder zusammen kommen! Lebt wohl — lebt ewig wohl!“

Der Pfarrer begleitete Mutter und Kinder hinaus, führte sie hinab in die Stube des Kerskermeisters, und redete ihnen sehr liebevoll zu. Sie wurden etwas ruhiger. Marianne war sehr angegriffen. Der Pfarrer fürchtete für ihr Leben; er nahm sich deshalb vor, zu verhindern, daß sie ihren Mann noch einmal sehe. „Weibet für ihn, gute Marianne, sagte er; das ist das Einzige, und auch das Beste, was Ihr noch für ihn thun könnet. Weibet mit allen Euren drey Kindern! Das Gebeth einer fremden Mutter und ihrer schuldlosen Kinder bleibt nie unerhört!“

Lange bevor der Tag anbrach ging Marianne mit ihren drey Kindern in die Kirche, um den ganzen Morgen, besonders aber zur Stunde der Hinrichtung, für ihren unglücklichen Mann zu beten. Sie kniete in den letzten Stuhl. Mit Anbruch des Tages wurde, wie das in Hirschfelden bey Hinrichtungen gebräuchlich war, mit der großen Glocke geläutet. Es waren wohl wenige Menschen in Hirschfelden, die bey diesem ernstlichen Glockenzeichen nicht seufzten, und um eine selbige Sterbstunde für die drey Missethäter beteten. Marianne aber schauderte bey dem ersten Glockenschlage zusammen, und zerfloss mit ihren Kindern in Thränen. Sie hatte ihre Zuflucht auch deshalb in die Kirche genommen, um von dem blutigen Schauspiel nichts zu sehen; sie

musste aber doch Vieles hören, das ihre Betrübniß vermehrte, und sie öfter in Schrecken setzte. Die Kirche lag an der Strasse, und so hörte Marianne das dumpfe, immer lautere Getümmel der immer mehr anwachsenden Menschenmenge, die in Hirschfelden zusammen strömte, um die Hinrichtung zu sehen; das Klaffeln der vielen Bauernwagen, die mit Menschen beladen herein fuhren, erschütterte sie; noch mehr erschreckte sie der plötzliche Trommelschlag der Soldaten, die zu Hirschfelden einrückten, um bey der Hinrichtung Ordnung zu erhalten. Endlich ertönte wieder die große Glocke — das Zeichen, daß die Missethäter jetzt zur Richtstätte hinausgeführt wurden. Marianne war es nicht anders, als bringe ihr ein Schwert durch die Seele; sie fürchtete jeden Augenblick umzusinken, und hielt sich mit Mühe an dem Kirchenstuhle. Außer ihr und ihren drey weinenden Kindern war keine Menschenseele in der Kirche, ihr zu helfen. Da kam die mitleidige Kerkermeisterin, schloß die fast ohnmächtige Marianne in ihre Arme, benetzte ihr Angesicht mit Thränen, setzte sich zu ihr auf die Bank, und sprach ihr Trost ein. Die Theilnahme und Liebe Katharinens, ihrer Jugendfreundin, erquickte Marianne, daß sie in ihrem Jammer nicht verging.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Die Hinrichtung.

Während Marianne, vor Jammer beynahe ohnmächtig, in der Kirche bethete, und ihre Kinder zum Gebeth ermahnte, wurde ihr Mann nebst seinen zwey Mitschuldigen unter Begleitung der Soldaten aus dem Gefängnisse heraus, und vor das Rathhaus geführt. Alle Fenster der benachbarten Häuser waren gedrängt voll Menschen; eine unzählige Menge Volkes erfüllte den großen Platz vor dem Rathhause. Der Altuar las einem der Uebeltäter nach dem andern das Todesurtheil öffentlich vor, und warf jedem den gebrochenen Stab vor die Füße. Waller sagte: „Das Urtheil ist gerecht, ich unterwerfe mich ihm.“ Schlicht sagte eben so. Jost aber rief laut: „Ich danke meiner Obrigkeit für meine wohlverdiente Strafe; Gott sey meiner armen Seele gnädig!“

Von dem Rathhause zog man hinaus zur Mischstätte. Ein Offizier zu Pferd, mit einer Schaar Soldaten zu Fuß, eröffneten den Zug. Waller ging mit festem, männlichen Schritte einher. Er hatte sich ausgebeugen, ihm die Hände nicht zu binden, indem doch an kein Entinnen zu denken sey; indeß hielt er die Hände immer fest gefaltet, und hatte seinen Hut unter dem Arm. Der Pfarrer von Haselbach, dem er einst Wächter entwendet, der ihn aber die letzten

drey Tage her sehr lieb gewonnen hatte, begleitete ihn. Schlicht, dem der Pfarrer von Schlehnhurst beygegeben war, folgte. Endlich kam Jost, dem, als einem seiner Pfarrkinder, der Pfarrer von Hirschfelden beystand. Der Amtmann, der Aktuar und einige andere Gerichtspersonen ritten neben her. Eine Schaar Soldaten beschloß den Zug.

Als der Zug sich der Michtstätte näherte, waren bereits die große Wiese, in deren Mitte das Blutgerüst errichtet war, die nächsten Anhöhen, einige Holzstöcke, und viele zusammengeschobene Bauernwagen ganz mit Menschen bedeckt; mehrere Knaben und junge Bursche waren sogar auf die Bäume geflogen. Man sah fast nichts, als Menschenköpfe. Die Soldaten, deren rothe Federbüsche und blühende Bajonette hoch aus dem Gedränge hervorragten, schlossen einen Kreis um die Michtstätte, in dem sich der Amtmann mit seinem Gefolge und der kommandirende Offizier zu Pferd befanden. Auf der Michtstätte erblickte man mehrere Knechte des Scharfrichters; hinter ihnen stand er selbst, in einen blauen Mantel gehüllt, unter dem er das Michtschwert verbarg. Waller wurde zuerst hinauf geführt. Er trat in seinem gewöhnlichen grünen Ueberrocke, den Hut in der Hand, auf der Michtstätte etwas verweilt, überblickte mit seinen hellen, schwarzen Augen die ungeheure Volksmenge, verneigte sich gegen den Amtmann und den Offizier, gegen die Soldaten und das Volk, und sprach: Ich zweifle

nicht, die Meisten unter dieser unübersehbaren Menschenchaar werden Mitleid mit uns unglücklichen Verbrechern haben. Wir sind allerdings große Uebeltäter; allein doch auch Menschen! Jeder von euch denke: Ich bin Mensch, und was je einem Menschen begegnete, kann auch mir begegnen.“ Er gab den Hut einem Gerichtsdiener, erhob seine Hände, blickte schmerzvoll zum Himmel, und rief: „Vater im Himmel, sieh da deinen verlornen Sohn, der reumüthig zu dir zurückkehrt. Ach, verlorst — verlorst ihn nicht!“ Er wandte sich gegen den fürchterlichen Stuhl in Mitte der Richterstätte, und erblickte den Scharfrichter, der den Mantel abgeworfen hatte, und in scharlachrother Weste und mit aufgestülpten Hemdärmeln da stand, und das große blanke Schwert in der Hand hielt. Wailer entfärbte sich ein wenig, faßte sich aber sogleich wieder, und sagte zu ihm: „Mir die Augen zu verbinden, wird wohl nicht nöthig seyn?“ Man sagte ihm, das Gesetz erfordere es so. „Nun denn, sagte er, so thut in Gottes Namen Eure Pflicht.“ Er setzte sich auf den Stuhl, schlug an die Brust, und rief so laut, daß es allen durch Mark und Weine ging: „Gott, sey mir armen Sünder gnädig!“ Man verband ihm die Augen, das Schwert bligte und sein Kopf fiel. Der mit Blut überströmte Rumpf wurde auf den Boden gelegt und der Kopf daneben. Schlicht sah zitternd zu, schauderte zusammen, und sagte mit bebender Stimme: „Gott sey ihm

gnädig und lasse ihn nach so vielen Leiden nun Ruhe finden; Er erbarme sich auch meiner — und tröste meine arme Mutter!“ Eslicht wurde eben so enthauptet, und Kopf und Stumpf neben Wallers blutige Leiche gelegt.

Hierauf betrat Jost, mit dem Bildnisse des Gekreuzigten in den gebundenen Händen, die Dichtstätte. Er war todtensbleich, zeigte aber dennoch großen Muth. Da er in Hirschfelden aufgewachsen, und in der ganzen Gegend umher fast jedem Kinde bekannt war; da er die Leute, die das Blutgerüst umgaben, beynahe alle kannte, und darunter das Angesicht manches Wohlthäters oder Jugendfreundes erblickte: so sprach er, wie er sich es vorgenommen hatte, noch einige Worte an das versammelte Volk. Er dankte mit weinenden Augen Allen und Jeden, die ihm, von seiner Kindheit an, Gutes erwiesen hatten; er bekannte reumüthig, daß er die von Gott und der Obrigkeit über ihn verhängte Strafe, verdient habe; er bat alle, die er beschädigt hatte, um Verzeihung; er wünschte, daß alle, denen er ein böses Beispiel gegeben, an ihm nun ein warnendes Beispiel nehmen möchten. „Gott, rief er zuletzt, erbarme sich meiner — meines armen Weibes — meiner armen Kinder — unser Aller! Bethet für mich — ich will, wenn ich zu Gott komme, auch für euch bethen.“ Seine Worte gingen den Leuten sehr zu Herzen; auch diejenigen, die ihn wegen seiner schlechten Auf-
führung und seiner Uebelthaten verachtet und

erabscheuet hatten, wurden gerührt, und ihr Unwillen verwandelte sich in Mitleid. Kein Auge blieb trocken. Die Knechte des Scharfrichters rückten ihn nun zu dem von Blut tröpfelnden Stuhle, und verbanden ihm die Augen. Sein Blut sprang hoch empor — man ließ den Numpf auf dem Stuhle sitzen, und legte ihm den abgeschlagenen Kopf auf den Schooß.

Das Volk sah mit stummem Entsetzen zu. Der Pfarrer von Hirschfelden trat jetzt auf der Lichtstätte vorwärts, um an das Volk eine Rede zu halten. Er sah sehr blaß aus, und Thränen standen ihm in den Augen; er war so tief gerührt und erschüttert, daß er sich erholen mußte, bevor er sprechen konnte. Es war eine schauerliche Stille. Endlich fing er an: „Fürchtet Gott und haltet seine Gebote!“

„Fürchtet Gott! Nur wahre Gottesfurcht kann jedes von Euch, sowohl das Alter als die Jugend, vor einem solchen traurigen Ende sicher stellen. Fürchtet Gott! Es ist ein allwissender, heiliger, gerechter Gott über uns. Sein Auge sieht jede, auch die geheimste Missethat. Das Böse ist vor Ihm, dem Heiligsten, ein Gräuel. Er, der allgerechte Gott, straft alles Böse. — Fürchtet Gott! Wer von Euch zitterte und bedachte, als er das Schwert bligen und das Blut hoch emperspringen sah? Todesblässe verbreitete sich über viele tausend Gesichter. Diese Strafe, die von der Obrigkeit an unsern unglücklichen Mitbrüdern

vollzogen wurde, ist eine von Gott angeordnete Strafe. — Fürchtet Gott! Gott ist es, der das Schwert der Obrigkeit in die Hand gab, und sie führet das Schwert nicht vergebens. Allein alle, auch die schrecklichsten Strafen, die von Menschen an Menschen auf dieser Welt vollstreckt werden, sind nichts gegen jene Strafen, womit der gerechte, heilige Gott in jener Welt böse Menschen bestraft. Fürchtet Gott, der Leib und Seele in die Hölle verderben kann!“

„Haltet Gottes Gebothe. Die Uebertretung der Gebothe Gottes, die Sünde, ist das größte, das schrecklichste, das einzige Uebel auf Erden, viel furchtbarer, als das Schwert des Scharfrichters. „Die Sünde, sagt die heilige Schrift, ist ein zweyschnittiges Schwert; ihre Wunden sind unheilbar.“ Die Sünde verwundet zweysach, zeitlich und ewig; ihre Wunden bringen den zeitlichen und den ewigen Tod. — Haltet Gottes Gebothe! Eine einzige Abweichung von Gottes Wegen zieht immer größere Scheltreue und Vergehen nach sich, und kann jedes von Euch auf die Nichtstätte bringen. Den Ersten dieser Unglücklichen, deren Blut hier floß, brachte Jähzorn, den Andern Spielucht, den Dritten Trunklust auf diese blutige Stätte.“

„Prägt daher diese Worte der heiligen Schrift: „Fürchtet Gott und haltet seine Gebothe!“ Eurem Herzen tief ein. Und damit Ihr sie getreulich beobachten, Gott fürchten und seine Gebothe halten möget: so vernehmet nur noch

die zwey Worte unsers göttlichen Erlösers: „**Wachet und Bethet!**“

„**Wachet!** Jede der sieben Tods- und Hauptsünden fängt zuerst vom Kleinen an. Sie gleicht anfangs einem Funken, der eine große Feuerbrunst anrichtet — einer kleinen übelverwahrten Spalte, die ein ganzes Schiff in den Abgrund ziehen kann. Wachet über die erste aufsteigende Neigung zum Bösen, und unterdrückt sie. Und wenn sein Gewissen sagt, er sey bereits vom rechten Wege abgewichen, der lehre augenblicklich zurück. Schmal ist der Weg, der zum Heile führt, breit der Weg, der ins Verderben führt, und viele sind die darauf wandeln.“

„**Bethet!** — Bethet, um Kraft von Gott zu erhalten, gegen die Versuchungen zur Sünde zu streiten und sie zu überwinden. Das Gebeth ist eine Gemeinschaft mit Gott. Wer nicht mehr bethen mag, ist schon von Gott abgeschieden — ein gottloser Mensch. Bethen und Waschen sind gleichsam zwey Flügel, die uns über alle Versuchungen dieses Erdenlebens zum Himmel erheben. Alle Erdenlust ist nichts; sie ist nur Lüg und Trug. Wenn unsere unglücklichen drey Mißbrüder nur den zehnten Theil der Mühe, die sie auf Mäubereyen verwendeten, dazu angewendet hätten, Gottes Gebethe zu beedachten, so wären sie wadere, ehrenwerthe, ja wohl angesehene Männer geworden, anstatt ihr Blut an dieser schrecklichen Stätte zu vergießen.“

„O wie seltsam ist dagegen der Mensch, der

weder rechts noch links ein haarbreit von Gottes Wegen abweicht, sich vor Sünde hütet, beihet, wachet — und arbeitet! Er hat immer sein christliches Auskommen, hat in jedem Leiden einen sichern Trost, und Gott läßt es ihm nie an dem nöthigen Lebensunterhalte fehlen. Sanft und selig stirbt er ein auf seinem ruhigen Sterbekissen. Nochmal: Fürchtet Gott! Haltet seine Gebote! Wachtet und beihet! Amen.“

So sprach der Pfarrer, und das Volk warb tief erschüttert, und ging stillschweigend und mit manchem guten Versaße im Herzen aus einander.

Dreißigstes Kapitel.

Dietrichs letzte Lebentage.

Dietrich war, einige Wochen bevor man seine drey Missethaten zum Tode verurtheilte, in dem Gefängnisse krank geworden. Man ließ ihm den Arzt rufen, nahm ihm die Ketten ab, schlug in dem Gefängnisse eine Bettstätte auf, versah ihn anstatt des Strohlagers mit einem ordentlichen Bette, und sorgte für hinreichende Krankenpflege. Der Arzt und Pfarrer besuchten ihn öfters. Indeß war Dietrich den größten Theil des Tages hindurch ganz allein. Weder Sonne noch Mond schienen in seinen düstern Kerker; er sah durch das schwarze Eisengitter nichts, als die dunkelgraue Mauer eines alten baufälligen Hauses, das

kaum eine Elle von seinem Fenster entfernt war. Die Zeit ward ihm schrecklich lange, und er hatte viele sehr traurige Stunden. Er wußte nicht, was man mit ihm verhasse, und zweifelte immer, ob man ihn hinrichten, oder ob er mit dem Leben davon kommen werde. So schwebte er beständig zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Tod und Leben.

Au jenem Morgen, da den drey Uebelhätern ihr Urtheil gesprochen wurde, merkte Dietrich wohl, daß in dem Gerichtshause etwas Besonderes vorgehen müsse. Sonst herrschte in dem alten, dunkeln Gebäude fast eine beständige Todesstille. Heute aber hörte er die Fußtritte mehrerer Menschen; Thüren wurden auf und zu geschlagen, Gewehre flirrten, und Ketten rasselten. Als Aufrecht, der Knecht des Kerkermeisters, ihm die Mittagessuppe brachte, fragte Dietrich: „Was giebt's denn heute, daß ihr einen solchen Lärm macht?“ „Was wird's geben, sagte der finstere, in seinem Verufe hart und fühllos gewordene Mann; deinen drey Spiegelgesellen wird heute das Leben abgesagt. Bis Freitag schlägt man ihnen die Köpfe ab. Du bist für uns recht zur Unzeit krank geworden; sonst kämest du bey diesem Tanze auch an die Reihe. Es wäre dann in Einnem hingegangen! So aber haben wir mit dir Schurken doppelte Ehereterei.“ Er ging und schlug die Thüre unwillig hinter sich zu.

Dietrich war über diese Reden so erschrocken, daß er am ganzen Leibe zitterte. Jeder Fußtritt,

den er vernahm, erschreckte ihn, und wann nur eine Thüre ging, fuhr er zusammen. Als am Morgen, an dem seine Mitgenossen hingerichtet wurden, die große Glocke ertönte, ergriff ihn eine Todesangst. Die Angst gab ihm Kräfte. Er stand auf, und kleidete sich an. Er horchte bald an der Thüre, bald an dem vergitterten Fenster. Das Gemurmel der zusammen strömenden Volksmenge, das Klaffeln der vielen Wagen, der Trommelschlag der einrückenden Soldaten drang bis in sein Gefängniß. Er legte sich zitternd auf sein Bett. Da fuhr plötzlich seine Kerkertüre auf, der fürchterliche Ruprecht trat mit noch einem andern Knechte herein und sagte: „Geschwind kemm mit uns!“ Dietrich zitterte und bebt. Er verstand nichts von gerichtlichem Verfahren, und meynete, man wolle ihn zur Richtstätte führen und ihn hinrichten. Allein in seinem Urtheile, das ihm noch nicht bekannt gemacht werden, ward unter andern bloß befohlen, daß er bey Hinrichtung seiner Mitschuldigen zusehen müsse.

„Um Gotteswillen, schrie Dietrich, was habt ihr mit mir vor!“ „Das wirst du schon sehen!“ sagte Ruprecht, und beyde Männer ergriffen und führten ihn durch mehrere lange Gänge in ein anderes Haus. Man brachte ihn in eine Stube mit hohen Fenstern. Mehrere angesehene Bürgerfrauen und ihre Kinder waren darin, und sahen zu den Fenstern hinaus. Ruprecht rief ihnen zu: „Da bringen wir den Dietrich, den vierten Eizububen!“ Alle wandten sich gegen Dietrich, be-

trachteten ihn einige Augenblicke, und schauten dann wieder zum Fenster hinaus. Die zwey Knechte führten den Dietrich an ein Fenster, das leer war. Der helle Tag, der blaue Himmel, die grünen Wiesen und Wälder, die er lange nicht mehr gesehen hatte, blendeten ihn fast; ihr Anblick preßte ihm einen Seufzer aus. Allein jezt erblickte er die unübersehbare Volksmenge, die nahe unter den Fenstern versammelt war. Er sah seinen Freund Jost, und seine andern zwey Gefährten, die zum Tode geführt wurden. Er sah, als man den ersten hinrichtete, das Schwert blitzen, das Blut empor springen und den Kopf fallen. „O Jesu!“ rief Dietrich, und schloß die Augen, um die Hinrichtung der zwey Andern nicht zu sehen. Er mußte die Predigt des Pfarrers mit anhören. Halb todt wurde er in sein Gefängniß zurück geschleppt.

Von nun an war Dietrich sehr verzagt und weicherzig. Wachend und träumend sah er das Schwert des Scharfrichters und das aufspringende Blut gleichsam vor Augen. Allein wahrhaft gekesselt war er noch nicht. Er hatte noch immer keine aufrichtige Liebe zu Gott und zu Christus im Herzen. Er wünschte nichts, als dem Tod auf dem Blutgerüste zu entgehen. Und da er von der Kerkermeisterin, die ihn biweilen besuchte, vernahm, man werde ihn nicht hinrichten; er werde blos auf einige Jahre in das Zuchthaus kommen, da fiel ihm ein schwerer Stein vom Herzen. Er war seztlich wieder der vorige, leicht.

fertige Dietrich. Er sann auf nichts mehr, als wie er aus dem Zuchthause entlaufen könne, und was er hernach Alles anfangen wolle.

Fridolin war indeß zu dem Oberförster zu Hirschfelden in die Lehre gekommen, um das Forstwesen zu erlernen. Die Oberförsterin war eine gar mitleidige Frau, und schickte dem kranken Dietrich von Zeit zu Zeit eine für Kranke dienliche Speise. Fridolin trug einmal dem Dietrich ein eingemachtes junges Huhn hin. Heiter und fröhlich, wie er immer war, trat er in Dietrichs Gefängniß, und grüßte ihn freundlich. Allein Dietrich legte Fridolins freundliches Lächeln sehr boshaft aus, und Fridolins hübsche grüne Kleidung war ihm ein Dorn im Auge. Er sagte voll Ingrimm und Neid: „Du hast gut lachen, du schadensfreier Vursche! Du hast dich mit dem verwünschten Nebbecke der Herrschaft sehr gut zu empfehlen gewußt; mir aber gereichte das verdammte Thier zum Verderben. Je nun, das Glück wollte mir bisher nicht; ich denke aber es soll mir doch noch besser gehen. Meine Mutter kann ja meine Strafe mit Geld ablaufen, und sie wird noch immer so viel alte Thaler übrig behalten, daß ich davon leben kann. Ich brauche dann doch nicht zu dienen, und den gehorsamen Diener zu machen, wie du.“ Uebrigens aß Dietrich das Huhn sehr gierig auf, dankte aber dem Fridolin nicht einmal für seine Mühe. Fridolin ging sehr betrübt, daß Dietrich noch gar so roh, feindselig und ungeheßert sey.

Mit Dietrichs Krankheit ging es indes täglich schlimmer, und sie fing an, gefährlich zu werden. Der Pfarrer von Hirschfelden besuchte ihn sehr fleißig, und saß manche Stunde an Dietrichs Bette. Er redete ihm sehr eindringlich zu, die Barmherzigkeit Gottes zu ergreifen, das Blut des Erlösers an sich nicht verloren gehen zu lassen, und sich wahrhaft zu bessern, indem er sonst sicher ewig verloren geben müßte. Allein Dietrich nahm die Worte des eifrigen Pfarrers wenig zu Herzen. Hier und da zeigte er zwar Reue; ja einmal versicherte er, es thue ihm sehr leid, daß er den Ermahnungen seines seligen Vaters nicht gefolgt, und seine Mutter so oft zum Weßen gehabt habe. „Nun, sagte der Pfarrer, diese Reue ist gut; sie kann für dich der Morgenstern des Heiles seyn. Sag einmal, Dietrich, warum ist es dir leid, daß du den Ermahnungen deiner Aeltern kein Gehör gegeben?“ „Na, warum?“ sagte Dietrich. „Wenn ich ihnen gefolgt hätte, so wäre ich ein tüchtiger Schlossermeister und ein vermöglicher Bürger geworden; so mußte ich aber schon Jahre lang in diesem verwünschten Kerker schmachten, und wenn ich auch wieder gesund werde und wieder heraus komme, so muß ich in das Zuchthaus wandern.“ So war er noch ganz sinnlich, nur auf das Zeitliche bedacht, und hatte für das Unsichtbare, die Güte Gottes und die Liebe Jesu zu den Menschen, fast gar kein Gefühl.

Eines Abends, da der Pfarrer sehr betrübt

zur Thüre hinaus gegangen war, fragte Muprecht ihn draußen, was er von Dietrichs Krankheit halte? Dietrich war sehr begierig, und borchte an der Thüre, was der Pfarrer sagen werde. „Nun, sprach Muprecht, was halten Euer Hochwürden von dem kranken Bösewicht? Wird er nicht bald absegnen? Ich bin es herzlich müde, hier immer auf und zu zu schließen.“ „Lieber Mann, sagte der Pfarrer, seyd nicht so hartherzig! Der unglückliche Mensch hat wenige Tage mehr zu leben. Er hat das schleichende Fieber im höchsten Grade. Habt noch eine kleine Geduld!“ „Geduld? rief Muprecht; ja wer mit einem solchen hartnäckigen, verstockten Sünder so viele Geduld haben könnte, wie Sie, lieber Herr Pfarrer! Sie sind allzu mitleidig; und mich dünkt, Ihre Mühe sey doch verloren. Oder meynen Sie, er thue Buße? Ich meines Theils spüre an ihm wenig davon.“ „Ach, lieber Freund, sprach der Pfarrer, leider fallen die Samenkörnlein des göttlichen Wortes bey ihm auf Felsengrund. Es ist wirklich nicht anders, als wenn jedes Körnlein sogleich von den Vögeln weggepickt würde. Ich sehe noch wenig gute Früchte. Ich bin sehr bekümmert um ihn, und fürchte, er werde nicht selig sterben.“ „Ey was! rief Muprecht! ich an Ihrer Stelle würde mir nicht so viele Mühe geben. Wenn der schlechte Kerl nun einmal zur Hölle fahren will, so fahre er hin. Das ist seine Sache; wir haben dabey nichts zu gewinnen oder zu verlieren. Da er aber selbst es nicht besser haben will — nun

wehlan! Nur hinab mit ihm! Glück auf die Reise!“ „Redet nicht so, sprach der Pfarrer! der Junge hat auch eine unsterbliche Seele, die dazu bestimmt ist, mit allen Engeln und Heiligen im Himmel die Herrlichkeit Gottes zu schauen. Gott will nicht, daß sie verloren gehe. Ach, ewig verloren seyn, das ist etwas Schreckliches. Habt Mitleid mit ihm!“ „Se nun, sagte Ruprecht, wenn der gottlose Bube nur tausend Jahre in der Hölle liegen, und seine dürrn Knochen dort müßte brennen lassen, so wollte ich ihm das gerne gönnen; aber freylich, wenn ich bedenke, daß er dort in alle Ewigkeit nicht mehr heraus kommen soll, so läuft's mir eiskalt über den Rücken, und es ist mir doch fast ein wenig Leid um ihn, so schlecht er auch ist.“

Dietricb hatte dieses Gespräch mit bebendem Herzen angehört. Die harten Reden des rauhen Mannes hatten mehr Eindruck auf ihn gemacht, als die sanften, wohlwollenden Zusprüche des Pfarrers. „Es ist denn kein Mittel mehr, sagte Dietrich bey sich selbst, so muß ich denn sterben; so bin ich denn wirklich in Gefahr, in wenigen Tagen in die Hölle zu kommen! Ach, wie lange wurde mir schon ein Jahr in meinem Kerker! Und erst tausend Jahre im höllischen Feuer zu bringen zu müssen, wie schrecklich wäre das! Und doch wollte der unbarmherzige Ruprecht mir das wohl gönnen. So hartberzig er aber ist, so schaudert es ihm doch bey dem Gedanken an das ewige Feuer, und er getraut sich nicht, mir zu wün-

schen, daß ich ewig dorthin verdammt würde. Ja wohl, ewig verdammt seyn, ist das Schrecklichste, was ein Mensch sich denken kann!"

„Aber, sprach Dietrich weiter, der Pfarrer ist doch ein recht guter Mann, und meynt es wahrhaft gut mit mir. Ich achtete bisher wenig auf seine Reden; ich dachte, er sage das, was er sagt, alles nur so, weil es so der Brauch ist und es sein Amt so mit sich bringt. Allein nun sehe ich, er hat wahrhaft Mitleid mit mir, und will nichts als mein Bestes. Er hat nichts davon, und doch hat er sich schon so viele Mühe mit mir gegeben! Er ist der beste Mann von der Welt; ich aber bin ein sehr — sehr böser Mensch.“ Dietrich fing an bitterlich zu weinen, und nahm sich vor, sich ganz der Leitung des Pfarrers zu vertrauen.

Als der Pfarrer, auf Dietrichs Verlangen, am andern Morgen sehr frühe heimtrat, so sah er auf den ersten Blick, daß eine große Veränderung mit Dietrich vorgegangen war. Dietrich rief ihm mit erhebenen Händen entgegen: „O liebster Herr Pfarrer, was soll ich thun, damit ich selig werde? Sagen Sie mir Alles noch einmal; nun will ich erst recht aufpassen.“ Der Pfarrer setzte sich hoch erfreut an Dietrichs Bett. Dietrich verwandte kein Auge von ihm, und verschlang gleichsam jedes Wort mit offenem Munde. Der Pfarrer konnte jetzt erst recht aus der Hülle seines Herzens reden, weil er sah, daß seine Worte Eingang fanden. Dietrich bewachte,

bereute und bekannte seine Sünden, und hörte nun von nichts lieber reden, als davon, daß Christus in die Welt gekommen sey, die Sünder selig zu machen. Als der Pfarrer aufstand, um weiter zu gehen, ergriff Dietrich, was er sonst nie gethan hatte, die Hand des edlen Mannes, küßte sie, dankte ihm mit Thränen in den Augen, und bat ihn, doch recht bald wieder zu kommen. „Es ist doch recht gut, sagte Dietrich, daß es Geistliche giebt, die einem sündigen Menschen einen solchen himmlischen Trost in das Herz bringen können; ein Mensch, wie ich, müßte ja sonst gar verzweifeln.“

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Dietrichs Mutter.

Dietrichs Mutter hatte seit der Zeit, da Dietrich entlaufen war, keine fröhliche Stunde mehr; die Nachricht aber, Dietrich liege nebst drey Räubern zu Hirschfelden gefangen, betrückte sie bis in den Tod. Sie machte sich damals augenblicklich auf den Weg nach Hirschfelden, fiel dem Amtmann zu Füßen, und rief mit aufgehobenen Händen: „Mein ganzes Vermögen will ich dorthin wenden, mein Haus verkaufen und betteln gehen — retten sie nur meinen Sohn, meinen unglücklichen Dietrich. Sie allein können es!“ Der rechtschaffene Amtmann aber sag-

te: „Ich kann da nichts thun, als meine Pflicht! Ich bedauere Euch und Euren Sohn. Allein wenn Aeltern ihre Pflicht nicht erfüllen, und ihre Kinder nicht in Zucht nehmen, so muß die Obrigkeit einschreiten, und solche verwahrloste Kinder, die zu unbrauchbaren, bösen Menschen heran gewachsen, in das Zuchthaus schicken, oder sie auf eine noch schrecklichere Weise der menschlichen Gesellschaft unschädlich machen. Wer an seinen Kindern die Ruhe spart, liefert sie dem Schwerte des Scharfrichters aus.“ So sagte der Amtmann. Die trostlose Mutter bat ihn hierauf um die Erlaubniß, ihren Sohn in dem Gefängnisse besuchen zu dürfen. Allein der Amtmann sagte, bevor die gerichtliche Untersuchung beendet sey, dürfe er das nicht zugeden; nachher könne sie ihn besuchen, so oft sie wolle. Sie reiste schmerzlich weinend zurück nach Waldingen, und verging fast vor Betrübniß und großem Herzenleid.

Dietrich hatte eine große Sehnsucht, vor seinem Tode seine Mutter noch einmal zu sehen. Er hatte zwar gehört, daß sie einmal nach Hirschfelden gekommen sey, und ihn im Gefängnisse habe besuchen wollen; es sey ihr aber damit nicht gestattet worden. Allein es fiel ihm sehr schwer, daß sie seitdem sich in Hirschfelden nicht mehr sehen ließ. „Ich weiß gar nicht, sagte er zu dem Pfarrer, warum sie mich in meiner langwierigen Krankheit auch nicht ein einziges Mal besucht! Ich habe es zwar nicht um sie

verdient, daß sie sich noch um mich bekümmere. Allein sie ist doch immer gar so gut und liebevoll gegen mich gewesen, daß ich kaum glauben kann, sie wolle mich in meinem Elende verlassen, und mich auf immer verlassen."

Der Pfarrer sprach: „Lieber Dietrich! Deine Mutter ist noch immer liebevoll und mütterlich gegen dich gesinnt; ja sie hat sich so um dich abgekümmert, daß sie schon vor einigen Wochen sehr krank geworden, und gegenwärtig das Bett noch nicht verlassen kann. Man ließ es ihr wissen, auch du seiest bedenklich krank; allein sie sagte: „Ich und mein Sohn Dietrich werden uns wohl in diesem Leben nicht mehr sehen; Gott gebe nur, daß wir in jener Welt ein fröhliches Wiedersehen zu erwarten haben!"

Eines Tages aber, da Dietrich in seinem Bette schmerzlich an seine Mutter dachte, ging plötzlich die Kerkenthür auf, und sie trat herein. Allein er kannte sie beinahe nicht mehr. Sie hatte, seit Dietrich sie das letzte Mal gesehen, sehr gealtert. Sie war sehr bleich und mager, und ihre Augen waren roth und fast wund von vielem Weinen. Sie schlug, als sie Dietrichs bleiche, abgezehnte Gestalt erblickte, die Hände zusammen, und blieb wie erstarrt stehen. „Ach, du armer, armer Dietrich!" rief sie erschrocken. Sie konnte sich fast beinahe kein Wort mehr hervorbringen; sie schluchzte bleich. Dietrich setzte sich in dem Bette auf, streckte ihr die Hand entgegen, und rief: „Mutter, liebe Mutter! Ihr kommt noch,

mich heimzusuchen? Ihr habt Eures armen Dietrichs nicht vergessen! Ihr seyd eine sehr gute, liebevolle Mutter. Ach, ich habe Euch viel Herzleids angethan; ich habe Euch, ich seh' es, viele heiße Thränen ausgepreßt, und Eure Haare vor der Zeit grau gemacht. O verzeiht mir, verzeiht mir! Ach, wenn Ihr wüßtet, wie es mich reue, daß ich Euch so vielen Kummer verursacht habe, Ihr würdet mir gewiß verzeihen!" Die Mutter, die ungeachtet ihrer Krankheit mit vieler Anstrengung hieher gefahren war, ward fast ohnmächtig; sie sank auf den Stuhl, der neben dem Bette stand. Dietrich faßte ihre Hand, und heiße Thränen flossen über seine bleiche Wangen. „Ach, sagte er, als sie sich etwas erholt hatte und ihn wehmüthig anblickte, könntet Ihr mir verzeihen!" Die Mutter sprach: „Liebster Sohn! Ich habe eine größere Schuld, als du; ich hätte verständiger seyn sollen. Ich war gegen dich zu gelinde, zu nachsichtig. Ich allein habe gefehlt." „Nein, nein, rief Dietrich, auf mir allein liegt alle Schuld. O, Ihr wißt nicht, wie böse ich gewesen. Ich habe Euch betrogen und belegen. Ich war sehr schlau und listig — aber nur zu meinem eigenen Verderben. Doch glaubt mir, ich verabscheue nun meine Bosheit, und stehe Tag und Nacht zu Gott und meinem Erlöser um Gnade und Erbarmung. Ach, ich habe mir selbst den größten Jammer zugezogen! Denn Ihr dürft es mir sicher glauben, daß ich nicht nur hier im Gefängnisse, sondern auch dort

im Walde sehr unglücklich gelebt habe. Und so habe ich auch Euch ein elendes, kummervolles Leben bereitet. Aber ich hoffe, Gott werde sich unser erbarmen, und im Himmel warte ein besseres Leben auf uns. Der Herr Pfarrer hat mir dieses Alles sehr schön ausgelegt. Ihn müßt Ihr hören; ich kann Euch nicht alles so recht sagen.“

Er sank kraftlos und erschöpft auf sein Bett zurück, athmete sehr schwer und schloß die Augen.

Jetzt kam der Arzt, süßte Dietrichs Puls, küßte die Wänseln, befaß das Arzneyglas, das neben dem Bette stand, noch einmal füllen zu lassen, und ging. Die Mutter begleitete ihn vor die Thüre, und fragte ihn draußen: „Liebster Herr Doktor, meynen Sie nicht, daß mein armer Dietrich noch davon kommen könne?“ Der Arzt schüttelte den Kopf. „Aberlich, sagte die Mutter, er mußte als Schlosserjunge gar zu früh das Bett verlassen, und an der heißen Esse stehen. Das legte schon in seiner frühen Jugend den Grund zu dieser Krankheit.“ Der Arzt schüttelte übermals den Kopf, und sagte: „Wägizanz ist der Gesundheit nachtheiliger, als Arbeit.“ „Und dann, suchte die Mutter fort, richtete sein Leben in dem fürchterlichen Walde, und Frost und Nässe, die er dort ausstehen mußte, ihn vollends zu Grund.“ „Solche Beschwerden hätten ab, sagte der Arzt; obwohl auch hier, wie in Allem, das Juviel schadet. Indes sind diese Beschwerden nicht die eigentliche Ursache seiner Krankheit.“ „Aber noch das Elend im Gefängniß!“ sagte die Mut-

ter. „Das trug wohl etwas bey, sprach der Arzt. Allein ich kann mich nicht genug wundern, daß Ihr noch immer so verblendet seyd, und nicht einsehen wollet, was Euren Sohn so krank und elend machte. Die Vergehen, wegen deren er im Gefängnisse liegt und zum Zuchthause verurtheilt wurde, sind noch nicht seine Ärgsten Vergehen. Er that heimlich, wo ihn nur Gott sah, Böses, und mordete so zu sagen sich selbst. Bey ihm trifft es zu, wie es in der heiligen Schrift heist: „Wer vor seinem Schöpfer sündigt, fällt dem Arzt in die Hände!“

Nachdem der Arzt fortgegangen war, kam Bridelin herein. Er trug ein glänzend reines zinnernes Schüsselchen in der Hand, das mit einem eben so schimmernden Deckel zugedeckt war; seine zierliche, grüne Kleidung mit silbernen Verzierten stand ihm sehr gut. „Lieber Dietrich! sagte er freundlich; da bring ich dir eine kräftige Fleischsuppe.“ Dietrich, in dessen Seele aller Reid und Haß erloschen war, dankte dem guten Bridelin recht herzlich. Dietrichs Mutter betrachtete den holden Knaben, der mit seinen runden Wangen und langen gelben Haaren schön und blühend wie das Leben ausah, mit Wohlgefallen, schaute darauf ihren todtblaffen, abgezehnten Dietrich an, seufzte, und konnte die Jähren nicht zurück halten. Als Bridelin fort war, sagte Dietrich: „Liebste Mutter, ich weiß wohl, was Ihr denkt! Ihr denkt, wenn mein Dietrich fremm gewesen wäre und ein reines, unschuldiges Leben geführt

alte, so könnte er auch so frisch und gesund seyn, und so roth und vollwangig aussehen, wie Frisolin.“ Die Mutter sprach: „Es ist, wie du sagst, und es bleibt ewig wahr: „Alles, was löst, ist — ist nichts gegen eine reine Seele.“

Dietrichs Mutter ersuchte den Amtmann, ihr und ihrem kranken Sohne eine geräumige Stube anzuweisen, damit sie immer bey ihm seyn, und ihn mit mehr Bequemlichkeit versorgen könne. Der Pfarrer kam dem Tage. Die Mutter erzählte ihm, welchen großen Kummer sie gehabt, als Dietrich entlaufen und unter die Räuber gerathen, wie viele Thränen sie wegen dieses ihres wahrhaft verlorenen Sohnes vergossen, und wie sie Tag und Nacht für ihn gebethet habe, Gott wolle ihn doch von dem ewigen Verderben erretten.“ „Da trifft es wohl zu, sprach der Pfarrer, was jener Bischof einst der Mutter des heiligen Augustinus gesagt hat: „Es ist nicht möglich, daß ein Sohn, der den so viel geweint und gebethet wird, verloren gebe.“ Und so ist es noch! Ein Thränen und geht nicht verloren. Euer Gebeth, denke ich, hat Euren Sohn zwar nicht von dem zeitlichen, aber, was noch viel mehr ist, von dem ewigen Tode errettet.“

Dietrich wurde nun mit jedem Tage kränker und schwächer. Seine Mutter wich nimmer von seinem Bette. Tag und Nacht saß sie bey ihm, es ihm vor, tröstete ihn, legte ihm das Bett recht, gab ihm zu trinken, trocknete ihm den

Schweiß ab, und vergoß unzählige Thränen. „Ihr thut sehr vieles an mir, liebste Mutter, sagte Dietrich; Gott wolle es Euch vergelten.“ „Ach, sagte die Mutter, ich wollte, ich hätte in frühern Jahren mehr für dich gethan. Allein kann ich nun noch hereinbringen, was ich damals versäumte? Gott wolle mir verzeihen, und dir ein seliges Sterbstündlein geben! Er wolle alle Veliern erleuchten, daß sie ihre Kinder gut erziehen; Er wolle alle Kinder, die gleich verlorenen Schafen auf Irwegen gehen, zurück führen auf den rechten Weg.“ „Amen!“ sagte Dietrich, und wenige Augenblicke nachher war er verschieden.

Die Mutter überlebte ihn kaum ein Jahr; der nagende Kummer in ihrem Herzen hatte ihre Tage abgekürzt. Da ihre nicht sehr nahen Verwandten reich waren, so vermachte sie in ihrem Testamente den größten Theil ihres Vermögens dem Waisenhause. „Denn, sagte sie auf ihrem Sterbebette, da ich die Erziehung meines Kindes versäumt habe, so will ich doch dazu beitragen, daß andere Kinder gut erzogen werden.“

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Fridolin's glückliche Tage.

Fridolin machte als Lehrling des Oberförsters zu Hirschfelden seine Sache vortreflich. Von Kindheit an zur Arbeit gewöhnt, war er uners-

müdet keiſig. Er ging mit ſeinem Lehrherrn ſoſt täglich in den Wald, und lernte alle Waldbäume, Geſträuche und auch die vorzüglichſten Waldkräuter genau kennen. Er ſammelte davon Blätter und Blüthen, trocknete ſie, legte ſie in Papier, ſchrieb ſehr zierlich die Namen darunter, und machte ſich ſo, wie man zu ſagen pflegt, eine lebendige Pflanzenſammlung von Forſtbäumen, Geſträuchen und Kräutern. Mit jedem Schmetterling, jedem Käſer, jedem Inſekt, die ſich an den Bäumen und Geſträuchen aufhalten, beſonders mit jenen, die ihnen ſchädlich ſind, machte er ſich bekannt. Er ſuchte ſich im Schönschreiben und der Rechtsſchreibung immer mehr zu vervollkommen, und machte auch im Rechnen und Feldmeſſen große Forſchritte. Er lernte das Zeichnen, zeichnete Zweige, Blüthen und Blätter der Bäume und Geſträuche, und malte ſie in ſeinen freien Stunden ſehr ſchön und ganz der Natur gemäß mit Farben aus. Der Herr von Finkenſtein hatte mehrere ſehr ſchöne Werke über alle Theile des Forſtweſens; er theilte ſie dem ſleißigen, talentreichen Frideſlin mit, und Frideſlin las eſt noch um Mitternacht darin, ſchrieb ſich Alles, was ihm merkwürdig ſchien, ab, und machte von mehreren illuminirten Kupfern ſich Abbildungen. Er hatte für ſein Alter große Kenntniſſe; allein er war darauf gar nicht ſtolz. Er war der beſcheidenſte Jüngling. Seine Frömmigkeit, ſeine beſtändige Arbeitsamkeit ſicherten ihn vor vielen Gefahren der Jugend. So ſchloß dem

schönen, blühenden Jüngling zwar nicht an Nachstellungen; er verachtete sie aber. Er war das Muster eines eingezogenen, sittsamen, tugendhaften Jünglings. Wenn andere in der Schenke saßen, tranken, spielten, freche Lieder sangen, saß er zu Hause an seinem Schreibtische, und fand in seinen schönen Beschäftigungen ein ohne Vergleich größeres Vergnügen. Der Oberförster, der bereits alterte und seinem Berufe nicht mehr so genau, als er wünschte, nachzukommen vermochte, konnte sich in Allem auf ihn verlassen; er schätzte ihn sehr, und nannte ihn seine rechte Hand; die Oberförsterin, die keine Kinder hatte, hielt ihn wie ihr eigenes Kind.

Als Herr von Finkenlein seinen Sohn auf die hohe Schule schickte, gab er ihm den guten Fridolin zur Bedienung mit. Der verständige Vater war überzeugt, daß der edle, gelehrte Fridolin den lebhaften, feurigen jungen Herrn, der den guten Fridolin sehr lieb hatte, von jugendlichen Uebereilungen zurück halten würde; zugleich wollte er dem jungen Forstmanne Gelegenheit verschaffen, Vorlesungen über die Kräuterkunde und das sämtliche Forstwesen zu hören. Fridolin besuchte diese Vorlesungen mit Freude, hörte sie mit der größten Aufmerksamkeit an, und schrieb alles Merkwürdige, was gesagt ward, mit großem Fleiße auf. Er sagte öfter: „Eine so glückliche Gelegenheit, etwas zu lernen, darf man nicht versäumen! Sie ist die Zeit der Aussaat, und ohne zu säen, kann man nicht erndten.“

Als Fritz von Zinkenstein seine Studien an der hohen Schule rühmlich vollendet hatte, ging er auf Reisen. Fridolin mußte ihn, unter dem Namen eines Leibjagers, begleiten; er war aber nicht so fast der Diener, als der Gesellschafter und Freund des jungen Herrn. Fridolin warnte ihn vor mancher Gefahr, und Fritz gab ihm Gehör. Eines Abends gerieth Fritz, in einer zahlreichen Gesellschaft junger Herren von Adel, wegen einer unbedeutenden Kleinigkeit mit einem dieser Herren in Streit; er nahm sich jedoch sehr in Acht, sich beleidigender Ausdrücke zu bedienen. Allein der andere junge Herr wurde nur um so kühner, sagte ihm immer gröbere Beleidigungen, und forderte ihn zuletzt gar, auf Säbel oder Pistolen, heraus. Mehrere in der Gesellschaft behaupteten, Fritz von Zinkenstein müsse, wenn er nicht für feig gelten wolle, die Ausforderung annehmen. Fritz wollte dieses eben thun; allein Fridolin, der hinter dessen Sessel stand, rief erschrocken und mit lauter Stimme: „Denken sie an Waller!“ Fritz schwieg betroffen still. „Du hast Recht! sagte er endlich; ich will zuver darüber schlafen und überlegen, ob die wahre Ehre es mir zur Pflicht mache, mich zu schlagen. Um Alles in der Welt möchte ich nicht so unbesonnen handeln und so unglücklich werden, wie der bedauernswürdige Waller.“ „Wer ist dieser Waller? riefen einige aus der Gesellschaft. Worin handelte er unbesonnen? Womit machte er sich unglücklich?“ Fritz sagte zu Fridolin: „Erzähle du! Ich bin es jetzt nicht fähig;

ich bin zu aufgebracht.“ Fridolin erzählte mit großer Lebhaftigkeit und inniger Theilnahme Wallers Geschichte. Alle in der Gesellschaft hörten ihm aufmerksam zu; Vielen standen die hellen Thränen in den Augen; es war keiner unter ihnen, der den unglücklichen Waller, als einen jungen Mann von so herrlichen Gaben, nicht aufrichtig bedauert hätte. Am Ende der Erzählung sagte Fridolin: „Es sey mir erlaubt, noch einige Bemerkungen beizufügen, die Herr von Hinkenstein, der Vater des Herrn Barons Friy, über diese traurige Begebenheit gemacht hat. „Die Duellisten, sprach dieser weise und verständige Herr, sind nun einmal durch die Geseze verbotzen; und kein guter Bürger, noch viel weniger aber der Adel, kann seine Ehre darein setzen, die Geseze zu übertreten. Es stünde in der That sehr schlimm mit einem Edelmann, wenn jeder unbesonnene Brausekopf seines Standes ihn durch beleidigendes Weiragen nöthigen könnte, sein Leben auf das Spiel zu setzen. Weder der Herausforderer, noch der Herausgeforderte hat das Recht, über sein Leben nach Willkühr zu verfügen; Aeltern, Geschwister, Verwandte, das Vaterland, der Landesvater haben Ansprüche darauf; es wäre eine unverzeihliche Ungerechtigkeit, ihre gerechten Ansprüche nicht zu erfüllen, und ihre schönen Hoffnungen zu vereiteln. Es ist Thorheit, sich in einen Kampf einzulassen, in dem man allemal verliert, man möge siegen oder besiegt werden; denn der Besiegte gewinnt ohnehin nichts

daber, als Wunden oder gar den Tod; der Sieger aber muß landesflüchtig werden, oder sich den gefeylichten Strafen unterziehen. Ein junger Mann von Ehre würde daber sehr wohl daran thun, bevor er den verderblichen Kampfsplay betritt, erst mit erfahrenen Männern und wahren Kennern der ächten Ehre sich zu berathen, ob die Ehre ihn und seinen Gegner dazu verpflichte, wegen eines in der Hitze oder beym Weine gesprochenen Wortens zuviel, sich einander die Hälse zu brechen; oder ob die Sache nicht mit ein wenig Vernunft und gutem Willen gemächlicher beyzulegen wäre."

Jener junge Baron, der sich gegen Fritz leidigende Ausdrücke erlaubt, und ihn heraus gefordert hatte, sprang jetzt auf, bat Fritz um Vergebung, und Beyde umarmten einander mit großer Mühung. Alle in der Gesellschaft jauchzten ihnen Weisfall zu. Ein junger Graf aber, der in der Gesellschaft den Ton angab und behauptet hatte, Baron Fritz müsse mit seinem Gegner sich schlagen, sprach nunmehr: „So ist es doch besser!“ Er befahl dem Wirthe, einige Flaschen Burgunder und frische Gläser zu bringen, schenkte ein und rief: „Es lebe die brüderliche Eintracht! — Künftig soll bey unsern kleinen Zwisten immer nur rother Wein fließen — aber kein Blut.“ Als Fritz auf sein Zimmer zurück kam, umarmte er Fridelir und sagte: „Du warst mein guter Engel, und hast mir und meinen geliebten Ael-

tern einen großen Jammer erspart; ich werde dir ewig dafür dankbar seyn."

Frig vollendete seine Reise glücklich, und lehrte reich an Kenntnissen, sehr gebildet, und von den Sitten der großen Welt unverderbt, in die Arme seiner Aeltern zurück. Ihre Freude war unbeschreiblich. Fridolins Aeltern waren eben so erfreut, ihren geliebten Sohn gesund und blühend wieder in ihre Arme zu schließen. Beide weinten vor Freude, und der alte Vater sagte: „Ich bin ein armer Mann; allein die Freude des Herrn von Finkenstein kann nicht größer seyn als die meinige. Ich gäbe diese Freude nicht um das Schloß Finkenstein mit allen dazu gehörigen Gütern, ja nicht um alle Schätze der Welt! Die Freude an wohlgerathenen Kindern ist doch von allen die größte, und kann die ärmsten Leute so reich und glücklich machen, als die reichsten und glücklichsten Menschen auf Erden."

Frig konnte nicht genug rühmen, welch ein verständiger und treuer Begleiter ihm Fridolin gewesen, und verschwieg auch nicht, aus welcher großen Gefahr Fridolin ihn an jenem Abende, da jener Streit vorkam, errettet habe. Herr von Finkenstein vernahm dieses mit Wohlgefallen, und war auch mit den Zeugnissen, die Fridolin von der hohen Schule mitgebracht hatte, ganz ausnehmend zufrieden. Fridolin mußte nun im Schlosse bleiben, allein nicht mehr als Bedienter; er hieß zwar noch immer der Leibjäger, in der That aber war er der Forstrath des gnädigen Herrn. Herr von

Finkenſtein ritt mit ihm bey heiterm Wetter täglich aus, den Zuſtand der Waldungen zu unterſuchen, und arbeitete bey ſtürmiſcher Witterung manchen Tag in ſeinem Schreibzimmer mit ihm. Baron Trig, der immer dabey war, hatte ſich vorzüglich auf die Rechtegelehrſamkeit verlegt, beſaß aber dennoch ſehr ſchöne Kenntniſſe im Forſtwesen. Allein Fridolin's Forſtkunde, die er ſich auf der hohen Schule und auf ſeiner Reiſe erworben, ſeyte Herrn von Finkenſtein oft in Verwunderung.

Ungefähr ein Jahr, nachdem Fridolin von ſeiner Reiſe zurück gekommen, ſtarb der alte Oberförſter zu Hirschfelden. Herr von Finkenſtein ließ Fridolin rufen, und übergab ihm eine Urkunde, in der er zum Oberförſter ernannt wurde. Fridolin las erſtaunt, und traute kaum ſeinen Augen. „Mein beſter gnädiger Herr, ſagte er gerührt, ich weiß dieſes für mich ſo ehrenvolle Zutrauen gewiß zu ſchätzen. Aber der älteſte Förſter in Ihrer Herrſchaft macht ſich auf dieſe Stelle Hoffnung; ich will dieſem wackern Manne nicht im Wege ſtehen.“ Herr von Finkenſtein erwiederte: „Ich kenne deine Beſcheidenheit; allein alle meine Förſter geſtehen es ſelbſt, daß du ſie an Kenntniſſen weit überſiehſt, und werden dir gerne weichen. Uebrigens werde ich den braven alten Mann ſo ſtellen, daß er zufrieden ſeyn wird; auch werde ich den Gehalt der Uebrigen zu verbessern wiſſen. Es liegt mir nun einmal daran, meine Waldungen, die einen vor-

züglichen Theil meines Einkommens ausmachen, emper zu bringen. Dazu bist du der rechte Mann. Auch bin ich dir Dank schuldig für die Liebe und Treue, die du meinem Sohne erwiesen hast. Sey ihm, dem ich meine Güter bald übergeben werde, ein so treuer Diener, wie du es ihm bisher warst, und wie der alte Oberförster, wiewohl bey beschränkteren Kenntnissen, es gegen mich gewesen."

Fridolin eilte mit dem Anstellungsdekret nach Haselbach zu seinen Aeltern. Beide erstaunten und vergossen Freudenthränen. Sie hätten sich schon glücklich geschätzt, wenn Fridolin, der bisher doch nur bloß Bedienter war, den geringsten Försterdienst erhalten hätte; allein daß er nun sogar Oberförster war, übertraf alle ihre Wünsche und Erwartungen. Sie dankten Gott, und nannten ihren guten Fridolin den Trost und die Krone ihres Alters. Fridolin bat sie, ihre arme Hütte zu verlassen, zu ihm in das schöne, geräumige Försterhaus zu ziehen, und ihm seine Haushaltung zu führen. Er wollte ihnen sein ganzes Einkommen überlassen, und nur ihr Kostgänger seyn. Sie zogen dahin, und alle drey lebten mit einander in der seligsten Eintracht. Die Aeltern sagten oft: „Glücklichere Menschen, als wir es sind, giebt es unter der Sonne nicht!"

Eines Abends nach Tische saßen Niklas, Margarethe und Fridolin noch unter allerley vertraulichen Gesprächen beisammen. Da sagte Vater Niklas: „Liebster Fridolin! Deine Mutter ist be-

reits alt; sie wünschte die Last des Hauswesens jüngern Schultern übertragen zu können. Wie ist es, hast du noch nicht darauf gedacht, ihr eine Gehülfin und die eine Hausfrau zu verschaffen?" „Ich hätte wohl bereits gewählt, sagte Fridolin, allein bisher habe ich keiner Seele davon gesagt. Ich fürchtete, Ihr, liebste Aeltern, würdet mit meiner Wahl nicht zufrieden seyn.“ „Es wäre uns sehr leid, sagte Niklas, wenn wir Ursache haben müßten, mit deiner Wahl unzufrieden zu seyn. Laß einmal hören! Wen hast du dir zur Gefährtin deines Lebens ausersehen?" „Elisabeth! sagte Fridolin leise, die Tochter des unglücklichen Jests.“ „Elisabeth!" riefen beide Aeltern erfreut, und der Vater fuhr fort: „Nun wohl, du hast gut gewählt. Das ist im Stillen auch immer unser Wunsch gewesen. Nur wollten wir dir nichts davon sagen, damit du sie nicht etwa bloß uns zu Gefallen wählst. Denn die Aeltern sollen ihre Kinder auf keine Weise zu einer Heirath nöthigen, eben so, wie sie nur aus sehr wichtigen Ursachen dazugegen seyn können. Was aber Elisabeth betrifft, so gereicht zwar das traurige Schicksal ihres Vaters in den Augen vieler Menschen auch der Tochter nicht zur Ehre! Allein die Leute thun ihr Unrecht. Sie hat ihre Erziehung nicht ihrem Vater, sondern ihrer guten Mutter zu danken. Elisabeth ist von Herzen fromm, und so demüthig, so sitfam, so fleißig, so tugendhaft, daß sie nicht leicht ihres Gleichen finden wird. Du wirst un-

ter Gottes Beystand mit ihr in einer recht zufriedenen und vergnügten Ehe leben.“

Dem guten Fridolin war so zu sagen ein Berg vom Herzen, daß seine Aeltern mit seiner Wahl nicht nur zufrieden, sondern vielmehr darüber sehr erfreut waren. So gleich am andern Morgen trug er seinen Wunsch dem gnädigen Herrn vor, und bat um die Erlaubniß, sich mit Elisabeth Jost verhebelichen zu dürfen. Es war ihm jezt, nachdem er die Einwilligung seiner Aeltern erhalten, nicht mehr so bange, der gnädige Herr werde nicht zugeben, oder wenigstens nicht gerne sehen, daß ein herrschaftlicher Diener sich mit der Tochter eines Hingerichteten verheirathe. „Ich weiß es, sagte Fridolin, daß Viele mich tadeln werden; allein ich traue es meiner edlen Herrschaft zu; sie werde nicht nach dem Scheine, sondern nach Gründen der Wahrheit urtheilen.“ Herr von Finkenslein bezeugte die vollkommenste Zufriedenheit mit Fridolins vorhabender Heirath, wünschte ihm Glück, und fügte noch sehr freundlich bey: „Ich werde bey dem Hochzeitsfeste, sowohl in der Kirche, als bey der Mahlzeit, mit allen den Meinigen erscheinen, um zu zeigen, daß ich die Tugend mehr ehre, als alle andere Glückseligkeiten. Elisabeth kann nichts dafür, daß ihr Vater kein guter Mann war; sie aber ist eine sehr edle Person!“ „Das ist sie, sprach Frau von Finkenslein, die Fridolins Bitte mit angehört hatte; sie ist eine Perle, und es ist schön und edel von Fridolin, daß er diese Perle zu schätzen weiß.

Elisabeth ist wohl das frommste, beste, sittsamste Mädchen in unserer ganzen Herrschaft. Man sieht sie zu Haselbach fast nirgends, als in der Kirche, und da ist sie ein Bild inniger Andacht; ihr Anblick hat mich schon oft recht erbaut, wenn ich dahin kam, den trefflichen Pfarrer predigen zu hören. Sie hat die kindlichste Ehrfurcht und Liebe gegen ihre Mutter, und arbeitet Tag und Nacht, Mutter und Geschwister zu ernähren. Sie ist die Demuth und Bescheidenheit in Person. Zwar hat die unverdiente Schmach und Armuth, in der sie aufwuchs, viel dazu beigetragen, daß sie so demüthig, arbeitsam und sittsam wurde. Allein Gott bedient sich ja der Leiden, um zu tugendhaften Menschen zu bilden. Fridolin wird mit Elisabeth sehr glücklich seyn. Ich wünsche Beiden, dem edlen Bräutigam und der tugendhaften Braut, von Herzen Glück, und werde bey dem Hochzeitfeste sicher nicht ausbleiben."

Fridolin hatte bisher weder Mariannen noch Elisabeth etwas von seiner Absicht merken lassen, weil er an der Einwilligung seiner Aeltern und der Genehmigung der Herrschaft gezwweifelt hatte. Er hielt es für ein großes Unrecht, einer ehrliebenden Jungfrau unsichere Hoffnungen zu machen. Nunmehr aber ging er, von Elisabeths Zuneigung überzeugt, unverzüglich zu Marianne, sie um die Hand ihrer Tochter zu bitten. Mutter und Tochter weinten vor Freude. Die Mutter freute sich, daß ihrer geliebten Tochter, die von ihrer Kindheit an, so vieles hatte dulden müssen, ein so unerwartetes Glück zu Theil wurde.

Das Glück der Tochter ward noch dadurch sehr erhöht, daß der geliebten Mutter, die ihre besten Jahre in Trübsal und Jammer hatte zubringen müssen, nun in ihrem herannahenden Alter noch ein so großer Trost zu Theil wurde. „Liebste Tochter, sagte die Mutter, Gott hat deine kindliche Liebe belohnt, und läßt mir an dir so viele Ehre und Freude erleben, daß ich allen Kummer der vergangenen Jahre darüber vergesse.“

Die alte Base Gertrud rief vor Entzücken fast außer sich: „So erlebt man nach so vieler Schande doch auch wieder einmal Ehre!“ Sie lief sogleich fort, allen ihren guten Freundinnen die Freudennachricht zu melden, ihre liebwertheste Jungfer Base Elisabeth sey die Braut des hochfrehherrlichen Herrn Oberförsters Fridolin Werner. Einige dieser Freundinnen, besonders solche, die erwachsene Töchter hatten, waren über diese Nachricht eben nicht sehr erfreut; die Töchter aber konnten gar nicht begreifen, wie ein so angesehenes Mann von einem so reichlichen Einkommen, wie der Herr Oberförster, die arme, verachtete Elisabeth heirathen möge. Man glaubte, es würden sich wenige Gäste bey dem Hochzeitfeste einkünden. Allein sobald es bekannt wurde, die gnädige Herrschaft werde dabey zugegen seyn, so sagten alle, die eingeladen wurden, mit Freuden zu, und alle Bedenklichkeiten hatten mit Einem Male ein Ende. Es kam eine solche Menge von Menschen, daß die Kirche sie kaum fassen konnte.

Als nun Elisabeth, in der alterthümlichen, sehr schönen und ehrwürdigen Pfarrkirche zu Hirsch-

selben, in ihrem Brautkleide von grünem Tafel und mit dem jungfräulichen Kranze von weißen Rosen, held und lieblich, süßsam und bescheiden, und sanft erröthend, wie die schönste reihe Rose, am Altare stand, und Fridolin, eben so blühend und schön von Angesicht und Gestalt, in seiner grünen mit Gold gestickten Uniform, ihr zur Seite trat; da erinnerten Viele der Gegenwärtigen sich der vergangenen Zeiten, und mancher Mann, manche Frau dachte in ihrem Herzen: „Vor zwanzig Jahren standen Marianne und Jost so an diesem Altare! Damals sagten die Leute, ein schöneres Brautpaar hätte sich nicht zusammen finden können, und priesen sie glücklich. Allein es kam anders, und die Heirath fiel sehr unglücklich aus, weil wohl Beide schön, aber nicht Beide tugendhaft waren; und Schönheit ohne Tugend nicht glücklich machen kann. Heute aber sehen wir nicht nur Eines der schönsten, sondern auch der tugendhaftesten Brautpaare am Altare stehen, und diese Ehe wird deßhalb auch eine der glücklichsten seyn. Denn nur wahre Frömmigkeit und Tugend machen wahrhaft glücklich, ja sie gewähren auch unter Leiden und Trübsalen, die in der besten Ehe nie ganz ausbleiben, noch eine Glückseligkeit, eine innere Ruhe und Zufriedenheit, die bey allen Prüfungen unzerstörbar bleibt, und wenn die vergänglichste Schönheit längst dahin gewellt ist, noch besteht, wie das Gold im Feuer.“

Der Pfarrer von Hirschfelden, nunmehr ein ehrwürdiger Greis, hatte Fridolin als einen armen Knaben, der sein Holz in Büscheln auf dem

Kopfe aus dem Walde nach Hause trug, schon gekannt; auch kam ihm jener Abend zu Sinn, da Elisabeth, als ein armes, höchst bedauernswerthes Kind dort im Gefängnisse, schmerzlich weinend, von ihrem Vater Abschied nahm. Der ehrwürdige Geistliche ward sehr gerührt und Thränen standen ihm in den Augen, da er diese armen Kinder nun als ein so allgemein geachtetes und glückliches Brautpaar, das er nun eins segnen sollte, vor sich am Altare stehen sah. Er hielt vor der Einsegnung eine kleine Rede; er vermied aber, auch nur mit einer Sylbe, an die traurige Geschichte des Vaters der Braut zu erinnern. Er sprach bloß davon, was für eine wichtige Pflicht für die Aeltern, und was für eine große Wohlthat für die Kinder eine gute Erziehung sey, wozu ihm die Geschichte des Bräutigams und der Braut Gelegenheit gab. Unter vielen andern schönen Sprüchen, die er vorbrachte, merkten sich seine Zuhörer besonders folgende: „Eine gute Erziehung bringt gute Früchte; sie ist das beste Erbtheil, das Aeltern ihren Kindern hinterlassen können. Ein armer Knabe, der in Gottesfurcht, Tugend und Rechtschaffenheit erzogen wird, und seine Talente gut anwendet, kann ein angesehener Mann werden. Die ärmste Tochter, die aber an Tugend reich ist, wird fast immer zu einer guten Versorgung, zu Glück und Ehre gelangen. Frömmigkeit und Tugend, eine in Unschuld, untadelichen Sitten und unbescholtenem Rufe zugebrachte Jugend sind der beste Brautschlag, ein sicher angelegtes Kapital, das

alte Jahre richtige Sinsen trägt. Eine fromme und tugendhafte, unschuldische und beschiedene Jungfrau wird wohl schon auf Erden mit dem Brautkranze beehrt; ihren schönsten Lohn aber und den herrlichsten Kranz hat sie in dem Himmel zu erwarten.“

Alle Zuhörer wurden von den Worten des guten Pfarrers gerührt, und gaben in ihrem Herzen ihm Recht. Fridolin's alte, ehrwürdige Aeltern weinten vor Freude. Auch Elisabeth's Mutter weinte Freudenthränen — doch mischte Wehmuth sich in ihre Freude; sie gedachte ihres Mannes, dem sie vor zwanzig Jahren in dieser Kirche die Hand am Altare gereicht hatte, und beethete inbrünstig für seine abgeschiedene Seele. Sie dankte Gott, der sie gegen alle ihre Erwartung noch auf Erde an ihrer Tochter eine so große Freude erleben ließ, und tröstete sich mit der Hoffnung, ihren Mann im Himmel wieder zu sehen.

Das Hochzeitmahl, bey dem sich Herr von Sinsenstein, mit Gemahlin und Kindern, einfand, wurde in dem Gasthose zum goldenen Hirsch gehalten. Die Bedienten der Herrschaft mußten in ihrer festlichen Livree bey Tische aufwarten; der alte Morig aber, dessen Haare nunmehr so weiß waren wie Schnee, und alle Förster und Jäger aus der ganzen Herrschaft und der Nachbarschaft waren, nebst ihren Ehefrauen und erwachsenen Söhnen und Töchtern zu Tische geladen, und erschienen auch alle hochfestlich gepuht. Alle waren sehr erfreut und süßten sich sehr geehrt, daß der Herr von Sinsenstein mit seiner Familie in ihrer Mitte erschien.

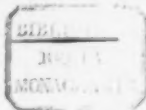
Elisabeth, die Braut, bemerkte mit Freude, und machte auch die Gesellschaft darauf aufmerksam, daß sowohl Herr von Finkenstein, als die gnädige Frau, Frig und Luise heute grün gekleidet waren. Herr von Finkenstein lächelte und sagte: „Grün ist die Farbe der Hoffnung; wir haben heute gegründete Hoffnung, diesem Hochzeitsfeste werde eine recht glückliche Ehe folgen. Uebrigens freue ich mich noch aus einem andern Grunde, daß heute bey dieser Mahlzeit die grüne Farbe die herrschende ist. Sehr gerne sehe ich mich heute mit allen Förstern und Jägern aus meiner Herrschaft und der Nachbarschaft an Einem Tische besammeln; auch meine Frau freut sich, die Ehefrauen und Töchter so vieler braven Männer hier versammelt zu sehen.“ Alle Gäste waren über die Güte und Herablassung der gnädigen Herrschaft höchst vergnügt; und die fröhlichen Gespräche, die Herr von Finkenstein in Gang zu bringen und zu beleben wußte, ergötzten die Gäste noch mehr, als die mancherley Speisen und köstliche Weine der reichbesetzten Tafel. Gegen Ende der Mahlzeit winkten einige Förster einander, auf die Gesundheit der gnädigen Herrschaft zu trinken. Herr von Finkenstein merkte es, stand schnell auf, füllte sein Glas und rief: „Braut und Bräutigam sollen leben!“ Alle Anwesende standen eben so auf, wiederholten die Worte: „Braut und Bräutigam!“ und tranken. Sie wollten nun auf das hohe Wohl der gnädigen Herrschaft trinken. Aber Herr von Finkenstein sprach: „Wartet noch!“ Er trank auf die Gesundheit von Fridelins Aeltern, und alle Gäste folgten seinem

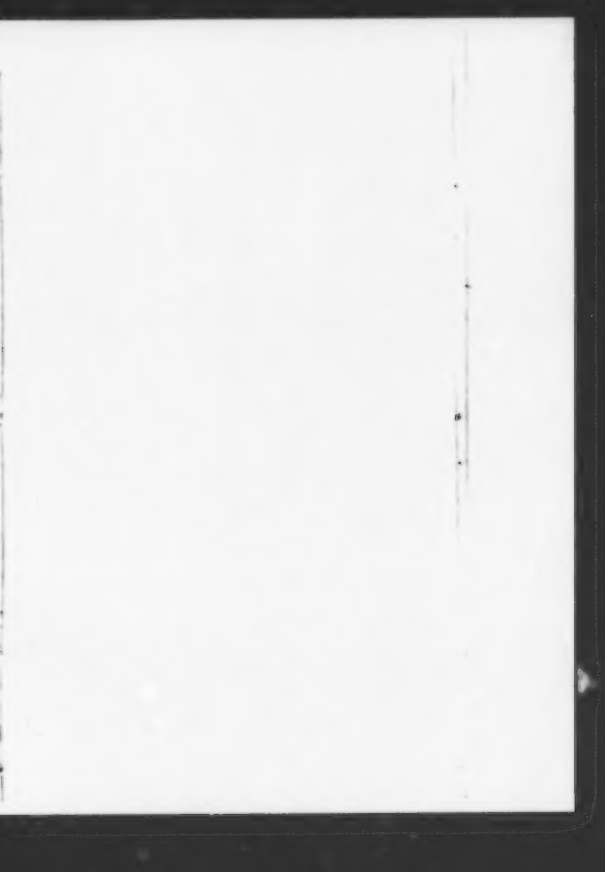
Berspiele. Die Aeltern tranken, Freudenthränen vergießend, mit. Darauf trank Herr von Sinkenstein auf das Wohl Mariannens, der Mutter der Braut; Marianne trank ein Weniges, und Thränen der Freude und Wehmuth tröpfelten in das Glas. Nun brachte Herr von Sinkenstein die Gesundheit der alten Base Gertrud aus, und auch die übrigen Gäste tranken ihr zu. Gertrud war über diese Ehre so entzückt, daß ihr beinahe das Glas aus der Hand fiel; sie wäre mit ihren tiefen Verehrungen und Dankszugungen, und mit Erwidern der bezeugten Ehren an kein Ende gekommen, wenn man sie nicht erinnert hätte, man wolle jetzt auf das Wohl der gnädigen Herrschaft trinken. Fridolin und Elisabeth, Niklas und Margarethe, Marianne und alle übrigen Gäste, die alle von Ehrfurcht und Liebe gegen die gnädige Herrschaft durchdrungen waren, riefen einstimmig, nicht nur mit aufrichtiger Herzlichkeit, sondern wohl mit andächtiger Nüchternung und manchem stehenden Blicke zum Himmel: „Unser bester, gnädiger Herr, Wilhelm von Sinkenstein, die gnädige Frau Franziska, der Herr Baron Friedrich und das gnädige Fräulein Luise sollen leben hoch! — hoch! Gott vergelte ihnen Alles, was sie uns je Gutes gethan haben, und gebe ihnen Glück und Freude, Heil und Segen, langes Leben und dereinst den Himmel!“ Herr von Sinkenstein dankte ihnen gerührt, und rief, freundlich im Kreise umher blickend: „Auf das Wohl aller braven Herrschaften!“ Ein allgemeiner Jubel erfüllte den Speisesaal.

Nach Tische wurden die Hochzeitgeschenke über-

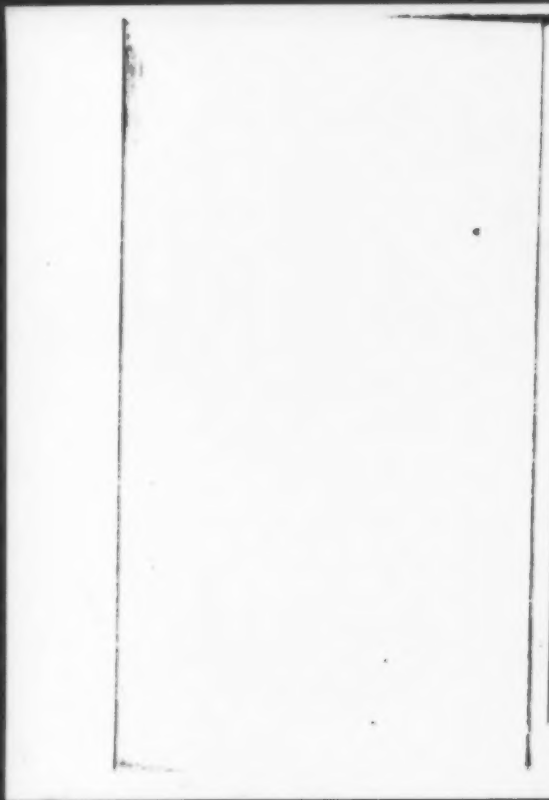
reicht. Es fanden sich sehr viele schöne und werthe Gaben darunter. Den meisten Verfall fand das Hochzeitgeschenk des Herrn von Finkenstein. Es war ein Hirschfänger mit Silber beschlagen, das im Feuer vergoldet war. Auf dem Schlosse der Kuppel, das so schön war, als wäre es aus dem reinsten Golde, erblickte man in seiner getriebener Arbeit unter einem Eichbaum einen Knaben, der mit einem jungen Aehle zu reden schien, und hinter dem Baume sah man einen alten Jäger, der dem Knaben mit Wohlgefallen heimlich zuhörte. Fridolin rief bey dem ersten Blicke erfreut: „Ey, das ist ja jenes junge Aehle, das zu allen meinen folgenden Schicksalen die erste Veranlassung gegeben!“ „So ist es!“ sprach Herr von Finkenstein zu der Gesellschaft, die sich herbey drängte, das schöne, kunstreiche Bildwerk zu sehen. „Jenes junge Aehle machte mich zuerst mit Fridolin und seinen Aeltern bekannt; jenes Aehle rettete mich und die Meinigen aus einer großen Gefahr; ohne jenes Aehle wären wir heute nicht so freudig versammelt. Doch das Aehle war nur ein Mittel, dessen sich Gottes heilige Vorsicht zu unserm Besten bedient hat. Deshalb ließ ich über das kleine, sehr gelungene Kunstwerk, auf dem das Aehle, Fridolin und mein alter Moriz abgebildet sind, die Worte setzen:

„Gott macht Alles wohl!“









Neue
Erzählungen
für
Kinder
und
Kinderfreunde.

Von
dem Verfasser der Oesterer.



Erstes Bändchen.

Mit L. württemberg. allergnäd. Privilegium
gegen den Nachdruck.

Landshut, 1832.
Verlag der Krüll'schen Universitäts-
Buchhandlung.

Inhalt.

Die Hopfenblüthen.

Die
Hopfenblüthen.

Eine Begebenheit
aus dem Leben
eines armen Landschullehrers,
erzählt
für
Kinder und Kinderfreunde
von
dem Verfasser der Oftereyer.

Mit k. württemberg. allergnäd. Privilegium
gegen den Nachdruck.

Landshut, 1832.

Verlag der Arall'schen Universitäts-
Buchhandlung.



Erstes Kapitel.

Der Schullehrer.

Der arme Schullehrer Friedrich Hermann zu Steinach war einer der edelsten und zufriedenste Menschen unter der Sonne. Seine größte Freude war es, mit Kindern umzugehen, und er stiftete in seinem schönen Berufe unbeschreiblich viel Gutes. Daben begnügte er sich mit seinem geringen Einkommen, und fühlte sich in seinem kleinen Reiche — wie er sein Haus mit dem Strohdache, seinen Garten und seine Schule nannte — so glücklich wie ein König.

Das Dörflein Steinach lag in einer rauhen, gebirgigen Gegend. Als

Hermann, an einem trüben Regentage, das erste Mal von dem Berge, über den der Fußweg führte, herab kam, und den alten, grauen Kirchturm, und die moosbewachsenen Strohdächer zwischen Wald und Felsen tief unten im Thale erblickte, ward es ihm sehr schwer um das Herz. Nochmehr erschrad der gute Mann, als man ihm das baufällige Schulhaus zeigte, zu dem man nur über gelegte Steine durch einen garstigen Sumpf kommen konnte. In der finstern Wohnstube wurde es ihm ganz unheimlich; sie hatte eine schwarzbraune hölzerne Decke, einen morschen Stubenboden, und die kleinen runden Fensterscheiben waren von Schmutz und Alter beynahe undurchsichtig. Die Schulstube hatte ein eben so dumpfes widerliches Aussehen. Der Garten am Hause war zwar sehr groß, abeln nur ein magerer Grassoden. Wenige Bäume darin trugen gutes Obst;

ie meisten waren schlechter Art, oder
bereits so alt, daß sie mehr dürrte, als
grüne Aeste hatten. Der Schullehrer ver-
er indeß den Muth nicht. „Mit Göt-
es Hülfe, sagte er getrost, soll dieses
Alles besser werden.“

Er trat sein Amt mit Einsicht,
Freude und Eifer an; mit ihm kam
neue Lust und Liebe zum Lernen in die
Schule. Der freundliche Lehrer, den die
Kinder so lieb hatten, und bey dem sie
so vieles lernten, gewann bald die allge-
meine Liebe der Aeltern. Die Gemein-
de gab seinen bescheidenen Bitten Ge-
hör, und beschloß einmüthig, das alte
Schulhaus zu erneuern. Er selbst ar-
beitete, außer den Schulstunden, bestän-
dig im Garten; vom frühen Morgen
bis zum späten Abende sah man ihn als
Bäume austreten, junge pflanzen,
andere proppen und veredlen, Beete um-
graben, Gemüse ansäen, und junge

Pflänzchen setzen. Da er der Sohn eines Gärtners war, hatte er eine große Vorliebe für den Gartenbau, und verstand ihn sehr gut. Auch den sumpsfigen Platz vor dem Schulhause und einen buschigen Hügel neben dem Garten, die mit zum Schuldienste gehörten, wußte er sehr gut zu benützen und anzubauen. Alles, was er unternahm, gelang, und die ganze Umgebung des erneuerten Schulhauses ward ein großer blühender Garten.

Etwa nach drei Jahren reiste Herrmann zur Herbstzeit in die Stadt, seine Brant abzuholen. Sie hieß Theresie Hilmer, und war eine sehr verständige, sittsame und tugendhafte Jungfrau. Ihr seliger Vater war ein Beamter gewesen, und sie hatte von ihm eine vortreffliche Erziehung erhalten. Das Hochzeitsfest wurde bey dem Chorregenten in der Stadt, dem Bruder ihres Vaters, gefeiert.

Herese hatte das Schulhaus nebst dem Garten schon vor einigen Jahren gesehen, und die Erinnerung daran machte jetzt noch traurig. Hermann sagte zwar, es sey nun Alles in einem andern Stande; indeß erwartete sie wenig, und fuhr mit ihm bangen Herzens nach Steinach.

Allein wie erstaunte sie, als sie dort ankam, und anstatt des Sumpfes vor dem Hause einen schönen grünen Rasen erblickte, auf dem reihenweis junge kräftige Bäume standen, die bereits mit rothen Äpfeln und gelben Birnen beladen waren. Das Schulhaus war zwar noch immer nur mit Stroh gedeckt. Als sie das neue gelbe Strohdach und die hellen grauen Mauern gaben ihm ein so reinliches, freundliches Aussehen. Der Schullehrer entschuldigte sich, daß er wegen der zu schwachen Mauer des Hauses kein anderes Dach habe anbrin-

gen können. Allein Therese sagte: „Auch unter einem Strohdache kann man vergnügt und glücklich leben, wenn man Gott liebt, und in Frieden und Eintracht lebt.“

Sie trat in die Wohnstube — und erstaunte aufs neue. Die Fenster waren hell wie Kristall, und gewährten eine herrliche Aussicht in den Garten. Die Wände waren weiß wie Schnee, und der Stubenboden neu und höchst reinlich. An der einen Wand befand sich der Schreibtisch des Lehrers, auf dem ein Bücherschrank mit Glashüren angebracht war; an der andern Wand stand ein treffliches Klavier, eben so, wie der Schreibtisch, sehr zierlich aus glänzend braunem Nußbaumholze verfertigt. Ueber dem Bücherschranke erblickte man ein sehr schönes Bild, einen Kupferstich, den göttlichen Kinderfreund vorstellend, der die Kleinen zu sich ruft; über dem

Klavier hing ein nicht minder schönes Kupfer, das die heilige Cäcilia, die Erfinderin der Orgel, vorstellte; das schönste Kupfer aber zierte die Wand zwischen den zwey Fenstern, der Thüre gegenüber, und stellte die heilige Familie vor. Die schönen Bilder, auch in braune Rahmen von Nußbaumholz gefaßt, nahmen sich auf der reinen weißen Wand sehr gut aus, und gereichten dem Zimmer zur großen Zierde. Ein einfacher Tisch, mit grünem Wachstuche überzogen, und sechs strohgeflochtene Sessel machten die ganze übrige Einrichtung aus. Der Schullehrer hatte diese Verschönerungen als Schulgehülfe in der Stadt, theils sich erspart, theils von seinen dankbaren Schülern und Schülerinnen zum Geschenke bekommen. In jeder Ecke der Fenstersänse stand noch ein kleiner Blumentopf mit blühenden Geranien.

Der Schullehrer sagte, da Therese früherhin in tapezirten Zimmern gewohnt habe, so würden diese weißen Wände ihr nicht gefallen, und er bedauerte, daß in dem Zimmer sich nicht einmal ein Spiegel befinde. Therese sagte: „Diese blühenden Gewächse an den Fenstern schmücken ein Zimmer schöner, als die Blumen auf den Tapeten der Reichen, kosten weniger und verbreiten überdies noch liebliche Wohlgerüche. Was aber den fehlenden Spiegel betrifft, so ist das schöne Bild des göttlichen Kinderfreundes, vorzüglich aber das liebliche Bild der heiligen Familie für uns Beide der schönste Spiegel. Auch in dem Bilde der heiligen Cäcilia, die ihre Augen so begeistert zum Himmel erhebt, sehen wir wie in einem Spiegel, daß wir die Himmelsgabe der Musik nur dazu gebrauchen sollen, die Herzen der Menschen zum Himmel zu erheben.“

Der Lehrer führte nun Theresen in den Garten. Von der Gartenthüre an bis zur Hecke am Ende des Gartens, wo ein schöner, großer Apfelbaum stand, ging ein langer, breiter Weg, der mit reinem Kiese bestreut war. Die Hälfte des Gartens, nächst dem Hause, war mit Gemüse bebaut, die rechts und links, schön und zierlich geordnet, in den abgemessenen Beeten kräftig wuchsen, und deren mancherley Grün sehr schön in das Auge fiel. Die andere Hälfte des Gartens war der Baumgarten; die ältern Bäume waren so mit Obst beladen, daß man sie stützen mußte; auch die jüngsten trugen wenigstens ein paar Äpfel ein oder Birnlein; der Boden war mit dichtem Grase bedeckt. In der Ecke des Gartens sah man einen Bienenstand mit vielen Körben. Der Hügel zur Seite des Gartens war mit Hopfen bepflanzt, der sich an den schön geordneten

Stangen hoch empor wand, und zwischen dessen Blättern der goldene Abendhimmel herrlich hindurch blickte. Therese setzte sich auf die Bank unter dem Apfelbaume, am Ende des Weges, blickte mit innigem Vergnügen um sich und sagte: „Wahrhaftig, da sieht man, was der Fleiß vermag. Es ist keine Lage des Lebens so schlimm, die man sich durch Fleiß, Nachdenken und Betriebsamkeit nicht erträglich, ja angenehm machen könnte. Dein Fleiß hat diese Wildniß in ein Land, das von Milch und Honig fließt, ja in ein Paradies verwandelt.“

Der Lehrer begab sich hierauf mit Theresen in die Schulstube. Die Kinder waren in ihren Sonntagskleidern in der Schule versammelt. Alle begrüßten die Gattin ihres geliebten Lehrers mit freudigem Lächeln, und stimmten ihr zu Ehren ein Lied an. Ein Knabe, der ein zartes Lämmchen trug, und ein Mäd-

chen
trat
Ga
hen
reich
sche
Eyn
Fla
dur
auf
Nei
wie
die
zu
aus
dem
hier
wo
men
auf
wür

mit einem Paar weißen Täubchen zu ihr hin, und baten sie, diese von der Unschuld nicht zu verschmähen. Jedes der übrigen Kinder überreichte ihr ein kleines ländliches Geschenk — ein Huhn, ein Körbchen voll Eier, ein Körbchen voll Früchte, eine Flasche mit Honig, hell und klar wie schmelzendes Gold, goldgelbe Butter auf einem grünen Rebblatte, oder eine kleine Flachs so zart wie Seide, oder die gelbweißen Haare der Kinder, die ihm überreichten. Therese wurde bis zu Thränen gerührt. „Ich komme eben aus einem schönen Garten, sagte sie, aus dem Garten dort am Schulhause; doch ich komme in einen noch schöneren, lieblicheren Garten gleich zarten Blumen und hoffnungsvollen Bäumchen zu sehen.“

„Ja, sagte der Pfarrer, ein ehrwürdiger Greis, der auch zugegen war,

so ist es! Möchte es mit Gottes Hülfe mir, und meinem treuen Mitarbeiter hier gelingen, diese zarten Pflanzen zu pflegen, und sie vor dem Verderben zu bewahren. Jede Schule soll ein Garten Gottes seyn, in dem Frömmigkeit, Unschuld und jede Tugend blühen.“

Zweytes Kapitel.

Die Jugendgeschichte der Schullehrerin.

Therese war die Tochter des herrschaftlichen Verwalters zu Lindenberg. Sie verlor ihre Mutter früh. Der Vater ließ seinen mäßigen Tisch und seine kleine Haushaltung von der sehr geschickten und treuen Magd besorgen, die seit seinem Hochzeitstage in seinem Hause treu und redlich gedient hatte. Therese war

t Leonore, dem jüngsten Fräulein im Schlosse, von Einem Alter. Sie war beständige Gespielin des Fräuleins, theilte an ihren Unterrichtsstunden Theil nehmen, und lernte mit ihr die weiblichen Arbeiten. Beyde schön ausblühende Kinder waren Herzensfreundinnen.

Eines Tages fuhr die Herrschaft mit zahlreichem Gefolge in die benachbarte Stadt, wo man den Landesfürsten erwartete. Fräulein Leonore hatte sich von einer gefährlichen Krankheit noch nicht ganz erholt, und mußte zu Hause bleiben. Eine Kammerjungfer wurde zu ihrer Bedienung zurückgelassen. Die Jungfer bat das Fräulein um die Erlaubniß, an die Landstraße, wohin es nur eine halbe Stunde war, hinausgehen zu dürfen, um da den Fürsten vorüberfahren zu sehen; und das Fräulein gestattete es ihr sehr gerne. Auch die übrige Dienerschaft im Schlosse,

und sonst alle Leute im Dorfe eilten hinaus an die Straße. Therese hätte mit ihrem Vater in die Stadt fahren können; allein, sie wollte lieber dem Fräulein Gesellschaft leisten. Doch auch dieses unterblieb. Die alte treue Magd war sehr krank geworden, und Therese blieb aus Liebe zu ihr zu Hause.

Fräulein Leonore bekam in dem einsamen Schlosse Langeweile, und ging in den Garten. Es war ein herrlicher Sommermorgen. Sie sah nach ihren Blumen, an die sie in ihrer Krankheit gar nicht mehr gedacht hatte. Die Blumen, die lange nicht mehr begossen worden, waren beinahe verwelkt; das Fräulein holte eine Gießkanne, und ging damit zum Springbrunnen in Mitte des Gartens, um in dem großen marmornen Wasserbehältniß, das ihn umgab, die Kanne zu füllen. Allein indem sie, noch schwach an Kräften, sich bemühte,

schwere Gießkanne heranzuheben, versuchte sie mit dem Fuße aus, und stürzte in das Wasser, das sehr tief war. Der Schrecken und die plötzliche Erkalting benahmen ihr sogleich Athem und Besinnung.

Therese stand in diesem Augenblicke am Fenster. Sie sah das Fräulein hineinstürzen, hörte den dumpfen Schall des aufrauschenden Wassers, schrie, so laut sie konnte, um Hülfe, und eilte eilends dem Garten zu. Zu ihrem Schrecken fand sie die nächste Gartenthüre verschlossen. Sie eilte, immer um Hülfe rufend, in den Schloßhof, und durch die andere Thüre in den Garten zu kommen. Fast außer Athem erreichte sie den Springbrunnen. Das Fräulein war in dem Wasser untergegangen. Allein in ihrem Todeskampfe suchte sie noch einmal auf, und streckte ihren Arm aus dem Wasser. Therese

se faßte sie bey der Hand, und es gelang ihr, das Fräulein herauszuziehen. Das arme Fräulein war aber ohnmächtig, hatte die Augen geschlossen, und sah so bleich aus, wie eine Leiche. Therese wendete Alles an, sie wieder zurecht zu bringen. Endlich schlug das Fräulein die Augen auf, sah Theresen lange und starr an, drückte ihr die Hand, konnte aber noch nicht reden. Als sie sich etwas erholt hatte, führte Therese sie langsam zurück in das Schloß, und brachte sie zu Bette. In der Bettwärme erholte sie sich vollends. Sie weinte aus Dankbarkeit und Liebe zu Theresen. "Du hast mich vom Tode errettet, sagte sie öfter; mein ganzes Leben hindurch werde ich dir dafür dankbar seyn." „Wir wollen beyde Gott danken, sagte Therese; Er ist es, der Sie errettet hat."

Die Freundschaft des Fräuleins für Therese wurde von diesem Tage an noch

ertlicher. Das Fräulein wollte sie immer um sich haben. Beyde arbeiteten, bald in dem Zimmer des Fräuleins, bald in einer Gartenlaube, viele Stunden zusammen. Fräulein Leonore fuhr nie spazieren, ohne Theresen mit zu nehmen, und war nur immer darauf bedacht, ihre Freude zu machen. So lebten sie mehrere Jahre in schwesterlicher Eintracht. Ihre gleich edlen Gesinnungen, ihre Sanftheit und Bescheidenheit, ihre Liebe und Eintracht machten ihnen das irdische Leben zum Himmel.

Indeß war der Krieg mit Frankreich ausgebrochen. Die feindlichen Heere rückten näher. Herr von Lindenberg faßte den Entschluß, sich mit seiner Familie nach Wien zu flüchten. Fräulein Leonore bat Theresen unter Thränen, mit nach Wien zu reisen. Sie both alle ihre Beredsamkeit auf, sie dazu zu bereden. „Hier zu Lande, das bald in feindliche

Gewalt fallen wird, sagte sie unter Anderem, hast du wenig Gutes mehr zu erwarten. Wer weiß, wie es dir gehen wird. Wir kommen sicher nicht so bald wieder zurück, und können dahier nichts mehr für dich thun. Dort aber werden wir Alles, was nur immer in unsern Kräften steht, beitragen, dich glücklich zu machen. Reise doch mit uns, liebste Therese."

Therese sagte: „Der Himmel weiß es, wie gerne ich mit Ihnen ginge. Allein ich kann meinen guten Vater nicht verlassen. Wer sollte ihn versorgen? Unsere alte getreue Magd ist gestorben. Er hat ja nun niemand mehr, als mich!"
Fräulein Leonore machte ihr eine prächtige Schilderung von den Herrlichkeiten der großen Kaiserstadt, und den Lustbarkeiten Wiens. Allein Therese sagte: „Ach, wie könnte ich Freude daran haben, wenn ich so weit von meinem Va-

ter, I
wäre
Ich m
g
muße
Wenn
liden
dann
Stand
dann
Bauer
noch
wird
ner so
eine g
I
nen li
will ic
wissen
der W
g
von P

er alt und kränklich ist, entfernt
und nicht wüßte, wie es ihm gehe.
würde vor Kummer sterben!"

Fräulein Leonore sprach: „Du
aber auch weiter hinaus denken.
wir fort sind, werden die Fenster
des Schlosses zugeschlagen, es steht
leer, und wenige Menschen deines
kommen mehr hieher. Du siehst
in dem verödeten Dorfe nur mehr
n und Bauernknechte, und etwa
indliche Krieger. Aber in Wien
s dir bey deiner Bildung und deis
hönen Gestalt ein Leichtes seyn,
ute Versorgung zu finden.“

Therese sagte: „So lange ich mei
ben Vater nicht gut versorgt weiß,
h von keiner Versorgung für mich
, und wäre sie auch die beste von
Welt.“

Auch Leonorens Mutter, die Frau
ndenbergs hätte es sehr gerne gese

hen, daß Therese mit nach Wien gehe.
„Komm mit uns, liebe Therese! sprach
sie. Meine Leonore hat eine solche gute
Freundin und treue Dienerin, wie du
bist, in dem fremden Lande nothwendig;
und ich werde dich als meine Tochter
halten, und du sollst in mir stets eine
liebreiche Mutter finden.“

Allein Therese sagte unter vielen Thrä-
nen, sie sey von der Güte und dem Zu-
trauen der gnädigen Herrschaft tief ge-
rührt, allein sie bethenuerte wiederholt, es
sey ihr unmöglich, ihren alten kranken
Water, zumal bey den unruhigen Kriegs-
zeiten, zu verlassen.

Die Frau von Lindenberg sprach:
„Du hast Recht, liebes Kind! Gott
segne dich wegen deiner kindlichen Ge-
sinnungen. Bleibe bey deinem Water,
und sey der Trost und die Freude seines
Alters und seine liebevolle Verpflegerin.
Sollte aber Gott deinen guten Water

sich nehmen, so sollst du doch keine
aise seyn. Schreibe dann unverzüglich
an mich, und ich werde dir Geles
heit verschaffen, zu uns zu kommen;
werde dir dann eine Mutter, und
ne Tochter wird dir eine liebende
wester seyn."

Der Tag der Abreise brach an.
ulein Leonore und Therese nahmen
r tausend Thränen Abschied. Auch
a von Lindenberg ward von der zärtl
Liebe der jugendlichen Freundinnen
erührt, daß ihr die hellen Thränen
die Wangen flossen. Selbst Herr
Lindenberg wandte sich ab, um eine
ne zu verbergen. Therese aber sah
Kutsche nach, bis sie zwischen den
Bergen verschwunden war. Sie
e und schluchzte so heftig, daß ihre
hen Augen von Thränen ganz ge
llen waren, und heftige Kopf
e Erzählungen. 1. 2

schmerzen sie nöthigten, sich zu Bette zu legen.

Therese lebte bey ihrem guten Vater sehr zufrieden, und führte ihm die Haushaltung. Da sie immer sehr beschäftigt war, so hatte sie keine Langesweile, obwohl das Schloß und der Garten am Schlosse für sie wie ausgestorben waren. So verfloß ein Jahr. Da kam die traurige Nachricht, Herr von Lindenberg sey gestorben. Da er keinen Sohn hatte, so fiel die Herrschaft Lindenberg einem seiner Anverwandten zu. Dieser hielt das schöne Gut wegen des gefährlichen Krieges für ein sehr unsicheres Eigenthum, und verkaufte es. Ein Kornhändler, der durch große Lieferungen zur Armee reich geworden, kaufte es, und nahm damit viele Veränderungen vor. Der bisherige Verwalter, Theresens Vater, wurde in Ruhestand versetzt. Er mußte das Amtshaus verlassen, und mit

thete sich eine kleine Wohnung im Dorfe, die nur aus einer Stube, zwey Kammern, und einer Küche bestand. Sein Jahresgehalt war sehr geringe, und wurde wegen der unruhigen Kriegszeiten nicht immer richtig ausbezahlt. Er hätte Hunger und Kummer leiden müssen; allein die gute Tochter ernährte nun den Vater mit der Arbeit ihrer Hände. Sie war in den weiblichen Künsten eine Meisterin, und saß den ganzen Tag und halbe Nächte hindurch an dem Nähkissen oder der Stickrahme. Daben wußte sie die kleine Haushaltung mit so viel Einsicht und Klugheit zu führen, daß dem guten Vater in seinem Alter nichts Nöthiges abging.

Indeß nahm seine Gesundheit immer mehr ab. Er mußte daher lange das Zimmer hüten, und konnte endlich das Bett gar nicht mehr verlassen. Theresie verpflegte ihn mit der liebevollsten

kindlichen Sorgfalt. Sie wachte viele Nächte hindurch bey ihm, arbeitete bey dem Schimmer der Nachtlampe unermüdet, und bethete beständig für ihn. Der Vater ward von ihrer kindlichen Liebe innigst, und oft bis zu Thränen gerührt. „Du thust Vieles an mir, liebste Therese, sagte er sehr oft. Denke an mich, Gott wird dir diese deine kindliche Liebe gewiß vergelten. Es wird dir gewiß noch wohl gehen.“ So sagte er auch noch in der Nacht, in der er starb.

Therese dachte jetzt, nach dem Tode des geliebten Vaters, zu der Frau von Lindenberg zu ziehen. Allein da sie eben den Brief an die edle Frau geschlossen hatte, erhielt sie von Fräulein Leonore, ihrer Freundin, einen sehr traurigen Brief. Auch Frau von Lindenberg war gestorben, und hatte das gute Fräulein in sehr dürftigen Umständen zurückgelassen. Denn wegen des Krieges

ante ihnen schon lange Zeit her von
em Gehalte, den sie von Lindenberg
undg eines Vertrages zu beziehen hat
nichts mehr verabsolgt werden. Das
ne Fräulein lebte bey einer alten Tanz
in Böhmen, die sehr stolz, karg und
gornig war. Das Fräulein mußte
Magddienste leisten. Ihr ganzer
ief war voll unbeschreiblicher Betrüb
, und zeigte, daß es ihr sehr hart
2.

Nachdem Fraulein reuore nunmehr
y eine arme Waise ohne Vater und
utter geworden, und Therese die Hoff
g zu dieser ihrer Freundin zu kom
, vereitelt sah, reisete sie viele Mei
weit zu dem Bruder ihres seligen
ters, dem Chorregenten Hilmer. Dies
nahm sie sehr liebeich auf, und sie
an ihm einen zweyten Vater. Da
reife sehr verständig und tugendhaft,
cheiden und anspruchlos, und von

schöner, blühender Gestalt war, so bewarben sich bald mehrere wackere junge Männer in der Stadt um ihre Hand. Sie hätte eine sehr reiche Heirath treffen können. Allein sie zog in ihrem Herzen den armen Schullehrer Hermann, den sie in dem Hause des Chorregenten kennen lernte, allen übrigen vor, weil er ein sehr edler Mann war; und wohl auch weil sie für den Lehrstand, den viele gering achten, eine große Achtung hatte.

Sie fragte indessen den Chorregenten um Rath, was sie thun solle, und dieser billigte ihre Wahl vollkommen. „Denn, sagte er, Hermann ist zwar arm an zeitlichen Gütern, aber reich an Göttern höherer Art. Er hat Religion, ist ein Mann von Verstand und dem besten Herzen, und durchaus tadellos in seinen Betragen. Er lebt ganz nur seinen schönen Berufe, in dem er überaus viel

Gutes stiftet. Seine Einkünfte sind zwar geringe; allein bey Fleiß und Sparsamkeit doch hinreichend. Er ist mit dir von einerley Gesinnungen. Du wirst mit ihm glücklich seyn. Was euch an Einkommen abgeht, wird euch Gottes Segen ersetzen. Die kindliche Liebe, die du deinem Vater erwiesen hast, ist ein reicher Schatz, der seiner Zeit dir reichliche Zinsen tragen wird."

Drittes Kapitel.

Die Familie des Lehrers.

Hermann und Theresie waren in dem ländlichen Schulhause mit dem freundlichen, reichgebauten Garten, sehr glücklich und vergnügt. Da sie beyde Gott von Herzen liebten, so fanden sie täglich Ursache, sich seiner Güte zu freuen

und Ihm zu danken. Da sie nur Ein Herz und Eine Seele waren, und von Jugend auf sich gewöhnt hatten, Jähzorn und üble Laune zu beherrschen, so lebten sie in Frieden und Eintracht, und gaben einander nie ein böses Wort. Da sie genügsam und sparsam waren, sich nicht mit eiteln Wünschen quälten, und sich keine unnützen Ausgaben machten, so waren sie immer mit dem zufrieden, was sie hatten, und behielten von ihrem Einkommen, so klein es auch war, immer noch etwas übrig, um ihren dürftigen Mitmenschen kleine Wohlthaten zu erzeigen, und einen Sparpfennig zurück zu legen.

Sehr viel trug es zu ihrem Glücke bei, daß sie immer beschäftigt waren. Der Lehrer war unermüdet in seinem Berufe, in dem er seine Lust und Freude fand. Therese besorgte die Haushaltung, die ein Muster der Reinlichkeit

und Ordnung war. Wenn der Lehrer die Schule geendigt hatte, kam gewöhnlich Therese noch auf eine Stunde, unterrichtete die Mädchen im Stricken und Nähen, und erzählte ihnen dabei manches Lehrreiche, oder sang mit ihnen ein schönes Lied.

Die Lehrerin nähte und sticte in ihren freien Stunden, womit auch sie Vieles erwarb. Ueberdies half sie ihrem Manne in Versorgung des Gemüsegartens. Der Lehrer nahm immer einige größere Schulknaben zu sich, wenn er zu Wartung oder Veredlung der Bäume etwas vorzunehmen hatte; die Lehrerin zeigte den größeren Mädchen in dem Gemüsegarten Alles, was zu dessen Bestellung nöthig ist. Nach wohlvollbrachtem Tagewerke waren Lehrer und Lehrerin immer sehr zufrieden mit sich. „Man fühlt sich doch nie glücklicher, sagten sie oft,

als wenn man zum Glücke Anderer beitragen trägt.“

Ihre größte Glückseligkeit aber fanden sie in ihren eigenen Kindern, in denen ihre Ehe gesegnet war. Katharine, ihr erstes Kind mit den blauen Augen und den reichlichen blonden Locken gleich der Mutter; eben so Sophie, das zweite. Der kleine Fritz, ein gar lebhafter Knabe, war dem Vater ähnlich. Noch andere Kinder kamen nach. Alle blühten wie Rosen, und waren schuldblos und schön wie die Engel. Als die großen Kinder anfangen zu reden, und täglich mehr Liebe und Zutrauen gegen die Aeltern an den Tag legten, nahm die Freude der Aeltern an ihnen täglich zu. Beide vereinigten ihre Kräfte, die Kinder gut zu erziehen. Und da die Kinder folgsam waren, und die Erziehung ihnen täglich schönere Früchte brachte,

fühlten die Aeltern sich so selig, als wären sie schon im Himmel.

Wenn die Mutter an schönen Frühlingstagen auf der Bank unter dem Apfelbaum saß und nähte, die kleineren Kinder zu ihren Füßen mit Blumen spielten, die größern ab- und zu liefen, und sie um allerley fragten, während rings umher Alles grünte und blühte, und auf dem Baume über ihr die Grassmücke sang, so sang sie oft selbst an, vor Freude und innerer Zufriedenheit zu singen. Als ihre Kinder etwas größer geworden, so sang sie ihnen mit ihrer lieblichen Stimme manches Kinderliedchen vor, um das Gefühl für alles Wahre, Gute und Schöne früh in ihnen zu erregen. Die Kinder sangen, gleich jungen witschernden Vögelchen, bald auch ein wenig mit. Der Lehrer ward von dem astreutlichen Anblicke der liebevollen Mutter in Mitte ihrer Kinder und von ihr

tem lieblichen Gesange so gerührt, daß er ein eigenes Lied für Mutter und Kinder verfaßte. Da es, wiewohl ganz kunstlos, dem Orte und der Stelle, wo es gesungen wurde, ganz angemessen war, so wurden die Kinder davon entzückt, und es machte auf ihre zarte Herzen den tiefsten Eindruck.

An einem herrlichen Frühlingsmorgen, da die Sonne eben aufgegangen war, und mit ihren goldenen Strahlen Berg und Thal erleuchtete, kein Wölkchen den reinen blauen Himmel trübte, und Laub und Blüthen, Gras und Blumen vom Thau funkelten, sang die gute Mutter in Mitte ihrer Kinder das Lied unter dem Apfelbaume das erste Mal.

Es war folgendes

Frühlingelied einer Mutter, mit ihren
Kindern zu singen.

Mit Laub und Blüthen schmücken
Sich wieder Berg und Thal;
Und rings um uns erblicken
Wir Blumen ohne Zahl.

Das Herz im Leibe lachet,
Wenn wir sie nur ansieh'n;
Sagt, Kinderlein, wer machet
Doch Alles rings so schön?

Wer läßt die Sonne strahlen,
Wer gibt ihr Glanz und Schein?
Wer mag die Blümlein mahlen,
So lieblich, zart und fein?

Ihr wißt, es ist nur Einer,
Der Alles dies gemacht;
Der liebe Gott, sonst Keiner
Schuf alle diese Pracht.

Er schuf dort jene Eichen,
Das kleine Weilchen da,
Den Blüthenbaum desgleichen,
Und Alles fern und nah.

Der große Gott vollführte
Des Himmels Wunderbau,
Der liebe Gott, der zierte
Ihn mit dem holden Blau.

Ja was wir seh'n und haben,
Leib, Leben und Verstand,
Sind alles lauter Gaben
Aus seiner milden Hand.

So laßt Ihn uns denn loben,
Schaut freudig himmelwärts;
Den guten Gott da droben —
Preist Ihn mit Mund und Herz!

Wer wollte Ihn nicht ehren,
Nicht froh zu Ihm anschau'n?
Sein theures Wort nicht hören,
Nicht beßen voll Vertrau'n? —

O hebt die kleinen Hände
Mit mir zu Ihm empor;
Denn, Kinderlein, wo stände
Man ein geneigter's Ohr.

Hört an, was ich jetzt sage,
Und stimmt mit mir ein;

Ja, prägt sie alle Tage
Es eurem Herzen ein:

„Sieh in der Kinder Mitte,
O Gott, die Mutter seh'n!
Erhöre ihre Bitte,
Erhöre der Kinder Flehn!

Ach laß sie Dich erkennen,
Sich deiner Güte freu'n,
Zu Dir von Liebe brennen,
Von Herzen fromm und rein!

Bewahre sie vor Sünde,
Vor Elend und vor Noth;
Gieb jedem armen Kinde
Sein täglich Stücklein Brod.

Ach leite sie auf Erden
Den Weg zum Himmelreich;
Laß sie einst selig werden
Und deinen Engeln gleich!

Wacht' kein's Dir je mißfallen,
Ach kein's verloren seyn!
O führ' mich einst mit Allen
Zu Dir in Himmel ein!

Das Lied wurde an schönen Frühlingstagen noch oft mit erneuter Freude wiederholt. Auf diese und ähnliche Weise suchten die Aeltern den Kindern Frömmigkeit einzupflanzen. Mehr als alle, auch die schönsten Worte wirkte das fromme Beispiel der Aeltern. Die Kinder wurden von Herzen fromm, und deshalb auch gutmüthig, freundlich, und zu allem Guten willig. Wie Vater und Mutter der ganzen Gemeinde ein Beispiel tugendhafter Aeltern und friedlicher Eheleute waren, so wurden ihre Kinder der Jugend ein Beispiel von Unschuld, Freundlichkeit und einem wohlgesitteten Betragen. Der alte Pfarrer sagte öfter: „Die Familie des Schullehrers ist die glücklichste in dem Dorfe, weil sie die frömmste und tugendhafteste ist.“

Viertes Kapitel.

Theuerung und Krankheit.

So glücklich der Schullehrer mit seiner Familie lebte, so hatte er dennoch seine Leiden und Widerwärtigkeiten. Allein er nahm sie willig von Gottes Hand an. Er sagte: „Wie nicht immer heller Sonnenschein und ein klarer blauer Himmel seyn kann, sondern auch trübe regnichte Tage kommen müssen, damit die Feldfrüchte wachsen und zur reichen Aernte gedeihen; so muß es auch im menschlichen Leben, zum Wachsthum und Gedeihen in der Tugend, Wolken und Stürme geben, wenn wir uns einst für die Ewigkeit einer reichen Aernte erfreuen sollen.“

Einmal wurde es in dem Lande sehr theuer; das Getreide galt gerade

noch einmal so viel, als gewöhnlich. Das kleine Einkommen des Lehrers wollte die vielen Kinder bisher schon nicht zureichen. Ueberdies gaben die Kinder der guten Mutter so viel zu thun, hatte für die Kinder immer so viel zu nähen, zu flicken und zu stricken, sie mit Nähen und Stricken für Ansehen wenig mehr verdienen konnte, und der einträgliche Nebenverdienst fast ganz hörte. Die gute Leute kamen daher der gegenwärtigen Theuerung in große Noth.

„Ach, sagte die Mutter einmal dem Vater, man sieht der Mehlsorten schon wieder auf den Boden! Wohin werden wir Brod nehmen für so Viele? Dabey haben wir noch manche andere nothwendige Ausgaben. Erst heute brachte der Schuhmacher drey Paar neue Schuhe, und zwey Paar ganz neue Kinder Schuhe. Auch ist dein grauer Rock

Das den du auf alle Tage anhaft, so abge-
für nützt, daß man alle Fäden daran zählen
nehre kann. Wie können unmöglich mehr Geld
inder genug aufstreiben, uns und unsere Kinder
sie ordentlich zu kleiden und zu ernähren.“
zu Sie war sehr bekümmert.

Daß Der Lehrer suchte sie zu trösten.
dere Er setzte sich an sein Klavier und stimmte
eser te das schöne Lied an:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten,
bey Und hofft auf Ihn zu jeder Zeit,
ge Den wird Er wunderbar erhalten,
zu Trost aller Noth und Dürftigkeit.
he Wer Gott, dem Allerböchsten, traut,
er Der hat auf keinen Sand gebaut.“

Die größten Kinder, und endlich
auch die Mutter stimmten von Herzen
in den Gesang mit ein, und schöpften
wieder frischen Muth.

Als das Lied geendet war, trat der
Pfarrer in die Stube. Er hatte eben
einen Kranken besucht, sie im Vorbey-

gehen singen hören, und ward von ihrem Vertrauen auf Gott bey dieser heiligen Zeit innig gerührt. „Lieber Lehrer sagte er, ich will Ihnen ein Paar Malter Getreide zu dem gewöhnlichen Preise geben. Ich habe, wie Sie wohl wissen, selbst nur geringe Einkünfte; sonst würde ich Ihnen das Getreide schenken. Sie können es mir aber, wenn bessere Zeiten kommen, mit Gelegenheit bezahlen.“

Ältern und Kinder waren hoch erfreut, und dankten dem Pfarrer mehr mit Thränen, als mit Worten. Das erhaltene Getreide reichte gerade bis zur Aernste, wo dann wieder wohlfeiles Getreide zu haben war. Die Noth, die sie erlitten hatten, gereichte ihnen indeß zum großen Segen. Sie hatten nun erfahren, daß Gott in der Noth helfe. „So groß die Noth war, sagte der Vater, so mußte doch keines von euch,

seine lieben Kinder, je hungri-
ger zu Bette
gehen. Unser Kummer war größer als
die Noth. Gott half zu rechter Zeit, und
gab uns Brod. Laßt uns Ihn danken,
und auf's Neue auf Ihn vertrauen.“ —
Die Kinder lernten die Gaben Gottes
mehr schätzen. Sie erkannten es deutli-
cher und heller, daß Gott der allgemei-
ne Brodvater sey, und bekehrten von der
Zeit an mit noch mehr Andacht vor und
nach dem Tische. Sie verstanden die
schönen Worte nun erst recht: „Alle
Augen schauen auf Dich, o Herr, und
Du giebst ihnen Speise zu rechter Zeit.“

Ein anderes Mal bekamen die Kin-
der das Scharlachfieber. Die liebevolle
Mutter ging bekümmert von einem Kran-
kenbettchen zum andern. Sie brachte
mehrere Nächte schlaflos zu. Der Va-
ter bat sie dringend, doch wenigstens et-
wige Stunden in der Nacht zu schlafen,
indem ja er bey den Kindern wache.

Allein sie war um die Kinder zu besorgt, als daß sie hätte schlafen können. „Es sind der Kranken zu viele, sagte sie; wir haben Beide genug zu thun, um sie zu versorgen.“ Auch fielen der bekümmerten Mutter ihre dürftigen Umstände zu dieser Zeit noch schwerer auf das Herz. „Ach, sagte sie eines Morgens nach einer bangen Nacht, so viele kranke Kinder, und fast kein Geld im Hause! Ich sehe da keinen Ausweg mehr; mein Herz ist äußerst bedrängt.“

Da setzte sich der Lehrer an das Klavier, und sang voll frommen Vertrauens zu Gott die Worte des schönen Liedes:

„Gibst du deine Wege,
Und was dein Herz bedrängt,
Der treuen Vaterslege
Deß, — der die Himmel lenkt;
Der Sternen, Wolken, Winden
Bestimmt ihre Bahn,

Der wird auch Wege finden,
Wo dein Fuß wandeln kann.“

Die bekümmerte Mutter wurde wieder getrost, und die Kinder wurden dann auch bald wieder gesund.

Auch dieses Leiden gereichte Ältern und Kindern zum Segen. Die Kinder erkannten es mit Dank, wie viel die Ältern an ihnen gethan hatten. Bisher hatten die Kinder es noch nie so gefühlt, wie lieb sie ihren Ältern seien, und liebten nun ihre Ältern noch herzlicher als vorher. Katharine sagte noch sehr oft zur Mutter: „O liebste Mutter, in meinem Leben werde ich es nie vergessen, wie viele Liebe du mir in meiner Krankheit erwiesen hast! Ich werde mich gewiß bestreuen, eine so gute, liebevolle Mutter nie zu betrüben, sondern ihr durch Gehorsam, Fleiß und Wohlverhalten stets Freude zu machen.“ Ältern und Kinder fühlten sich in der

Liebe gegen einander noch glücklicher als zuvor. Auch erkannten die Kinder, was für eine große Wohlthat Gottes es um die Gesundheit sey, und dankten Gott täglich dafür. Die Krankheit hatte so ihre Glückseligkeit vermehrt.

Fünftes Kapitel.

Die kranke Mutter.

Es ging dem Lehrer und seiner Familie nun wieder sehr gut. Ein Paar Jahre verflossen ihnen in Ruhe und Zufriedenheit, ohne besondere Widerwärtigkeit. Allein jetzt suchte Gott das Haus dieser guten Menschen mit einem großen Leiden heim.

Der Lehrer hatte sich über die Geburt seines neunten Kindes aufrechtig gefreut; allein die Mutter wurde bedenk-

lich krank, und konnte lange Zeit das Bett nicht mehr verlassen. Indes schien es sich mit ihr zu bessern; sie konnte des Tages einige Stunden wieder außer Bette zubringen. An dem Geburtstage ihrer Tochter Katharine blieb sie den ganzen Tag auf. Da sie jedoch sich noch zu schwach fühlte, Hausgeschäfte vorzunehmen, so suchte sie einen Strohhut, den sie schon in Lindenberg getragen hatte, hervor, um ihn zu einem Geschenke für Katharinens Geburtstag zurecht zu machen. Der Hut war nun freylich ziemlich schadhaft. Allein sie wußte die schadhaften Stellen sehr geschickt auszusondern, den Hut kleiner zu machen, und ihn so zierlich herzurichten, daß er, wenn man ihn nicht zu genau besah, für einen neuen Hut gelten konnte. Katharine hatte über dieses Geschenk, mit dem sich die Mutter so viele Mühe gegeben, eine

große Freude. Es fiel ihr wohl ein, daß ein hübsches grünes, blaues oder rothes Band auf dem schönen gelben Hute sich sehr gut ausnehmen würde. Sie hätte auch sehr gerne ein solches Band gehabt, und sie wünschte, der Vater möchte ihr zu ihrem Geburtstage ein solches Band kaufen. Sie zweifelte auch nicht, der Vater werde, wenn sie Ihn freundlich darum bitte, ihr das Geld dazu geben. Allein sie ließ sich von ihrem Wunsche nichts merken. Das bescheidene Mädchen dachte: „Der gute liebe Vater hat so viele nöthige Ausgaben für uns Kinder zu bestreiten; es wäre eine Sünde, von ihm noch Geld zu unnöthigem Puzze zu verlangen.“

Die Mutter hatte mit der kleinen Arbeit fast den ganzen Tag sehr vergnügt zugebracht. Allein die Nacht darauf wurde sie sehr krank. Sie klagte über heftige Schmerzen, und versiel in eine solche Schwä-

che,
Der
und
die
und
Mu
„Ne
nen,
den
Seg
von
stört
und
tig
Kind
„Die
Mut
und
Vater
Della
Reich

als wollte sie auf der Stelle sterben.
 Der erschrockene Vater zündete Licht an,
 weckte Katharinen. Katharine weckte
 übrigen Kinder. Alle kamen weinend
 schluchzend in die Schlafkammer der
 Mutter. Es war ein großer Jammer.
 Die liebste Mutter, rief eines der Klei-
 nen, die Mermchen zum Bette emporstrez-
 end, ich bitte dich, stirb doch nicht!“
 Nur das Kleinste in der Wiege wurde
 dem lauten Jammern im Schlafe ge-
 weckt, und fing an laut zu weinen.

Die Mutter ward von dem Anblicke
 dem Jammergeschrey der Kinder heftig
 erschüttert. Der Vater führte die
 Kinder in die Wohnstube und sagte:
 Bether, o bether für eure
 Mutter.“ Alle knieten sogleich nieder,
 erhoben die kleinen Händchen. Der
 Vater sah, bey dem trüben Scheine der
 Lampe, die er in der Hand hielt, die
 Gesichter der neun Kinder so an, und der

traurige Anblick schnitt ihm durch das Herz. Katharine, die das kleinste Kind auf den Armen hatte, bethete ihnen vor: „Lieber Vater im Himmel! Ach nimm uns unsere liebe Mutter nicht! Ach laß sie doch wieder gesund werden!“ „Ja, liebster Gott, bester Vater im Himmel, seufzte der Lehrer in seinem Innersten, Du siehst diese weinenden neun Kinder! Du weißt meinen Jammer! Du wirst diesen armen Kindern ihre geliebte Mutter, die sie so nöthig haben, nicht nehmen!“

Er ging wieder in die Kammer, und setzte sich an das Bett der kranken Mutter. Er zitterte vor Bangigkeit, und sah beynahe blässer aus, als die kranke Mutter, die anfang, sich von ihrer Schwäche zu erholen. Sie sagte mit noch schwächerer Stimme: „Kümmere dich doch nicht so, liebster Mann! Ich fühle mich schon ein wenig besser. Gott wird helfen! Sey du ruhig, und bringe die Kinder zu Bette.“

that es. Nur Katharine blieb auf.
Die Nacht verfloß unter Bangigkeit und
Angsten, und unter stillen Gebethen.

Als der Morgen anbrach und röthte
in das Fenster schien, ging Katha-
rine, ihre Tauspathin, die Försterin, zu
ihm. Die Försterin kam sogleich. „Nun
Lob, rief der Lehrer, daß Ihr da
seid, wertheste Frau Gevatterin! O bleibe
bey der Kranken, und habe wohl
sie Acht. Ich eile zu dem Arzte in
die Stadt.“ Er nahm Hut und Stock.
Die Kranke sagte: „O bleib doch,
der Mann! Doctor und Apotheker
sind für uns zu theuer. Wir haben be-
reits das nächste Quartal eingenommen.
Zu Vorschuss, sagte der Stiftungs-
rath sehr ernstlich, dürfe er uns nicht
bezahlen. Ich fühle mich auch wirk-
lich schon um vieles besser. Ich hoffe,
dass ich werde mein Arzt seyn, und mich,
Er leicht kann, ohne Arzney gesund

machen. Sieh wenigstens noch einen oder zwey Tage zu."

Die Försterin sprach: „Liebste Frau Gevatterin! Ich glaube, daß Sie Recht haben.“ Ja, ich halte dafür, daß der Anfall in der vergangenen Nacht nicht so gefährlich war, als es anfangs schien. Sie sind gestern zu lange aufgeblieben; Sie haben Ihren Kräften mehr zugemuthet, als sie noch leisten können. Die Arbeit, die Ihnen der Hnt machte, war Ihnen sonst wohl nur ein Spiel; allein jetzt war die kleine Arbeit für Sie doch noch eine zu große Anstrengung. Glauben Sie mir, die Schwäche und Ueblichkeit, die heute Nacht Sie besiel, kam lediglich daher. Ich weiß das Alles aus Erfahrung. Ich hatte im verfloßenen Jahre, wie sie wissen, eben diese Umstände. Der Arzt aus der Stadt hat mir eine Kräuterkur verordnet, die mich bald wieder herstellte. Diese Kräuter,

die
auch
allei
licht
schei
chen
Mer
die
And
Ebe
der
Er
best
verf
sch
der
man
nan
man
für
gesa

in unserer Gegend wachsen, dürften
für Sie das dienlichste Mittel seyn.“

Die Schullehrerin gab ihr Recht;
der Lehrer hatte noch seine Bedenken.
Er sagte: „Die Umstände
sind mir doch nicht ganz die wünsch-
ten. Und dann ist auch die Natur der
Krankheiten sehr verschieden. Die Arznei,
dem Einen heilsam ist, kann einem
andern unnütz, ja sogar schädlich seyn.
Deshalb ist ein Arzt nothwendig.
Aber dieses zu beweisen wage ich.“
Er wollte gehen. Allein die beiden Frauen
hielten ihn darauf, erst die Kräuterkur zu
versuchen. „Sie kann durchaus nicht
schaden, sagte die Försterin; und wenn
Unfall wieder kommen sollte, kann
ich allemal noch den Arzt rufen.“
Sie zeigte die Kräuter, und beschrieb, wie
sie brauchen müsse. Katharine, die
ihre Taufpamphile eben diese Kräuter
gesammelt hatte, erhob sich, dieselben

sogleich herben zu schaffen. Die Lehrerin bat den Lehrer sehr dringend, ihr zu gestatten, diese Kur zu gebrauchen. Der Lehrer gab endlich nach, betheuerte aber, wenn seine geliebte Therese innerhalb zwey, höchstens drey Tagen nicht merklich besser werde, so werde er keinen Einwendungen mehr Gehör geben, und unverzüglich zu dem Arzte in die Stadt eilen. „Ach, sagte er, nur zu lange schon haben wir, aus Scheu vor den Kosten, zugeesehen; wir hätten uns an die alte goldene Regel halten sollen: Wende dich sogleich zu Anfang einer bedenklichen Krankheit an einen richtigen Arzt, sonst könnte am Ende die Hülfe gar leicht zu spät kommen.“

Sechstes Kapitel.

Das Fräulein auf dem Schloßberg.

Katharine setzte ihren Strohhut auf, nahm ein Körbchen an Arm, und sagte ihrer Mutter: „Ich werde mit den Kindern schon recht bald zurück kommen; oben auf dem Schloßberge, nicht weit von der alten, zerfallenen Ritterburg, wachsen sie in Menge.“ Da sagte der alte Fritz: „Katharine, nimm dich wohl Acht, daß du der alten Burg nicht zu nahe kommst. Dort läßt sich das Burgfräulein zu Zeiten sehen. Die ist den Kindern gar nicht hold, und könnte leicht ein Leid anthun!“ „Ey, sagte Katharine, das ist nur so ein Märlein, das man für ungehorsame Kinder erdacht, damit sie sich nicht zu nahe zu dem Gemäuer hinwagen, und nicht et-

wa ein Stein auf sie herabfalle, und sie tobt schlage."

Katharine ging durch den Garten, und pflückte von der Hecke, an der sie vorbeikam, eine Hopfenrebe ab, die mit schönen dunkelgrünen Blättern und bläulichgrünen schuppigen Fruchtäpfchen, gewöhnlich Hopfenblüthen genannt, reichlich geschmückt war. Sie schlang die Hopfenrebe anstatt des fehlenden Bandes zierlich um den Hut, und eilte dem Schloßberge zu.

Der Weg am Berge hinauf führte bald über sonnige Stellen voll duftender Kräuter, bald durch schattige Gebüsch. Als sie sich rings von Gebüsch umgeben sah, kniete sie nieder, blickte zum Himmel und bethete mit aufgehobenen Händen inbrünstig für ihre Mutter. Sie ging weiter, und kam auf einen freyen Platz, nicht weit von der verfallenen Burg, wo sie unter einer Menge andrer

rer
sucht
beth
fler
Krä
gesu
Alle
Gril
da
hen

gefü
als
blick
liche
schw
her
nes
ten
auf
es
im

Kräuter diejenigen erblickte, die sie
e. Sie fing an zu pflücken, und
te beständig innerlich zu Gott: „Lieb-
Vater im Himmel! Segne diese
ter; laß meine liebe Mutter wieder
nd werden; hilf uns in unserer Noth!“
s rings umher war stille; nur die
len ließen sich hören, und hie und
witscherte ein Vögelein auf den nas-
Stäuchen.

Da Katharine ihr Körbchen bereits
lt hatte, war es ihr auf einmal,
hörte sie Jemanden kommen. Sie
te auf, und eine weißgekleidete, weib-
Gestalt kam, leisen Trittes, als
ebte sie, aus dem dunklen Gebüsch
or; um das Haupt hatte sie ein feis-
weißes Tuch, wie man es vor Zei-
zu tragen pflegte, ehe die Ritterburg
dem Berge zerstört wurde, und wie
uf einem alten Gemälde der Kirche
Dorfe noch zu sehen war. Katharine

empfind einen kleinen Schauer; indeß sagte sie Muth, und blickte die fremde Gestalt fest an. Die zarte jungfräuliche Gestalt war nicht größer als Katharine, und schien von eben demselben Alter. In der rechten Hand hielt sie eine kleine grüne Gelbtsche mit einem silbernen Schlosse, und mit der linken hielt sie das blendend weiße Tuch, das ihren Kopf umgab, unter dem Kinn zusammen. Sie lächelte so freundlich, und ihr Angesicht war so lieblich und blühend, daß Katharinen alle Furcht verging.

„Liebes Kind! sagte das Fräulein mit sanfter Stimme, aber etwas schnell, und in einer Katharinen unbekannten Aussprache, wäre es dir wohl mit einem hübschen Stücke Geld gedient?“ Katharine war über diese Frage nicht wenig verwundert. „Geld, sagte sie, könnten meine Aeltern jetzt wohl brauchen. Allein wie wissen Sie davon! Wie kommen

Sie
blei
Frä
Erst
glau
eine
loren
noch
mir
du
lung
der
sehr
ner
selbst
mich
erste
mehr
kauf
mehr

auf den Einfall, mir Geld anzuhelfen?“

„Höre einmal, sagte das fremde Weib, das nichts weniger als eine Verheirathung war, wie Katharine anfangs sagte; ich habe diesen Augenblick durch einen kleinen Unglücksfall meinen Hut verloren. Ich komme weit her, und habe eine weite Reise vor mir. Du würdest eine große Gefälligkeit erweisen, wenn du mir deinen Hut gegen gute Bezahlung abtreten wolltest! Möchtest du wohl?“

„O recht gerne, sagte Katharine; dein Hut ist zwar recht artig, und mir sehr lieb. Er ist ein Geschenk von meiner Mutter, und sie trug ihn ehemals selbst. Erst gestern machte sie ihn für mich zurecht, und ich habe ihn heute das erste Mal auf. Er freut mich ganz unendlich. Allein meiner Mutter zu lieb verzeihe ich ihn gerne; ja ich wäre bereit, mein Leben für sie zu geben!“

„Nun, das ist schön! sagte das Fräulein. Allein was verlangst du für den Hut? Fordere einmal! Wie viel soll ich dir bezahlen?“ Katharine sagte: „Ich weiß den Hut nicht zu schätzen. Er ist freylich schon etwas abgenützt, und dürfte nicht lange mehr halten. Allein ich denke, einen kleinen Thaler sollte er doch werth seyn.“ „Ey, rief das Fräulein, das ist zu wenig. Der Hut ist sehr fein, und ganz so, wie man ihn jetzt trägt. Da ich ihn eben nöthig habe, so geb' ich dir einen großen Thaler für den Hut. Allein nun sage, was verlangst du für die herrliche Hopfenguirlande, die um den Hut geschlungen ist?“

Katharine blickte das Fräulein verwundert an, und meynte, sie scherze. Sie scherzte aber nicht. Das gute Fräulein war nämlich in einen etwas seltsamen Irrthum verfallen. Da Katharine, zwar nur in blaugestreifte Leinwand, aber doch

nach
det w
etwas
so me
mit d
liche,
die H
anbli
gleich
besch
die s
ware
teren
blas
nen
nehm
sie s
gen,
nur,
pfem

Mit der vornehmeren Stände gekleidet war, und da ihr Strohhut, wiewohl abgetragen, zu den feinsten gehörte, munte sie, die natürliche Hopfenrebe, er er umschlungen war, sey eine Kunst- ja ein Meisterstück von Kunst.

Das Fräulein sagte daher, indem sie Hopfenrebe mit wohlgefälligem Lächeln sagte: „Sie ist in der That unvergleichlich! Sie ist einzig! Meine Mutter rief unlängst Blumen aus Italien, sehr theuer, aber lange nicht so schön. Sie prangten zwar mit lebhaften Farben, allein diese bescheidenen grünen Blüthen und die dunkelgrünen Blätter gefallen mir doch besser. Sie hängen sich auf dem gelben Hute, den so leicht und ungekünstelt umschlingt ganz ungemein gut aus! Fordere wie viel ich dir für die schöne Hopfenrebe bezahlen soll!“

„Ey, die schenke ich Ihnen in den

Kauf," rief Katharine. Sie nahm den Hut herab, und übergab ihn dem Fräulein. „Nein, sagte das Fräulein, geschenkt kann ich die Hopfenblüthen nicht nehmen. Das wäre ein zu kostbares Geschenk.“ Sie nahm ihr weißes Tuch ab, setzte den Hut auf das schönlockige Köpfschen, und sagte: „Er ist mir eben recht, und ich denke, er steht mir sehr gut! Meinst du nicht?“ Katharine nickte. Nun weißt du was, sagte das Fräulein, wir wollen nicht viel unnöthige Worte machen; denn ich habe Eile. Ich bezahle dir für den Hut, wie gesagt, einen großen Thaler, für die schönen Hopfenblüthen aber drei große Thaler. Das sind sie werth; denn sie sind ganz Natur!“

„Das sind sie freylich, sagte Katharine lächelnd; allein ich begreife nicht, warum sie deshalb so ungeheuer viel werth seyn sollten. Ich denke, in der ganzen Welt ist kein Mensch, der so viel für

so ein Hopfenreisklein geben würde.“ „Ah, sagte das Fräulein, du verstehst dich nicht auf solche Pukwaaren.“ Sie nahm ein Goldstück aus ihrer Geldtasche, bohr es ihr hin, und sagte: „Das Gold hier ist vier große Thaler werth. Da, nimm es ohne weitere Umstände.“ Katharine sagte sehr ernstlich: „Ich kann es nicht nehmen; es ist einmal zu viel!“ „Nun, sagte das Fräulein, wenn es nur dir nicht zu wenig ist, mir ist es nicht zu viel!“

Katharine, der es gar nicht in Sinn kam, das Fräulein halte die natürliche Hopfenrebe für eine künstliche, fuhr fort, sich zu weigern. Sie wollte eben sagen, daß an ihrer Hecke und in ihrem Hopfengarten viele tausend solche Zweige wachsen, und daß man für so viel Geld einen ganzen großen Sack voll kaufen könne; und so wären endlich Beide ins Klare gekommen. — Allein da erscholl plötzlich ein Pösthorn. „Je, rief

das Fräulein, da ist mein Kutscher schon oben am Berge! Meine Mutter winkt mir mit ihrem weißen Tuche! Lebe wohl!“ Sie warf das Goldstück in das Körbchen mit Kräutern, eilte mit schnellen Schritten der Kutsche zu, und stieg ein. Der Postillion schwang die Geißel, und da die Straße dort sogleich wieder bergab ging, so war die Kutsche in einigen Augenblicken verschwunden, als wäre sie in die Erde versunken.

Katharine würde Alles für einen Traum gehalten haben, wenn sie das Goldstück nicht unter den Kräutern gefunden hätte. Sie sann vergebens hin und her, was doch wohl das Fräulein möge beworfen haben, ein Hopfenreislein theurer als den Hut, ja gar mit Gold zu bezahlen. „Doch, sagte sie endlich, sey das, wie es wolle, so viel scheint mir gewiß: Gott habe mein Gebeth für meine Mutter erhört, und

wolle
Hülfe

den
und
ne l
das
mei
brin
nug
mit
rech
und
flü
hin

ihre mit dem Golde in ihrer Krankheit
und Erquickung verschaffen.“

Siebentes Kapitel.

Die liebevollen Kinder.

Katharine nahm das Körbchen mit
duftenden Kräutern auf den Kopf
sagte: „Welche Freude werden mei-
ne Aeltern über das Gold haben,
ihnen wahrlich Hülfe vom Him-
mel! Ich muß es ihnen nur sogleich
geben. Kräuter habe ich für heute ge-
gesammelt. Das Körbchen aber dient
, da die Sonne so heiß scheint,
t hübsch anstatt des Strohhutes,
gibt mir Schatten.“ Sie eilte
stetig, wie ein junges Reh, den Berg
unter.

„Liebste Aeltern! rief sie sogleich unter der Stubenthüre; mir ist ein seltenes Glück begegnet! Seht da ein Goldstück, das vier große Thaler im Werth haben soll!“ „Mädchen; rief der Vater mit erfreuten Blicken, indem er die schöne neue Karolin betrachtete, wo nimmst du das Gold her? Das ist Hülfe in der Noth! Fünf Gulden sind für uns arme Leute eine große Summe Geldes.“

Die kranke Mutter setzte sich in dem Bette auf, nahm das Gold aus der Hand des Vaters in die ihrige, und auch ihre Blicke glänzten von Freude.

Der kleine Fritz aber sprach: „Wie, zeigt mir das Goldstück doch auch! Ich habe schon so viel vom Gelde gehört; aber ich möchte doch auch einmal eines sehen!“ Die Mutter gab ihm das Gold. „O je, rief er, ist's nur das! Ich meynete Wunder, was es wäre, da man so

Aufhebens davon macht! Da ha-
wie in unserm kleinen Thale viel
dneres und helleres Gold in Menge.
as sollte ein solches kleines, gelbes
ng dagegen seyn! Abends, bey Un-
gang der Sonne, sind Wolken und
ergspitzen, der Mühlbach und die Fens-
e der Bauern lauter klares, rothschims-
rundes Gold; ja die Sonne selbst,
ann sie so schön rund und glänzend
tergeht, ist dann das herrlichste Gold-
ck."

Katharine fing nun an zu erzählen,
e sie das Goldstück von einem frem-
a Fräulein für den Hut erhalten ha-

Da wurden die heitern Blicke der
utter wieder trübe und traurig. "Die
utter dachte, das Fräulein müsse Ka-
rinen bles aus Versehen ein Gold-
ck von so großem Werthe gegeben
ben."

Katharine legte die Traurigkeit der

Mutter unrecht aus und sagte: „Ach liebste Mutter! zürne doch nicht, daß ich den Hut, mit dem du dir so viele Mühe gegeben, und ihn mir zum Geburtsstage geschenkt hast, verkauft habe! Der hübsche Hut freute mich sehr, und war mir als ein Geschenk von dir doppelt lieb. Es kam mich recht hart an, ihn zu verkaufen! Allein du, liebste Mutter, bist mir noch unendlich lieber, als mir der Hut war. Ich verkaufte ihn nur, um das Geld dir zu bringen, das du jetzt in deiner Krankheit so nöthig hast.“

„Sey ruhig, liebe Katharine, sagte die Mutter; deine Liebe zu mir rührt mich sehr! Du bist ein gutes Kind! Allein das Geld da können wir mit gutem Gewissen nicht behalten. Es muß da ein Mißverständniß obwalten!“

„Freylieh wohl, sagte der Vater; vier große Thaler gibt kein Mensch,

der l
Stro
der f
öder
der n
lassen

den S
ler.

für di
gesch
lich.
die da

Mut
die S
gewa
den i
word

wir n
der y

den Sinnen ist, für einen alten Hut. Das Fräulein muß entweder in dem Golde vergriffen haben, sie muß ein sehr albernes Ding seyn, man gar kein Geld unter die Hand sollte.“

Katharine sagte: „Sie gab mir für Hut eigentlich nur einen geessenen Thaler. Die drei weitem Thaler gab sie mir für Hopfenblüthen, womit ich den Hut duftet hatte. Sie sagte dies ausdrück-

Katharine wiederholte alle Worte, das Fräulein gesagt hatte.

„Nun ist mir Alles klar! sprach die Mutter. Das fremde Fräulein meynete, Hopfenwebe, die an unserm Zaune hängen, sey von den künstlichen Händen einer Puhmacherin verfertigt worden; deßhalb bezahlte sie so viel dafür.“

„So ist es, sprach der Vater, und wir müssen dem Fräulein das Gold wieder zurückstellen.“ „Das müssen wir,

sagte die Mutter; die drey großen Thaler wären ihr wie abgestohlen, wenn wir sie behielten."

„Da habt ihr Recht, meine liebste Aeltern, sagte Katharine, und nun begreife ich erst, warum das Fräulein die Hopfenrebe gar so bewunderte. Wir verstanden einander nicht. Sie sagte, die Hopfenblüthe sey ganz Natur, und ich einfältiges Mädchen nahm dieses im buchstäblichen Sinne, und gab Ihr vollkommen Recht. Allein sie wollte, sehe ich nun wohl, mit dem Ausdrücke bloß sagen, der Hopfen sey, wie sie meinte, ganz nach der Natur gemacht. Es ist ein seltsamer Irrthum! Allein wie können wir dem Fräulein das Gold wieder zurückgeben? Ich weiß nicht einmal ihren Namen, noch woher sie komme, und wohin sie reise?"

„Das Alles können wir auf der nächsten Post, von der das Fräulein herkommt, leicht erfahren, sagte der Vater.

Da sie mit Postserden reiset, so ist ihr
 Namen, oder doch der Namen ihrer Mut-
 ter in dem Postbuche eingeschrieben. Auch
 kündigt sich die Frau Postmeisterin im-
 mer sehr genau nach Namen, Wohnort
 und Verhältniß der Reisenden. Sch-
 ich also nur sogleich hin, schreib an das
 Fräulein, und mache den Brief bis auf
 die Adresse fertig. Die Adresse wird
 dann die Frau Postmeisterin sagen;
 Brief und Geld kannst du dann sogleich
 an der Post abgeben. So bekommt
 das Fräulein ihr Geld sogleich wieder.
 Wenn davor bewahre mich Gott, daß
 rechtes Gut unter mein Dach komme;
 bringt keinen Segen in's Haus. Wenn
 das Fräulein nicht auch für den Hut
 viel bezahlte! Was meynst du, The-
 se?"

Die Mutter sagte: „Da das Fräu-
 lein den Hut sehr nöthig hatte, und der
 neue Erzähl. f. Ainder. 1. 4

Hut, wiewohl er im Dienste sehr getreten hat, doch immer noch so beschaffen ist, daß ihn das Fräulein noch einige Zeit mit Anstand tragen kann, so ist ein armer Thaler nicht zu viel dafür. So viel kann das Fräulein wohl geben, und wir können es nehmen, ohne unser Gewissen zu beschweren.“

Katharine, die im Brieffschreiben wohl unterrichtet war, setzte nun den Brief an das Fräulein auf; der Vater sah ihn durch, änderte hie und da ein Wort, und hieß ihn gut. Katharine schrieb ihn hierauf mit ihrer netten Handschrift sehr zierlich ab. Der Brief lautete so:

„Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein!

Es war für mich eine Freude, Ihnen auf Ihrer Reise mit einem Hut auszuweichen, den Sie mir sehr gut zu bezahlen die Güte hatten. Allein mit

den Hopfenblüthen auf dem Hut ist ein großer Irrthum vorgegangen, den Sie nur zu bald werden entdeckt haben; auf den mich aber meine liebe Aeltern erst diesen Augenblick aufmerksam machten. Ich bedaure sehr, daß ich den Irrthum nicht früher bemerkte, und Ihnen nicht sogleich ausdrücklich sagte, die Hopfenwebe, die Sie so theuer bezahlten, sey kein Werk der Kunst, sondern nur ein ganz natürliches Hopfenzweiglein, das im Zaune unseres Garten gewachsen. Ich sende Ihnen daher die drey großen Thaler, die Sie mir dafür gaben, zurück, und behalte nur den Thaler für den Hut. Der Hut ist damit freylich nicht als hinreichend bezahlt. Allein den wohlwollenden Gesinnungen zufolge, die Sie gegen mich armes Mädchen äußerten, wollten Sie mir ja über den Werth des Hutes noch ein gütiges Geschenk ma-

chen. In dieser Ueberzeugung danke ich
Ihnen für Ihre freundliche Güte, em-
pfehle mich Ihrem ferneren Wohlwollen
und verbleibe Hochachtungsvoll Ihre ge-
horsame Dienerin

Katharine Hermann."

Die Mutter gab ihr nun das Gel-
stück und sagte ihr: „Bitte die Frau
Postmeisterin, es zu wechseln, und
vier große Thaler dafür zu geben. Von
diesem schließest du dann dem Briefe bei
und bittest die Frau Postmeisterin, den
Brief zu siegeln. Der vierte große Th-
ler für den Hut gehört aber dann
und du kannst damit anfangen, was
willst."

„Ist das wahr, liebste Mutter?“,
Katharine kreuzte; o so weiß ich schon
was ich damit thue. Da der Vater
doch zweifelt, ob die Kräuterkur die
schlagen werde, so gehe ich mit dem Th-

ler zum Doctor, und bitte ihn, dich, beste Mutter, wieder gesund zu machen. Für so viel Geld kann er es wohl thun. Es gibt dann freylich noch in der Apotheke zu bezahlen. Allein ich habe noch ein grünes, seidenes Halstuch, das mir die Frau Försterin, meine Taufpathin, vererbt hat. Es ist sehr schön und noch wie neu; ich hatte es kaum drey mal an. Das will ich dann auch mit Freuden verkaufen, und so können wir ohne Schulden hinausreichen, und Alles in Richtigkeit bringen."

Als Sophie, Katharinen's jüngere Schwester, dieses hörte, sagte sie: „Und ich will meine schöne Perlenschnur verkaufen, die ich von meiner Frau Taufpathin erhielt. Aus den Perlen lösen wir wohl etwas Rechtes.“ Es waren sehr schöne — Glasperlen von geringem Werthe, die aber Sophiens vornehmster

Schmuck, und in ihren Augen ein glühender Schatz waren.

Der kleine Karl rief: „Und ich will meinen Fuchs verkaufen!“ Er nannte er sein Steckpferd, auf dem er eben angeritten kam, und das ihm sehr lieb war. Die kleine Luitse, die ihn auf dem Arme hatte, sagte: „Ich will mein Gretchen verkaufen. Der Abschied wird mir freylich schwer fallen. Ich werde weinen müssen. Allein die Mutter zu lieb gebe ich mich darein.“ Die Mutter braucht jetzt Geld, wie ich höre.“ „Nun brav, rief Karl, da bekommen wir ja Geld wie Heu.“

Der Vater lobte die liebevollen Gesinnungen seiner Kinder; die Mutter hatte Thränen in den Augen. „Gute Kinder, sagte Sie zu dem Vater, sind in den glücklichsten Tagen die größte Freude der Aeltern; im Unglück aber ihr bester Trost.“

Achtes Kapitel.

Die Postmeisterin.

Katharine machte sich nun sogleich zur Reise in das nächste Städtchen fertig, wo die Post war, und wohin man von dem Dorflein aus eine starke Stunde zu gehen hatte. Sie entlehnte den Strohhut, den sie ihrer Schwester Sophie abgetreten hatte. Auf Erinnerung der Mutter schnitt sie in dem Garten einige vorzüglich schöne Stauden Blumenkohl ab, und legte sie in einen Armkorb, um sie in der Stadt zu verkaufen. Denn die Mutter sagte öfter: „Wenn eine gute Haushälterin einen Gang über Feld oder nur durch das Haus zu machen hat, so bedenkt sie immer, ob sie nicht nebenher da anderes Geschäft verrichten könne, und geht nie gern mit leeren Händen.“

Als Katharine in dem Städtchen angekommen war, ging sie geradezu in das Posthaus, und trat in die untere Stube. Die Postmeisterin, eine wohl aussehende, redselige Frau, saß an dem Fenster, und strickte. Katharine grüßte sie freundlich und fragte, wer die fremde Frau und das Fräulein gewesen, die heute frühe mit der Post hier durchgereist wären.

„Das war die Frau von Grünthal und ihre Fräulein Tochter Henriette, sagte die Postmeisterin. Sie kamen von ihrem Landgute Grünthal, und reisen in die Residenz, wo sich Herr von Grünthal schon einige Zeit aufhält. Sie gedenken dort einige Monate zu bleiben. Aber was gehen dich, armes Kind, diese vornehmen Frauenzimmer an? Was für Geschäfte hast du bey ihnen?“

Katharine zog den Brief und das Goldstück heraus, und sagte: „Fräulein

Henriette bezahlte mir bey einem kleinen Handel drey große Thaler zu viel; ich möchte sie ihr gerne durch die Post zurückschicken, und deshalb dieses Geldstück wechseln lassen.“

„Voh tausend, sagte die Postmeisterin, das muß ja ein recht bedeutender Handel gewesen seyn, bey dem man sich gleich um drey große Thaler verrechnen kann! Das sah' man dir, mein liebes Kind, nicht an, daß du so große Geschäfte machest! Doch, worin bestanden sie denn? Darf ich es wohl auch wissen?“

Als Katharine zu erzählen anfang, kam der Postknecht, der das Fräulein gefahren hatte und eben mit den leeren Pferden zurückgekehrt war, in seiner schönsten gelben Jacke und scharlachrother Weste, herein. Er hatte einen Krug Bier in der Hand, und setzte sich damit an den untersten Tisch, in der Ecke der Stube. Er hörte ein wenig zu, und

rief dann lachend: „Das ist ja die hübsche Hopfenhändlerin, der das Bräulein von Grünthal für ein einziges Hopfenzweiglein von der nächsten, besten Hecke drey große Thaler bezahlte!“

„Wie, was, sprach die Postmeisterin, drey große Thaler für ein Hopfenzweiglein? Das ist ja unerhört! Das ist wohl nicht geschehen, seit die Welt steht!“

„Wahrhaftig, das Mädchen versteht sich auf den Hopfenhandel! sagte der Postillion, und griff nach dem Krug. Ich wollte aber doch nicht, daß man je des Hopfenreis mit drey großen Thalern bezahlen müßte. Da könnte ein ehrlicher Kerl, wie ich, keinen guten Trunk mehr thun! — Doch, setzte er noch bey, wo dem er trank, die kluge Hopfenhändlerin soll dekorationeachtet leben!“

„Das ist eine seltsame Geschichte! sagte die Postmeisterin. Die muß ich recht aus dem Grunde erfahren. Komm,

liebes Kind! Du wirst wohl müde, und hungrig und durstig seyn? Setze dich hieher zu mir auf diesen Sessel! Sieh! da hast du ein Gläschen süßen rothen Wein und weißes Brod. Du mußt mir aber Alles recht ausführlich erzählen. Wie kam das Fräulein dazu, dir einen Hopfenzweig abzukaufen? Was wollte sie damit anfangen? Das sag mir! Laß einmal hören!“

Katharine fing an: „Das Fräulein hatte auf der Reise den Hut verloren!“ „Was“, rief die Postmeisterin laut auf, gar noch den Hut verloren! Ich denke fast, sie hat zuvor den Kopf verloren! Allein wie kam denn das? Sie hatte, als sie dahier vor dem Posthause einstieg, den Hut ja noch auf. Es war ein sehr schöner Hut von grünem Tafet mit rosenfarbenem Futter. Er war mit einem schönen rosenfarbenen Bande am Kopfe fest-

gebunden. Wie war es nun möglich, daß sie den Hut verlor?"

Katharine wußte dieß nicht zu sagen. Allein der Postillion sagte: „Da kann ich dienen! Da war ich dabey! Das Fräulein ist ein sehr lebhaftes, ziemlich unbesonnenes und leichtsinniges Kind. Sie konnte keinen Augenblick ruhen. Bald sang sie ein Liedchen, bald mußte ich ihr ein Stücklein auf dem Posthorn blasen; bald bog sie sich rechts, bald links aus der Kutsche, die Gegend zu besehen. Die Mutter mußte immer wehren, damit sie nicht gar hinausfiel. Dann saß sie wieder drey Augenblicke still; dann klagte sie wieder, es sey so heiß, und knüpfte das rothe Band auf, mit dem der Hut unter dem Kinne festgeknüpft war. Gleich darauf kamen wir an die schmale, steinerne Brücke, nicht weit von dem großen Wasserfalle. Als das Fräulein den reißenden Strom so zwischen Felsen und Gebüsch,

ganz weiß vom Schaume herabstürzen sah, war sie vor Freude fast außer sich. Ich mußte auf der Brücke, wo man den Wasserfall am besten sehen kann, halten. Sie stand in der Kutsche auf, und wunderte mit beiden Händen. „Wie das braust und schäumt, rief sie; mir ist es, ich sehe einen Strom von Milch! Und wie das Wasser ausspricht, und wie Silberstaub davonfliegt! Alle grünen Blätterlein an den Gesträuchen, und die farbigen Felsen umher tröpfeln wie vom Regen.“ Solche schöne Worte brachte sie noch viele vor, die ich aber nicht alle merken konnte. Das Wundern wollte gar kein Ende nehmen. Da kam plötzlich ein Windstoß — und patsch! lag ihr schöner Sonnenhut mitten im Flusse. Sie wollte ihn im Fallen noch auffangen, und wäre beynahe ihm nachgeflogen. Zum Glück hatte die Mutter sie noch gehalten. Ich war mit einem Sprunge vom Kutschen

bock, und wollte den Hut mit der Peitsche herausangeln. Allein ich kam zu spät. Die brausenden Wasserwellen rissen den schönen Hut eilig mit sich fort, und lehrten ihn bald zu oberst, bald zu unterst, daß bald der grüne Ueberzug, bald das rothe Untersutter aus dem Schaume hervorblickte. In wenigen Minuten sahen wir nichts mehr von ihm. Ich mußte heimlich lachen; indeß war es mir doch selbst leid um den schönen Hut!"

„Nun, sprach die Postmeisterin, was sagte aber die Mutter zu dem Verluste des Hutes!"

„Die Mutter, sagte der Postillion, machte eben nicht so viel daraus, als ich erwartete. Sie hatte über die Gefährde des Fräuleins, die bey einem Haar über die Brücke hinunter in den toben den Fluß gestürzt wäre, einen großen Schrecken gehabt. Sie zitterte, und sah so bleich aus, wie das Gipsbild dort auf

em Ofen. Sie gab ihrer Tochter aber auch die schärfsten mütterlichen Ermahnungen. „Dein Leichtsinm hätte dich beynahe das Leben gekostet, sagte sie unter Anderm. Du wärest beynahe in diesen Abgrund gestürzt; und was für ein Jammer wäre dieses für deine Mutter gewesen, die dich so herzlich liebt! Wenn du so leichtsinnig bleibst, und nicht bedachtamer wirst, so stürzest du dich sicher noch in schrecklichere Abgründe des zeitlichen und ewigen Verderbens. Danke doch mit mir Gott, und versprich es Ihm, dich zu bessern.“ Dem Fräulein gingen diese Reden der Mutter sehr zu Herzen. Sie sagte mit Thränen in den Augen: „O liebste Mutter, Sie waren mein Schutzengel! O wie dank ich Ihnen! Ich verspreche es Ihnen vor Gott, mich zu bessern.“

Diese Reden des Fräuleins gefielen mir sehr wohl. Ich hoffe, Hopfen und

Malz, wie ich anfangs fürchtete, werden doch nicht an ihr verloren seyn."

„Das gebe Gott, sagte die Postmeisterin; aber wie ging es weiter?"

„Wir kamen nun an den hohen Berg, über den der Fahrweg führt, sagte der Postillion. Dort, wo der Fußweg anfängt, und sich an der Seite des Berges hinaufschlingt, bat das Fräulein um Erlaubniß, daß sie, anstatt hinauf zu fahren, hinauf gehen dürfe. Sie wünschte, sagte sie, die hohen Felsen, die tiefen Thäler, die waldigen Berge, und die alte Burg recht zu besehen, was man in der Kutsche nicht wohl könne; auch gehe das Fahren bergauf ihr zu langsam. Die Mutter gestattete es, und blieb in der Kutsche sitzen. Ich sah von Weitem gar wohl, wie das Fräulein, das nun einmal wie Quecksilber ist, auf die Kleine hier, die eben damals oben am Berge, nicht weit vom Fußwege, Kräuter sam-

melte, mit schnellen Schritten, als flöge sie, zueilte, und den Hut mit der, wie sie meynet, sehr kostbaren Hopfenrebe ihr abhandelte. Kaum hatte der Reisewagen den Gipfel des Berges erreicht, so war das Fräulein heiter und fröhlich wieder da, den hübschen leichten Strohhut auf dem lockigen Köpschen, der ihr auch in der That besser stand, als der verlorne, ziemlich schwerfällige Hut von Seide.“

„Nun, den Strohhut hat sie mir abgekauft!“ sagte Katharine, und erzählte hierauf den Irrthum, der mit dem Hopfenzweige vorgegangen war.

„Aber, sagte die Postmeisterin, wie war die gnädige Frau Mama mit dem Hopfenhandel zufrieden? Erzähle du, Hans! Du weißt das Ende der Geschichte.“

„Je nun, sehr übel, sagte der Postilion, wie man sich leicht denken kann. Sie wurde sehr böse. „Der Hut, sagte sie, ist für einen großen Thaler eben nicht

zu theuer; allein der Hopfen, für den du drey große Thaler gegeben, ist keine drey rothe Heller werth.“ „Wie, was! rief das Fräulein, haben Sie nicht selbst für den spanischen Hollunder auf Ihrem Hute noch mehr gegeben?“ Allein die gnädige Mama sagte: „Bist du denn blind? Hast du keine Augen? Siehst du denn nicht, daß es ganz natürlicher Hopfen ist?“ Das Fräulein wollte noch immer Recht haben. „Fühlen Sie die niedlichen Hopfenäpfchen nur einmal an, rief sie; sie rauschen ja, wie gummirter Taffet; sie sind wirklich noch etwas kleberig von dem Gummi. Ich kann mich nicht geirrt haben.“ Allein nach und nach kam das Fräulein denn doch aus ihrem Irrthum, und wurde bis an die beyden Ohrläppchen so roth, wie meine scharlachene Weste hier.“

„Nun, sprach die Postmeisterin, was sagte die Frau Mama noch weiter?

Das möchte ich doch auch noch wissen. Hat sie das leichtsinnige Geschöpf nicht recht ausgescholten?"

„Die gnädige Frau, sagte der Postilion, machte über die Geschichte sehr schöne Anmerkungen, und gab der Frau ein Tochter sehr gute Ermahnungen. Ich wollte nur, ich hätte sie alle recht behalten können, um sie mit ihren Worten wieder zu erzählen. Sie sagte, indem sie auf den Hopfenzweig deutete: „Sieh, mein Kind, so trügen die Augen! Du glaubtest dir für deinen Hut einen herrlichen Puz zu kaufen, den du Jahre lang tragen könntest, und hast nun nichts, als ein gemeines Hopfenreis, das morgen verrotten wird. So irren sich die Menschen gar oft. Ja, es ist der Fehler der meisten Menschen, daß sie zu theuer einzukaufen. Manches hübsche Kind hat schon für leere Schmeicheleyen, eitle Versprechungen und schnell verübrigehende Vergnügen

gen — Unschuld, Ehre, Gewissensruhe, ja das ganze Glück des Lebens hingegen. Da du so unbeschreiblich leichtsinnig bist, so ist es mir für dich sehr bange. Dein Leichtsinn hat dort auf der Brücke eben erst dein Leben in Gefahr gebracht; und nachdem du kaum dem Tod entgangen bist, und mir die besten Versprechungen gemacht hast, machst du schon wieder so tolle Streiche. O trachte doch, dein leichtsinniges Wesen zu bessern; nimm ein gefestigtes, überlegames Betragen an, sonst erlebe ich an dir noch unermesslichen Jammer!”

Die Postmeisterin, die vorhin viel gelacht hatte, wurde jetzt sehr ernsthaft. „In der That, sagte sie, die Frau von Grünthal, ist eine sehr vernünftige und rechtschaffene Mutter. Allein was sagte die Tochter zu diesen vortrefflichen Lehren, die jeder Mensch tief in sein Ge-

dächtniß, oder vielmehr in sein Herz einprägen sollte.“

„Die Fräulein Tochter, sagte Hans, war sehr kleinlaut und hatte auf dem ganzen Wege kein Wörtlein mehr seil. Sie sang kein Liedchen mehr, und wollte auch kein Stückchen auf dem Posihorn mehr hören. Sie hatte nur immer Thränen in den Augen. Bevor wir aber zum Thore hineinfuhren, bat sie ihre Mutter nochmal um Verzeihung und versprach, die weisen, mütterlichen Lehren zu befolgen.“

„Das wollen auch wir thun, sagte die Postmeisterin; denn sie können uns allen sehr heilsam werden, besonders aber der Jugend. Du versprichst es doch auch, sie zu befolgen, Katharine? Nicht so?“ Katharine versprach es.

Die Postmeisterin nahm nun das Goldstück, holte die vier großen Thaler, und sagte zu Katharine: „Den Brief

„möchte ich, wenns erlaubt ist, doch auch lesen!“ Katharine gab ihr den Brief. Die Postmeisterin sagte, nachdem sie ihn gelesen: „Der Brief ist nicht aus dem hübschen Köpschen da gekommen; er ist auch nicht von deiner Hand geschrieben.“ Katharine versicherte, sie habe den Brief selbst aufgesetzt; ihr Vater habe ihr nur einige Worte verbessert, und sie habe ihn dann abgeschrieben.

„Nun, sprach die Postmeisterin, das wollen wir gleich sehen, ob dich deine Handschrift ist.“ Sie packte die drei großen Thaler zu dem Briefe, machte einen Umschlag darüber, und sprach: „Nun schreibe einmal! Ich will dir die Adresse angeben.“ Katharine schrieb, und die Postmeisterin verwunderte sich sehr. „Mädchen, sagte sie, das hätte ich nicht gedacht! Du schreibst sehr schön; ich könnte es bey weitem nicht so. Dein Vater hat dich gut unterrichtet.“ Sie

packte den Brief, legte ihn zu den übrigen Packeten, und sagte: „Heute Nacht geht Alles zusammen mit der fahrenden Post ab. — Du bist aber nicht nur ein geschicktes, sondern auch ein sehr liebes Mädchen. Bleibe es immer, und ich darf dir dann nicht erst wünschen, wohl zu leben.“

Neuntes Kapitel

Der Doktor.

Katharine fragte nun die Postmeisterin, wo der Doktor wohne. Die neue Frau wollte sogleich wissen, was Katharine bey ihm zu thun habe. Katharine erzählte von ihrer kranken Mutter, von dem Kummer des Vaters, von dem Jammer der neun Kinder. Sie sagte auch, daß sie den Thaler dem Dok-

tor geben, und ihn bitten wolle, ihre kranke Mutter zu besuchen.“

Die Postmeisterin ward sehr gerührt und sagte: „Das ist ja recht schön, daß du den großen Thaler, den du aus deinem geliebten Hute erlöst hast, mit Freuden für deine kranke Mutter verwenden willst! Komm nur sogleich mit mir. Der Doktor wohnt nur wenige Schritte von hier. Seine Frau ist meine sehr gute Freundin. Ich will dich hinführen in das Haus.“ Sie nahm ihren schwarzen, seidnen Mantel um, und ging mit Katharine zum Doktor.

Die Postmeisterin konnte sich nicht enthalten, zuerst die Geschichte von dem Strohhute mit der kostbaren Hopfenguirlande zu erzählen. Sie wußte sie so lustig vorzubringen, daß Doktor und Doktorin nicht wenig lachten. Hierauf aber erzählte sie mit theilnehmenden Herzen von Katharinens kindlicher Liebe, von

der kranken Mutter und dem bekümmerten Vater der neun lebendigen Kinder, und lobte die Ehrlichkeit beyder Aeltern mit großer Rührung. Der Doktorin glänzten Thränen in den Augen, und der Dokter sagte zu Katharine, die mit dem großen Thaler zwischen den Fingern, demüthig und stehend vor ihm stand: „Stecke dein Geld nur wieder ein, du gutes Kind! Ich würde es für Sünde halten, dir auch nur einen Heller abzunehmen. Morgen frühe reite ich ohne hin nicht weit von deinem Dörslein vorüber. Da werde ich deine kranke Mutter besuchen, und mit Gottes Hülfe sie umsonst gesund machen.“

„Nun wohl, sagte die Postmeisterin, und ich werde, um doch auch etwas zu thun, für die gute redliche Kranke an der Apotheke bezahlen. Es ist gar schön und löblich von der rechtschaffenen

nen Frau und ihrem Manne, daß sie trotz Armuth und Krankheit sich ein Gewissen daraus machten, das Geld zu behalten, das ihnen das Glück auf eine solche sonderbare Art in die Hand gespielt hat.“

Katharine dankte dem Doktor und der Postmeisterin unter Freudenthränen, und ging mit dieser wieder zurück in das Posthaus, wo sie ihren Armkorb hatte stehen lassen.

Nun, fragte die Postmeisterin, und was hast du denn in deinem Korb?“ Katharine öffnete den Deckel und sagte: „Da Sie gar so gütig gegen meine Mutter syd, so bitte ich Sie, den Blumenlohl als eine kleine Erkenntlichkeit anzunehmen. Meine Mutter gab ihn mir zwar zum verkaufen mit; allein ich weiß es gewiß, die Mutter wird mich loben, daß ich Ihnen meine Dankbarkeit damit zu bezeigen suchte.“

„Es ist sehr schön, sagte die Frau, daß du so erkenntlich bist; allein ich bezahle dir den Karfiol sehr gerne. Deine Aeltern haben das Geld nöthiger als ich.“ Sie nahm den Blumenkohl aus dem Korbe, bezahlte ihn und sagte: „Damit du den Korb nicht leer nach Hause bringest, so warte noch ein wenig.“ Sie ging und brachte eine Flasche Malaga, und fast eine Schürze voll weißes Brod. „Der Wein ist für deine Mutter, sagte sie; der Herr Doktor sand es sehr rathsam, daß sie des Tags ein Gläschen trinke. Das Brod aber vertheile unter deine Geschwister, und vergiß dich selbst nicht dabey!“ Sie legte die Flasche Wein und das Brod in den Korb, und wünschte Katharinen, die unaufhörlich dankte, recht gut nach Hause zu kommen.

Katharine kam voll Freude nach Hause, gab ihrer Mutter den großen Tha-

ler, sagte ihr, daß Doktor und Apotheker keinen Kreuzer von ihr fordern würden; überreichte ihr dann die Weinflasche, und theilte unter ihre Geschwister Brod aus. Beyde Aeltern waren hoch erfreut, und die Kinder erhoben einen großen Jubel. Katharine aber sagte: „So hat denn der liebe Gott unsere Ehrlichkeit sogleich auf der Stelle belohnt. Es ist doch wahr, was uns der Vater schon so oft gesagt hat: Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit erfreuen Gott und Menschen.“

Am andern Morgen sehr frühe kam der menschenfreundliche Doktor. Er fand die Krankheit eben nicht gefährlich. „Nur, sagte er, wäre sie gefährlich geworden, wenn man nicht, eben noch zur rechten Zeit, einen Arzt gerufen hätte.“ „Die Kräuterkur, sprach er, mag künftighin treffliche Dienste thun; für jetzt aber sind wirksamere Mittel nothwendig. Indes hoffe ich, mit Gottes Hülfe soll die werthe

Kranke in Zeit von acht Tagen wieder aus dem Bette kommen.“ Er verschrieb nun Arzney, versprach in einigen Tagen wieder zu kommen, schwang sich auf sein Pferd, und ritt eilends fort.

Schon am dritten Tage Abends kam er wieder. Er war dieses Mal aber nur zu Fuß. Er erkundigte sich sehr genau nach dem Befinden der Kranken und sagte: „Nun wohl! Es steht alles gut. Sie hat bald keine Arzney mehr nöthig, sondern nur Ruhe — besonders aber kräftige Nahrung.“ „Ach, seufzte der Lehrer, wo sollen wir diese hernehmen!“ Der Doktor zog ein versiegeltes Päckchen mit Geld aus der Tasche, und übergab es Katharinen. Sie las die Aufschrift: „An Jungfer Katharine Hermann in Steinach, mit 32 fl. 24 kr.“ Sie öffnete voll Erstaunen das Päckchen. Bey dem Gelde lag folgender Brief:

„Meine liebe Katharine! Die Redlichkeit, mit der Sie mir die drey Kronenthaler zurückschickte, rührte mich und meine liebe Aeltern sehr, und wir haben großes Wohlgefallen daran. Es war ein glücklicher Irrthum, zu dem mich die schönen Hopfenblüthen auf Ihrem hübschen Strohhütchen verleiteten; er bestätigte mir die Wahrheit, daß auch in dem kleinsten Dörflein und unter niedrigen Strohdächern redliche Menschen wohnen. Die drey Kronen, die ich Ihr aus Versehen gab, sende ich Ihr nun mit Bedacht zurück; und lege noch drey andere bey, als eine kleine Belohnung Ihrer Redlichkeit. Einen bessern Lohn hat Sie im Himmel zu gut. Wir vernahmen, Ihre gute Mutter sey krank. Meine Mutter schickt daher der lieben Kranken noch weitere sechs Kronenthaler zu einer kleinen Erquickung, und läßt ihr baldige Besserung wünschen. In diesen Wunsch

omme auch ich mit ein; der liebe Gott
olle ihn erfüllen. Lebe Sie wohl! Ich
bleibe Ihre wohlwollende

Henriette von Grünthal."

Katharine, ihr Vater und ihre Mutter
waren über diesen Brief und die
sehnliche Unterstützung höchst erfreut
und erstaunt. Sie wunderten sich, wie
Fräulein Henriette von der Krankheit der
Mutter schon Nachricht habe, da doch
Katharine dem Fräulein weder ein Wort
von gesagt, noch geschrieben hatte. Als
der edelmüthige Doktor hatte, so-
ld er von seinem letzten Krankenbesuche
aus Hause gekommen war, sogleich an
von Grünthal geschrieben. Er hatte
schon vor mehreren Jahren in Wien
studien gelernt, und wußte, daß sie sehr
wohlthätig war. Die Hopfengeschichte
und Katharinens Brief gaben ihm eine
wirkliche Veranlassung, die ihm als Arzte

anvertraute kranke Mutter, nebst ihrer dürftigen, aber sehr liebenswürdigen Familie, der Wohlthätigkeit der gnädigen Frau zu empfehlen. Von dem Allem sagte aber der bescheidene Mann, der gerne im Stillen Gutes that, kein Wortchen. Er sagte bloß: „Das Päckchen mit dem Gelde ist erst vor einer Stunde auf der Post angekommen. Da nahm ich denn sogleich Hut und Stock, es selbst zu überbringen. Denn wenn man heute eine Noth lindern, oder einem Menschen eine Freude machen kann, so muß man es nicht auf Morgen verschieben. Uebers dieß liegt mir die kranke Mutter so vieler Kinder sehr am Herzen. Da der Abend so schön ist, ich eben von Geschäften frey war, und doch spazieren gegangen wäre, so dachte ich keinen angenehmeren Spaziergang machen zu können, als hieher. — — Indeß bin ich doch etwas müde und durstig geworden.“

Er setzte sich auf einen Strohsessel an das offene Fenster, und bat um ein Glas Milch.

Katharine brachte es sogleich auf einem reinlichen Teller von Steingut. Er dankt, und sagte: „Die Milch ist sehr gut; indeß ist sie mir etwas zu fett, ich setze um Wasser dazu.“ Katharine brachte das Wasser in einer gläsernen Flasche; Wasser und Flasche waren hell wie Kristall. Der Doktor lächelte freundlich, blickte in der Stube umher, und sagte: „Hier ist die Reinlichkeit recht zu Hause; so habe ich es gerne.“

Nachdem er die Milch getrunken hatte, ging er an den Bücherschrank, durchsah die Bücher, und lobte sie sehr. „Die Schule dahier muß gut bestellt seyn, sprach er; wie ich höre, wird die Schulprüfung bald gehalten?“ „Heute über acht Tage!“ sagte der Lehrer. „Nun wohl!“ sprach der Doktor. Ich muß die

werthe Kranke ohnehin noch einmal besuchen. Ich werde daher an diesem Tage kommen, und wenn es erlaubt ist, dann der Prüfung beywohnen.“ Der Schullehrer versicherte, das werde ihn sehr freuen, und der Herr Doktor werde ihm dadurch eine große Ehre erweisen.

Der Doktor besah hierauf das Klavier und sagte: „Spiel' er mir einmal etwas darauf, Herr Schullehrer!“ Der Schullehrer setzte sich an das Klavier, und spielte aus einer neuen Oper, die damals viel Aufsehen machte, dem Doktor aber noch unbekannt war, das schönste und schwerste Stück, mit großer Fertigkeit, mit Geschmack und Ausdruck. Der Doktor horchte hoch auf. Er nannte den Lehrer nun nicht mehr Er. „Sie spielen vortrefflich, sagte er; Sie singen wohl auch recht gut? Lassen Sie mich einmal ein schönes Lied hören.“ Der Schullehrer winkte Katharinen. Sie

chte ein Liederbuch, schlug es auf, und
te: „Dieses Lied da liegt mir, seit
Herr Doktor die Mutter besser fand,
uns das reiche Geschenk brachte, be-
dig im Sinne. Dieses Lied wollen
singen.“ Sie sangen folgende Zeilen:

„Sollt' ich meinem Gott nicht singen?
Reinem treuesten, besten Freund?
Ich' ich doch aus allen Dingen,
Wie so gut Er's mit mir meynt!
Wie noch nichts als lauter Lieben,
Das sein treues Herz bewegt,
Was ohn' Ende hebt und trägt —
Wie in seinem Dienst sich üben!
Alles währt nur eine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit!“

„Schön, sehr schön! sagte der Dok-
gerührt. Sie singen sehr gut, Herr
ter, und Katharine hat eine wahre
Hirtsgallstimme. Allein die fromme
Empfindung des Dankes, womit sie das
sangen, übertrifft ihre angenehmen

Stimmen noch weit. Diese Empfindung ist die Seele des Gesanges. Ihr Gesang war so vortrefflich, als der Inhalt des Liedes, das Katharine sehr gut gewählt hat. Ich habe Ihnen nicht nur mit Vergnügen, sondern mit wahrer Andacht zugehört!“ „Doch, sagte er jetzt, ich habe diesen Abend in der Stadt noch ein Paar Krankenbesuche zu machen, und muß mich, so gerne ich unter euch bin, nun wieder auf den Weg machen.“ Er stand auf, und trat noch einmal an das Krankenbett der Mutter. Er tröstete sie liebevoll, machte ihr die beste Hoffnung, und versprach ihr, da er es nicht früher nöthig finde, in acht Tagen wieder zu kommen. Sie both ihm die Hand und sagte: „Liebster Herr Doktor! O wie Vieles thun Sie an uns armen Leuten! Sie besuchen mich so gütig, ja Sie haben die Mühe, das Geld zu überbringen, selbst übernommen. Ich kann Ih-

den meinen Dank nicht genug ausdrücken!“ Die hellen Thränen flossen über die bleichen Wangen; auch der Vater und Katharine hatten Thränen in den Augen.

„Der Frau von Grünthal, sagte der Vater, werde ich meinen Dank schriftlich bezeigen, und Katharine wird an Fräulein Henriette schreiben. Ihnen aber, bester Herr Doktor, mögen diese unsere Thränen mehr als Worte sagen, wie innig wir Ihnen danken!“ Dem Doktor ging es sehr zu Herzen, daß die guten Leute so dankbar waren, obwohl sie nicht einmal wußten, wie viel er für sie gethan habe, indem er sie der Frau von Grünthal empfohlen hatte. „Lebt wohl, ihr guten Menschen!“ sagte er, und ging, um seine eigenen Thränen zu verbergen, schnell zur Stubenthüre hinaus.

Als der Vater, Katharine und die Kinder, die den Doktor vor die Haus-

ihre begleiteten, wieder hereinkamen, faltete die Mutter die Hände, erhob die nassen Augen zum Himmel und sprach: „Du lieber Gott! Ja, Deine Liebe ist unendlich. Du hast Dich unser erbarmt, und uns aus unserer Noth errettet! Du hilfst immer! Dir wollen wir stets dankbar seyn, und felsenfest auf Dich vertrauen. Nur im Vertrauen auf Dich finden wir in allen Leiden einen sichern Trost. Lieb Du selbst uns ein rechtes Vertrauen auf Dich in unser Herz, und wir sind selig in Dir schon hier auf Erden, und werden dann immer Ursache haben, Dir zu danken.“ So beethete die Mutter, und der Vater und alle Kinder sagten freudig: „Amen!“

Zehntes Kapitel.

Unerwartete Gäste.

Die gute Mutter ward bald wieder ganz gesund, konnte wieder mit Lust und Freude ihrem Hauswesen vorstehen, und sich ihrem liebsten Geschäfte, der Erziehung ihrer Kinder widmen. Der Schullehrer hielt sehr fleißig Schule, und lebte ganz für seine Kinder, wie er nicht nur seine eigene Kinder, sondern auch die Schulkinder nannte. Der Winter ging ihm bey steter Zufriedenheit, und ohne sonderliche Sorgen vorüber.

Nun ward es wieder Frühling. Die Bäume waren zur Freude der Aeltern ganz mit Blüthen bedeckt; die Kinder stürzten mit frohem Jubel in dem Wiegenrunde und an den Neubegrüntten Herden gelbe Schlüsselblumen und blaue

Weilchen, und brachten sie den Aeltern. Jeden Morgen weckte sie der liebliche Gesang der Vögel, die auf den Bäumen und Hecken umher ungestört nisteten; doch weit über den Gesang aller Vögel ging den kleinern Kindern der fröhliche Ruf des Aukufs.

An einem schönen Frühlingstage saß der Lehrer nun einmal mit seinen neun Kindern, davon die Mutter das Kleinste auf dem Schooß hatte, bey dem Mittagessen. Die große irdene Schüssel voll Milchsuppe mitten auf dem Tische ward bald leer. Katharine ging, und brachte nun eine eben so große, aufgehäuete Schüssel voll dampfender Erdäpfel, und die Kinder machten sich fröhlich darüber her. Da klopfte man an der Thüre. „Hervor!“ riefen die Kinder alle zusammen und sahen begierig nach der Thüre — und ein junges, schönes, sehr zierlich gekleidetes Frauenzimmer trat herein.

„Je, Fräulein Henriette!“ rief Katharine, sprang auf und eilte ihr entgegen. Alle standen ehrerbietig auf. Katharine und die Aeltern fingen an, ihr das übersendete Geld zu danken. Als die Henriette sagte: „Ich bitte euch, schweigt davon, und setzt euch sogleich wieder an den Tisch. Sonst gehe ich auf eurer Stelle wieder fort. Wenn ihr es mir erlaubt, so setze ich mich zu euch, und esse mit euch. Erdäpfel esse ich sehr gerne, sie sind eine meiner Leibspeisen.“

Katharine holte sogleich den besten Strohsessel in der Stube herbey, brachte einen Teller von Steingut, suchte ein Paar der schönsten Erdäpfel aus, schälte sie, und legte die röthlichen Erdäpfel auf einen weißen, reinen Teller. Das Fräulein aß sie mit Lust. Sie war sehr heiter und fröhlich und die lautere Freude. Sie hatte an den lieblichen Kindern mit den rothen Wangen und den

schönen blonden oder braunen Locken große Freude. Sie sah mit Vergnügen zu, wie die Kinder, die rund um den Tisch herum saßen, es sich so gut schmecken ließen. „Man weiß gar nicht, welches das schönste und blühendste ist, sagte sie, so frisch und gesund sind alle. Ihre geringe Kost schlägt ihnen recht gut an, und dabei sind Alle recht nett und reinlich gekleidet.“ „Gottlob! sagte die Mutter; und doch hält es etwas schwer, ihnen diese geringe Kost zu verschaffen, und sie anständig und ordentlich zu kleiden. Sie werden mit jedem Tage größer, und da giebt's mit jedem Tage größere Sorgen.“ „Ey, sagte die fröhliche Hentlette lächelnd, wenn Eure Kinder mit jedem Tage kleiner würden, so würde Euch dieß doch noch die größten Sorgen machen. Seyd gutes Muth's, und laßt den lieben Gott sorgen.“

Als Henriette die Erdäpfel aufgesetzt hatte, sagte sie: „Nun will ich euch Klaviermusik machen.“ Sie setzte sich an das Klavier, und spielte sehr artig. Als sie bemerkte, daß der Schullehrer mit seinem Gericht Erdäpfel fertig war, bat sie ihn, einen lustigen Tanz zu spielen, nahm das kleinste Kind von dem Schooße der Mutter auf ihren Arm, und tanzte, um den Kindern Vergnügen zu machen, freudig mit ihm in dem Zimmer herum. Das Kind lachte, und alle Kinder in der Stube lachten an, laut zu lachen. Alle waren sehr frohlich.

Die Mutter ließ sich indess die allgemeine Frohlichkeit und die Gegenwart des Fräuleins nicht hindern, an das Tischgebet zu erinnern. Aeltern und Kinder knieten nach Tische, und Henriette betete andächtig mit. „Nun, sagte Henriette, wollen wir auch ein schönes Lied singen. Es gilt auch für ein Gebeth.

Herr Lehrer, spielen Sie das Lied mit dem schönen Chor: „Alle gute Gabe, kommt oben her von Gott, vom schönen blauen Himmel herab!“ Sie fing sogleich an, mit ihrer sehr lieblichen Stimme die erste Strophe zu singen: „Im Anfang war's auf Erden — nur finstern, wüst und leer, und sollt's was seyn und werden, mußt es wo anders her!“ und Katharine, der Lehrer und die Lehrerin sangen den Chor.

Es war wirklich ein sehr schöner Gesang. Als der Gesang zu Ende war, trug die Mutter das kleinste Kind, das schläfrig wurde, in die Nebenlammer, um es in das Bett zu legen. Kaum war sie zur Seitenthüre hinaus, so klopfte man abermal an der Stubenthüre, und eine schöne, ansehnliche Frau, sehr vornehm gekleidet, öffnete die Thüre. Sie blieb einige Augenblicke stillschweigend unter der Thüre stehen, und blickte in der

Stube
liche
steh
Blick
deten
die n
Mutter
erbieth
zu kü
schlag
rief:
Ich h
so äh
ter an
in dem
Gerad
Reider
ten Ja
hinder
Ohnm
aussch

umher. Das helle, reine, freundliche
Zimmer schien ihr zu gefallen; mit
dem Wohlgefallen aber ruhten ihre
Augen auf den blühenden, reinlich gekleideten
Kindern.

Henriette sagte leise zu Katharine,
eben ihr stand: „Das ist meine
Mutter!“ Katharine näherte sich ihr ehr-
fürchtig, der gnädigen Frau die Hand
reichend. Allein Frau von Grünthal
erschauerte die Hände zusammen, und
sagte: „Gott im Himmel, was sehe ich!
Ich hatte eine Jugendfreundin, die die-
selbe sah, wie eine blühende Rose
in der That, ich meynete
im ersten Augenblick, ich sehe sie selbst.
Eben so — so blühend und eben so ge-
eignet, stand sie vor mir, als sie vor vier
Jahren mir das Leben rettete. So er-
kenn ich sie, als ich, aus einer tiefen
Nacht erwachend, wieder die Augen
auf. Ihre Gestalt, wie ich sie

damals sah, ist mir unvergesslich, und immer noch sehe ich sie so.“ Frau von Grünthal blickte in der Stube umher, und sagte dann zu Katharinen: „Ist deine Mutter nicht hier? O sag, sie lebt doch noch, und ist noch gesund?“

Ehe Katharine antworten konnte, kam die Mutter wieder zur Seitenthür herein. Frau von Grünthal betrachtete sie einige Augenblicke, und rief dann voll des höchsten Entzückens: „Therese! — Ja, du bist es wirklich! — O welche Freude, nach so langer Zeit dich wieder zu sehen!“ Die gute Schullehrerin schaute die fremde Frau höchst erstaunt und mit starren Augen an, und sagte: „Ich kann mich nicht sogleich erinnern, Sie einmal gesehen zu haben!“

„Wie? sprach Frau von Grünthal, kennest du denn deine Leonore nicht mehr? Erinnerst du dich nicht mehr, wie wir in Lindenberg, in den goldenen Jahren unserer

Kindheit und Jugend zusammen so selige Tage lebten? Wie du alle Tage zu uns in das Schloß kamst, wie wir in dem Schloßgarten mit einander strickten, nähten, saugten, uns schaukelten, die Blumen begossen? Wie du mich dort am Springbrunnen, als ich schon halb todt war, aus dem Wasser gezogen?"

„Ach Gott! Sie sind es, rief jetzt die Schullehrerin vor Erstaunen und Freude fast ansetz sich. Welch ein Glück, Sie wieder zu sehen! O viele tausend Male habe ich an Sie gedacht! Allein ich konnte nie mehr etwas von Ihnen erfahren!"

„So ging's mir auch, sprach die alte Frau. O wie oft, wie unzählige Male habe ich mir gewünscht, meine geliebte Jugendfreundin wieder um mich zu haben, ja sie nur noch einmal zu sehen! Allein feindselige Umstände sind die Ursache, daß wir uns so lange nicht mehr fanden. Aber, Gottlob, daß wir uns

nun doch wieder haben! O komm denn in meine Arme, und sey mir herzlichst gegrüßt, liebe Therese!“ Sie streckte die Arme aus, umfasste Theresen, drückte sie an ihr Herz, und benezte ihr Angesicht mit Thränen. „O weißt du noch, sprach sie, wie traurig wir zu Lindenberg von einander Abschied nahmen, als ich mit meinen Aeltern nach Wien reisen mußte? Gott sey gedriessen, der uns so unverhofft, so ganz und gar unerwartet wieder zusammenführte! Da ich schon unter deinem Dache war, schon in deiner Stube stand, dachte ich nichts weniger, als dich, dich, liebste Therese, hier zu finden!“

Die Lehrerin weinte auch vor Freuden, und sagte: „Aber wie kommen Sie denn hieher, beste Freundin? Nicht wahr, so darf ich Sie schon nennen? Auch weiß ich ja nicht, soll ich Sie noch Fräulein von Lindenberg — oder gnädige Frau nennen!“

„Ja so, sagte Frau von Grünthal, du weißt du noch nicht einmal! Sieh! Henriette hier ist meine Tochter!“

„So sind Sie die Frau von Grünthal! rief die Lehrerin; o so seien Sie mir nun zweifach willkommen! O Gott, welche wunderbare Fügung!“

„Ja, sagte Frau von Grünthal, Gott fügte es so. Er wollte die Ehrlichkeit, die deine Tochter Katharine, und ihre Treue bey dem seltsamen Hopfenhandel beschützen, nicht unbelohnt lassen. Ohne das hätte ich nicht gewußt, daß du — du, liebe Therese, Katharinen's Mutter seiest, nahm ich an ihrem Schicksale den innigsten Antheil. Ich erkundigte mich sonst noch nach dir, nach deinem Manne, deinen Kindern, und ertheilte nichts als Gutes von euch. Wirklich reise ich mit meiner Tochter aus der Residenz nach Grünthal, wo ich den Frühling zuzubringen gedenke. Als wir

Neue Erzähl. f. Kinder. I. 6

oben vom Berge herab euer kleines Dörflein Steinach unten im Thale liegen sahen, entstand der Wunsch in mir, eine so gute, rechtschaffene Familie persönlich kennen zu lernen. Henriette, die es nie satt wird zu laufen, eilte auf dem näheren Fußwege voraus. Ich fuhr langsam auf dem Fahrwege nach. Ich stand eine gute Weile vor der Stubenthüre, hörte eurem schönen Gesange mit Vergnügen zu, und wollte, um euch nicht zu unterbrechen, nicht eher herein kommen, als bis er zu Ende war. So wunderbar führte mich Gott wieder in deine Arme, liebste Freundin meiner Jugend! Doch komme jetzt, liebste Therese; wir wollen mit einander in den Garten gehen. Wir haben viel, viel mit einander zu reden."

Sie wandte sich hierauf zum Schullehrer und sagte: „Verzeihen Sie, Herr Lehrer, daß ich, ohne Sie kaum zu grüßen, Ihnen Ihre Frau auf ein Stünd-

hen hinwegnehme. Obwohl ich zuerst mit ihr reden muß, habe ich deshalb gegen Sie, lieber Lehrer, nicht weniger Achtung. Ich weiß, daß Sie ein sehr edler Mann, ein liebevoller Vater und Ehegatte, und ein ganz vortrefflicher Lehrer sind. Ich werde nachher noch mit ihnen sprechen. Du, Henriette, theile indeß von dem Zuckerbrod, und was sich sonst noch Schickliches in unserm Reisefragen findet, unter die Kinder aus, und unterhalte dich indeß mit ihnen."

Elftes Kapitel.

Die gute Haushälterin.

Frau von Grunthal ging mit ihrer wiedergefundenen Freundin Arm in Arm in den Garten. Sie setzten sich auf die

Dank unter dem Apfelbaum, zwischen dessen weißen und rothen Blüthen der helle, blaue Himmel freundlich auf sie herabglänzte.

Zuerst erzählte Frau von Grünthal, wie es ihr seit dem Tode ihrer Mutter ergangen; wie sie bey ihrer kargen Tante sehr harte Tage gehabt; wie ihr, um Postgeld, Papier und Stiegelack zu sparen, nicht weiter gestattet wurde, einen Brief an Therese zu schreiben; wie sie in der Folge sich mit Herrn von Grünthal, einem edlen vortrefflichen Manne, vermählte, und mit ihm wegen des Krieges viele Jahre in Prag gelebt habe; wie sie erst nach hergestelltem Frieden mit ihrem Gemahl in Grünthal angekommen sey, allein ungeachtet aller Erkundigungen nicht das Geringste von Therese habe in Erfahrung bringen können.

Therese erzählte nun auch, was ihr, seit sie Lindenberg verlassen, alles begeg-

net sey; wie sie zu dem Chorregenten, dem geliebten, verehrungswerthen Bruder ihres seligen Vaters gekommen; wie sie da den trefflichen Schullehrer Hermann kennen gelernt, ihn zu ihrem Ehegatten gewählt, und mit ihm in der glücklichsten und zufriedensten Ehe gelebt habe; wie sie in den ersten Jahren ihrer Ehe, mit ihren geringen Einkünften vollkommen ausreichte; wie sie unter diesem Baume, unter dem sie eben jetzt sitze, Gott oft für das Glück ihrer Ehe gedankt habe; wie sie erst, da ihrer Kinder gar so viele wurden, anfang Mangel zu leiden, ja, während ihrer letzten Krankheit in wirkliche Noth gerathen.

„Aber um des Himmels willen, liebste Therese, sprach Frau von Grünthal, sag' mir doch, wie du es anfangst, bei einem Einkommen von einem Paar hundert Gulden, und deinen neun lebenslänglichen Kindern, dein Hauswesen so in

Ordnung zu halten, und so viele Jahre dich ehrlich durch zu bringen?"

„Mich wunderte dieß oft selbst, sagte Theresie. Ich denke aber, der Segen Gottes war sichtbar mit uns! Freylich thaten wir auch, was wir konnten. Und da traf es denn zu, was mein lieber Mann so oft sagte: Wer auf Gott vertraut, und das Seinige redlich thut, dem kann es nicht fehlen.“

Frau von Grunthal sagte: „Ich bin vollkommen überzeugt, daß du deiner Haushaltung mit Einsicht vorgestanden, und dir alle erdenkliche Mühe gegeben, sie wohl zu bestellen. Allein ich möchte dieses gerne recht ausführlich wissen. Erzähle einmal vom Anfange an.“

Die Schullehrerin erzählte: „Sowohl ich, als mein Mann, waren beyde in unserm ledigen Stande sehr sparsam. Mein Mann, der sich als Schulgehilfe in der Stadt, besonders mit Nebenstun-

den, die er gab, Vieles verdiente, war schon damals kein Freund von Trink- und Spielgesellschaften. Er war schon damals auf seine künftige Einrichtung und einen Sparpfennig bedacht. Was er Schönes hat, schaffte er sich schon in jenen Zeiten an. Jetzt dürfte er nicht mehr daran denken, sich ein Buch, ein Kupfer, oder gar ein Klavier zu kaufen. So sah auch ich anstatt auf unnützen Puz und Glitterstaat nur darauf, mir Gläs, Leinwand, Wette und dergleichen zu erwerben, was uns späterhin sehr gut kam. Auch legten wir sogleich Anfangs unserer Haushaltung, wo uns von unserm kleinen Einkommen bey unserer Sparsamkeit das Jahr hindurch immer einiges Wenige übrig blieb, dieses sorgfältig zurück. Mancher Pfennig, den wir damals ersparten, ward für uns in der Folge ein wahrer Nothpfennig.“

Frau von Grünthal sprach: „Das war sehr klug! Allein es ist mir noch immer ein Geheimniß, wie du mit so Wenigem so weit reichtest. Ich habe wohl einmal im Allgemeinen gehört, die Haushaltungskunst bestehe in den zwey Stücken, daß man seine Einnahme vermehre, und die Ausgabe vermindere. Nun sag einmal, wie fängst du das Erste an?“

Die Schullehrerin sprach: „Wir bewarben uns allerdings, unsere geringe Einkünfte auf eine rechtliche Weise zu vermehren. Zwar, was wir an Geld, Getreide und Holz zur Besoldung hatten, das mußte natürlich bleiben, wie es war. Allein die Dienstgründe waren einer großen Verbesserung fähig. Mein Mann hatte den Grundsatz: Benütze, was da ist. Der Grasboden hier war, zumal wenn der Sommer heiß und trocken war, dürr und wie verbrannt; der Platz vor unserm Hause hingegen gleich einem Ennu

pfe. Mein Mann fand dort am Hügel eine kleine Quelle, die in das Dorf floss und vor unserm Hause, wo sie keinen rechten Abfluß hatte, den Boden zu einem Moraste machte. Er leitete die Quelle so, daß sie den Theil des Gartens hier, der für Gras und Bäume bestimmt ist, reichlich wässert, und der denn auch, wie Sie sehen, mit dem frischesten Grün und den fruchtbarsten Bäumen prangt. Da der vorige Schullehrer kaum eine magere Kuh erhalten konnte, so können wir nun zwei sehr schöne Kühe halten, die unsere Haushaltung hinreichend mit Milch und Butter versehen. Der Sumpf vor dem Hause, der sonst ungesunde Dünste aushauchte, trägt nun gesundes Obst. Der Theil des Gartens, der mit Gemüse angebaut ist, kam uns in der Haushaltung sehr wohl. Er bringt aber viel mehr Gemüse hervor, als wir nöthig haben. In dem Dorfe können wir davon freylich wenig

anbringen. Allein mein Mann machte ausfindig, welche feinere Gemüßarten hier vorzüglich gedeihen. Er baut, zum Beispiele, Blumenkohl von ausnehmender Schönheit, und die Leute in der Stadt reißen sich darum und bezahlen ihn sehr gut. Das Meiste bringen uns die Obstbäume ein, die mein Mann schon vor fünfzehn Jahren gepflanzt oder veredelt hat. Für ein Haus, wo viele Kinder sind, ist ein Obstgarten eine große Wohlthat. Allein nicht nur der Genuß, auch der Verkauf des Obstes kam uns sehr gut. Der einzige schöne Apfelbaum, unter dem wir sitzen und der gar prächtige Apfel trägt, brachte uns in manchem Jahre schon zehn Thaler ein. Auch aus der Baumschule von veredelten Stämmen gewannen wir manchen Gulden. Die Bienen dort, die in dem Garten und an dem nahen Berge überreichliche Nahrung finden, gewährten uns fast alle Jahre eine

reiche Aernte an Honig und Wachs, wofür wir nicht wenig Geld einnahmen. Mein Mann bemerkte, daß an der Gartenhecke der wilde Hopfen sehr gut fortsomme. Da kam er auf den Gedanken, den Hügel da, der zu unserm Garten gehört, und meistens mit Dornen bewachsen war, in einen Hopfengarten umzuschaffen. Der Versuch gelang herrlich. So wurde uns der Garten, wenn auch nicht zu einem Goldbergwerke, doch zu einer kleinen Silbergrube. Mein Mann giebt sich aber sonst noch alle erdenkliche Mühe, etwas zu verdienen. Er geht wöchentlich zweimal eine Stunde weit über Feld, die Kinder der Gutsheerrschaft zu Steinberg im Singen und Klavierspielen zu unterrichten, und wird dafür sehr großmüthig bezahlt. Auch schreibt er Musikalien ab, und seine Noten sind so schön, als wären sie gestochen; und da schiekt ihm denn der Chorregent ganze Päckle zum Abschreiben,

und verschafft ihm so einen ansehnlichen Verdienst. Wenn es nicht an Geschicklichkeit und gutem Willen fehlt, der findet immer Gelegenheit, etwas zu verdienen.“

„Ich suchte nun auch das Meinige redlich beizutragen. Ich erlöste manchen Groschen aus jungen Kohlpflänzchen, aus allerley Gesämen, aus Blumen, besonders aber aus Rosmarinzweigen, womit sich hier zu Lande die Hochzeitgäste zieren. Da der Bach nicht weit entfernt ist, so zog ich junge Gänse, die mir nicht wenig eintrugen. Die kleineren Kinder mußten sie abwechselnd hüten, und nebenbey stricken. Die Kinder hatten an den niedlichen, gelbharigen Geschöpfen große Freude, und thaten es gerne. Wollte es ihnen auch manchmal ein wenig langweilig vorkommen, so machte das Versprechen des Martinsbratens ihnen neue Lust dazu. Ich nähte, stickte und strickte früh und

spät. Auch wenn ich um das Dorf mit meinem Manne zu Zeiten spazieren ging, legte ich das Gestrick nicht aus der Hand."

„Sobald die Kinder nur ein wenig herangewachsen waren, mußten sie unausgeseht beschäftigt seyn. Sie spannen, strickten, jäteten auf den Gartenbeeten, reinigten Gartengesäme, hülseten Bohnen aus, schleiften Federn; kurz, Alle mußten, jedes nach seinen Kräften, zu unserm Lebensunterhalte beitragen. Draußen am Berge geriethen zum Beispiele im letzten Herbst die schönen, scharlachrothen Hagebutten, dahier Hagepußen genannt, sehr gut. Eine ganze Strecke des Berges war roth davon. Die Leute im Dorfe achteten sie wenig. Allein meine Kinder mußten sie mir sammeln, und brachten ganze Körbe voll davon nach Hause. Ich zerschnitt sie, und die Kinder mußten sie von den Kernen reinigen,

und wir lösten in der Stadt mehrere Guben daraus. So haben wir durch Fleiß und Thätigkeit den kleinen Ertrag unsers Dienstes beynahe verdoppelt."

Frau von Grünthal sprach: „Das habt ihr vortrefflich gemacht. Allein ich bin nun um so begieriger zu hören, wie ihr das zweyte Stück der Kunst Haus zu halten, in Anwendung gebracht habt. Wie habt ihr durch Sparsamkeit eure Ausgaben verringert?"

Die Lehrerin sagte: „Wir gaben keinen Heller unnütz aus. Wir begnügten uns mit einfacher Hausmannskost. Verderbte Speisen, die viel kosten und wenig nähren, kamen nie auf unsern Tisch. Unsere Kinder wissen nichts vom Zuckerwerk und ähnlichen Naschereien. Fremde Gewürze kamen nicht in meine Küche. Unsere Gewürze sind Kümmel von unsern Wiesen, Schnittlauch und Zwiebeln aus unserm Garten; das beste Gewürz aber

der Hunger, der uns bey unserm arbeit-
samen Leben nie fehlte. Mein Mann
ging nie zum Weine; ich trank nie Kaf-
fee. Bier tranken wir nur selten. Das
für aßen wir, besonders im heißen Som-
mer, mit einander gestockte Milch, die
gesünder ist und besser schmeckt, als das
Bier, wie es auf dem Lande zu haben
ist. Mein Mann schnupft nicht Tabak.
„Wenn ich des Tags, sagt er, auch nur
für einen Pfennig verbrauchte, so machte
es des Jahres doch einen Thaler und in
zehn Jahren zehn Thaler!“ Anlaß des
Tabakschnupfens berührt er zuweilen
die wohlriechenden Gewächse im Garten
oder auf unsern Fensterbänken mit den
Fingern, und riecht dann daran. „Das
ist, sagt er, der wohlfeilste und lieblichste
Schnupftabak.“ Noch viel weniger
raucht er. „Wenn ich des Tages auch
nur für einen Kreuzer Rauchtabak
brauchte, sagt er, so machte das, die

Pfeifen und anderes Geräch nicht einmal gerechnet, in einem Jahre sechs, und in zehn Jahren sechzig Gulden, was immerhin ein Kapital ist, mit dem sich schon etwas anfangen läßt.“ Wir kleiden uns schlecht und recht; überflüssige Kleiderpracht verabscheuten wir. Alle Kleider für mich und meine Mädchen machte ich selbst; ja auch manche Kleidungsstück für meinen Mann und die Knaben. Wir schonten unsre Kleider so viel möglich. Meine Kinder mußten ihre Sonntagskleider, sobald sie nach Hause kamen, sorgfältig ablegen, und aufbewahren. So blieben sie lange hübsch und schön. Der kleinste Schaden, den ich daran bemerkte, wurde auf der Stelle ausgebessert, um größern Schaden zu verhüten. Die alten Kleider, die ich und mein Mann nicht mehr anziehen konnten, machte ich unsern Kindern zurecht, wie ich es mit Katharinen's

Strohhut gemacht hatte. Manches Kleidungsstück, aus dem das älteste Kind herausgewachsen war, machte nach und nach die Wanderung bis auf das jüngste. So benützte ich jedes Kleidungsstück bis auf den letzten Faden. Auch an den Hausgeräthen ersparten wir Vieles. Was nicht nöthig war, kauften wir nicht, und wäre es auch noch so wohlfeil gewesen. Was wir hatten, suchten wir, vorzüglich durch eine gute Hausordnung, zu erhalten. In einer unordentlichen Haushaltung geht manches nützliche Stückchen durch Nachlässigkeit zu Grunde. Geschirre werden zerbrochen, Gartenwerkzeuge, die im Freyen liegen geblieben, verwittern oder werden gestohlen; die Kinder nehmen, wenn nicht wohl aufgeräumt wird, was sie erhaschen können, zu Spielzeugen, und verderben es. Viele Zeit geht auch mit Suchen verloren. Bey uns muß Alles

seine angewiesene Stelle haben, wo es vor Schaben sicher ist, und wo man es jeden Augenblick zu finden weiß. Mein Mann hob jedes Stückchen Papier, ich jedes Fleckchen Leinwand und jedes Trümmchen Faden auf. Noch muß ich bemerken, daß die Keimlichkeit, die kein Geld, sondern nur eine beständige Aufmerksamkeit kostet, mir doch vieles Geld ersparte. Nicht nur ward Manches, das leicht hätte durch Schmutz verderbt werden können, erhalten; ich schreibe es vorzüglich der Keimlichkeit zu, daß unsere Kinder, — die gewöhnlichen Kinderkrankheiten ausgenommen — immer frisch und gesund blieben. So könnte ich noch hundert Dinge sagen; allein ich sprach wohl schon zu viel."

„Ganz und gar nicht, sprach Frau von Grünthal. Ich könnte dir noch lange zuhören. Kluge Hauswirthschaft und weise Sparsamkeit kann sowohl den hä-

hern als niedern Ständen nicht genug empfohlen werden. So gut du dich aber in deine Lage zu schicken wußtest, so mußte sie dir doch oft recht hart fallen?“

„Frenlich, sagte die Lehrerin, war unsere beschränkte Lage für uns manchmal sehr beschwerlich und drückend; allein sie hatte doch auch viel Wohlthätiges für uns. Wir waren genöthiget, immer thätig und arbeitsam zu seyn, und unsere Kräfte blieben in beständiger Uebung. Das war uns allen gewiß sehr heilsam und der Grund manches Guten. Unsere Dürftigkeit bewahrte uns auch vor mancher Thorheit, wozu Ueberfluß uns leicht hätte verleiten können. Die Sorgen, die uns von Zeit zu Zeit plagten, dienten aber vorzüglich dazu, daß wir öfter an Gott dachten, herzlicher zu Ihm betheten, mehr auf Ihn vertrauten, und dann auch seine Hülfe in

ber Noth oft recht sichtbar wahrnahmen. Dadurch wurden wir frömmere und bessere Menschen. Ich bin so fern davon, zu klagen, daß ich es vielmehr mit Dank erkenne, Gott habe es mit uns wohl gemacht; ja ich lobe und preise Ihn dafür, daß Er uns in diese dürftige Lage versetzt hat."

„Allein, fügte die Lehrerin noch hinzu, seit einiger Zeit scheint es mir doch, daß wir uns dahier in die Länge nicht mehr werden behaupten können. Ich bin nicht mehr so gesund und kräftig, als in frühern Jahren; und dann ist die Zahl unserer Kinder für unsere kleine Einkünfte doch zu groß. Es kommt jetzt bald die Zeit, wo die Knaben eine Kunst oder ein Handwerk lernen sollten; auch die Mädchen sollten mit der Zeit eine Ausfertigung haben. Allein woher sollen wir das Geld dazu nehmen? Ich rede oft mit meinem Mann

darüber, und bin oft recht bekümmert, so sehr er auch mich aufzuheitern, und mir guten Muth zu machen sucht. Wir waren dahier zwar immer zufrieden und vergnügt, geschätzt und geliebt. Es wäre aber doch zu wünschen, daß mein Mann, vorzüglich unsrer Kinder wegen, eine einträglichere Stelle erhielte!“

„Nun, meine liebste Therese, sprach Frau von Grünthal, das wird auch noch werden. Sey du nur getrost, und glaube mir, der liebe Gott hat schon Vorsorge für Dich getroffen. Wenn das Plätzchen auf Erden, das Er uns anwies, nicht mehr für uns taugt, so bereitet Er uns ein anderes. Das müssen wir seiner Güte zutrauen. Auch habe ich bemerkt, wenn ein Mann seine Berufspflichten mit Treue erfüllt, und sich ohnerachtet seines geringen Gehaltes begnügt, so zieht ihn Gott hervor, und

stellt ihn an einen Platz, wo er noch mehr Gutes stiften kann, und dann auch mehr Einkommen erhält. Das wird bey deinem lieben Manne auch zutreffen. Sey also ruhig, und gedulde dich noch ein wenig.“ Sie stand auf, um mit Therese in das Schulhaus zurück zu gehen.

Zwölftes Kapitel.

Die beglückte Familie.

Während die beyden Freundinnen unter dem blühenden Apfelbaume die Zeit unter vertraulichen Gesprächen sehr vergnügt zubrachten, hatte Fräulein Henriette sich in dem Zimmer mit den Kindern sehr angenehm unterhalten. Henriette hatte aus dem Reisewagen eine

Schachtel mit Konfekt geholt, und den Kindern davon ausgetheilt. Die kleineren Kinder hatten über die künstlich geformten und schön gefärbten Zuckerwaaren, dergleichen sie noch nie gesehen hatten, eine große Freude; sie konnten kaum glauben, daß diese schönen Schäfelein, Schäfer und Schäferinnen, diese niedlichen kleinen Blumenkränzchen und Körbchen voll Früchte zum Essen bestimmt seyn sollten.

„Nein, nein, riefen einige, wir essen sie nicht; es wäre ja Schade dafür.“ „Ich gebe mein schönes Blumenkränzlein der Mutter, sagte die kleine Luise; die Mutter muß mir es in ihrem Kasten aufheben.“ Marie betrachtete ihr schön landirtes Körbchen voll Früchte, die kaum größer als Erbsen waren, sehr aufmerksam, und rief: „O weh, über diese schönen Aepfelein ist der Reifen gekommen; sie sind ganz mit Eis

überzogen.“ Der kleine Anton sprang zum Vater, und zeigte ihm das schöne Schäferlein, das er bekommen hatte, und fragte, ob man es zuvor braten müsse, ehe man es esse. Karl aber hatte zum Entsetzen der übrigen Kinder seiner schönen Schäferin sogleich den Kopf abgebissen, und versicherte, er schmecke sehr gut.

Die kleine Lotte stand an einem Sessel, klaubte die kleinen rothen und weißen Zuckerplätzchen sorgfältig auseinander; die rothen aß sie, die weißen aber legte sie bedächtig bey Seite. „Was machst du da, fragte Henriette; warum issest du die weißen nicht?“ „Ach, sagte das Kind, die sind ja noch nicht reif; man hätte sie noch nicht abpflücken sollen.“ Alle Kinder lachten. Das bei schämte Lottchen aber erröthete, und fing über den Spott ihrer Geschwister ben nahe an zu weinen. Henriette aber trö-

stete sie, und sagte: „Seh du ruhig, liebes Lottchen! Irren kann man sich leicht. Das ist mir selbst schon begegnet, und deine Schwester Katharine kann es mir bezeugen. Du verdienst deshalb keinen Spott! Nicht wahr, man hat dir verboten, von den Erdbeeren und Johannisbeeren zu essen, bevor sie nicht reif und schön roth wären! Indem du nun mit den Zuckerzeltchen da dich irrtest, zeigtest du doch deinen Gehorsam. Das macht deinem Herzen Ehre; du bist ein sehr gutes Kind!“

Katharine hatte indessen für die Frau von Grünthal und Fräulein Henriette einige ländliche Erfrischungen aufgetischt. Sie hatte den Tisch mit einem reinen, blendend weißen Tischtuche gedeckt, und brachte nun eine Schale mit süßer, und eine Schale mit saurer Milch, schöne gelbe Butter auf einem

reinen Teller, und eine kleine Schale mit Honig, hell und klar wie durchsichtiges Gold. Fernald brachte sie auf einem Teller gutes, kräftiges Hausbrot, und einen Teller von dem weißen Brode, das Henriette gebracht hatte, auch ein Paar kleine Körbchen mit Äpfeln, die so schön gelb waren, daß man sie nicht schöner hätte malen können. In die Mitte des Tisches stellte sie einen großen, schönen Blumenstrauß. Die Geschirre waren freylich nur von Erde und die Löffel nur von Blech, aber Alles höchst reinlich.

Frau von Grünthal trat jetzt mit ihrer wieder gefundenen lieben Therese in das Zimmer, und lobte die wohlangeordnete ländliche Tafel. „Die Landleute sind doch glücklich, sagte sie; sie bekommen die köstlichsten Geschenke der Natur — Milch, Butter, Honig, Obst — sogleich aus der ersten Hand;

die Städter müssen dieselben theuer bezahlen, und erhalten sie für ihr theures Geld doch oft lange nicht so gut! Auch sind die köstlichsten Zuckerwaaren und dergleichen Dinge, die von Menschenhänden zubereitet werden, nichts gegen die Gaben aus der Hand Gottes — zum Vespere gegen diese herrlichen Äpfel in den beiden Körbchen.“

Frau von Grünthal setzte sich mit Therese, die ihr immer zur Seite bleiben mußte, an den Tisch. Henriette setzte sich neben Therese, die Freundin ihrer Mutter. Der Lehrer blieb ehrerbietig in einiger Entfernung stehen. Allein Frau von Grünthal sagte mit großer Freundlichkeit zu ihm: „Kommen Sie, Herr Lehrer, und setzen Sie sich hieher an meine Seite; wir haben uns ja noch gar nicht gesprochen, und ich habe Vieles mit Ihnen zu reden. Ich

habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, der, wie ich hoffe, Ihnen gefallen soll, und den Ihre Frau, wie ich bereits merkte, nicht übel finden wird. Ich rühre von den Erfrischungen hier, wo mit Katharine uns so reichlich bewirthet, nichts an, bevor ich über diesen Vorschlag mit Ihnen in's Reine gekommen."

Der Lehrer setzte sich, und die Frau von Grünthal sprach nun weiter: „Mein Mann war schon lange her darauf bedacht, der Schule zu Grünthal eine bessere Einrichtung zu geben. Allein er wollte dem guten, alten Lehrer nicht wehe thun. Dieser fühlt aber seine Altersschwäche nunmehr selbst, und wünscht in Ruhe gesetzt zu werden. Er kam bereits um ein Gnabengehalt ein, und mein Mann ist gesonnen, dem guten Greis Alles, was er an baarem Gelde, Getreide und Holz von dem

herrschaftlichen Rentamte bezog, zu lassen; den neuen Schullehrer aber doch so zu stellen, daß er zufrieden und sorgenfrey leben kann. Es war nun die größte Angelegenheit meines Mannes, einen solchen Lehrer ausfindig zu machen, der Kenntnisse und guten Willen genug hätte, die Schule von Grünthal in einen bessern Stand zu bringen. Denn mein Mann ist überzeugt, daß er seinen Unterthanen nicht leicht eine größere Wohlthat erweisen könne. Der fast lächerliche Irrthum mit der Hopfenrebe machte uns zuerst auf Sie aufmerksam, Herr Lehrer. Der Brief, den Katharine an meine Tochter Henriette schrieb, gefiel uns allen ungemein wohl. Zu gleicher Zeit kam ein Schreiben von dem Herrn Doktor, den Katharine damals zu ihrer kranken Mutter gerufen hatte. Er versicherte, Ihre Tochter Katharine habe den Brief selbst geschrie-

ben, und machte von Ihrer ganzen Familie eine sehr empfehlende Schilderung. Mein Mann sprach: „Der Lehrer, der seine Kinder solche Briefe schreiben lehrt, und dabei so grundbehrlich ist, muß ein vortrefflicher Lehrer und ein sehr guter Mensch seyn.“ Mein Mann schrieb sogleich an den Doktor, und bat ihn um nähere Nachrichten. Dies war die Ursache, warum der Doktor zur Schulprüfung gekommen. Er war davon entzückt, und machte eine ausführliche Beschreibung davon, die meinen Mann ganz begeisterte. Der Doktor berichtete auch, daß Sie, lieber Herr Lehrer, sich nicht nur um die Schule, sondern in gar vieler Hinsicht um das ganze Dorf sehr verdient gemacht haben. Ich habe das Dorf Steinach vor etwa zwanzig Jahren gesehen; allein ich hätte es jetzt nicht mehr gekannt. Vorhin lag es fast kahl und öde zwischen seinen Felsen und

walbigen Bergen da. Jetzt ragen nur mehr der Kirchturm und die Dächer der Häuser aus einem Wäldchen von Fruchtbäumen hervor. Es sind mehrere Hopfengärten angelegt. Die Hausgärten sind alle wohl mit Gemüse bebaut, und in jedem befindet sich ein Bienenstand. Die Bewohner des Dorfes, die vorhin etwas unthätig und faumfelig waren, sind nun von Ihrem Beyspiele, Herr Lehrer, angefeuert, so fleißig, wie die Bienen. Auch du, liebste Freundin, sprach sie zur Lehrerin, hast hier sehr viel Gutes gestiftet. Da der Ackerbau in diesem ganzen Thale die Leute nicht hinreichend beschäftigt; so führtest du das Spizenklöppeln und Muselinsticken ein, womit die Leute jetzt Vieles verdienen. So arm Ihr Beide, du und der Herr Lehrer sind, so habet Ihr doch sehr viel gethan, das Dorf zu beleben. Ohne daß der Name „In-

büßrieschule“ jemals in dem Dorfe genannt wurde, hatte es eine der vorzüglichsten Schulen dieser Art — für die Baumzucht, den Gartenbau, die Bienenzucht und mancherley nützliche Arbeiten, die durch eure Betriebsamkeit sehr in Flor gekommen. — Auf die günstigen Berichte des Doktors, die ich jetzt alle bestätigt finde, war der Entschluß meines Mannes sogleich gefaßt. Es hatten sich zwar Viele um den Schuldienst zu Grünthal gemeldet. Allein mein Mann sagte: „Hermann und kein anderer soll Schullehrer in Grünthal werden, wenn er anders Lust dazu hat.“ Da ich nun eben nach Grünthal reise, und die Straße so nahe an Ihrem Dörflein vorbeiführt, so wollte ich mir die Freude machen, Ihnen diese Nachricht selbst zu überbringen. Denn ich zweifle nicht, dieser Schuldienst werde Ihnen angenehm und ganz angemessen

seyn. Grünthal ist ein sehr freundlicher Ort. Das Schulhaus ist neu gebaut, sehr bequem und geräumig, und der Garten daran ist groß und schön. An Gehalt bekommen Sie dreymal so viel, als Sie hier haben. Ich denke, Sie werden den Dienst nicht ausschlagen. So ist dann für Ihre lieben Kinderchen gesorgt, und alle Kinder in ganz Grünthal werden sich freuen, einen so guten Lehrer zu bekommen. Mir aber wird dann die große, ganz und gar unerwartete Freude, meine geliebte Jugendfreundin Therese wieder in meiner Nähe zu haben; und auch meine Tochter Henriette wird an Katharine eine so liebenswürdige Gespielin finden, wie es ihre Mutter Therese mir in meiner Jugend war. Nun erklären Sie sich, lieber Herr Lehrer, was ist Ihre Besinnung?"

Der gute Lehrer war über dieses Anerbieten so erfreut, als überrascht; die heißen Thränen standen ihm in den Augen, und er konnte in den ersten Augenblicken keine Worte finden, seine Freude auszudrücken. „Welch ein Glück, rief er endlich, welche wunderbare Hülfe vom Himmel, eben da wir sie am nöthigsten hatten! Ja, verehrungswürdige gnädige Frau, ich nehme das Anerbieten mit Freude und dem innigsten Danke an. Ich werde mich bestreben, alle meine Pflichten auf das gewissenhafteste zu erfüllen, und Ihnen und dem gnädigen Herrn meinen Dank mehr durch die That, als durch Worte bezeugen.“

Die Schullehrerin brach in so reichliche Freudenthränen aus, daß sie schluchzte. Die kleine Kotte, die neben ihr stand, sagte: „Warum weinst du denn, liebe Mutter? Die gnädige Frau

ist ja recht freundlich! Sie zankt ja nicht mit Dir! Weine nicht, sonst muß ich auch weinen!“

Die Mutter aber sagte zu der Frau von Grünthal: „O wie selig bin ich, daß ich Sie, beste gnädige Frau, wie der gefunden habe, und daß Sie noch immer so gütig, so liebe reich, so leutselig, so anspruchelos und bescheiden sind, als Sie es schon damals in Lindenberg waren. Wie freue ich mich, daß ich nun in Ihrer Nähe leben werde! Wie gütig hat der liebe Gott für mich und meine Kinder gesorgt. Wie weiß Er Alles am Ende recht zu machen!“

Frau von Grünthal sagte: „Es ist eine augenscheinliche Fügung Gottes, daß wir einander wieder fanden, und daß der Schuldiener zu Grünthal deinem Manne zugebachet war, ehe ich wußte, er sey dein Mann. — Ach! ich habe mich beständig darnach gesehnt, dich in

meinem Leben nur noch einmal zu sehen! Ich wünschte von ganzer Seele, jetzt, da mich Gott mit zeitlichen Gütern gesegnet hat, doch auch etwas für dich thun, und dir meinen Dank bezeugen zu können. Wie erfreut, wie erstaunt war ich daher, als ich unter diesem bein Strohbach kam, und erst Katharinen, dein treues Ebenbild, und dann dich selbst erblickte! Gewiß, meine Freude ist so groß, als die deinige. Nicht nur du, liebe Therese, und dein Mann und deine Kinder haben Ursache, Gott zu danken; auch ich, mein Mann und meine Kinder, ja gar Grunthal müssen diese Thätung als eine göttliche Wohlthat erkennen, und werden Gott nach vielen Jahren noch danken zu danken haben. Der Irrthum mit der Hopfenrebe war in der That ein glücklicher Irrthum!“

„Nun, rief Henriette, die immer fröhlich und heiter war, das freut mich, daß ich mit jenem Hopfenhandel so viel Gutes stiftete! Ich wurde damals viel darüber getabelt; nun muß ich, da es sonst Niemand thut, mich schon selbst ein wenig loben! Wenn ich jenes Hopfengewinde nicht so theuer bezahlt hätte, so wären alle die glücklichen Folgen unterblieben, die aus jenem Handel entstanden. Mama hätte Ihre Freundin nicht gefunden, und wir bekämen keinen so trefflichen Schullehrer nach Grünthal.“

Allein Frau von Grünthal sagte: „Diese glücklichen Folgen kommen gar nicht auf deine Rechnung, meine liebe Henriette, und du darfst dich dieser Folgen nicht rühmen. Dein Irrthum bleibt Irrthum, und deine unbesonnene Handlung unbesonnen. Allein, nichts verherrlicht die Vorsehung Gottes so sehr,

als daß sie auch unsere Unbesonnenheiten zum Besten zu leiten weiß, ja, daß nicht selten unsere unüberlegten Handlungen zu unserm Glücke ausschlagen, während unsere wohlbedachten Unternehmungen zu nichts werden, oder gar uns zum Schaden gereichen. So zeigt Gott, daß Er die menschlichen Begebenheiten lenke; so erkennen wir, daß wir bey Allem, was wir thun, und vorhaben, unser erstes Vertrauen auf Ihn setzen, und alle Ehre Ihm allein geben sollen. — Damit aber will ich ganz und gar nicht dich, meine noch immer etwas leichtsinnige Henriette, in deinem leichtsinnigen, unbesonnenen Wesen bestärken. Leichtsinn und Unbesonnenheit bringen ihrer Natur nach immer traurige Folgen, und wenn Gott freudige Begebenheiten daraus entstehen läßt, so ist es lediglich seine Gnade und Erbarmung. Wir sollen daher immer

bedachtsam und mit Ueberlegung handeln, und dann den Erfolg Gott anheim stellen. Wir müssen es machen, wie der Landmann, der seinen Acker mit aller Mühe und Sorgfalt anbaut, und den Segen dazu von oben erwartet.“

Frau von Grünthal sagte nun dem Schullehrer noch, daß er so bald möglich nach Grünthal ziehen, und ihr den Tag, an dem er von Steinach abreisen werde, berichten solle; und daß sie dann ihn mit seiner Frau, seinen Kindern, und sämmtlichen Geräthschaften werde abholen lassen. Sie versicherte ihn noch einmal, er werde mit seiner Frau in Grünthal gewiß vergnügt leben, wegen des Watsen, das er sicher dort stiften werde, allgemein geschätzt und geliebt seyn, und dort auch Gelegenheit finden, seine Kinder gut zu versorgen. Was sie jetzt voraus sagte, ward in der Folge auch Alles genau erfüllt.

Frau von Grünthal nahm nun von Therese sehr zärtlich Abschied auf ein baldiges, frohes Wiedersehen, wünschte mit der ihr eigenen Freundlichkeit dem Lehrer und den Kindern indessen wohl zu leben, und ging mit Henriette, von der ganzen hoch beglückten Familie des Schullehrers begleitet, zu ihrem prächtigen Reisewagen, der zum Erstaunen aller Einwohner des Dorfes nicht weit von der Hausthüre des armen Schullehrers hielt.

Bevor Henriette in den Wagen stieg, sagte sie zu Katharine: „Noch Eines hätte ich bald vergessen! Ich war so unartig, dir bey der größten Sonnenhitze deinen Hut vom Kopfe zu nehmen; überdies war dir der Hut als ein Geschenk doppelt lieb und werth. Ich bringe dir ihn aber hiemit wieder zurück.“ Sie nahm den mit Hopfen

umschlungenen Hut aus einer Schachtel, und überreichte ihn Katharinen.

„Ist's möglich! rief Katharine; sind denn die schönen Hopfenblüthen, und die hübschen grünen Blätter in dieser langen Zeit nicht verdorrt? Wahrhaftig, sie sind ganz die nämlichen, und noch eben so frisch und grün, wie damals, als ich sie um den Hut wand!“

Henriette klatschte in die Hände, lachte und rief: „Nun haben wir einander nichts mehr vorzuwerfen! Ich sah jene natürliche Hopfenrebe für eine künstliche an, und du siehst nun eben so diese künstliche für eine natürliche an. — Ich ließ, so bald ich damals in der Stadt ankam, jenes Hopfenzweig, das ich dir damals eben nicht am wohlfeilsten abgekauft, das aber indessen längst verdorrt ist, von einer Blumenmacherin genau nachbilden, und mit die-

ser künstlichen Nachbildung mache ich dir nun ein Geschenk. Bewahre es so auf, als wäre es eben dasselbe Hopfenzweig, mit dem einst deine Hand diesen Hut umschlang, das aber in der Hand Gottes ein Mittel wurde, mehrere erfreuliche Begebenheiten in Eine zu verschlingen, und uns Allen große Freude zu bereiten.“

„Das gnädige Fräulein hat ganz Recht, sagte der Schullehrer; bewahrt dieses Hopfengewinde sorgfältig auf, liebe Katharine, zur Erinnerung an Gottes Güte und Barmherzigkeit. Er hat durch jenes Hopfenzweiglein, das wir hier so kunstreich nachgemacht sehen, große Dinge an uns gethan! Denn Er hat in seiner unermesslichen Haushaltung unzählige Mittel, deren Er sich zur Belehrung, Besserung und Beglückung seiner Menschen bedient —

es sey nun eine Kürbißstaube bey Mi-
sive, oder der unfruchtbare Feigenbaum
am Wege nach Jerusalem, oder jene
stühende Hopfenrebe an unserm Gar-
tenzaune!"

Neue
Erzählungen
für
Kinder
und
Kinderfreunde.
Von
dem Verfasser der Oesterleyer.

Zweites Bändchen.

Mit K. württemberg. allerknäd. Privilegium
gegen den Nachdruck.

Landshut, 1832.

Verlag der Krüll'schen Universitäts-
Buchhandlung.

Die Kirschen.
Die Margarethablümchen.
Das Vergißmeinnicht.
Der Kuchen.
Die Krebse.
Das Rothkehlchen.
Das Vogelneestchen.

Sieben
neue Erzählungen
für
Kinder und Kinderfreunde.
Von
dem Verfasser der Oesterreicher.

Mit k. württemberg. allergnäd. Privilegium
gegen den Nachdruck.

Landshut, 1832.
Verlag der Krüll'schen Universitäts-,
Buchhandlung.



Die Kirschen.

In dem freundlichen Dörflein Nebensheim, das, von Obstgärten und Weinbergen umgeben, unweit des Rheines liegt, lebte der treffliche Amtmann Ehrenberg. Er wurde wegen der Treue, mit der er sein Amt verwaltete und auf Recht und gute Ordnung hielt, allgemein geachtet; seine Ehegattin war besonders wegen ihrer Wohlthätigkeit gegen die Armen allgemein geliebt. Sie hatten nur ein Kind, die kleine Karoline, die sehr schön heranblühte, und sehr frühe einen hellen Verstand und ein sehr

gutes Herz zeigte. Beide Aeltern liebten sie unbeschreiblich, und erzogen sie vortrefflich.

Bei dem Amthause befand sich, außer dem großen Baumgarten und dem wohlangebauten Gemüsegarten, noch ein kleines Gärtchen, das mit Blumen bepflanzt war. An dem Tage, da Karoline geboren ward, setzte der Vater, in der Mitte des Blumengärtchens, ein Kirschenbäumchen; er hatte ein Bäumchen mit niederem Stamme gewählt, das mit man die Blüthen desto genauer betrachten, und die Früchte leichter pflücken könne. Als das Bäumchen das erste Mal blühte, und mit Blüthen so überdeckt war, daß es nur ein einziger weißer Blüthenstrauß schien, betrachteten Vater und Mutter es eines Morgens, und freuten sich des herrlichen Anblicks. Die Mutter hatte die kleine Karoline auf dem Arm; das Kind lächelte da

blühende Bäumchen an, streckte die Händchen darnach aus, und bezeigte seine Freude in Worten, die freilich noch etwas undeutlich waren. Allein die Aeltern verstanden die Worte sehr wohl: „Blumen! Blumen! Schön, schön!“ Sie hatten an dem lieblich blühenden Kinde eine ungleich größere Freude, als an dem blühenden Bäumchen, ja als an all ihren Gärten und Weinbergen, und an Allem, was sie hatten. Beide Aeltern gelobten es Gott heilig an, Karoline fromm und gut zu erziehen; beide flehten zu Gott, Er wolle ihre Bemühungen segnen, und Karoline zu seiner Ehre und ihrer Freude heran wachsen lassen.

An diesen Bemühungen ließen es die guten Aeltern nicht fehlen. Die Mutter gab Karolinen den ersten Unterricht in der Religion; sie redete mit ihr herzlich und rührend von dem lieben Vater im Himmel, der die Blumen wach-

sen, die Bäume blühen, und die Aepfen und Trauben reifen mache; sie erzählte ihr von dem göttlichen Kinderfreunde Jesus, der gute Kinder so lieb habe. Auch lehrte sie die Kleine solche häusliche Arbeiten verrichten, die ihren zarten Kräften angemessen waren. Der Vater machte sich das angenehmste Geschäfte daraus, in den Stunden, die er nicht in der Amtsstube zubringen mußte, Karoline im Lesen und Schreiben selbst zu unterrichten.

Eine sehr wohlthätige, ja die einzige Erholung fand er in seinem Baumgarten. Da er den größten Theil des Tages in der Kanzlei saß, und nur Schwarz auf Weiß vor sich sah, so süßte er sich im Grünen des herrlichen Baumgartens immer sehr wohl, und er wartete der Bäume selbst. Es gab da für ihn von den ersten Frühlingstagen an bis spät in den Herbst, wo er zu seinem nick-

geringen Vergnügen die Früchte abnahm, sehr viel zu thun. Die sorgfältige Mutter besorgte, mit Hülfe der Magd, den Gemüthgarten. Als Karoline acht Jahre alt war, wurde ihr, jedoch unter Aufsicht der Mutter, die Pflege des Blumengärtchens aufgetragen. Sie fühlte sich dadurch sehr geehrt und erfreut. Sie vollzog den Auftrag, über alle Erwartung der Mutter, ganz vortrefflich.

Der Vater schenkte ihr das Kirschenbäumchen in Mitte des Blumengärtchens. Sie hatte größere Freude daran, als an allen Blumen. Sie besuchte und bewunderte es alle Tage, von der Zeit an, da die Blüthenknospen aufbrachen, bis die Früchte reif waren. Es betrückte sie zwar, als die schönen weißen Blättchen der Blüthen abfielen; allein mit Vergnügen bemerkte sie, wie die Kirschen, erst noch grün und kleiner

als Erbsen, zum Vorschein kamen, und nach und nach immer größer wurden, bis endlich die schönen rothen Kirschen zwischen dem grünen Laube hervorglänzten. „So ist es nun einmal! sprach der Vater, Jugend und Schönheit vergehen, wie Blüthen; die Jugend aber ist die Frucht, die man von dem Baume erwartet. Die ganze Erde ist gleichsam ein großer Garten, in dem Gott jedem Menschen seine Stelle anwies; reichliche Früchte des Guten zu bringen. Wie Gott dem Baume Regen und Sonnenschein giebt, so giebt Er uns seine Gnade zum Wachstume in jeder Jugend — wenn wir es nur an uns nicht fehlen lassen.“

Karoline versprach, das Ihrige treulich zu thun, und ihr tägliches Betragen rechtfertigte auch die schönen Hoffnungen der Aeltern. Die kleine Fattin lie lebte sehr zufrieden und vergnügt.

und trug nicht nur durch Rath und That, sondern vorzüglich durch ihr schönes Beispiel sehr viel bei, daß auch die wackern Landleute im Dorfe und in der Gegend umher in Eintracht und Frieden lebten, und sich dabei sehr glücklich fühlten.

Allein der Krieg, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in den herrlichen Rheingegenden schon so viele Verheerungen angerichtet hatte, näherte sich nunmehr auch diesem friedlichen Thale, in dem bisher Ruhe und stilles, häusliches Glück gewohnt hatten. Das Dorf ward wechselweise, bald von Freunden, bald von Feinden besetzt, und litt dabei unbeschreiblich. Jetzt behauptete es wieder der Feind, und erpreßte, da es ihm an Lebensmitteln fehlte, beinahe den letzten Bissen Brod. Allein noch einmal sollte er aus dieser Gegend vertrieben werden. Die Deutschen hatten

den Feind vor Aufgang der Sonne mit großem Muthe angegriffen, und waren bis an das Dorf vorgeedrungen. Hier wurde der Kampf heftiger; das Feuer der kleinen Gewehre dauerte unausgesetzt. Von den Bergen zu beiden Seiten des Dorfes donnerten die Kanonen. Die Kugeln flogen über das Amtshaus hin und her, und am Ende des Dorfes fing es an zu brennen. Der brave Amtmann machte, sobald der Donner des Geschüßes sich etwas entfernt hatte, Anstalten zum Löschen. Seine Frau saß, mit gerungenen Händen und bleich wie eine Wand, am Fenster der untern Stube, und blickte inbrünstig bethend zum Himmel. Karoline kniete weinend neben ihr, erhob die zitternden Hände, und bethete so innig, wie die Mutter.

Es war bereits Nachmittags drei Uhr. Da wurde plötzlich an der Hausthüre geschellt. Die Frau schaute durch

das Fenster. Ein Offizier in Husaren-Uniform hielt mit seinem Pferde, von dem er abgestiegen war, vor der Thüre. „O Gottlob, rief die Mutter, er ist von dem Heere der Deutschen.“ Karoline eilte hinaus, und öffnete die Hausthüre; die Mutter folgte. Der Offizier hatte indeß das Pferd neben der Thüre angebunden. „Lieber Himmel, wie erschrocken sehen sie aus! sprach er freundlich, indem er die bleichen Gesichter erblickte. Seien Sie ruhig! Die Gefahr ist vorüber. Sie sind sicher. Auch das ausgebrochene Feuer ist so viel als gelöscht. Der Herr Amtmann wird so gleich hier seyn. Ich bitte blos um eine kleine Erquickung, und wäre es, wenn Sie nichts Anderes haben sollten, auch nur ein Bissen Brod und ein Trunk Wasser!“ Er trat in das Zimmer, lehnte den Säbel in eine Ecke, setzte sich, und wischte mit einem wet-

ßen Tuche das glühende Angesicht. Dieses Mal ging es scharf her, sagte er; doch Gott sey gelobt, wir haben gesiegt.

Ein Engel des Himmels hätte der Mutter und Tochter keine erfreulichere Erscheinung seyn können. Die Mutter hatte noch einige Flaschen alten Rheinswein unter dem Wintergemüse im Sande des Kellers verborgen, die der Feind nicht entdeckt hatte. Sie brachte eine Flasche Wein, und ein Stück Roggenbrod dazu. Sie entschuldigte sich, daß von Speisen sonst nichts mehr vorrätzig sey. „Das ist genug, sagte der Offizier, indem er nach dem Brode griff und sogleich davon aß; das schmeckt! Es ist der erste Bissen, den ich heute genieße.“

Karoline ging und brachte von ihrem Bäumchen, auf einem reinen weißen Porzellanteller, die schönsten hoch-

rothen Kirschen. „Kirschen? rief der Offizier; die sind gegenwärtig hier zu Lande eine Seltenheit. Es ist ein Wunder, daß sie der Feind schonte. Es sind ja alle Bäume umher abgeleert.“

„Die Kirschen, sagte die Mutter, wuchsen auf einem niedern Bäumchen, das in Karolinens Blumengärtchen steht, und an ihrem Geburtstage gepflanzt wurde. Sie sind erst seit einem paar Tagen reif geworden. Der Feind mag auf das kleine Bäumchen nicht geachtet haben.“

„Und diese Kirschen tragen sie mir auf, holde Kleine? sagte der Offizier erfreut. O nicht doch; sie sind für Sie. Es wäre Sünde, Ihnen nur eine einzige zu nehmen.“

„Wie könnten wir, sagte Karoline, den edlen Männern, die ihr Blut für uns vergossen, einige Kirschen versagen?“ und die hellen Thränen standen

ihr in den freundlichen, dunkelblauen Augen, und floßen ihr über die blühenden Wangen. „Sie müssen alle essen, sagte sie mehrmal; ich bitte Sie darum.“

Er nahm ein paar Kirschen, und legte sie auf das Teller neben sein Weinglas. Kaum hatte er aber das Glas an den Mund gesetzt, so ertönten die Trompeten. Er sprang auf und gürtete den Säbel an. „Sie blasen zum Aufbruch, sagte er; ich darf keinen Augenblick mehr verweilen.“ Die Mutter stand mit dem Weine vor ihm, und nöthigte zu trinken. Karoline packte die Kirschen sehr geschickt in einen Bogen weißen Papiers, und flehte, sie einzuschenken. „Es ist sehr heiß, sagte sie, und Kirschen sind doch immer eine kleine Erfrischung.“ „Ich habe wahrhaft keine leere Tasche!“ sagte der Offizier. Ich führe all mein Gepäck bei mir. Gehen

Sie, ich bin beladen, wie ein Packpferd.“ „Ei, sagte Karoline, die wenigen Kirschen werden wohl noch ein Plätzchen finden.“ Sie bat mit einer so wohlwollenden, gutmüthigen Zudringlichkeit, daß er sich half, wie er konnte. Er nahm eine Brieftasche heraus, verwahrte sie auf der Brust unter seiner Weste, und steckte die Kirschen zu sich.

„Wahrhaftig, sagte er gerührt, es thut einem ehrlichen Krieger, dem oft jeß der Bissen mit Unwillen gleichsam in den Mund gezählt wird, sehr wohl, solche freundliche, wohlwollende Menschen zu treffen. Schade, daß ich nicht länger bleiben kann! Ich wünschte Ihnen, mein liebes Kind, irgend eine Kleinigkeit zum Andenken zu geben; allein wirklich habe ich gar nichts, nicht einmal einen Kreuzer Geld. Vergnügen Sie sich mit meinem Danke.“ Er schwang

sich auf sein Pferd, rief Karolinen und ihrer Mutter noch ein Lebewohl zu, und sprengte davon.

Die Freude der guten Leute über ihre Rettung war von kurzer Dauer. Einige Wochen nachher fiel bei dem Dorfe ein großes Treffen vor. Das Dorf wurde beinahe ganz in einen Schutthausen verwandelt. Auch das Amtshaus brannte ab. Die Familie war fast um Alles gekommen. Mit weinenden Augen zogen Vater, Mutter und Tochter zu Fuß weiter, und sahen noch oft nach dem rauchenden Schutte um.

Das Land kam in die Gewalt der Feinde. Der brave Amtmann, der es immer mit seinem Vaterlande gut gemeint hatte, und seinem Landesfürsten treu geblieben war, mußte sich glücklich schätzen, mit dem Leben entronnen zu seyn. An eine weitere Anstellung in dem eroberten Lande durfte er nicht denken.

Er begab sich mit Frau und Tochter in eine entfernte Stadt, und lebte da sehr kümmerlich. Sein Fürst irrte selbst als ein Fremdling umher, und konnte ihm nichts geben. Der treffliche Amtmann suchte indeß mit Abschreiben einiges Wenige zu verdienen; seine Frau machte Putzarbeiten, und Karoline, die bald in allen weiblichen Arbeiten Meisterin ward, half dabei treulich mit. So schlugen sie sich doch immer mit Ehren durch die Welt.

Eine Gräfin von Buchenhain, die sich seit einiger Zeit in der Stadt aufhielt, gab ihnen besonders viel zu verdienen. Einmal hatte die Gräfin einen Hut von strohgelbem Taffet mit einer Verzierung von blauen Kornblumen bestellt, und Karoline trug ihn am Morgen zur bestimmten Stunde hin. Die Kammerjungfer sagte: Die Frau Gräfin habe eben Besuch, indem gestern Abends des

ren Frau Schwester mit Herrn Gemahl und Fräulein Töchtern angekommen seyn. Die Jungfer nahm indeß den Hut, der sehr schön ausgefallen war, hieß Karoline ein wenig warten, und ging. Nach einer Weile kam sie wieder und sagte: „Der Hut fand großen Beifall; die zwei Fräulein wünschen auch solche Hüte. Kommen Sie sogleich mit mir; Sie bekommen gewiß mehrere Bestellungen.“ Sie führte Karoline in den Garten, wo die Gräfin mit ihrer Gesellschaft in der großen Laube Kaffee trank.

Karoline trat in die Laube. Die beiden Fräulein betrachteten und bewunderten noch immer den Hut. Ihre Mutter, die Schwester der Gräfin, bestellte für sich und ihre Töchter drei solche Hüte, und ertheilte Karolinen, besonders wegen der schönen Kornblumen, die ganz allein von Karolinen's Hand verfertigt waren, große Lobsprüche.

Die Gräfin sagte: „Der Hut und die Blumen sind allerdings sehr schön. Karoline arbeitet vortrefflich. Allein das jugendhafte Betragen meiner freundlichen Karoline, wie ich sie immer nenne, verdient noch größeres Lob, als ihre schöne Arbeiten.“ Die Gräfin erzählte von dem harten Schicksale, das Karoline getroffen, und wie sie nun mit unermüdetem Fleiße ihre Aeltern ernähren helfe.

Der Graf stand mit seinem Schwager, dem Obersten von Holm, einige Schritte vom Eingange der Laube. Der Oberst, ein ansehnlicher Mann in prächtiger Uniform, und mit einem Orden geziert, ward auf das Gespräch aufmerksam, nahm seine Tabakspfeife aus dem Munde, trat näher, betrachtete Karoline und rief: „Um des Himmels willen! Was, Sie, Sie sind die mitmännliche Tochter von Nebenheim? Nun,

Sie sind schön herangewachsen; ich hätte Sie nicht mehr gekannt — und doch sind wir alte Bekannte.“

Karoline stand betroffen da, sah den ihr unbekannten Herrn mit großen Augen an, und ihre Wangen glühten.

Er aber nahm sie freundlich bei der Hand, führte sie zu seiner Gemahlin, die neben der Gräfin saß, und sagte zu ihr: „Sieh, Amalie, diese Jungfrau ist, die mir vor zehn Jahren, als sie noch Kind war, das Leben rettete.“ „Wie wäre das möglich?“ sagte Karoline erstaunt. „Je, so wollt' ich doch, rief der Oberst; erinnern Sie sich denn des Husaren-Offiziers nicht mehr, der einst auf seinem schäumenden Pferde vor das Amtshaus zu Nebenheim angesprengt kam, und den Sie so freundlich mit Kirichen bewirthet haben?“

„Ach, Sie sind es! rief jetzt Karoline, und ihr Gesicht ward von Freude

lichkeit wie verklärt. O Gottlob, daß Sie noch am Leben sind! Allein, daß ich etwas zur Rettung Ihres Lebens sollte beigetragen haben, davon weiß ich wahrhaftig nichts.“

„Freilich können Sie nicht wohl davon wissen, was für eine große Wohlthat Sie mir erwiesen haben! sprach er. Meine Frau und meine Töchter aber wissen es gar wohl. Ich schrieb es ihnen sogleich. Denn es ist wohl eine der merkwürdigsten Geschichten meines Lebens.“

„Und für mich die merkwürdigste des ganzen Krieges!“ sagte die Gemahlin des Obersten, stand auf, und umarmte Karoline sehr gerührt.

„Nun, sprach die Gräfin von Buchenhain, von all dem wissen ich und mein Mann ja noch gar nichts! Geben Sie uns die Geschichte doch einmal zum Besten!“

„Sie ist nur ganz kurz, sagte der Oberst. Ich sprengte hungrig und durstig vor das Haus, in dem Karoline und ihre Aeltern wohnten, und bettelt so zu sagen um Brod und Wasser. Sie theilten Alles mit mir, was sie hatten, und bei der allgemeinen Noth wohl für sich hätten aufsparen können. Karoline leerte ihr kleines Kirschenbäumchen wohl gänzlich ab, um mich zu erquicken. Es waren herrliche Kirschen — und so wahr ich ehrlich bin, vielleicht die einzigen in der Gegend. Der Feind ließ mir aber nicht Zeit, sie zu essen; ich mußte sogleich wieder zu Pferd. Da nöthigte mich Karoline mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit, die Kirschen einzustecken. Allein das ließ sich nicht so leicht machen. Mein Pferd war mir Tage zuvor unter dem Leibe erschossen worden. Ich nahm in der Geschwindigkeit das Unentbehrlichste aus dem Mantelsacke,

steckte es in die Taschen, und socht einſtweilen zu Fuß, bis mir ein Husar sein Pferd abtrat. Ich führte, wie jener Weltweise, Alles, was ich hatte, bei mir. Um indessen für die Kirschen in einer Tasche leeren Raum zu machen, nahm ich meine Briestafche heraus, und steckte sie hier in die Brust. Es ging sogleich wieder auf den Feind los, der Miene machte, aufs neue vorzudringen. Ich jagte mit meinen Leuten die feindlichen Husaren, daß es eine Lust war. Allein in einer Hecke war Infanterie versteckt. Ein Jäger zu Fuß schoß unversehens auf mich. Der Kerl hatte mich gut gefaßt; er traf mich gerade hieher auf die Brust. An der Briestafche aber ist die Kugel abgeprellt — sonst wäre ich durch und durch geschossen worden, und auf der Stelle todt geblieben.“

„Nun sagen Sie alle, fuhr er mit

großer Rührung fort, hat sich Gottes Vorsehung nicht der Hand des freundlichen Kindes bedient, mich dem Tode zu entreißen? Habe ich Recht oder Unrecht, wenn ich behaupte, Karoline da rettete mir durch ihre Freundlichkeit das Leben? Ihr habe ich es zu danken, daß meine Amalie nicht Wittwe ist, daß meine Töchter keine Waisen sind; daß ich noch hier stehe, meine Pfeife rauche, und mich der Schöpfung Gottes freue.“

Alle gaben ihm Beifall. Die Gemahlin des Obersten drückte Karolinen Hand, die sie noch immer in der ihrigen hielt, und sagte, indem ihr Thränen in den Augen standen: „So ist es! Sie waren für uns alle hier ein guter Engel, und haben eine große Trauer von unserer Familie abgewendet.“ Auch die zwei Töchter des Obersten sahen mit leuchtenden Blicken auf Karoline. „So

ist wie Kirschen aßen, sagte die jüngere, sprachen wir von Ihnen, ohne Sie zu kennen.“ „Ich schätze mich sehr, sehr glücklich, sagte die ältere, daß unser Wunsch, Sie kennen zu lernen, endlich erfüllt ist.“ Beide Fräulein nöthigten sie, zwischen Ihnen Beiden Platz zu nehmen, und schenkten ihr in eine schöne, prächtig vergoldete Porzellanschale Kaffee ein.

Der Oberst aber war nachdenkend geworden. „Da rühmt ihr immer meine Thaten, sagte er; aber was ist, was kann der Mensch? Ohne das Teller mit Kirschen wäre ich als Lieutenant auf dem Kirchhofe zu Neuenhain längst vermodert, und ein Aufseher wäre an meiner Stelle Oberst. Meinen Orden hier, Ehre und Wohlstand, danke ich einer Hand voll Kirschen, oder vielmehr Gott

tes Hand, die den Helden durch ein S
errettete, und mit Sieg krönte.“

„Wir sprechen uns weiter, s
er plötzlich zu Karolinen. Jetzt habe
mit meinem Schwager, dem Herrn C
fen da, ein kleines Geschäft abzumach
Die Herren gingen. Karoline blieb
eine Weile und empfahl sich dann. „
Wiederschen!“ sagte die Gemahlin
Obersten, und entließ sie sehr gnädi

Der Oberst hatte indeß se
Schwager, den Grafen von Buc
hain, an die andere Seite des Gar
geführt. Der Amtmann des Gr
war seit ein paar Monaten todt.
hatten sich Viele um den Dienst ge
det. Der Graf war unschlüssig,
chen er wählen sollte, und hatte d
Morgen lange mit dem Obersten dar
gesprochen. Der Dienst sollte, da d
gende Amtsgeschäfte abzumachen wa
heute noch vergeben werden.

Kind „Jetzt brauchts kein Kopfbrechen
mehr, sagte der Oberst; den Ehrenberg
nimmst du. Gott schickt uns die Tochte
ter des braven Mannes nicht umsonst
gerade am heutigen Morgen hieher —
und wahrlich nicht umsonst mußte ich
gestern Abends hier anlangen, um sie,
gerade bevor der Dienst vergeben ward,
hier zu treffen.“

„Es ist wahr, sagte der Graf, die
leute haben sich um die Familie vers
ient gemacht. Auch soll Ehrenberg ein
wahrer Ehrenmann seyn. Allein ich sah
ihn kaum ein paar Mal und es ist daw
her noch zu bedenken —“

„Was zum Kuckuck, sagte der Oberst,
mit der ihm eigenen Hitze, soll da noch
zu bedenken seyn? Einen bessern Mann
treibst du nicht auf, so weit der deutsche
Boden reicht! Bin ich nicht auf meis
nen Zügen zweimal nach Nebenheim hin
geritten, um das gute Kind, dem ich

mein Leben zu danken habe, noch einmal zu sehen und ihm meinen Dank zu bezeigen? Und hab' ich nicht Alles genau ausgekundschaftet! Karoline und ihre Aeltern traf ich freilich nicht! Auch konnte ich ihren Aufenthalt nicht erfahren. Aber andere Dinge erfuhr ich, die mir das Herz warm machten. Das ganze Dorf gab dem edlen Amtmanne, seiner trefflichen Frau und der kleinen Karoline das beste Zeugniß. Alte graue Männer sagten mir mit Thränen in den Augen: „Herr Ehrenberg war das Muster der Gerechtigkeit, der Thätigkeit, der Ordnungsliebe, der Wohlthätigkeit. Ewig können wir es ihm nicht vergelten, was er uns gethan hat. Wo er auch sey, und wie es ihm jetzt gehe — es muß ihm noch wohl gehen. Das hat er schon an jedem Einzelnen von uns mehr als einmal verdient.“ So sagten die Bauern. Darum sage ich, mach' he

artig, und laß das Dekret aufsehn,
mit ich sogleich selbst es ihm hintra-
n kann.“

Die Sache wurde richtig, das De-
ret verfaßt und unterzeichnet, und der
Oberst hatte seit langer Zeit keinen so
schönen Morgen; ja kaum nach einem
Liege wars ihm, wie er sich ausdrückte,
leicht und wohl um das Herz.

Während dieses ausgemacht wor-
n, war Karoline, ohne nur im gering-
n zu ahnen, was der Oberst vorhatte,
in hohem Vergnügen nach Hause ge-
ommen. „Se, Mädchen, was ist dir,
sagte der Vater; deine Augen glänzen
vor Freude.“ Karoline erzählte, wie
die Kirschen dazu beitrugen, dem Ober-
n das Leben zu retten; und die Aeltern
ließen Gottes heilige Vorsehung.

„Das ist ein Strahl von Hoff-
ung, sagte die Mutter; vielleicht ste-
n uns doch noch bessere Tage bevor.“

„Ja, Karoline, sagte der Vater, deine freundliche Güte, die dir als Kind schon eigen war, könnte vielleicht noch das Glück deiner Aeltern machen.“ „Wenn ich diese Güte je hatte, sagte Karoline bescheiden, so ist es nur das Erbtheil meiner theuren Aeltern.“

Sie sprachen noch über die Begebenheit — da hörten sie den Obersten, seinen klirrenden Säbel nachschleifend, schon die Treppe herauf eilen. „Guten Morgen, Herr Amtmann von Buchenhain!“ rief er sogleich unter der Thür.

„Wie, was, von Buchenhain?“ sagte Ehrenberg.

„Nicht anders!“ sprach der Oberst, und zog seine Brieftasche heraus. „Ich führe diese Brieftasche nur an besondern Freudentagen, sagte er, wie zum Beispiel heute, da ich Karolinen wieder fand. Sehen Sie da — er zeigte auf eine beschädigte Stelle der Brieftasche — hier

er traf die Angel. Karoline hat's Ihnen ja wohl davon erzählt?"

„Zu unsrer größten Freude!" sprach Ehrenberg.

Der Oberst öffnete die Briestafche, und nahm ein Papier heraus. „Lesen Sie!" sagte er zu Ehrenberg. Ehrenberg las und erstaunte. Es war das Anstellungsdekret auf die gräfliche Amtmannsstelle in Buchenhain mit tausend thaler Gehalt, nebst noch vielen andern Vortheilen. Der edle Mann, der bisher so viel geduldet hatte, und in einem sehr abgetragenen, wiewohl sehr reinlichen Rocke da stand, traute kaum seinen Augen. „Lesen Sie doch laut!" sagte der Oberst. Ihre Frau und meine Mutterin, die holde Karoline da, scheinen neugierig, was das Papier enthält!" Ehrenberg las das Dekret mit tieferrührter Stimme, und Mutter und Tochter schluchzten beinahe laut.

„Bei den Husaren muß alles schnell gehen, sagte der Oberst. Vor einer Stunde dachte noch kein Mensch in der Welt daran, daß Sie Amtmann in Buchenhain werden sollten. Wie sich das angefangen, muß es sich auch enden. Darum kommen Sie nur gleich mit, damit ich Sie meinem Schwager vorstelle.“ Ehrenberg bat um Erlaubniß, sich zuvor umzukeiden. „Eine Viertelstunde sey Ihnen dazu vergönnt, sprach der Oberst; in einer Viertelstunde erwarte ich Sie auf meinem Zimmer in dem Hause des Grafen.“

„Sie aber, sagte er zu Karoline und ihrer Mutter, machen Sie nur so gleich Anstalt zur Abreise. Sie wohnen ja hier so enge; nur im Kriege hatte ich manchmal ein so schlechtes Quartier. Allein in dem Amtshause zu Buchenhain wird es Ihnen schon besser gefallen. Das Amtshaus ist eine sehr freundliche

Wohnung; es ist auch ein herrlicher Garten dabei, in dem treffliche Kirschbäume stehen. Künftigen Montag müssen Sie dort einziehen; wir reisen an eben diesem Tage auch dahin. Das soll dann ein rechtes Fest werden. Da wollen wir eine fröhlichere Mahlzeit halten, als jene Husarenmahlzeit unter dem Donner der Kanonen, und zwischen den brennenden Häusern zu Nebenheim. Vergessen Sie nur nicht, liebe Karoline, auch Kirschen zum Nachtsch aufzutragen! Ich denke, bis dahin werden sie vollends reif."

Und mit diesen Worten eilte er, um der beglückten Familie den Dank zu ersparen, und um eine Thräne zu verbergen, so schnell zur Thüre hinaus und die Treppe hinab, daß Ehrenberg nicht mehr schlaffertig genug seyn konnte, ihn zu begleiten.

„O Karoline, sagte der Vater, als

er wieder in das Zimmer trat, wer hätte denken können, daß jenes Bäumlein, das ich an deinem Geburtstage gepflanzt habe, uns solche Früchte bringen würde!"

„Das hat Gott so gefügt, sagte die Mutter mit gefalteten Händen. Ich weiß es wohl noch, wie das Bäumlein das erste Mal blühte, und wie wir Beide es betrachteten, und Karoline, die damals noch ein Kind war, das ich auf dem Arm trug, so große Freude daran hatte. Wir Aeltern versprachen es damals Gott, das Kind, das hoffnungsvoll, wie das junge Bäumchen blühte, gut zu erziehen, und betheten zu Ihm, Er wolle uns seine Gnade dazu geben. Jenes Gebeth ist nun über all unser Wünschen und Hoffen erhört. Ihm sey ewiger Dank!"

„Ja, sprach der Vater, kein glückliches Gebeth liebender Aeltern geht verloren! Wie Gott damals schon, als wir

dem Kirschenbaumlein standen, und
Gebeth erhörte, so wolle Er auch
sich unsern Dank gefallen lassen!"

Und Karoline stimmte in das Dank-
gebeth ihrer Aeltern mit ein, und rief
mit innigster Rührung: „Dir Vater
im Himmel, der für uns Menschen liebe-
voller und zärtlicher sorgt, als die liebe-
reichsten und zärtlichsten Aeltern für ihre
Kinder, Dir sey ewiger Dank.

Die Margarethablümchen.

Frau Berchthold, eine verständige und tugendhafte Bürgersfrau in der Stadt, ging an einem Sonntage vor das Thor, wo sie eine große Wiese hatte. Die kleine Marie, ihr Töchterchen, ging, weiß gekleidet und ein niedliches Strohütchen auf dem Kopfe, ihr sitz sam zur Seite. Es war ein unvergleichlich schöner Frühlingstag, und die Wiese war bereits mit dem schönsten Grün und mit den ersten Frühlingablümchen geschmückt.

„Wie hell und blau ist doch heute

der Himmel! sagte Marie; und wie schön grün ist unsre Wiese, und mit den kleinen weißen Blümchen da, wie mit Sternlein besäet. Wie der blaue Himmel zu Nacht mit goldenen Sternlein prangt, so ist jedes grüne Plätzchen auf Erden mit lieblichen Blümchen geziert. Das gefällt mir sehr wohl; der liebe Gott hat doch Alles recht schön gemacht.“

Marie pflückte einige Blümchen und sagte: „Sie sind in der That recht artig. Das innere Scheibchen ist unvergleichlich schön gelb, und die zarten, weißen Blättchen stehen wie Strahlen umher. Und sieh nur, liebe Mutter, wie die Spitzen der weißen Blättchen so schön rosenroth sind! Auch die kleinen Knosplein da sind schön weiß und grün, und rund wie Perlen. Wir nennen diese Blümchen nur Wiesenblümchen. Allein man kann ja alle Blumen, die auf den Wiesen wachsen, Wies-

senblumen nennen. Haben diese Blümchen hier nicht noch einen besondern Namen?“

„O ja wohl! sagte die Mutter. Man nennt sie auch Angerblümchen, weil man wohl keinen grünen Anger oder irgend einen Rasenplatz findet, auf dem sie nicht zu sehen wären. Man nennt sie Monatsblümchen; denn es ist kaum ein Monat im Jahre, in dem sie nicht blühen; es sey denn, daß Eis und Schnee die Erde bedecke. Sie heißen auch Gänseblümchen, vermuthlich, weil die zarten, grünen Blättchen der Stöcklein den jungen Gänsen zur ersten Nahrung sehr willkommen sind. Gewöhnlich aber werden diese Blümchen Maaslieben genannt.“

„Maaslieben! rief Marie; das ist ein seltsamer Name. Sag' mir doch, liebe Mutter, wie sie zu diesem Namen gekommen, und was er bedeute?“

„Ich weiß nicht gewiß, sprach die Mutter, ob ich dir dieses genau sagen kann. Ich denke aber, man gab diesen beschriebenen Blümchen diesen Namen, weil sie mit einem so einfachen, prunklosen Schmucke sich begnügen, und doch ein ganz feines, artiges Aussehen haben. So sollen auch wir im Puse das Maas lieben. Diese Blümchen sind nur mit reinem Gelb und Weiß und etwas wenigem zarten Roth geschmückt, und dennoch gefallen sie. Wenn du, wie eben jetzt, in deinem Staate erscheinst, so hast du ein gelbes Strohhäutchen auf, und ein weißes Kleidchen an, das nur mit einer blaßrothen Schleife geziert ist. Dieser einfache Schmuck steht dir sicher besser, als alle blendende Farbenpracht. Ich wünsche, du möchtest in deinem Puse, ja in allen Dingen, immer so das Maas lieben. Ja, sey auch du immer ein Maasliebchen.“

Marie sagte. „In unserm Garten am Hause haben wir keine Blumen, sondern nur Gemüse. Dürfte ich nicht einige Stöckchen von diesen Blümchen auf das Gartenbeetchen verpflanzen, das du mir angewiesen und mir erlaubt hast, darauf zu pflanzen, was ich nur wollte?“

„O ja, warum nicht? sprach die Mutter. Thu' es immerhin. Diese Blümchen gehören auch zu den nützlichen Gewächsen. Man kann die grünen Blättchen als Salat genießen, oder sie doch unter den Salat, oder auch unter den Spinat mischen. Auch dienen sie zur Arznei; ich selbst habe eine Freundin, die anfing an der Lunge zu leiden, und, wie sie behauptet, durch die grünen Blättchen dieser Blumenstöcklein geheilt wurde. So vereinen diese Blümchen mit dem Angenehmen das

Müßliche. Möchten auch wir dieses immer thun."

Marie ging am folgenden Tage auf die Wiese, stach mehrere Stöcklein, die noch keine Knospen hatten, aus, und setzte sie in zierlichen Reihen, wie die Mutter mit den Kohl- und Salatpflänzchen zu thun pflegte, auf ihr Beetchen. Das Erdreich war hier das allerbeste. Marie wartete der kleinen Stöckchen auf das sorgfältigste. Sie lockerte den Grund umher öfter auf, sie jätete jedes Unkräutchen oder Gräschen, das ihnen hätte die Nahrung entziehen können, fleißig aus, und sie vergaß nicht, die Stöckchen zu begießen, wenn es einige Zeit nicht regnete.

Als die Knospchen hervorkamen, und endlich die Blümchen erschienen, war Marie nicht wenig erstaunt. Es waren ganz andere und viel schönere Blümchen, als die Stöcklein vorhin ge-

tragen hatten. Die Blümchen hatten die weißen Blättchen, die sonst das Gelbe umgaben, nicht mehr; allein die früherhin gelben Scheibchen waren nun viel größer, dunkelroth oder blaßroth, und wie aus kleinen zarten Röhrchen zusammen gesetzt.

Marie lief eilig zur Mutter und rief: „Mutter, o komm doch und sieh, was für ein Wunder sich mit meinen Blümchen zugetragen hat. Du kennest sie sicher nicht mehr, so schön sind sie geworden!“

Die Mutter ging mit ihr. „Steh nur, wie schön! rief Marie; und sag einmal, gleichen diese Blümchen nicht geschnittenem Sammet?“

„In der That, sagte die Mutter, du hast Recht. Sie sind dem Sammet ähnlich. Deshalb nennt man auch solche veredelte Wiesenblümchen in einigen Gegenden Sammetblümchen. Du

siehst da, wie sehr diese gemeinen Blümchen sich durch sorgfältige Pflege verschönern und veredeln lassen."

Marie war über die wunderbare Verwandlung der Maaslieben in Sammetblümchen so entzückt, daß sie noch eine Menge Stöckchen von der Wiese holte, ihr Gartenbeetchen ganz damit besetzte und sie aufs sorgfältigste pflegte. Und da gab es denn wieder ein neues Wunder. Sie fingen an zu blühen, und als sie nun in voller Blüthe standen, sieh, da war das Gelbe in der Mitte ganz verschwunden; die äußern Strahlenblättchen hingegen hatten sich so vervielfältigt, daß die ganzen Blümchen aus lauter solchen zarten Blättchen bestanden, die zusammen die niedlichsten Blümchen bildeten. Einige Blümchen waren weiß wie Schnee, andere blaßroth, noch andere rosenroth; und alle

waren in einiger Entfernung wunder-
schönen kleinen Röschen ähnlich.

Marie, die eines Morgens die schö-
nen Blümchen erblickte, sprang wieder
eilig zur Mutter, und rief: „O komm
doch, liebste Mutter! Nun kannst du
an meinen Blümchen wieder etwas Neues
sehen! Da sieh einmal, und staune.
Ich denke, wenn ich so fortfahre, die
gemeinen Maaslieben zu pflegen, so
kommen noch tausenderlei schöne Blüm-
chen zum Vorschein.“

„Das ist wohl möglich, sagte die
Mutter; man nennt diese Blümchen des-
halb auch Tausendschönchen. Diese
Erscheinung ist indeß nicht so neu, als
du denkst. Schon viele Blumengärtner
haben die gemeinen Maaslieben längst
vor dir veredelt; die Tausendschönchen
gehören nunmehr unter die gewöhnlichen
Gartenblumen.“

„Und so, fuhr die Mutter fort,

kann man auch durch sorgfältige Pflege und Wartung Alles in der Natur vervollkommen und veredeln. Wie mit diesen veredelten Maaslieben, ging es mit den meisten Blumen und Früchten. Viele der schönsten Gartenblumen stammen von gemeinen Feldblumen ab; ja die köstlichsten Äpfel und Birnen nur von Bäumen, die ehemals ganz gemeine Holzapfel und Holzbirnen getragen. So belohnt Gott die Aufmerksamkeit und den Fleiß der Menschen; so machte er den Menschen zum Herrn der Natur.“

„Aber selbst der Mensch, sprach die Mutter weiter, gelangt erst durch eine weise und gute Erziehung zu seiner Vollkommenheit. Nur Schade, daß manche Kinder sich nicht so leicht wollen veredeln lassen, als diese Blümchen hier; ja daß nicht wenige Kinder durch Eigensinn, Ungehorsam und Widerspänstige

leit die vortrefflichste Erziehung vereiteln. Lerne du, liebes Kind, das Glück einer guten Erziehung, die ich dir zu geben bemüht bin, nicht geringe achten, sondern mache, daß sie an dir auf das vollkommenste gelingen möge."

Mariens veredelte Blümchen vermehrten sich sehr; das ganze Gartenbeetchen, auf das sie sonst gar keine andere Blumen oder Gewächse pflanzte, wurde von den grünen Blättchen überzogen, und glich einem dichten grünen Rasen. Marie glaubte, die schönen Blümchen hätten nun keiner weiteren Pflege mehr nöthig, und ließ sie wachsen, wie sie wollten. Allein bald erstaunte Marie aufs neue, nur nicht auf eine so angenehme Art, wie zuvor. Die schönen Sammetblümchen und die niedlichen Taupfendschöndchen wurden nach und nach wie der ganz gemeine Wiesenblümchen, wie sie zuvor gewesen.

„Ach, das ist doch recht ärgerlich! rief Marie. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich an diesen Blümchen, die mir so viele Freude gemacht, noch einen solchen Verdruß erleben sollte. Sag mir doch einmal, liebste Mutter, wo es herkomme, daß sie so ausarteten!“

Die Mutter sprach: „Die Ursachen dieser unglücklichen Veränderung lassen sich leicht angeben.“

„Die erste Ursache ist diese: Du hast diese Blümchen vernachlässigt; du sorgtest nicht mehr dafür, daß der Boden hinreichend gut war; du dachtest nicht daran, sie zu begießen; du ließest sie zu dicht auf einander stehen und reiztest das Unkraut nicht aus. Deshalb wuchsen sie wieder nach ihrer vorigen gemeinen Art und Weise. Nur fortgesetzte Pflege kann die veredelten Blümchen

schön und edel erhalten; ohne Pflege verwildern sie."

„So ist es auch mit der Erziehung der Menschen. Die erste Erziehung mag noch so vortrefflich seyn, und die heranwachsende Jugend mag noch so gut gebildet werden; wenn man sie zu frühe sich selbst überläßt, so artet sie auch bald wieder aus. Laß es dich also nicht vertrießen, wenn ich bei dir noch immer Vieles zu erinnern, dich zu ermahnen, dir Manches zu wehren nöthig finde. Du bist zwar, seit du diese ersten Blumenstöckchen in unsern Garten versetzt, größer und älter, und wohl auch frömmere und besser geworden. Allein du hast doch noch eine beständige Aufsicht und Leitung nothwendig. Gehorche mir daher willig — damit du nicht gleich diesen Blümchen wieder ausarten mögest."

„Eine andere Ursache, warum diese verebelten Gartenblümchen wieder ganz

gemeine Wiesenblümchen wurden, ist diese: Ich ließ zunächst an deinem Blumenbeeten ein Stückchen Land zu einem grünen Rasenplätzchen liegen, um Varn darauf zu bleichen. Eine Menge gemeiner Maaslieben wuchsen auf dem grünen Rasen. Und da behaupten nun erfahrene Blumengärtner, daß die gemeinen Wiesenblümchen diese veredelten Gartenblümchen verderben, und sie wieder verwildern und in ihren ersten Maasstand zurückkehren machen. Es liegt darin eine feine Warnung, daß man die Gesellschaft unedler und ungesitteter Menschen stehen müsse, wenn man ihnen nicht gleich werden wolle. Böse Gesellschaft verderbt gute Sitten."

„Du siehst da auch, liebe Marie, sagte die Mutter noch bei, daß Gott in die Natur viele gute Lehren legte, die uns großen Nutzen bringen können,

wenn wir anders die Natur aufmerksam betrachten, diese guten Lehren aufzufinden wissen — und sie dann auch befolgen.“

Marie pflegte nun ihrer Blumen mit neuer Sorgfalt, entfernte die un-
veredelten Blumen aus der Nachbarschaft, und sieh da — ihre Blumen, die sie ihre Pflegkinder nannte, veredelten sich wieder, und wurden immer schöner und schöner.

Aber auch Marie selbst gab den Ermahnungen ihrer Mutter Gehör, und vereitelte die Bemühungen dieser ihrer mütterlichen Erzieherin nicht durch Eigensinn und Unfolgsamkeit; sie mied die Gesellschaft ungesitteter junger Leute. Sie wurde ein sehr edles tugendhaftes Mädchen, und blühte schöner, als alle ihre Blumen.

Marie erkannte mit Dank, daß ihre Mutter ihr eine so gute Erziehung

geben. Als einst der Namenstag ihrer Mutter wieder kam, führte sie ihre Mutter an ein schönes grünes Rasenstück im Garten, auf dem der Namen der Mutter von abwechselnden dunkelrothen, weißen und rosenfarbenen Sammetblümchen und Tausendschönchen auf das lieblichste blühte. „Du, liebste Mutter, sprach sie, hast mehr Sorge auf mich verwendet, als ich auf diese Blümchen. Diese Blümchen haben mehr die wenige Pflege dankbar vergelten; wie könnte ich weniger dankbar seyn? Laß dir diesen meinen kleinen Dank für eine große Mühe gefallen!“

Die Mutter freute sich ihrer wohlbesetzten, bescheidenen und dankbaren Tochter. „Liebe Tochter, sprach sie, diese Blümchen sollen nun dir zu Ehren Mariablümchen heißen.“

„O nein! sagte die Tochter; sie sollen deinen Namen tragen, den sie auch

hier abbilden — den Namen Margaretha."

Die Mutter nannte die Blümchen von nun an Marienblümchen, wie man sie hie und da noch nennt. Die Tochter aber, und in der Folge auch andere Menschen, nannten die lieblichen Blümchen am liebsten Margarethablümchen.

Das Vergißmeinnicht.

Minna war ein sehr gutherziges, wohlthätiges Fräulein. Von Allem, was sie hatte, theilte sie gerne mit. Sie verfertigte Kleidungsstücke für arme Kinder; sie schickte armen Kranken erquickende Speisen, und brachte sie ihnen wohl hie und da selbst; sie hatte die aufrichtigste Freude, wenn sie von ihrem Taschengelde einen Nothleidenden unterstützen konnte. Allein, was man kaum glauben sollte, bei aller ihrer Gutmüthigkeit betrübt sie doch manchen guten Menschen; denn sie war — sehr vers

geßlich. Sie versprach Manches, an das sie schon am nächsten Tage nicht mehr dachte. Manchmal gab sie ein Stück Geld für Dinge hin, die sie eben nicht nöthig hatte, und erst nachher, wenn dieser oder jener Dürstige sie um Hülfe ansuchte, fiel ihr ein, welche große Wohlthat sie ihm mit dem unnütz ausgegebenen Gelde hätte erweisen können. Bald vergaß sie die schönen Blumenstöcke vor den Fenstern des großen Saales im Schlosse, die ihrer Pflege empfohlen waren, zu begießen, und sie verdorrten zum großen Leidwesen der Mutter; bald ließ sie, die auch dem geringsten Geschöpfe vorsätzlich kein Leid zufügen konnte, ihr Kanarienvögelein beinahe verhungern, indem sie vergessen hatte, ihm Futter zu geben.

In dem Dorfe, nicht weit von Minnas Schlosse, wohnte ein armes Fräulein, Namens Sophie. Ihr Va-

ter, Hauptmann von Brühl, ein sehr verdienter, ehrwürdiger Offizier, war durch seine erhaltene Wunden zum fernern Dienste unfähig geworden, und lebte von einer kleinen Pension. Er hatte sich auf das Land zurück gezogen, um wohlfeiler leben zu können. Die Pension wurde ihm noch überdies sehr unrichtig ausbezahlt, und er hatte beinahe schon ein Jahr lang nichts mehr davon erhalten.

Sophie, seine einzige Tochter, ernährte ihn indeß mit Nähen, Sticken und andern weiblichen Arbeiten. Frau-
lein Minna hatte eine große Achtung für die edle Sophie, bestellte bei ihr manche Arbeit, nahm bei ihr Unterricht im Sticken, worin Sophie eine Meisterin war, bezahlte sie sehr reichlich, und nannte sie nie anders, als ihre liebe Freundin. Allein auch diese Freun-

din ward durch Minnas Vergesslichkeit einige Male tief betrübt.

Einmal war Minnas Mutter gefährlich krank geworden. Es wurde ein berühmter Arzt aus einer entfernten Stadt gerufen. Minna hatte versprochen, ihn zu bitten, bei dieser Gelegenheit Sophiens Vater zu besuchen, der an den Folgen seiner Wunden oft sehr viel zu leiden hatte. Sobald Sophie die Ankunft des Arztes vernahm, eilte sie in das Schloß, Minna an ihr Versprechen zu erinnern. Allein der Arzt war bereits vor einer Stunde wieder abgereist. Minna dachte erst in dem Augenblicke, da Sophie in das Zimmer trat, wieder an ihr Versprechen. Sie ward sehr bestürzt, bat Sophie um Versicherung, und bedauerte den ehrwürdigen Kranken so sehr, daß sie heiße Thränen vergoß. Allein den fremden Arzt zurück zu rufen, war es zu spät!

Ein anderes Mal wollte Minna zu einem Angebinde auf das Namensfest ihrer Mutter, mit Sophiens Beihülfe, einen Lichtschirm sticken. Sie brachte Sophien eine ausgemahlte Zeichnung dazu, die einen Blumenkranz vorstellte, der kaum schöner hätte seyn können. Sophie sagte: „Den Kranz wollen wir leicht zu Stande bringen. Allein ich werde wohl selbst in die Stadt gehen müssen, um Seide einzukaufen, und die mancherlei Farben zu den feinen Schattirungen auszuwählen.“ „Dieß wäre freilich das Beste, sagte Minna, wenn Sie, gütige Freundin, diese Mühe auf sich nehmen wollten. Für Ihren kranken Vater will ich indeß schon ein kleines Mittagsmahl besorgen, und es ihm selbst bringen.“ Sophie verließ sich auf Minnas Wort und ging in die Stadt. Allein da kam unvermuthet eine adeliche Herrschaft aus der Stadt auf dem Schlosse

an — und Minna dachte, über die Freude und die Geschäfte, die dieser Besuch ihr verursachte, nicht mehr an ihr Versprechen. Der kranke Hauptmann konnte nicht ausgehen. Da die Leute des Dorfes eben draußen auf den Wiesen mit dem Heu beschäftigt waren, so konnte er auch keinem Nachbar rufen. Er mußte, während im Schlosse Alles im Ueberflusse lebte, anstatt des versprochenen Mittagmahls, sich mit Wasser und Brod begnügen.

Am folgenden Morgen ging Minna mit den zwei fremden Fräulein um das Dorf spazieren. Sophie begoß eben ein Stücklein Leinwand, das sie in den langen Winterabenden gesponnen und nun, auf dem kleinen Rasenplatze zwischen ihrer Wohnung und dem Bache, zum Bleichen ausgespannt hatte. Minna erschrak, da sie Sophien erblickte; denn erst jetzt kam ihr Versprechen ihr

wieder' in den Sinn. Sophie war aber zu bescheiden, dem betroffenen Fräulein, zumal in Gegenwart anderer Frauenzimmer, Vorwürfe zu machen. Indesß wollte sie ihr doch zu verstehen geben, daß sie künftig nicht mehr so vergesslich seyn solle.

Sophie bat alle drei Frauenzimmer, ihr kleines Gärtchen zu besuchen. Sie traten herein, und lobten die blühende Rosenstöcke, die Sophie gepflanzt hatte, und die Vergißmelnicht, die am Bache von selbst wuchsen. Sophie führte sie hierauf in ihr kleines reinliches Wohnzimmer, und zeigte, auf Minnas Bitte, ihnen ihre Arbeiten. Während die Fräulein die schönen Stickereien besahen und bewunderten, band Sophie drei Blumensträuße. Jeder der fremden Fräulein überreichte sie beim Weggehen ein Bouquet von Rosen, der Fräulein Minna aber ein Sträußchen von Bers

gigemeinnicht, denen sie blos einige wohlriechende grüne Blättchen beigelegt hatte. Minna verstand, was Sophie damit sagen wollte. Sie fühlte das Edle in Sophiens Benehmen, und dankte ihr im Herzen, daß sie ihre Vergeßlichkeit ihr auf eine so feine Art vorwarf. „In der That, Sie wissen, welche Blümchen sich am Besten für mich schicken!“ sagte sie, und steckte das blaue Sträußchen erröthend vor die Brust.

Minna ging mit den zwei Fräulein zurück in das Schloß, und begleitete sie auf das Zimmer, das man ihnen angewiesen hatte. Sie stellten die drei Blumensträuße in ein Glas, das eben in einer Fensterecke stand, und in dem sich noch etwas Wasser befand. Nach mehreren Wochen kam Minna von ungefähr in das Zimmer. Die fremden Fräulein hatten ihre Rosen mitgenommen; allein Minna hatte sogar ihre

Vergißmeinnicht vergessen. Alle die wohlriechenden Blättchen in dem Sträußchen waren verdorrt; allein die Vergißmeinnichtblümchen waren noch so lebhaft blau, und die zarten grünen Blättchen daran so frisch und schön — als wären sie eben erst am Bache gepflückt worden. Minna verwunderte sich darüber. „Wie ist das möglich, sagte sie, da kein Tröpflein Wasser mehr in dem Glase ist, und alle übrige Blättchen des Sträußchens falb und gelb, wie dürres Laub, aussehen?“ Sie untersuchte die Blümlein näher — und sieh da, es waren keine natürliche Vergißmeinnicht. Sophie, die ausnehmend geschickt war, kleine Blumen auszuschneiden, hatte sie gemacht. Zeichnung und Farbe waren so treu der Natur nachgebildet, daß man diese künstliche Blümchen für natürliche halten mußte.

„O du gute Sophie, sagte Minna

na; du hast wohl recht! Ich verstehe dich. Ja, ich bedarf einer beständigen Erinnerung. Diese unverwelklichen Blümchen sollen mir immer sagen: „Vergiß meinicht!“ Ja, du liebe Freundin, nun will ich deiner nicht mehr vergessen. Mich stets meiner Pflicht zu erinnern, dazu will ich diese Blümchen von Stund an benützen!“

Sie nahm die freundlichen Blümchen zwischen den verdorrten Blättern heraus, und steckte sie in eine kleine, zierlich gearbeitete und schön vergoldete Urne, die dazu bestimmt war, kleinen, künstlichen Blumensträußen zum Gestelle zu dienen. Sie eilte damit zu Sophien, dankte ihr für ihre sinnreiche Zurechtweisung, und lobte ihre treffliche Arbeit. „So oft ich künftig etwas verspreche, sagte sie, will ich diese holden Vergißmeinicht auf mein Arbeitstischchen oder mein Klavier stellen, und so lange sie

hen lassen, bis das Versprechen erfüllt ist.“

„Bravo! Bravo!“ sagte der Hauptmann. Machen Sie es so. Ich lege, wenn ich mir etwas recht merken will, ein Stückchen Papier in meine Dose hier; mein Feldweibel machte allemal einen Knopf an sein Taschentuch. Für ein Fräulein aber ist ein Blümchen immer ein zierlicheres Merkzeichen. Ich habe nichts dagegen, daß man das lieblichste Blümchen der Flur zum Denkmale freundschaftlicher Erinnerung auswähle, und ihm den Namen Vergißmeinnicht gab. Allein das holde Blümchen zur Erinnerung an unsre Berufspflichten, besonders an die heilige Pflicht der Wohlthätigkeit zu benützen — das ist wohl noch schöner! Das ist ein glücklicher Einfall; er gefällt mir sehr!“

Minna hielt Wort; die lieblichen

Vergiftmeinnicht gereichten ihr und vielen Dürstigen zum großen Segen. Mancher arme Kranke, dessen Minna sonst wohl würde vergessen haben, hatte den kleinen Blümchen eine kräftige Suppe, eine Flasche guten Wein, oder ein Stück Geld zu danken. Manches Geschäft, das sonst unterblieben wäre, wurde pünktlich vollzogen — und Minna ersparte sich vielen Kummer und manche Gewissensbisse und Unannehmlichkeiten.

Minnas Mutter merkte bald, wie sehr sich ihre Minna gebessert habe. „Wie kommt das? sagte sie; du vergiftest ja nicht mehr das Geringste. Wie hast du das angefangen?“

Minna erzählte die kleine Begebenheit von den Vergiftmeinnicht, und die Mutter hatte eine große Freude. „Ihr seyd gute Kinder, sagte sie; ich werde darauf Bedacht nehmen, euch wieder eine Freude zu machen.“ Sie ließ von

einem Goldschmiede in der Stadt zwei Ringe von dem reinsten Golde verfertigen; auf jedem Ringe befand sich ein Vergiftmeinnicht von hellen Edelsteinen — fünf himmelblauen Saphiren, und einem lichtgelben Diamant in der Mitte.

Als die Ringe ankamen, gab sie einen davon ihrer gebesserten Minna. „Bediene dich dieses Ringes, sagte sie, wie bloher des Blümchens. Hast du Jemanden etwas versprochen, oder ein wichtiges Geschäft zu besorgen, so stecke den Ring mit dem Vergiftmeinnicht an den Finger, und lege ihn nicht ab, bis dein Wort gelöst oder das Geschäft abgethan ist. Diesen andern Ring aber überbringe deiner lieben Freundin Sophie. Sie verdiente ihn; das freundliche Vergiftmeinnicht, das sie dir gab, ist ein köstlicheres Geschenk, als dieser Ring von Gold und Edelsteinen.“

Minna eilte mit dem Ringe sogleich

zu Sophie. „Sie haben freilich nicht nöthig, einen solchen Ring zu tragen! sagte Minna. Sie vergessen nie der kleinsten Pflicht. Tragen Sie indeß den Ring zum Andenken an eine Freundin, der Sie durch jenes Blümchen eine große Wohlthat erwiesen haben.“

„O meine gütige Freundin, sagte Sophie, wer hätte nicht nöthig, an seine Pflicht erinnert zu werden! So oft wir dieses kostbare Vergiftmeinnicht am Ringe erblicken, wollen wir uns allzeit vornehmen, etwas Gutes zu thun; wir wollen, wenn es je in unsrer Macht steht, einen Armen erquicken oder irgend einem guten Menschen eine Freude machen.“ Beide gaben sich die Hand darauf.

„Recht so, Kinderchen, sagte der Hauptmann; und wer es nicht vermag, solche Ringe zu tragen, der fasse wenigstens, so oft er ein Vergiftmeinnicht am

Bache oder wo immer auf einer Wiese erblickt, den Vorsatz, etwas Gutes zu thun. Vor Allem aber denke er bei dem Anblicke des holden Blümchens an Denjenigen, der es schuf, und an Den uns jedes Blümchen erinnern soll. Jedes Vergißmeinnicht auf der Flur hat dann für ihn noch einen größern Werth, als wäre es von Gold, und jedes Blumenblättchen daran ein Edelstein."

Die Begebenheit mit dem Vergißmeinnicht hatte noch eine andere gute Folge. Als der Winter näher rückte, die schönen Fluren um das Schloß morgens mit Reif weiß überzogen erschienen und rauhe Winde um das Schloß sausten, reisete Minna mit ihrer Mutter wieder zurück in die Residenzstadt. Der Vergißmeinnicht-Ring fand bei allen Freundinnen Minnas und bei deren Müttern Beifall. Es wurde zur Mode, solche Ringe zu tragen. Die Geschich-

te, die zu diesen Dingen die erste Veranlassung gegeben, wurde überall bekannt, sogar bei Hofe. Der alte, tapfere Hauptmann, der bereits vergessen war, kam durch das Vergißmeinnicht wieder ins Andenken. Seine Pension wurde vermehrt; und die Ausbezahlung derselben, was er dem Vergißmeinnicht zu danken hatte, kam nicht mehr in Vergessenheit.

Der Ruch en.

Fritz, ein lebhafter, fröhlicher Knabe von zehn Jahren, war der Sohn des Jägers zu Grümenthal. Eines Morgens sollte sein Vater einen Brief des Herrn von Grümenthal nach Rauhenslein tragen, einem Schlosse, das jenseits rauher Berge einsam in einem großen, dicken Walde lag. „Der Gang wird mir sauer werden, sagte der Vater; seit ich mir neulich auf der Jagd den Fuß übertreten habe, ist er noch immer nicht ganz hergestellt. Nach Rauhenslein aber hat man wohl drei Stunden

den zu gehen. Da indeß der gnädige Herr es befiehlt, so will ich es wagen.“ Allein Frits erbot sich zum Briefträger. „Schickt mich, lieber Vater! sagte er. Der Weg geht freilich fast durch lauter Waldungen; allein mir ist nicht bange! Bis zu unserm Gränzstein ist er mir ja bekannt; und weiterhin will ich ihn schon finden und den Brief richtig bestellen.“ „Nun wohl, sagte der Vater; gieb aber den Brief dem Herrn von Rauhenstein, den du wohl kennest, in seine eigene Hände. Es ist viel Geld in dem Briefe, und du bekommst gewiß ein gutes Trinkgeld.“ Der Vater beschrieb ihm noch den Weg von der Gränze bis Rauhenstein aufs genaueste, und Frits hingelte seine kleine Jagdtasche um, nahm seine Vogelflinte auf den Rücken, und machte sich unverzüglich auf die Reise.

Frits kam glücklich in dem Schlosse Rauhenstein an, bat die Bedienten, ihn

zu melden, indem es ihm befohlen sey, den Brief dem gnädigen Herrn selbst zu übergeben. Ein Bedienter führte ihn die breite steinerne Treppe hinauf, und wies ihn in ein prächtiges Zimmer. Herr von Rauhenstein machte mit einigen Offizieren, die bei ihm auf Besuch waren, eben ein Kartenspiel. Fris verneigte sich vor allen den Herren; und übergab den Brief, in dem sich hundert Gulden in Gold befanden. Herr von Rauhenstein ging an seinen Schreibtisch, und schrieb ein paar Zeilen, den Empfang des Briefes zu bescheinen. „Es ist gut, sagte er hierauf, und setzte sich wieder an den Spieltisch; jetzt kannst du wieder gehen. Weitere Antwort ist für jetzt nicht nöthig; sie wird folgen.“

Fris kam wohl recht traurig die steinerne Treppe herab; denn er war hungrig und durstig, und ziemlich müde. Als er über den Schloßhof ging, begeg-

nete ihm die Köchin, die eben aus dem Garten kam, und in einer Hand einige Stauden Blumenkohl, in der andern Hand aber ein Messer trug. Sie sagte es dem armen Knaben an dem Gesichte an, wie es ihm um das Herz war: „Komm mit mir, kleiner Jäger, sag mir so freundlich, wie ein Engel; ich will dir etwas zu essen und einen Trunk Wein geben. Du müchtest sonst unter Weiden verschmachten. Du hast sehr weit nach Hause, und findest auf dem ganzen Wege kaum eine Herberge. Du mußt es übrigens dem gnädigen Herrn nicht unternehmen, daß er dir nichts zu essen anschaffte. Er denkt nicht an dergleichen Sachen; indeß hat er nichts dagegen, wenn man den Reuten etwas giebt.“

Die Köchin führte den Frits in die Küche, wo das Feuer auf dem Heerde hoch empor loderte, und viele Töpfe und Bratpfannen umher standen. „So, sag

te sie, leg nun deine Jagdtasche und dein Gewehr ab, und setze dich hieher!“ Sie zeigte auf ein kleines Tischchen in der Ecke der Küche, neben dem eine Bank an der Mauer befestiget war. Sie brachte Suppe, Fleisch und Gemüse, auch Brod und ein Krüglein Bier. Der gute Frits ließ es sich so gut schmecken, wie fast noch nie in seinem Leben. Er ward recht erquickt, und sagte der menschenfreundlichen Köchin mehrmals „Vergelt's Gott“; ja mit einer Ehrerbietigkeit, als wäre sie die gnädige Frau im Schlosse, küßte er ihr, obwohl sie das nicht zugeben wollte, die Hand.

Fröhlich und vergnügt trat Frits seinen Weg nach Hause an. Allein als er in dem Walde etwa eine halbe Stunde weit gegangen war, erblickte er auf einem freien Platze, auf dem einige alte Eichen standen — ein Eichhorn. Das

nette, muntere Thierchen war ihm etwas Seltenes; denn in dem Jagdbezirke von Grümenthal hatte er kaum ein oder zwei mal eines gesehen. Er war noch etwas kindisch, und vielleicht mochte ihm auch das gute Bier ein wenig in den Kopf gestiegen sein. Es fiel ihm ein, das Eichhorn, das noch jung schien, lebendig zu fangen. Er warf darnach mit dem Trumme eines dürren Astes, das er unter den Bäumen fand, verfolgte das Thierchen von Eiche zu Eiche bis in den dicksten Wald, und verlor dabei über den rechten Weg. Er irrte den übrigen Tag und die halbe Nacht im Walde umher, bis er endlich von Angst und dem vielen Hin- und Herlaufen ermüdet, sich unter einige niedrige Gesträuche verkroch, und einschlummerte. Er schlief sehr unruhig, und stand fast abgematteter auf, als er sich niedergelegt hatte. Er blickte um sich, und ging

immer noch zweifelnd, wohin er sich wenden sollte, weiter. Die ganze Gegend umher war ihm fremd. Die vielen Hirsche, die hie und da, von ihm aufgeschreckt, die Flucht nahmen, ließen ihn vermuthen, daß er sich in einer ganz unbekannten Gegend des Waldes befinden müsse. Eine Rudel Wildschweine, unter denen sich ein grimmiger, ungeheurer großer Eber befand und mit den scharfen Fangzähnen ihm drohte, setze ihn sehr in Schrecken, und er entfloh mit Todesangst. Es ward endlich Mittag, und er war so müde und hungrig, daß er nicht mehr weiter gehen konnte. Er hatte sich heißer gerufen — aber keine Antwort vernommen, als den Wiederhall. Nirgends fand er eine Beere oder auch nur einen Tropfen Wasser, seinen Hunger und Durst zu stillen. Trostlos warf er sich unter eine Tanne nieder. Er beschwerte mit Inbrunst, Gott wolle ihn doch

nicht verschmachten lassen. Von Hunger gequält durchsuchte er seine Jagdtasche, ob er nicht noch einige Brosämllein von dem Brode fände, das er von Hause mitgenommen, und auf dem Wege nach Rauhenstein verzehrt hatte. Aber — welches Erstaunen, welche Freude ergriß ihn mit einem Male! In seiner Jagdtasche steckte ein schönes großes Stück Kuchen, nebst einigen saftigen Birnen „Dies, rief er, hat mir die gute Köchin, ohne daß ich es merkte, in meine Jagdtasche gesteckt.“ Er dankte Gott mit Thränen, und gelobte es Ihm heilig an, gegen alle Dürstige, besonders gegen Fremde, wohlthätig zu seyn; auch nahm er sich vor, der wohlthätigen Rosalie, so hieß die Köchin, diese Wohlthat, wenn er je einmal reich genug werden sollte, reichlich zu vergelten. „Denn, sagte er, nächst Gott hat ihre Güte mir das Leben gerettet. Dh-

ne ihre milde Gabe wäre ich sicher hier in dem wilden Walde verschmachtet.“

Friß stand neugestärkt auf, und machte sich muthig wieder auf den Weg. Er wanderte, so viel er aus dem Stande der Sonne abnehmen konnte, jener Gegend zu, in der Grüenthal lag. Nachdem er eine Stunde gegangen war, hörte er, in weiter Ferne, die Schläge einer Holzhaxt. Er ging darauf zu, und traf zwei Holzhauer, die eine große Eiche fällten. Sie zeigten ihm den Weg, der nach Grüenthal führte, und so kam er denn endlich wieder glücklich nach Hause — zur großen Freude seiner Aeltern, die um seiner Willen keine geringe Angst ausgestanden hatten.

Indeß gab der Vater dem Knaben einen nachdrücklichen Verweis, und machte gute Lehre. „So gehis, sprach er unter Andern, wenn man sich von irgend einer Lust verleiten läßt, vom rech-

ten Wege abzuweichen. Du hättest in dem wilden Walde, fern von dem väterlichen Hause, verschmachten können, und hast deinen thörichten Wunsch, jenes Eichhörnchen zu fangen, nicht einmal erreicht. Dem Wege durch einen gefährlichen Wald gleicht unser Weg durch's Leben; auch da gaukelt uns, gleich jenem verführerischen Thierchen, manche Lust vor den Augen, und sucht uns von dem Pfade der Tugend abzulenken. Wie ich dir, lieber Fritz, den rechten Weg durch jenen Wald getreulich beschrieben habe, so zeichnet Gott uns durch seine Gebote den richtigen Weg für die Pilgerreise durch das Leben vor. Laß dich keine Erdentlust verführen, zur Rechten oder zur Linken, davon abzuweichen. Sonst könntest du leicht in das Verderben gerathen, und würdest das rechte Vaterhaus dort oben ewig nicht erreichen."

„Ueberhaupt, fügte der Vater noch

bei, verrückt die Vergnügungsfucht den geraden Sinn des Menschen, und macht sein Herz für die bessern Empfindungen gefühllos. Der Herr von Rauchenstein, mit dem du so übel zufrieden bist, ist sonst kein übler Mann. Allein da er eben auf das Spiel verpicht war, so fiel es ihm gar nicht ein, wie nöthig du eine Erquickung habest, und er dachte nicht einmal daran, dir ein kleines Trinkgeld zu geben, obwohl er mit dem hundertsten Theile von dem, was er vielleicht an jenem Morgen verspielte, dir eine große Freude hätte machen können. Was dir aber an Andern mißfällt, davor hüthe dich; vergiß über deinem Vergnügen nicht, Andern Freude zu machen, und ihnen Gutes zu erwelsen. Was dir an Andern wohlgefällt, das thu auch du; sei immer so mitleidig und wohlthätig gegen Andere, wie die gute Schloßlöschin Rosalie.

Freih ward ein sehr geschickter Jäger, treu und unermüdet im Dienste, freundlich und gefällig gegen Jedermann, und sein ganzes Betragen war ohne Tadel. Besonders aber war er gegen dürftige, ehrbare Reisende sehr mitleidig und wohlthätig. Er hatte der Wohlthat, die Rosalie ihm erwiesen hatte, nicht vergessen. Er ging auch deshalb einmal besonders nach Raubenstein, um ihr zu erzählen, wie viel er ihr zu danken habe. Allein sie hatte den Dienst bereits verlassen, und niemand in dem Schlosse hatte sich darum bekümmert, wo sie hingekommen. Man konnte ihm keine Auskunft geben, wo sie sey, und er hörte nichts mehr von dieser seiner Wohlthäterin.

Freih kam einige Jahre nachher wegen seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit als Jägerbursche zu dem fürstlichen Oberjäger, und erhielt

in der Folge den einträglichen Jägerdienst zu Tanneck. Er erzählte seiner Ehegattin, die eben so gut wie er gesinnt war, Manches von den Tagen seiner Kindheit, besonders aber von der freundlichen Rosalie, die durch ihre Wohlthätigkeit ihm das Leben gerettet habe. Beide nahmen sich vor, da sie der guten Rosalie ihre Wohlthat nicht vergelten konnten, gegen alle Dürftige so wohlthätig zu seyn, als in ihren Kräften stand. Da das neue schöne Jägerhaus Tanneck nur einige Schritte von der Landstraße, am Eingange des Waldes lag, so hatten sie hierzu auch manche Gelegenheit.

Einmal an einem schwülen Nachmittage holte die Jägerin nun an dem nahen Röhrbrunnen ein Glas Wasser. Da erblickte sie auf dem Rasensitze, den ihr Mann zur Bequemlichkeit der Nichten unter zwei schattigen Tannen nächst dem Brunnen angelegt hatte, ein

ne etwas ärmlich, aber sehr reinlich gekleidete Bürgersfrau, die hier ausruhte, und sehr ermüdet schien. Ein geflochter ner Deckelkorb stand neben ihr auf der Rasenbank, und ein Stab lehnte dabei. Die Jägerin, der die sanfte, aber wehmüthige Miene der Frau zu Herzen ging, grüßte sie freundlich und both ihr an, herein in die Stube zu kommen, wo sie ihr einige Erfrischungen vorsehen wolle. Die Fremde nahm das freundliche Anerbiethen dankbar an, und trat in die Stube. Die Jägerin trug ihr ein Stück übrigen Hirschbraten auf, und schenkte ihr ein Glas Bier ein. Beide wurden bald vertraut, und die Fremde erzählte das Anliegen, das sie auf dem Herzen hatte.

„Ich bin, sagte sie, wohl zwölf Stunden von hier zu Hause. Mein Mann ist ein sehr guter Meister in Verrfertigung von Kugelbüchsen, Flinten und

Pistolen. Er arbeitete Tag und Nacht und verdiente so viel, daß wir nebst den zwei Kindern, mit denen Gott unsre Ehe gesegnet hat, unser hinreichendes Auskommen fanden, und noch wohl Etwas zurück legen konnten. Allein seit einer Zeit hat der liebe Gott uns mit allerlei Unglücksfällen heimgesucht. Mein Mann hatte das Unglück, daß eine neue Flinte, die er probirte, zersprang; seine Hand ward davon so sehr beschädigt, daß er wohl schon ein Jahr nichts mehr verdienen konnte. Durch den Krieg, der auch in unsern Gegenden gewüthet, hatten wir schon zuvor Vieles verloren. Der Mangel an Verdienst, nebst den Heizungskosten, hat uns noch weiter zurückgebracht. Endlich sind wir durch die Viehsenke um unsere Rüche gekommen. Da wir auf unser Haus und unsre Wiesen bereits haben Schulden machen müssen, so wollte uns Niemand Geld vor-

strecken, wenigstens Eine andere Kuh zu kaufen, die uns zu unserm Lebensunterhalte unumgänglich nöthig ist. Ich habe, wohl zwei starke Tagereisen von meiner Heimath, einen Bruder, der ein hübsches Vermögen besitzt. „Der Bruder, dachte ich, wird mir das benötigte Geld wohl leihen!“ Ich habe die weite Reise unternommen, ihm meine Noth zu klagen, und Hülfe bei ihm zu suchen. Mit zwanzig bis dreißig Gulden hätte ich eine Kuh kaufen können, und so wäre uns geholfen gewesen. Der Bruder war sehr geneigt, mir das Geld zu schenken; allein die Schwägerin gab dieses durchaus nicht zu. Sie ward sehr aufgebracht über mich, und machte mir harte Vorwürfe, daß ich einen Mann ohne Vermögen geheirathet. Der Bruder gab mir indeß heimlich eine Kleinigkeit, womit ich meine Reise kaum zur Hälfte bestreiten kann. Indefß war es

sein Taschengeld, das ihm zu seinem Vergnügen überlassen war. Eben komme ich von ihm her. — „Ach! seufzte sie, indem sie die Augen trocknete, ich bedaue meinen Bruder; noch mehr aber meine guten Mann und meine lieben Kinder! Sie sehnen sich mit Schmerzen auf meine Zurückkunft, und erwarten meine Hülfe; wie wehe wird es ihnen sein, wenn ich mit leeren Händen zurückkehre!“

Indeß kam der Jäger mit einer schliefgefüllten Jagdtasche von der Jagd zurück. Er grüßte die Fremde sehr freundlich. Die Jägerin erzählte, wie sie der Mann herein gerufen, und was die gute Frau für ein Anliegen habe.

„Recht so, Dörchen! sagte der Jäger. Das freut mich in der Seele, daß du nach meinem Sinne handeltest, und den fremden, bedrängten Frau von dem Unheiltest, was uns Gott beschert hat.

Wohlthätigkeit, besonders gegen Fremde und Reisende, ist eine der heiligsten Pflichten."

„Ich habe dazu noch eine besondere Ursache!“ sagte er zu der fremden Frau, indem er einen Stuhl herbei langte, sich an den Tisch setzte, und die Jägerin bat, ihm einen Krug Bier zu bringen. Er fing an, die Geschichte aus seiner Jugend zu erzählen, wie die gute Rosalie, die Köchin zu Rauhenstein, ihn durch ein Stück Kuchen vom Hungertode errettet habe.

„Heiliger Gott! rief jetzt die fremde Frau und schlug die Hände zusammen, jene Köchin war ich. Ich heiße Rosalie; Ihr heißet Friederich — und Euer seliger Vater war Förster zu Grünenthal. Ich kann Euch noch an einige kleine Umstände erinnern, deren Ihr in Eurer Erzählung nicht erwähnt habt. Das Essen, das ich Euch vorsezte, bestand

auffer der Suppe, aus grünen Erbsen und gelben Rüben mit geräuchertem Fleisch; das helle, gläserne Krüglein, worin ich Euch das Bier brachte, hatte einen zinnernen Deckel, worauf ein Hirsch abgebildet war, der Euch sehr wohl gefiel. Mit dem Herrn von Rauchenstein aber waret Ihr übel zufrieden, und sagtet, er habe seinen Namen nicht umsonst; ich vertheidigte ihn aber, und sagte, er sey milder, als er scheine. Ihr habt mir wider meinen Willen zum Abschiede aus Dankbarkeit die Hand geküßt. Ich kann es gar nicht aussprechen, wie es mich freut, daß ich Euch durch jenes kleine Stücklein Kuchen einen so großen Dienst geleistet habe, und daß ich Euch so unvermuthet und in so guten Umständen wieder finde. Wie wunderbar doch Gott alles fügt! — Ich hätte Euch aber nicht mehr gekannt. Ihr seyd aus dem kleinen Jägerknaben ein

rüstiger, stattlicher Mann geworden, und Gott hat Euch, wie ich sehe, in Allem gesegnet."

Der Jäger grüßte Rosalie nun noch einmal, und hieß sie tausendmal willkommen. „Ihr kamt mir, sagte er, sogleich auf den ersten Blick bekannt vor; indeß konnte ich mich nicht sogleich deutlich erinnern. Bald schien es mir jedoch, wie wohl die Zeit Euch indeß etwas verändert hat, Ihr seied jene gütige Rosalie. Ich wollte meiner Sache erst recht gewiß werden, und erzählte Euch deshalb jene Geschichte. Nun, Gottlob, daß ich Euch wieder gefunden; ich freue mich unbeschreiblich. Heute dürst Ihr nicht mehr weiter. — Dorchchen, tische auf, was Küche und Keller vermag!"

Rosalie wollte sich nicht aufhalten lassen. „Morgen auf den Abend muß ich zu Hause eintreffen, sagte sie. Da jetzt die größte Hitze vorüber ist, so will ich

heute noch einige Stunden weit gehen, weil mir zwölf Stunden für den morgigen Tag doch zu viel wären.“

Allein der Jäger sagte: „Das läßt sich schon wieder einbringen. Morgen spann' ich meinen Schimmel in mein Bernerwägelein und führe Euch so weit, als der Gaul laufen kann. Wenn ich nicht übermorgen nothwendig bei einer Jagd, die der Fürst einigen vornehmen Gästen giebt, erscheinen müßte, so würde ich Euch ganz nach Hause fahren.“

Auch die Jägerin zeigte eine große Freude, die Ketterin ihres Mannes kennen zu lernen. Rosalie mußte den vereinten Bitten der guten Leute nachgeben. Sie blieb — und die Jägerin bereitete nun ein ländliches, ganz ausnehmend gutes Abendessen. Zu Ende der Mahlzeit brachte sie noch einen Kuchen. Er war nach eben der Art, wie jener Kuchen Rosaliens zubereitet, und überdies noch mit

den schönsten Blumen umkränzt. In der Mitte des Kuchens aber waren, mit großen weißen Zuckerperlen die Worte eingelegt: „Aus Dankbarkeit.“

„Ach, sagte Rosalie, schneidet den schönen Kuchen nicht mehr an; ich bin so satt, daß ich keinen Bissen mehr davon genießen könnte.“

„Nun wohl, sagte die Jägerin, so müßet Ihr den Kuchen in Eurem Korbe morgen Euren Kindern mit nach Hause nehmen.“

Der Jäger hatte auch Wein aus seinem Keller herauf bringen lassen, und er und sein Dörchen tranken mehrmals auf Rosaliens Wohlfeyn, und Rosalie mußte allemal mit anstoßen. „Denn, sagte der Jäger zu ihr, ohne Eure Wohlthätigkeit säßen wir nicht hier, und dieses Haus, in dem ich und meine Dorothea so glücklich sind, würde von andern Leuten bewohnt.“

Den folgenden Morgen spannte der Jäger sogleich mit Anbruch der Morgensröthe an, um seine Retterin recht weit fahren zu können. Die Jägerin hatte für ein reichliches Frühstück gesorgt, und füllte den fast leeren Korb der guten Frau mit dem Kuchen, nebst einigen andern Lebensmitteln auf die Reise, und allerlei kleinen Geschenken für ihre beiden Kinder. Der Jäger fuhr mit ihr weit über den halben Weg. Endlich nahm er Abschied von ihr, und versprach ihr, daß er nebst seiner Frau sie bald besuchen und einige neue Gewehre bei ihrem Manne bestellen werde, was in der Folge auch geschah.

Rosalie reiste vergnügt weiter. Als sie ihrem Wohnorte sich näherte, erblickte sie ihre zwei Kinder, Wilhelm und Therese, die ihr eine Strecke Weges entgegen gegangen waren. Die Kinder sprangen, sobald sie die Mutter er-

blühten, mit lautem Freudengeschrei auf sie zu. Sie wollten sogleich wissen, was die Mutter in dem Korbe mitgebracht habe. „Wartet nur, bis wir vollends zu Hause sind, sagte die Mutter. Man muß nicht so neugierig und gelüßig seyn.“

Unter der Hausthüre kam der Mann ihr entgegen. Alle gingen mit einander in das Haus. Die Mutter erzählte zuerst, wie hart ihr die Schwägerin begegnet, und sie sagte, daß sie kein Geld bringe. Ihr Mann ward darüber recht betrübt, und Alles, was sie von der guten Aufnahme bei dem Jäger erzählte, konnte ihn nicht mehr erheitern. Die Mutter öffnete indessen ihren Korb, und langte den Kuchen hervor. Ueber den schönen Kuchen vergaßen die Kinder alles Jammers; sie erhoben einen großen Jubel. Der Vater aber konnte die Thränen kaum zurück halten. „Was hilft uns der Kuchen, sagte er; denn woher

nehmen wie nun zwanzig bis dreißig Gulden zu einer Kuh?“ Aber sich — als die Mutter den Kuchen zerschneiden und den Kindern davon theilen wollte, blieb das Messer darin stecken, und sie konnte ihn nicht durchschneiden.

„Das ist ein seltsamer Kuchen, sagte sie; es muß aus Vorsehen etwas Hartes hinein gebacken sein!“ Sie zerbrach den Kuchen — und da kamen denn zuerst ein paar Kronthaler, und nach und nach ein ganzes Duzend solcher Thaler zum Vorschein, und die gute Mutter hatte eine eben so große unerwartete Freude, als ehemals der kleine Jäger Fritz, da er in seiner Jagdtasche so unvermuthet das Stück Kuchen gefunden hatte. „Lieber Gott, sagte sie, das Geld hat der gute Jäger Friederich von seiner freundlichen Hausfrau in den Kuchen backen lassen, damit wir dafür ei-

ne Kuh kaufen können, und uns in unserer Noth geholfen werde.“

„Das Geld beträgt gerade zwei und dreißig Gulden und vier und zwanzig Kreuzer, sagte der kleine Wilhelm, der in der Schule bereits das Kopfrechnen lernte; dafür können wir eine sehr schöne Kuh kaufen.“

„Und dann bekommen wir wieder Milch und Butterbrod!“ rief die kleine Therese, und hüpfte voll Freude in der Stube herum.

Der Vater aber nahm die Mühe ab, und dankte Gott mit Thränen, und Mutter und Kinder stimmten in seinen Dank mit ein. „Das Stücklein Kuchen, sagte er, das du vor vielen Jahren dem jungen Jäger gegeben, war ein wohlansgelegtes Kapital; das erhalten wir nun mit hundert, ja tausendfachen Zinsen zurück.“

„Ja, sagte die Mutter, und noch

endlich reichlicher wird jede, auch die
minste Gabe, die wir einem Dürstigen
schen, einst im Himmel belohnt!“
O Kinder, beschloß der Vater, laßt
euch barmherzig seyn, so werden wir
Barmherzigkeit erfahren.“

Die Krebse.

Katharina war ein sehr fleißiges und geschicktes, ein sehr freundliches und sitzames Mädchen. Nur einen großen Fehler hatte sie — sie war sehr naschhaft. Ihre Aeltern hielten den ersten Kaufladen in einem wohlhabenden Landstädtchen. Schon als Kind konnte, oder vielmehr wollte Katharinchen der Versuchung nicht widerstehen, hie und da die Schubladen mit den Weinbeeren, Zibeben und überzuckerten Mandeln heimlich zu besuchen. Als sie größer wurde, hatte sie kein Bedenken, manchmal ein Nestchen

Taffet oder Kattun, eine Elle Wand oder Spitzen heimlich zu verkaufen, um dieß oder jenes, was ihr ein besonders guter Bissen schien, heimlich dafür einzukaufen. Ein besonderes Fest war es ihr immer, wenn es sich traf, daß ihre beiden Aeltern einen Nachmittag nicht zu Hause waren, und sie allein wirthschaften konnte. Da wurde denn immer gekocht, bald Kaffee oder Schokolade gemacht, bald ein Hühnchen oder Läubchen gebraten.

Eines Tages war der Vater in Geschäften verreiset; die Mutter war zu einem Hochzeitmahle eingeladen. Katharina wollte sich diesen Tag recht zu Nutzen machen. Sie bat drei ihrer guten Freundinnen, sie nach Tische zu besuchen. Sie bewirthete sie mit Kaffee und Kuchen, mit Trauben, Äpfeln und Birnen, einer großen Torte, allerlei Zuckerwerk, und einer Flasche Malaga. Der Tisch

war so reichlich besetzt, daß kein leeres Plätzchen mehr übrig war, auf das man noch ein Früchtekörbchen oder ein Teller mit Konfekt hätte stellen können. Alle vier Mädchen ließen es sich sehr wohl schmecken; sie plauderten, scherzten und lachten. Allein da sie gerade im größten Vergnügen waren, ging plötzlich die Thüre auf, und die Mutter trat mit einer fremden Frau in die Stube. Die Mädchen fuhren erschrocken von ihren Sätzen auf; Katharina aber hätte vor Schrecken und Scham in die Erde sinken mögen.

Die Mutter sagte für jetzt nichts; sie führte die fremde Frau in den Laden. Die Frau war vom Lande; sie war zum Hochzeitseste gekommen und hatte während der Mahlzeit den Wunsch geäußert, einige hübsche Zeuge zu Kleidern für ihre Kinder einzukaufen. Katharinens Mutter hatte sie sogleich höflich gebeten, sich nach der Mahlzeit mit ihr in ihren La-

den zu bemühen, wo sie dann unter den schönsten und besten Waaren der Art, und zu den billigsten Preisen die Wahl haben werde. Die fremde Frau kaufte Mehreres, war mit dem Kaufe überaus wohl zufrieden, und Katharinen's Mutter begleitete sie zurück in den Gasthof. Katharina aber, deren gute Freundinnen sich sogleich empfohlen hatten, mußte den zwei Frauen den Pack nachtragen.

Auf den Abend kam die Mutter wieder nach Hause; bald darauf kam auch der Vater von der Reise zurück. Die Mutter wollte ihm nicht sogleich bei seinem Eintritt in das Haus Berdruß machen; erst am andern Morgen erzählte sie ihm, wie übel Katharina sich aufgeführt habe. Der Vater war sehr bestürzt; die Mutter aber befahl Katharinen mit ihr zu dem Vater in die Schreibstube zu kommen. Katharina,

die in der verschlossenen Nacht wenig geschlafen hatte, folgte der Mutter mit zitterndem Herzen.

Der Vater machte ihr sehr ernstliche Vorstellungen. „Liebe Katharina, sagte er, deine Naschhaftigkeit macht mir vielen Kummer. Du siehst sie nur für einen kleinen Fehler an; er ist aber sehr groß und von sehr großen Folgen. Wer seine Eßlust nicht bezwingen kann, wird nie ein edler Mensch. Er kann sich in andern Dingen noch weniger Gewalt anthun — und wird ein Opfer der Sinnlichkeit. Wer nicht von einer Mahlzeit zur andern, ohne an Speis und Trank zu denken, sich mit seiner Arbeit beschäftigen kann und nicht Essen und Trinken darüber vergißt, bringt es nie weit. Und dann verleitet die Eßlust zur Unredlichkeit. Du hättest den gestrigen Aufwand nicht bestreiten können, wenn du nicht Manches aus dem Laden

heimlich verkauft und das Geld für dich behalten hättest. Was du aber deinen Aeltern veruntreuest, ist auch gestohlen. Eine untreue Tochter, wie du, wird einst eine untreue Hausfrau, die den Schweiß ihres Mannes, eine schlechte Mutter, die den Noth- und Ehrepsennig ihrer Kinder durch die Kaffeemühle jagt. O, verflechte doch dein Gewissen nicht, um deinen Gaumen zu kitzeln. Ich wollte ja lieber mein Leben lang mit schwarzem Brode und klarem Wasser vorlieb nehmen, als Unrecht thun. Wer so nascht, kann auf die Achtung der Menschen keinen Anspruch mehr machen; er wird in ihren Augen klein und verächtlich.“

„Ja, sagte die Mutter, so ist's genau, wie der Vater da sagt — und deine schönen Zähne verdirbst du dir mit den Süßigkeiten auch. Du bekommst bald Zahnlücken, ja alle Zähne

werden schwarz und faulen dir wohl gar aus — und viel Zuckerbrod verdirbt den Magen, und das zu viele Kaseetinken, besonders in der Jugend, macht eine gelbe, ausgetrocknete Haut und frühe alt — und hunderterlei Krankheiten sind Folgen der ungemäßigten Eßlust. Wie viele arme Kranke hättest du mit dem Gelde, das du seit den Jahren deiner Kindheit vernaschtest, und womit du dir nur Krankheiten einkauftest, erquicken können! Bedenke doch, daß der Mensch nicht bloß einen Magen hat, sondern auch ein Herz. Die Freuden des Herzens, das Vergnügen, die Armen zu erquicken und Trauernde zu erfreuen, ist unendlich höher, als das geringe, kurze Vergnügen an einer Speise. Fürchte dich doch der Sünde! Denk' an mich, Gott bestraft dich gewiß noch, wenn du dich nicht änderst. Jeder Betrug kommt am Ende doch auf. Es ist kein Fäden

in so fein gesponnen, es kommt einst
die Sonnen."

„So ist es, sprach der Vater; ich
selbst habe es erlebt, daß Gott die
schlimmsten Betrügereien schlechter Menschen
unverhohlen an das Tageslicht brachte,
und daß die Betrüger dann zur Strafe
gezogen wurden. Ich denke, wenn du
wieder einen solchen Streich machest, so
kannst du es nicht verborgen. Dann
wird es dir nicht gut. Ich sperre dich
für vier Wochen lang ein — bei Wasser
und Brod, um dich an eine mäßige
Lebensweise zu gewöhnen."

Katharina sah die Wahrheit der väterlichen und mütterlichen Ermahnungen
an; sie vergoß Thränen der Reue; sie
versprach, sich gewiß zu bessern. Allein
als sie wieder in den alten Feh-
den. Ihre Aeltern fuhren eines Mor-
gens in eine benachbarte Handelsstadt.
Der Vater hatte dort Geschäfte; die

Mutter wollte dort eine kranke Waise besuchen. Beide Aeltern schärften es Katharinen sehr ein, wohl Hans zu halten, und keine solche Einladungen, wie das letzte Mal, zu machen. Allein zwei von Katharinens Freundinnen kamen uneingeladen. Katharina dachte: „Es wäre doch nicht schicklich, sie so ganz trocken abzufertigen, ohne ihnen wenigstens eine Schale Kaffee vorzusetzen.“ Sie nahm sich aber vor, es den Aeltern nicht zu verheimlichen. Indesß war sie nicht so lustig, als sonst. Die zwei Freundinnen gingen deshalb auch früher, als sie im Sinne gehabt.

Bald darauf kam ein Bauersmann mit einem Zwerchfackel über den Schultern, und wollte für seinen kleinen Knaben, den er bei sich hatte, rothes Tuch zu einem Brustfleck einkaufen. Der Mann fand aber das Tuch zu theuer, und griff schon nach der Thüre. Da

sagte Katharina: „Was habt Ihr denn da in Eurem Sacke, das ein so sonderbares Geräusch von sich giebt?“ „Krebse!“ sagte der Mann. „Was, Krebse, rief Katharina; die sollen ja recht gut zu essen seyn?“ „Das denke ich, sagte der Mann; sie sind die Leibspeise eures Herrn Bürgermeisters.“ „Sind sie feil?“ fragte Katharina sehr schnell. „Sie sind fast so gut als verkauft, sagte der Mann; die Frau Bürgermeisterin nimmt immer alle, so viel ich bringe. An diesen aber wird sie eine besondere Freude haben, und mir sie gut bezahlen.“ Er öffnete den Quersack und sagte: „Seht da! sie sind sehr groß, und alle neu geschält; sie würden eine fürstliche Tafel zieren.“

„Nun, wißt Ihr was, sagte Katharina, ich nehme ein Duzend davon. Ihr habt ja einen ganzen Sack voll, und der Herr Bürgermeister kann sich

an den übrigen doch wohl satt essen. Ich denke, wir kommen wegen des Luchs schon noch überein. Wartet nur ein wenig!" Sie flog die Stiege hinauf. Sie hatte schon vor einiger Zeit ein kleines Restchen Scharlach auf die Seite gebracht, und kam nun damit herab. „Seht, sagte sie, indem sie den Scharlach dem Knaben anmaß, das giebt für den Kleinen eine Staatsweste, und weil es ein Rest ist, so kann ich es auch wohlfeiler lassen." Der Handel ward richtig. Indes war es Katharinen doch nicht recht wohl zu Muth, als sie das Geld einstrich, und der Bauer ihr das Duzend Krebse in eine irdene Schüssel zählte. Der Mann sagte ihr noch, weil sie, wie sie aufrichtig gestand, nie Krebse gekocht hatte, was sie damit machen sollte, und ging.

Als der Mann fort war, wurde es ihr noch banger. „Ich hätte die Kreb-

se
ind
we
bra
W
Kü
te
se
se
hö
wei
des
Kü
Ha
zu
den
eine
Sch
Sch
hoch
aug
Sch

doch nicht kausen sollen! sagte sie; es ist's nun einmal geschehen, und zuwerfen kann ich sie doch nicht.“ Sie schüttete die Krebse in einer Pfanne voll Wasser über das Feuer, that Salz und Pfeffer daran, deckte sie zu, und konnte kaum erwarten, wie die köstliche Speise schmecken werde. Zu ihrem Verdrusse ließ sich das Ladenglöcklein wieder hören, und sie mußte dort länger verweilen, als ihr lieb war. Sie eilte hinzu, so sehr sie konnte, wieder in die Küche. Allein als sie mit der einen Hand die Pfanne vom Feuer hob, und zugleich Zeit mit der andern Hand Pfannendeckel abnahm — that sie einen lauten Schrei, und ließ vor Entsetzen die Pfanne fallen. Denn mit einem Male und Entsetzen hatte sie die rothe Farbe der Krebse erblickt, und unerblicklich war ihr der entwendete Thalerlachs in den Sinn gekommen.

Sie dachte an die Worte ihrer Aeltern: „Gott werde sie noch strafen, und ihre Betrügereien an den Tag bringen.“ Die wunderbare Erscheinung, daß alle Krebse, zumal wenn sie neue Schalen haben, sich roth fieden, war Katharinen gänzlich unbekannt. Sie glaubte, diese Begebenheit sey einzig in ihrer Art, und ihr Erstaunen war so groß, als ihr Schrecken. Ihr Schrecken ward dadurch noch vermehrt, daß die Pfanne ein paar feine Kaseeschalen mit goldenen Reifchen, die noch auf dem Heerde standen, zerschlagen hatte. Krebse und Scherben lagen auf dem Kaseebrette durch einander. Katharina wußte ihres Jammers kein Ende. Sie getraute sich die rothen Thiere so wenig anzurühren, als glühende Kohlen. Sie fürchtete gar, die rothe Farbe möchte von Gift kommen. Sie bat wegen ihrer Sünde Gott unzählige Male um Vergebung, und nahm

ernstlich vor, von nun an nie mehr
an alten Fehler zu begehen.

In diesem Augenblicke hörte sie ein
Horn und das Rasseln einer Kutsche,
die vor dem Hause hielt. „Ach du
mein Gott, rief Katharina, jetzt kom-
men gar noch mein Vater und meine
Mutter! Ich hätte sie vor zwei Stun-
den noch nicht erwartet! Ach, was
werden diese zu dieser Geschichte sagen!“
Sie lief ihnen voll Jammers und mit
bittenden Augen entgegen. „O meine liebe-
ren Aeltern, rief sie, o kommen Sie
doch mit mir in die Küche, und sehen
Sie, was sich da Seltsames und Er-
staunliches zugetragen hat.“ Die Ael-
tern gingen mit ihr in die Küche, um
sich mit eigenen Augen von der unerhör-
ten Begebenheit zu überzeugen. „Ach
Himmel, rief die Mutter, meine schö-
nen Schalen!“ „Auch das ist ein gros-
ses Unglück, sagte Katharina; aber se-

hen Sie nur erst die Krebse an, wie die aussehen.“ „Je nun, sagte der Vater, ich sehe nichts daran; sie sehen aus, wie alle gesottene Krebse aussehen.“ „Ach du mein Gott, rief Katharina mit neuem Schrecken, mir kommen sie ganz scharlachroth vor, und das kommt von dem entwendeten Stücklein Scharlach, das ich heimlich verkaufte.“ Sie legte ein aufrichtiges Geständniß ab, wie sie aus Begierde, eine ihr neue Speise zu verkosten, für den Scharlach und etwas Geld die Krebse eingehandelt habe.

So unzufrieden der Vater mit der Aufführung seiner Tochter war, so mußte er über Katharinens wohlverschuldeten Schrecken doch lachen; und auch die Mutter konnte, als eine erfahrene Köchin, sich des Lächelns über den Irrthum ihrer Tochter nicht erwehren.

Der Vater wurde indeß sogleich wieder sehr ernsthaft, nahm Katharina

er der Hand und sprach mit Nachdruck:
 Du hast wohl Ursache, dich über dein
 Vergehen zu entsetzen; dein Schrecken
 über die rothe Farbe der Krebse ist
 ohne Grund. Du weißt nicht, daß als
 Krebse, wenn man sie siedet, roth
 werden, so wie einige Fische sich blau
 färben lassen. Es ist dieses eine wun-
 derbare, aber eine ganz gewöhnliche Na-
 turerscheinung, die jedoch dir als etwas
 höchst Ungewöhnliches und Außerordent-
 liches vorkommen mußte. Allein so na-
 türlich und gewöhnlich diese Erscheinung
 ist, so ist doch ihr Eintreffen gerade in
 dem Augenblicke, da du Böses thatest,
 eine Schickung Gottes, der alle, auch
 die kleinsten Dinge lenkt. Nimm also
 dein Schrecken, den diese Begebenheit
 verursachte, als eine Warnung von
 Gott. Du hast sehr übel gehandelt,
 und es betrübt mich tief, daß du die
 blühenden wohlmeinenden Ermahnungen

deines treuen Vaters und deiner guten Mutter, ja die Stimme deines Gewissens nicht achtetest, und wieder den alten Fehler begingst. Gott aber hat durch diese merkwürdige Schickung der Stimme deines Gewissens mehr Nachdruck gegeben, und dich auf sie aufmerksamer gemacht; du sahst in der unschuldigen rothen Farbe hier deine Schuld, und zittertest vor Gottes strafender Verrechtigkeit. Erkenne die Macht des Gewissens, dieser Stimme Gottes in uns. Wer sündigt, muß — auch wider Willen — sie hören. Er zittert vor seinem eigenen Schatten, und erschrickt vor einem rauschenden Blatt. Ueberall erblickt er nur seine Schuld; er muß sich immer fürchten, und die ganze Natur wird ihm schrecklich. Ja der kleinste Zufall kann ihn erschüttern und seine geheime Schuld an den Tag bringen. Handle daher immer so, daß du dich vor Gott und

Menschen nie etwas zu fürchten hast; so wird der vorübergehende Schrecken, den du hattest, dir einen bleibenden Segen bringen für dein ganzes Leben."

Der Vater sah Katharinen's Verzürzung, ihre Reue, ihren Ernst, sich zu bessern, und erließ ihr die Strafe, die er ihr früherhin angedroht hatte, nun aber nicht mehr für nöthig hielt.

Wirklich erlosch auch der Eindruck, den die Begebenheit auf Katharinen gemacht hatte, nie mehr in ihrem Herzen. Nie veruntreute sie mehr einen Heller; sie that sich alle Gewalt an, ihre Raschheit zu bezwingen. Sie war mit den gewöhnlichen Speisen zufrieden, verlangte keine Leckerbissen, wollte nie zur Unzeit essen, und ward überhaupt äußerst mäßig in Speis und Trank. Als sie schon längst verheirathet, eine vermögliche, angesehene Bürgerfrau und eine

glückliche Mutter und Großmutter war, erinnerte sie sich noch des Schreckens, den ihr jene Krebse verursacht hatten; und erst kürzlich, als sie bei einer fröhlichen Mahlzeit war, und eine Schüssel voll der schönsten rothen Krebse, mit frischen grünen Sellerieblättern umlegt, aufgetragen wurde, erzählte sie die Begebenheit den horchenden Enkeln. Am Ende der Erzählung fügte sie noch bei: „Die Krebse gehen sonst rückwärts; wie man denn auch von verschwenderischen Leuten, die in ihrem Hauswesen zurück kommen, zu sagen pflegt, es nehme mit ihnen den Krebsgang. Mir aber haben die Krebse vorwärts geholfen; doch nicht den Krebsen, sondern Gott, der sich der Krebse zu meiner Besserung bediente, habe ich es zu danken, daß ich meine Gelüste beherrschen lernte, jede unordentliche Begierde nach Speis und Trank,

und überhaupt jede Art von unmaßigem
Aufwande vermied, und so zu einem
nicht geringen Wohlstande, zu Glück
und Segen gelangte."

Das Rothkehlchen.

Martin Frank war ein tapferer Kriegermann, der viele Jahre gedient, mehrere Feldzüge mitgemacht, und für sein Vaterland rühmlich gekämpft hatte. Als er aus dem Felde zurück kam, waren seine dürftigen Aeltern bereits gestorben, und hatten ihm nichts hinterlassen, als ein baufälliges Wohnhäuschen und einen kleinen Baumgarten dabei. Der brave Mann befand sich nun in einer sehr traurigen Lage. Seine Wunden hatten ihn zu schwerern Arbeiten untuglich gemacht. Er war sehr bekümmert und saß Tag

und Nacht ernstlich nach, wie er sich ehelich ernähren wolle. Da bemerkte er eines Tages in dem nahen Walde, daß die vielen Stöcke und Wurzeln der abgehauenen Masholder, Bäume sehr schönes Maserholz lieferten, aber wenig gesachtet wurden und unbenützt im Walde versaulten. Er versuchte sogleich, aus diesem Holze Tobacksdosen und Pfeifenköpfe zu verfertigen, und brachte es zu einer ungemeinen Geschicklichkeit; besonders fanden die Pfeifenköpfe, die aus dem schönsten Maser zierlich geschnitten und glänzend polirt waren, großen Beifall und reißenden Abgang. Mancher vornehme Herr zog einen solchen schön mit Silber beschlagenen Pfeifenkopf sogar einem von Meerschäume vor.

Der fleißige Mann arbeitete die ganze Woche hindurch unermüdet in seiner Werkstätte, oder holte sich Maserholz aus dem Walde, und war dabei

nicht viel besser gekleidet, als ein Tagewerker. Allein des Sonntags erschien er in seiner grünen Uniform mit rothen Aufschlägen, und mit seiner silbernen Ehrenmünze an der Brust, ging morgens, indem er sich, wegen seines etwas gelähmten Fußes, auf seinen Korporalsstock stützte, in gemessenem Schritte zur Kirche, und Abends auf ein paar Stunden in den Gasthof. Er hatte noch immer in Gang und Geberde etwas Kriegerisches, und hatte auch seinen Schnurrbart noch beibehalten. Wegen seiner Rechtschaffenheit, Erfahrung und Ordnungseliebe, wurde er allgemein geachtet. Er gelangte durch seinen Fleiß und seine kluge Sparsamkeit zu einem nicht unbedeutenden Vermögen. Denn er war keiner von denjenigen, die sogleich großen Aufwand machen, wann sie gute Geschäfte machen, und da meinen, es werde immer so gehen. Unter Anderem ließ

er sein altes, hölzernes Haus nicht neu bauen; indeß wußte er es so gut herzustellen, daß es sich mit der braunen Holzfarbe, den erneuten, runden Fensterscheiben und dem glänzenden Fensterblei, zwischen den hohen Birnbäumen und weit ausgebreiteten Apfelbäumen des Gartens sehr gut ausnahm. Er verheirathete sich, und hat in der Folge seine Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die er sehr gut erzog, auch sehr gut versorgt. „Wer es nicht an Fleiß fehlen läßt, dem fehlt es nie an dem nöthigen Auskommen,“ sagte er öfter. Auch die kleinste Kunst nähert ihren Mann. Thu das Deine getreu und vertrau auf Gott, so wird Gott auch das Seine thun, und es dir nie an deiner so nöthigen Hülfe fehlen lassen.“

Nachdem der ehrliche Martin Frank bereits ein ziemliches Alter erreicht hatte und seine gute, treue Hausfrau gestorben war, erzähl. s. Kinder. II. 6

ben war, versah der wackere Kriegermann seine kleine Haushaltung selbst, und zwar wie bisher ohne Magd. Indes nahm er seinen Enkel, einen muntern, blühenden Knaben zu sich, dem man, den Großvater zu ehren, in der Taufe auch den Namen Martin gegeben hatte. Der kleine Martin hing bald mit Leib und Seele an dem Großvater, und that ihm Alles zu gefallen, was er ihm nur an den Augen ansehen konnte. Der Großvater bediente sich seiner als Gehülfsen bei seinen Holzarbeiten, und erzählte ihm während der Arbeit, theils lustige, theils schauerliche Geschichten aus seinen Feldzügen, denen er aber immer eine oder die andere gute Lehre beizufügen wußte.

Der Großvater brachte ganze Tage in dem Walde zu, um Wurzeln und Stöcke des Wacholders auszuheben, und nach Hause zu bringen. Er nahm seinen lieben Enkel allemal mit sich. Dieß

waren die fröhlichsten Tage des Knaben. Es gefiel ihm nirgends so wohl, als in dem Walde. Der Großvater nannte ihm alle Bäume des Waldes, und lehrte ihn die Eigenschaften und den Nutzen der verschiedenen Holzarten kennen. „Der liebe Gott, sagte er unter Anderm, macht es recht gut, daß er die herrlichen Bäume da um uns her wachsen läßt. Wenn es keine Bäume gäbe, so wäre es für uns gefehlt. Die Tannen und Fichten dort am Berge liefern uns Balken, Bretter und Latten; unser ganzes Haus besteht ja aus Tannenholz, ja auch Tische und Bänke, Kasten und Bettladen sind daraus gemacht. Das Tannenholz ist übrigens etwas weich; andere Bäume aber, wie dort die Eichen und Buchen, haben sehr festes, hartes Holz. Wenn unser Schieblarren hier nicht von solchem harten Holze wäre, so würde er nicht

so lange dauern. Ohne hartes Holz hätten wir nicht einmal einen dauerhaften Stiel zu unsrer Art. Sehr schön ist es, daß jede Holzart ihre eigenthümliche Farbe hat, und schön röthlich, bräunlich oder gelblich ist, und deshalb zu allerlei zierlichem Hausgeräthe dient. Das Holz der Masholderstöcke aber ist gar marmorirt; es ist so fein, daß man die Holzfasern gar nicht sieht, weshalb wir auch so feine Arbeiten daraus verfertigen können. Man kann die Früchte der Waldbäume zwar nicht essen; diese Bäume ernähren aber dennoch viele tausend arbeitssame Menschen. Auch uns gewährt der Masholderbaum unsern Lebensunterhalt. So hat Gott Alles weislich eingerichtet. Wir wollen seine Weisheit und Güte erkennen, und Ihm täglich dafür danken!'

Eine ganz ausnehmende Freude hatte der kleine Martin an den Vögeln im

Walde, und ihrem lieblichen Gesange.
„Großvater, sagte er, wollen wir nicht einige fangen und mit nach Hause nehmen?“ „Nein, sagte der Großvater, das ist nichts.“ „Je, warum denn nicht, fragte der Knabe; sie singen gar zu schön! Zu Hause könnten wir sie immer singen hören.“ „Du hörst sie schon hier im Walde singen, sprach der Großvater; da klingt es viel schöner. Die armen Vögelein, die man so grausam einsperrt, leben nicht lange und kommen meistens elendiglich um.“

Einmal aber an einem schönen Herbsttage saß der Großvater mit seinem Enkel an einem sonnigen Plätzchen des Waldes bei dem kleinen Mittagsmahle, das der Knabe, wie gewöhnlich, in einem Korbe mitgenommen hatte. Da kam ein Rothkehlchen, oder wie man in jener Gegend sagt, ein Rothbrüstlein herbei, und pickte die Wrosämlin auf.

Der Kleine war darüber ganz entzückt. „Was dieß für ein wunderschönes Vögelein ist! sagte er leise zu dem Großvater, um es nicht zu verschrecken. Ich weiß nicht, was ich darum gäbe, es solches Vögelein den Winter über unsrer Stube zu haben.“ „Nun, sagte der Großvater, das mag wohl geschehen. Ein Rothkehlchen ist gar ein prächtliches Vögelein, und ist gerne unter den Menschen. Es bringt den Winter vielleicht lieber unter Dach, als im Freien zu.“ Der Großvater lehrte die Knaben die Anrichtung machen, um solches Vögelein zu fangen.

Der kleine Martin lief die Wälder hindurch alle Tage in den Wald, um nachzusehen, ob keines eingegangen sei. Immer kam er aber leer zurück, und hatte die Hoffnung, eines zu fangen, bereits aufgegeben. Endlich kam er einmal voll Freuden nach Hause gelaufen.

„Großvater, rief er, jetzt habe ich endlich einmal Eines bekommen! O sieh mir, welche schöne, schwarze Merglein es hat, und wie unvergleichlich schön gelbroth das Kehlchen ist! Jetzt reut mich alle meine Mühe und Arbeit nicht.“ Er ließ das Vögelein in der Stube fliegen, und seine Freude ward noch größer, als es gar nicht scheu that, die Fliegen in der Stube wegschnappte, aus dem grünen, irdenen Tröglein die geriebenen gelben Rüben mit Semmelmehl fraß, und sich in dem kleinen Wassergeschirre badete. Martin holte ein frisches grünes Tannenbäumchen aus dem Walde, und stellte es in die Ecke der Stube. Das Vögelchen flog sogleich darauf zu. „Aha, sagte Martin, es weiß schon, wo es hingehört. Wie munter es von Zweig zu Zweig hüpfst! Wie schlau es zwischen den Nestern her vorbeilicht, und wie sich das ziegelrothe

Kehlschen in dem dunkeln Grün so lieblich ausnimmt!“ Das Rothkehlchen gewöhnte sich bald ganz an ihn, pickte ihm die vorgehaltenen Fliegen zwischen den Fingern hinweg; ja es setzte sich auf den Rand seines Tellers, aß mit ihm, und ließ sich sogar die Erdäpfel sehr gut schmecken. Es kam einige Male durch das offene Fenster in den Garten am Hause, schlüpfte in der Hecke kichernd umher, kam aber allemal von selbst wieder herein. Das Vögelein machte dem Knaben tausend Freuden — und als es erst anfing zu singen, da lauschte Martin mit zurückgehaltenem Athem so entzückt auf das leise, liebliche Gezwitzchen, daß wohl nie ein Fürst dem größten Koldenspieler mit mehr Vergnügen zugehört hat.

Nun rückte der Namenstag des Großvaters wieder heran. Der Großvater sah Abends an einem Sonntag

in den Kalender, und sagte: „Lieber Gott, wie doch die Zeit vergeht! Künftigen Dienstag ist schon das Fest des heiligen Martins. Ach, vor einem Jahre war es anders, als jetzt. Da lebte meine selige Elisabeth noch, und wir aßen die Martinegans, die sie eigens auf meinen Namenstag gemästet hatte, mit einander. Aber heuer — wirds ein trauriges Namensfest geben. Es ist doch nichts, wenn keine Hausfrau die Haushaltung besorgt. Nicht einmal den alten, löblichen Gebrauch, in der Martinsnacht eine gebratene Gans zu essen, können wir mehr beobachten; ich habe darauf vergessen, und nun ist es wohl zu spät dazu!“ Er zog, etwas misgünstig, seine grüne Uniform an, und ging zu dem goldenen Adler, wo er den Bauern am Sonntage Abends gewöhnlich die Zeitung vorlas, und ihnen die Kriegsnachrichten erklärte.

Der Großvater war kaum zur Thüre hinaus, so kam der kleine Adolph des Herrn von Waldberg, der droben auf dem Schlosse wohnte, zur Thüre herein, um nach dem Muster, das er mitbrachte, ein paar Pfeifenköpfe zu bestellen. Der kleine Martin spielte eben mit seinem Rothkehlchen, das ihm auf den Finger gesessen war, und ihm einige zerdrückte Hanfkörnlein aus der Hand pickte. „Was willst du für das Vögelein? sagte Adolph. Es ist sehr zahm; ich will es dir abkaufen.“ „Es ist mir nicht feil, sagte Martin, indem er dem Vögelein mit dem Finger der andern Hand die Federlein zurecht strich; ich gebe es um keinen Preis.“ Der reiche junge Herr both nach und nach bis auf einen Gulden. Da fiel es dem kleinen Martin ein, für einen Gulden könne er ja wohl gar eine Gans kaufen, und dem Großvater eine unvermuthete Freude mas-

chen. Er überließ also das Vögelein dem jungen Herrn, indem er es ihm auf das nachdrücklichste anempfahl, und ihn auf das dringendste bat, das gute, transliche Thierchen ja doch recht gut zu halten. „Haben sie doch recht Acht, rief er ihm noch nach, daß die Kaze im Schlosse es nicht erwischt; und beschworen sie deshalb dem Vögelein die Flügel nicht.“

Martin lief nun sogleich von Hans zu Hans, eine feile Gans ausfindig zu machen. Eine Bäuerin hatte noch eine übrige gemästete Gans, sagte aber, sie könne sie nicht unter einem Thaler geben. Da sie aber hörte, wie der gute Knabe zu dem Gulden gekommen, und was er mit der Gans vorhabe, so ließ sie ihm die Gans für einen Gulden.

Am Vorabende des lang ersehnten Festes trat nun der kleine Martin mit der wohlgenährten Gans unter dem Ar-

me feierlich in die Stube, sagte den Glückwunsch auf, den auf Martins flehentliches Bitten der Herr Schulmeister in zierlichen Reimen verfaßt hatte, den aber die Gans, zum großen Verdrusse des Kleinen, mit ihrem Geschnatter mehrmals unterbrach. Am Ende des Spruches überreichte Martin dem Großvater, sich tief verneigend, die Gans als ein Geschenk zum Namenstage.

Der alte Mann, der streng auf Ehrlichkeit hielt, wollte sich anfangs nicht recht freuen. Er schöpfte Verdacht, und nahm den Knaben in scharfes Verhör. „Wo hast du die Gans oder das Geld dazu her?“ fragte er ihn mit großem Ernst, stand aus dem Lehnstuhle auf, und erheb drohend seinen Stock von Haselstauden. Er wußte den Korporalstock noch sehr gut zu schwingen, obwohl er bei seinem gutherzigen, folgamen Enkel nie nöthig hatte, Ge-

brauch davon zu machen. Martin schwieg.
„Wo hast du sie her? rief der Alte noch
einmal mit seiner nachdrücklichen, tiefen
Bassstimme; das sag mir!“ Martin
mochte wollen oder nicht, er mußte die
Geschichte von dem Verkaufe des gelieb-
ten Rothfelschens erzählen. Der Groß-
vater ward sehr gerührt, und wischte ei-
ne Thräne vom Schnurrbarte, die wäh-
rend der Erzählung darauf herabgetrop-
ft war. „Bravo, rief er, du hast
mich wohl gehalten. Das freut mich,
daß du auf deinen Großvater so viel
hältst. Jetzt wird die Martinsnacht doch
noch ein Festenfest für mich — ein wah-
res Fest für mein Herz. Doch gehe
schon, und sperre die Gans einstweilen in
den leeren Gänsestall.“

Als der Knabe hinaus war, sprach
der Großvater: „Der Junge hat ein
Herz, das lauter Gold ist. Was er da
gethan, ist eine wahre Martinsthat.

Der heilige Martin gab dem Bettler den halben Mantel; der Knabe da gab aber seine ganze Freude dahin, um seinem Großvater Freude zu machen. Mein heiliger Namenspatron wirds mir ja doch nicht übel nehmen, wenn mirs so vorkommt, der Kleine habe fast noch mehr gethan, als der heilige Martin, der so viel ich weiß auch Soldat gewesen. Aus dem Knaben kann noch Etwas werden.“

Der Großvater, der im Felde öfters gekocht hatte, und diese Kunst noch immer ausübte, bereitete die seltene Speise selbst zu, und legte davon seinem Enkel bei der Mahlzeit immer das Beste vor. Während sie noch am Tische saßen, kam ganz unerwartet ein Bedienter aus dem Schlosse mit einer Flasche Wein herein, und sagte, der gnädige Herr und die gnädige Frau hätten von dem jungen Baron Adolph vernommen,

wie der kleine Martin sein niedliches Rothkehlchen verkauft habe, um auf das Namensfest des Großvaters einen Braten anzuschaffen, und da wolle die gütige Herrschaft nun auch dem Herrn Korporal ein Glas Wein dazu senden, und lasse ihm zu dem heutigen Feste Glück wünschen. Der alte Mann fühlte sich durch diese Gnade sehr geehrt, und auch der kleine Martin freute sich, daß sein Rothkehlchen dem Großvater außer dem Braten noch zu einem guten Trunk verholfen habe.

Martin vermisse indess das trauliche Vögelein doch sehr hart; er mochte das Tannenbäumlein, das noch einsam und verlassen in der Stubenecke stand, kaum ansehen. Eines Abends saßen Großvater und Enkel an dem wärmenden Ofen. Wegen des wolkigen Himmels war es in der Stube früher finster geworden, und sie hatten deshalb etwas

früher Feierabend gemacht. Es war ein sehr schauerlicher Novemberabend, es schneite und regnete draussen durcheinander, und der Sturmwind sauste und brauste, als wollte er das kleine Haus mit sich fortführen. Da rief der kleine Martin mit einmal: „Je, da ist ein Vögelein am Fenster, und pickt an die Scheiben, als wollte es herein gelassen werden.“ Er öffnete das Fenster — das Vögelein flog herein — und wer beschreibt die Freude des Knaben, als er in dem Vögelein sein geliebtes Rothkehlchen erblickte. Er hatte ihm ein rothes Seidenfädchen um das Fußchen gewickelt; daran würde er es erkannt haben, wenn er es auch sonst nicht erkannt hätte. „O du liebes Thierchen, wie tief er, so bist du denn wieder da? Hast du deinen Martin noch nicht vergessen? Wie hast du denn unsre Wohnung wieder gefunden? Gefällt's dir

unter dem niedrigen Dache hier doch besser, als droben im prächtigen Schlosse? Nun, nun, wir haben dahier im Winter auch eine warme Stube, um nicht zu frieren, eine warme Suppe, um uns satt zu essen, und — was über Alles geht — ein fröhliches Herz. Und wer sollte auch mehr verlangen?“

Er streckte die Hand aus und das Bögeln flog ihm darauf. „Nicht wahr, sagte er, du möchtest wieder da bleiben? Aber das verstehst du nicht besser. Ich darf dich nicht hier behalten; das wäre gerade wie gestohlen! Ich muß — muß dich wieder heimgen.“ „Ach! seufzte er, und drückte das Bögeln an die nasse Wange; du glaubst nicht, wie hart es mich ankommt, dich fort zu tragen; aber es muß doch seyn.“

„Bravo, Junge, sprach der Großvater; das ist recht, das ist deine Schuldigkeit. Drum trag das Bögeln nur

gleich fort; sonst kommst dich immer schwerer an. Was nicht unser ist, soll nicht einmal unter unserm Dache übernachten. Also mach, daß du fortkommst, ehe es vollends Nacht wird.“

Martin nahm seine neue Pelzmütze, die ihm der Großvater zum Namenstage geschenkt hatte, und lief im Schnee und Regen hinauf in das Schloß. Der kleine Adolph hatte eine große Freude, als er das Vögelein in der Hand des Knaben wieder erblickte. Die gnädige Frau aber, die mit ihrer Arbeit auf dem Kanapee saß, und zwei hellleuchtende Wachskerzen vor sich auf dem Tische stehen hatte, ward von der Ehrlichkeit des armen Knaben innigst gerührt. „Das ist ja recht schön von dir, Kleiner, sprach sie, daß du das Vögelein wieder zurück bringst. Du hättest es leicht behalten können, und wir hätten nichts davon gewußt. Ja, wenn ich es auch

in deiner Stube gesehen hätte, so hätte ich sicher geglaubt, es wäre ein anderes Nothkehlchen. Daß ein so kleines Vögelein so viel Anhänglichkeit zu den Menschen haben, und sogar die Wohnung, wo es gastfreundlich bewirtheet worden, wieder finden könne, hätte ich nicht geglaubt. Da ein so kleines Geschöpf nicht ohne Gefühl, sondern erkenntlich und dankbar ist, wie viel mehr sollten wir Menschen es seyn.“

Martin machte indeß ein recht betrübtes Gesichtchen, indem er das Vögelein dem kleinen Baron Adolph übergab. Die gnädige Frau aber sprach zu Adolph: „Lieber Adolph, du siehst, das Nothkehlchen war die einzige Freude des armen Knaben. Er hat, wie du wohl weißt, es recht vom Herzen hinweg verkauft, seinen alten Großvater zu erfreuen. Du hast das Vögelein aus Nachlässigkeit entkommen lassen; es hatte

ihn aber so lieb gewonnen, daß es von selbst wieder zurück lehrte. Er ist so ehrlich und bringt es dir wieder, so lieb er es hat, und so gerne er es behalten hätte. Wäre es nun wohl schön, ihm das Vögelein wieder abzunehmen?"

„Nein, sagte Adolph, das wäre nicht schön! Da, guter Martin, hast du dein Rothkehlchen wieder; ich schenke es dir zur Belohnung deiner Ehrlichkeit!" Martin wollte das Vögelein, das der junge Herr so theuer bezahlt hatte, nicht nehmen. Allein Adolph bestand darauf. „Nimm, nimm, sagte er; und wenn du einmal wieder ein Rothkehlchen fängst, so magst du es mir dann bringen."

Martin war hoch erfreut. „Wenn Sie mir Ihr ganzes Schloß geschenkt hätten, sagte er, so hätten Sie mir keine größere Freude machen können." Die gnädige Frau aber, die über die Dank-

art ihres Sohnes noch mehr erfreut war, als Martin über das Rothkehlchen, ging an ihre Kommode, nahm ein schönes, glänzendes Goldstück heraus, gab es dem Martin, und sagte: „Da mein Adolph dein edles Herz so zu schätzen weiß, und dir zur Belohnung deiner Redlichkeit das Vögelein schenkte; wie sollte seine Mutter dich unbelohnt gehen lassen! Nimm da dieses Gold; denn deine Ehrlichkeit ist mehr werth als Gold.“

Martin eilte voll Freude und in hohen Sprüngen den Schießberg herab, und stürzte beinahe zur Stubenthüre hinein. „Da hab' ich das Rothkehlchen schon wieder! rief er; das ist jetzt schon das dritte Mal, daß es unter unser Dach kommt. Es ist ein wahres Glücksvögelein. Sieh nur, Großvater, was es mir eintrug!“ Er zeigte dem Großvater das Geld und sagte: „Nicht wahr, das ist ein schönes Goldstück? Das

mußt aber du nehmen. Ich bin reich genug, da ich nun mein liebes Vögelein wieder habe."

„Siehst du, sagte der Großvater, daß es wahr ist, was ich dir immer sagte. Auch die gnädige Frau schätzt die Ehrlichkeit höher als Gold. Alle gute Menschen denken so. So dachte auch der gute König, dem zu dienen ich einmal die Ehre hatte, und der hier auf dem Golde abgebildet ist. Da sieh einmal sein Bild; es ist zum sprechen; und wenn es sprechen könnte, so würde es sagen, wie der alte Korporal Frank immer sagt: „Bursche, werde ein ehrlicher Kerl.“ Für das Goldstück will ich dich aber nun montiren lassen. Der Rock ist dann ein wahres Ehrenkleid für dich; du hast ihn dir durch deine Ehrlichkeit erworben. Mache nur, daß du dein Leben lang nie einen andern Faden, als

der ehrlich und redlich verdient ist, am Leibe trägst.“

Dem kleinen ehrlichen Martin aber brachte sein Rothkehlchen noch mehr ein, als einen Dukaten. Er und sein Großvater wurden mit der Herrschaft im Schlosse näher bekannt. Einmal an einem heitern Wintermorgen ging die Herrschaft spazieren, und kam an Martins Wohnung vorbei. Der junge Herr sagte: „Ich möchte doch einmal sehen, ob das Rothkehlchen noch lebt!“ Man ging hinein. Herr von Waldberg, der den alten Korporal Frank nur vom Ansehen kannte, ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, erkundigte sich nach seinen Feldzügen, und fand an ihm großes Wohlgefallen. Er redete von nun an allemal mit ihm, wenn er auf der Jagd ihn im Walde traf; er kam wohl selbst zu ihm in das Haus, einen Pfeifenkopf zu kaufen, und sah ihm bei seiner Arbeit unter man-

cherlei Gesprächen Stunden lang zu. Der kleine Martin aber durfte zu Zeiten in das Schloß kommen.

Indeß spürte der Großvater nach und nach die Beschwerden des Alters; er konnte mit seinen Holzarbeiten nicht mehr so viel verdienen, als früherhin. Er hatte seinen Sohn und seine Tochter so reichlich ausgestattet, daß ihm selbst wenig übrig geblieben war. Auch diese befanden sich wegen ihrer vielen Kinder in etwas dürftigen Umständen. Der Großvater hatte immer gedacht, Martin werde sich einmal mit Verfertigung von Dosen und Pfeifenköpfen gut ernähren können. Allein mehrere fleißige Hausväter in dem Dorfe, die sich im Sommer mit dem Feldbau beschäftigten und im Winter nichts zu thun wußten, hatten sich nach dem Beispiele des alten gewerbssamen Kriegers auch auf diesen Nahrungszweig verlegt. Die Dosen und Pfeifen

klöpfe wurden nun, da sie nicht mehr so selten waren, nicht mehr so gut bezahlt. Der Großvater sann deshalb darauf, seinen Enkel ein anderes Handwerk lernen zu lassen, sah aber mit den Kosten nicht recht hinaus.

Eines Tages kam nun der kleine Martin, der aber jetzt bereits vierzehn Jahre alt war, wieder einmal in das Schloß. Adolph zeigte ihm einen sehr schönen Schreibschrank von kunstreich eingelegter Arbeit, den sein Papa ihm aus der Stadt hatte kommen lassen. Martin betrachtete den Schrank mit großer Aufmerksamkeit. „Das sind herrliche Maser! rief er; ich habe noch keine schönere gesehen! Auch das übrige Holz — dieses da von Rußbaum und dieses hier von Kirschbaum, ist sehr schön. Herr von Waldberg, der eben in das Zimmer trat, verwunderte sich, daß Mar-

sin alle die Holzarten zu nennen wußte und fragte: „Wer hat sie dich alle so gut kennen gelehrt?“ „Mein Großvater,“ sagte Martin. Ich habe mir von allen Arten Holz, die es in unsern Wäldern und unsern Baumgärten giebt eine Sammlung gemacht. Sie besteht aus lauter kleinen Brettchen, die ungefähr so groß und auch so geformt sind wie die Bücher hier auf dem Schranke und auch so in einer Reihe stehen. Sie gleichen auch sonst den Büchern; die Rinde, die ich daran ließ, stellt gleichsam den Rücken vor, und das übrige Holz, das ich schön polirte, den Deckel und den Schnitt.“

Der gnädige Herr, der schon lange gewünscht hatte, einen geschickten Schreiner im Orte zu haben, sagte: „Nun, Martin! du verstehst dich sehr gut auf das Holz. Wie ich weiß, bist du auch im Verfertigen der Pfeifenköpfe schon

sehr geschickt. Allein ein solcher Schrank ist doch ein viel schöneres Stück Arbeit. Möchtest du nicht diese Kunst lernen und ein Schreiner werden?" Warum nicht? sagte Martin; nichts lieber. Aber mein Großvater vermag das Lehrgeld nicht zu bezahlen." „Nun wohl, sagte der gnädige Herr, für das Lehrgeld will ich sorgen. Wenn es deinem Großvater recht ist, so will ich dich dem Meister, der diesen Kasten machte, in die Lehre geben." Martin ward über dieses Anerbieten sehr erfreut, und auch der Großvater sah es für ein großes Glück an. Die Sache wurde richtig.

Martin kam in die Lehre, reiste dann in die Fremde, und lehrte als ein gesunder, unverdorbener, junger Mann, wohl gekleidet, von blühendem Aussehen und seiner Kunst wohl kundig, zurück in sein Vaterort. Herr von Waldburg war

mit der ersten Arbeit, die er bei ihm bestellte, höchst zufrieden. Er half ihm dazu, eine eigene Werkstätte zu errichten. Das alte Haus wurde ganz neu gebaut. Herr von Waldberg gab ihm alles erforderliche Holz dazu unentgeltlich, und der junge Meister versfertigte alle Schreinerarbeit daran mit eigener Hand. Der junge Meister fand, da er eben so blicklig als geschickt war, reichlichen Verdienst, und in der Folge verheirathete er sich auch mit einer vermöglichen Bürgerstochter.

Der Großvater, nunmehr ein ehrwürdiger Greis, erlebte diese Freude noch, und wohnte bei seinem Sohne in dem neuen Hause, sehr geehrt und zufrieden. Martin konnte auch seinen Aeltern und Geschwistern sehr viel Gutes erwirken. Als einmal Martin am Namensfeste des Großvaters Aeltern, Geschwister und die übrigen Verwandten auf ein

ne Martinsgans eingeladen hatte, und alle sehr vergnügt und fröhlich waren, sagte der Großvater: „Es ist wohl das letzte Mal, daß ich alle meine Lieben an Einem Tische so beisammen sehe! Mit Freude erinnere ich mich noch jenes Abends, da Martin, noch als kleiner Knabe, aus Liebe zu mir jenes Rothkehlchen verkaufte, um mir auf den Martinstag einen fröhlichen Abend zu verschaffen. Unter Gottes Leitung war jenes Vögelein die erste Veranlassung zu Martins Glück; Gott belohnte seine Liebe zu mir, seine Ehrlichkeit, seinen Fleiß, seine gute Aufführung, und setzte ihn in den Stand, mir ein fröhliches Alter zu bereiten, und euch alle reichlich zu unterstützen. Nun will ich gerne sterben, da Derjenige, der für die Vögel sorgt, durch ein Rothkehlchen so liebevoll für uns Alle gesorgt hat.“

Das Vogelnestchen.

Der geheime Rath von Trenhold besaß ein schönes Landgut in einer sehr angenehmen Gegend. Von Zeit zu Zeit kam er aus der Residenz dahin, um auf einige Tage der Landlust zu genießen, und sich von seinen Geschäften zu erholen. Als es wieder Frühling ward, nahm er seine zwei kleinen Söhne, zwei liebliche, blühende Knaben das erste Mal mit dahin. Beiden gefiel es auf dem Lande ganz unvergleichlich. Der große Garten am Hause, die grünen Saatsfelder und die blumigen Wiesen entzückten sie. Ueber

Alles ging ihnen aber das nahe Wäldchen voll Eichen, Birken, Erlen und blühender Gebüsch, durch das mehrere, reinlich mit Kies bestreute Wege führten. Die beiden Knaben lebten wie neu auf.

Eines Tages ging der Vater mit ihnen in das Wäldchen, und zeigte ihnen ein Vogelnestchen. Das nette Nestchen, die fünf zarten jungen Vögelchen, denen die alten, die gar nicht sehen waren, Futter zutragen, machten den Knaben unbeschreibliche Freude.

Der Vater setzte sich hierauf mit den zwei Knaben auf die steinerne Bank unter einer alten Eiche am Ende des Wäldchens, wo man eine sehr schöne Aussicht in das kleine, freundliche Thal hatte. „Ich will euch einmal von einem Vogelnestchen erzählen, sprach er, und ich denke, ihr werdet die Erzählung sehr merkwürdig finden. Die Geschichte hat sich hier in dieser Gegend zugetragen.

Beide Knaben waren sehr begierig, die Geschichte zu hören, und der Vater erzählte:

An einem schönen Frühlingmorgen, vor etwa vierzig Jahren, saß unter eben dieser Eiche ein armer Knabe und hütete die Schafe. Er las dabei in einem kleinen Büchlein, und war so vertieft in das Lesen, daß er fast nicht aufblickte. Von Zeit zu Zeit warf er jedoch einen schnellen Blick auf seine Schafse, die auf dem beblühten Rasen, zwischen dem Wäldchen hier und dem klaren Forellenbach dort, weideten.

Als er wieder aufblickte, stand ein überaus schöner, junger Herr, der wie Milch und Blut ansah, in einem goldgestickten Kleide vor ihm. Es war der Erbprinz, der damals noch nicht zehn Jahre alt war. Der Hirtenknabe kannte ihn aber nicht; er meinte, der freundliche junge Herr gehöre dem Forstmeister,

er manchmal in Geschäften auf das benachbarte fürstliche Jagdschloß kam.

„Guten Morgen, junger Herr Forstmeister, sagte der Hirtenknabe, und zog seinen Strohhut ab, setzte ihn aber sofort wieder auf. Kann ich Ihn was mit dienen?“

„Sag mir einmal, sprach der Prinz, giebt es in diesem Wäldchen wohl auch Vogelnester?“

„Das ist eine seltsame Frage für einen jungen Forstmann, sagte der Knabe. Hört Er denn nicht die Vögelein singen? Freilich giebt es Nester genug. Jedes Vögelein hat sein Nestlein.“

„Nun so wirst du wohl auch ein Vogelnestlein wissen?“ sprach der Prinz freundlich.

„O ein wunderschönes Nestlein! sagte der Knabe freudig. Das schönste, das ich in meinem Leben gesehen. Es

ist so nett aus gelblichen Halmen geflochten, wie gedrechselt, und außen auf das zierlichste mit Moos bekleidet. Und Eichenlein sind darin, fünfe an der Zahl; die sind fast so schön blau, wie der helle, klare Himmel, der hier durch die Eichenblätter scheint."

"Das ist schön! sprach der Prinz. Komm und zeige mir das niedliche Nestchen. Ich bin sehr begierig, es zu sehen."

"Das glaub' ich wohl, sagte der Knabe. Ich zeige es Ihm aber nicht."

"Du darfst es nicht umsonst thun, sprach der Prinz; ich werde dich gewiss dafür belohnen."

"Das mag wohl seyn, sagte der Knabe. Ich zeige es Ihm aber doch nicht."

Jetzt trat der Hofmeister des Prinzen näher, ein ehrwürdiger geistlicher Herr in einem dunkelfärbigen Kleide, d

der Hirtenknabe bisher nicht bemerkt hatte. „Sei nicht unartig, Kleiner, sagte er; der junge Herr hier sah in seinem Leben noch kein Vogelnestchen, so viel er auch schon davon gelesen hat. Schon lange wünschte er, eines zu sehen. Mache ihm diese Freude, und führe ihn hin. Er nimmt es dir nicht. Er will es bloß ansehen; er rührt es nicht einmal an.“

Der Knabe stand auf, schüttelte aber den Kopf und sprach: „Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Ich zeige das Vogelnest nicht.“

„Das ist sehr unfreundlich, sagte der Hofmeister. Es sollte dir ja eine Freude seyn, Andern Freude zu machen, zumal — unserm geliebten Erbprinzen.“

„Ist der junge Herr der Erbprinz? rief der Knabe, und nahm schnell den Hut ab, ohne ihn wieder aufzusetzen. Es freut mich, den Herrn Prinzen kenn-

nen zu lernen. Aber das Vogelneßlein zeig ich ihm nicht, und wäre er der Fürst selbst."

Der Prinz sprach verdrießlich: „Einen halbstarrigern, eigensinnigern Knaben habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Allein wir werden ja wohl Mittel finden, ihn zu zwingen."

„Lassen Sie das gut seyn, Prinz!" sagte der Hofmeister. Auch ihn befremdete die feste Weigerung des Knaben. Er sprach daher zu ihm: „Kleiner, nur das Einzige sag uns: Warum willst du das Nestchen nicht zeigen? Dann wollen wir gerne weiter gehen, und dich in Ruhe lassen. Wenn du, was ich mir aber kaum vorstellen kann, irgend eine vernünftige Ursache dazu hast, so sage sie."

„Hum, sagte der Knabe, die kann ich wohl sagen. Der Michel, der da drüben am Berge die Ziegen hütet, hat

mir das Nestlein gezeigt, und ich habe ihm versprochen, es keinem Menschen zu verrathen."

„Das ist etwas anders!“ sprach der Hofmeister. Indes wollte er die Ehrlichkeit des Knaben, die ihm sehr gefiel, noch weiter auf die Probe stellen. Er zog seine Geldbörse heraus, und sprach: „Sieh hier dieses Goldstück! Dieß soll dein seyn, wenn du uns das Nest zeigst. Du brauchst ja deinem Michel nichts davon zu sagen, daß du es uns gezeigt hast, so weiß er nichts davon.“

„Ei, bedanke mich gar schön, sagte der Knabe. Nein, nein; da wäre ich ja doch ein Schurke, und das will ich nicht seyn, Michel möge es wissen oder nicht. Was hält' es mich, wenn es die ganze Welt nicht wüßte, wenn aber ich — und Gott im Himmel es

wüßte, daß ich ein schlechter Kerl wäre. Psui!"

„Du weißt vielleicht nicht, was dieses Gold werth ist, sagte der Hofmeister. Wenn du Kupfermünze dafür einwechselst, so bringest du sie in deinen Strohhut da nicht alle hinein. Er würde aufgehäuft voll!"

„Das wäre! sagte der Knabe, und betrachtete das Goldstück. Freilich, da hätte mein armer Vater eine große Freude, wenn ich auf einmal so viel Geld heimbrächte!" Er sann ein wenig nach und tief dann heftig: „Nein — weiche von mir!" Hierauf sagte er aber sehr sanft: „Der Herr muß mir verzeihen! Er macht es gerade so, wie jener Unhold in der Wüste, der auch sagte: Dies Alles will ich dir geben. — Kurz und gut, ich gab dem Michel die Hand darauf, das Nestlein nicht zu verrathen.

Ein Mann, ein Wort! Und hiemit Ade!“ Er wollte gehen.

Jetzt kam der Jäger, der den Prinzen bediente, und in einiger Entfernung zugehört hatte, herbei. Er hatte den Sinn des Hofmeisters wohl gefaßt, machte ein grimmigcs Gesicht, packte den Knaben am Arm, und sagte mit seiner tiefen Bassstimme: „Grober Bube, so begegnest du dem Prinzen, der einmal Fürst des Landes wird? Den zerlumpten Ziegenhirten dort am Berge ziehst du ihm vor? Auf der Stelle zeige das Nest, oder ich haue dir einen Flügel vom Pelsel!“ Er zog den Hirschfänger.

Der Knabe erblaßte, zitterte, bebte, und flehte weinend und schreiend: „O Pardon, ich bitte um Pardon!“

„So zeige das Nest, Bube, rief der Jäger, oder ich haue!

Der Knabe hielt beide Hände vor, schaute mit blinzenden Augen auf die

blankte Klinge, rief aber dabei immer:
„O ich kann nicht, ich darf nicht, ich
thu's nicht.“

„Nun genug! sagte der Hofmeister,
und hieß den Jäger einstecken. Sei still,
Kleiner; es soll dir kein Leid geschehen.
Du hast dich wohl gehalten; du bist eine
ehrliche Seele. Bitte deinen kleinen
Freund erst um Erlaubniß, und dann
komm und zeige uns das Nestchen. Das
Goldstück müßt ihr dann mit einander
theilen.“

„Gut! gut! sagte der Knabe; heute
Abend noch sollet ihr Antwort bekom-
men.“

Der Hofmeister ging mit dem Prin-
zen zurück auf das fürstliche Jagdschloß
auf dem sie vor einem paar Tagen ange-
kommen waren, den Frühling auf den
Lande zuzubringen. „Die Ehrlichkeit des
Knaben, sprach der Hofmeister unter-
wegs, verdient in der That Bewunderung

Sie ist ein Edelstein, dessen Werth nicht genug zu schätzen ist. Der Knabe hat die Anlage zu einem großen Mann, zu einem festen, unerschütterlichen Charakter. — So findet man unter einem Strohdache oft Tugenden, die man in Pallästen manchmal vergebens suchen dürfte."

Der Hofmeister erkundigte sich bei dem Schloßverwalter näher nach dem Knaben. „Der Knabe, sagte der Verwalter, ist sehr brav. Er heißt Georg; sein Vater ist ein armer Riechenmacher, aber einer der rechtschaffensten Menschen, die ich kenne."

Nachdem die letzte Lehrstunde des Prinzen geendet war, trat er an das Fenster. „Aha, sagte er, der kleine Georg wartet schon auf uns. Er hütet seine kleine Heerde nächst dem Wäldchen, und blickt immer herauf gegen das Schloß."

„So wollen wir denn hören, welche Antwort er uns bringt! sprach der Hofmeister. Beide verließen das Schloß und gingen dem Wäldchen zu.

Der kleine Hirtenknabe sprang ihnen voll Freude entgegen. „Dem Michel ist Alles recht! rief er schon von weitem. Er schalt mich einen dummen Jungen, daß ich den Handel nicht so gleich einging, und dann das Trinkgeld mit ihm theilte. Aber es ist doch besser, daß ich meinem Michel zuvor davon gesagt habe. Ich kann nun das Restlein mit Freuden zeigen. Komm Er also nur mit mir, Herr Prinz!“

Georg lief voran, dem Wäldchen zu; und Prinz und Hofmeister gingen ihm langsam nach. „Steht Er dort das gelbliche Vögelein auf dem Erlen zweige, das so fröhlich singt? sagte Georg zum Prinzen. Dem gehört das

Nestlein; das ist das Männchen. Nun müssen wir aber leise gehen."

Auf einer lichten Stelle des Wäldchens stand zwischen dunkeln Schatten ein Weißdornstrauch, mit den glänzend grünen, zierlich ausgeschweiften Blättern und einer Menge weißer, kräftig duftender Blüthentrauben, in vollem Glanze der untergehenden Sonne.

Der kleine Georg deutete mit dem Finger in den Strauch, und sagte leise zum Prinzen: „Da gu! Er einmal hinein, Herr Prinz! Das Weibchen sitzt wirklich auf den Eiern." Der Prinz sah es sitzen. Es flog aber sogleich fort — und der Prinz hatte an dem zierlichen Halmennestchen und den netten Eiern eine herzliche Freude.

Der Hofmeister machte manche schöne Bemerkung darüber. Hierauf sagte er zu dem Knaben: „Jetzt komm mit uns, die versprochene Belohnung in

Empfang zu nehmen. Gold hilft die aber nichts; ich will dich daher in Silber bezahlen. Er nahm eine Geldrolle aus der Tasche und zählte dem erstaunten Knaben, hier auf der steinernen Bank unter der Eiche, den Betrag des Goldes in lauter neugeprägten Sechskreuzerstücken vor. Theile aber richtig mit Michel!" sagte der Prinz. „Auf Ehre!" sagte der Knabe, und sprang mit dem Gelde fort, als ob er es gestohlen hätte.

Der Hofmeister forschte nach, ob Georg mit dem andern Knaben richtig getheilt habe. Er hatte ihm nicht ein Stück zu wenig gegeben. Seinen Antheil aber hatte er seinem Vater gebracht, und kein einziges Stück für sich behalten.

Der Prinz kam nun alle Tage in das Wäldchen, um nach dem Nestchen zu sehen. Die alten zwei Vögelein

heuten sich, da er ihnen nichts zu Feld
hat, bald gar nicht mehr vor ihm.
Mit tausend Freuden bemerkte der Prinz,
wie die kleinen zarten Vögelein aus den
Eierchen krochen, wie alle die gelben
Schnäbelschen weit aufrißen und alle zu-
ammen laut pipten, wenn die Alten ih-
ren Futter brachten; wie die jungen Vö-
gelchen immer größer wurden und zarte
Fiederchen bekamen; und wie sie endlich
eines Tages unter großem Jubel der Al-
ten den ersten Ausflug wagten, und sich
auf die nahen Zweige der Bäume setz-
ten; die Alten aber sie noch immer fürs
erzten.

Der Hofmeister und der Prinz tra-
ten den Knaben, der seine Schafe bald
da, bald dort weiden ließ, öfter an.
Es gefiel dem Hofmeister sehr wohl, daß
der Knabe immer sein Büchlein bei sich
hatte und sehr fleißig darin las. „Du
weißt dich gut zu unterhalten, lieber Ge-

org! sagte er zu dem Knaben. Doch, lies mir einmal eine Stelle.“ Der Knabe las laut und mit großem Eifer; mußte aber doch hie und da ein wenig buchstabiren.

„Nun, sprach der Hofmeister, es geht so ziemlich; in welcher Schule hast du das Lesen gelernt?“ „Ach, sagte Georg, ich bin noch in gar keine Schule gekommen. Es ist so weit dahin; und da hätte ich zu viel Zeit versäumt. Ich mußte im Winter zu Hause beständig spinnen. Auch vermöchte mein Vater das Schulgeld nicht zu bezahlen. Da habe ich denn meinen guten Freund, den Michel, der sehr gut lesen kann, angesprochen, es mir auch zu lehren. Er lehrte mich die Buchstaben kennen, und sie zusammen buchstabiren. Ich habe das kleine Büchlein da, in dem schon Michel das Lesen gelernt, bereits dreimal ausgelesen; allein es ist nunmehr so beschmutzt

und zerrissen, daß man viele Buchstaben nicht mehr recht deutlich sieht. Darum ist es auch nicht leicht, darin zu lesen.“

Als der Prinz den Hirtenknaben Georg wieder einmal antraf, zeigte er ihm ein neues, ungemein schön, in rothen Saffian mit Gold, gebundenes Büchlein. „Dies will ich dir einstweilen leihen, sagte er; sobald du aber eine Seite ohne Fehler lesen kannst, so darfst du es behalten. Der gute Knabe war sehr erfreut, und faßte es mit spitzigen Fingern so zart an, als wäre es von Spinnweben, und könnte leicht zerrissen werden. Am andern Tage kam Georg schon und sagte: „Von den ersten sechs Blättern will ich Ihnen eine Seite, welche Sie wollen, ohne Fehler lesen.“ Der Prinz schlug eine Seite auf, und Georg las sie ohne Anstand. Der Prinz schenkte

te ihm das Büchlein, und der Knabe hüpfte vor Freude.

Eines Morgens kam der Fürst, zu Pferd und nur von einem Reitknechte begleitet, ganz unvermuthet auf dem Jagdschlosse an. Er wollte sehen, wie der Prinz sich befinde und welche Fortschritte er im Lernen mache. Bei Tische erzählte der Prinz von dem niedlichen Vogelnefthen und dem ehrlichen Hirtenknaben. Der Fürst hörte mit Wohlgefallen zu, und bewunderte die Ehrlichkeit des Knaben. „In der That, sagte der Hofmeister, seine Ehrlichkeit ist bewährtes, reines Gold. Der Knabe gäbe einmal für unsern geliebten Kronprinzen einen treuen Diener ab, auf den er sich verlassen könnte. Und da Gott dem armen Knaben auch vortreffliche Talente verliehen hat, so wäre es zu wünschen, daß er studiren könnte. Allein sein Vater ist sehr arm; es wäre aber doch Schas-

„Nun, wenn der Knabe, der so talentreich und so ehrlich ist, in der Welt nichts weiter werden sollte, als ein Rechenmeister, wie sein Vater.“

Der Fürst trat nach der Tafel mit dem Hofmeister an ein Fenster, und verweilte einige Zeit allein mit ihm. Hierauf befahl er, den Knaben zu rufen. Georg kam, und war hoch erstaunt, als er in einen prächtigen Saal trat, und den schönen, ansehnlichen Herren, mit dem Stern an der Brust, erblickte. Der Hofmeister sagte dem Knaben, wer der Herr sei, und der Knabe neigte sich fast bis zur Erde.

„Nun Kleiner, sprach der Fürst sehr freundlich, wie ich höre, hast du große Freude an den Büchern. Hättest du wohl Lust, zu studiren?“

„Ach, sagte Georg, wenn es an sonst nichts fehlte, als an der Lust dazu,“

Neue Erzähl. f. Kinder. II. 8

so würde ich heute noch ein Student. Aber mein Vater hat kein Geld. Da fehlt's."

„Nun höre einmal, sprach der Fürst; ich will einmal versuchen, ob wir einen Studenten aus dir machen können. Der Herr Hofmeister hier hat einen Freund, einen trefflichen Landpfarrer, der sähige Knaben in sein Haus aufnimmt, sie in den gelehrten Sprachen unterrichtet, und sie auf die höheren Studienanstalten vorbereitet. Diesem Pfarrer will er dich empfehlen. Für Bezahlung der Kosten werde ich sorgen. Wie gefällt dir der Vorschlag?"

Der Fürst erwartete, der Knabe werde sich sehr freuen, und diese Gnade mit beiden Händen ergreifen. Allein der Kleine hatte zwar Anfangs gelächelt, machte aber sogleich darauf ein sehr wehmüthiges, betrübtes Gesichtchen, und schwieg. „Was ist dir? fragte der

Fürst. Es scheint, du möchtest lieber weinen, als lachen? Was hast du, daß einmal hören!“

„Ach du mein Gott, sagte Georg, mein Vater ist so arm! Was ich den Sommer über an Hirtenlohn, und den Winter über mit Spinnen verdiene, hat er höchst nöthig. Es ist zwar nur wenig; allein er könnte es doch nicht entbehren.“

„Du bist ein guter Knabe, sprach der Fürst höchst freundlich; diese deine kindliche Liebe zu deinem Vater ist mehr werth, als die kostbarste Perle, die sich in meiner Schatzkammer befindet! — Was indeß deinem Vater entgeht, wenn du deinen Schäferstab und dein Spinnrad mit der Feder und den Büchern vertauschest, das werde ich ihm ersetzen. Ist's so recht?“

Der gute Knabe war vor Freude

fast außer sich. Er küßte dem Fürsten voll des innigsten Dankes die Hand, beneßte sie mit Dankesthränen, und sprang fort, die Freudebotschaft seinen Vater zu bringen. Bald darauf kamen Vater und Sohn mit Augen voll Thränen, und konnten ihren Dank für eine so große Gnade vor Weinen nicht aussprechen.

Herr von Trenholz hatte auch Thränen in den Augen, und schwieg.

„Nun, sagten Adolph und Wilhelm, die Geschichte ist ja noch nicht aus! Wie ist es mit dem braven Hirtenknaben Georg weiter gegangen, und was ist aus ihm geworden?“

„Liebsten Kinder, sprach der Vater, jener Hirtenknabe war — ich.“

„Der edle Fürst, den ihr nicht mehr gekannt habt, nahm mich, nachdem ich meine Studien vollendet hatte, in seine Dienste. Da er mit mein

treuen Diensten zufrieden war, so nannte er mich von Treuhold. Er ist bereits vor zehn Jahren gestorben; sein Andenken aber wird nie sterben. Mein Dank und der Dank des ganzen Landes folgt ihm nach in die Ewigkeit."

"Jener kleine Prinz, den ich hier unter dieser Eiche das erste Mal sah, ist unser gegenwärtiger gnädigster Fürst."

"Der Herr Pfarrer an unserer Hauptkirche, dieser wahrhaft hochwürdige Geistliche, der eine so väterliche Besorge gegen euch zeigt und euch in der Religion unterrichtet, war jener Hofmeister."

"Mein selbiger Vater, euer Großvater, den ich zu mir genommen, und der seine alten Tage bei mir verlebte, ist uns auch in den Himmel voraus gegangen. Er hatte große Freude an euch, und machte euch manche Freude, wie wohl ihr euch des blaffen, frommen

und freundlichen Greises nur mehr dunkel erinnert. Seine Asche ruhe im Frieden!"

Gott hat mich so gesegnet, daß ich dieses Landgut, auf dem ich ehemals als ein armer Knabe die Schafe gehütet, laufen konnte, und das nunmehr unser Eigenthum ist."

„Der brave Pächter auf diesem unserm Landgute, ist jener Michel, der ehemals da drüben am Berge die Ziegen gehütet und mein erster Lehrmeister gewesen."

„Nun, sagte der kleine Wilhelm, da hat das Vogelnestchen doch recht viel Gutes gestiftet. Leben wohl jene Vögelchen auch noch? Sind sie die nemlichen, die dort in dem Wäldchen wieder ein Nestchen gebaut haben?"

„Warum nicht gar! sprach Abolph, der ältere Knabe; was plauderest du da von dem Nestchen? Weil der Vater

in so redlicher und fleißiger Knabe war, hat er es vom Hirtenknaben bis zum geheimen Rathe und vom Bergspinnen bis zum Besitze dieses schönen Landgutes gebracht."

"Nicht mir gebührt die Ehre davon, sprach der Vater, sondern Gott. Wie hätte ich, als der ärmste Knabe in der Gegend, es so weit bringen können? Gott hat es so gefügt. Er hat mich durch das Vogelnestchen mit dem Erbprinzen bekannt werden lassen, und in der Folge meine Ehrlichkeit und meinen Fleiß so reichlich gesegnet. Benützt auch ihr die Talente, die Gott euch verlieh, liebsten Söhne. Lernet fleißig, seid immer ehrlich und treu, und vor Allem vertrauet auf Gott, und bittet Ihn um seinen Beistand! So wird Gott auch euren Fleiß und eure Treue und Redlichkeit reichlich segnen."

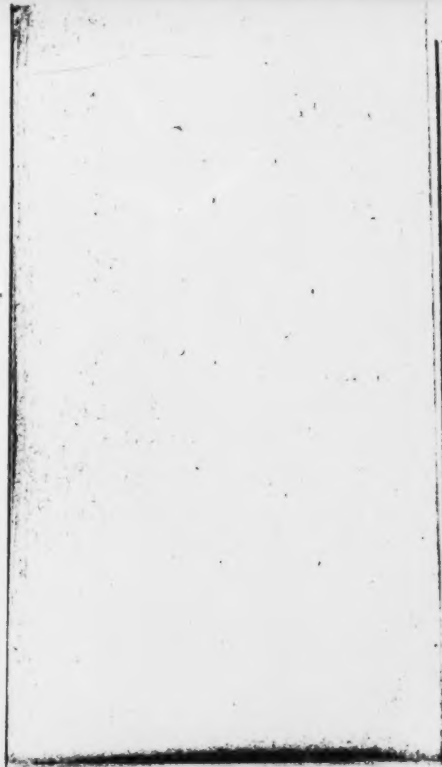
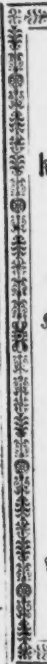
"Ja, das wolle Er, sprach der

Vater, indem er aufstand, gerührt zum Himmel blickte, und seinen zwei Söhnen, denen beiden die hellen Thränen in den Augen glänzten, unter der Eiche seinen väterlichen Segen gab.

Was der Vater nicht mehr sagte, muß hier noch beigelegt werden. Der geheime Rath von Treuholt war, weil er unbestechlich war, seinem Fürsten treu diente, und ihm immer redlich die Wahrheit sagte, ein großer Segen für das ganze Land.

Seine beiden Söhne, Adolph und Wilhelm, traten in die Fußstapfen ihres Vaters ein, und wurden sehr edle, rechtschaffene Männer. Adolph wurde fürstlicher Rath, Wilhelm Offizier, und Beide wurden wegen ihrer Kenntnisse und Diensttreue allgemein geschätzt. Sie waren die Freude ihres Vaters und die Stütze und Krone seines Alters.





L u d w i g,
der
kleine Auswanderer.

Eine Erzählung
für
Kinder und Kinderfreunde,
von
dem Verfasser der Ostereier.

Landshut, 1834.

Verlag der Krüll'schen Universitäts-
Buchhandlung.

(G. J. Manz.)

Neue
Erzählungen
für
Kinder
und
Kinderfreunde.

dem Verfasser der Thierwelt.

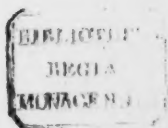


Drittes Bändchen.

Landshut, 1854.

Verlag der Krüll'schen Universitäts-
Buchhandlung.

(G. J. Manz.)



Erstes Kapitel.

Das verirrte Kind im Walde.

Lorenz Linder, der Pächter eines kleinen Landgütchens zu Ellerssee, war mit Anbruch der Morgendröthe in den Wald gegangen, und hatte den ganzen Tag hindurch Holz gefällt. Als die Sonne sich zum Untergange neigte, machte er sich, mit einem großen Büschel Reisholz auf dem Rücken und mit seiner Axt über der Schulter, auf den Weg nach Hause. Da hörte er aus einem Dickicht des Waldes eine kläglich jammernde Stimme. „Ach, sagte Lorenz voll Mitleids, das ist ein Kind, das

sich in dem Walde verirrt hat. Ich will es auffuchen und auf den rechten Weg führen."

Er drang mit Mühe durch das verwachsene Gesträuch, und kam auf einen grünen Platz, der rings von Schlehdornen und Haselstauden umgeben war, und in dessen Mitte ein großer Eichbaum stand. Unter dem Baume kniete ein holder, lieblicher Knabe von etwa sechs bis sieben Jahren. Der Knabe blickte mit seinen schönen, schwarzen Augen andächtig zum Himmel; die hellen Thränen floßen ihm über die röthlichen Wangen, und seine empor gehobenen Hände waren fest gefaltet. Er war sehr gut und zierlich gekleidet. Sein dunkelblauer Frack war von sehr feinem Tuche; alle übrigen Kleidungsstücke waren weiß wie Schnee. Reichliche schwarze Locken hingen ihm auf die Schultern herab; den Hals trug er bloß, und ein schön

gestickter Halskragen vom feinsten Netz-
feste war über das dunkelblaue Kleid
ausgebreitet. Der bekümmerte Kleine
hatte übrigens weder Hut noch Mütze
bei sich. Er wiederholte jetzt die Wor-
te, die er schon ein paar Male laut aus-
gerufen hatte, noch einmal. „O mein
Gott, mein Gott, rief er in französi-
scher Sprache, erbarme Dich meiner!“

Lorenz verstand kein Französisch.
Aber der gute Knabe hatte die Worte
so rührend ausgesprochen, daß sie dem
ehrlichen Lorenz dennoch tief in das Herz
drangen. Sobald der weinende Knabe
den Mann erblickte, sprang er auf, eil-
te auf ihn zu, nahm ihn freundlich bei
der Hand, und bat, in gebrochenem
Deutsch, inständig und flehentlich, ihn
zu seiner Mutter zurück zu führen.

Lorenz fragte den Knaben, wo sei-
ne Mutter sich aufhalte, und wie es
komme, daß er sich in diesem Walde

verirrt habe. Mit Mühe und öfterem Fragen verstand Lorenz die Erzählung, die der Kleine von seinem Unfalle machte, so ziemlich. Der Knabe war aus Frankreich, und hieß Ludwig. Seine Aeltern hatten, als die Revolution ausgebrochen war, sich nach Deutschland geflüchtet. Ludwig war damals noch kaum drei-Jahre alt gewesen. Sein Vater hatte einen der entflohenen Prinzen begleitet, und befand sich gegenwärtig noch unter dessen Gefolge. Die Mutter hatte sich mit Ludwig indessen zu Trier aufgehalten. Als die französischen Kriegsheere sich der Stadt näherten, nahm Ludwigs Mutter auf's neue die Flucht. Auf ihrer Flucht war sie nun heute in einem großen Dorfe unweit des Waldes angekommen. Ludwig war mit seiner Mutter von frühem Morgen bis Mittag in einer Kutsche gesessen, die gedrängt voll Flüchtlinge war. Er wünschte,

bis das Essen fertig würde, in dem Garten am Wirthshause sich eine kleine Bewegung zu machen. Die Mutter erlaubte es ihm; verbot ihm aber ernstlich, sich aus dem Garten zu entfernen. Ludwig versprach zu gehorchen, und sprang voll Freude und ohne Hut in den Garten hinab. Allein da erblickte er einen Schmetterling von gar prächtigen Farben, und wollte ihn fangen. Der Schmetterling flog über die Hecke. Zum Unglücke stand die Gartenthür offen. Ludwig verfolgte das bunte, flüchtige Thierchen auf die große Wiese, die an den Garten stieß. Nun ließ sich auf einmal in dem nahen Walde der Kuckuk hören. Ludwig hatte unter seinen Spielsachen einen Kuckuk gehabt, der sehr artig aus Holz geschnitten und mit Farben bemahlt war. In dem Geselle, auf dem der Vogel saß, befand sich ein kleiner Blasebalg, durch dessen

Bewegung man den Ruf des Kuckuks hervorbringen konnte. Ludwig freute sich sehr, jetzt einmal einen lebendigen Kuckuk zu hören; er wünschte ihn auch zu sehen, und dachte nicht mehr an den Schmetterling. Er sprang sogleich hinein in den Wald. Es war aber, als wolle der Vogel ihn nur zum Besten haben; er ließ sich von Zeit zu Zeit auf einem andern Baume tiefer im Walde hören, ohne daß Ludwig das Geringste von ihm sah. So würde denn der arme Ludwig sehr tief in den Wald gelockt. Es fiel ihm nun doch ein, wieder zu seiner Mutter zurück zu kehren. Er lief, so schnell er konnte. Allein er wußte sich nicht mehr zurecht zu finden. Anstatt nach dem Dorfe zu laufen, entfernte er sich immer mehr davon. Er irrte mehrere Stunden im Walde umher, und gerieth zuletzt so tief zwischen Büsche und dornige Gesträuche hinein,

daß er keinen Ausweg mehr fand. Ermüdet und von heftigem Hunger gequält, war er unter dem Baume, unter dem ihn Lorenz fand, auf die Knie gesunken, und hatte mit heißen Thränen zu Gott gefleht, ihn aus dieser äußersten Noth zu erretten.

Lorenz sprach: „Du hast einen großen Fehler gemacht, mein lieber Ludwig, daß du dich durch die bunten Farben eines Schmetterlings und den lustigen Ruf des Kuckuks verleiten liehest, den Befehl deiner Mutter zu übertreten.“

Ludwig nickte treuherzig mit dem Kopfe, und weinte schmerzlicher.

„Nun, nun, sagte Lorenz liebreich, weine nicht mehr! Ich denke, Gott hat deine Reue angesehen, und dein kindliches Gebet erhört. Ja glaube mir, Er habe dir verziehen, und die Hilfe geschickt. Danke Ihm nun dafür, dem lieben Gott, und versprich Ihm,

dafi du künftig vorsichtiger seyn, und das vierte Gebot nicht mehr so leichtsinnig vergessen wollest. Du hast nun erfahren, wie leicht ein Mensch, der nur seiner Augenlust folgt, und jeder lustigen Stimme Gehör gibt, auf Abwege und in große Noth gerathen könne."

„Ach, fügte Lorenz noch bei, es gibt in dieser Welt noch manche bunte Dinge, die einen Menschen leichter verführen können, als ein Schmetterling; und die lockende Stimme der Verführung kann besonders die Jugend in größeres Unglück stürzen, als der Ruf des Auckufs. Gott wolle dich davor bewahren, und dich glücklich und unbeschädigt durch diese Welt führen. — Doch, nun komm mit mir; ich will dich wieder zu deiner Mutter bringen."

Lorenz führte den Knaben auf einem schmalen Fußsteig, der nicht leicht

zu finden war, aus dem Dickicht her:
aus auf den gewöhnlichen Weg.

Zweites Kapitel.

Die Nachtherberge.

Ludwig ging mit dem freundlichen
Manne durch den Wald hin, nach El-
lersee zu. Unterwegs fragte ihn Lorenz,
wie das Dorf heiße, in dem seine Mut-
ter zu Mittag speisen wollte. Ludwig
wußte es nicht zu nennen; er beschrieb
es aber. Er sagte, es liege an einem
Berge, auf dem ein schönes, großes
Schloß aus dem Walde hervor rage.

„Das ist Waldenberg, sagte Lor-
renz; es ist aber über zwei starke Stun-
den dahin. Du bist zu müde, heute
noch so weit zu gehen. Auch hast du
nicht zu Mittag gegessen, und wirst
wohl sehr hungrig sehn. Mein Haus
ist gar nicht weit von hier. Da mußt

du mit mir zuerst auf die Nacht essen; dann nehm' ich dich zu mir auf ein Pferd, und wir galoppiren mit einander nach Waldenberg. In einer Stunde bist du dann wieder bei deiner Mutter."

Der lebhafteste Knabe freute sich sehr, reiten zu dürfen, was er sich schon lange vergebens gewünscht hatte; allein noch mehr freute er sich, heute noch seine Mutter wieder zu sehen. Er hätte vor Freude hüpfen mögen, wenn er nicht so gar müde gewesen wäre.

Sobald Ludwig mit Lorenz aus dem dunkeln Walde heraus kam, erblickte er das freundliche Dörflein Ellerssee. Es lag an einem kleinen mit Erlen umkränzten See, und war eben jetzt herrlich von der untergehenden Sonne beleuchtet. Das Haus des guten Lorenz war ihnen das nächste, und sie hatten dahin nur mehr ein paar hundert Schritte.

Lorenzens Ehegattin, Mutter Johanna, kam mit ihrem kleinsten Kinde auf dem Arme, und von ihren übrigen fünf Kindern umgeben, ihrem Manne aus der Hausthüre entgegen, und rief jammernd: „Hast du es schon gehört? Die französischen rothen Husaren sind heute Mittags in Waldenberg angekommen, und vieles Fußvolk, das ihnen nachzog, hat bereits alle Ortschaften jenseits des Waldes besetzt.“

Lorenz hatte in dem Walde von Allem, was in der übrigen Welt vorging, weder etwas gesehen, noch gehört. Er war daher über die Nachricht, die französischen Krieger seyen so weit vorgebrungen, nicht wenig erstaunt. Noch mehr aber erstaunte die gute Hausmutter Johanna, daß Lorenz schon einen kleinen Franzosen mit nach Hause bringe. Sie betrachtete indeß die zarte, liebliche Gestalt des Knaben mit Wohl-

gefallen. Die Kinder schauten ihn zuerst eine Weile schen und betroffen an; sie näherten sich ihm aber nach und nach, und die kleine Piese sagte: „Ich dachte Wunder, wie fürchterlich die Franzosen aussehen; allein wenn alle so hübsch und freundlich sind, wie dieser da, so werden sie uns Kinder wohl nicht fressen.“

Lorenz erzählte seiner Hausfrau, was er von dem Knaben wusste. Sie hatte großes Mitleid mit Ludwig, und sagte: „Ach! da wird der arme Kleine wohl recht hungrig seyn; ich will daher machen, daß die Suppe bald fertig werde.“ Sie eilte in die Küche. Die Kinder plauderten indeß mit Ludwig, und die mangelhafte Art, wie er deutsch sprach, belustigte alle sehr.

Sobald die Mutter die Suppe brachte, setzte Ludwig sich mit den Kindern sogleich zu Tische, als wäre er da zu Hause. Mit seiner gewöhnlichen Leb-

hastigkeit brachte er den Löffel voll heißer Suppe zum Munde, und hätte sich beinahe die Lippen verbrannt. „Ach, rief er, da ihm das Wörtlein heiß nicht so gleich einfiel, in das Supp' ist viel Sommer!“ Die Kinder lachten, allein sie verstanden sehr gut, was er sagen wollte.

Der Vater fragte ihn während des Essens, in welchem Gasthose zu Waldenberg er eingelehrt habe. „In dem goldenen Wildbrett!“ sagte Ludwig.

Er meint den goldenen Hirsch, sprach der Vater, und verbot den Kindern ihr lautes Gelächter, obwohl er selbst sich des Lachens nicht ganz enthalten konnte.

Nach der Suppe brachte die Mutter eine große Schüssel voll schöner, röthlicher Erdäpfel. Ludwig schälte ein Paar, ließ sie aber unberührt auf seinem Teller liegen. Er war gewöhnt, die Erdäpfel nur als eine Beispeise zu ein-

gemachtem Fleische zu essen. Er hätte gerne ein eingemachtes Huhn gehabt, wußte es aber in diesem Augenblick nicht zu nennen. Da blickte er durch das Fenster, deutete auf die Thurmspitze, auf der ein vergoldeter Hahn in der Abendsonne stimmerte, und fragte: „Was das?“ Die Kinder glaubten, er meine den Thurm, und sagten: „Der Kirchthurm!“ „Nun wohl, sagte Ludwig, so loch mir jung Kirchthurm!“ Aeltern und Kinder lachten nun zusammen.

Der Vater erklärte ihm das lustige Mißverständniß. Die Mutter aber sagte: „Lieber Ludwig, junge Hühner wären für uns Landleute eine zu kostbare Speise; wir verkaufen die Hühner, die wir ziehen, in der Stadt, um für das Geld andere Dinge einzukaufen, die uns nöthiger sind.“ Indes brachte sie ihm Butterbrod. Er aß es mit Lust, und

versicherte, es schmecke und sättige so gut, als der beste Braten.

Nach dem Essen sprach der Vater: „Heute, mein lieber Ludwig, können wir nicht mehr zu deiner Mutter reiten. Waldenberg und die ganze Gegend ist von französischem Kriegsvolk besetzt, und da wäre es sehr gefährlich, in der Nacht zu reisen. Du mußt also schon bei uns übernachten, und Geduld haben; morgen frühe wollen wir dann sehen, was zu thun ist.“

Ludwig, der sehr müde und schläfrig war, ergab sich darein, so gern er auch heute noch seine Mutter gesehen hätte. Die sorgsame Hausmutter Johanna machte ihm oben in der Schlafkammer ihrer Kinder ein reinliches Bettchen zurecht, und Ludwig schlief fast augenblicklich ein.

Als die Mutter alle ihre Kinder zu Bette gebracht hatte, ging sie vor

die Hausthüre, und setzte sich zu ihrem Manne auf die Bank. Denn hier saßen sie an schönen Abenden nach vollbrachtem Tagewerke gewöhnlich noch eine Weile, überlegten, was morgen Alles zu thun sey, redeten von der Erziehung ihrer Kinder, und dankten Gott für seine Wohlthaten.

Nachdem Beide eine Weile nachdenkend geschwiegen hatten, sagte Johanna: „Ich halte es für rathsam, daß du morgen vorerst allein, ohne unsern kleinen Gast mitzunehmen, nach Waldbenberg gehst. Ludwigs Mutter, die sich vor ihren Landsleuten geflüchtet, hält sich wahrscheinlich im Verborgenen noch dort auf, und wartet, bis der Knabe wieder aufgefunden ist. Brächtest du ihn nun sogleich mit dir, so könnte das gar leicht Aufsehen erregen, und der armen Mutter Gefahr bringen.“

„Da hast du Recht, sprach Lorenz

Morgen will ich zuerst allein dahin gehen, um der guten Frau Nachricht von ihrem Kinde zu bringen. Sobald der Tag anbricht, will ich mich auf den Weg machen, um sobald möglich dahin zu kommen, und so ihr eine jammervolle Stunde zu ersparen.“

„Das thust du, sagte Johanna; ach, ich kann mir denken, wie es ihr um das Herz seyn mag. Ich würde vor Jammer vergehen, wenn ich im fremden Lande eines meiner Kinder verloren hätte. Damit du aber auch eine Ursache angeben kannst, warum du nach Waldenberg kommest, so will ich dir ein halbes Duzend von den schönen, jungen Hühnern mitgeben, die jetzt eben groß genug, und auch so fett sind, daß man sie sogleich braten kann.“

„Das ist klug, sagte Lorenz. Die Hühner werden mir statt eines Passes dienen, damit ich leichter durch die auf:

gestellten Wachen hindurch komme. Auch wird die Frau Hirschwirthin, die gar eine brave Frau ist, sie mir sehr gerne ablaufen, um die fremden Gäste gut zu bewirthten. Was aber die Hauptsache ist, so kann sie mir über die Mutter des kleinen Ludwigs sicher die beste Auskunft geben. Ich will also den Gang dahin wagen."

"Es ist allerdings ein kleines Wagniß, sagte Johanna; allein da es ein Werk der Barmherzigkeit ist, so wird es mit der Hilfe Gottes gelingen. Dieß glaube ich fest; sonst ließe ich bei dieser gefährlichen Kriegszeit dich um alle Welt nicht gehen. Gutes zu thun, ist aber der Beruf eines jeden Menschen; und wer in seinem Berufe wandelt, der wandelt unter Gottes Schutz."

Drittes Kapitel.

Sammer einer Mutter.

Am andern Morgen, bald nach drei Uhr, da noch kaum die erste Morgenhelle zu bemerken war, nahm der gute herzige Pächter Lorenz den Korb mit den Hühnern, befestigte ihn an seinem Stabe, schwang ihn über die Schulter, und wanderte mit eiligen Schritten Walzenberg zu. Der rüstige Mann kam deshalb auch sehr bald wieder zurück.

Als es eben auf dem Thurme zu Ellerssee sieben Uhr schlug, trat er mit dem leeren Korbe und dem erlösten Gelde schon wieder in seine Stube. Johanna stand eben am Butterfasse. Er setzte sich auf den nächsten Stuhl, und wischte sich den Schweiß ab. „Ich habe eben ausgerührt, sagte Johanna. Sieh, da hast du ein Glas Buttermilch, nebst

einem Stücke Brod. Erzähle mir nun, was du in Waldenberg erfahren hast.“

„Die Frau Hirschwirthin, sagte Lorenz, erzählte mir die Geschichte sehr ausführlich; ich will sie etwas kürzer fassen. Schon am Morgen des vergangenen Tages sah man durch Waldenberg eine Menge Kutschen und Reitwagen fahren; alle waren gedrängt voll Menschen, die sich vor den herannahenden französischen Kriegsheeren flüchteten. Gegen Mittag kamen so viele Kutschen mit französischen Ausgewanderten, daß sie in den Wirthshäusern des Ortes kaum mehr ein Unterkommen finden konnten. Die bedauernswerthen Leute wollten blos ein kleines Mittagsmahl nehmen, und sobald ihre Pferde gefüttert waren, eilig wieder weiter fahren. Ludwigs Mutter, eine schöne Frau, von zartem, feinem Aussehen, befand sich unter ihnen. Als es Zeit zum Essen war, rief sie

dem Knaben, dem sie erlaubt hatte, in den Garten hinab zu gehen; allein es war nichts mehr von ihm zu sehen, noch zu hören. Indem sie überall, in dem Garten, auf der nahen Wiese und auf der Gasse ihn ängstlich suchte, kamen plötzlich einige österreichische Dragoner in das Dorf gesprengt, und sagten, die französischen Husaren folgten ihnen auf dem Fuße. Man hörte in einiger Entfernung scharf schießen. Es entstand ein allgemeiner Schrecken und ein großes Getümmel. Die ausgewanderten Franzosen sprangen eilends vom Tische auf, und befahlen, augenblicklich anzupacken. Einige Herren halfen selbst mit, die Pferde anzuschirren und aus dem Stalle zu führen. Die Angst und der Jammer der bekümmerten Mutter aber waren unbeschreiblich. Sie war laß wie eine Leiche, und lief, die Hände ringend und mit zerstreuten Haaren

umher; sie bat, uneingedenk, daß die Leute die französische Sprache nicht verstanden, mit heißen Thränen und aufgehobenen Händen alle Menschen, die ihr im Hause und auf der Straße begegneten, ihr den Knaben suchen zu helfen. Indes hörte man immer fürchterlicher schießen; es fiel Schuß auf Schuß bereits sehr nahe an den Hecken und Weingärten des Dorfes. Die Reisegerährten der Frau wollten sie bereben, abzureißen, indem sie sonst in Gefahr stehende, gefangen nach Frankreich ausgeliefert zu werden. Allein sie sagte: „Etwas will ich sterben, als mein Kind im Stiche lassen.“

„Einer der Ausgewanderten, ein älterer Mann, versicherte sie, der Kleine sey mit seinen Gespielen, in der Antstube, die in dem nächsten Gasthose angehalten, sogleich bei dem ersten Lärmen abgeföhren. Die Frau lief sogleich

selbst hinüber in den Gasthof, und fragte, ob das auch gewiß sei. Die Wirthsleute sagten: „Ja, ganz gewiß!“ — Ob die Leute die Frau nicht recht verstanden haben, oder ob der alte Mann, der sehr um die Frau bekümmert schien, die Leute nur angelernet, die Frau zu hintergehen, um ihr das Leben zu retten, weiß ich nicht. Die arme Mutter wurde, todtensbleich und fast ohnmächtig, von dem zitternden Greise in den Kesswagen gehoben. Als der Wagen zu dem Dorfe hinaus fuhr, ritten die französischen Husaren auf der andern Seite des Dorfes herein, und setzten sich zur Mahlzeit nieder, von der die Geflüchteten, beinahe ohne etwas davon zu kosten, aufgestanden waren.“

„Das ist sehr traurig, sagte Johanna; aber sag' doch, wer ist die unglückliche Mutter? Wie heißt sie? Und was ist sie sonst für eine Frau?“

Lorenz sagte: „Man nannte sie bloß Madame Duval. Sie schien ehemals reich gewesen zu seyn; aber nun scheint sie arm und dürstig. Ihre Kleidung von aschenfarbenem Kattun war nur ganz einfach, wiewohl sehr reinlich. Sie trug weder Gold, noch Spitzen. Die Kutsche, in der sie kam, war ganz gemein, und ihr Koffer sehr klein. Auch das Mittagsmahl, das sie für sich, ihren Ludwig und jenen alten Mann bestellt hatte, war gar nicht prächtig, ja sogar etwas sparsam. Die Hirschwirthin, die französisch spricht, und mir dieses Alles erzählte, konnte übrigens die Frau nicht genug loben, wie verständig und bescheiden sie sey.“

„Ach die arme Mutter! seufzte Johanna, indem ihr die hellen Thränen über die Wangen flossen. Wie groß wird ihr Schrecken seyn, wenn sie jene Kutsche einholt, und ihren geliebten

Ludwig nicht darin findet. Wegen der nachziehenden Kriegsheere kann sie nicht zurück kehren, ihn aufzusuchen; sie weiß nicht, wie es ihm unter einem fremden Volke ergehen werde. Sie muß fürchten, ihn lange Zeit, oder gar nicht mehr zu sehen. Wahrhaftig, sie muß einen Todeskummer empfinden.“

„Ich bedauere die gute Frau von ganzem Herzen, sprach Lorenz; aber wo ist denn ihr Sohn, der kleine Ludwig? Ist er noch nicht aufgestanden?“

„Ach, sagte die Mutter, das gute Kind schläft noch sanft und süß. Ich habe eben noch ihm gesehen. Der arme Kleine wird sehr bestürzt seyn, seine Mutter vielleicht Jahre lang nicht mehr zu sehen.“

Lorenz sprach etwas bekümmert: „Allein was sangen wir indessen mit dem Kinde an?“

„Das giebt sich von selbst! sagte

Johanna. Gott hat uns das Kind zugeführt — und so behalten wir es, bis die Mutter wieder kommt, und das Kind wieder abholt. Ich denke, Gott hat es so gesügt, daß du eben nicht weit von dem alten Eichbaume vorbeigehen mußt, als das Kind unter dem Baume so herzlich bethete.“

„Das denke ich auch! sagte Lorenz. Aber wie — wenn der Krieg viele Jahre lang dauerte, und die Mutter gar nicht mehr zurück kommen würde? Wenn sie auf ihrer traurigen Flucht, auf der sie sicher Vieles auszuhalten hat, erkranken und sterben sollte — wie dann?“

„Dann erzöhen wir den armen Kleinen mit unsern Kindern, sagte Johanna. Wo Sechse essen, ist das Elbente auch mit — ohne großen Aufwand. Gott wird uns das Wenigste geben, das wir haben — wenn wir es mit e

nem armen Kinde theilen — um so reichlicher segnen. Derjenige, der mit fünf Broden fünf tausend Mann in der Wüste speiste, lebt noch!“

„Das ist wahr, sagte Lorenz. Allein wenn gute Leute, die reicher sind, als wir, sich des Kindes erbarmen und es aufnehmen wollten, so wäre es mir doch lieb!“

„Wenn sich solche Leute fänden, und sich selbst dazu erböthen, sagte Johanna, so wäre mir das vielleicht auch recht. Allein bitten wollen wir sie nicht darum. Die reichsten Leute sind nicht immer die freigebigsten. Und auch die Freigebigsten unter ihnen könnten zwar mehr für den armen Knaben thun, als wir, aber mit willigerem Herzen könnten sie es gewiß nicht thun. Ich fühle einmal ein Mutterherz zu dem Knaben, und du, liebster Lorenz, — ich weiß es gewiß — bist nicht weniger liebevoll

gegen denselben gesinnt; du hast sicher ein Vaterherz für ihn.“

„Das wohl!“ sagte Lorenz, und fing nun an zu rechnen, ob sie bei dem geringen Ertrage ihres kleinen Pachtgutes so viel erübrigen könnten, den Knaben zu ernähren und zu kleiden. Lorenz kam aber mit seiner Rechnung nicht zurecht.

Allein Johanna unterbrach ihn, und sagte: „Wenn man etwas Gutes thun will, muß man nicht gar so genau rechnen; man muß dem lieben Gott auch Etwas zutrauen. Ich dachte schon immer, wenn unser kleiner Konrad uns verloren ginge, und unter landfremden Menschen — etwa in Frankreich — hilflos und verlassen umher irrte — nicht wahr, da wünschten wir wohl recht herzlich, daß gute Menschen sich seiner erbarmen, und ihm unter ihrem Dache und bei ihren Kindern ein Plätzchen

können möchten! Nun, was wir wollen, daß man uns thue, das sollen wir auch Andern thun.“ Die Thränen stauen sich ihr in den Augen, als sie dieses sagte.

Lorenz sprach sehr gerührt: „Ich wollte das Kind ja von Herzen gerne annehmen und erziehen; allein da wir selbst nichts Ueberflüssiges haben, so können wir das doch kaum thun.“

„Ei, sagte Johanna, wir Menschen können mehr, als wir manchmal meinen! Du wolltest mir ja auf dem nächsten Jahrmarkte ein neues Kleid kaufen; laß das gut seyn, und verwende das Geld für den armen Ludwig!“

„Du bist doch eine eben so verständige als gutherzige Frau!“ rief Lorenz, indem seine bedenklichen Mienen verschwanden, und seine gewöhnliche Fröhlichkeit wieder sein ganzes Gesicht erheiterte. „Ja, ja, sagte er, so wollen wir es

machen; und auch ich will mich mit meinem alten Sonntagsrocke noch ein Jahr länger behelfen. So ist einstweilen für den Knaben gesorgt. Wir wollen ihn also behalten. Der liebe Gott wird weiter sorgen!“

In diesem Augenblicke trat der kleine Ludwig, völlig angekleidet, zur Thüre herein, wünschte Beiden sehr freundlich guten Morgen, und bat Lorenz, nun sogleich zu satteln, und mit ihm zu seiner Mama zu reiten.

„Lieber Ludwig! sagte Lorenz, deine Mutter ist schon gestern Mittags von Waldbenberg abgereiset, und jetzt viele Meilen weit von uns entfernt. Sie war sehr bekümmert um dich; allein sie konnte nicht dort bleiben. Die Hufaren vertrieben sie. Jetzt stehen mächtige Kriegsheere zwischen ihr und uns, so, daß wir jetzt unmöglich zu ihr kommen können.“

Der gute Ludwig fing an Schmerz zu weinen; er schluchzte vor Jammer und inniger Betrübniß. Mutter Johanna setzte sich auf die Bank, stellte den weinenden Knaben zwischen ihre Kniee, trocknete mit dem kleinen, weißen Taschentuche, das er bei sich hatte, die Thränen ab, und sagte liebevoll: Keine Furcht, liebster Ludwig! Habe eine kleine Weile Geduld; dann wirst du deine liebe Mutter wieder sehen, und dann eine desto größere Freude haben. Indessen will ich deine Mutter suchen, so wie mein Mann sich als Vater gegen dich erweisen wird. Alle deine Kinder werden dich lieben, als wenn du dein Bruder. Alles, was wir haben, wollen wir mit dir theilen!

Aber Ludwig wollte sich nicht trösten lassen, und hörte nicht auf zu weinen. Da versuchte Johanna ein anderes Trostmittel. Sie ging mit ihm

hinaus in den Hof am Hause, und sagte zu Lorenz, er solle das Füllen aus dem Stalle führen. Lorenz that es. Ludwig hatte noch nie in seinem Leben ein junges Pferd gesehen, und wußte nicht, daß dieses Pferdchen noch gar so jung sey. Er rief daher voll Erstaunen: „Ei, ein kleines Pferd! Ein kleines Pferd!“ Er betrachtete das hübsche Thierchen, das kaum drei Monate alt war, mit großem Wohlgefallen, und versicherte, die Pferde in der Stadt seyen alle sehr groß; dieß kleine Pferd aber finde er viel artiger. Lorenz setzte ihn auf das Pferdchen, und führte es in den Hofe auf und ab. Ludwig hatte eine ganz ungemeine Freude, das erste Mal zu Pferde zu sitzen, und zwar auf einem so kleinen, niedlichen Pferde, das ganz für ihn geschaffen schien. Aller Jammer war vergessen. Er sagte, wiewohl seine Wangen noch von Thrä-

nen naß waren, mit lachendem Munde:
„Auf diesem Pferde werde ich morgen
oder übermorgen zu meiner Mutter gal-
loppiren.“

„Dieß, sagte Johanna zu Lorenz,
hat geholfen, und die Traurigkeit des
Knaben auf einmal in Freude verwand-
elt. Um bei einem Kinde eine Empfin-
dung, die unangenehm oder gar unrecht
ist, zu überwinden, muß man sie nicht
geradezu bestreiten, sondern das Kind
auf andere Gedanken zu bringen und in
ihm andere Empfindungen zu erregen
suchen. Dieß thut auch bei Erwachse-
nen gut, wie ich es öfter bei mir selbst
erfahren habe. Wann mir etwas im
Kopfe herum geht, singe ich ein fröhli-
ches Liedchen oder plaudere mit meinen
Kindern von etwas Anderm, oder erzäh-
le ihnen ein Geschichtchen; oder ich sehe
in dem Garten nach, wie schön alles
wachse und gedeihe, oder wie schön brau-

sien auf dem Acker der Flachs gerathe,
und wie lieblich er blühe. Neulich war
ich gar übel aufgeräumt; da brachte mir
die kleine Piese ganz unerwartet einen
Strauß von den ersten Malenblümchen,
und ich wurde sogleich wieder aufgeheitert
und der besten Laune. Freilich, wann
schwerere Sorgen oder Leiden der Erde
uns danieder drücken, da hilft so Et-
was nicht mehr! Allein dann erhebe ich
meine Gedanken zum Himmel, und den-
ke an den lieben Gott, der für uns Al-
le sorgt, und nach den kurzen Leiden
dieser Erde uns ewige Freuden giebt.
Da wird es denn sogleich besser mit
mir, und ich bin wieder getrost, heiter
und fröhlich.

Viertes Kapitel.

Die Landleute im Dorfe.

Die Ankunft des französischen Knas-
ben war sogleich im ganzen Dorfe ver-

unt geworden, und machte großes Auf-
sehen. Es kamen den Tag über eine
Menge Kinder und auch viele Mütter
Lorenz in das Haus, um den frem-
den Knaben zu sehen. Gegen Abend
versammelten sich die Bauern unter der
großen Linde, die mitten im Dorfe,
nicht weit von der Kirche stand. Denn
hier pflegten sie, nach vollbrachtem Tage-
werke, auf den Bänken zu ruhen, und
bei vertraulichen Gesprächen eine Pfeife
Taback zu rauchen. Diesemal war
Ludwig das einzige Gespräch. Ueber ei-
ne Weile kam der Ortsvorsteher, und
setzte sich zu ihnen. Lorenz bemerkte ihn
durch das Fenster, und ging mit Lu-
dwig zu ihm hin, um ihm den Knaben
vorzustellen. Lorenz erzählte, wie er zu
dem Kinde gekommen, und sagte dann:
„Ich mache Euch hiemit die Anzeige,
daß ich das Kind, bis die Mutter es
abholt, bei mir behalten werde.“

Die Bauern lobten den Lorenz wegen seiner christlichen Liebe; einige meinten jedoch, Lorenz habe schon Kinder genug zu ernähren; es sey nicht klug von ihm, noch ein fremdes Kind anzunehmen. Einer der Bauern aber, Namens Krall, der kein guter Mensch, und gegen Lorenz besonders feindselig gesinnt war, behauptete, man müsse den jungen Franzosen auf der Stelle aus dem Dorfe schaffen. „Denn bedenkt, Nachbarn! sagte er, die Ausgewanderten sind Feinde Frankreichs; die französischen Soldaten, vor denen wir keine Stunde sicher sind, werden es uns sehr übel nehmen, daß wir ein Kind ihrer Feinde in unserm Dorfe dulden. Sie werden es uns entgelten lassen, unser Dorf plündern, oder gar in Brand stecken. Ach du lieber Himmel, rief er mit wehmüthiger Stimme, mir ist's, ich sehe unser gutes Dorf schon in

flammen!“ — — „Ortsvorsteher, setzt er noch mit einem glühmigen Blick auf Lorenz bei, ich mache daher den Antrag, daß Ihr den französischen Knaben noch diesen Abend durch den Gemeindevorsteher über die Gränze bringen laßt — den Lorenz aber, der das Kind hieher schleppte, und sich dadurch als einen Anhänger der Franzosen offenbarte, und uns leicht hätte unglücklich machen können, zu einer gebührenden Strafe an Geld verurtheilet.“

Einige Bauern geriethen über die große Gefahr, in der das Dorf schwebte, in Schrecken, und stimmten dem Krall bei; andere aber, die mehr Verstand und menschliches Gefühl hatten, widersprachen dem Krall mit Nachdruck. Es entstand ein Wortwechsel, und die Bauern sprachen ziemlich laut. Alle Leute im Dorfe, Jung und Alt, Weiber und Kinder, liefen zusammen, theils

um dem Streite zuzuhören, theils um den kleinen Franzosen zu sehen, über den der Streit angegangen war.

Als der Streit anfang bedenklich zu werden, kam der Pfarrer herbei, hörte eine Weile zu, und sagte dann sehr ruhig: „Lieben Freunde und Pfarrkinder! Ihr ängstet Euch ohne Ursache; und die Gefahr für unser Dorf, die Einige von Euch als sehr groß ansehen, ist gar nicht vorhanden. Die tapfern französischen Krieger sind zu edelmüthig, als daß sie Euch ein Leid zufügen sollten, weil Ihr dieses unschuldige Kind, das von ihren bürgerlichen Streitigkeiten noch nichts versteht, in Euer Dorf aufgenommen; Ihr werdet Euch vielmehr ihre Zufriedenheit und ihr Wohlgefallen erwerben, wenn Ihr diesem armen, hilflosen Kinde, das doch zu ihrem Volke gehört, freundlich und liebevoll begegnet. Sollte jedoch Einer oder

Andere aus ihnen damit unzufrieden
sind, so legt mir alle Schuld auf mich
sein. Sagt ihnen, ich habe Euch ge-
than, das Kind in Euer Dorf aufzu-
nehmen. Ich werde mich zu verantworten
wissen. Ich halte es mit dem Aus-
spruche: „Thue recht und fürchte nie-
mand.“

Der Pfarrer nahm hierauf den
kleinen Ludwig Liebreich bei der Hand,
und stellte den holden, lieblichen Knaben,
der Thränen in den Augen hatte,
daß wegen seiner ein so großer Streit
entstanden war, in ihre Mitte. „Seht,
sagte der Pfarrer, ein solches Kind hat
einmal unser göttlicher Erlöser in die
Mitte seiner Jünger gestellt und zu ih-
nen gesagt: „Wer Eines von diesen
Kleinen aufnimmt, der nimmt mich auf!“
Ja, Er warnte die Jünger und sprach
zu ihnen noch weiter: „Sehet wohl zu,
daß ihr Keines von diesen Kleinen ge-

ring achtet; denn ich sage euch, ihre Engel sehen beständig das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist. Euer Vater im Himmel will nicht, daß Eines von diesen zarten Kleinen verloren gehe." So sprach unser göttlicher Erlöser. Nun, meine lieben Freunde! Dieses arme Kind hier, der kleine Ludwig, war wirklich verloren; Lorenz, dieser gute Mann, hat es gefunden, und es in sein Haus aufgenommen. Wolltet Ihr ihm nun das wehren? Wolltet Ihr darauf bestehen, das Kind solle verloren bleiben, und gleich einem verlorenen Lämmchen in der Welt herumlaufen? Da würdet Ihr die heiligen Engel Gottes, denen die Kinder lieb sind, betrüben! Unser göttlicher Erlöser, der Alles, was man einem solchen Kinde thut, so ansieht, als hätte man es Ihn selbst gethan, würde übel mit Euch zufrieden seyn. Ihr würdet Euch dem

himmlischen Vater, der da will, man soll sich solcher verlorren Kinder annehmen, offenbar widersprechen! Nein, meine Freunde, das thut Ihr gewiß nicht; es würde Euch auch keinen Segen bringen. Wenn Ihr aber Alle gegen dieses fremde Kind so liebevoll gesinnt seid, wie der mitleidige Lorenz — das wird Euch und Euren Kindern Segen bringen. Bedenkt, während wir hier unter diesem friedlichen Baume versammelt sind, befinden sich viele Eurer Söhne im Kriege, und sind tausend Gefahren von Kugeln und Schwertern ausgesetzt. Sollte einer oder der andere von diesen braven Jünglingen, fern von Aeltern und Geschwistern, unter freiem Himmel und auf hartem Boden, verwundet und blutend daliegen, und nach Hilfe seufzen — so wird Gott ihm auch gute Menschen zuschicken, die sich seiner erbarmen. Glaubt mir, es wird Euch

an Euren eigenen Kindern reichlich vergolten werden, was Ihr an diesem verlassen, fremden Kinde gethan habt."

Die Mütter, Schwestern und Bräute der entfernten jungen Krieger fingen an zu weinen; ja manchem Vater, manchem Sohne, manchem alten, betagten Greise standen Zähren in den Augen. Alle versprachen, die Ermahnung ihres ehrwürdigen Pfarrers zu befolgen, lobten den menschenfreundlichen Lorenz, und tadelten den feindseligen Krall, daß er ihnen eine eitle Furcht eingejagt habe, und sie bald zu Thorheit und Sünde verleitet hätte. Der kleine Ludwig aber küßte dem Pfarrer dankbar die Hand, daß er sich seiner so liebeich angenommen habe; und der Pfarrer sprach freundlich, Ludwig solle ihn morgen besuchen.

Fünftes Kapitel.

Der würdige Landpfarrer.

Ludwig machte sich am folgenden Tage eine große Angelegenheit daraus, den Herrn Pfarrer zu besuchen. Er bürstete seinen blauen Frack reinlich aus, und bat seine Pflegmutter, ihm seine langen Haare zierlich auszukämmen. Er nahm, nachdem er erst um Erlaubniß gebeten, Konrads Strohhut, indem es sich nicht schicke, ohne Hut Besuche zu machen. Johanna sagte, der einfache Strohhut werde sich wohl nicht zu dem schönen Kleide schicken. Allein Ludwig versicherte, das sey eben jetzt die neueste Mode. Er ging nun in das Pfarrhaus, ließ sich bei dem Herrn Pfarrer erst melden, trat dann mit seinem Anstande und einer Verbeugung in das Zimmer, und sagte in französischer Sprache, er komme, dem Herrn Pfarrer seine Aufwartung

tung zu machen, und ihm für die Güte, mit welcher gestern Abends der Herr Pfarrer sich für ihn verwendet habe, nochmal zu danken.

Der Pfarrer, ein ehrwürdiger Greis und ein großer Kinderfreund, verstand die französische Sprache sehr gut, und hatte in seiner Bibliothek auch mehrere französische Bücher, die er sehr schätzte; allein französisch reden konnte er nicht, weil er auf dem abgelegenen Dorfe, in dem er bereits vierzig Jahre lebte, nie Gelegenheit gehabt hatte, sich darin zu üben. Er hieß also den Knaben in deutscher Sprache willkommen, ließ ihn neben sich auf das Kanapee sitzen, und sagte zu ihm: „Wiewohl ich, mein lieber Ludwig, bloß in deutscher Sprache mit dir reden kann, so verstehe ich deine Sprache dennoch sehr wohl; zumal du eine sehr deutliche und reine Aussprache hast. Rede du also immer

hin mit mir französisch; ich werde, da du von unsrer Sprache das Meiste verstehst, dir deutsch antworten, je doch hie und da mit einem französischen Worte nachhelfen.“ Das war dem kleinen Ludwig sehr lieb, und er war nun sehr beredt.

Dem Pfarrer ging es sehr zu Herzen, daß der zarte, lebenswürdige Knabe von seiner Mutter getrennt worden, und in einem fremden Lande leben mußte. Er unterredete sich daher sehr liebreich und freundlich mit ihm, that mancherlei Fragen an ihn, und überzeugte sich, daß Ludwig eine sehr gute Erziehung genossen habe, und daß seine Mutter eine sehr edle und gebildete Frau seyn müsse.

„Nun, lieber Ludwig, fragte der Pfarrer unter Anderm, hast du auch schon angefangen, lesen zu lernen?“

„O ja, sagte Ludwig; ich kann französisch lesen, aber deutsch nicht.“

Der Pfarrer holte aus seinem Büchergestelle ein französisches Buch, das für Kinder geschrieben war, legte es offen vor Ludwig hin, und zeigte ihm mit dem Finger auf eine kleine Erzählung, die er lesen möchte. Ludwig las sie mit großer Fertigkeit und vielem Ausdruck.

„Wer hat dich so schön und gut lesen gelehrt, lieber Ludwig?“ fragte der Pfarrer, nicht ohne Verwunderung.

„Meine Mutter, antwortete Ludwig; ich hatte außer ihr nie einen Lehrmeister.“

Der Pfarrer hätte nun auch gerne gewußt, ob der Knabe in der Religion unterrichtet sey, und that deshalb mehrere Fragen an ihn. Ludwig beantwortete alle sehr gut, ja mit Andacht und gerührtem Herzen. Mit besonderer Rührung sprach er von der Güte Gottes

gegen die Menschen, von der göttlichen Vorsehung, die Alles, auch die Leiden, den Menschen zum Besten lenkt, vom Vertrauen auf Gott und dem Gebete, und von dem bessern Leben dort in jener Welt, im Himmel, wo wir einst alle hinkommen, wenn wir das thun, was der himmlische Vater uns durch seinen lieben Sohn zu thun befehlen hat.

Der Pfarrer war sehr erseht und sagte: „Ich sehe wohl, deine Mutter hat dir jene Lehren besonders eingeprägt, mit denen sie in ihrem Leiden sich tröstete, und die auch wirklich in allen Leiden uns den besten Trost gewähren. Du hast eine sehr fromme, gute Mutter, liebster Ludwig!“

„O sie ist so gut, so gut, sagte Ludwig mit Thränen in den Augen, und hat mich so lieb, daß ich es gar nicht aussprechen kann! Sie ist auch recht fromm! Jeden Morgen und Abend

betete sie mit mir — besonders für den Vater, daß wir ihn wieder finden mögen, und dann alle Drei wieder mit einander in unser Vaterland zurück lehren dürfen. — Ach, die liebe Mutter war oft recht traurig, daß wir so aus unserm Vaterlande verstoßen wurden, und daß wir wegen des Krieges nicht zu meinem Vater kommen können. Ja, die Leute wußten gar nicht, wie traurig sie oft war. Wann sie Besuch bekam, war sie zwar immer heiter und klagte nie. Aber wann sie in dem Zimmer so allein an ihrem Arbeitstischchen saß, da seufzte sie oft, und blickte mit nassen Augen zum Himmel!”

„Nun, sagte der Pfarrer, Gott wird ihr frommes Gebet und auch dein kindliches Flehen erhören!”

„Das glaube ich auch, sagte Ludwig, allein ich weiß nicht, wie das ist! Als ich dort im Walde betete, erhörte

ich Gott gleich, und schickte mir den
Hilf zu. Allein es ist heute schon der
achte Tag, seit ich beständig bete, der
Herr Gott wolle mich doch wieder zu
meiner Mutter führen. Allein Er scheint
nicht darauf zu achten. Ich begreife
gar nicht, warum Er mich so lange
vergebens bitten läßt. Wenn ich an
seiner Stelle wäre, ich würde die Mens-
chen sogleich erhören, und jedem geben,
was er bittet."

"Da würdest du großes Unheil an-
richten, mein lieber Ludwig! sagte der
Pfarrer. Gott, der Allwissende allein
weiß, was uns Menschen gut ist. Nach
seiner Weisheit kann Er, der nichts als
unser Bestes will, uns nicht immer so
schnell erhören, oder uns gerade auf die
Hilfe helfen, wie wir es wünschen. Die
Wünsche der Menschen sind oft sehr
falsch; ja manchmal würde auch das,
was uns sehr gut scheint, uns doch nicht

zum Besten reichen. Indes ist ein frommes Gebet nie vergebens. Gott hilft oft später und anders als wir wünschen, aber besser, als wir es immer wünschen können. Für jetzt hat Gott für dich gesorgt, und dich zu guten Pflichten geübt; deiner lieben Mutter wird Er in ihren großen Leiden auch Trost in das Herz geben, und ich denke, der Tag wird bald anbrechen, an dem Er dich wieder in ihre Arme zurück führt."

„Ach, die liebe, liebe Mutter! rief Ludwig, und drückte beide Hände auf seine Brust, ich kann es gar nicht sagen, wie lieb ich sie habe, und wie es mich schmerzt, daß ich durch meinen Leichtsinne die Leiden, die sie schon hat, noch vermehrt habe. Sie wird sehr in Sorgen um mich seyn, und oft weinen.“ Der arme Knabe brach selbst in einen Strom von Thränen aus.

„Nun, nun, liebster Ludwig, sag
der Pfarrer, sey ruhig. Sich küm-
mern und plagen hilft nichts. Alles,
was du jetzt thun kannst, ist dieß —
du für deine Mutter betest, und
seht fromm und gut sehest, und fleißig
ernest, um ihr Freude zu machen. Ich
will dir täglich ein paar Stunden Un-
terricht geben. Da du so gut französisch
verstehen kannst, so mußt du nun auch das
Schreiben lernen; und da du bereits so
sehr gut deutsch sprichst, so will ich
in deutschen Büchern lesen lehren.
Ich will mit Hilfe der französischen Bü-
cher, die ich habe, dich in Allem unter-
richten, was ich für dich als nützlich
achte. Deine gute Pflegedamen werden
gewiß gerne zugeben. So, nun geh,
liebster Ludwig, und weine nicht mehr.
Gott wird Alles recht machen, und dein
und deiner Mutter Leben noch in Freu-
den verwandeln.“

Ludwig besuchte die Lehrstunden, die ihm der Pfarrer gab, mit Herzenslust, und sie waren ihm die angenehmsten Stunden des Tages. Er war sehr wißbegierig, hatte immer etwas zu fragen und seine Fragen veranlaßten Gespräche, die für ihn so unterhaltend, als lehrreich waren. Er hatte ein sehr gefühlvolles Herz, wurde von den schönen Lehren oft sehr gerührt, und empfand die kindlichste Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen den edlen Mann.

Ludwig hätte ihm auch gerne seine Dankbarkeit zu erkennen gegeben. Am Vorabende von dem Namenstage des Pfarrers, der Bonifazius hieß, bat Ludwig seine Pflegmutter, ihm einen Groschen zu schenken. Die Mutter fragte, wozu.

„Ach, sagte Ludwig, ich möchte dem lieben, guten Herrn Pfarrer zu

seinem Namensfeste gerne ein Geschenk machen.“

„O mein lieber Ludwig, sprach die Mutter, was kannst du für einen Groschen kaufen, das den Herrn Pfarrer freuen könnte; denn einen Groschen wirst du ihm wohl nicht schenken wollen?“

Ludwig sagte: „Ihm einen Groschen zu schenken, wäre allerdings sehr unschicklich. Ich werde ihm aber etwas kaufen, das ihm gewiß Freude machen wird. Der Herr Pfarrer ist ein großer Liebhaber von Blumen. Er hat viele Rosenstöcke in seinem Garten, und freut sich sehr auf die Rosen. Allein noch sieht man da nichts als Knospen. Auch in unserm Gärtchen giebt es nur erst Rosenknospen; und so ist es in allen Gärten des Dorfes. Ich habe überall nachgesehen. Allein vor dem Fenster des Müllers steht ein Rosenstock, der schon herrliche Rosen trägt. Ich bat

den Knaben des Müllers nur um eine einzige Rose; allein er wollte mir keine schenken, sondern sagte, für einen Groschen wolle er mir eine zu kaufen geben.“

Mutter Johanna sagte lächelnd: „Nun, das ist schön, daß du den Herrn Pfarrer so in Ehren hältst, und so viele Aufmerksamkeit für ihn hast; sieh, da gebe ich dir den Groschen mit Freuden.“

Ludwig eilte mit dem Groschen in die Mühle, und sprach zu dem Müllersknaben, er solle ihm nun die Rose dafür geben. Der Müller, der dies hörte, sagte: „Das ist ein thörichter Einfall von dir, Ludwig, daß du für eine Rose Geld ausgeben willst. Warte noch vierzehn Tage, so kannst du Rosen genug umsonst haben. Allein so thöricht wie du handeln noch viele Menschen, die sich viel Geld kosten lassen, um — etwa ein paar Wochen früher — Baum-

früchte oder Gemüse zu essen, die späterhin wohlfeiler und auch besser und schmackhafter zu bekommen wären. Man muß warten können; die Zeit bringt Rosen."

Ludwig sagte betrübt, daß er die Rose nicht für sich kaufen, sondern dem Herrn Pfarrer ein Geschenk zum Namenstage damit machen wolle. Da wurde der Müller sehr freundlich. „Das ist etwas Anders! sagte er. Das ist ein herrlicher Einfall von dir! Stecke aber deinen Groschen nur wieder ein, lieber Kleiner. Nicht nur eine Rose sollst du haben, sondern den ganzen Rosenstock. Für unsern lieben Herrn Pfarrer ist mit nichts zu viel."

Wer war nun je glücklicher, als Ludwig sich fühlte! Er trug den Rosenstock wie im Triumphe nach Hause, kleidete sich sogleich festlich an, eilte dann in den Pfarrhof, überreichte dem

Herrn Pfarrer den Rosenstock, und sagte dabei ein Sprüchlein, das er kürzlich gelesen hatte: „Gott wolle Ihren Lebensweg mit Rosen bestreuen.“

Der Pfarrer sagte gerührt: „Wo nimmst du doch den herrlichen Rosenstock her, liebster Ludwig?“

Als Ludwig nun erzählte, wie er zu dem Rosenstock gekommen, und der Pfarrer aus der Erzählung ersah, welche Angelegenheit sich Ludwig daraus gemacht habe, ihn zu erfreuen, traten dem ehrwürdigen alten Manne die Thränen in die Augen. „Gott segne dich, liebster Ludwig, sagte er; du gleichst jetzt noch einer dieser zarten Rosenknospen; bleibe immer fromm und gut, und du wirst schöner blühen, als diese vollen Rosen hier.“

Als Ludwigs Namensfest kam, schenkte ihm der Pfarrer ein kleines, französisches Gebetbüchlein, das er el-

gens für ihn aus der Buchhandlung hatte kommen, und sehr schön in rothen Saffian mit Gold hatte einbinden lassen. Er hatte auch den Spruch hineingeschrieben: „Jugend und Schönheit welken dahin gleich den Blumen; wer aber den Willen Gottes thut, besteht ewig.“

Ludwig hatte an dem schönen Buchlein eine unbeschreibliche Freude. Er versicherte, es sey ihm das angenehmste Geschenk von der Welt, das man ihm nur immer hätte machen können. Allein es war auch das nützlichste Geschenk für ihn; denn es enthielt sehr schöne Gebeete, und Ludwig las darin Morgens und Abends, zu Hause und in der Kirche mit großer Andacht.

Sechstes Kapitel.

Das Landleben.

Der kleine Ludwig war in seinem neuen ländlichen Aufenthalte bald angewöhnt. Er gewann seine gute Pflegerin sehr lieb, und ging mit ihren Kindern so vertraut um, als wären sie seine Geschwister. Die Freundlichkeit, mit der Alle im Hause ihm begegneten, machte ihn vergessen, daß er sich in einem fremden Hause befinde. Zwar hatte er noch immer eine große Sehnsucht nach seiner Mutter; allein er war deshalb nicht traurig. Er tröstete sich mit der Hoffnung, die geliebte Mutter bald wieder zu sehen; und die fröhliche Gemüthsart, die dem kindlichen Alter eigen ist, und mit der besonders Ludwig reichlich begabt war, verscheuchte alle traurige Gedanken. Er war immer so fröhlich, so freundlich und dienstfertig, und hat

te so gute Einfälle, daß Alle im Hause ihn täglich lieber hatten. Ja in dem ganzen Dorfe war er bei jedermann beliebt.

Die ländliche Kost kam ihm anfangs etwas seltsam vor. Sozgleich am ersten Morgen, an dem er sich wieder heiter und fröhlich gefühlt, hatte er mit den Kindern einen Spaziergang um das Dorf und den kleinen See gemacht, um die Gegend zu besehen. Sobald er aber zurück kam und in die Stube trat, fragte er, ob der Kaffee noch nicht fertig sey?

Die Mutter lächelte und sagte: „Lieber Ludwig! Wir haben dahier unsern eigenen Gebrauch, in den du dich fügen mußt. Einige vornehme Leute in der Stadt trinken den Kaffee ohne Milch; wir Landleute dahier trinken die Milch ohne Kaffee. Wir finden dieses viel wohlfeiler; überdies ist die Milch viel

gesünder und schmeckt uns viel besser. Versuch es einmal!“ Sie brachte eine Schüssel Milch und ein großes Stück Roggenbrod. Da Ludwig wohl ein paar Stunden die Felder und Wiesen durchwandert hatte, und der schöne Morgen sehr warm gewesen, so schmeckte ihm die frische Milch sehr gut. Er sagte, der beste Kaffee würde ihm lange nicht so gut geschmeckt haben, und er werde künftig zu seinem Frühstücke anstatt des Kaffees sich immer Milch ausbitten. So ging es auch mit andern Speisen. Er bekam selten Fleisch, sondern meistens nur Speisen von Mehl, Milch und Butter, gekochtes Obst und allerlei Gemüse, was aber Johanna alles sehr gut zu bereiten wußte. Er gewöhnte sich sehr gut daran. Da er auf dem Lande mehr Bewegung hatte, als in der Stadt, so hatte er auch mehr Appetit, und die Speisen schlugen ihm auch

besser an. Da er anstatt des Zuckers brodes nur schwarzes Brod, und anstatt des Confektes blos Obst zu essen bekam, so waren seine Zähne schöner und weißer, als das reinste und weißeste Elfenbein. Ueberhaupt bekam er ein viel gesünderes Aussehen, und blühte wie eine Rose.

Das Angenehme des Landlebens hat wohl kein Mensch lebhafter gefühlt, als der kleine Ludwig. Da er, so lange er sich denken konnte, in einer engen Straße der Stadt gewohnt hatte, so gefiel es ihm auf dem Lande ganz un- gemein wohl, und er sah fast täglich etwas Neues, das ihm Freude machte. Seine Pflegemutter Johanna hatte für die Schönheiten der Natur vieles Gefühl, und suchte es auch in ihren Kindern zu wecken. Und da Ludwig in der deutschen Sprache bewundernswürdige Fortschritte machte, so konnte die liebs

volle Pflegemutter sich bald ungestört mit ihm unterhalten.

Eines Tages hatte Johanna die gewöhnliche Wohnstube frisch ausweissen lassen, die Fenster und den kleinen Spiegel wohl gereinigt, und den Stubenboden nach Landessitte mit feinem, weißem Sande bestreut. Als Ludwig am andern Morgen in die Stube trat, betrachtete er die Stube, und sagte: „Sie ist nun wohl recht hell und freundlich; aber in der Stadt haben wir doch in einem viel schönern Zimmer gewohnt. Da waren schöne Landschaften an die Wände gemahlt, zwischen den Fenstern hing ein großer Spiegel in einer goldenen Rahme, und der Fußboden war mit einem farbigen Teppiche bedeckt. So solltest du deine Stube auch auszieren lassen!“

„Lieber Ludwig, sagte die Mutter, wir Landleute haben nicht so viel Geld,

uns so prächtig einzurichten. Dieß ist aber auch gar nicht nothwendig. Es wäre thöricht, wenn wir uns eine Landschaft wollten an die Wand mahlen lassen; wir sehen ja hier in unserer Stube immer die schönste Landschaft vor Augen. Sieh nur einmal durch das Fenster! Wie schön blau ist die Luft, wie lieblich grün sind Feld und Wald, und sieh nur, wie eben jetzt die Bäume und dort der Kirchturm im Morgengolde glänzen. So etwas kann kein Mahler zu Stande bringen. Die blumige Wiese, die sich vor unsern Fenstern ausbreitet, ist ein so schöner, bunter Teppich, daß nie ein Prinz oder eine Prinzessin auf einen von schöneren Farben getreten ist. Und der See dort, in dem sich der Himmel, Wald und Felsen, und die Mühle mit dem neuen rothen Ziegeldache abspiegeln, ist ein größerer Spiegel, und viel herrlicher,

als man in einem fürstlichen Pallaste einen finden kann. Meinst du nicht?"

„O ja, sagte Ludwig; in der Stadt sah ich nie etwas so schönes. Da sah ich, wann ich zum Fenster hinauschaute, nur Dachziegel, Mauern und Pflastersteine. Auf dem Lande ist es viel schöner!“

„Nicht wahr, sprach die Mutter, der liebe Gott hat unsern Aufenthalt auf Erden recht schön eingerichtet? Sag einmal selbst, hat Er nicht Alles, was wir sehen, sehr schön gemacht, und mit den lieblichsten Farben bemahlt?“

„Ja, das ist wahr! rief Ludwig; Er ist doch ein recht lieber, gütiger Gott. Das erkennt man auf dem Lande viel besser, als in der Stadt.“

Ludwig machte manchmal selbst sehr gute Bemerkungen über das Stadt- und Landleben. Lorenz stand mit allen den Seinigen im Sommer mit Aufgang der

Sonne auf, und bald nach Untergang der Sonne gingen sie zu Bette. Den Sommer über wurde in dem Hause kein Licht angezündet. Ludwig fügte sich in diese Ordnung, und sie gefiel ihm sehr wohl. Er sah früherhin die Sonne nie aufgehen; nun aber konnte er die schönen, goldenen Morgen, die ihm ins Fenster schienen, nicht genug bewundern. „Die Leute in der Stadt, sagte er, sind doch rechte Thoren, daß sie den schönen Morgen verschlafen, und dann die halbe Nacht beim Kerzenlicht zu bringen. Sie könnten viel mehr Freude haben, wenn sie früher aufstehen und früher zu Bette gehen wollten. Auch würden sie viel Geld für Kerzen ersparen.“

Die Kinder gingen mit Ludwig öfter in den nahen Wald, um Erdbeeren zu pflücken. Da kamen sie einmal in ein kleines Thal, das gar nicht schöner

hätte seyn können. Die Hügel umher waren von prächtigen Eichen und hellgrünen Birken, und die röthlichen Felsen von dunkelgrünen Tannen beschattet; der Wiesengrund, durch den ein silberhelles Bächlein floß, war mit reichlichem Grase und unzähligen Blumen von allen Farben bedeckt, und herrlich von der Sonne beleuchtet. Unten an den Hügeln und Felsen wuchsen eine Menge Erdbeeren, und die Ufer des Bächleins waren blau von Bergißmeiwe nicht. „Hier ist es doch recht schön! rief Ludwig. Der große herrschaftliche Garten, in den mich meine Mutter zu Zeiten führte, ist nichts dagegen. Dort sah man mehr Sand, als Gras und Blumen; und an den Bäumen sah man keine Nester; sie sahen wie große, grüne Angeln aus. Aber hier in diesem Waldthale — wo duftende Erdbeeren in Fülle wachsen, wo zu beiden Seiten des

klaren Bächleins viele tausend und tausend zierliche blaue Blümchen blühen, wo diese großen Eichen ihre mächtigen Arme ausstrecken — da ist es herrlich! Das ist ein rechter Garten; ja die ganze Gegend, die unser Dörflein umgibt, ist ein wahrer Lustgarten — und ich lobbe und preise den Gärtner, der Erdbeeren, Vergißmelnicht und Eichen gepflanzt hat — den lieben Gott! — Wann ich wieder zu meiner Mutter komme, so gehe ich nicht mehr mit ihr in die Stadt; sie muß mit mir auf das Land ziehen. Da wollen wir uns der lieben Sonne und der frischen Luft, der Blumen und Kräuter und Bäume recht freuen, und Gott dafür danken.“

Was dem fröhlichen Ludwig das Leben auf dem Lande noch angenehmer machte, war die Fröhlichkeit, mit der alle Kinder des Dorfes abends bei der großen Linde oder draußen auf der Wie-

se ein gemeinschaftliches Spiel machten. Wie es zu Kriegszeiten gewöhnlich geht, so spielten die Knaben jetzt meistens Soldaten. Ludwig, der in der Stadt einige Male die Soldaten exerciren gesehen, sah den Knaben zu, und sagte zu ihnen: „Ihr machet es nicht recht! Wenn es euch beliebt, so will ich euch zeigen, wie ihr es machen müßet.“

Das war den Knaben sehr lieb, und Ludwig lehrte sie nun, schön aufrecht hinstehen, die Füße auswärts setzen, und das Gewehr auf mancherlei Art handhaben, das übrigens nur ein Haselstock war; er ließ sie bald im langsamen, bald in schnellerem Schritte marschiren, bald rechts, bald links umkehren, und allerlei Schwenkungen und Stellungen machen. Die Knaben sagten, daß er die Sache verstehe, und erwählten ihn einmüthig zu ihrem Oberst, auf welche Ehre Ludwig nicht wenig

holz war. Er ließ es sich sehr angelegen sein, Alles herbei zu schaffen, was, wie er sagte, zum Dienste nöthig war. Auf Ludwigs Bitten kaufte der reiche Müller seinem Knaben auf dem Jahrmärkte eine kleine Trommel, und Johanna gab ein feines Muselintuch her, das zur Fahne dienen mußte; es war zwar rein gewaschen, allein etwas schadhaft. Doch Ludwig sagte: „Das macht nichts! Wenn die Fahne recht zersezt ist, so ist das nur um so ruhmvoller.“

Er fand in Johannas Nähzeuge einige versilberte Glitter, und versfertigte mit Johannas Erlaubniß daraus einen Stern, den er aber nur bei großer Parade an seinem blauen Fracke trug; er mußte sich einige farbige Papierstreifchen verschaffen, und bestimmte sie für die flinkesten und gewandtesten Knaben und Ordensbändern.

Wann nun die Bauern abends

unter der Linde ihre Pfeife rauchten, so sahen sie dem Spiele der Kinder mit Vergnügen zu. Sogar der Herr Pfarrer schaute manchmal eine halbe Stunde zum Fenster heraus, und bezeugte seine Zufriedenheit mit diesen Spielen; denn er hatte es gerne, wenn die Kinder fröhlich waren, und sich öffentlich und gemeinschaftlich belustigten. Auch viele Bäuerinnen kamen herbei, und hatten an der Geschicklichkeit ihrer Söhnchen große Freude. Sie gaben indessen gerne zu, daß Ludwig sich vor allen übrigen Knaben auszeichne. Die Bauernknaben waren bräunlich von Angesicht, und stark von Gliedern; Ludwig aber sah aus wie Milch und Blut, und war so zart wie ein Prinz. Er wußte Alles sehr gut anzuordnen, und gab seine Befehle mit so großem Ernste, als wäre dieses Spiel die wichtigste Angelegenheit.

Johanna sagte einmal besorgt zu ihm: „Möchtest du denn wirklich einmal Soldat werden?“ „O ja! sagte Ludwig freudig; warum denn nicht?“ „Aber da könntest du ja um das Leben kommen!“ sagte sie. „Das weiß ich wohl, sagte Ludwig; allein ich habe neulich gelesen, und glaube es auch: „Es ist schön und rühmlich, für das Vaterland zu sterben!“

Siebentes Kapitel.

Großer Kummer, Hilfe und frommer Dank.

Der gute Pächter Lorenz und seine treuere Ehegattin Johanna brachten den Sommer bei ihren mancherlei ländlichen Beschäftigungen sehr vergnügt zu. Ihre Kinder, auch Ludwig, halfen, so viel es ihre Kräfte erlaubten, bei der Arbeit, und machten ihnen viele Freude.

Allein die Mernde fiel nicht so gut aus, als man erwartet hatte. Lorenz hatte überdies das Unglück, ein Pferd zu verlieren, und er mußte, da die Feldarbeit dringend war, sogleich ein anderes kaufen, das ihm vieles Geld kostete. In demselben nahte der Tag heran, an dem er das Pachtgeld erlegen sollte; er wußte aber die vollständige Summe nicht aufzubringen. Er fragte bei diesem und jenem vermöglichen Bauer bescheiden und bittweise an, ob er ihm das fehlende Geld nicht vorstrecken wolle. Allein Diejenigen, die ihm hätten helfen können, wollten nicht; und die ihm gerne helfen wollten, konnten nicht. Lorenz und Johanna waren sehr bestürzt; denn in dem Pachtbrieфе stand, wenn die betreffende Summe nicht jedesmal an dem bestimmten Tage voll und rund in der herrschaftlichen Kanzlei zu Waldbenberg erlegt werde, so habe der Pacht Herr sich

auf diesen Fall das Recht vorbehalten, den Pacht aufzukünden, und der Pächter müsse dann auf der Stelle abziehen. Als der gefürchtete Tag anbrach, zählte Lorenz noch einmal alles Geld, das er hatte, zusammen. Allein es fehlten daran noch zwei und zwanzig Gulden. „Ach, sagte Lorenz bekümmert, der Herr Verwalter wird freilich sehr unzufrieden seyn. Allein ich hoffe, er werde doch wohl einsehen, daß es bei der geringen Mernde und dem Unglücksfalle mit dem Pferde, den wir erlebten, mir unmöglich war, die ganze Summe herauszuschlagen; er wird Nachsicht mit uns haben, und uns und unsere Kinder nicht verstoßen.“

„Gott geb' es! sagte Johanna mit weinenden Augen; ich werde indeß aus meinem bekümmerten Mutterherzen unausgesetzt zu Gott stehen, Er wolle unsere armen Kinder, die sonst keine Hei-

math haben, nicht aus diesem Hause vertreiben lassen."

„Thu das, sagte Lorenz wehmüthig; ich will es auch thun. Auf dem ganzen Wege bis in die Kanzlei werde ich unausgesetzt zu Gott stehen.“ Er blickte schmerzlich zum Himmel, und ging betrübt zur Thüre hinaus.

Der Verwalter war ein strenger Mann, der wenig Worte machte. Er antwortete gar nicht auf Lorenzens Bitten und Vorstellungen. Er zählte das Geld, strich es ein, schrieb eine Quittung über den richtigen Empfang des erhaltenen Geldes, jedoch mit der Bemerkung, wie viel noch daran fehle, und sagte dann: „Ihr wißt, wie der Pachtbrief lautet. Wenn nicht heute noch vor Sonnenuntergang die zwei und zwanzig Gulden bei Pfennig und Heller hier auf dem Tische liegen, so habt Ihr aufgehört, Pächter zu seyn; Ihr müßet mor-

gen das Haus räumen, und Euren Stab weiter sehen. Von Eurer Hauseinrichtung oder Eurem Vieh werde ich so viel zurück behalten, als die fehlende Summe beträgt. Uebrigens hat sich schon ein anderer Pächter gemeldet, der mehr Pachtgeld, als Ihr, zu bezahlen verspricht.“ Er langte den Pachtbrief aus dem Altenkasten hervor, schlug ihn auseinander, und sagte: „Da leset! Den Vertrag habt Ihr unterschrieben. Da steht Euer Name. Daran ist nichts mehr zu ändern. Ihr wißt hiemit meine Meinung, und könnet gehen.“

Lorenz ging mit schwerem Herzen durch den Wald zurück seiner Wohnung zu. Er dachte beständig daran, was für einen Jammer sein Weib und seine Kinder erheben würden; die Thränen drangen ihm in die Augen, und er seufzte öfter so mächtig, als wollte er die Seele anschauen. Der Weg führte

nicht weit von jenem Eichbaume vorbei, unter dem er den kleinen Ludwig gefunden hatte. Er begab sich auf dem schmalen Seitenwege dahin, kniete unter dem Baume nieder, und betete mit Inbrunst, mit heißen Thränen und fest gefalteten Händen: „Lieber Gott! hier auf dieser Stelle kniete Ludwig, als ein armes verlassenes Kind, und flehte mit erhobenen Händchen zu Dir — und Du hast sein Flehen erhört! Nun kniee ich hier, und flehe in meiner Noth eben so zu Dir — ach, laß mein Flehen zu Dir kommen! Erbarme Dich meiner — meines Weibes — meiner Kinder — auch des guten Ludwigs! — Ach Du lieber Gott, Du sagtest ja selbst: Seyd barmherzig, so will ich auch gegen euch barmherzig seyn! Nun, ich habe mich des fremden Kindes erbarmt; erbarme Du Dich nun auch meiner und meiner

Kinder! O Du guter Gott, laß mein Flehen nicht unerhört!"

Lorenz stand sehr getrost von seinem Gebete auf. Er war kaum einige hundert Schritte gegangen, so kam ihm seine Johanna eilig entgegen. Lorenz war darüber nicht wenig bestrebt, und rief: „Ist etwas Unangenehmes vorgefallen, daß du so eilig hieher kommest?"

Allein sie rief: „Nichts, als Gutes!" und lächelte dabei so heiter, wie ein Engel.

„Nicht wahr, sagte sie, als sie näher gekommen, der Verwalter will nicht warten?"

„Nein, sprach Lorenz bekümmert, das will er nicht!"

„Das dachte ich wohl!" sagte Johanna mit freudigem Angesichte.

Lorenz sprach: „Und das kannst du mir mit lachendem Munde sagen?"

„Jetzt wohl, sagte Johanna; denn

Gott hat uns geholfen. Mein Herz ist so voll Dank und voll Freude, daß ich laut jubeln und Gott vor aller Welt danken möchte! — Ich konnte nicht so lange warten, bis du nach Hause kämest; ich mußte dir entgegen eilen, um dir das große Glück, das uns zu Theil ward, sogleich zu verkünden. Gott hat uns wunderbar gerettet! Da sieh einmal!“ — Sie öffnete die Hand, und zeigte ihm zwanzig glänzende Goldstücke, alle fast neu geprägt und mit scharfem Rande.

Lorenz traute kaum seinen Augen. „Um Gotteswillen, rief er, wie kommst du zu so vielem Golde?“

Johanna sagte: „Du könntest Tage, ja wohl Jahre lang rathen, und würdest es doch nicht errathen. Ich will es dir also nur sogleich ausführlich erzählen! Als du fort warst, wurde mir das Herz recht schwer, ach so schwer,

daß ich es gar nicht aussprechen kann. Die größern Kinder waren mit Ludwig in der christlichen Lehre; die kleinern spielten draußen auf dem grünen Rasen im Baumgarten; das kleinste lag in der Wiege, und schlief recht sanft und süß. Ich suchte die Kleidungsstücke der Kinder zusammen, die des Ausbesserns bedurften, und setzte mich an den Tisch in der untern Stube. Ich nähte sehr eifrig, und betete dabei beständig recht aus der Tiefe meines Herzens. Ich blickte dabei bald durch das Fenster auf die Kinder im Garten, bald auf das Kind neben mir in der Wiege. „Ach Gott, seufzte ich öfter, erbarme dich dieser armen Kinder, die von dem Kummer, der mich drückt, und von dem Jammer, der ihnen droht, noch nichts wissen!“ Manche Mutterzähne fiel auf das Kinderkleidchen, an dem ich eben nähte. Ich kam nun an Ludwigs blau-

en Rock, der auch anfängt, hie und da etwas schadhast zu werden. Ich nähte eine Naht zu, die aufgegangen war, und sah nun noch nach, ob nicht ein oder der andere Knopf beschädigt sey, oder gar fehle. Da bemerkte ich, daß an einem der mit blauem Tuche überzogenen Knöpfe der Rand etwas aufgeriſt ſey. Aus der kleinen Riſe ſchimmerte etwas hell wie Gold hervor. Ich machte die Oeffnung mit dem Nagel des Fingers etwas größer — und ein Goldſtück kam zum Vorschein. Du kannst dir denken, wie ich erſtaunte. „Lieber Himmel, dachte ich, das iſt ja Gold? Wie kam dieſes da hinein?“ Ich ſann nach; ich konnte mir nichts Anders denken, als man müſſe es da eingenaht haben, um es zu verbergen. Die Mutter des guten Ludwigs, dachte ich, mußte ſich flüchten. Die Geflüchteten ſind vielen Gefahren ausgeſetzt.

Sie suchte daher das Geld auf diese Art vor räuberischen Händen zu verwahren. Sicher enthalten die übrigen Knöpfe auch noch Gold. Ich trennte einen Knopf nach dem andern ab, öffnete den Ueberzug, und fand in jedem ein Goldstück. So kam ich zu diesen zwanzig Dukaten; so hat Gott uns aus der Noth geholfen. Du kannst nun den Herrn Verwalter bezahlen, und wir dürfen mit unsern lieben Kindern wieder in unserer Wohnung bleiben!“

Lorenz sagte bedenklich: „Ich weiß nicht, ob uns mit dem Gelde geholfen ist! Es ist ja nicht unser; es gehört Ludwigs Mutter. Vor fremdem Gute bewahre mich Gott!“

Wie fiel das auch ein, sagte Johanna, und ich überlegte die Sache. Höre einmal, was ich davon denke. Da Ludwigs Mutter nicht so arm ist, als wir dachten, ja wohl reicher, als wir

es sind, so ist sie gewiß bereit, uns für ihr Kind ein billiges Kostgeld zu bezahlen. Wir können es auch mit allem Rechte fordern. Und da denke ich, ein Gulden für die gänzliche Verpflegung die Woche hindurch sollte nicht zu viel seyn. Ueberdies haben wir auf Ludwig sonst noch Manches verwendet. Er kam zu uns, wie er stand und ging, und hatte nicht einmal einen Hut; du kauftest ihm einen hübschen Hut, ich versah ihn mit welchem Zeug, und kleidete ihn in selbst gesponnene dichtgewebte blaue Leinwand, damit er seinen schönen Rock für die Sonntage sparen könne; wir ließen auf seine alten Schuhe neue Sohlen machen, und schafften ihm ganz neue Schuhe an. So haben wir ihn vom Kopfe bis zu den Füßen gekleidet. Kost und Kleidung beträgt bis diese Stunde schon bei weitem mehr, als zwei und zwanzig Gulden. Nimm du daher diese vier

Dukaten hier, die gerade zwei und zwanzig Gulden ausmachen, getrost, und bringe sie dem Verwalter."

„Wahrhaftig, tief Lorenz hoch erfreut, du hast Recht. Wir können die vier Dukaten mit gutem Gewissen für uns verwenden. Gott hat uns aus unserer großen Noth errettet. Ihm sey Lob und Dank!" — Er schwieg voll frommer dankbarer Rührung. „Aber, sing er über eine Welle an, der Verwalter wird sich wundern, wie ich so schnell zu dem Gelde gekommen bin. Was soll ich ihm sagen, wenn er mich darum fragt?"

„Et, sprach Johanna, sag mir, daß ich dir das Geld gegeben habe; es sey ein heimliches Geld, von dem du bis zu dem Augenblick, da ich es dir gab, nichts gewußt habest. Aber nun geh; ich will auch so schnell ich kann, zu unsern Kindern nach Hause eilen!"

„Komm erst noch ein wenig mit

mir! sagte Lorenz. Ich muß dir doch den Eichbaum zeigen, unter dem ich den guten Ludwig gefunden habe.“ Er ging voran in das Gebüsch, und sie folgte ihm. „Sieh, Johanna, sagte Lorenz, als sie auf dem kleinen, grünen Pläze standen, dieß ist der Baum, unter dem Ludwig so herzlich zu Gott gefleht hat, und von Ihm erhört wurde. Unter eben diesem Baume flehte auch ich eben jetzt in meiner betrübten Lage zu Gott — und auch mein Gebet wurde erhört. Ach, ich dachte nicht, ja ich hätte es kaum für möglich gehalten, daß ich dem barmherzigen Gott noch in eben dieser Stunde, unter eben dieser Eiche für seine Hilfe in der Noth würde danken können.“

Lorenz sank mit erhobenen Händen und zum Himmel gerichteten Blicken auf die Kniee, und rief: „Liebster himmlischer Vater! Eben so innig, als ich

vorhin zu Dir betete, möchte ich Dir
seht danken. Du hast mein Gebet nicht
verschmäht; o laß Dir nun auch meinen
Dank nicht mißfallen!“

Johanna kniete neben ihren Mann
hin, und stimmte in seinen Dank mit
ein. Beide freuten sich unaussprechlich,
daß der große, allmächtige Gott so liebs-
reich für uns arme Menschen sorge, uns
seer gedanke, und uns aus unsern Nöthen
errette; ihre Liebe, ihr Vertrauen zu
Gott, ihre kindliche Dankbarkeit gegen
Ihn erfüllte ihr Herz mit einer höhern,
reinem Freude, als alles Gold der Welt
ihnen hätte verschaffen können.

Johanna eilte nach Hause; Lorenz
machte sich wieder auf den Weg nach
Waldenberg. Es ward ziemlich spät,
bis er in sein kleines Thal zurück kam.
Der Vollmond stand bereits hoch am
Himmel, beleuchtete das freundliche Dörf-
lein, und spiegelte sich in dem stillen

See. Johanna saß auf der Bank vor ihrer Hausthüre, und wartete auf ihren lieben Mann. Sie hatte die Kinder schon längst zu Bette gebracht, und das Nachteffen auf die Stütze gestellt. Beide gingen nun in die Stube, aßen zusammen auf die Nacht, und redeten von den Begebenheiten des verflossenen Tages.

Lorenz fragte unter Anderm: „Weiß Ludwig davon, daß in seinem Rocke Geld eingenäht war?“

„Nein, antwortete Johanna. Ich habe ihn darüber ausgeforscht. „Du, Ludwig, sagte ich zu ihm, die Knöpfe in deinem Rocke sind bereits sehr abgenutzt. Ich habe sie herausgenommen, und werde sie wegwerfen. Anstatt der zarten Knöpfe will ich metallene hineinstecken, die dauerhafter sind und wie Gold glänzen.“ Darüber freute er sich sehr, und hatte nichts dagegen einzuwenden. Wenn er von dem Golde ge-

wußt hätte, so hätte er gewiß gesagt, ich solle zuvor das Gold heraus nehmen, ehe ich das Tuch wegwerfe.“

„Nun wohl, sprach Lorenz; da seine Mutter nicht für rathsam hielt, ihm von dem Golde zu sagen, so sagen wir ihm auch nichts davon.“

„So meine ich auch, sagte Johanna. Obwohl er indeß nichts von dem Golde weiß, so soll es doch nur allein für ihn verwendet werden. Ich will schon recht gut damit haushalten, als wie mit einem anvertrauten Gute, von dem ich einst Rechenschaft ablegen muß. Ich will Alles, was ich davon ausgebe, fleißig aufschreiben, und gleichsam die Vormünderin des Knaben seyn. — Ich war bisher oft recht bekümmert, woher wir Geld nehmen wollen, ihn zu kleiden. Der lebhafteste Knabe ist sogleich wieder mit einem paar Schuhe fertig. Nun hat Gott auch dafür gesorgt.

Die Mutter des guten Ludwigs hat ihm, ohne diese Absicht zu haben, so viel, ja mehr Geld, als er jetzt nöthig hat, mitgegeben, indem sie das Gold in sein Kleid einnähte."

„Das Geld, sagte Lorenz, war ein heimlicher Schatz, den Ludwig, ohne es zu wissen, in unser Haus brachte, und der nun auch uns zum Segen gereicht. Ohne die Beihilfe dieses Geldes hätten wir das Pachtgeld nicht bezahlen können."

„Sicher nicht, sagte Johanna. — Was wir für den Knaben an baarem Gelde ausgelegt haben, ist wenig; was er bei uns verzehrte, achteten wir in der Haushaltung kaum. Wir hätten, wenn wir das Kind nicht zu uns genommen hätten, keine zehn, viel weniger zwei und zwanzig Gulden erspart."

„So ist es, meine liebste Johanna, sagte Lorenz. Wenn wir das Kind

nicht in unser Haus aufgenommen hätten, so müßten wir jetzt dieses Haus mit unsern Kindern verlassen. Indem wir diesem Kinde eine Wohlthat erzeigten, hat Gott uns und unsern Kindern durch eben dieses Kind eine noch viel größere Wohlthat erwiesen. — O laß uns Gott loben und preisen, der Alles so weislich fügt, und auch das kleinste Gute, das wir thun, hier oder dort, reichlich belohnt.“

Lorenz blickte gerührt zum Himmel. Johanna faltete die Hände. Beide schwiegen. Es war eine andächtige Stille. Der Mond schien durch die grünen Zweige der Bäume am Hause hell und freundlich ins offene Fenster; die milde Abendluft wehte süße Wohlgerüche der Lindenblüthe herein. Das fromme Dankgebet der guten Leute aber war vor Gott ein angenehmeres Abendopfer, als der köstlichste Weihrauch.

Achtes Kapitel.

Die fremden Krieger.

Indeß hatte der Herbst, der sich sehr heiter und freundlich eingestellt, die Wälder um Ellerssee bunt gefärbt, und noch immer hatte kein Soldat das freundliche Dörflein betreten. Man merkte es nur an den höhern Abgaben, daß es Krieg sey. Allein eines Abends wiederhallte das kleine Thal plötzlich von kriegerischen Trommeln. Ein französisches Regiment zog durch das Dorf, und eine Compagnie davon blieb da, um auf unbestimmte Zeit hier zu verweilen. Johanna war doch etwas ängstlich, die französischen Soldaten möchten dem guten Ludwig, als dem Kinde ausgewanderter Aeltern, feindselig begegnen, und es auch ihr und ihrem Mann entgelten lassen, daß sie ihn in ihr Haus aufgenommen hatten. Es war

dem Lorenz angesagt, auch er werde einen Mann in das Quartier bekommen; er solle sich unter die Linde des Dorfes begeben, um ihn abzuholen.

Ludwig wollte geschwind seinen Sonntagrock anziehen, um darin dem erwarteten Gaste sein Compliment zu machen. Allein Johanna sagte: „Behalte nur deine Werktagskleider an; es wird gut seyn, wenn du um nichts besser gekleidet erscheinst, als Konrad. Hüte dich auch, französisch zu sprechen, und laß bei Peibe kein französisches Wort sein von dir hören. Unsre fremden Gäste müssen es nicht sogleich wissen, daß du ein kleiner Landsmann von ihnen bist. Wir müssen erst sehen, wie sie sich gegen uns betragen.“

Als der Soldat, ein Mann von ernstem kriegerischem Aussehen, in die reinliche Stube trat, und lauter freundliche Gesichter erblickte, schien er sehr

zufrieden. Er setzte sich an den Tisch, und stopfte seine Pfeife. Ludwig brachte eilig Licht, den Taback damit anzuzünden. Konrad brachte einen Krug gutes Bier, und ein sehr reines, helles Trinkglas dazu. Liese deckte indeß den Tisch. Sobald der Mann seine Pfeife ausgeraucht hatte, und sie ausklopste, trug Liese die Suppe auf. Ludwig brachte hierauf ein paar gebratene Laven, und Konrad folgte ihm mit dem Salat. Der ernste Krieger lächelte freundlich, und nickte stillschweigend mit dem Kopfe; es gefiel ihm sehr, daß die Kinder ihn so eifrig bedienten. Auch ließ er es sich sehr wohl schmecken. Ludwig setzte sich indeß in die Ecke der Stube, und verwandte kein Auge von dem Manne.

Nach dem Essen kam noch ein anderer Soldat herein, seinen Kammeraden zu besuchen, und fing ein lebhaftes Ge-

sprach mit ihm an. Als Ludwig, nach so langer Zeit, seine Muttersprache wieder reden hörte, war es ihm, als hörte er eine himmlische Musik. Er sprang auf, und begrüßte die zwei Soldaten in französischer Sprache aufs freundlichste. Die Soldaten schauten den jarten, lieblichen Knaben in Bauernkleidern, der so rein und fertig französisch sprach, verwundert an. Sie zweifelten keinen Augenblick, daß er ein geborner Franzose sey, und fragten ihn, wie er hieher gerathen. Ludwig erzählte, wie er mit seiner Mutter eine Reise gemacht, wie er von dem bösen Kuckuk in den Wald gelockt wurde und sich dort verirrte, wie Lorenz und Johanna ihn so gütig und liebevoll aufgenommen, und wie er seit dieser Zeit nichts mehr von seiner Mutter gehört habe. Beide Soldaten besiegelten ihm ihre herzlichste Theilnahme, und wurden gegen Lorenz und Johanna

ganz ungemein freundlich. Sie drückten Lorenzen und Johannem kräftig die Hand, und ersuchten Ludwig, auch in ihrem Namen und in deutscher Sprache diesen seinen Pflegeltern zu danken, daß sie ihm so viele Liebe erwiesen.

Am andern Morgen wurde es sogleich unter allen Soldaten im Dorfe bekannt, daß sich ein kleiner Knabe aus Frankreich in dem Dorfe aufhalte. Viele Soldaten kamen in das Haus, ihn zu sehen, und hatten große Freude an ihm. Der Offizier aber, dem Ludwig als ein sehr liebenswürdiger Knabe geschildert wurde, ließ ihn zum Mittagessen einladen. Ludwig eilte sogleich in seine Kammer hinauf, und kam bald wieder festlich gekleidet herab. Er hatte seinen dunkelblauen Rock angezogen; seine Weste und langen Beinkleider waren so weiß wie Schnee. Johanna beachtete sein schönes, schwarzlockiges Haar in

Ordnung. So schön gepuht und den
in der Hand trat er mit seinem ge-
hnslichen Anstand in das Zimmer des
Offiziers, verneigte sich, und sagte, er
hne es sich zur Ehre, mit ihm spels
zu dürfen. Der Offizier fand gro-
s Wohlgefallen an dem artigen An-
n, und unterhielt sich während der
ahlszeit mit ihm sehr gut, denn
wig war ganz ungemein fröhlich und
prädlich.

Der Offizier mit seinen Soldaten
wieder ab; von Zeit zu Zeit kamen
der Andere. Der kleine Ludwig
ed von nun an in dem Dorfe eine
rsol von Wichtigkeit. In vielen
nsen Anstand zwischen den frem-
Kriegern und den Hauseinwohnern
keit — bloß weil die Einen die Spra-
der Andern nicht verstanden. Lud-
würde geküßt, und half oft mit
igen Wörtern aus aller Verlegenheit.

Oft stand der zarte Knabe unter der Linde des Dorfes zwischen den ergrauten Gemeindemännern und bärtigen Kriegern, die ohne seine Vermittelung einander nicht verstanden hätten, und beide Theile bezeugten ihm ihren Dank. Mancher Trupp kam mit trohigen Mienen und drohenden Blicken in das Dorf; sobald aber Ludwig sie in ihrer Muttersprache freundlich grüßte, erheiterten sich plötzlich alle Gesichter, und manches Unheil, das sie sonst vielleicht angerichtet hätten, unterblieb.

Die Bauern erkannten es auch, welche große Dienste ihnen Ludwig leistete. „Wenn Ludwig nicht wäre, sagten sie öfter, so wäre es uns schon manchmal übel gegangen.“ Der Ortsvorstand machte daher den Vorschlag, weil Lorenz schon einen kleinen Franzosen, der ihnen sehr nützlich sey, im Quartier habe, so solle er künftig von andern Ein-

quartierungen frei seyn. Nach einigem Widerspruch von etlichen Wenigen nahm die Mehrzahl diesen Vorschlag an, und Lorenz, dem es doch etwas schwer fiel, seine zahlreichen Kinder zu ernähren, wurde dadurch sehr erleichtert.

Neuntes Kapitel.

Der Verwundete.

Unnemeht wurden die Begebenheiten immer ernsthafter. Die Franzosen hatten die waldige Gegend, worin das Dorf lag, besetzt; die Deutschen suchten sie daraus zu vertreiben. Nicht weit vom Dorfe, über dem See, in einer sumpfigen, mit zerstreutem Gebüsch bedeckten Gegend, fiel ein hitziges Gefecht vor. Die Einwohner von Ellersee standen in Schaaren auf einer kleinen Anhöhe neben dem Dorfe und schauten zu. Man sah hier das Feuer und hörte den

Knall von jedem Schusse; von den Kämpfenden konnte man jedoch wegen des Rauches und der Entfernung wenig unterscheiden. Ludwig war einer der Ersten, die sich auf dem Hügel eingefunden hatten. Mit begierigen Blicken und klopfendem Herzen sah er dem Kampfe zu; es war ihm, als ginge jeder Schuß ihm durch das Herz, weil er dachte, daß jeder einem Menschen das Leben kosten könne. Der gute Knabe war sehr blaß und stand ganz unbeweglich da — und wie stumm. Nur zeigte er seine Verwunderung, daß man zuerst das Feuer von dem Schusse auffahren sehe, den Knall aber erst eine gute Weile nachher vernehme.

Das Gefecht währte bis an den späten Abend. Als es bereits dämmerte, und das Gewehrfeuer sich immer weiter entfernte, kam aus jener Gegend her ein Bauersmann und erzählte mit

bleichem Angesichte und bebender Stimme, was er von dem Kampfe wußte. „Mir wäre es bald übel gegangen,“ sagte er. Ich wanderte ruhig meines Weges hin; da fing es auf einmal an zu beiden Seiten des Weges zu krachen. Ich war gerade zwischen die zwei Feuer der streitenden Partheien gerathen. Die Kugeln piffen rechts und links an mir vorbei. Voll Angst und Schrecken kroch ich in einen Busch, und blieb da versteckt, bis das entsetzliche Schießen sich weit genug hinweggezogen hatte. Auf dem Wege hieher, fügte er noch bei, sah ich einen verwundeten französischen Offizier liegen. Ich hätte ihm gerne Hilfe geleistet, allein ich war froh, daß ich mit dem Leben davon gekommen, und eilte weiter, so schnell ich konnte.“

Da Ludwig dieß hörte, bat er die Bauern flehentlich, doch hinaus zu ge-

hen, und den Verwundeten herein zu bringen. Einige Bauern schienen dazu geneigt. Allein Einer der Männer, jener Krall, der sich schon früherhin gegen Ludwig und Lorenz so feindselig gezeigt hatte, rief: „Nein, das ist nicht zu wagen! Mich dünkt, das Schießen rücke wieder näher. Hört ihr nicht, wie es kracht und donnert, und im Walde wiederhallt? Wie leicht könnte da Einen von euch eine Kugel treffen! Wann der Kampf geendet ist, so werden diejenigen, die das Schlachtfeld behaupten, schon für die Verwundeten sorgen; uns haben sie dazu nicht nöthig.“

Auf diese Rede wagte es keiner aus den Bauern, dem verwundeten Oszizler zu Hilfe zu kommen. Als das Schießen nachließ, zerstreuten sich die Bauern nach und nach, und gingen nach Hause. Ludwig blieb noch, und horchte ängstlich nach der Gegend hin. Das

Gewehrfener hörte auf, und es herrschte eine schauerliche Stille. Allein Ludwig vernahm von Zeit zu Zeit eine Stimme, die um Hilfe zu rufen schien. Der gute Knabe hatte gegen alle Menschen das wohlwollendste Herz, besonders aber gegen seine Landsleute. Er konnte sich nicht mehr halten. Er sprang den Hügel hinab, lief längs dem See hin, und eilte der Stimme des Rufenden zu. Unter einem Weidenbaume fand er den französischen Offizier, der hier auf dem sumpfigen Boden lag, noch sehr jung, todtensbläß, aber von sehr edler Gesichtsbildung war. Eine Kugel hatte ihn am rechten Fuße schwer verwundet. Weder Freund noch Feind konnte sich in der Hitze des Gefechtes um ihn annehmen. Er hatte die Wunde, um das Verbluten zu verhindern, mit seinem Taschentuche verbunden, und hatte versucht, indem er sich auf eine Flinte stützte, die

während des Gefechtes verloren gegangen, das Dorf zu erreichen. Allein er vermochte nicht sich weiter fortzuschleppen, und war unter dem Weidenbaum entkräftet liegen geblieben. Seine Wunden schmerzten ihn heftig; der leichte Verband konnte das Blut nicht ganz stillen, und er litt brennenden Durst. Die Abendluft wehte kalt. Er hatte sich schon darein ergeben, hier auf dem feuchten Boden in der kalten Nacht umzukommen, und hatte eben seine Seele Gott empfohlen. Da erblickte er den holden Knaben in ländlichen Kleidern, der ihn zu seinem nicht geringen Erstaunen in französischer Sprache anredete, auf das freundlichste grüßte, und voll des herzlichsten Mitleids versprach, ihm Hilfe zu verschaffen. Dem jungen Offizier war es nicht anders, als sähe er einen Engel des Himmels. Er klagte ihm seine Noth. Ludwig sagte, er wolle

le ihm sogleich zu trinken bringen, und Leute zu Hilfe rufen. Er ließ der Mühle zu, wohin er einige hundert Schritte näher hatte, als zu dem Dorfe. Er bat den Müller, den verwundeten Offizier in die Mühle herein tragen zu lassen, weil er sonst draußen umkommen müßte.

Der Müller sagte mit bedenklicher Miene: „Das wäre höchst gefährlich! Das Treffen ist zwar vorbei, allein vor wenigen Augenblicken hörte ich doch noch einige Male schießen, und mich dünkte ziemlich nahe. Ich getraue mir nicht, mich und meine Leute der Gefahr auszusetzen, erschossen zu werden.“

Alein Ludwig fiel dem Müller zu Füßen, und flehte mit aufgehobenen Händen, um der Barmherzigkeit Gottes willen, sich des Unglücklichen zu erbarmen. „Denkt an den barmherzigen Sai

mariter, sagte er unter Anderm, und geht hin und thut desgleichen."

Der Müller wurde gerührt, und befahl seinem Knechte, eine Tragbahre zu nehmen, und mit ihm zu kommen. Ludwig eilte mit einem Krüge Wasser voran, reichte dem Offizier, der vor Durst fast verschmachtete, zu trinken, und dieser trank mehrmals in starken Zügen. „Ach, wie das erquickt! sagte er; Gott, der den Trunk Wasser, dem Dürstigen gereicht, nicht unbelohnt läßt, wolle dich dafür belohnen, du guter Knabe!"

Die zwei Männer, der Müller und sein Knecht, legten nun den Verwundeten sanft auf die Tragbahre. Ludwig war mit einem Mal verschwunden. Allein kaum hatten die Männer den Offizier in der Mühle auf ein Bett gebracht, wobei die Müllerin mit einem Kerzenlichte zündete, so trat Ludwig

mit dem Wundarzte hereln, den er ins
dessen aus dem Dorfe herbei geholt hat-
te. Der Wundarzt verband die Wun-
de, die er allerdings sehr bedeutend fand;
versicherte aber, mit der Hilfe Gottes
hoffe er sie glücklich zu heilen. Ludwig
übersetzte das in die französische Spra-
che, und der Verwundete ward sehr ge-
tröstet.

Die Müllerin brachte ihm noch
etwas zu essen, und bald darauf schlief
er ein. Ludwig sorgte noch dafür, daß
ein Nachtlicht angezündet wurde, und
begab sich dann sehr vergnügt nach Hau-
se. Das Bewußtseyn, eine so edle
Handlung vollbracht, und einem Men-
schen das Leben gerettet zu haben, er-
füllte sein Herz mit Seligkeit.

Am andern Morgen, bevor die
Sonne aufging, war Ludwig schon wie-
der da, und fragte den Kranken, wie
er geschlafen habe. Bald darauf kam

der Wundarzt, und fand den Zustand des Kranken beruhigend. Er sagte unter Anderm, zu dem Verbande seyen viele Scharpien nöthig. Ludwig lief sogleich zu seiner Pflegemutter, Scharpien zu bestellen. Sie wußte nicht recht, was das sey. „Das weiß ich wohl, was das ist, sagte Ludwig; es ist gezupfte Leinwand. Meine Mutter und ich haben schon viele gezupft. Ich will euch einmal zeigen, wie das gemacht wird.“ Die Mutter und alle Kinder bereiteten, nach Ludwigs Anleitung und Beispiel, in die Wette Scharpien. Ludwig brachte dem Chirurg bald einen ziemlichem Pack. Auch überreichte er dem Offizier ein frisches Taschentuch, indem er sagte: „Das Ihrige ist ja voll Blut, und für jezt nicht mehr zu gebrauchen.“

Der Offizier ward von der Aufmerksamkeit und Dienstfertigkeit des ju-

ten Knaben sehr gerührt. Die Thränen kamen ihm in die Augen. „Sieh, sagte er, der erste Gebrauch, den ich von dem Tuche mache, sey dieser, daß ich mir die Thränen des Dankes damit abtrockne.“

Ludwig besuchte den jungen Offizier, der sonst keinen Menschen hatte, mit dem er reden konnte, täglich mehrmal, und saß manche Stunde an seinem Bette. Er erzählte von seinem Vater, dessen er sich zwar nur mehr dunkel erinnerte, ihn aber aus den Erzählungen seiner Mutter kannte; er sprach sehr oft von seiner Mutter, von ihrer Liebe zu ihm und von ihrer traurigen Flucht; er erwähnte auch seines strafbaren Leichtsinnes und seiner Verirrung im Walde. „Ach, sagte er voll des innigsten Schmerzens, welch einen großen Kummer habe ich meiner innigst geliebten Mutter verursacht! Ich kann ihrer

Mutterthränen, die sie über meinen Vers
lust weinte, nicht gedenken, ohne, wie
Sie sehen, selbst zu weinen.“

Der Offizier, fast noch ein Jüng-
ling, gedachte der Thränen, die seine
Mutter beim Abschiede von ihm vergos-
sen hatte, und des tiefen Schmerzens
seines Vaters. Er hatte, wiewohl er
der Sohn reicher Aeltern war, Soldat
werden müssen, jedoch bei seiner Bil-
dung und seinem Muthе sich vom Ge-
meinen bald zum Offizier empor geschwun-
gen. „Liebster Ludwig, sagte er, es ist
wunderbar, daß wir Beide, nachdem
wir von unsern Aeltern so weit entfernt
worden, im fremden Lande so zusammen-
treffen mußten! — Du, lieber Knabe,
hast mir das Leben gerettet, und erzeh-
gest mir täglich große Gefälligkeiten und
Wohlthaten. Ich bin jetzt arm, und
habe keinen Heller mehr in meinem Ver-
mögen. All mein Taschengeld und mehr

ne Uhr sind mir als Beute abgenommen worden. Allein ich hoffe, es werde noch die Zeit kommen, da ich dir deine Liebe vergelten, und etwas für dich und die Deinigen thun kann. Gott, der dich schon früher — zu meiner Rettung — in dieses Dorf geführt hat, ließ vielleicht auch mich hieher kommen, dir in der Folge nützlich zu werden."

Mit der Wunde des jungen Offiziers, der Lebrün hieß, ging es täglich besser; sie heilte sehr schön, wiewohl etwas langsam. Das größte Leiden war es ihm, daß er sich so ganz ohne Beschäftigung sah. So angenehm er sich manche Stunde mit dem kleinen Ludwig unterhielt, so hatte er doch oft Langerweile. Da brachte ihm Ludwig einige französische Bücher, die er von dem Herrn Pfarrer entlehnt hatte. Obwohl die Bücher ernsten Inhaltes, und mehr zur Belehrung als Unterhaltung geschrie-

ben waren, so las Lebrun sie dennoch mit großem Vergnügen. Er bezeugte öfter sein Erstaunen, daß diese Bücher, von denen er bisher nicht die beste Meinung hatte und sie gering achtete, so große Wahrheiten in einer so edlen, schönen Sprache enthielten. „Diese Bücher, sagte er in der Folge öfters, haben Vieles zu der Bildung meines Verstandes und Herzens beigetragen. Ich sehe es als eine eigene Fügung Gottes an, daß er mich aus dem Getümmel der Welt und dem Tumulte des Krieges herausriß, mich in diese einsame Kammer versetzte, und diese lehrreichen Schriften in meine Hand kommen ließ. Ich lernte dadurch Gott und mich selbst mehr kennen, und ward ein besserer Mensch. In der That, Gott weiß Alles sehr gut zu fügen.“

Indessen drangen die französischen Kriegerheere wieder vorwärts. Viele Of-

szlere und Soldaten kamen durch Esthese. Sie hatten eine unbeschreibliche Freude, den Lieutenant Lebrün, den sie sehr schätzten und liebten, aber für todt hielten, wieder zu sehen. Sie überschäuften Ludwig mit Lobpreisungen. Lebrün, der so weit hergestellt war, daß er an einem Stabe gehen konnte, wurde eingeladen, sich in eine etwas entfernte Stadt zu begeben, wo er besser konnte verpflegt werden. Er nahm, bevor er in den Reisewagen stieg, von Ludwig den zärtlichsten Abschied, dankte ihm für die erwiesenen Wohlthaten, und sagte noch: „Weine nicht, lieber Ludwig! Wir nehmen nicht auf immer Abschied; wir sehen uns wieder.“

Ein Hauptmann mit einer Schaar Soldaten blieb noch einige Zeit in dem Dorfe. Als endlich auch dieser abziehen sollte, und mit seinen Soldaten unter der großen Linde des Dorfes zum

Abzuge bereit stand, berief er die Ältesten Männer der Gemeinde. Es kamen aber noch viele andere Leute, Männer, Weiber und Kinder herbei. Der Hauptmann, ein Elsässer, der gut deutsch sprach, lobte sie sehr, daß sie den kleinen Ludwig so liebreich aufgenommen. Der Knabe, sagte er unter Anderm, hat den französischen Kriegern, besonders aber dem verwundeten Offizier große Dienste erwiesen. Indesß werdet ihr auch uns bezeugen müssen, daß wir Euch mit großer Schonung behandelt, uns mit Wenigem begnügt, und Euch alle unnöthige Kosten erspart haben. Ihr wißt, daß Ihr noch eine nicht geringe Summe Geldes an Kriegs-Kontribution zu bezahlen habt. Auf Befehl des Obergenerals, dem Euer freundliches Benehmen gegen Ludwig gemeldet worden, ist Euch diese Summe erlassen, und ich übergebe hiemit dem Ortsvorstande die

schriftliche Urkunde, daß wir an Euch keine weitere Forderung mehr zu machen haben. Diese milde Behandlung habt Ihr dem liebenswürdigen Ludwig zu danken!" Er drückte hierauf dem Ortsvorstande, dem Müller, einigen andern Männern, besonders aber dem Lorenz, mit Thränen in den Augen, die Hand — und winkte dann dem Tambur. Die Trommel wirbelte — die Soldaten schlangen die Hüte, stimmten in den Dank des Hauptmanns mit ein, und zogen zum Dorfe hinaus.

Die Bauern waren von dem Danke des Hauptmanns sehr gerührt, und über den Nachlaß der großen Geldsumme hoch erfreut. „Hab ich es nicht gesagt, rief bald dieser, bald jener, man solle den Ludwig in unser Dorf aufnehmen!" Diejenigen aber, die davon abgerathen hatten, besonders Krall, schwiegen, still und hingen die Köpfe. Der

Ortsvorstand sprach: „Es 'st gut, daß wir dem guten Rathe unsers Herrn Pfarrers gefolgt haben. Er ist doch ein frommer, weiser Mann! Er sagte es uns voraus, Ludwig, wiewohl er ein armer Knabe sey, werde dem ganzen Dorfe zum Segen gereichen. Und siehe seine Weissagung ist nun in Erfüllung gegangen.“

„Ja, ja! rief einer der erfreuten Bauern, so ist es. Es bleibt doch wahr, was wir als Kinder schon in unserm Katechismus gelernt haben: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ Und die übrigen Bauern gaben ihm Recht!

Dehntes Kapitel.

Eine gerichtliche Anklage.

Nunmehr wurde Waffenstillstand gemacht. Schon seit einigen Wochen hatte sich weder ein feindliches, noch

freundlicher Krieger in Ellersee blicken lassen. Alles freute sich auf den Friesen, den man sehr nahe glaubte, und es war den Leuten, als scheine die Sonne heller und freundlicher in das Dorf. Nur über Lorenz und die Seinigen kam eine große Trübsal. Er wurde beschuldigt, dem Kirchenbauer, einem der reichsten Bauern im Dorfe, eine ansehnliche Summe Geldes in Gold entwendet zu haben.

Die Sache war diese: Lorenz hatte in dem Garten dieses Bauers einige Bäume gepflanzt, was er sehr gut verstand. Der Garten war von einer niedrigen, etwas haufälligen Mauer aus Ziegelsteinen umgeben. Lorenz hatte die Pflanzreiser und übrigen Geräthschaften auf die Mauer gelegt, weil sonst kein bequemer Platz vorhanden war. Allein, an eben der Stelle hatte der Bauer, hinter einem Ziegelstein, der los war

und leicht konnte herausgenommen werden, mehrere Goldstücke, aus Furchen vor feindlicher Plünderung verborgen. Als nun die fremden Krieger aus dem Dorfe abgezogen waren, und der Bauer sein Gold wieder hervorlangen wollte, war es zu seinem Entsetzen nicht mehr vorhanden. Sein Verdacht fiel auf Lorenz. Er wußte, daß es dem Lorenz an Geld gefehlt habe, seinen Pacht ganz zu bezahlen; denn Lorenz hatte ihn damals, als er die Bäume pflanzte, wie wohl vergebens, gebeten, ihm Geld vorzustrecken. Der bestürzte Bauer forschte heimlich weiter nach, und vernahm vom Gerichtsdienner, Lorenz habe, was ihm an dem Pachtgelde gefehlt, in Gold bezahlt. Der Bauer hielt es nun für ausgemacht, Lorenz habe das vermißte Gold gestohlen. Er ging daher zu dem Verwalter in Walbenberg, der zugleich Gerichtshalter war, und verklagte den

Lorenz. Der Verwalter war sehr betroffen. Er hatte die Goldstücke noch, die er von Lorenz bekommen, holte sie, verbarg sie aber in der Hand, und fragte den Bauer, von welcher Art und Beschaffenheit die entwendeten Goldstücke gewesen? Sie waren von eben der Sorte. Der Verwalter legte ihm nun die Goldstücke vor. Der Bauer rief höchst erfreut: „Sie sind die nämlichen, die mir Lorenz gestohlen hat!“ — und der erfreute Bauer wollte sie sogleich einstecken. Allein der Verwalter sagte: „So schnell geht es nicht! Ich muß den Lorenz zuvor auch noch hören.“

Lorenz wurde gerufen und verhört, wie er zu dem Golde gekommen. Er versicherte, daß die Goldstücke sich in den tuchenen Rockknöpfen Ludwigs verfangen hätten; er betraf sich auf den Zettel, auf dem seine Ehegattin Johanna sowohl den Fund, als was sie das

von für Ludwig ausgegeben, getreulich verzeichnet hatte.

Der Verwalter ließ nun durch den Gerichtsdiener unverzüglich Johanna vorrufen, mit dem Befehl, den angeblichen Zettel mitzubringen. Johanna kam zitternd und bebend; sie hielt es schon für eine große Beschämung, von einem Gerichtsdiener vor Gericht geführt zu werden. Lorenz mußte abtreten, und Johanna wurde vernommen; ihre Aussage stimmte genau mit den Aussagen ihres Mannes überein. Das Blatt, das sie mitgebracht, durchsah der Verwalter mit sichtbarem Wohlgefallen. Als lein er sagte: „Das wäre Alles gut; allein wer steht mir dafür, daß Ihr den Zettel nicht in der hinterlistigen Absicht geschrieben, im Falle der Handel vor Gericht käme, mich zu hintergehen?“

Er ließ nun auch noch Ludwig rufen; allein daß Ludwig ganz und gar

nichts von den Goldstücken wußte, war für Lorenz und Johanna ein bedenklicher Umstand. Der Verwalter war ein strenger Mann, aber gerecht. Er war deshalb in Verlegenheit, und wußte nicht, ob er der Aussage des Lorenz Glauben beimessen, oder Alles für Lug und Trug, und einen abgeredeten Handel ansehen sollte. Er getraute sich nicht, den Lorenz zu verurtheilen, aber auch nicht, ihn loszusprechen. Er ließ die Sache einstweilen beruhen; allein auf Lorenz und Johanna blieb in den Augen vieler Menschen der schwere Verdacht liegen, sie hätten gestohlen.

Die Begebenheit machte in Ellerssee großes Aufsehen, und erregte keinen geringen Lärm. In allen Häusern, und wo im Dorfe oder Felde ein Mensch dem andern begegnete, wurde fast von nichts Anderm gesprochen. Die Kinder des guten Lorenz, Konrad und Liese,

kamen oft mit weinenden Augen nach Hause, und klagten es ihren Aeltern, daß sie von andern Kindern ein Diebsgesindel gescholten worden.

Lorenz und Johanna wurden zwar von manchem ehrlichen Bauersmann im Dorfe als verständige und tugendsame, friedliche und arbeitsame Leute geachtet; allein sie hatten doch auch ihre Feinde. Da sie als fremd in das Dorf gekommen, so waren schon deswegen aller Augen auf sie gerichtet, und manches Bößliche an ihnen, das den Leuten ungewohnt vorkam, wurde getadelt. Den Bauern war es überhaupt nicht recht, daß ein Fremder das schöne herrschaftliche Landgütchen in Pacht bekommen. Ueberdies hätte jener bekannte böse Krall schon früherhin das Gütchen gerne gepachtet, und hatte damals die Bauern, die ihn fürchteten, zu überreden gewußt, ihn bei der Verpachtung desselben an den

Meistbietenden nicht zu steigern. Krall hatte auch geglaubt, er sey — für ein ganz geringes Pachtgeld — schon wirklich Pächter. Er gerieth daher, als anstatt der erwarteten herrschaftlichen Genehmigung, Lorenz als neuer Pächter ankam, in den heftigsten Zorn, wurde von der Stunde an Lorenzens abgesagter Feind, und schmähte und lästerte bei jeder Gelegenheit über ihn. Jetzt aber behauptete er auf allen Vierbänken, Lorenz sey ein ausgemachter Lügner und Dieb; und der eigennützigte Kirchenbauer gab ihm vollkommen Recht, und schalt überdieß noch den Verwälder einen ungerechten Richter, weil er ihm jene Goldstücke, die er ihm in der Kanzlei vorgelegt, nicht sogleich zugesprochen, und den Lorenz nicht zum Ersatze der übrigen Goldstücke verurtheilt habe.

Auch einige Bäuerinnen waren der guten Johanna gar nicht geneigt. Denn

Johanna war in einem entfernten Marktsflecken, wo sich eine sehr gute Schule befand, von sehr guten Aeltern erzogen worden. Sie hatte eine reinere Aussprache und einen feinern Anstand in ihrem Betragen, und konnte manchen abergläubischen Meinungen der Bäuerninnen zu Ellersee nicht beistimmen. Uebrigens behielt sie aus ihrem Geburtsorte die dortige Art sich zu kleiden auch hier bei, die zwar bei weitem nicht so kostbar, als jene der Weiber im Dorfe, aber viel netter und zierlicher war. Deshalb wurde sie von ihnen schon bisher immer mit neidischen Blicken angesehen; nunmehr aber begegneten viele von ihnen ihr und ihrem Manne mit der größten Verachtung.

Lorenz tröstete sich mit seiner Unschuld; Johanna aber war sehr betrübt, und weinte oft stille Thränen. Lorenz suchte sie zu erheitern, und ihr Trost

einzusprechen. „Liebste Johanna, sagte er unter Anderm zu ihr, als sie einmal noch spät in der Nacht am Fenster saß, und bitterlich weinte, sieh da den Mond an, der jetzt so schön und hell am Himmel glänzt! Sieh, jetzt kommt eben eine schwarze Wolke und verbunkelt ihn ganz. Allein habe nur eine kleine Weile Geduld. Sieh, jetzt ist die Wolke vorüber gezogen, und der liebe Mond glänzt wieder so hell und schön, wie zuvor. So ist es mit der Unschuld. Sie kann wohl durch Verläumdungen und falsche Anklagen angeschwärzt und verbunkelt werden, aber am Ende trägt sie doch den Sieg davon. So wird Gott auch die Wolken zerstreuen, die jetzt unsre Unschuld bedecken, und sie wird allen Menschen so hell und klar in die Augen leuchten, wie jetzt der Mond.“

Elftes Kapitel.

Das Wiedersehen.

Eines Sonntags gingen Lorenz und Johanna mit ihren Kindern, wie gewöhnlich, in die Kirche. Es war ein herrlicher Herbstmorgen. Die Kinder waren sehr fröhlich. Die Mutter aber war sehr betrübt, weil viele der festlich gepuhten Leute sie nicht einmal grüßten, sondern sie nur mit verächtlichen Blicken ansahen. Sie betete in der Kirche besonders herzlich, Gott wolle die große Schmach, daß man sie für eine Diebin und ihren Mann für einen Dieb halte, von ihr nehmen.

Als sie nach geendetem Gottesdienste mit ihrem Manne und den Kindern aus der Kirche trat — sich, da hielt vor ihrem Hause eine prächtige Kutsche, mit vier Pferden bespannt. Die Leute, die vor Johanna hergingen, riefen er:

freut: „Das ist die Kutsche unserer Herrschaft! O Gott Lob! unsere gnädige Herrschaft ist wieder von der Flucht zurück gekommen.“

Wirklich stand die Frau von Waldenberg unter Lorenzens Hausthüre; neben ihr stand eine andere Frau, von sehr feinem, adeligen Aussehen, die den Leuten unbekannt war. Ludwig aber that plötzlich einen lauten Schrei: „O mein Gott! rief er, o meine beste Mutter!“ und sprang mit weit ausgestreckten Armen auf sie zu. Sie faßte ihn in ihre Arme, und beneckte sein Angesicht mit reichlichen Freudenthränen. Auch Ludwig weinte vor Freuden. Die Leute, die umher standen, wurden sehr gerührt, und Viele hatten Thränen in den Augen. „Es ist Ludwigs Mutter!“ flüsterten sie einander zu; wer hätte gedacht, daß der arme Knabe eine so vornehme Mutter habe!“

Da indeß das Gedräng des Volkes immer größer wurde, führte Frau von Waldenberg den hocherfreuten Ludwig und seine Mutter in die Stube. Die Mutter setzte sich, von der Freude so mächtig angegriffen, daß sie fast nicht mehr zu stehen vermochte, auf die Bank. Sie betrachtete Ludwig mit innigem Vergnügen. „El, wie bist du indeß gewachsen, sagte sie, und wie gesund und blühend siehst du aus!“ Sie bemerkte mit Wohlgefallen, wie nett und reinlich Ludwig gekleidet war; denn er hatte seinen neuen blauen Frack an, der eben so gemacht war, wie sein voriger, der ihm aber zu klein geworden; sein Halskragen war zwar nicht gestickt, aber weiß wie Schnee, und seine schwarzen Haarlocken waren aufs schönste geordnet. Die Mutter that hunderterlei Fragen an ihn. Er konnte nicht genug rühmen, wie liebeich seine Pflegeltern ihn auf-

genommen, und wie gütlig sie ihn diese lange Zeit hindurch behandelt hatten.

Ludwigs Mutter erzählte hierauf, welchen Jammer sie über seinen Verlust empfunden, und was ihr seit jener Zeit Alles begegnet sey: wie bestürzt der Vater, laut seiner Briefe, über die Nachricht gewesen, Ludwig sey verloren gegangen; wie sie den Vater bisher nicht mehr gesehen habe; wie sie sich freue, ihren lieben Ludwig wieder zu sehen, und wie sie hoffe, nun, da der Friede nahe sey, auch den Vater bald wieder zu sehen. Beide, Mutter und Sohn, fühlten sich so glücklich und froh, daß sie die ganze Welt um sich her vergaßen.

Lorenz und Johanna verstanden von der ganzen Unterredung nichts; denn es wurde kein deutsches Wort, sondern nur französisch gesprochen. Indes sahen sie an den lebhaften Neben, an den Mier-

nen, Blicken und Thränen der Redenden, daß ihre Freude unaussprechlich seyn müsse.

Frau von Waldenberg wendete sich, da Ludwig und seine Mutter jetzt von Dingen redeten, die ihr längst bekannt waren, zu Lorenz und Johanna. Sie bezeugte ihnen ihre Freude, unter ihren Unterthanen so menschenfreundliche Leute zu finden, und sagte ihnen, wer Ludwigs Mutter sey. Lorenz und Johanna vernahmen mit Erstaunen, daß Ludwig, den sie als den Sohn einer verarmten, landesflüchtigen Mutter in ihr Haus aufgenommen, ein junger Graf, und seine Mutter eine sehr vornehme Gräfin und überaus edle, tugendhafte Frau sey.

Frau von Waldenberg erzählte nun auch, wie es zugegangen, daß Ludwigs Mutter — bis aus Böhmen, sehr eilig und geraden Weges — hieher gekommen. Die Geschichte war kurz diese:

Ludwigs Mutter, die Gräfin, hatte sich nach Prag geflüchtet. Auch Herr und Frau von Waldenberg hielten sich dort auf. Allein die Gräfin wußte nichts davon; sie lebte in Prag sehr zurückgezogen, und besuchte keine Gesellschaften. Der Verwalter zu Waldenberg mußte seiner Herrschaft von Zeit zu Zeit berichten, was in seinem Amtsbezirke vorgehe. Er berichtete denn auch den Rechtsfall, der sich mit den Goldstücken zugetragen, die angeblich in den Rockknöpfen eines ausgewanderten französischen Knaben sich sollen befunden haben. Frau von Waldenberg erzählte die seltsame Begebenheit in einer Gesellschaft. Eine adelige Dame, die zugegen, und mit Ludwigs Mutter bekannt war, erzählte es dieser. Ludwigs Mutter, die Gräfin, begab sich augenblicklich zu Frau von Waldenberg, sich näher zu erkundigen. Der Verwalter hatte sehr

ausführlich berichtet. Der Ort Waldenberg, der Namen Ludwig, der Tag, an dem er seine Mutter verloren, der angenommene Namen, unter dem seine Mutter sich gestüchtet hatte, die Anzahl, ja auch das Gepräge der Goldstücke traf aufs genaueste zu. Die Gräfin zweifelte keinen Augenblick, der Knabe, in dessen Rock die Goldstücke gefunden worden, sey ihr geliebter Ludwig; denn sie selbst hatte die Goldstücke heimlich eingekauft. Sie braunte vor Begierde, ihren innigst geliebten Ludwig wieder zu sehen. Allein sie wollte es nicht wagen, nach Waldenberg zu reisen, weil bloß Waffenstillstand und noch nicht Friede war, und die französischen Kriegsarmee noch auf deutschem Boden standen. Allein Herr von Waldenberg sagte zu der Gräfin: „Ich und meine Frau sind bereit, unverzüglich mit Ihnen nach Waldenberg zu reisen. Können Sie sich ent-

schließen, in dem Passe für eine Kammerfrau meiner Gemahlin zu gelten, so stehe ich Ihnen dafür, Sie werden ganz sicher, ohne irgendwo angehalten zu werden, nach Waldbenberg kommen, und dort einen sichern Aufenthalt finden.“ Die Gräfin nahm diesen Vorschlag mit der größten Freude an, und alle Drei machten sich sogleich auf die Reise.

„So, sagte Frau von Waldbenberg am Ende ihrer Erzählung, gaben diese Goldstücke Veranlassung, daß Ludwigs Mutter so schnell hieher kam. Ohne den falschen Verdacht, in den Ihr, guter Lorenz, und Ihr, meine liebe Johanna, gekommen, wäre es vielleicht noch Jahre lang angestanden, bis die Frau Gräfin ihren geliebten Ludwig wieder gesehen hätte.“

„Ach, sagte Johanna höchst erfreut, die große Freude, die Ludwig und seine Frau Mutter empfinden, hat mich die

unverdiente Schmach, die uns getroffen hat, ganz vergessen gemacht! Meine Freude gleicht wahrhaft der andern. Ja, ich sehe es auch hier wieder, daß Gott alle Widerwärtigkeiten, die Er über uns kommen läßt, uns und Andern zum Besten zu lenken weiß.“

Frau von Waldenberg erinnerte nun Ludwigs Mutter, es sey Zeit, nach Waldenberg zurück zu kehren. Die Gräfin stand auf, wendete sich zu Lorenz und Johanna, und bezeugte ihnen in den rührendsten Worten, die von der Frau von Waldenberg in das Deutsche übersetzt wurden, den innigsten Dank. Johanna brachte die noch übrigen Goldstücke nebst dem Verzeichnisse, was sie davon für Ludwig verwendet habe, und wollte sie zurück geben; allein Ludwigs Mutter sagte: „Davon kann keine Rede seyn! Behaltet sie, und ich werde

darauf bedacht seyn, Eure Liebe zu meinem Sohne noch reichlicher zu belohnen.“

Johanna beeilte sich nun, Ludwigs Kleidungsstücke und weißes Zeug zusammen zu packen, und ihre zwei Kinder, Eise und Konrad, brachten nach wenigen Minuten, jedes ein Päckchen. Als Ludwig die Wanderbündelein erblickte, und nun scheiden sollte, ward er tief betrübt; sein liebliches Gesichtchen zeigte von der innigsten Wehmuth und der gute Knabe brach in Thränen aus. Er nahm von seinen Pflegeältern den rührendsten Abschied, und umarmte alle Kinder des Hauses als seine Geschwister. Lorenz, Johanna und alle Kinder weinten. Auch Ludwigs Mutter ward sehr gerührt, und die Thränen kamen ihr in die Augen. „Ich sehe da einen neuen Beweis, sagte sie, daß Alle im Hause meinen Ludwig herzlich liebten,

und daß er hier so gut aufgehoben war, wie ein Kind vom Hause.“

Frau von Waldbenberg tröstete die Kinder, Lorenz und Johanna. „Weinet nicht, ihr guten Leute, sprach sie; Ludwig nimmt noch nicht für immer Abschied; er bleibt mit seiner Mutter noch lange bei uns zu Waldbenberg. Da könnet ihr einander noch recht oft sehen.“

Ludwig stieg nun mit seiner Mutter und Frau von Waldbenberg in die Kutsche, und nachdem sie an dem Pfarrers hause angehalten, und dem edelmüthigen Pfarrer einen Besuch gemacht und auch ihm für seine Liebe und Güte gegen Ludwig gedankt hatten, fuhren sie zurück nach Waldbenberg in das Schloß.

Zwölftes Kapitel.

Belohnung und Strafe.

Ludwigs Mutter blieb vorerst zu Waldbenberg; nachdem es Friede gewor-

den, kam auch ihr Gemahl, der Graf, dahin. Die Freude des Grafen und der Gräfin, und ihres einzigen Sohnes Ludwig, sich nach so langer Trennung wieder vereinigt zu sehen, läßt sich nicht mit Worten ausdrücken — und eben so groß, als ihre Freude, war ihr Dank gegen Gott.

Nachdem alle Drei mit großer Lebhaftigkeit einige Stunden hindurch von nichts Anderem sprachen, als von dem, was ihnen Alles begegnet, seit sie von einander getrennt worden — da sagte die Gräfin zu ihrem Gemahl: „Nun laß uns überlegen, wie wir Ludwigs Pflegelktern belohnen wollen.“

Der Graf und die Gräfin hatten zwar ihre Güter in Frankreich verloren; allein sie besaßen noch ansehnliche Kapitalien, die sie schon früher in England angelegt hatten. Auch hatte die Gräfin ihren Schmuck von kostbaren Edelsteinen

glücklich gerettet. Sie brachte ihr Schmuckkästchen, öffnete es und sagte „Alle diese edlen Steine hätte ich mit Freuden hingegeben, mein verlornes Kind wieder zu finden! Sollten wir nun nicht Einen dieser Steine, etwa diesen schönen Diamant hier, daran wenden, die Liebe zu vergelten, die Lorenz und Johanna, diese guten Landleute, unserm Kinde erwiesen haben? Wir wollen den Herrn von Waldenberg bitten, daß er das Gütchen, das Lorenz und seine Hausfrau bloß im Pacht haben, uns zu kaufen gebe. Dieses Gütchen wollen wir dann den guten Leuten schenken. So kann ein Edelstein das Glück mehrerer Menschen machen — was sie um uns auch wohl verdient haben.“

Dem Grafen gefiel der Vorschlag sehr wohl. „Ja, sprach er, der Diamant soll zum Besten dieser menschenfreundlichen Landleute verkauft werden!“

Denn sie haben uns einen Edelstein aufbewahrt, gegen den alle diese Steine hier nichts sind — unsern geliebten Sohn Ludwig.“

Der Graf und die Gräfin redeten mit Herrn und Frau von Waldenberg. Frau von Waldenberg zeigte Lust zu dem schönen Steine, der sehr zierlich in einen Ring gefaßt war. Der Werth des Edelsteines betrug indeß nur ungefähr die Hälfte von dem Werthe des Pachtgütchens. Die Gräfin wollte noch ein paar kleinere Diamanten, die in goldenen Ohrenringen prangten, dazu legen. Allein Herr von Waldenberg sprach: „Das ist nicht nothwendig; das wäre zu viel! Wir wollen es so machen: Sie geben meiner Frau den Diamantring, der ihr so sehr gefällt, und der für sie, als Andenken an eine edle Freundin einen doppelten Werth haben wird. Ich aber gebe dem Lorenz das

Pachtgut, das er nur auf neun Jahre gepachtet hat, in Erbpacht, und er soll in Zukunft nur mehr die Hälfte des Pachtgeldes, das er jetzt bezahlt, zu entrichten haben. So kann er das hübsche Gütchen als sein Eigenthum betrachten, nur mit der Verbindlichkeit, jährlich die sehr mäßige Abgabe davon zu entrichten. Er kann sich dann sehr wohl darauf ernähren; ja noch wohl Etwas für seine Kinder erübrigen!"

Der Graf und die Gräfin fanden diesen Vorschlag sehr vernünftig, und der Verwalter mußte sogleich die Schenkungsurkunde ausfertigen.

Herr von Waldenberg wollte nun den Lorenz rufen lassen. Allein die Gräfin sagte: „Nein! Ich und mein Gemahl wollen selbst nach Ellerssee fahren, und Ludwig soll seinen geliebten Pfleger ältern die Urkunde überreichen."

Herr von Waldenberg sprach: „Nun

wohl, so ist es noch besser. Sie wissen auf eine sehr schöne, edle Art zu geben. Ich und meine Frau werden auch mitfahren."

Es wurde sogleich angespannt, und man fuhr hin. Die Kutsche hielt vor der Hausthüre der guten Leute. Ludwig sprang voll Freude zuerst aus der Kutsche, und überreichte dem Lorenz die Schrift. Lorenz las, staunte und blickte gerührt zum Himmel; Johanna stierte vor Freude wild rief mit Thränen in den Augen und gefalteten Händen: Mein Gott, so dürfen wir dieses Haus, in dem wir bloher mit unsern Kindern gleichsam nur zur Miethе wohnten, und die Aecker und Wiesen, die dazu gehören, nunmehr als unser Eigenthum annehmen?"

„So ist es!" sagte Herr von Walzenberg. Eure Freundlichkeit gegen ein armes Kind, das ohne Obdach umher-

irrte, hat Euch und Euren Kindern eine eigne Heimath verschafft."

Frau von Waldenberg fügte noch bei: „So bleibt keine edle That unbelohnt; und so reichlich sie hier auf Erden auch immer belohnt werden mag — in jener Welt wartet auf sie noch ein schönerer Lohn!"

Die Einwohner von ganz Ellerssee konnten sich über diesen vornehmen Besuch bei dem armen Lorenz, und über das reiche Geschenk nicht genug wundern; und die reiche Kirchenbäuerin sagte zu ihrem Bauer: „Wenn wir das voraus gewußt hätten, so hätten wir an dem kleinen Franzosen das Werk der Barmherzigkeit gerhan, und nicht geruht, bis Lorenz ihn uns in die Kost gegeben hätte."

Der Kirchenbauer aber sah nun wohl ein, daß der Verdacht, den er wegen der entwendeten Goldstücke auf den rechts

haffenen Lorenz geworfen hatte, falsch gewesen. Er ging zu Lorenz, bekannte ihm öffentlich sein Unrecht, und bat ihn um Verzeihung, daß er ihn überall als einen Dieb, verschrien und verlästert habe. Allein der argwöhnische Bauer richtete nun seinen Verdacht sogleich auf einen Andern, und zwar auf einen Mann, den er bisher für seinen besten Freund gehalten hatte, auf seinen Nachbarn Krall. Er ging sogleich nach Walsberg, erschien vor Amt und sagte, „Ich habe eine neue Klage wegen seiner gestohlenen Goldstücke vorzubringen habe.“

„Das ist gewiß wieder eine so neue Klage, wie die gegen Lorenz,“ sprach der Verwalter. Doch, laßt mich hören!“

Der Bauer erzählte — nach seiner Art etwas ausführlich: „Als der Frankreichkrieg uns so schnell über den Hals gekommen, wußte ich gar nicht mehr, was ich that. Neue Erzähl. f. Kinder. III. 7

wo mir der Kopf stand. Meine Capitalbriefe und meine armen, seit zwanzig Jahren sauer ersparten Sparspennige, fünfzig Goldstücke an der Zahl, lagen mir sehr am Herzen. Ich hätte sie gerne recht gut vor dem Feinde versteckt, und wußte nicht wohin. Da fragte ich meinen Nachbar Krall um Rath. Der ist ein gescheiter Mann, dachte ich, und hat mir schon oft gut gerathen. Krall sagte zu mir: „Versteck dein Geld heut Nacht hinter einem der lockern Steine in deiner Gartenmauer; da findet es kein Mensch. Deine Papiere laß, wo sie sind; die nimmt dir der Feind nicht.“ Dieser Rath gefiel mir sehr wohl; ich befolgte ihn. Nachts um zwölf Uhr, da Alles schlief, schlich ich heimlich und in aller Stille in den Garten. Weil es gar so finster war, zündete mir meine Bäuerin mit der Laterne; denn um das Geld recht geschickt zu verbergen,

mußte ich dazu ja doch auch sehen. Das Geld ging mir indeß bei Tag und bei Nacht im Kopfe herum. Sobald die Franzosen fort waren, wollte ich die gut verwahrten Goldstücke wieder aus der Mauer heraus nehmen. Allein ich war vor Schrecken fast des Todes; denn leider war nicht ein einziges davon mehr vorhanden. Ich konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun; bevor es Tag wurde, lief ich zu Nachbar Krall, klopfte und postelte an seinem Hause, bis er aufwachte. Ich klagte ihm mein entsetzliches Unglück."

„Nun, sprach der Verwalter, und was sagte Nachbar Krall?"

„Er hat sich recht über mich erzürnt, sagte der Bauer, und zu all meinem Unglücke mich noch recht ausgescholten. Ich sehe wohl, hat er gesagt, wenn der Rath eines geschelten Mannes gut seyn soll, so muß ihn auch ein ge-

scheiter Mann ausführen. Du aber bist ein dummer Kerl, hat er gesagt; du hättest keine Laterne mitnehmen sollen; denn da konnten dich die Leute ja sehen. Da wunderts mich gar nicht, hat er gesagt, daß die goldenen Vögel ausgesflogen sind, und daß du das Nest leer gefunden. Doch, hat er gesagt, ich will dir einen guten Rath geben, wie du sie wieder bekommen kannst. Hast du, als du von dem Lorenz, wiewohl ich dir davon abwehrte, deine Bäume pftropfen ließest, nicht gesehen, daß er dort an der Gartenmauer, die ihn doch nichts anging, sich immer etwas zu schaffen machte? Glaube mir, hat er gesagt, das Geld hat kein anderer Mensch gestohlen, als Lorenz. Wenn ich an deiner Stelle wäre, so würde ich ihn verklagen. Nun, wie Sie wissen, habe ich auch geklagt; nur habe ich Ihnen damals nicht gesagt, daß Karll mir

den Rath gegeben, wo ich das Gold verstecken soll; denn er hat mir befohlen, keiner Seele ein Wörtlein davon zu sagen, daß er mir den guten Rath gegeben."

„Steh, sich, sprach der Verwalter für sich, so wollte Krall, dieser rachsüchtige Mensch, sich an Lorenz rächen, und ihn verdächtig machen, und wohl gar aus dem Dorfe bringen, um am Ende an seiner Statt doch noch Pächter zu werden."

Der Verwalter fragte hierauf den Bauer: „Habt Ihr schon irgend einem Menschen von Eurem neuen Argwohne etwas gesagt?"

„O bei Peibe nicht, sprach der Bauer, keiner Seele hab' ich ein Sterbenswörtlein davon gesagt. Ich setzte zwar von langer Zeit her mein größtes Vertrauen in Krall; aber ich traue ihm doch nicht recht, und fürchte mich vor

ihm. Er darf es auch nicht inne werden, daß ich ihn verklagt habe. Sagen Sie ihm bei Leibe nichts davon!"

„Nun, sprach der Verwalter, der bei all seiner Ernsthaftigkeit über die Einfalt des Bauers lächeln mußte, so schweiget ferner; ich werde Euch wieder rufen lassen."

Der Verwalter kannte den Krall als einen schlaunen Kopf, und dachte: „Es könnte gar wohl seyn, daß Krall das Gold in seine Krallen zu bekommen suchte, und dem einfältigen Bauer bloß deswegen gerathen, das Gold in der Mauer zu verstecken, um den Bauer zu belauschen und das Gold zu holen. Krall ist ein schlechter Hauswirth, ein Schuldenmacher, ein Trinker und Spießer; wenn er das Geld entwendet hat, so hat er sicherlich schon das Meiste davon ausgegeben. Und das wird leicht zu erfahren seyn."

Er rief seinen Gerichtsdiener, erzählte im Vertrauen ihm die Sache, und trug ihm auf, nachzuforschen, ob Krall nicht irgendwo eine oder die andere seiner vielen Schulden in Gold bezahlt oder sonst Gold ausgegeben habe.

Nach einigen Tagen kam der Gerichtsdiener morgens in die Kanzlei, und sagte: „Von seinen Schulden hat Krall nicht einen Heller abbezahlt; allem in der Stadt hat er im Wirthshause zum schwarzen Bären eine ganze Nacht hindurch getrunken und gespielt, und da er sehr im Verluste war, einige Goldstücke wechseln lassen. Ich wußte mir ein Paar davon zu verschaffen, die ich für Silbergeld einwechselte. Hier sind sie; sie sind, wie Sie sehen, von der nämlichen Art, wie der Kirchbauer die gestohlenen beschrieben hat.“

Der Verwalter ließ nun durch den Gerichtsdiener den Krall auf der Stelle

rufen, und hielt ihm den Diebstahl vor. Krall fing an zu toben und zu wüthen, daß man einen so ehrlichen Mann, wie er sey, wegen solcher ehrlosen Streiche in Verdacht haben könne. Er konnte zwar nicht läugnen, daß er Goldstücke habe wechseln lassen; er betheuerte aber mit hohen Schwüren, daß er sie nicht gestohlen habe.

„Das kann seyn, sprach der Verwalter; indeß ist mir noch eine Kleinigkeit ins Reine zu bringen. Ihr habt nachzuweisen, von wem Ihr die Goldstücke eingenommen.“

Da erblaßte Krall; er wußte keinen Menschen zu nennen, von dem er die Goldstücke erhalten. Er mußte den Diebstahl eingestehen, und wurde zum Ersatze des gestohlenen Geldes, und überdieß auf mehrere Jahre zum Zuchthause verurtheilt.

„So geht es, sagte der Verwalter

ter, wenn man nicht arbeitsam und sparsam ist, sich dem Trinken und Spielen ergiebt, und am Ende gar betrügt und stiehlt. Schlechte Thaten bringen schlechte Früchte, Jammer und Elend; nur Tugend und Rechtschaffenheit machen glücklich. Wie die Unschuld des ehrlichen Lorenz an den Tag gekommen, so ist nun auch Eure Schuld offenbar geworden. Wie Lorenz für seine Redlichkeit und Menschenfreundlichkeit belohnt wurde, so werdet nun Ihr für Eure Falschheit und Euer feindseliges Wesen bestraft."

Da Krall ohnehin schon viele Schulden hatte, und nun die entwendeten und verschwendeten Goldstücke ersetzen sollte, so mußte er vergantet werden. Er kam an den Bettelstab, und seine Kinder kamen oft an Lorenzens Fenster und bettelten ein Stücklein Brod, und die Leute im Dorfe sagten: „Dieß hat Krall

nicht nur wegen seines lüderlichen Lebenswandels, seiner Falschheit und seiner Betrügereien, sondern noch besonders wegen seiner Hartherzigkeit gegen den guten Ludwig verdient. Er wollte den armen verlassenen Knaben aus dem Hause des Lorenz und aus dem Dorfe vertreiben, und mußte nun selbst mit seinen Kindern sein eignes Haus verlassen.

Letztes Kapitel.

Der Oberst.

Wie Frau von Waldenberg und die Gräfin sehr gute Freundinnen geworden, so wurden auch Herr von Waldenberg und der Graf sehr gute Freunde; denn alle hatten gleich edle Gesinnungen. Obwohl es Friede war, so konnten die Ausgewanderten sich doch noch wenig Hoffnung machen, in ihr Vaterland zurück kehren zu dürfen. Der

Krieg brach auch bald wieder mit erneuerter Hestigkeit aus, wurde jedoch in Gegenden geführt, die weit von Waldenberg entfernt waren. Herr und Frau von Waldenberg baten daher den Grafen und die Gräfin dringend, mit Ludwig bis auf bessere Zeiten in Waldenberg zu bleiben, und alle Drei freuten sich sehr, einen so sichern und angenehmen Aufenthalt gefunden zu haben. Sie brachten da längere Zeit sehr vergnügt zu.

Eines Tages nun, da man an nichts weniger dachte, als an französisches Militär, kam ein französischer Offizier von einigen Husaren begleitet, in den Schloßhof gesprengt. Er ließ sich als einen französischen Oberst bei Herrn von Waldenberg melden. Alle im Schlosse waren über diesen unerwarteten Besuch nicht wenig erstaunt. Ludwigs Aeltern aber hatten keinen geringen Schrecken; die Gräfin fürchtete gar ver-

hastet und nach Frankreich abgeführt zu werden. Der Besuch mußte indeß angenommen werden.

Ein schöner Mann in goldgestickter dunkelblauer Uniform, trat in das Zimmer. Ludwig that einen Freudenschrei, und sprang mit offenen Armen auf ihn zu. Der Oberst war jener Offizier, der bei Ellerssee verwundet worden, sich aber indessen durch seine Einsicht und Tapferkeit so hoch erschwungen hatte. Er hatte mit seinem Regimente einige Meilen weit von Ellerssee Kastag, und war die Nacht durch geritten, um seinem kleinen Freunde Ludwig, dem Erretter seines Lebens, einen kurzen Besuch zu machen, und zu sehen, wie es ihm gehe. Zu Ellerssee hatte der Oberst vernommen, Ludwig befinde sich sammt seinen Aeltern zu Waldbenberg. Er ritt also, ohne vom Pferde zu steigen, augenblicklich dahin.

Er umarmte Ludwig mehrmal, und

erzählte den erschreuten Aeltern, wie unansprechlich viel Gutes Ludwig ihm erwiesen habe. Herr von Waldenberg lud ihn ein, einige Tage auf dem Schlosse zu bleiben. Allein der Oberst sagte: „Nicht länger als einige Stunden; ich muß auf die Minute wieder bei meinen Leuten eintreffen.“ Er redete mit dem Grafen und der Gräfin über deren Schicksale, und sagte bei dem Abschiede: „Ich komme wieder, und hoffe Sie und meinen jungen Freund Ludwig dann unter fröhlichern Umständen wieder zu sehen.“

Der Oberst hielt Wort; er kam, einige Zeit nachdem der Frieden wieder hergestellt war, nach Waldenberg, und brachte Ludwigs Aeltern die schriftliche Zusicherung, daß sie nach Frankreich zurück kehren durften, und ihre Güter wieder zurück erhalten würden. Da der Oberst mächtige Verwandte in Frankreich hatte, so war es ihm gelungen,

den Aeltern Ludwigs diese Begünstigung zu bewirken, deren die meisten Ausgewanderten sich erst nach vielen Jahren zu erfreuen hatten. Die Menschenfreundlichkeit, womit Ludwig als ein zarter Knabe einem ausgezeichneten Offizier das Leben gerettet hatte, wurde allgemein bewundert; Jedermann sagte, den Aeltern eines so liebenswürdigen Kindes dürfe man die Rückkehr in ihr Vaterland nicht wehren.

Der Oberst fuhr hierauf mit Ludwig und dessen Aeltern nach Ellersee. Er besuchte den Pfarrer, und verehrte ihm eine schöne Sammlung guter französischer Bücher, alle in den schönsten Auflagen und vortrefflich gebunden. Er beschenkte seine ehemaligen Hauswirthe; den Müller mit dem feinsten himmelblauen Tuche zu einem Rocke, und die Müllerin mit Tasset von gleicher Farbe, und mit Band und Spitzen. Er gab

Ludwigs Pflegeältern eine ansehnliche Summe Geldes, damit sie davon sich selbst anschaffen möchten, was ihnen das Nöthigste oder Angenehmste wäre. Ueberdies gab er Johannem und ihren Kindern noch einen großen Pack seine Kleidung. „Dies, sagte er, ist für die Scharpen.“

Dem Oberst war es eine große Freude, Ludwig und dessen Aeltern, wie im Triumphe, nach Frankreich zurück zu führen. Ludwig sah sein ganzes Leben hindurch es für eine große Wohlthat an, daß er einige Jahre seiner Kindheit auf dem Lande zugebracht hatte. Sein Aufenthalt auf dem Lande hatte nicht nur seine etwas schwächliche Gesundheit sehr gestärkt; auch sein Verstand und Herz hatten dabei sehr gewonnen. Die frommen, einfachen Eltern seiner Pflegeältern, die jeden Tag mit Gebet anfangen und beschloßen, vor

allem Bösen eine heilige Scheu hatten,
 und alle Widerwärtigkeiten des Lebens
 mit Ergebung und Geduld von Gott
 annahmen; der Unterricht und die Frömmig-
 keit des würdigen Landgeistlichen,
 und der andächtige Gottesdienst in der
 kleinen Dorfkirche, nährten und beses-
 sigten seine Gefühle für Religion und
 Tugend. Häusliche Andacht und öffent-
 licher Gottesdienst, Wort und Beispiel
 hatten sehr schön zusammen gewirkt,
 ihn wahrhaft fromm und gut zu ma-
 chen. Er hatte bei seinen dürftigen,
 aber genügsamen Landleuten gelernt,
 mit wie Wenigem der Mensch gesund
 und zufrieden leben könne; aller unnütze
 Aufwand, und überhaupt alles Geküns-
 stelte und Gezierte in den Sitten blieb
 ihm verhaßt. Er behielt eine große
 Vorliebe für das Landleben. Sein
 Schloß in Frankreich war sein liebster
 Aufenthalt; nicht weil es prächtig ges-

baut und wohl eingerichtet, sondern weil es in einer schönen ländlichen Gegend gelegen, und von reichen Kornfeldern, blumigen Wiesen und schattigen Wäldern umgeben war. Gottes Werke näher zu betrachten war seine Lust, und er fand in ihrer Betrachtung eine eigene Seligkeit. Er war von einer ganz vorzüglichen Achtung gegen die niedern Stände durchdrungen; denn er hatte sich mit eigenen Augen überzeugt, wie viele Mühe sie sich geben müssen, die höhern Stände zu erhalten, und welche edle Seelen unter manchem Strohdache wohnen. Diese Gefinnungen äußerte er in reifern Jahren sehr oft, und sein Vater, der Graf, gab ihm vollkommen Recht.“

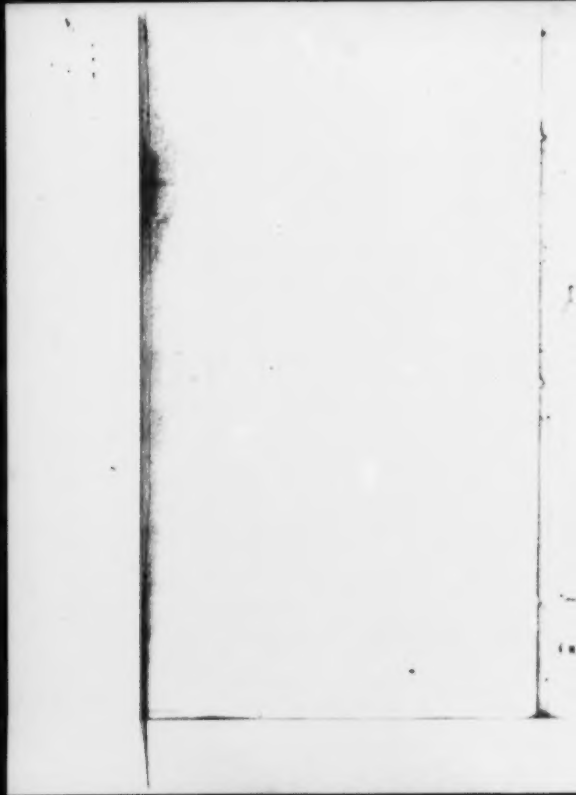
„Wir haben uns, sagte der Graf, durch eitle Prachtliebe zu weit von der Natur entfernt, und Diejenigen, die von den niedrigen Ständen uns zunächst stehen, traten in unsre Fußstapfen ein,

Daher rührt alles Elend, alle Unordnung und alle Verkehrtheit unsrer Zeiten. Wenn es besser werden soll, müssen wir zur einfachen Natur zurück kehren. Nur auf diese Art kann die Unzufriedenheit vieler Bedrängten unter dem Volke gehoben werden, und auch wir werden dann zufriedener, ruhiger und glücklicher leben.“

Auch Ludwigs Mutter, die Gräfin, war dieser Meinung; eine ganz besondere Freude aber fand sie darin, die Wege der göttlichen Vorsehung in Ludwigs Geschichte zu betrachten. „Gott, sprach sie, hat ihn mir entzogen, um mir ihn vernünftiger und tugendhafter wieder zu geben. Ein bunter Schmetterling, ein flüchtiges, unbedeutendes Geschöpf, gab die erste Veranlassung zu einer Reihe von Begebenheiten, die nicht nur für Ludwig, sondern noch für viele Menschen höchst wohlthätig waren;

Einem edlen jungen Manne, dem Oberst, ward das Leben gerettet; eine arme, aber edle Familie, der Pächter Lorenz mit seinem Weibe und seinen Kindern, wurden in bessere Umstände versetzt; uns aber ward die Bahn gebrochen, unser liebes Vaterland wieder betreten, und unser väterliches Schloß wieder bewohnen zu dürfen. Ich war bei den Widerwärtigkeiten, die uns betroffen, manchmal sehr verzagt und kleinmüthig; allein nun habe ich einsehen gelernt: „Eine höhere, unendlich weise und gütige Macht lenkt in geheim die Schicksale der Menschen, und leitet alle zu unserm Besten; und dieser Glaube ist bei allen Trübsalen, die auf unsrer Lebensbahn uns treffen, der einzige feste sichere Stab, an den wir uns halten können, um auf dem Wege in ein besseres Vaterland nicht muthlos zu erliegen.“

15



Kleine
Schauspiele
für
Familienkreise.

Von
dem Verfasser der Ofterener.

Erstes Bändchen.
Die Erdbeeren.
Der kleine Kaminfeger.

Munster,
der J. Wolffschen Verlagsbuchhandlung.
1833.

BIBLIOTHECA
GLA
M. 100. 113.

Die
Erdbeeren.

Ein Schauspiel
in
einem Aufzuge.

Personen.

Herr von Waldengrund.

Karl, 12 bis 14

Sophie, 8 bis 10

Franz, 5 bis 6

} Jahre alt, seine Kinder.

Martin, ein Greis.

Jacob, ein armer Mann.

Liese, ein Köchermädchen, von etwa 10 bis
12 Jahren.

Erster Auftritt.

Schauplatz ist ein freyer Platz zwischen Bäumen, Gebüschern und Tannenbäumen, mit einer Aussicht ins Gebirg. Unter einem der Bäume befindet sich eine ländliche Bank.

Sophie. Franz.

Sophie

steht mit einem Korbchen am Rande zwischen den Bäumen hervor.

Sy, was Erdbeeren! Es ist, als ob es Erdbeeren geregnet hätte. Und die Beeren sind so schön roth, wie Scharlach und die schönen Blüthen, die man unter und da noch zwischen den schönen Blättern erblickt, sind so heil und rein, wie Schnee! Es ist ein allerliebstes Anblick.

Franz aus dem Walde hervorstüpfend, eine Haselgerte, an der eben noch einige Blätter sind, in der Hand. Poh tausend! Da

ist ja Alles über und über roth von Erdbeeren. In das Gebüsch zeigend. Und dort giebt's noch mehrere. Nun soll's an ein Pflücken gehen! Er wirft die Wette weg, und fängt an zu pflücken. Dein Körblein wird bald voll seyn. — Dann darf's aber ich dem Papa bringen; nicht wahr, liebe Sophie?

Sophie. Wohl, lieber Franz! — So ist's recht. Das erste Körbchen voll bringen wir dem lieben Papa; und dann pflücken wir erst ein Körbchen voll für uns. Gute Kinder denken zuerst an ihre Aeltern, und dann erst an sich. — Während wir aber pflücken, wollen wir unser Erdbeer-Liedchen singen. Dann geht das Pflücken viel lustiger von Statten. Sie pflücken und singen:

Niebtich ist's im grünen Wald,
Wann durch dunkle Tannenspißen
Goldne Sonnenstrahlen blitzen —
Noch sich schmückt das grüne Thal
Mit Erdbeeren ohne Zahl.

Goldne Beeren, frisch und süß,
Wer ist's, der so schön euch mahlet,
Daß ihr roth, wie Purpur, strahlet?
Wer giebt euch den süßen Duft,
Während rings die laue Luft?

Lieber Gott, wer sonst, als Du! —
Freundlich sagt uns jede Beere:
Giebt dem Schöpfer Ruhm und Ehre!
Tanne, Fichte, Laub und Moos
Rufen: Kinder, Gott ist groß!

Laßt uns denn nach Hergenslust
Von den schönen Beeren pflücken,
Und mit dankbarem Entzücken
Auf zum besten Vater seh'n —
Er schuf sie so hold und schön!

Sie verlieren sich nach und nach in das Ge-
büsch, so daß man, während sie die letzte Stro-
phe zu Ende singen, nichts mehr von ihnen sieht.

Zweiter Auftritt.

Herr von Waldengrund. Karl.

Karl mit einer Stöcke unter dem Arme.
Hier, Vater, ist die herrliche Aussicht,
von der ich Ihnen sagte — und dorthin
ist der liebliche Wiederhau!

H. v. Waldengrund als Reisender, einen leichten Ueberrock über seine Kleidung. Du hast in der kurzen Zeit von einem halben Stründchen dich in der Gegend schon recht wohl umgesehen. — Wirklich, eine sehr schöne Aussicht! Ich erinnere mich nicht, je eine schönere gesehen zu haben. Dieser herrliche Anblick entschädigt uns für den Aufenthalt, den uns das zerbrochene Wagenrad auf unserer Reise macht. Ich will hier auf der Moosbank unter den Tannen ein wenig ruhen, und die Gegend recht mit Bequemlichkeit betrachten.

Karl. Nun müssen Sie aber doch auch den Wiederholl hören; er kommt dort von jenem Felsen her, an dem wir Kinder die frische, klare Quelle fanden, die uns so erquickte. Er bläst, öfter absiegend, auf der Flöte, und der Wiederholl wiederholt die lezten Töne.

H. v. Waldengrund steht während

des Flötenspieles auf, und betrachtet umhergehend die Gegend sehr aufmerksam und mit Zeichen der Bewunderung. Das ist wunderbar! Mir kommt hier Alles so bekannt vor, wie ein Ort, den ich schon ehemals gesehen; Alles dünkt mich so vertraut, so heimlich, als wäre ich hier zu Hause. Ein sonderbares Gefühl ergreift mich, und gleich einem Traume erwacht in mir die Erinnerung längst vergangener Jahre. — Ja, in einer ähnlichen Gegend lebte ich als Kind. Solcher hohen Felsen mit kletternden Ziegen, wie da drüben, erinnere ich mich noch wohl; und solche niedrige Hütten mit flachen hölzernen Dächern, wie dort im Thale, habe ich nie gesehen, als in den dunkeln Zeiten meiner Kindheit.

Karl. Vielleicht ist dieses eben die Gegend, in der Sie geboren sind. Ich hörte Sie mehr als einmal sagen, durch eine seltene Fügung Gottes seyen Sie

aus Ihren väterlichen Bergen in die Residenz versetzt worden. Allein, wie dieses zugeht, haben Sie uns noch nie erzählt.

Dritter Auftritt.

Vorige. Franz.

Franz mit dem Körbchen voll Erdbeeren. Da, lieber Papa! Diese Erdbeeren gehören alle dein. Sieh nur, wie schön roth sie sind! Du allein mußt alle essen.

H. v. Waldengrund sich wegwendend. Nein, nun ist's zu viel! O Gott, ich kann den Anblick dieser Erdbeeren nicht ertragen. —

Franz. Ach, Papa! Was fehlt Dir? Warum weinst Du? Freuen Dich diese Erdbeeren denn nicht? Sieh sie nur einmal an! Sie sind so schön — und schmecken auch recht gut!

Karl. Himmel, was ist Ihnen, liebster Vater? Ich sehe wirklich Thränen in Ihren Augen.

H. v. Waldengrund. Sey ruhig, Karl! Es ist schon wieder etwas besser. — Du, Franz, gehe zu deiner Schwester. Nimm das Körbchen nur mit dir. Ich könnte jetzt um Alles in der Welt keine Erdbeeren essen.

Franz. Ich bin müde — es ist so heiß — ich möchte gerne schlafen.

H. v. Waldengrund. Das glaub' ich dir wohl, gutes Kind! Du hast heute schon lange vor Anbruch des Tages aufstehen müssen, und das bist du nicht gewohnt.

Karl. Sieh, da unter diesem Hagedorn nächst dem Felsen ist ein unvergleichlich schönes, schattiges Plätzchen, mit zartem, grünem Moose und niedlichen goldgelben Blümchen bewachsen. Wenn man müde ist, schläft sich's besser darauf, als auf goldgestickten Polstern von grünem Sammet.

Franz. Stelle das Körblein voll Erdbeeren

auf ein bemoostes Felsenstück neben dem höhern Felsen, und legt sich dicht daneben nieder. Gute Nacht, lieber Papa — lieber Karl!

Karl. Liebster Vater! Wir Kinder, Sophie und ich, haben schon mehrmals bemerkt: So oft Sie Erdbeeren sehen, werden Sie traurig, und es kommen Ihnen, wie eben jetzt, wohl gar Thränen in die Augen. Woher kommt dieß? Lösen Sie mir doch dieses Räthsel!

H. v. Waldengrund sich auf die Moosbank legend. Setze dich zu mir, lieber Karl! — Bisher trug ich meinen Kummer allein. Du trittst nun in die Jahre, wo du mir nicht bloß Sohn — sondern auch Freund und Vertrauter meines Herzens seyn kannst. Jetzt darf ich mein volles Herz schon in das Deine ausgießen.

Karl. Ich werde suchen, Ihres Vertrauens immer werthter zu seyn.

H. v. Waldengrund. Es ist eine

Geschichte, die zwar das Glück meines Lebens gemacht hat; die mir aber doch schon viele traurige Stunden verursachte.

Karl setzt sich zu ihm. O erzählen Sie doch! Ich bin voll banger Erwartung.

H. v. Waldengrund. Mein Vater war ein armer Bergmann im Gebirge. Meiner Mutter erinnere ich mich kaum mehr; sie starb sehr frühe. Ich hatte noch einen Bruder; er war zwey oder drey Jahre älter als ich — und ein sehr rüthwilliger Knabe. Der Vater liebte mich mehr als ihn, und ich hatte daher von dem Bruder Manches zu leiden.

Karl. Mein Gott, — was mag nun weiter geschehen seyn!

H. v. Waldengrund. Eines Tages nahm der Bruder mich mit sich in den Wald, um Erdbeeren zu pflücken. Nach-
dem er sich davon satt gegessen, durch-

suchte er alle Gesträuche und stieg auf die höchsten Bäume — nach Vogelneestern. Ich pflückte indeß ein Körbchen voll Erdbeeren, das ich dem Vater bringen wollte. Es war sehr heiß und schwül. Ich legte mich unter einem Strauche nieder und schlief ein. Das Körbchen voll Erdbeeren stand neben mir. — Guter Gott, ich mochte wohl so süß, so unbesorgt schlummern, wie dort der kleine Franz — von dessen Alter und Größe ich eben seyn mochte.

Karl. Mir treten die Thränen in die Augen, wenn ich Sie, liebster Vater, mir als ein solches Kind denke! —

H. v. Walden Grund. Als ich erwachte, war es bereits dunkel im Walde. Mein Körblein stand leer da. Auch das kleine Stücklein Brod, das mir mein Vater in die Tasche gesteckt hatte, war weg. Mein Bruder war fort. Raschhaftigkeit und Leichtsinns waren seine Hauptfehler.

Er hatte Alles aufgezehrt, und mich im
Stiche gelassen.

Karl. Ach, das war nicht nur Leicht-
sinn, sondern eine sehr strafbare Gefühl-
losigkeit.

H. v. Waldengrund. Ich rief ihm
aus allen Kräften mit Namen. Nur der
Wiederhall von dem Felsen antwortete. Ich
lief nun, was ich konnte, der Heimath
zu. Allein in der Angst verfehlte ich
in dem dunklen Walde den Weg. Ich
mochte mich wohl mehr, als eine Meile
weit von unserer Hütte entfernt haben.
Ein furchtbares Gewitter erhob sich. Es
blitzte und donnerte schrecklich, und ein
fürchterlicher Platzregen rauschte herunter.
Alle Bergwasser schwollen sehr schnell und
mächtig an, und überschwemmten das
Thal. Ich fürchtete gar noch zu ertrin-
ken. In wahrer Todesangst flehte ich
zum Himmel um Hülfe.

Karl. Nun — und Ihr kindliches Gebeth war nicht vergebens?

H. v. Waldengrund. Gott ließ es nicht unerhört. Mit einem Male kamen aus dem Hohlwege zwischen zwey Tannenhügeln ein paar Fackeln hervor. Eine prächtige Kutsche folgte ihnen. Die Gräfin Sternfeld mit ihren Kindern befand sich darin. Sie hörten mein Rufen um Hülfe. Der Wagen hielt. Ein Bedienter, von einem Fackelträger begleitet, kam mir entgegen, und trug mich an den Wagen. Die edle Gräfin und ihre liebenswürdige Kinder hatten das innigste Mitleid mit mir. Sie nahmen mich — durchnäßt und tröpfelnd vom Regen, wie ich war — in den Wagen, und fuhren weiter.

Karl. Das war schön und edel; aber war die Gräfin nicht darauf bedacht, Sie Ihrem Vater wieder zurück zu stellen?

H. v. Waldengrund. Wohl! Für den Augenblick war aber nichts zu ma-

en, als mich mitzunehmen. Sie fragte
 nach dem Namen meines Vaters;
 ich wußte nur seinen Vornamen zu nen-
 nen. Sie fragte ferner, zu welcher Pfar-
 te unsere abgelegene Hütte gehöre? Ich
 hatte aber noch gar keinen Begriff von
 dem, was sie damit sagen wollte. Die
 Gräfin nahm sich vor, auf der nächsten
 Station dafür zu sorgen, daß ich wieder
 zu meinem Vater heimgebracht würde.
 Allein, es war Krieg in dem Lande, und
 sie selbst befand sich mit ihren Kindern
 auf der Flucht. Als wir mit Anbruch
 des Tages aus dem waldigen Gebirge her-
 aus in ein weites Thal kamen, wurde der
 Wagen von feindlichen Husaren verfolgt.
 Die gräfliche Familie entging ihnen mit
 genauer Noth. Die Gräfin begab sich
 auf ihre Güter in Böhmen — und nahm
 mich mit. Die Kriegsunruhen machten
 viele Jahre hindurch alle Erkundigungen
 unmöglich, und späterhin unterließ man

sie, weil man sie für unnütz hielt, oder auch, mit andern Angelegenheiten beschäftigt, nicht mehr darauf dachte. Da die Gräfin nichts von mir wußte, als daß sie mich in einem waldigen Grunde gefunden, so nannte sie mich Waldengrund. Sie und ihre Kinder gewannen mich sehr lieb. Ich erhielt mit den jungen Grafen eine vortreffliche Erziehung — und gelangte endlich zu der Stelle, die ich jetzt bekleide. Allein nie habe ich mehr ein Wort von meinem Vater und von meinem Bruder erfahren!

Karl. Welche Freude würde Ihr Vater — mein Großvater! — haben, wenn er Sie so geehrt und glücklich sähe!

H. v. Waldengrund sehr gerührt. O du guter Vater! Ach, daß du noch lebest! Wie wollte ich jetzt, da mich Gott in Allem reichlich gesegnet hat, dir deine alten Tage versüßen! Allein auf deinem Grabe wächst — so wie auf dem

Grabe meiner Mutter — wohl lange schon Moos! — Aber mein Bruder — der lebt vielleicht noch? Und was ist wohl aus ihm geworden! O daß ich ihn wieder sehen möchte — wie gerne wollte ich ihm verzeihen! Wie inbrünstig ihn an mein Herz drücken!

Karl. Liebster Vater! vielleicht führte Gottes Versicht Sie nicht umsonst in dieses Gebirg. Vielleicht — daß nicht nur Ihr Bruder, sondern auch Ihr Vater noch am Leben ist.

H. v. Waldengrund. Das ist ein freundliches, aber schwach flimmerndes Sternchen der Hoffnung. Vielleicht, vielleicht! Aber wie gelange ich zur Gewißheit? Dieses Gebirg ist unermesslich groß. Und dann die lange Zeit, in der sich so Vieles verändern mußte, und wohl ein ganzes Geschlecht von Menschen ausgestorben ist! Ich werde wenig mehr erfahren. — Indem er aufsteht und zum Him-

met blüht. O Gott, du siehst die Empfindung meines Herzens. Ich brauche mein Gebeth nicht auszusprechen. — Komm, Karl! laß uns ein wenig in der Gegend umhergehen. O daß ich meine väterliche Hütte mit dem niedrigen Schindeldache, dem kleinen Gärtchen daran, den freundlichen Kirschbäumen, unten an einem hohen Felsen, irgendwo erblicken möchte! Ich würde sie, denke ich, auch nach so vielen Jahren doch noch auf den ersten Blick erkennen.

Karl. Soll ich Franz nicht wecken?

H. v. Waldengrund. Laß ihn ruhen. Du darfst nicht fürchten, daß er mein Schicksal haben werde. Sophie pflückt sich dort am Felsen einen Strauß von Waldblumen. Wir wollen ihr sagen, daß sie in der Nähe bleibe, und auf den kleinen Franz wohl Acht habe.

Beide gehen in das Gebüsch.

Vierter Auftritt.

Röhlermädchen.

Sie hat ein Sträußchen Vergiftmeinnicht in der
einen Hand, und einen irdenen Wasserkrug,
in der andern, und singt:

In der Klaren, stillen Quelle,
Die wie Silber rein und helle,
Strahlet, himmlisch schön und mild —
Blaue Blümchen euer Bild.

Indem sie den kleinen Franz erblickt: Him-
mel, was seh ich! Dort schläft ein
fremdes Kind. Es ist gar vornehm
und prächtig gekleidet, und neben ihm
steht ein recht artiges Körblein voll Erd-
beeren. Sie tritt etwas näher. O ein hol-
der, schöner Knabe! So schön roth und
weiß, wie Erdbeeren und Erdbeerblüthen.
Doch, stille! Ich will ihn nicht wecken. —
Wie schuldlos, wie fröhlich er aussieht,
wie sorglos er schlummert! Da gilt es
wohl recht, was mein Liedchen sagt! Sie
singt, sich einige Schritte entfernend:

Gleicht ein Herz dem Silberwellchen
In dem reinen lautern Quellchen —
D dann spiegelt immerhin
Lust und Freude sich darin!

Doch halt — dort kommt der arme
Jakob! Der arme, unglückliche Mensch!
Wie bedauere ich ihn! Aber wenn ich
ihn so allein im Walde treffe — wird's
mir doch allemal unheimlich. Denn im-
mer ist er schwermüthig, und nie sieht
man ihn fröhlich. Ihn drückt eine schwere
Schuld. — Ach, wer da, an diesem Kin-
de, und an dem Manne, der dort kommt,
den Unterschied zwischen Schuld und Un-
schuld nicht sähe, der müßte blind seyn.
Meine Reimen sind doch recht wahr! Sie
geht, das Liedchen zu Ende singend, in den Wald.

Aus besetztem Herzen scheiden
Alle wahren Lebensfreuden;
Braust der Bach getrübt und wild —
So entflieht der Blumen Bild.

Fünfter Auftritt.

Der arme Jakob.

Er ist sehr ärmlich, aber sehr reinlich gekleidet,
und trägt eine Bürde Holz, die er auf
die Erde legt.

Immer und immer komme ich wieder
auf diese Stelle zurück — als könnte, als
müßte ich den verlornen Bruder wieder
finden, wo ich ihn vor mehr als dreyßig
Jahren das letzte Mal gesehen habe! Es
ist dieß wohl thöricht von mir; allein ich
kann nicht anders. Mein Gewissen läßt
mir keine Ruh. Es treibt mich umher —
ich suche und suche — wie wohl ich weiß,
daß es vergebens ist. Ich scheue diesen
Platz, und komme doch immer auf ihn
zurück. Ich fühle es, wie die Menschen
auf den Gedanken versielen, ein abgeschie-
dener Geist, der in seinem Leben auf
Erden einen Gränzstein verrückt, oder einen
Mord begangen, müsse aus jener Welt

zurück lehren, und dürfe die schreckliche Stelle, wo die böse That begangen ward, nicht mehr verlassen. O ein Mörder muß zuerst auf den Gedanken gekommen seyn, es gebe einen schrecklichern Zustand als die Hölle!

Er blickt um sich. Es ist heute ein schöner, warmer Sommertag. Berg und Thal sind mit Laub und Gras und Blumen geschmückt. Allein seit jener furchtbaren Gewitternacht, da wir den armen, verlassenen Bruder gesucht — und nicht mehr gefunden — hat sich für mich Alles verändert. Der Himmel, der sich über meine That entsetzte, kommt mir seit der Zeit nicht mehr so schön vor, wie vorhin! Die Sonne, deren goldene Strahlen mir ehemals im Herzen wohl thaten, scheint matt und trüb durch diese Tannenhäume, wie ein blasser Mond! Wie schauerlich der Wind durch Wald und Gebüsch saust! Jedes Blatt rauscht mir

tssetzen zu. — Des ist etwas Schreck-
 des um ein böses Gewissen. Es ist eine
 lle im Herzen. Allen Menschen in
 weiten Welt möchte ich laut zurufen —
 fen, daß es von allen Felsen; von dem
 hen Gewölbe des Himmels wiederhallte:
 enschen, Menschen, bewahrt eure Hände
 d Herzen rein von bösen Thaten; ja
 jedem unrechten Gedanken; bewahrt
 er Gewissen!

Er setzt sich auf die Moosbank, läßt die gefal-
 n Hände auf den Schoos sinken, und blickt
 herzlich zum Himmel. Bruder! Bruder!
 guter Franz! Du lieber, unschuldi-
 Engel, den ich so treulos verlassen
 be! Wo bist du jetzt wohl? Bist du
 hl schon längst da droben im Himmel,
 wandelst du noch auf Erden? Hat
 ein wildes Thier zerrissen und auf-
 reissen, oder bist du unter Räuber und
 rder gerathen, und ihres Gleichen
 worden? O lieber, lieber von Raub-

thieren zerrissen, von mörderischen Wölfen aufgefressen — als selbst ein Räuber oder Mörder werden. Lieber tod, als ein Bösewicht! Das fühl ich tief — tief — tief. —

Er steht auf und blickt nach der Stelle hin, wo der kleine Franz schläft. Dort, dort schlummertest du so süß — dort — er erblickt den Knaben und ruft erschrocken: Gott, was seh ich! Au ihr Mächte des Himmels steht mir bey! Mein empörtes Gewissen macht mich entweder ganz wahnsinnig — oder ich sehe seinen abgeschiedenen Geist; ich erblicke den holden Engel! — Doch nein, nein, er ist es nicht; es ist nur ein Traum- bild, das mir meine verworrene Einbildung vermaßt. Er geht umher, reibt sich die Stirne, und blickt dann wieder hin. Wie, noch da! So ist es wirklich ein verlorenes Kind, das sich hier in dem schauerlichen Walde verirrt hat! Ich will es zu seinen Nestern zurückführen. Er tritt näher. Ach, der liebliche Knabe gleicht ganz meinem

verlorenen Bruder; er hat alle seine Züge — seine blonden Haare — seine rothen Wangen — seine Augenbraunen. Kaum wage ich es, ihn anzureden. Doch, er ist ja so freundlich und lächelt im Schläfe! Ich will ihn einmal wecken! — Kleiner, Kleiner, wach auf, wach auf!

Franz noch halb im Schläfe. Nu, nu! Was ist das? Laß mich in Ruhe.

Jakob. Werde nicht unwillig, lieber Kleiner; und sag mir einmal, wie heißest du?

Franz, unwillig. Ey, das weiß ja Jedermann, daß ich Franz heiße.

Jakob, erstaunt. Auch sein Name! Ach Gott, ich komme noch ganz von Sinnen.

Franz richtet sich auf, und blickt ihn starr an. Wer bist denn du?

Jakob. Ach, ein armer, armer, unglücklicher Mensch.

Franz. Du dauerst mich, armer
Gedanken.

Mann! Hast du etwa nichts zu essen, und hungerts dich? — Da in meiner Tasche habe ich, wie ich glaube, noch ein Stücklein Brod; doch nein, ich habe es schon ganz aufgezehrt!

Jakob. Du bist sehr mitleidig, liebes Kind. So freundlich ist mein lieber, kleiner Bruder auch gewesen.

Franz steht auf, nimmt das Körblein mit Erdbeeren, das Jakob bisher noch nicht bemerkt, und bethet es ihm hin. Da nimm, und isß diese Erdbeeren.

Jakob fährt erschrecken zurück und ruft mit Entsetzen: Wie, was, Erdbeeren? Wer hat dich gelehrt, Knabe, sie mir anzubieten — oder bist du wirklich eine Erscheinung aus einer andern Welt? — Ja, so ist es; du bist mein Bruder, bist jenes holde Kind. Ein Wolf hat dich umgebracht, und du erscheinst mir jetzt. — Hinweg mit diesen Beeren! Mir ist's, ich sehe Blut. Sie kommen mir

wie große Blutstropfen vor, und erinnern mich an den geschehenen Mord.

Franz läßt vor Schrecken das Körblein fallen, und ruft, indem er entlaufen will, laut: Papa! Karl! Sophie! Kommt und helfe mir!

Jakob sinkt wie ohnmächtig auf seine Holzbürde hin und bleibt so liegen.

Sechster Auftritt.

Sophie. Vorige.

Franz auf Sophie zuellend. O Sophie! der Mann da hat mich umbringen wollen. Er redete von Blut und Mord. — Sieh, jetzt ist er todt.

Sophie. Ach nein! Er hat dir nichts zu Leid thun wollen. Er ist auch nicht todt, sondern nur krank im Gemüthe. Ich sah und hörte Alles. Sey nur ruhig, und komm mit mir. Auf Jakob hinblickend für sich. Das war ein schauerlicher Auftritt. Mir zittern noch alle Glieder.

der. Ich selbst fürchte mir hier. Ich muß es unserm Vater erzählen, was hier vorging. Sie geht, Franz an der Hand führend, ab.

Siebenter Auftritt.

Jakob.

Er steht langsam auf, und blickt um sich.

Ist die Erscheinung vorüber! — Nein, es war keine Erscheinung. Da liegt das Körblein noch. Ein Theil der Erdbeeren liegt zerstreut auf dem Moose umher. Ich will sie wieder zusammenlesen! — Doch, nein! Lieber wollte ich glühendes Eisen anrühren. Ich lasse sie liegen. Er nimmt seine Bürde. — Ach, diese Bürde ist wohl schwer für den erschöpften, zitternden Röhrer! Aber ich wollte, es läge mir keine schwerere Last auf der Seele; dann wäre mir jede Bürde leicht. Er geht mühsam und mit langsamen Schritten ab.

Achter Auftritt.

Herr von Waldengrund. Karl.

Sophie. Franz.

H. v. Waldengrund. Der kleine Franz da sey das Bild seines Bruders, sagte der Mann? Er erschrak über den Namen? Er entsetzte sich über die Erdbeeren?

Sophie. Ja, daß er zu Boden fiel. Dort muß er noch liegen. Nein — er ist fort!

Karl. Dort wankt er den Hügel hinunter. — O liebster Vater, er ist einmal Ihr Bruder.

Sophie. Ihr Bruder! — Der?

H. v. Waldengrund. Das Kleid macht den Mann nicht. Ein edles Herz ist mehr, als ein Stern an der Brust. — Wenn der unglückliche Mensch dort ein guter Mensch geworden — dann ist Alles gut.

Sophie. Aufrichtig ist seine Neue gewiß, was auch sein Vergehen seyn mag. So hab' ich in meinem Leben noch nichts gesehen. Aber ich begreife von Allem noch nicht das Geringste.

H. v. Waldengrund. Liebe Sophie, Karl wird dir Alles erzählen. Entfernt euch ein wenig, und laß mich allein. Ich bin sehr erschüttert. Ich muß mich erst sammeln! Dann will ich dem Manne rufen, und — mit ihm sprechen.

Franz. O ruf ihn nicht, Papa! Er macht fürchterliche Gesichter.

Sophie. Wirklich, lieber Vater — ich möchte hier im Walde mit ihm nicht allein seyn.

H. v. Waldengrund. Kummere dich nicht, liebe Tochter; geh mit deinem Bruder Karl, und nimm den kleinen Franz auch mit. Ich muß mit dem Manne allein sprechen.

Karl, Sophie und Franz entfernen sich.

Neunter Auftritt.

Herr von Waldengrund, hernach
Röhlermädchen.

H. v. Waldengrund. Gott, Dir
y Dank, daß ich ihn gefunden habe!
ch kann nun nicht mehr zweifeln, er
y mein Bruder. Ihm nachblickend. Er
heint sehr ermattet und steht öfter still.
uch mir ist es bange um das Herz, da
h ihn jetzt sprechen, und mich ihm zu
kennen geben will. — Er geht ein paar
Male auf und ab. Nun will ich ihn ru-
n — bevor er hinter jenem Felsen ver-
schwindet. Laut rufend. He! He da! Kommt
auf einen Augenblick hieher — hieher
a mir!

Röhlermädchen. Ruft Ihr mir,
herr? Und wollt Ihr etwa trinken? Das
Wasser da in meinem Krüge kommt ganz
isch von der Quelle.

H. v. Waldengrund. Nein, mein

Kind, dir habe ich nicht gerufen, sondern dem armen Manne dort unten am Hügel. Indes muß ich das Wasser doch kosten. Er trinkt.

Röhlermädchen. Jetzt kommt er schon, der arme Jakob. Einige Leute halten ihn zwar für verrückt. Er ist aber doch klüger, als man denkt. Er hat seine Bürde abgelegt, um nicht umsonst so schwer zu tragen.

H. v. Waldengrund für sich. Alles, auch der Name Jakob trifft zu. Zu dem Röhlermädchen. Kennst du den Mann?

Röhlermädchen. O ja wohl; den kennt ja jedes Kind!

H. v. Waldengrund. Was ist er denn für ein Mensch?

Röhlermädchen. Der beste Mensch von der Welt. Er thut keinem Kinde etwas zu Leid. Er arbeitet Tag und Nacht. Nur ist er da — sie deutet an die Stirne — nicht so ganz richtig.

H. v. Waldengrund. Wie ist er denn so geworden?

Röhlermädchen. Ach, man redet nicht gerne davon! Heimlich und vertraulich. Er hat vor vielen Jahren seinen kleinen Bruder im Wald allein zurück gelassen, und dann hat man den Knaben nicht mehr gefunden. Das geht ihm jetzt noch immer nach. Je älter er wird, je mehr nimmt er es sich zu Herzen. Er ist manchmal wie von Sinnen, und geht herum, wie der Schatten an der Wand. — Habt Ihr jetzt genug getrunken? So gebt mir den Krug wieder. Ich hole das Wasser für einen armen, alten Mann, der darauf wartet, und den ich, wie meinen eigenen Vater ehre; ich könnte Euch Vieles von ihm erzählen. Allein ich darf mich nicht mehr länger hier aufhalten, und überhaupt wäre es nicht recht, die Zeit mit Plaudern zu verlieren. Ich habe Arbeit. Lebt wohl, Herr!

H. v. Waldengrund. Indem er seinen Uebetrod öffnend, eine Goldbörse herau zieht. Warte noch; da hast du eine kleine Belohnung.

Röhlermädchen. Ey, warum nicht gar! Den Trunk Wasser bezahlt man nicht; den bezahlt schon ein Anderer. Ihr könntet gar meynen, ich habe Euch das Wasser nur angeboten, um auf eine gute Art zu betteln. Und betteln mag ich auf keine Weise. Wer sein Stücklein Brod verdienen kann, und es bettelt, ist ein Dieb.

H. v. Waldengrund. Nimm das Geld, und kaufe dem armen Manne, von dem du sagtest, anstatt des Wassers manchmal einen Krug Wein, um ihn zu erquickern und seine alten Tage zu erheitern.

Röhlermädchen. Herr, Ihr wißt zu geben, daß man nehmen muß. Nun, so sag ich Euch denn zweimal vergelt's Gott. Einmal für die Gabe, und einmal

für die köstliche Art, mit der Ihr gebt.
Behüt Euch Gott! Sie geht eilig ab.

Zehnter Auftritt.

Herr von Waldengrund. Jakob.

H. v. Waldengrund. Da kommt er! Wie mir das Herz von banger Freude klopft! Aber, mein Gott, der Kummer hat tiefe Furchen auf seine Stirne gezogen. Mein ganzes Herz zerschmilzt in Mitleid! — Wie soll ich ihn anreden? Am besten in der Sprache des Herzens: Du!

Jakob ladet er zwischen den Bäumen hervor. Sie haben mich gerufen, lieber Herr! Kann ich Ihnen womit dienen, so ist es mir eine große Freude.

H. v. Waldengrund ihn freundlich bei der Hand nehmend. Lieber, lieber, guter Mann! Das ist recht schön, daß du gegen einen Fremden, den du nicht kennst, so gefällig und liebevoll gesinnt bist.

Jakob. Ach, wie könnte ich anders gesinnt seyn! Andern irgend eine kleine Gefälligkeit zu erzeigen, ist noch das Einzige, was mir die Bitterkeit des Lebens versüßen kann. Und ich meynnte, so sollte es Jedem um das Herz seyn, der etwas gut zu machen hat. Nur Schade, daß ich so arm bin, und daß die Freude, Jemanden etwas Gutes zu erweisen, so selten an mich kommt.

H. v. Waldengrund. Gott belohnt auch die Gesinnung. — Deine Art zu denken, guter Mann, gefällt mir, und nimmt mich ganz für dich ein. Ein Zufall hat mich mit dem Kummer deines Herzens bekannt gemacht.

Jakob. Ach Gott! Sie kennen die Wunde, die da blutet, und verabscheuen mich nicht?

H. v. Waldengrund. Ich kenne sie, und mein ganzes Herz ist voll Mitle

leids mit dir. Ich glaube auch, diese Wunde heilen zu können.

Jakob. Ach, die kann kein Mensch heilen! Das fühle ich nur zu gut.

H. v. Waldengrund. Nicht doch! Ich denke, das rechte Wundkräutchen gefunden zu haben. Ich bringe dir Nachricht von deinem verlornen Bruder.

Jakob mit beiden Händen nach Waldengrunds Hand greifend. Herr! Bey Gott dem Allmächtigen bitte ich Sie — machen Sie mir keine eitle Hoffnungen. Sagen Sie mir die reine Wahrheit! Was wissen Sie von meinem Bruder?

H. v. Waldengrund. Er lebt — ist ein vermöglicher, angesehener Mann, weiß von dir, und will dir wohl. Ich bin jetzt da, dir die Gefinnungen seines Herzens zu eröffnen — die kein Mensch so gut kennt, als ich.

Jakob. Er lebt! — Er schickt Sie an mich! — Sie an mich armen, elen-

den Menschen! — Hast er mich denn nicht? Verwünscht er mich nicht?

H. v. Waldengrund. Er hat dir längst verziehen, oder vielmehr, er war nie böse auf dich. Manche Jahre sloss dir zu lieb. Er hat sich schon seit vielen Jahren vergebens nach dir erkundigt. Endlich führt Gottes heilige Vorsicht selbst — durch den wunderbaren Zufall mit dem schlafenden Kinde und den Erdbeeren — beide Brüder, dich und ihn, wieder zusammen. Er ist nicht weit von hier!

Jakob. Nun, Gott sey gelobt! Jetzt leb' ich wieder neu auf. Mir ist's, wie es einem Menschen seyn müßte, der lebendig begraben wurde, und der nun aus dem dunklen, kalten Grabe wieder herauf kommt an Gottes helles, warmes Sonnenlicht. Auf die Kniee sinkend, und mit erhobenen Händen zum Himmel blickend. O Dank, Dank Dir, guter Gott, für deine Erbarmung! Nachdem er wieder aufgestanden.

Und nun, wo ist mein Bruder? Zwar
wäre ich, vor sein Angesicht zu treten, und
die Kniee beugen mir, ihm zu nahen, den
ich so schwer beleidigt habe. Aber dennoch —
dennoch reißt mich mein Herz hin zu ihm.
Wo, wo ist er?

H. v. Waldengrund beide Arme weit
streckend. Hier; ich bin dein Bruder.

Jakob weicht einen Schritt zurück. Was —
Sie — Sie wären jener kleine, arme,
unschuldige, so schändlich verlassene Franz?

H. v. Waldengrund. Zweifle nicht,
es ist so. Ich bin wahrhaftig dein Bruder.

Jakob fällt auf die Kniee nieder. O Brus-
der, liebster Herr Bruder! Sehen Sie
mich hier zu Ihren Füßen! Ach, was
kann Sie mir vergeben?

H. v. Waldengrund Ihn aufhebend.
O nicht so, Jakob! Heraus, heraus an
meine Brust. Laß uns alles Traurige ver-
gessen. Gott hat alles zum Besten ge-
ordnet. Aus Unglück hat Er uns Glück be-

reitet. Ihn umarmend. Nenne mich nicht Sie, sondern Du. — Ach, daß ich dich wieder habe, ist mir eine große Seligkeit!

Jakob. O Franz, wie gut bist du! Ich fühle neues Leben an deiner Brust. O daß du doch wüßtest, wie sehr ich mein Vergehen bereut habe! —

H. v. Waldengrund. O stille; kein Wort mehr davon. Ich habe dich — du hast mich wieder. Laß uns Gott danken, und uns seiner Güte freuen. — Aber — fast getraue ich mir nicht zu fragen — lebet der Vater noch?

Jakob. Er lebt — aber freylich oft sehr traurig, und in Mangel und Dürftigkeit.

H. v. Waldengrund. Er lebt! — O, Gott sey Dank! O auf und zu ihm — zu ihm in die geliebte väterliche Hütte!

Jakob in die Ferne zeigend. Dort kommt er.

H. v. Waldengrund. Wer?

Jakob. Der Vater. Er ist's. Was
m bewegt, hieher zu kommen, weiß ich
cht; denn nur selten mehr, nur an Sonn-
id Festtagen, um den Gottesdienst zu
suchen, verläßt er unsre Wohnung. D
enn er nur nicht vor Freude stirbt.

H. v. Waldengrund. Du hast
echt, Bruder. Ohne ihn darauf vorzu-
reiten, darf ich ihm nicht um den Hals
llen, so gerne ich wollte. Ich zittere vor
reude; wie muß bey seinem Alter die
reude erst ihn ergreifen. — Mit großer
ührung nach der Gegend hinblickend, woher er
n Vater erwartet. O du guter, guter Va-
er! Du denkst wohl nicht, daß dir dein
ramz so nahe ist! — O welche ehrwür-
ge Gestalt eines edlen Mannes, die man
um unter einem so niedrigen Dache su-
m würde! Wie fromm und andächtig
aussieht! Wahrhaftig, hier trifft es
ht zu: Man kann ihn nicht ansehen,
ne an etwas jenseits dieser Welt zu denken.

Jakob. Um seiner willen freu' ich mich noch mehr, als um meiner willen, daß du wieder gefunden bist.

H. v. Waldengrund. Jetzt verbirgt ihn dieser Busch. Sogleich wird er hinter demselben hervor kommen und hier seyn. Komm Bruder, und laß uns überlegen, wie wir ihm die Nachricht, daß ich da bin, am besten beibringen können.

Beide gehen Arm in Arm ab.

Filfter Auftritt.

Greis. Köhlermädchen,
das ihn führt.

Greis, von sehr würdigem Aussehen; seine gescheitelten weißen Haartlocken reichen ihm auf die Schultern herab. Er hat eine weiße Halsbinde mit herabhängenden Enden um, trägt einen alterthümlichen, dunkelfärbigen Rock, und hat einen Stab in der Hand, an dem er geht. Weiter tragen meine alten Füße mich nicht mehr. Ich muß mich hier auf die Bank

niedersehen, und ein wenig ruhen. — Wenn wir aber den fremden Herrn nur noch antreffen!

Röhlermädchen. Sorgt nicht! Seine Kutsche ist sehr übel zugerichtet, sagt man; und der Wagner und der Schmied im nächsten Dorfe, die sie flicken, sind nicht so flink. Der Herr kann nicht so bald weiter fahren.

Greis. Ich muß ihn sprechen. Ein Goldstück, für das man einen Eimer Wein kaufen könnte, giebt man nicht für einen Trunk Wasser. Es muß ein Irrthum vorgegangen seyn. Der gute Herr wird das Geld nicht recht angesehen haben, bevor er dir es gegeben.

Röhlermädchen. Das kann wohl seyn. Ich kannte das Geld nicht; ich wußte nicht, daß es so viel gelte. Sonst hätte ich den Herrn gefragt, ob er sich nicht geirrt habe. Aber er ist einmal ein recht vornehmer Herr. Ich habe noch gar keinen

solchen gesehen. Er hat, was mir sehr seltsam vorkam, zwey Röcke über einander an. Und als er den obern aufknöpfte, erblickte ich einen Stern, der da — auf die Brust zeigend — auf dem untern Kleide angenäht ist. Der Herr ist — glaube ich — gar ein König oder ein Kaiser.

Greis. Ey, warum nicht gar! Sey er aber, wer er will, weder ich noch du können sein Geld mit gutem Gewissen behalten. Ich will meine weißen Haare mit Ehren unter den Foden bringen; mach du es mit deinen rothen Wangen auch so. Er soll sein Geld wieder haben. Die Ehrlichkeit soll uns um ein Stück Geld nicht feil seyn.

Röhlermädchen. O nicht um Vergeltung von Gold! — Ueberall umherblickend. Wo aber der Herr wohl seyn mag? Ich will ein wenig nachsehen, wo er steckt. Sie geht in das Gebüsch.

Zwölfter Auftritt.

Jakob. Greis.

Jakob von der andern Seite kommend.
O Vater! Ich bringe Euch gute Bot-
schaft. Ich bin von meiner Gemüthskrank-
heit geheilt. Gott sey gedankt! Ich bin
ein ganz anderer Mensch. Das Eisenband,
das mir hier wie um die Stirne geschnie-
det war, ist weg, und der Stein auf
dem Herzen ist auch fort. Seht mich nur
einmal an, und blickt mir recht in die
Augen.

Greis. Es ist wahr, deine Augen
leuchten von Freude, und helle klare Ver-
nunft blickt daraus hervor. Du bist ganz
verändert; so fröhlich sah ich dich seit vie-
len Jahren nicht. — Aber was ist mit
dir vorgegangen? Rede!

Jakob. Ich habe Nachricht von Franz
erhalten. Er lebt noch — ist ein großer,

vornehmer Herr, und trägt einen Stern an der Brust.

Greis. O Jakob, jetzt verderbst du mir meine Freude wieder! Nein, du bist leider noch nicht befreit von deiner Gemüthskrankheit. Ich fürchte, du bist ganz von Sinnen. Du träumst mit offenen Augen.

Jakob. O gewiß nicht, liebster Vater! Ich verkünde Euch lautere, sichere Wahrheit. Euer Sohn lebt, und davon will ich Euch überzeugen.

Greis. Gott, wenn das wäre! — Allein ich kann es nicht glauben. Freylich, im Himmel lebt er, und dort hoffe ich ihn wieder zu sehen. Hier auf Erden nicht mehr!

Jakob. Auch hier auf Erden noch. Davon sollt Ihr sogleich einen augenscheinlichen Beweis sehen. Er geht zurück in den Wald.

Dreizehnter Auftritt.

Greis.

Mein Gott, wenn das nur nicht eine neue Umwandlung seiner Geisteszerrüttung ist! Hier ist gerade der Platz, wo er den kleinen Franz verlassen hat. Der arme Jakob! Die Bank da, auf der ich sitze, hat er errichtet, und da manche Stunde in Thränen zugebracht. Ich fürchte, anstatt daß ich Franz wieder finde, werde Jakobs Gemüthskrankheit noch so überhand nehmen, daß er für mich ganz verloren sey. Furcht und Hoffnung streiten in meinem Herzen. Doch — der Wille des Herrn geschehe; Er mache es nach seinem heiligen Wohlgefallen.

Vierzehnter Auftritt.

Jakob und Franz, hernach Sophie
und Karl. Greis.

Jakob, den kleinen Franz an der Hand

führend. Vater! Da seht einmal dieses Kind recht an, und sagt mir, was Ihr davon denkt.

Greis. Guter Gott, was seh ich! Das ist ja das leibhaftige Ebenbild unser's verlorrenen Franz. Der helde Knabe könnte unserm Franz nicht ähnlicher seyn; nur ist er besser gekleidet. Er gleicht ihm, wie ein Thautropfen dem andern.

Franz. Grüß dich Gott, lieber, alter Vater! Sieh, da gebe ich dir meine Hand; schlag einmal ein.

Greis. Nun, so leg' dein zartes Händchen in meine alte, abgezehrte Hand, und sag mir einmal, wie heißest du — und wem gehörest du?

Franz. Ich heiße Franz und gehöre dir. Ich bin dein Enkel.

Greis. Wie, was? Das wäre höchst wunderbar! Jakob, wie kommt das Kind hieher? Mir steht der Verstand still.

Sophie auf ihn zuellend. O liebster,

liebst
D n
gesich

G
Spie
nicht
nen
S

Sie
gen.

Es ist
kelin.

G
Es w
die T
gen.

Traum

Ka
Groß
Enkel

was ab

Gr

er

er Großvater. Sie küßt ihm die Hand.
ie freue ich mich, Ihr ehrwürdiges An-
t zu sehen.

reiß. Was treiben Sie da für ein
l mit mir, gnädiges Fräulein! Es ist
recht, einen alten Mann so zum Be-
zu haben.

ophie. Ach mein Gott, was sagen
da! Blicken Sie mir nur in die Au-
Sehen Sie, ich weine vor Freuden.
mir gewiß Ernst; ich bin Ihre En-

reiß. O großer Gott, wie ist's mir!
ird mir ganz heiß um das Herz, und
hränen dringen auch mir in die Au-
Aber noch ist mir Alles, wie ein
n. Ach diese Freude wäre zu groß!

rl hervortretend. Großvater, liebster
ater! Sehen Sie hier noch einen
von Ihnen. Er will ihm die Hand küssen,
er der Großvater nicht zugeben will.

reiß. Was — noch immer mehr der
berren.

Freude! Bin ich in den Himmel versetzt,
und nicht mehr auf Erden? O Gott!
Du tdest mich durch lauter Güte und
Erkarmung. Aber ist es denn wirklich so?
Seyd ihr Alle meine Enkel?

Karl. Wir sind es wahrhaftig! —
O wie glücklich schätzen wir uns, Sie in
unserer Mitte zu haben!

Greis. O wie vieles möchte ich euch fra-
gen! Aber mir ist das Herz zu voll. Ich
weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Du,
lieber kleiner Franz, sag mir doch, wo hal-
tet ihr euch denn sonst auf? Wo seyd ihr
zu Hause?

Franz. O weit, weit von hier, in
der Residenzstadt, wo der König wohnt.

Greis. Was! Und Sie, mein Fräulein —
ach, ich weiß noch nicht einmal,
wie Sie heißen —

Sophie. Sagen Sie doch nicht Sie
zu mir — sondern du. Ich heiße aber
Sophie, liebster Großvater.

Greis. O schön, so hieß auch deine Großmutter. Nun denn, liebe Sophie, so sag mir doch, was ist denn dein Vater?

Sophie. Er ist Präsident der Regierung; und der König, der ihn sehr liebt, hat ihn erst kürzlich in den Adelsstand erhoben.

Greis. Was, der König liebt und ehrt ihn so! O welche Freude für mich armen, alten Mann! Gott segne dafür den guten König. — Zu Karl. Aber Sie, mein lieber junger Herr — auch Ihren Namen weiß ich noch nicht.

Karl. Ich heiße Karl, lieber Großvater. Aber nennen Sie mich doch auch du. Mein Herz ist so voll Liebe und Ehrfurcht gegen Sie, daß es mir Freude macht, mich von Ihnen du nennen zu hören.

Greis. Nun also, — du, mein lieber Enkel Karl, so sey mir denn von Herzen begrüßt. O welche Seligkeit — drey so liebenswürdige Enkel auf ein Mal und

zum ersten Male zu erblicken. — Aber wo, wo ist denn euer Vater?

Franz, mit dem Finger deutend. Dort steht er — hinter den Bäumen.

Fünfzehnter Auftritt.

Herr von Waldengrund, hernach Köhlermädchen. Vorige.

H. v. Waldengrund mit weit ausgebreiteten Armen hervortretend und auf den Greis zueltend. O mein Vater!

Greis. O mein Sohn! Er bemüht sich aufzustehen und ihm entgegen zu eilen. Ach die Kniee sind mir vor Freude gebrochen. Ich zittere und bebe an allen Gliedern.

H. v. Waldengrund ihn umarmend. O Vater, liebster Vater! O selige Stunde, da uns Gott wieder so zusammen führt, — da ich an Eurer Halse weinen kann.

Greis. Nun will ich gerne sterben, da ich das noch erlebte. — Ich glaubte dich dahier auf Erden nicht mehr zu sehen —

und nun läßt mich Gott gar noch deine Kinder sehen.

H. v. Waldengrund. Seine Güte sey ewig gepriesen! — Meine Freude, Euch, liebster Vater, wieder zu sehen, wird noch dreysach erhöht, daß ich Euch meine drey Kinder vorstellen kann. — O ich bitte Euch, segnet sie nun alle drey.

Sophie vor dem Großvater niederknien.
Ja, liebster Großvater, wir bitten um ihren Segen.

Karl und Franz knien auch nieder.

Greis. Euch segnen? — Ja, das will ich von ganzem Herzen. Er faltet die Hände und schaut erst einige Augenblicke zum Himmel; dann die Hände über die drey Kinder ausstreckend. Der große, allmächtige, barmherzige Gott segne euch alle Drey, und laß euch gute Menschen werden. Indem er die Kinder — eines nach dem andern aufhebt und umarmt. Aber, lieber Sohn — du schicktest mir da wohl deine Kinder zu, und mir war es,

als erschienen mir Engel; wo ist denn aber die Mutter deiner lieben Kinder, dieser meiner holden Enkel? Ist sie nicht hier? Ist sie vielleicht schon bey der Großmutter im Himmel, oder lebt sie noch auf Erden?

H. v. Waldengrund. Sie lebt noch! Sie ist eine liebe, edle, vortreffliche Frau. Sie war krank — mußte einen entfernten Gesundbrunnen besuchen, ist jetzt aber wieder ganz hergestellt. Eben sind wir auf der Reise, sie abzuholen. O welch eine gesegnete Reise bescheerte uns Gott! Wie wird sich die gute Frau freuen, Euch kennen zu lernen. Bis morgen schon hoffe ich, sie Euch vorführen zu können, damit wir beyde auf unsern Knien Euren väterlichen Segen zu unsrer ehelichen Verbindung empfangen. Gewiß, sie ist es werth, Eure Tochter zu seyn; Ihr werdet große Freude an ihr haben.

Greis. O so ist denn jedes neue Wort, das ich höre, neue Seligkeit! — Aber sage mir doch, lieber Franz — wie um

des Himmels wissen hast du meinen Sohn, deinen Bruder Jakob da, sogleich erkannt?

Jakob, der bisher seitwärts stand, und seine Theilnahme nur durch Thränen, Blicke zum Himmel und Gebärden ausdrückte, tritt etwas näher. Das fügte Gott sehr wunderbar. Das Röhrlein mit Erdbeeren dort — war die Veranlassung dazu.

Greis. Die Erdbeeren! Ist möglich! Großer Gott, wie wunderbar sind deine Wege! Ja, ja, jetzt geht mir ein Licht auf. Was mir Liese, das Röhlermädchen, von dem schlummernden Knaben und dem Röhrlein von Erdbeeren erzählte, macht mir Alles klar. Ach Jakob, ich kann mir denken, wie dieser Anblick dir ins Herz greifen mußte! Aber — erzählt es doch ausführlich, wie sich Alles zugetragen.

H. v. Waldengrund. Liebster Vater! Dazu werden wir hernach noch Zeit genug finden; jetzt müßt Ihr Euch reisefertig machen. Ihr müßt nun mit mir,

und auf immer bey mir wohnen. Ihr sollt eure alten Tage nun in Friede und Freude zubringen, und an nichts Mangel haben.

Greis. Ach, ich alter, abgelebter Mann taugt nicht mehr in eine Residenzstadt.

H. v. Waldengrund. Ich habe eine Meile weit von der Residenz ein schönes Landgut. Gefällt es Euch in der Stadt nicht, so könnet Ihr dort auf dem Lande wohnen, und die Aufsicht über das Gut übernehmen. — Auch du, lieber Bruder Jakob, bleibst nun bey mir. Du kannst auf meinem Landgute eine angemessene Beschäftigung finden, und sollst von nun an bessere Tage sehen.

Jakob. Ach mein Gott, verdiene ich es aber auch? O welche traurige Folgen für das ganze Leben kann der Fehler eines Kindes haben! O ihr lieben Kinder, sehet mich armen, abgekümmerten Mann, in meiner schlechten Kleidung nur recht an, und blickt dann auf euren Vater, wie der

das Licht, — schön und blühend, mit Freude
und Ehre von Gott gekrönt. Schon als
Kind war er reich an schönen Hoffnungen.
So bringen schöne Blüthen gute Früchte;
so werden gute Kinder glückselige Menschen.

Greis. Eine weise Erinnerung. Ja;
ein kleiner Fehler bringt oft große Leiden.
Und wenn wir unser Herz nicht wohl be-
wahren und nicht recht auf unsrer Huth
sind, so kann das kleinste Ding uns zu
großen Fehlern verleiten und großes Unglück
anrichten. Die Erdbeeren sind wohl die
unschuldigsten und angenehmsten von allen
Früchten — und doch wurden sie dem armen
Jakob zur Versuchung, einen Fehltritt zu
begehen, der großen Jammer über ihn brachte.
Alein wenn der Fehlende sich wahrhaft
gebeffert hat, so schenkt ihm Gott auch
wieder Freude. Gott hat tausend Mittel
dazu — so wie Er sich eben hier der Erd-
beeren bediente, den Jakob und uns Au-
glücklich zu machen.

H. v. Waldengrund. Ja, Gott hat Alles zum Besten gelenkt, und wir wollen uns nun Alle unseres Glückes freuen. Doch — kommt nun liebster Vater, und machet Anstalt, diese Gegend auf immer zu verlassen, und so, wie Bruder Jakob, mit mir zu ziehen.

Röhlermädchen, das eben gekommen, und diese Worte vernommen, fängt heftig an zu weinen und zu schluchzen, eilt auf den Greis zu, und nimmt ihn bey der Hand. O lieber, alter Vater, zieht doch nicht fort, und verlaßt mich nicht! Ich habe ja sonst gar niemand mehr, der sich meiner annimmt.

H. v. Waldengrund. Ach das gute Kind, das mir so freudig zu trinken anboth! Wer ist sie, und was kann ich für sie thun?

Greis. Franz! Du erinnerst dich vielleicht noch unsers Nachbars, meines alten Freundes, des ehrlichen Kohlenbrenners Thomas. Du besuchtest ihn oft in seiner Hütte, und er gab dir manches Stücklein

Brod, manchen Apfel. Er, und alle die Seinen ruhen längst unter der Erde; diese allein ist noch übrig. Sie ist seine Enkelin, und eine arme Waise. Sie that mir viel Gutes. Der arme, alte Mann, für den sie vorhin Wasser holte — bin ich.

H. v. Waldengrund. Was, du liebe Kleine, bist die Enkelin jenes braven Röhlers und die Wohltäterin meines Vaters? Was du meinem Vater gethan hast, will ich dir vergelten. Du sollst wegen deiner kindlichen Liebe zu meinem Vater von nun an meine Tochter seyn. Du gehst mit uns — und ich will weiter für dich sorgen.

Röhlermädchen läßt ihm weinend die Hand. Gott vergelte es Euch; denn ich weiß Euch meinen Dank nicht einmal mit Worten zu bezeigen.

H. v. Waldengrund. Danke dem lieben Gott, gutes Kind! Du siehst da, wie Gott alles Gute belohnt und auch dem Trunk Wasser nicht unbelohnt läßt. —

Nun, Vater, muß ich aber meine väterliche Hütte, mir werthet als ein fürstlicher Pallast, mit meinen Kindern doch auch noch besuchen. Du, Karl, sage unsern Bedienten, die du im Dorfe bey unserm Reisewagen treffen wirst, daß sie unser Mittagessen aus dem Wirthshause, und den besten Wein, den wir bey uns haben, in die Wohnung des Großvaters bringen. Wir wollen dort Alle, wie wir da sind, noch eine kleine Freudenmahlzeit halten, und dann in Gottes Namen weiter fahren.

Köhlermädchen. Ey, in das Dorf kann ja ich hinlaufen; ich weiß da am besten Bescheid. Wir haben eine Strecke weit einerley Weg.

Sophie, das Köhlermädchen an den Arm nehmend. Nun, da wollen wir zwey diese Strecke miteinander gehen.

Franz hat, sobald von den Erdbeeren die Rebe gewesen, sich stillschweigend zu seinem Korbslein begeben, die herausgefallenen Beeren gesammelt,

und bringt nun das gefüllte Körblein. Ich konnte heute meine Erdbeeren noch nicht anbringen. Der Vater weinte und wendete das Gesicht davon ab; der Jakob dort entsetzte sich darüber, daß er zu Boden fiel; ich denke aber, der Großvater wird sie nicht verschmähen. Da — nimm sie du, lieber Großvater.

H. v. Waldengrund. O das ist schön! Vor bald vierzig Jahren habe ich, Euer Sohn, als ein solcher kleiner Knabe, Euch Erdbeeren zugebracht — und nun bringt sie Euch Euer Enkel.

Greis. Ja wahrhaftig, das ist schön und herzergreifend! Indem er das Körblein nimmt. Ich danke dir, liebes Kind. Er steht auf, blickt, indem er das Erdbeerkörblein etwas empor hält, zum Himmel, und spricht feierlich mit großer Rührung. Großer, allmächtiger Gott, der du die niedrigen Erdbeerstauden und die hohen Tannen gepflanzt hast, und für alle deine Geschöpfe, für Hohe und Niedere, väterlich sorgest! Du hast durch

diese von vielen Menschen gering geachtete Frucht große Dinge gethan an uns Allen. Wie blutete damals mein Herz, als mein Sohn mir entrissen wurde — wie mochte der arme Knabe jammern — und wie traurig hat Jakob seine Tage hingebracht — — und nun, wie selig sind wir jetzt Alle! Schon damals hattest Du diese Freude für uns im Sinn, und machtest damals schon Anstalten, mich und uns Alle zu beglücken. Mein ganzes Herz flammt von Dank und Anbethung. Ich bin hoch erfreut in Dir! Ich denke, nur der fromme Greis Simeon hat hier auf Erden eine größere Freude erlebt. Aber dennoch kann ich mit ihm sagen: Nun Herr, lässest Du deinen Diener in Frieden dahin scheiden, da meine Augen das Heil noch gesehen haben, das Du uns Allen bereitet hast!

Indem Alle ihre Empfindungen durch Geberde und Stellung ausdrücken, fällt der Vorhang.

Der kleine
Raminfeger.

Ein Schauspiel
in
einem Aufzuge.

Personen.

Herr von Grunthal.

Frau von Grunthal.

Amalia, 12 bis 14

Frig, 10 bis 12

Julie, 6 bis 8

Luise, 4 bis 5

} Jahre alt, ihre Kinder.

Moriz, ein Kaminfegerjunge, ungefähr in
Frigens Alter.

Hannchen, Stubenmädchen, etwa 12 bis 14
Jahre alt.

Der Schauplatz stellt ein prächtiges Zimmer vor.

Im Vordergrunde rechts und links ein kleines Tischchen; auf dem einen ein Blumenkorb; auf dem andern ein Federhut und Degen, und eine goldene Repetiruhr. Ueber jedem Tischchen befindet sich ein großer Wandspiegel. Im Hintergrunde rechts die Thüre in ein Nebenzimmer; links die Thüre auf den Gang; in der Mitte ein italienischer Kamin.

Erster Auftritt.

Amalia.

Sie sitzt an dem Tischchen mit dem Blumenkorbe, bestet die letzte Blume in einen Blumenkranz, verbessert hier und da noch etwas an dem Kranze, betrachtet ihn dann, und singt dabei:

Gold geschmückt mit Purpurglanze
Frangen Rosen hier im Kranze —
Prangt die Lili, hell und rein,
Wie im Ring der Edelstein.

Sieh, der Schnee der Lilia strahlet,
Von der Rosen Stut bemahlet —
Wie mit rothem Dufte behaucht,
Wie in Morgenroth getaucht.

So wird, wenn nur edle Seelen
Zur Gesellschaft wie uns wählen,
Unser Wandel Wiederschein
Ihres schönen Lebens seyn.

Zweiter Auftritt.

Julie. Amalia.

Julie. Guten Morgen, liebes Mädchen; schon so geschäftig?

Amalia. Guten Morgen, liebe Julie!

Julie. Ah, welch ein herrlicher Blumenkranz! Du bist doch eine Tausendkünstlerin. Aber, was hast du mit dem Kranze vor, Mädchen?

Amalia. Stille, daß wir nicht ver-rathen werden. Fällt dir nichts ein? — So etwas von einem kleinen Familien-Feste? —

Julie. Ach ja! Friedrichs Geburtstag.

Amalia. Richtig! Und dieser Blumenkranz ist für ihn. Auch dieser Blumenkorb hier. Der Aufsatz heute bey Tische und die ganze Tafel soll mit Blumen prangen.

Julie. Du bist doch eine liebe, zärtliche Schwester, und denkst auf Alles. Du vernachlässigst keine Gelegenheit, deinen Geschwistern Freude zu machen.

Amalia. Du könntest wohl auch dein Schärfflein zu diesem Feste beytragen.

Julie. Ich? — Womit? — Rede, was meynest du?

Amalia. Das niedliche, kleine Pomeranzenbäumchen vor deinem Fenster, mit den drey schönen Pomeranzen, die eben reif sind. Sie würden mit ihrem Goldglanze die Pracht aller meiner Blumen verdunkeln.

Julie. O von Herzen gern! Sie schelt und nimmt dann Amalien bey der Hand. Du liebe Schwester! Du bist nicht zufrieden, Andern Freude zu machen; du zeigst auch

me, wie ich Andern Freude machen könne. Dank dir für dieses süße Vergnügen.

Amalia. Dank lieber unsern guten Aeltern. Wenn etwas Gutes an uns ist, so kommt es doch nur von der guten Erziehung her, die sie uns geben.

Dritter Auftritt.

Amalia. Julie. Hannchen.

Hannchen. Was ist Ihnen gefällig?

Julie. Hannchen! sey so gut, und bringe das Pomeranzenbäumchen vor meinem Fenster hieher.

Hannchen. Den Augenblick. ab.

Amalia. Aber unser lieber Papa — der macht dem Fritz erst ein recht prächtiges Geschenk. Sieh einmal dort auf dem Tischchen unter dem Spiegel. —

Julie. Ah! — Herrlich, herrlich! — Eine goldene Repetiruhr mit Brillanten! —

Ach, der gute Fritz! Der wird eine Freude haben! Das wird ein Jubel seyn!

Hannchen mit dem Bäumchen. Ach, da sehen Sie nur, was das ist! Ich bin recht erschrocken. Ich kann wahrhaftig nichts dafür. —

Julie. Ach Gott! Die drey schönen Pomeranzen — alle drey sind weg! Das ist doch recht diebisch. Das ist recht ärgerlich. Hannchen, stelle das Bäumchen dorthin, und komm mit mir! — Dem Diebe müssen wir auf die Spur kommen. Ich will ihm zeigen! — Komm!

Amalia Tullen zurückhaltend. Liebes Tuschchen! Nur keinen Zorn! Nur nichts Unüberlegtes; bleibe da!

Julie gelassen. Ach! Da wäre es ja kein Wunder, wenn man recht im Ernste böse würde. Die Pomeranzen haben mich so gestreut, und doch ist es mir nicht einmal wegen mir, sondern nur darum, daß ich dem Fritz keine Freude machen kann. —

Aber, ich muß doch sehen! — Sie geht
mit Haunchen.

Vierter Auftritt.

Amalia.

Es ist eine Kleinigkeit! Aber doch immer unangenehm. Ich möchte wohl auch recht böse seyn. Doch — die Blumen sind so sanfte, stille, friedliche Geschöpfe — und ich sollte so unruhig und aufgebracht seyn? Der Schöpfer giebt sich in diesen lieblichen Blumen uns so freundlich zu erkennen — und ich sollte Ihm nicht nachahmen? Nein! Ich will sanft und mild bleiben, wie Er. —

Fünfter Auftritt.

Amalia. Luisechen.

Luisechen eilt schnell herein, als von Jemanden verfolgt, und sich zu Amalien flüchtend:
O Malchen! Malchen! Hülf! Hülf!

Amalia. Himmel, was ist dir, liebes Luisehen? Rede!

Luisehen. O Malchen! Ein kleiner kohlen = raben = schwarzer Mann! Sein Gesicht und seine Hände und seine Kleider sind kohlen = schwarz, und unter dem Arme trägt er eine dicke, dicke Ruthe.

Amalia. Narrisches Mädchen, du zitterst ja an allen Gliedern! Sey doch klug. Der kleine schwarze Mann, den du gesehen, ist nichts als ein junger Kamin = feger. Er thut keiner Seele etwas zu Leid.

Luisehen. Nicht? Ja, was macht er denn aber mit der Ruthe? Und warum ist er so schwarz?

Amalia. Der arme Junge muß die Kamine auskehren. Dazu braucht er den kurzen, dicken Besen. Komm her da! An unserm wälschen Kamin kannst du es so gleich sehen.

Luisehen. Warum heißt man denn den Ofen da einen wälschen Kamin? Ha =

ben die Wälſchen, die ſo ſchöne Sachen feil haben, ſolche Deſen?

Amalia. Zu Hauſe, in ihrem Vaterlande, ohne Zweifel. In Wälſchland ſind die Deſen dieſer Art ſehr gewöhnlich. Daher mag auch ihr Namen kommen.

Kuiſchen. Ja, ja! Der Ofen mag Manchem recht wälſch vorkommen. Deutſch ſieht er einm. nicht aus.

Amalia. Nun ſieh einmal! Hier unten, wie du wohl weiſt, zündet man das heſſe, freundliche Kaminfeuer an, um das wir an rauhen Winterabenden uns ſo fröhlich verſammeln; da hinauf ſteigt dann der Rauch. Sieh einmal hinauf! Da muß der kleine Kaminkehrer, der arme Schelm, hinauf kriechen, und den Ruß herab lehren, damit kein Feuer auskomme. Darum iſt der arme Kleine ſo ſchwarz. Er iſt aber unſer Wohlthäter. Er verdient wirklich unſern Dank. Wenn er fertig iſt, mußt du mit ihm ſprechen, und ihm die Hand bieten.

Luischen. Nein, nein! Das thu ich nicht. Er ist so häßlich, daß man vor ihm erschrickt.

Amalia. Pfui, Luischen! Sey nicht kindisch. Du wirst sehen, daß ich Recht habe, und daß er gar nichts Furchterlichen an sich hat. — Aber, was willst du hier?

Luischen. Papa will im Garten frühstücken. Wir sollen Alle zusammen kommen, weil Friedrichs Geburtstag ist.

Amalia. Nun, so geh hin. Ich komme gleich nach. Ich muß es nur erst der Mama noch sagen, die daneben in ihrem Kabinettchen Briefe schreibt.

Luischen. Ich gehe nicht allein. Ich getraue mir nicht vor die Thüre. Der garstige, kleine schwarze Mann! Mit stehender Stimme. Du mußt mitgehen!

Amalia. Liebes Luischen! Du mußt dein gehen, damit du die kindische Furcht hinwegzuwerfen lernest. Du mußt ein ver-

nünftiges, muthiges Mädchen werden. Es geschieht dir gewiß kein Leid. Oder kannst du denken, daß mir die kleine Mühe zu viel wäre, mit dir zu gehen, wenn ich nur im geringsten für dich fürchtete?

Luischen. Nun, so will ich denn gehen. Aber — aber — das Herzchen klopft mir doch ein wenig! ah.

Amelia. Das gute Kind! Was das Vertrauen doch über die zarten Kinderherzen vermog! Hat man nur erst das Vertrauen eines Kindes gewonnen — so kann man es um den Finger herumwinden. In das Cabinet. Mama! Der Papa will im Grünen Frühstück.

Frau von Grünthal von innen. Ich siegle eben. In einigen Minuten bin ich fertig, und werde kommen.

Amelia. Nun muß ich der Kleinen doch nachgehen und sehen, wie es abläuft.

Sechster Auftritt.

Moriz, der kleine Kaminfeger.

Er sitzt, bevor man ihn sieht, in dem Kamine,
schwechelnd bald das Geräusch der Kaminfeger-
schürze, bald seinen Gesang hörend:

Wer sich' mir kleinen Knaben an,
Was Großes ich verbringe?
Manch' großer, weltberühmter Mann
Vollbringt kaum solche Dinge.

Manch' hoher, herrlicher Pollak
Sitz' ohne mich in Röhre;
Doch bin ich kein beliebter Gast,
Und leer steht meine Löhre.

Anger zu kriechen war mein Lust —
Doch bin ich nichts geworden;
Und Mancher ward durch Kriechen groß,
Und prangt mit Band und Orden.

Hierauf klettert er ganz herab und guckt hinauf.
Ey, da draußen ist's schöner, als im
im Ofenloch da drinnen! Es ist mir
ist anders, als wenn die Welt einen
ist bekommen hätte — und man sähe nun
den Himmel hinein. Er guckt überall sorg-

sitzig herum. Kein Mäuslein rührt sich; keine Seele ist da. Hui, heraus! Er kriecht schnell heraus. Voh tausend, das ist eine Stube! Eine solche hat man bey mir daheim freilich nicht. Aus anstaunend und bewundernd. Ey — ey — ey! Das sind Wunderfachen! Das ist eine Pracht! Wenn's im Himmel so schön ist, will ich gerue recht fromm und brav seyn, damit ich einmal hinein komme. Er sehe sich im Spiegel, und sieht mit einem Schrey zusch. O je, was ist das!

(Frau von Schönthal kommt aus dem Nebenzimmer, bleibt, ohne daß der Knabe sie bemerkt, im Hintergrunde stehen, und drückt blos durch Niesen und Gekuchen ihre Theilnahme an dem Selbstgespräche des Knaben aus.)

Was ist wohl dieß für Einer in der andern Stube da drinnen? Der hat mich nicht wenig erschreckt. Er hat noch einmal schäktern in den Spiegel. Ich glaube gar, das bin ich selbst. Ja, ja, da sehe ich mich wahrhaftig noch einmal. Der Spie-

da ist größer, als einer um einen Kreuzer. Der hat gewiß einen Vierundzwanziger gekostet. — Ah! und was da für ein schöner Hut liegt. Den muß ich doch einmal ausprobiren. Er wischt zuerst die Hände, und drückt sich dann den Hut tief in's Auge. Ah, und ein Säbel ist auch dabey; den muß ich einmal anlegen. Er schnallt sich den Säbel an, stellt die Hände in die Seite, und tritt vor den Spiegel, der so gestellt ist, daß er Zuschauer sein Bild darin erblickt. Flieg, du, bin ich ein Bursch! Wenn mich un'etwas Herr Gott nur auch etwas Vornehmes hätte werden lassen. Ich hätte mich wohl auch darein geschickt. Im Essen und Trinken hätte ich zum wenigsten Keinem etwas nachgegeben. Hin und her schreitend. Ich hätte einen rechten Herrn gespielt — und das wäre so schön gewesen, wenn mir die Leute so tiefe Komplimente gemacht hätten! — Er verbeugt sich vor seinem Bilde im Spiegel sehr tief. Ah, gehorsamer Diener, zu Eurer Gnaden! — — Alle Ruckul, was

ist das! O weh, o weh! Da bin
übel angekommen. Sein Kopf ist nämlich
Puder. Er legt Hut und Degen schnell
und giebt sich alle Mühe, den Puder wegzubringen.
Da hab ich mich schön gezeichnet. D
tragen das Mehl, glaub' ich, gar im H
heim, als wie ich bisweilen Erdbeeren o
Kirschen. — Meine Mutter hatte w
Recht; sie sagte mir hundertmal: Was d
nicht brennt, das blase nicht. Nun, nu
im Kamin wird das Weiße schon vollen
vergehen, und alles wieder hübsch schw
werden, daß man mir nichts anmerkt.

Er erblickt die Uhr. Aber was ist denn d
für ein glänzend Ding? Ah, ah! E
Sackuhr, eine Sackuhr! Ich habe
glaubt, es sey Niemand in der Welt
reich, daß er eine zu kaufen vermö
als der Vogt in unserm Dorfe, der m
seiner silbernen Uhr großen Staat treij
und in einer Viertelstunde sie wohl dre
mal herauszieht und nachsieht, um wel

Stunde es sey. Diese Uhr da ist aber nicht bloß von Silber; sie ist, glaube ich, gar goldig. Und was für kleine blizende Steinlein da rings herum sind! Das ist eine Zier! Das ist etwas Edles! — Nun wie, die Uhr ist ja gar lebendig! — Er hält sie an das Ohr. Wie sie so wunderbarlich thut, allweil tick, tick, tick! Der Mann, der etwas so Künstliches ausgedacht hat, der muß einen Kopf gehabt haben, größer als ein Bienenkorb.

Ey, wie wärs, wenn ich die Uhr nähme? — — Soll ich? — Soll ich? — Aber, da wäre ich ja ein Dieb, und könnte nicht mehr ruhig schlafen, könnte keinem Menschen mehr gerade in die Augen sehen. Nein, nein! Nehmen will ich die Uhr nicht — aber doch hinein gucken, was innen so pickt. Er versucht die Uhr aufzumachen. Nun, wo drückt man denn? Die Uhr repetirt, und er läßt vor Freude. Ah, die schlägt gar; die muß ich haben! Ich laß sie nicht mehr

aus meiner Hand. — Aber, wenn's an
kame? — Hum! Es sieht ja Niemand.
Niemand? — Sieht es nicht Gott,
an allen Orten, und auch hier — hier
zugegen ist? Könnte ich, wenn ich
Diebstahl beginge, noch einmal freu
zum Himmel aufblicken? Könnte ich ru
sterben? Ach Gott! Wie wird's mir
einmal! Ein Schauder überfällt m
Ich zittere an allen Gliedern. Ach, n
ist das? — Das ist das warnende Gen
sen. Dieser Warnung will ich folg
Dieß immer zu thun, hat mir meine se
Mutter auf ihrem Sterbebette recht sch
eingepägt. O Gott! Es ist mir,
wenn sie mich mit ihrer eiskalten H
voll Todeschweiß jetzt gerade wieder
faßte, wie damals. — O liebe Mut
ich folge dir! — Lieber Gott! verzeih
den sündigen Gedanken. Da lege ich
Uhr wieder hin. Ein gutes Gewissen
mehr werth, als tausend goldene Uhr

(Frau von Grünthal geht schnell, ohne daß er sie bemerkt, in ihr Kabinett.)

Aber nun geschwind wieder hinaus zum Loch, eh' mir's wieder anders kommt. Er entflieht in den Kamin, und klettert darin eilig hinauf.

Siebenter Auftritt.

Frau von Grünthal.

Er ist fort; da liegt die Uhr. O der herrliche Junge! Guter Gott! so hast Du doch in allen Ständen, auch unter dem geringsten Volke, Menschen, die Dich ehren und lieben! Und das ist doch die Hauptsache; dieß allein giebt uns einen ewigen, bleibenden Werth. Alles Andere, wie prächtig und glänzend es auch in die Augen falle, besteht doch nicht, und verfliehet am Ende wie Staub. — Guter Knabe! Diese schöne That soll dir nicht unbelehnt bleiben. Allen meinen Kindern will ich dich zum Beispiele vorstellen. Und

deine Mutter — o sie soll mir ein belehrendes
des Vorbild seyn: Ihr Mund ist längst
erblaßt und verslumpt, und doch spricht
er noch zu ihrem Kinde — doch leben
ihre guten Lehren noch in dem Herzen
ihres Sohnes! Ihre Hand, mit der sie
sterbend noch die seinige drückte, ist längst
verwest, und doch hält sie ihn noch von
einem Verbrechen ab, und reißt ihn zurück
vom Rande des Verderbens. So schöne
Früchte bringt eine gute Erziehung.

Achter Auftritt.

Herr von Grunthal, Julie,
Vorige.

Herr von Grunthal zu Julie im
Hereingehen. Ist die Geschichte aber auch
gewiß, Julie?

Julie. Ja, Papa! Der alte Gärtn-
ner hat es selbst gesehen, wie Fritz die
Pomeranzen abgebrochen.

Frau von Grunthal. Ihm mit Entzücken entgegen eilend. Lieber Mann! Eben sah ich einen Auftritt in diesem Zimmer hier, der mich bis in das Innerste der Seele rührte und erfreute. Denk nur, der kleine Kaminfeger kommt durch den Kamin da in das Zimmer. Die Uhr hier sieht ihm ganz gewaltig in die Augen. Er hatte eine ganz närrische Freude daran. Schon wollte er sie einstecken. Aber der Gedanke an Gott — an seine sterbende Mutter erhielt zuletzt die Oberhand. Unbemerkt war ich Zeuge seines schönen Kampfes und seines herrlichen Sieges.

Julie. O das war schön! Das war herrlich!

Frau von Grunthal. Wir müssen ihn nicht unbelehrt lassen. Wir müssen — aber was ist dir, liebster Gemahl? Du freuest dich ja gar nicht! Du siehst so finster. Solche schöne Handlungen rühren

dich ja sonst bis zum Entzücken. Rührt dich diese nicht?

Herr von Grünthal. Nur zu sehr, meine Liebe! Ich fühle das Edle dieser That in diesem Augenblick mehr, als du. Sie greift mir tief in mein Vaterherz. Denn eben vernahm ich von einem meiner Kinder eine That, die von der des armen Jungens das geradeste Gegentheil ist.

Frau von Grünthal. Du erschreckst mich. Was ist's denn?

Herr von Grünthal. Siehst du da Juliens Pomeranzenbäumchen? — Das ist es ja, Julchen?

Julie. Ja, Papa! Sehen Sie nur Mama — die drey schönen Pomeranzen sind fort. Fritz hat sie gestohlen. —

Frau von Grünthal. Ach Gott, das ist doch ein leichtsinniger Junge.

Herr von Grünthal. Ja wohl leichtsinnig, und noch etwas Schlimmeres.

Der Bube! — ich will ihm Sitte lehren. Die Geschichte mit dem Kaminfegerjungen kommt mir eben recht in den Wurf — so unangenehm es mir ist, daß ein Knabe aus dem niedrigsten Volke edler handelte, als eines unserer Kinder, auf deren Erziehung wir so vieles verwenden. Fritz soll aber auch etwas von dem empfinden, was ich fühle. Er soll tief fühlen, daß er trotz Rang und Reichthum weit unter dem rüßigen Schornsteinfegerbuben steht. Fritz soll tüchtig beschämt werden. — Geh, Zulchen, bringe den Fritz hieher. Sag ihm aber noch nicht, warum?

Frau von Grünthal. Und dem Mädchen sage, sie soll den kleinen Kaminfeger herauf bringen. Ihr kannst du wohl sagen, warum. Ihm aber sage noch nichts davon.

Zulie. O, der Kaminfegerjunge muß ein goldener Knabe seyn. Es freut mich recht, daß Sie ihn rufen lassen. Das

ist freilich ein angenehmeres Geschäft, als den Fritz zu holen. — O wenn ich daran gedacht hätte, daß es Papa sich so zu Herzen nehmen würde, da hätte ich freilich geschwiegen. Ach, es thut mir so leid, daß eines von uns Ihnen eine wehmüthige Empfindung verursachen soll.

Neunter Auftritt.

Herr von Grunthal. Frau von Grunthal.

Frau von Grunthal betrachtet stillschweigend die Blumen.

Herr von Grunthal geht nachdenkend auf und ab.

Frau von Grunthal. Die lieben, guten Mädchen! Der unbesonnene leichtfertige Knabe! Gegen so liebe Schwestern so unartig, so gefühlos zu seyn! —

Herr von Grunthal, für sich. Richtig! So geht's! So wird's am Besten seyn! — Und gefällt mir der Junge —

so! — nun wir wollen sehen, was zu thun ist. —

Frau von Grunthal. Sieh doch den schönen Kranz! Der tolle Knabe verderbt uns ein rechtes Freudenfest.

Herr von Grunthal. Sehr ernst. Ja! — Das Fest, das wir vorhatten, muß nun eine andere Wendung nehmen.

Frau von Grunthal. Nimm doch die Sache nicht so hoch, lieber Mann! Es ist ja doch nur eine Kleinigkeit —

Herr von Grunthal. Kleinigkeit?
— Nein! Bey Kindern ist nichts eine Kleinigkeit. Eine Handvoll Haselnüsse ist Kindern beiläufig das, was uns eine Handvoll Goldstücke seyn würde. Laß es hingehen, daß der Knabe seine Gespielen um Haselnüsse betrüge — o ich wette Zehn gegen Eins — als Mann wird er es auch nicht so genau nehmen, Andere um Goldstücke zu betrügen. Laß den Knaben ungestraft eine Pomeranze rauben — als

Mann darf er dann nur in die Gelegenheit kommen, und er wird seine Hand ungeschert nach einer Krone ausstrecken. Aus einem kleinen Samentlein erwächst derrinst ein Baum.

Frau von Grunthal. Ich will dir da nicht widersprechen. Ich meyne nur so; es ist wohl nicht recht, was Fritz that, aber so viel Böses ist doch auch nicht daran.

Herr von Grunthal. Nicht? Aber ich glaube doch. Ist nicht Ungehorsam gegen das strengste Verboth der Aeltern? Ist's nicht Lieblosigkeit gegen Geschwister? Ist nicht die elendeste Raschhaftigkeit? Lüsternheit, Dieberey, Ungerechtigkeit, ja Gottvergessenheit? Laß nur all das Unkraut in seinem Herzen aufwachsen — o Gott, was würde da aus dem Knaben werden! Würde er da seinem Fürsten gehorchen? Würde er nicht lieblos gegen seine Mitmenschen handeln? Würde er im Stande seyn —

seine Lüste zu bändigen? Würde er stets fremdes Eigenthum als ein Heiligthum ansehen? Würde er Gottes Willen zur einzigen Richtschnur aller seiner Handlungen machen? — Siehst du da nicht den ganzen, großen, vielästigen Baum im Samenkörnlein?

Frau von Grunthal. Ich kann dir nicht Unrecht geben. Aber dieß Alles hat Fritz nicht bedacht. Man kann nicht fordern, daß der Knabe so hellsehe, als sein Vater.

Herr von Grunthal. Da muß ich dir Recht geben. Allein eben deswegen stellte Gott den Vater mit dem helleren Auge neben den Sohn hin, dessen Auge noch nicht so weit reicht, damit der Vater ihn mit der Hand so auf die rechte Straße hinweise: „Sieh, am Ende dieses Weges entdecke ich einen Abgrund — den vermeide! Jener Weg führt in Lustgefilde, ob er gleich anfangs mit Dornen bewachsen ist —

den gehe.“ Helfen Worte nicht — je nun; so muß man schärfere Hülfsmittel anwenden.

Frau von Grunthal. Ich will nicht, daß der Fehler ungestraft bleibe. Nur mildern möchte die liebende Mutter den männlichen Ernst des Vaters. —

Herr von Grunthal. Nun, ja doch, mildern! — Das hast du recht gut gesagt, liebe Mutter! — Mildern, aber nicht aufheben — mildern, aber nicht unwirksam machen. Deswegen schuf ja Gott auch die Väter strenger und ernster — und die Mütter sanfter und milder, damit die weibliche Sanftheit den männlichen Ernst, wie du sagst, mildere — damit aber auch, wie ich noch beifüge, der väterliche Ernst die Sanftheit der Mutter unterstütze — daß sie nicht zur Schwäche heruntersinke. Milde und Strenge müssen beisammen seyn, damit so ein schönes Ganzes heraus komme.

Frau von Grunthal. Nun, und

was hast du denn mit Fritz vor? Wie
wirst du ihn strafen?

Herr von Grunthal. Die Uhr,
die ich ihm zu seinem Geburtstage bestimmte,
bekommt er nun einmal nicht — zur Strafe
seiner Unehelichkeit. Ja, ich hätte große
Luft, sie dem armen Schornsteinfegerjungen
zu schenken, zur Belohnung seiner Ehelich-
keit.

Frau von Grunthal. Die Uhr? —
Nein, das wäre doch wahrhaftig übertrieben.
Dein Unmuth verleitet dich zu einem zu
raschen Entschluß. Verzeih mir, es wäre
einmal überspannt.

Herr von Grunthal. Übertrieben?
— Überspannt? — Hum! — Laß uns die
Sache näher beim Lichte betrachten. Ich
möchte auf Fritz gern einen recht tiefen
Eindruck machen; er soll es fühlen, was
es Abscheuliches um die Unehelichkeit, wie
schön und lobenwerth hingegen die Ehelich-
keit sey. Das glaube ich am besten zu

erreichen, wenn ich die Uhr dem Fritz, der sich so lange darauf gefreut, entziehe, und sie dem ehrlichen Kaminfegerjunge gebe. Meynst du nicht, das soll auf Fritz wirken?

— Die Ausgabe ist mir nicht zu groß. Ich rechne so: Zwanzig Karolin' gab ich hin, dem Fritz eine Freude zu machen; sollte ich diese Summe nicht daran setzen, ihn zu einem ehrlichen Manne zu machen? Sollte sie zu viel seyn?

Frau von Grunthal. Nein, nein! Gewiß nicht. Auch wünsche ich ja selbst, daß der kleine Kaminfeger für seine Redlichkeit ansehnlich belohnt werde. Allein ein Kaminfegerjunge mit einer goldenen Repetir-Uhr käme mir — verzeihe! — doch etwas lächerlich vor.

Herr von Grunthal. Nun, nun! Laß mich nur machen. Die Uhr paßt freilich nicht für einen Kaminfegerjungen; aber vielleicht läßt sich der Kaminkehrerjunge so zuschnitten, daß er einmal für die Uhr

paßt. Und dann trägt ja mancher eine Uhr, einen Regen, ein Ordenskreuz — und es läßt ihm gerade, wie dem jungen Kaminfeger die Uhr stehen würde.

Zehnter Auftritt.

Fritz, Gulden, Vorige.

Frau von Grünthal tritt so, daß Fritz das beraubte Wäimchen nicht sieht.

Fritz. Was befehlen Sie, Papa?

Herr von Grünthal. Fritz! Erinnerst du dich nicht mehr der schönen Fabel, die du gestern gelesen, und sie uns Abends erzählt hast?

Fritz. Aha! die Fabel Nathans. O ja ich weiß sie noch recht gut.

Herr von Grünthal. Willst du mir sie noch einmal erzählen?

Fritz. O recht gerne. — Es waren zwei Männer in einer Stadt. Einer war reich, der andere arm. Der Reiche hatte sehr viele Schafe; der Arme ein einziges,

kleines Lämmchen, das aß von seinem Bissen, und trank aus seinem Becher, und er liebte es über Alles. Da aber zu dem reichen Manne ein Gast kam — da war es ihm zu viel, eines von seinen vielen Schafen zu schlachten. Er wollte ihrer schonen — und er ging hin, und nahm das einzige Lämmchen des Armen, und schlachtete es für den fremden Mann.

Herr von Grünthal. Recht gut erzählt. Nun sag mir, was denkst du von dem reichen Manne? Wie gefällt er dir?

Fritz. Der Kerl war ein ausgemachter Schurke.

Herr von Grünthal. Du drückst dich etwas stark aus. Doch — eben recht! Ein solcher Kerl bist du.

Fritz. Ich — Papa?

Herr von Grünthal. Ja — du!

Fritz. Ich verstehe Sie wahrhaftig nicht; ich weiß nicht, was Sie meynen.

Herr von Grünthal. Kennst du dieses Bäumchen?

Fritz, mit niedergeschlagenen Augen. Ja, Papa!

Herr von Grünthal. Sieh mir einmal gerade in die Augen.

Fritz. Ich kann nicht.

Herr von Grünthal. Wer hat dieses Bäumchen geplündert? Antworte ohne Verzug.

Fritz ohne aufzublicken, mit demüthiger Stimme. Ich.

Herr von Grünthal. Weißt du auch, daß dieses nach Schurkerei riecht?

Fritz. Das Wort geht mir durch die Seele. Es empört mein Blut. Eine solche Kleinigkeit — —

Herr von Grünthal. Ein kleiner Diebstahl ist auch ein Diebstahl. Und wer im Kleinen nicht treu ist, wird einst im Großen auch treulos handeln.

Fritz. O Papa! Glauben Sie mir,

wären die Pomeranzen Gold gewesen, ich hätte sie mit keinem Finger berührt.

Herr von Grünthal. Woran unser Herz hängt, das ist uns mehr als Gold. Sie wären Tulchen wohl nicht um Gold feil gewesen. — Aber nun antworte mir, fühlst du dich in der Parabel Nathans nicht getroffen?

Fritz. Ach Gott, ja.

Herr von Grünthal. Fühlst du dich darin nicht nach dem Leben gezeichnet?

Fritz. Leider!

Herr von Grünthal. Na euer Lesen ist Tändelei und Zeitverderb, wenn es euch nicht an das Herz geht, und bessere Menschen aus euch macht. Wende die Erzählung nun auf dich an. Wie gefällst du dir in diesem Spiegel!

Fritz. Ach, Papa, ich habe sehr unrecht gethan.

Frau von Grünthal. Sieh, lieber Fritz! Tulchen hat das Bäumchen selbst

gepflanzt — es erzogen — Morgens und Abends so oft begossen — sah: es aufwachsen, blühen, Frucht ansetzen, die Früchte reifen, hatte Tausend Freude damit! — Wir haben dir ja aus unserm Glashause einen sehr schönen Pomeranzenbaum geschenkt, der eine Menge der herrlichsten Früchte trägt. Warum hast du nicht von diesen gekostet? Mußten es denn gerade die Pomeranzen von dem Bäumchen des guten Zulusens seyn? O ich erröthe statt deiner. —

Zulusen. Mama! Verzeihen Sie ihm doch. Sie sehen ja, wie den guten Fritz sein Fehler schmerzt. Und er hat es gewiß nicht so böse gemeint. Es war vielleicht mehr ein übelausgedachter, unüberlegter Scherz, als Lüsternheit.

Frau von Grünthal. Und deine liebe Schwester, die dich so liebevoll entschuldigt — hatte die Frucht, ja das ganze Bäumchen, noch dazu dir zu deinem Ge-

Feiertage schenken wollen; und Amalia hat dir diesen schönen Kranz da gewunden — hat die Blumen dazu schon mit Anbruch des Tages gepflückt, um den heutigen Tag damit zu verschönern, und ihn dir recht angenehm zu machen.

Fritz. O Mama! Schonen Sie meiner! Ich fühle mich wirklich tief beschämt.

Frau von Grunthal. Die Früchte hast du dir selbst genommen; da nimm nun auch den Kranz, ehe Amalia kommt. Da — nimm!

Fritz. O Mama! Ichühl es, ich bin dieses Kranzes nicht werth; ich verdiene wahrhaftig nicht gekrönt zu werden.

Herr von Grunthal indem er die Kaminsfegejungen kommen sieht. Nun wartet noch eine andere Lektion auf dich, Fritz!

Filfter Auftritt.

Moriz, der kleine Kaminfeger.

Amalia. Vorige.

Kaminfeger. Sein Angeſicht iſt vom Ruſſe gereinigt, friſch und blühend; die ſchwarze Kappe hat er abgelegt, und ſein Kopf iſt von reichen Locken umgeben; auch ſeine Hände ſind rein und weiß. Er verbiegt ſich etwas links, ſchaut in dem Zimmer umher, blickt nach dem Kamin und dem Tiſchchen mit der Uhr, und kragt verlegen hinter den Ohren.

Herr von Grünthal. Fürchte dich nicht. Komm näher, Kleiner!

Frau von Grünthal. Ha, der Junge ſieht gut aus.

Herr von Grünthal ihn betrachtend. Noch ungeſchliffen — aber doch ein Edelſtein.

Frau von Grünthal. Sieh doch einmal die Uhr dort an, wie gefällt ſie dir?

Amalia zeigt ſie ihm. Da, dieſe hier.

Frau von Grunthal. Warum nimmst du sie denn vorhin nicht?

Kaminfeger fällt ihr zu Füßen. O gestrenge Frau Madam, oder wie man Euch schelten muß! Unser Einer weiß halt mit so hohen Häuptern nicht zu schwächen. O verzeiht mir doch den gottlosen Gedanken, die Uhr zu stehlen. Dem Herrn von Grunthal zu Füßen fallend. O ehrsamster Herr Graf, oder was Ihr seyd! Ich bitte Euch tausendmal um Verzeihung. Laßt mich doch nicht vrügeln, weil ich da hereingefliegen bin! Aufstehend und zum Himmel blickend. Ach, meine liebe Mutter! Es trifft doch Alles ein, was du mir gesagt hast. Es ist kein Fädelein so klar gesponnen, es kommt einmal an die Sonnen. O Gottlob, daß ich nur die Uhr nicht genommen habe. — Sonst müßte wahrlich der Kopf da — er greift darnach — gar herunter.

Herr von Grunthal. Ehrliche

Seele, sey ruhig. Es geschieht dir hier kein Leid.

Frau von Grünthal. Nein, nein! — Du hast dich recht wohl gehalten. Du bist behercht worden. Ich weiß Alles. Du könntest, wenn der Stolz u etwas taugte, stolz seyn auf deinen Sieg.

Herr von Grünthal. Ja wohl stolzer, als mancher General auf eine gewonnene Schlacht.

Frau von Grünthal. Sieh nun, lieber Fritz, diesen Knaben! Er glaubte sich hier in diesem Zimmer allein, und sah die Uhr da liegen. Er hätte sie wohl gerne gehabt. Sie wäre ihm lieber und wünschenswerther gewesen, als einem Prinzen eine Krone — und doch überwand er sich, und ließ sie liegen. So viel vermochte die Schönheit der Tugend, oder vielmehr die Furcht Gottes über ihn — und du handeltest so unbesonnen!

Herr von Grunthal. Tritt einmal neben ihn, Fritz!

Fritz, indem er sich neben Moriz stellt. Ich kann es nur mit Beschämung — und nicht ohne Erdröthen.

Herr von Grunthal. Nun gut. Du erkennest dein Unrecht — fühlst es tief — bekenneſt es laut — darum verzeihe ich dir, und will kein Wort mehr davon ſagen, wie ſehr dein Ungehorsam dein Leichtſinn mich und deine gute Mutter betrübt haben. Die Strafe aber kann ich dir, weil ſie zu deiner Beſſerung diß heilſam iſt, doch nicht ganz ſchenken. — Nimm einmal dieſe Uhr da, und betrachte ſie wohl! Er giebt ihm die Uhr. Ich hatte ſie dir zum Geſchenke für deinen Geburtstag beſtimmt. Aber nun würde dir dieſes Geſchenk mehr Betrübniß, als Freude machen. Denn dein Gewiſſen wird dich ſagen, daß du ein ſolches Geſchenk nicht verdienſt. Dieſe Uhr würde dich ſtet

an eine schlechte That erinnern. Allein die Uhr dient mir nun trefflich, zwey Absichten auf einmal zu erreichen — dich, Fritz, für deine Dieberey zu bestrafen — und dich, Kleiner, für deine Ehelichkeit zu belohnen. Und damit du siehst, Fritz, daß es mir Ernst ist, und daß es mir nicht auf zwanzig Karolin' ankommt, um dich zu einem rechtschaffenen Manne zu bilden, so nehme ich dir die Uhr, und gebe sie diesem hier.

Fritz steht betroffen da, und blickt mit betäubtem Gesichte nach der Uhr in den Händen des jungen Kaminsfeger's.

Kaminsfeger. O mein liebes, goldenes junges Herrlein! Er darf nicht so traurig darcin sehen. Seh Er! Der böse Feind hat mich vorhin mit der Uhr da nur so in Versuchung geführt. Ich habe mich seit der Zeit besser bedacht. Die ganze Welt würde ja lachen, wenn ein so ruhiger Bursch, wie ich bin, so

ein glänzendes Kleinod herausziehen würde. Da könnten mich die Leute dem Schweine mit dem goldenen Halsbände vergleichen. Ich brauche keine Uhr. Mein Meister ist schon eine lebendige Uhr für mich. Er mahnt mich schon auf die Minute, wenn es Zeit zum Aufstehen und zur Arbeit ist. Er ist auch eine Uhr, die bisweilen gut schlägt. — Nehm Er also die Uhr nur wieder, lieber, junger Herr! Ich möchte mir aber dafür eine andere Gnade aussbitten.

Frau von Grunthal. Nun — und was für eine Gnade wird das wohl seyn? Laß einmal hören!

Kaminfeger. Mein Vater und meine Mutter sind schon vor einigen Jahren gestorben. Da bin ich denn so allein in der Welt zurück geblieben, und habe gar Niemanden mehr gehabt. Wie ein verirrtes Schäflein bin ich von Dorf zu Dorf herum gelaufen. Da kam ich denn

an die Thüre eines armen Tagelöhners. Es war Winter, und ich zitterte vor Frost. Da hieß mich die Tagelöhnerin herein kommen in die warme Stube, und ließ mich mit ihren Kindern, die eben um den Tisch saßen, eine warme Suppe essen. Als ich nun recht gesättigt und erwärmt war, und wieder hinaus sollte in Wind und Schneegestöber — und nach meinem Wanderstab griff — da konnte ich die Zähnen nicht mehr zurückhalten, und fing an, bitterlich zu weinen.

Amalia. Ach du mein Gott, das war hart! Auch mir kommen Thränen in die Augen.

Kaminfeger. Die Kinder des Tagelöhners fingen auch alle an zu weinen, und hielten bey ihren Aeltern an, mich da zu behalten. Da erbarmten sich die guten Leute meiner, und behielten mich, und ließen mich mit ihren Kindern zur Schule gehen, und haben mich end-

lich hieher in die Stadt zum Handwerk gebracht, wo ich doch mein Brod verdienen kann.

Herr von Grünthal. Das war schön und edel von diesen Leuten. Aber was können wir nun weiter für dich thun?

Raminfeger. Ach für mich eben jetzt nichts. Allein den guten Leuten geht es jetzt gar hart. Der Mann ist krank, und kann nichts verdienen, und die Hausmutter hat mit den Kindern genug zu thun. Und da wollte ich nun die gnädige Herrschaft inständig und mit aufgehobenen Händen gebeten haben, anstatt der Uhr da, den guten Leuten eine kleine Unterstützung zukommen zu lassen.

Frau von Grünthal. O vorzüglich! —

Amalia. Der Knabe hat in der That das edelste, dankbarste Herz.

Herr von Grünthal. Den armen

Leuten soll geholfen werden. Ich werde für sie sorgen.

Fritz. Die Uhr mußt du aber jetzt um so mehr behalten. Du haßt sie verdient; du bist ihrer werther, als ich.

Frau von Grünthal. Bravo, lieber Fritz. Jetzt bist du in meinen Augen wieder ehrlich; komm in meine Arme.

Herr von Grünthal. Der Knabe hat unsern Fritz beschämt — was meynst du, liebe Frau, sollen jene armen Tagelöhnerleute, von denen der Knabe uns so viel Gutes und Schönes erzählte, nun auch uns beschämen?

Frau von Grünthal. Nein, nein; das sollen sie nicht! Der Gedanke, den du mir da zu verstehen gibst, ist ganz aus meiner Seele genommen. —

Amalia. Aha! — Höre einmal, Fritz! Du haßt heute eine Handlung begangen, die deinem Geburtstage nicht zur Ehre gereicht. Du könntest aber die-

sen deinen Geburtstag auf eine andere Art noch zu einem der schönsten Tage deines Lebens machen. Du könntest für diesen armen Waisenknaben, der keinen Vater und keine Mutter mehr hat, bey Papa und Mama ein gutes Wort einlegen, und ihn vielleicht dadurch glücklich machen für sein ganzes Leben. Weil heute dein Geburtstag ist, schlagen sie dir deine Bitte gewiß nicht ab.

Herr von Grüntal. Fein, liebe Amalia, recht fein und edel.

Amalia. Nun, fällt's dir nicht ein, Fritz?

Fritz. Ach ja! O Papa! O Mama! Behalten Sie den lieben guten Knaben bey uns!

Julie. Ach ja; er ist ja so arm — und so verständig, so gut und so grundehrlich. Ich bitte recht sehr!

Herr von Grüntal. Nun, Kleiner! So bleibe denn bey uns. Ich will

dich etwas Rechtes lernen lassen; und dann wird schon die Zeit kommen, da du die Uhr mit Anstand tragen kannst.

Frau von Grunthal. Und du, Fritz! Als dein Beispiel hast du den Kleinen schon verehrt — reiche ihm nun auch die Hand, und heiße ihn als deinen Bruder willkommen.

Fritz reicht ihm die Hand. Laß uns Brüder seyn, guter Knabe.

Kaminfeger. O Gott, o Gott, macht doch nicht gar so viel Wesens aus mir. Nein, nein! Ich verdien's wahrhaftig nicht. Das ist ja noch nicht lobenswerth, wenn sich Einer nicht gerade so schlecht aufführt, daß man ihn einsperren oder gar cuffknüpfen müßte. Ehrlich zu seyn — das ist ja meine Schuldigkeit. Dafür sollte man mir kein gutes Wort geben; das muß so seyn. Zum Himmel blickend und die Hände faltend. O meine liebe, gute, selige Mutter im Him-

mel droben! Auf meinen Knien möchte ich dir noch danken für alle deine gute Ermahnungen. Zu Fritz. O ich denke es wohl noch! Einmal, wie wir gar so in der Noth waren, da habe ich im Felde Erdäpfel herausgethan. O wie die Mutter mich da abgestraft und mir ins Herz geredet hat! Gleich hab ich die gestohlenen Erdäpfel alle wieder hintragen, und den Leuten, denen sie gehört haben, abgeben müssen. Wieder zum Himmel blickend. O dank dir, du liebe, liebe Mutter! Diese deine Strenge gegen mich macht jetzt mein Glück. Hättest du mich wegen der Erdäpfel nicht gestraft, so hätte ich keinen solchen Abscheu vor dem Stehlen bekommen — und hätte dann auch die Uhr da genommen, und da wäre ich jetzt ein rechter armer Tropf. Jedermann sähe mich für unehelich an, und kein Mensch traute mir mehr. Zu allen Umstehenden. O wahr und wahrhaftig! In meinem ganz-

yen Leben kann ich es meiner seligen Mutter nicht genug danken, daß sie mir nichts ungestraft hingehen lassen, und mich wegen meiner Fehler so liebeich geüchztigt hat.

Herr von Grüntthal. Siehst du nun, Friß, was es für gute Folgen hat, wenn man Kinder wegen ihrer Fehler bestraft. — Ihr Kinder werdet nun alle einsehen, daß es eine grausame Güte, eine unbarmherzige Barmherzigkeit wäre, euch eure Fehler zu überschen?

Julie. O ja freylich, wir Alle begreifen es; es ist klar.

Kaminfeger. O lieber Herr! O liebe Frau! Tausend und tausendmal danke ich Euch, daß Ihr so gut seyn, und mich annehmen wollet. Und Ihr, lieber junger Herr, müßt nun die Uhr doch behalten. Da habt Ihr sie! Ey wie, so nehmt sie doch; ich bitte Euch gar schön!

Friß. Ich kann die Uhr schon gar nicht mehr annehmen. Ich leide meine

Strafe nun recht gerne, und küsse Papa und Mama dafür die Hände.

Kaminfeger. Ja, was soll ich denn nun mit der Uhr anfangen? — Ehrlich und redlich will ich nun aufs neue seyn, und alle Zeit Gott fürchten. Dazu ist immer die rechte Stunde; da braucht man nicht erst auf die Uhr zu schauen.

Herr von Grunthal. Nun denn, so will ich die Uhr indes, bis du, guter, ehrlicher Knabe, sie schicklicher Weise tragen kannst, in unserm gewöhnlichen Wohnzimmer aufhängen, und mit goldenen Buchstaben die Worte darunter schreiben lassen: „Um glücklich zu werden, sey zu jeder Stunde edel und rechtschaffen; um aber zu jeder Stunde und in jedem Augenblicke edel und rechtschaffen zu seyn, gedenke stets der Allgegenwart Gottes, und ehre Gottes heiligen Willen über Alles.“

Zwölfter Auftritt.

Luischen. Hannchen. Vorige.

Luischen. Ja, warum kommt denn Niemand zum Frühstück? Unstre Milch wird warm, und Pappas und Mamas Kaffee wird kalt. Sie erbllickt den jungen Kaminfeger, läßt zusammen und thut einen Scherz. Je, je! Der kleine, böse Kaminfeger ist da. Sie will entfliehen.

Hannchen. Bleiben Sie doch! Er thut Ihnen nichts zu Leid.

Frau von Grunthal. Sey kein Kind, Luischen! Sieh ihn nur an, wie freundlich er ist; wie er lächelt.

Luischen, ein wenig neben Hannchen herdrehtend. Ey! Jetzt ist er schöner als vorher; wenn er nur keine so rußige Kleider anhätte!

Frau von Grunthal. Er bleibt nun bey uns. Er wird nun dein Brüdchen! Magst du ihn nicht?

Luischen. Ja, wenn ihm der Papa-
schönere Kleider machen läßt.

Frau von Grünthal. Die schönen
Kleider stecken schon recht tief in dem klei-
nen Röfchen da. Gefällt er dir denn in
diesen Kleidern nicht?

Luischen, schüttelt mit dem Kopf. Nein.

Frau von Grünthal. Aber Fritz
in seinem neuen Kleide, das wir ihm
zum Geburtstage machen ließen, der ge-
fällt dir doch recht wohl?

Luischen nickt. Ja freylich! Er ist
ja gepuht, wie ein Prinz.

Frau von Grünthal. Aber höre
einmal! Fritz nahm dem Tuschel die schö-
nen Pomeranzen da von dem Bäumchen
heimlich weg. Gefällt dir das?

Luischen. Nein.

Frau von Grünthal. Aber er hat
doch so schöne Kleider an.

Luischen. Es gefällt mir doch nicht.

Frau von Grünthal. Nun höre

weiter. Der Kleine da in schwarzen Kleidern hätte uns die goldene Uhr heimlich davontragen können, und Niemand hätte, wie er glaubte, es gesehen, — und doch nahm er die Uhr nicht, weil es nicht recht ist, zu stehlen, und Gott Alles sieht, und alles Böse bestraft. Gefällt es dir, daß er so ehrlich war?

Luischen. Ja.

Frau von Brünthal. Aber — er hat doch so ruhige Kleider an.

Luischen. Er ist doch recht brav.

Frau von Brünthal. Nun merk wohl auf! Was ist nun besser: Schöne Kleider haben und böse seyn — oder schlechte Kleider haben und gut seyn? Was ist besser?

Luischen. Schöne Kleider haben und brav seyn, ist das Beste.

Frau von Brünthal. Gieb recht Acht! Nach was willst du mehr trachten: Schöne Kleider zu haben, oder recht brav zu seyn?

Luischen. Nach allen Beiden!

Frau von Grunthal. Ja — wenn du aber nicht Beides zugleich haben könntest — wenn du nur Eines davon erlangen könntest — entweder schöne Kleider haben, oder brav seyn — was nähmest du vor dem Andern?

Luischen. Ja — das ist eine harte Frage! — Ich, ich, ich — wollte doch lieber brav seyn.

Frau von Grunthal. O so komm — komm in meine Arme — du bist mein liebes, gutes Mädchen!

Julie. Aber, was machen wir denn nun mit dem schönen Blumenkranz?

Herr von Grunthal. Luischen weißt du auch, für wen sich ein Kranz schickt?

Luischen. O ja, für eine Braut!

Herr von Grunthal. Wohl! — Aber der Tugend — dem Kinde, das recht brav und recht gut ist — gebührt

auch ein Kranz. Wem gehört nun dieser Kranz da vor allen Andern?

Luischen. Mir!

Frau von Grünthal. Auch dir, wenn du recht folgsam und ohne allen Eigensinn bist.

Herr von Grünthal. Nur mußt du dich nie selbst loben. Eigenlob klingt nicht gut. Aber mit dem Kranze meynete ich es anders —

Frau von Grünthal. Du sollst mit diesem Blumenkranze Denjenigen von diesen zwey Knaben da begränzen — der es mehr verdient. Wem reichst du nun den Kranz?

Amalia. Dem in dem schönen, oder dem in dem rußigen Kleide?

Luischen. Dem Kaminsgesetzungen den Kranz reichend. Ey — meinem neuen schwarzen Brüderchen!

Frau von Grünthal. Du hast dich wohl gehalten, liebes Luischen. In

deinem kleinen Herzchen behauptet das Gute bereits sein Recht über das bloß Angenehme.

Julie. Aber was machen wir nun mit dem Liede, das wir auf Trizens Geburtstag singen wollten?

Herr von Grünthal. Das spart auf seinen nächsten Geburtstag, wo er es, wie ich hoffe, besser verdienen wird. Heute singt euer Lied von den vielerley Kränzen, an das mich der Blumenkranz da eben erinnert.

Alle singen:

Es gibt der Kränze mancherley —
Zum Ruhme und zur Herbe;
Gar herrlich winken ihrer drei,
Am herrlichsten der Vierte.

Des Helden Etienne, der sein Blut
Fürs Vaterland vergossen,
Wird, hoch zu ehren seinen Muth,
Dem Lorbeerkranz umschlossen.

Des Eichenkranzes heilig Laub
Den guten Bürger schmückt,
Der, nie der niedern Selbstsucht Raub,
Sein Vaterland beglückt.

Der Braut, die mehr als Perlenlang,
Der Schmuck der Unschuld giebet,
Ein lieblich schöner Blumenkranz
Mit vollem Recht gebühret.

Den Guten, der — vollendet ganz —
Zum Himmel ward erheben,
Den krönt der allerschönste Kranz —
Der Sternenkranz dort oben.

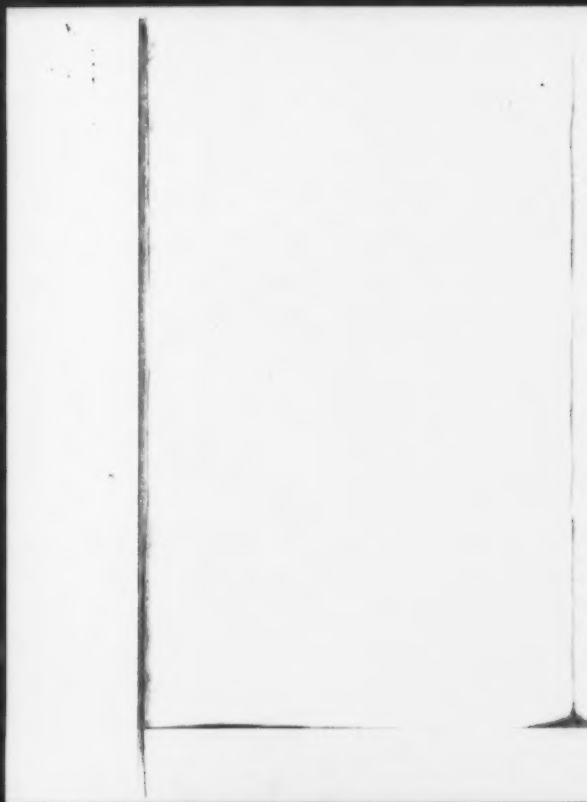
Die Gesänge zu diesen kleinen Schauspielen sind mit leichter Quartett-Begleitung (nämlich 2 Violinen, Viola und Baß) von Donat Müller — im Verlag bey Anton Böhm in Augsburg erschienen, und können durch alle Buch- und Musikalien-Handlungen bezogen werden.

Kleine
Schauspiele
für
Familienkreise.

Von
dem Verfasser der Oftereyer.

Zweites Bändchen.
Der Blumenkranz.
Der Eperdich.

Münchburg,
in der J. Wolf'schen Verlagsbuchhandlung.
1853.



Der
Blumenkranz.

Ein Schauspiel
in
einem Aufzuge.

Personen.

Frau von Wirtenthal.

Karl, ungefähr neun Jahre — } ihre Kinder.
Lotte, acht Jahre alt, }

Waldbau, ein Jäger.

Friß, dessen Sohn, etwa zehn Jahre alt.

Hannchen, ein Hirtenmädchen von etwa zwölf
Jahren.

Der Schauplatz stellt eine angenehme Waldgegend vor. Auf einer Seite des Vordergrundes steht eine große Eiche, in deren dickem Stamme ein kleines länglicht rundes Gemälde eingefügt ist, die heilige Margaretha vorstellend — etwa nach Raphaels berühmtem Gemälde, wovon es verschiedene Kupferstiche giebt; auf der andern Seite des Vordergrundes, doch etwas mehr zurück, ein Fels mit einem kleinen Brunnlein, das aus einer Höhle hervorquillt, und sich in ein Eisenbecken ergießt; im Hintergrunde eine steinerne Bank, von blühenden Gesträuchen beschattet. In der Ferne können die Ruinen eines alten Schlosses sichtbar sehn, das über einen waldigen Hügel hervortragt.

Erster Austritt.

Baldau, der Jäger, und Fritz dessen Sohn. Beide grün gekleidet und mit Jagdgewehren.

Jäger, tritt hervor und zeigt mit aufgestrecktem Arme auf die Eiche. Hier ist der

Baum; noch sehe ich aber nichts von einem Blumenkranze.

Fritz, der nachkommt, auf den Baum zu eilt, und das Gemälde betrachtet. Ey, das ist ja ein recht schönes Bild! In der That eine liebliche, freundliche Heilige. Wie heißt sie wohl?

Jäger. Es ist die heilige Margaretha.

Fritz. Aber der Drache, der sich ihr zu den Füßen windet, ist doch fast zu großlich anzuschauen. Liebt jetzt noch solche Ungeheuer auf Erden?

Jäger. In einem gewissen Sinne wohl. Ich meine die bösen Leidenschaften, die noch größere Verwüstungen auf Erden anrichten können, als irgend ein solches Ungeheuer.

Fritz. Es ist doch wundersam, wie die zarte Jungfrau, ohne Furcht und Entsetzen, mit fröhlichem Angesichte und festem Tritte, über das fürchterliche Ungeheuer wegschreitet. Die hatte Muth!

Jäger. Den hat der Glaube immer,
lieber Fritz! Der fromme Glaube an Gott
und an den Himmel macht uns stark, al-
les Böse und alle Schrecknisse dieser Welt
zu überwinden.

Fritz. Warum hält denn diese hei-
lige Jungfrau wohl eine grüne Palme in
der Hand?

Jäger. Die Palme ist das Zeichen
des Sieges über das Böse. Wer die bö-
sen Begierden in seiner Brust überwindet,
ist ein größerer Held, als jene Welterober-
ter, die sich von solchen Begierden besiegen
lassen. Ihm gebührt daher mit Recht, an-
statt des blutbespritzten vergänglichen Lor-
beers, die unbesleckte, nie welkende Sie-
gespalme.

Fritz. Wer hat wohl das schöne Ge-
mählde hieher setzen lassen?

Jäger. Es ist eine alte Sage, daß
sich hier auf diesem Plage einmal eine
merkwürdige Geschichte zutrug.

Fritz. Eine Geschichte! O, erzähle sie mir doch, lieber Vater!

Jäger lehnt seine Flinte an einen Baum und erzählt. Es lebte einmal vor mehr als hundert Jahren, da drüben auf dem alten, nunmehr zerfallenen Schlosse, das du über jenem waldigen Hügel hervorragten siehst, ein frommes Fräulein. Diese ging alle Tage hier vorbey in die Kirche des nächsten Dorfes. Nach dem Gottesdienste besuchte sie die Hütten der Kranken und Armen, und theilte ihnen allerley milde Gaben aus, die sie ihnen in einem Korbe, den sie am Arme trug, mitbrachte.

Fritz. Das war ein frommes, gutes, herziges Fräulein! Wenn es nur heut zu Tage mehrere dergleichen gäbe!

Jäger. Eines Tags ging das Fräulein wieder hier an dieser Stube, die wohl über zweyhundert Jahre alt seyn mag, vorbey — da trappte ein grimmiger, ungeheurer großer Wolf aus dem Thale her-

auf, der dort an dem Brunnlein trinken wollte.

Fritz, sich furchtsam umsehend. Giebt es jetzt noch Wölfe hier in der Gegend?

Jäger. Jetzt nicht mehr. Sobald der Wolf das Fräulein erblickte, fing er an schneller zu laufen, und kam mit funkelnden Augen ihr immer näher. Die fromme Jungfrau sah wohl, daß sie dem Wolfe nicht mehr entspringen könne. Sie flehte zu Gott um Hülfe, und Gott erhörte sie auch. Er gab ihr den Gedanken ein, wie sie sich retten könne. Zu ihren Füßen lag, nicht ohne Gottes Leistung, eben ein großer, rauher Felsenstein mit scharfen Ecken. Diesen faßte sie schnell mit beyden Händen, hob ihn hoch empor — und erwartete den Wolf.

Fritz. Mir kommt ein Schauer an! Sage doch geschwind, wie es ausging.

Jäger. Da der Wolf dem Fräulein ganz nahe war, und eben mit weit auf-

gesperrtem Rachen einen Saß machen wollte, um sie zu packen und zu zerreißn — schleuderte sie aus allen Kräften ihm das Felsenstück auf den Kopf, und traf ihn so glücklich, daß der Kopf zerschmettert ward, und das Thier todt zu Boden stürzte.

Fritz. Gottlob, daß der Wolf todt ist! Mir war um das gute Fräulein sehr bange.

Jäger. Zum Andenken an diese Geschichte und aus Dankbarkeit gegen Gott ließen die Ältern des Fräuleins das kleine Töflein an der Eiche befestigen, auf dem eine Heilige abgebildet ist, die im Vertrauen auf Gott auch einmal ein furchtbares Ungeheuer besiegt hat. Die Landleute in der Gegend halten das Bild auch jezt, nach hundert Jahren, noch in Ehren, und wer von ihnen hier vorbeý kommt, und das Bild erblickt, wird im Vertrauen auf Gott gestärkt. Das kleine Gemählde war von Älter fast vergangen. Die jeztige Besitzerin

des Schlosses aber, die Frau von Birken-
thal, ließ es neu mahlen, und dort nicht
weit von der Quelle die steinerne Bank an-
bringen.

Fritz. Dieses Bild also fandest du so
schön mit Blumen umgeben?

Jäger. Schon dreyimal fand ich, als
ich auf der Jagd hieher kam, an dem Brunn-
lein dort meinen Durst zu löschen, das
kleine Gemählde mit dem schönsten Blu-
menkranze umwunden; recht als wäre es
in eine Rahme von Blumen gefaßt. Die
Kranze waren so schön, daß man sie nicht
schöner hätte mahlen können.

Fritz. Ey! da waren sie wohl aus
recht prächtigen Gartenblumen zusammen
gestochten?

Jäger. O nein! Das eine Mal war
der Kranz von lauter Veilchen und Schlüs-
selblümchen so zierlich in einander gewun-
den, daß das Dunkelblaue und Hellgelbe
ganz unvergleichlich schön abwechselte. Der

andere Kranz war bloß von zartem, gelblichgrünem Moose, allein so schön mit Vergißmännicht-Blümchen geziert, als wäre er mit kleinen blauen Sternlein besetzt. Der dritte Kranz war nur von grünen Eichenblättern, aber mit Mayenblümchen besetzt, die sich auf dem grünen Grunde wie weiße Perlen ausnahmen.

Fritz. Das muß schön gewesen seyn! Ich hätte die Kränze auch sehen mögen!

Jäger. Ich ward auch sehr gerührt und empfand keine geringe Freude — allein nicht so fast über die schönen Blumenkränze, als über die edle Seele, die auf den lieblichen Gedanken gekommen war, das Bild hier mit Blumen zu zieren.

Fritz. Gottlob, es giebt doch noch überall fremme Gemüther! Es ist vermuthlich irgend ein Hirtenkind, das hier in der waldigen Gegend die Schafe oder die Ziegen hürhet. Ich bin recht neugierig, das gute Kind kennen zu lernen.

Jäger. Nun, so habe jetzt wohl
Acht; so wirst du es bald sehen. Der alte,
welke Kranz, der gestern am späten
Abende, da Schafe und Ziegen längst ein-
getrieben waren, noch hier hing, ist sicher-
lich erst diesen Morgen hinweg genommen
worden, vermuthlich um den Reif zu ei-
nem frischen Kranze zu benützen, der,
denke ich, nicht lange mehr ausbleiben
wird. Ich gehe indessen über jenen Hü-
gel, um einem Hirsche nachzuspüren. Ich
komme auf dem Rückwege wieder hier vor-
bey, und hole dich hier ab. Lächelnd: Nun,
gute Wache! Er geht in das Dickicht.

Zweiter Auftritt.

Erz.

Er nimmt das Gewehr, eine kleine Vogelssinte,
auf die Schulter, und schreiet auf und ab.

Das ist das erste Mal, daß ich Schild-
wache stehe. Ich muß also trachten, mei-

ne Sache gut und mit Ehre zu machen. —
 Ueberall umherblickend. Wo aber finde ich
 wohl ein geschicktes Plätzchen, um mich
 da zu verbergen und aufzulauren, wer das
 Bild hier mit Blumen umwinde. — Doch,
 halt, halt! — Er blickt sich, um durch die
 Gesträuche zu blicken, und redet etwas leiser.
 Wenn mir recht ist, kommt da Jemand! —
 Ja, wahrhaftig, — allein kein Hirten-
 mädchen, sondern ein zartes, schön gepuht-
 tes Fräulein, mit einem ganzen Körbchen
 voll Blumen. Diese wird wohl die ge-
 schickte Kranzflechterinn seyn. Nun habe ich
 die höchste Zeit, mich auf meinen Posten
 zu begeben. Der grüne Busch dort soll
 mein Schilderhaus seyn! Er geht im Still-
 schritte ab.

Dritter Auftritt.

Lotte.

mit einem Blumenlöschchen.

Nun habe ich Mayenblümchen genug
gepflückt! Unter diesen schönen Baum
will ich mich ins zarte, grüne Moos set-
zen, und vor Allem ein Sträußchen für
die liebe Mama binden. Während dieser
kleinen Arbeit will ich mein Liedchen von
den Mayenblümchen singen. Sie singt:

Im stillen Thälchen
Der Felsenschlucht,
Die kaum ein Strahlchen
Der Sonn' besucht,
Lebt, Blümchen, ihr
Verborgnen hier.

Wie aus der Erdotheln
Easterichem Grün,
Die weiß'n Wildsteine
So schön aufblüh'n! —
Wer auch erblickt,
Der steht entzückt.

O wohl nicht immer,
 Wo Ruhm und Pracht
 Im Sonnenschein
 Des Glückes lacht,
 Kühlt keine Luft
 Des Menschen Brust.

Im Schoß' der süßen
 Verborgenheit
 Sich selbst genießen
 Bringt Seligkeit.
 Wie, Blümchen, euch
 Dein Leben gleich!

Vierter Auftritt.

Karl. Lotte.

Karl springt mit einem Satz herein, und
 wirft seinen Hut zu den Füßen seiner Schwester
 nieder. Hab ich dich endlich einmal! Lange
 hast du mich zum Besten gehabt. Jetzt
 sollst du mir es aber mit dem Leben be-
 zahlen.

Lotte, die erschrocken auffährt. Himmel,
 was soll das seyn? Bist du wahnsinnig ge-

worden? Du wirst mich ja nicht umbringen wollen?

Karl. Dich umbringen, liebste Schwester! Wo denkst du hin? Ha, ha, ha. Ich muß lachen. Einen Schmetterling habe ich gefangen, und den will ich jetzt anspießen. Er nimmt ihn sorgfältig unter dem Hute hervor. Da sieh, wie schön das Purpurroth hier auf den schwarzen Flügeln steht! Gib mir einmal eine Stecknadel her. Mach geschwind!

Lotte. Was für ein wilder, unbändiger Knabe bist du doch! Erst erschreckst du mich, daß ich zittere — und jetzt willst du das schöne, niedliche Thierchen ermorden. Das wäre eine schlechte Heldenthat! Sey doch nicht so grausam. — Aber, da kommt die Mama, die soll über deinen Gefangenen den Ausspruch thun.

Fünfter Auftritt.

Frau von Birkenthal, Karl,
Lotte.

Frau von Birkenthal kommt spazierend mit einem Sonnenschirm, dessen sie sich als eines Spazierstockes bedient.

Karl. Mama! Da hab' ich einen herrlichen Schmetterling gefangen. Sehen Sie ihn doch einmal an! Sehen Sie, wie schön! Schmeicheltad und zutraulich. Darf ich ihn nicht aufbewahren?

Frau von Birkenthal. Ihr seyd mir ziemlich weit voraus geeilt, meine Kinder! Gut, daß wir uns hier bey der schönen Eiche, dem Ziele unsers Spazierganges und der Gränze unserer Besizungen, wieder zusammen finden. Ich bin etwas müde geworden, und muß mich vorerst setzen. Sie setzt sich auf die steinerne Bank. Nun laß mich deinen Schmetterling sehen, Karl!

Karl. Da! Aber geben Sie doch Acht, daß Sie den zarten, bunten Staub von den Flügelchen nicht abreifen.

Frau von Birkenthal. Hab' keine Sorge! O, welche prächtige Farben! Betrachtet sie einmal recht, meine lieben Kinder! Seht da durch dieses Glas! Sie nimmt ein Vergrößerungsglas, das zierlich in schwarzes Horn gefaßt und mit einer kleinen Handhebe versehen ist, aus dem Mikroskop, giebt Lotten das Glas, und hält ihr den Schmetterling hin.

Lotte, durch das Glas sehend. O wie schön! Jedes Stäubchen ist wie ein winzig kleines Blumenblättchen gestaltet! Jedes gleicht an Gestalt genau dem andern; aber die Farben sind die verschiedensten und schönsten von der Welt. Da, Karl, betrachte sie auch! Sie giebt ihm das Glas.

Karl, indem er durch das Glas sieht. — O prächtig! Das hätte ich nicht gedacht,

daß der bunte Staub, der an den Zingern hängen bleibt, wenn man einen Schmetterling fängt, so schön gebildet sey. Und wie nett die zarten, farbigen Stäubchen, reihenweis gleich den Dachziegeln, gelegt sind! Welche niedlichen Ringchen, Streifchen und Einfassungen sie bilden! Man kann nichts Schöneres sehen! Es ist eine Art eingelegter Arbeit, aber unendlich feiner und zarter, als das rothe Kreuz und die Jahrzahl, die unser Nachbar mit neuen Ziegeln auf seinem alten braunen Dache eingelegt hat.

Frau von Birkenthal. Und wenn wir tausend Schmetterlinge der Art betrachten, so sind bey allen die Stäubchen genau so geordnet. Welche Hand hat sie so zusammen gefügt? Wie groß ist Gott auch im Kleinsten — in diesen Stäubchen? — Und sollten wir diesen Schmetterling, dieses liebe, freundliche Geschöpf, das uns gleichsam als ein kleiner, ge-

flügelter Boten die Größe Gottes verkündet, zerstören? Was meynst du, Karl? Sie giebt ihm den Schmetterling.

Karl. Wir wollen es nicht thun, liebste Mama! Und so — indem er den Schmetterling fliegen läßt — liebes, kleines, munteres Thierchen, fliege denn fort, und freue dich der schönen Jahreszeit.

Frau von Birkenthal. Nicht so, lieber Karl! Bringe mir doch künftig kein Sommervögelein oder Käferlein mehr um. Sagen magst du sie immerhin, und Gottes Allmacht und Weisheit, seine Güte und Freundlichkeit daran bewundern; dann mußt du ihnen aber wieder die Freiheit schenken.

Lotte, ihr die Wabenblümchen reichend. Da habe ich Ihnen ein Sträußchen von Ihren Lieblingsblümchen gestückt.

Frau von Birkenthal. O unvergleichlich! Es sind die ersten, die ich in diesem Jahre sehe. Wie nett und

niedlich diese kleinen, weißen Blümchen sind! Wie lieblich sie riechen! Jedes ist gleichsam eine kleine, weiße Schale voll süßer Gerüche. Das feinste Porzellan ist nichts dagegen. So können wir die Allmacht und Güte Gottes in Allem erblicken. Indem sie das Sträußchen vor die Brust steckt. Ich danke dir liebe Lotte.

Karl. Wenn Sie es erlauben, so will ich jetzt nach dem Vogelnestchen sehen, das ich neulich dort drunter in einem Dornstrauche fand. Vielleicht sind die jungen Vögelchen bereits aus den bunten Eyerchen ausgekrochen.

Lotte. Und mit Ihrer gütigen Erlaubniß, liebste Mama, werde ich mitgehen.

Frau von Birkenthal. Geht immerhin, meine lieben Kinder! Nur bleibt hübsch in dem kleinen blumigen Thälchen, und entfernt euch nicht weiter, als ihr die Eiche hier seht — damit ich euch

icht aus dem Auge verliere. Und du,
Karl, thu mir den kleinen Vögelein nichts
zu Leid.

Karl. O bey Leibe nicht; ich rühre
ie nicht an.

Karl und Lotte gehen in das Gebüsch.

Sechster Auftritt.

Frau von Birkenthal.

Die Mayenblümchen da in dem Korb-
chen will ich vollends in Sträußchen binden!
Sie flüßt sie in Sträußchen zusammen, und blickt
den Zeit zu Zeit in der Gegend umher. In
der That, ein sehr angenehmer Ort! Mit
Recht heißt dieses Plätzchen hier zur schönen
Eiche. Ihre weit ausgebreiteten Aeste und
Zweige bilden ein grünes, schattichtes
Gewölbe! — und der grüne zarte Rasen
umher ist mit gelben und rothen Blümchen
gleichsam geslickt, und wie zu einem Fuß-
teppiche ausgebreitet! Wie wohlthuend und

lieblich ist diese Stille umher! — O wie
 danke ich Gott, daß ich jenen Gegenden,
 in denen der Krieg wüthet, entrennen bin!
 Anstatt des Getöses von Trommeln und
 dem Lärmen des Geschüßes, des Durch-
 einander-Lausen und Jammern der Men-
 schen, hört man hier nichts, als das
 Säuseln der Frühlingslüfte in dem Laube,
 das Plätschern der Quelle, und den Gesang
 der Vögel! Was ist es doch Seliges um
 den Frieden! Wir können Gott für diese
 Wohlthat nicht genug danken. Gott wolle
 doch aller Welt Frieden geben! Sie nimmt
 ihr Gestrick, geht stehend zu der Eiche hin, und
 betrachtet das Gemählde. Das kleine Ge-
 mählde erhält sich recht gut. Es ist nicht
 im Geringsten beschädigt. Die Leute,
 scheint es, haben Freude daran. Nun
 wohl; es freut mich um so mehr, daß
 ich es erneuern ließ. Möge der Wanderer,
 nachdem er dort auf dem Bank in dem
 Schatten geruht, und sich hier an der

Quelle gelabt, immerhin einen andächtigen Blick auf das Bild werfen, und einen frommen Gedanken mit auf den Weg nehmen.

Siebenter Auftritt.

Frau von Birkenthal. Friß.

Frau von Birkenthal, indem sie die Hand ausstreckt. Da kriecht ein Schnecken; ich muß es hinweg nehmen, damit es nicht über das Bild hinkrieche.

Friß, kommt eilig aus dem Gebüsche hinter der Eiche hervor, und ruft: So, gnädige Frau! habe ich Sie ertappt? Sie hängen also die schönen Blumenkränze hier auf?

Frau von Birkenthal. Was fällt dir ein, Knabe? Ich weiß von keinen Blumenkränzen.

Friß. Ey was, da muß ja der Kranz hängen! Er tritt weiter vor, und besieht die

Vorderseite der Elise. Wie, was, kein Kranz da? — In den Händen haben Sie auch keinen? — Hier auf dem Boden liegt auch keiner? — Haben Sie den Kranz unsichtbar gemacht? — Entweder verfluchen Sie Sich auf das Zaubern — oder ich habe durch das dicke Gesträuch nicht recht gesehen.

Frau von Birkenthal. Das Letztere mag wohl seyn. Allein wie in aller Welt kommst du auf den Einfall, ich hätte einen Blumenkranz hier aufgehängt?

Fritz. Wie? O sehr natürlich. Schon dreymal wurde dieses Bild hier am Baume mit Blumen umkränzt, und da muß ich nun auf höhern Befehl hier Schildwache stehen, um zu entdecken, wer diese Kränze aufhänge. Und da ich nun zuerst das kleine Fräulein, und dann Sie mit Zusammenbinden der Blumen beschäftigt sah, und Sie darauf Sich dem Baume näherten und den Arm nach dem Bilde

daran ausstreckten — wen anders könnte ich wegen der Blumenkränze im Verdachte haben, als eben Sie, gnädige Frau?

Frau von Birkenthal. Wem sind doch die Blumenkränze so zuwider, daß er dir befehl, bewaffnet hier Wache zu halten, damit Niemand einen Kranz hier aufhänge?

Fritz. Ah, so war der Befehl nicht gemeint. Mein Vater, der hier im Walde Jäger ist, war vielmehr sehr erfreut, das kleine liebliche Bild hier so schön mit Blumen geziert zu sehen. Wir vermutheten, ein Hirtenknabe oder ein Hirtenmädchen habe die Kränze aufgehängt, und da wünschte denn mein Vater, ein so fremdes, gutes Kind kennen zu lernen. Deshalb hieß er mich wohl Ach: haben, um das Kind zu entdecken.

Frau von Birkenthal. Ah so! Das ist etwas Anders. Jetzt begreife ich Alles. Der Einfall des Kindes, das kleine

Bild mit Blumen zu umkränzen, zeigt von einer sanften, frommen Seele. Ich selbst bin sehr neugierig, ein so gutes Kind zu sehen. Ich werde deshalb noch etwas länger hier verweilen, wiewohl die Sonne bereits sehr heiß scheint. Sie sucht im Rildt und blickt dann auf dem Boden umher. Jetzt habe ich auf dem Fußwege vom Schloß hieher mein weißes Taschentuch verloren und kann mir nicht einmal den Schweiß abwischen. Sey doch so gut, such' es mir. Ich gebe dir ein gutes Trinkgeld, wenn du es mir bringest. Wißt du?

Friß. Je nun um etwas zu verdienen recht gerne.

Frau von Birkenthal. So — nur deswegen? Das ist nicht schön. Ehung — und so eigennützig!

Friß. Ach mir wäre es gar nicht um das Geld! Ich wollte das Tuch auch gern umsonst holen. Allein mein Vater ist so arm! Ich werde das Geld ihm geben.

Frau von Birkenthal. Arm?

Ihm mit dem Finger drohend. Kleiner, Kleiner! Redest du auch die Wahrheit? Da dein Vater in diesem ansehnlichen Forste fürstlicher Jäger ist, so kann er unmöglich so dürftig seyn, daß ihm an etlichen Kreuzern etwas gelegen seyn könnte.

Frei, die Hand auf die Brust legend. Auf Ehre — mein Vater ist sehr arm. Ihnen darf ich es im Vertrauen schon sagen, da sie eine so gute, freundliche Frau sind. Sehen Sie! mein Vater war nicht von jeher Jäger. Er kam durch den Krieg um sein ganzes Vermögen. Er mußte sein Vaterland verlassen, diente als Offizier gegen den Feind, und ward verwundet. Ein gutherziger Landmann, der zunächst dem Schlachtfelde wohnte, allein selbst nicht viel zum Besten hatte, nahm ihn in seine Wohnung auf; sonst bekümmerte sich, wie es denn im Kriege geht, kein Mensch weiter um ihn. Da gerieth denn mein

Water in sehr traurige Umstände. Indes
kam es doch noch etwas besser. Er liebte
von Jugend auf die Jagd, und versteht
sie sehr gut. Da verschaffte ein guter Freund,
den er gefunden, ihm diesen Jägerdienst.
Alein der alte Jäger, der nicht so fast we-
gen Alters, als wegen Kränklichkeit seinem
Dienste nicht mehr recht verstehen konnte,
lebte noch, und erhielt die Weisung, die
Hälfte des Einkommens an meinen Vater
abzutreten; mein Vater aber bekam die
schriftliche Zusicherung, nach dem Tode des
alten Mannes den Dienst mit dem ganzen
Einkommen zu erhalten.

Frau von Birkenthal. Nun —
und da ist deinem Vater die Hälfte des
Einkommens nicht genug?

Fritz. Sie irren! So klein dieses halbe
Einkommen ist, so läßt sich zur Noth doch
davon leben. Meinem Vater war es nur
um den guten alten Mann sehr leid, dem
der Verlust seiner halben Befoldung sehr

er fiel, weil er nun keinen guten Taback mehr rauchen, und gar keinen Wein trinken durfte. Indes überließ mein Vater ihm noch so manchen Vortheil, daß der edliche Alte vollkommen zufrieden ist, und Alles auf meinen Vater hält. Allein einiger Zeit besserte sich die Gesundheit des alten Jägers so sehr, daß er jetzt wieder so rüstig ist, als je, und seinem Dienstherrn wohl noch zehn Jahre ohne einen Besonderen vorstehen kann.

Frau von Birkenthal, ihn aufforderte. Nun, und da wird es deinem Vater wohl zu lange, die ganze Besoldung zu erhalten?

Fritz, mit Eifer. Nein gewiß nicht. Mein Vater ist zu gut, als daß er dem alten Manne, der für jetzt keines Gehülfs mehr bedarf, weiters zur Last fallen sollte. Er freute sich über die Herstellung des so treuen, fürstlichen Dieners von Herzen, und hat, ohne es ihm vorher zu

sagen, ein Gesuch, an das Oberforstamt um Entlassung eingereicht. Der alte Förster war, als er davon hörte, sehr bestürzt. Mein Vater aber versicherte ihn, daß er Aussichten habe, anderswo Brod zu finden. Allein diese Aussichten sind noch im weiten Felde, und mein Vater schilderte sie nur als etwas näher, um den braven Mann zu beruhigen. Sie sehen aber daraus wohl, daß mein Vater nichts Ueberflüssiges haben könne.

Frau von Birkenthal. Dein Vater hat eine recht edle, großmüthige Denkart; da ist er reicher, als hätte er Schätze von Gold und Silber!

Fritz. Nicht war! Der ist der beste Mann von der Welt. — Doch jetzt muß ich das Tuch holen, sonst möchte es ein Anderer zu sich nehmen. Geben Sie aber indeß doch wohl Acht, wie es mit dem Blumenkranz gehe.

Frau von Birkenthal, lächelnd.

Ich werde deine Stelle vertreten, und anstatt deiner Wache stehen.

Fritz. Nun, das heißt einmal gut soldatisch gesprochen. Wollen sie nicht auch mein Gewehr auf die Schulter nehmen?

Frau von Birkenthal. O nicht doch! Mit dem bleib mir vom Halse.

Fritz. So will ich es indessen hieher an den Felsen lehnen. Haben Sie aber Acht darauf, daß es nicht gestohlen werde. Er springt eilig fort.

Achter Auftritt.

Frau von Birkenthal.

Ein munterer, lieber, treuherziger Knabe! Und sein Vater muß ein sehr edler Mann seyn! Wie bedauere ich sie, daß es ihnen so hart geht! Wie viele Unglückliche hat doch der Krieg gemacht! Wo ich nur hinkam, traf ich Menschen, die durch ihn gelitten haben. Ach, wer doch reich ge-

nug wäre, Allen zu helfen! — Doch horch,
ich höre Jemanden kommen! — Sie blickt
durch die Gesträuche. Wirklich, dort kommt
ein Hirtenmädchen. Ein recht holdes, liebe-
liches Kind, das einen herrlichen Blumen-
kranz in der Hand trägt. Jetzt muß ich
mich schon ein wenig zurückziehen. Sie
geht in das Gebüsch.

Neunter Auftritt.

Hannchen, das Hirtenmädchen.

Sie ist etwas schäferlich gekleidet, hat einen
Strohhut auf, ein Bündelchen auf dem Rü-
cken, einen Hirtenstab in der einen Hand,
und in der andern einen Blumenkranz.

So ist es denn heute das letzte Mal, daß
ich hieher komme an dieses trauliche Plätz-
chen, das mir immer das liebste war im
ganzen Gebirg! O wie vergnügt, wie selig
war ich oft, wenn ich so unter diesem
schattigen Baume saß, meine Schäflein
da auf dem grünen Rasen grasten, und

dort an dem klaren Quellchen ihren Durst stillten! Sie sind nun verkauft, die guten Thierchen! Ach, ich mußte weinen, als man sie fort trieb. Ich bin meines Dienstes entlassen, und muß nun auch fort. Es ist mir wohl recht schwer um das Herz! Ich scheide von dieser Gegend, dieser Eiche, dieser Quelle so hart, wie von lieben, theueren Freundinnen!

Sie legt Bündelchen und Hirtenstab auf die Erde. Ach, ich bin nun wohl ein recht armes, verlassenes Mädchen! Dieses kleine Bündelchen hier enthält mein ganzes Vermögen; sonst habe ich von der Welt nichts. Dieser Stab ist meine einzige Stütze; ich habe keinen Menschen, an den ich mich halten könnte. Dennoch will ich nicht traurig und kleinmüthig seyn. Der liebe Gott hat ja Himmel und Erde in ihrer Frühlingspracht auch für mich erschaffen. Die Frühlingssonne scheint mir an diesem lieblichen Morgen so hell und freundlich,

als der Kaiserin; Laub und Gras, Blüthen und Blumen grünen und blühen und duften für mich so lieblich, als für sie — und so bin ich ja reich genug.

Sie blickt andächtig zum Himmel und salbet die Hände. Ja, Du, lieber Vater im Himmel, Du sorgest für alle deine Geschöpfe auf Erden. Du lässest jedes Vögelein, das da oben auf den Zweigen hüpfet, sein Körnlein finden; Du giebst jedem Blümchen, das hier zu meinen Füßen blühet, sein Tröpflein Thau, daran es sich erquicket; Du kleidest den bunten Distelfinken da auf dem Zweige ober mir, und die blauen, gelben und rothen Blümchen hier zu meinen Füßen schöner, als in Sammet und Seide. Du wirfst es auch mir nie an Speise und Trank und Kleidung fehlen lassen. Und so will ich denn getrost und frohen Muthes seyn.

Indem sie den Blumenkranz betrachtet, die Blumen hie und da mehr in Ordnung brüget;

und den Kranz um das Bild an dem Baume befestigt. Und nun will ich noch zum letzten Male das kleine liebliche Bild hier am Baume mit Blumen umkränzen. Von uralter Zeit her ist dieser stille, einsame Ort hier der Andacht gewidmet. Der Anblick eines so anmuthigen Bildes in diesem stillen einsamen Walde ist sehr geschickt, das Herz zum Himmel zu erheben. O wie oft habe ich diese heldenmüthige Jungfrau, die mit der Palme in der Hand das gräßlichste Ungeheuer siegreich unter die Füße tritt, mit froher Nüchternheit betrachtet! Sie sey mein Vorbild. Man sagte mir, ein Mädchen sey in dieser Welt vielen Gefahren ausgesetzt; die Verführung sey noch ein fürchterlicheres Ungeheuer, als der Drache hier, wiewohl von keinem so fürchterlichen, sondern manchmal von sehr reizendem Aussehen. Darum, Du lieber Gott, stehe Du mir bey, daß auch ich jede Verführung überwinde, und einst jene Sieges-

palme dort oben erringe! O wenn nur dieß geschieht, wenn ich nur einmal oben in unserm himmlischen Vaterlande ein Plätzchen finde, dann ist es einerley, wie es mir in diesem Pilgerleben auf Erden noch ergehen wird.

Sie tritt zu ihrem Reisegeräthe, und laßt sich mit zum Himmel gefalteten Händen auf ein Knie nieder. Und nun, lieber Vater im Himmel! bevor ich meine kleine Bürde hier wieder aufnehme, und meinen Reiseslab ergreife; danke ich Dir noch für alle deine Wohlthaten, die ich in dieser Gegend genoß — für jeden schönen Frühlingsmorgen, der mir deine Freundlichkeit verkündete; für den Schatten dieses Baumes, der am heißen Mittage mich kühlte; für jeden erfrischenden Trank aus jener Quelle, der mich im Durste labte; für jede Pflume, die mich mit ihrem Wohlgeruche erquickte! O sey Du, lieber, guter Gott, ferner mit mir! Ja, deinem

Schutze übergebe ich mich ganz. Laß mich anderswo ein friedliches Plätzchen finden, wo ich Dir dienen kann! Laß mich gute Menschen finden, die Dich kennen und lieben, und sich über mich, armes Kind, erbarmen. Sie schweigt eine Weile, trocknet mit ihrem Taschentuche sich die Augen, und will Stab und Bündel nehmen, um weiter zu gehen.

Zehnter Auftritt.

Frau von Birkenthal. Hannchen.

Frau von Birkenthal, sehr freundlich. Grüß dich Gott, liebe Kleine! Du hast ja da einen unvergleichlich schönen Blumenkranz geflochten. Du bist recht geschickt und recht fromm!

Hannchen. Ach, der Kranz will nicht viel sagen. Meine Mutter heißt Margaretha. Dieses Bild ist mir deshalb zweifach lieb. So oft ich hierher kam, dachte ich an die liebe, gute Mutter —

und befränzte dann das Bild so mit Blumen.

Frau von Birkenthal. Nun, das ist schön. Du bist nicht nur ein frommes Mädchen; du bist auch eine gute Tochter. Aber warum bist du denn so traurig? — Du hast geweint; die Thränen stehen dir noch auf den Wangen!

Hannchen. Ich hütete da drüben auf dem Schafhofe, der zu dem Schloßgute gehört, die Schafe. Jetzt hat man sie aber verkauft, und mich meines Dienstes entlassen. Nun, ich kann mich nicht beklagen; ich bekam mehr, als ich verdiente. Euer Gnaden ließen mir den ganzen Jahreslohn ausbezahlen. Allein, nun soll ich fort, und weiß nicht, wo ich einen andern Dienst bekommen werde.

Frau von Birkenthal. Ach, du mein Gott! Es ist mir recht leid, daß ich dir, du gutes Mädchen, ohne dich je

gesehen zu haben, Thränen auspreßte. Ich fand bey der Uebernahme meines Landgutes allerley Verbesserungen nöthig. Ich ließ die wenigen Schafe, die nicht von der besten Art sind, verkaufen, um spanische Schafe anzuschaffen, wozu mir ein besonders geschickter Schäfer empfohlen ward. Und so entließ ich dich denn. Allein, ich wußte nicht, daß du ein so gutes, frommes Kind seyeest, und daß es dir so schwer werde, einen andern Dienst zu finden. Doch sey getrost, und laß dir deine Thränen abtrocknen. Sie nimmt Hannchens Taschentuch, und trocknet ihr mit mütterlicher Zärtlichkeit die Thränen ab. Du sollst nun nicht fort; du sollst bey mir bleiben. Ich will dafür sorgen, dich auf meinem Gute auf eine andere Weise zu beschäftigen.

Hannchen. Ach, gnädige Frau! Wie gütig sind Sie gegen ein armes Mädchen. — Ihre Güte geht mir so zu Herzen, daß ich nur weinen, und Gott für

seine väterliche Fürsorge danken kann. Gott hat heute Ihre Tritte hieher gelenkt!

Frau von Birkenthal. Ja, da hast du vollkommen Recht! Aber sage mir doch —

Filfter Auftritt.

Fritz. Vorige.

Fritz kommt gesprungen. Da hab ich das Tuch! — Er bleibt mit weit ausgestreckten Armen erstaunt stehen — das Tuch fällt ihm aus der Hand, und er ruft mit einem Schrei des Erstaunens: Gott im Himmel, Schwester, du? — Ach! auf die Brust deutend — die Freude hat mich so erschreckt, daß ich fast nicht mehr athmen kann!

Hannchen auch im freudigen Erstaunen laut aufrufend: Fritz! — Du! — Ach Gott, wie unerwartet! — Lebt der Vater noch?

Fritz. Ja, er ist Jäger dahier; er wohnt eine Stunde von hier im Walde.

Hannchen. Ach, der gute, freundliche Mann, der mir neulich im Walde begegnete, als ich eben ein verlornes Lämmchen suchte! Er half es mir suchen, und ruhte nicht, bis wir es gefunden hatten. Er zeigte mir noch den kürzesten Weg aus dem Walde. Ach, ich schied von ihm, ohne ihn zu erkennen! Ist es denn aber möglich, daß er es sey?

Fritz. Zweifle nicht; es ist gewiß so. O wie wird er sich freuen! O wie vielen Kummer hatte er um dich! — Sie bey der Hand nehmend. O komm, komm eilends zu ihm!

Frau von Birkenthal. Meine guten, lieben Kinder, verziehet noch ein wenig! Ich bin so erstaunt, als ihr, und nehme an eurem unvermutheten Wiederfinden den herzlichsten Antheil. Allein sagt mir doch, wie es komme, daß der Vater seine Tochter nicht kannte, — daß ihr Beide aber einander sogleich auf den

ersten Blick als Bruder und Schwester wieder erkannt habt?

Freih. Das kommt daher, daß der Vater meine Schwester seit sechs Jahren nicht mehr gesehen hat, und daß es noch kein Jahr ist, daß ich sie das letzte Mal sah. Es gieng nemlich so: Mein Vater wurde, wie ich ihnen bereits sagte, durch den Krieg aus dem Lande vertrieben. Damals brachte er uns zwey Geschwister zu seiner Schwester, die in einem entfernten Dorfe ein Landhaus bewohnte, und uns sehr liebeich aufnahm. Wir lebten da vier bis fünf Jahre sehr glücklich; denn dort kannte man den Krieg nur vom Hörensagen. Allein nun kam der Feind auch in jene Gegend. Die gute Tante verlor durch den Krieg ihr ganzes Vermögen, und ist zuletzt vor Jammer gestorben. Der Nachbar, ein gar guter, frommer Mann, der aber durch den Krieg auch um sein Vermögen gekommen war, nahm mich zu sich;

meine Schwester hier brachte er key seiner eigenen Schwester unter, die eine Meile weit von ihm entfernt einen hübschen Bauernhof besaß. Als nun mein Vater den Jägerdienst erhalten, und bald darauf vernommen hatte, daß die Feinde aus jener Gegend, wo wir Kinder lebten, weggezogen waren, so eilte er sogleich dahin, uns aufzusuchen. Mich fand er richtig; allein von meiner Schwester hier hörten wir nichts mehr. Der Bauernhof, wo man sie hingebracht hatte, war vom Feinde abgebrannt, und Niemand konnte uns sagen, wo unser Hannchen hingekommen sey.

Frau von Birkenthal, zu Hannchen. Nun, und wo hast denn du indessen dich aufgehalten, und wie bist du hieher auf mein Schloßgut gekommen?

Hannchen. Die Bäuerin, zu der ich gebracht worden, war sehr gut und liebevoll; allein sie hatte einen äußerst kargen Mann. Er sah mich gleich anfangs

mit scheelen Augen an. Indesß mußte ich ihm seine Ziegen hütthen, und so ließ er mich so zur Noth mit hinkommen. Als der Feind näher rückte, schaffte der Bauer er beynahе all sein Vieh ab, weil er fürchtete, der Feind möchte es ihm nehmen. Da er nun keine Hirtin mehr brauchte, so schickte er mich fort. Alle Vorstellungen der Bäuerin, alle meine Thränen halfen nichts. Er sagte, er könne bey den harten Kriegszeiten das Brod für seine eigene Kinder nicht mehr auftreiben; er brauche kein fremdes Kind, das es ihnen verzehren helfe. Ich ging und wollte wieder zu meinem Bruder reisen. Allein schon kamen mir auf dem Wege dahin viele Leute entgegen, die sich vor dem Feinde flüchteten. Sie wehrten mir ab, weiter vorwärts zu gehen, weil ich sonst unter die feindlichen Heere gerathen würde. Ich kehrte also wieder um, ohne zu wissen, wohin ich mich wenden sollte. Doch ein freundli-

Der Bauersmann hatte Mitleid mit mir, und nahm mich auf eine Zeit als Hirtentmädchen an. Endlich gelang es ihm, mich hieher zu bringen auf das Schloßgut.

Frau von Birkenthal. Ach ihr guten Kinder, wie tief rührt mich eure Geschichte! Auch ich habe zwey Kinder, von denen ich durch den Krieg getrennt wurde! Sie hält ihr weißes Tuch vor die Augen. Leider habe ich schon seit Jahren nichts mehr von ihnen gehört!

Fritz. Aber jetzt komm, Johanna, komm zum Vater!

Hannchen. Nun ja, wenn die gnädige Frau es erlauben, so will ich jetzt mit dir gehen, lieber Fritz!

Frau von Birkenthal. Wie? — Was? — Johanna heißest du, und du heißest Fritz. Ach Gott, das sind die theueren Namen meines Sohnes und meiner Tochter, von denen ich euch eben jetzt sagte. Welches seltsame Zusammentref-

fen! — O sag mir, liebes Mädchen, sagtest du nicht vorhin, deine Mutter heiße Margaretha?

Hannchen. Ja, Margaretha! — Ich erinnere mich wohl noch, wie freundlich und liebeich sie war, und wie sie weinte und uns küßte, als sie von mir und von Fritz Abschied nahm, und uns zu dem Vater in die Kutsche hob. — Aber wie wir Ihnen, gnädige Frau? Mein Gott, Sie bleichen ja ganz ab!

Frau von Birkenthal. Margaretha heiße ich auch! Ach Gott, welche Ahnungen zücken gleich Blitzen durch meine Seele! O redet, lieben Kinder! Wo wißt ihr noch von eurer Mutter? Habt ihr noch mehr Geschwister? Wie heißen sie? Wie alt sind sie? O redet, redet!

Hannchen. Als unsere guten Aeltern sich wegen des Krieges flüchten mußten, brachte der Vater uns zwey ältere Geschwister zu seiner Schwester Meline; d

Mutter und die zwey kleinern Kinder aber kamen zu dem Onkel Theodor. Seit der Zeit haben wir von Mutter und Geschwistern nichts mehr vernommen, weil jene Länder von den feindlichen Kriegsheeren besetzt sind.

Fritz. Unsere zwey kleineren Geschwister heißen Karl und Lotte, unser Vater aber Ferdinand von Waldau.

Frau von Birkenthal, laut rufend und reichliche Thränen vergießend. O Gott, nun ist mir Alles klar! Alles trifft auf's genaueste zu. Ach, meine Knie tragen mich nicht mehr; der Freudenschrecken hemmt mir den Athem. O Johanna — o Fritz — ihr seyd wahrhaft meine Kinder! Ich — ich bin eure Mutter —

Fritz, höchst erstaunt. Sie — Sie, gnädige Frau, unsere Mutter! —

Hannchen, die Hände faltend. Ach Du guter Gott ist es möglich! —

Frau von Birkenthal eilt mit wankendem Schritte, als wollte sie umsinken, zur Bank, setzt sich, und ruft dann mit weit offenen Armen, O du liebe — liebe Johanna, komm, o komm in meine Arme! O mein lieber Fritz — laß dich umfassen! O meine geliebten Kinder, so habe ich euch denn wieder! Sie blickt, indem sie mit beq Armen Beide umfaßt hält, zum Himmel. O Gott — Gott — wie glücklich machest du mich! Die Thränen lassen mich nicht mehr reden. Nimm diese Thränen anstatt des Dankes!

Hannchen, sich die Thränen trocknend, Ich weiß nicht, wache oder träume ich. Erst noch so verlassen und jetzt in den Armen einer so liebevollen Mutter!

Fritz freudig. Ey was, träumen? Freylich wachst du! Freylich ist Alles so! Alle sechs Namen können nicht von ungefähr so zutreffen.

Frau von Birkenthal. Ja, meine geliebten, wiedergefundenen Kinder — es ist wirklich, wirklich so! Je mehr ich euch betrachte, je deutlicher erkenne ich eure mir so werthen Gesichtszüge — deine Stirne, deine freundlichen Augen, liebe Johanna — deine Augen, deinen Mund, lieber Fritz! O ich habe keinen Zweifel mehr. — Ihr seyd, seit ich euch das letzte Mal gesehen, sehr groß geworden! Ihr seht auch sehr gesund und blühend aus. O Johanna, gleich dein erster Anblick führte mich wundersam; mein Herz ward mächtig zu dir hingezogen. Allen die dunkeln Erinnerungen, die in mir erwachten, wurden mir erst nach und nach klar. O wie hätte ich mir ein so großes, so unerwartetes Glück als so nahe denken können!

Fritz. O liebste Mutter, lassen Sie mich los! Ich will eilends zum Vater, und ihm die Freudennachricht bringen.

Frau von Birkenthal. O wart noch einen Augenblick, lieber Fritz! Ich und Johanna gehen mit dir. Noch vermag ich es aber nicht; noch beben mir alle Glieder. Auch muß ich erst Karl und Lotte rufen, die da unten im Thale sind.

Fritz. Denen will ich rufen. Er geht schnell einige Schritte gegen das Gebüsch, blickt in die Ferne und ruft laut: Karl — Lotte! — Kommt — geschwind! Euer Bruder und eure Schwester sind da! — Ich sehe sie schon kommen. Karl springt, wo er kann, und Lotte kommt auch eilig, aber doch etwas langsamer nach.

Hannchen. So sind denn das holländische Fräulein und der feine junge Herr mein Geschwister! O Gott, welche Freude!

Fritz. Aber ich habe doch noch einen Zweifel, liebste Mutter. Der Vater heißt ja Waldau, Sie aber heißen von Birkenthal. Wie kommt nun das?

Frau von Birkenthal. O sehr natürlich, lieber Fritz! Da mein Bruder, mer guter Onkel Theodor, den schönen Edelsitz Birkenthal für uns gekauft hat, so schreiben wir uns nun Alle nicht blos von Waldau, das uns von dem Feinde entrissen worden, sondern auch von Birkenthal. Gott, der uns Waldau genommen, hat uns Birkenthal dafür gegeben. Sein Name sey gebenedeyt!

Zwölfter Auftritt.

Karl. Vorige.

Fritz, auf Karl zuwendend. Grüß dich Gott, lieber Bruder!

Karl, sehr bestrebt. Was? Bruder? Ich wüßte nicht, wo ich Bruderschaft mit dir gemacht hätte.

Fritz. Ach, ich meine keine solche Bruderschaft, die man sich beim Weine

zutrinkt. Ich bin dein wahrer, wirklicher Bruder. Er will ihn umarmen.

Karl. Nicht so vertraut, wenn ich bitten darf, Jägerknabe! Ich bin ein junger Herr von Birkenthal.

Fritz. Das bin ich den Augenblick auch geworden. Du bist mein Bruder Karl. O wie freue ich mich, dich zu finden. Freue dich doch auch, Karl, nicht so hölzern da.

Karl. Und was sagen denn Sie da? liebste Mama? Ist der kleine Jäger auch recht bey Sinnen?

Frau von Birkenthal. Ja, lieber Karl; es ist so, wie er sagt. Er dein Bruder Fritz, von dem wir so redeten. Ein trefflicher Knabe!

Karl. Aber wie um des Himmels willen wird denn aus dem kleinen Jägersbruder, wie ihn die Bauernknaben nennen, a

einmal ein junger Herr von Birkenthal,
und ein Bruder von mir? Erst vorgestern
haben Sie ihm einen Hasen abgekauft;
da fiel Ihnen aber nichts dergleichen ein,
und ihm auch nicht. Wie sind Sie denn
auf den Gedanken gekommen, daß er mein
Bruder und ihr Sohn seyn soll?

Frau von Birkenthal. Das sollst
du Alles hören. Genug, daß es so ist.
Heiß' ihn nun auch willkommen.

Karl. Nun denn, auf das Wort meis-
er lieben Mama hin, will ich es glauben.
Seh mir denn, lieber Bruder Fritz, von
Herzen willkommen. Er umarmt ihn. Du
bist ein starker, frohlicher Knabe; es freut
mich, dich Bruder zu nennen. Wir wer-
den Ehre von dir haben!

Fritz. Ja, liebster Karl, laß uns
Herzensbrüder — und von Herzen gute
Knaben seyn, so werden wir vor Gott und
aller Welt Ehre davon haben.

Frau von Birkenthal. Und sieh, lieber Karl, dieses holde, sanfte Mädchen ist deine Schwester Johanna.

Karl, vor Erstaunen einen Schritt zurücktretend. Das Hirtenmädchen hier, das dort drüben am Eichberge die Schafe hütete? Nein, das heißt den Scherz zu weit getrieben. Indem er sich zutraulich der Mutter nähert, und sie bey der Hand nimmt. Nicht wahr, liebe Mama, Sie wollen mich nur zum Besten haben?

Frau von Birkenthal. Nein, Karl, ich scherze nicht. Sieh meine Thränen und glaube deiner Mutter: Sie ist deine Schwester.

Karl. Aber ich begreife gar nicht, wie das möglich ist; ich kann es also auch nicht glauben.

Frau von Birkenthal. O mein lieber Karl! Es giebt gar viele Dinge in der Welt, die uns, wenn wir nicht alle

Umstände wissen, unbegreiflich und widersprechend scheinen. Sie sind aber doch wahr, und wir würden unvernünftig handeln, wenn wir bloß deswegen, weil wir sie nicht begreifen, sie nicht glauben wollten.

Karl. Ich glaube Ihnen, liebe Mama, und reiche dir deshalb, liebe Schwester Johanna, brüderlich die Hand.

Dreizehnter Auftritt.

Lotte. Vorige.

Lotte. Je, was giebt es denn hier?

Hannchen, auf sie zuweisend und sie umarmend. O liebsteß Fräulein — Sie sind meine Schwester! O wie selig bin ich, eine so liebe Schwester zu haben.

Lotte. Was fällt dir ein? Du — meine Schwester? Das wäre seltsam! Meine Schwester ist ein adeliges Fräulein,

kein so armes Mädchen in einem solchen bäuerischen Anzuge.

Frau von Birkenthal. Wund dich, wie du willst, liebe Lotte. Es ist nicht anders; die Kleider machen es nicht aus. Sie ist deine Schwester, eine fromme, gute, liebenswürdige Schwester — unsere verlorne Johanna! Während du bei deiner Mutter im Glücke lebst, irrte sie durch harte Schicksale von Vater und Mutter getrennt, in der weiten Welt umher, mußte ihr Brod unter fremden Menschen erwerben und Vieles leiden. Sie blieb aber fromm und gut, und Gott ergeben. Sie verdient mehr Achtung, als du. Freue dich also deiner bessern Schwester.

Lotte, Johannen freudig und herzlich umarmend. O du liebe, gute Johanna, hast du denn so Vieles ausstehen müssen! Wie bedauere ich dich! Aber sey getrost und freue dich. Du bekommst es jetzt be-

ser; du bleibst jetzt für immer bey uns. Der Onkel hat uns das schöne Schloß dort mit dem prächtigen Garten und den vielen Gütern geschenkt. Das gehört nun auch dir, so gut wie uns. Dort wollen wir recht vergnügt mit einander leben. O wie lieb will ich dich haben! — Mit Freuden will ich Alles, was ich habe, mit dir theilen!

Frau von Birkenthal. Recht so, meine gute Lotte; es freut mich, daß du gegen deine Schwester so liebevoll bist, und dich ihrer so freuest. Es wartet aber noch eine andere Freude auf dich. Ihr den Fris verstellend. Sieh, der kleine fröhliche Jäger da ist dein Bruder Fris.

Lotte. Mein Bruder? Ach das ist mir doch fast zu viel, als daß ich es so gleich glauben könnte. Das sind ja wunderbare, seltsame Geschichten! Aber weil Sie mir es sagen, liebe Mama, so glaube

ich es dennoch. Gräß dich Gott, lieber Bruder Fritz!

Fritz. O mein liebes Fräulein — wie freundlich und liebevoll sind Sie! Wie freue ich mich, daß Sie unsere Lette sind. O welche Freude wird der Vater haben!

Frau von Birkenthal, indem sie aufsteht. Ja, er wird eine große Freude haben; das sagt mir meine eigene Freude. Mit einer Hand Johanna, neben der Karl steht, mit der andern Fritz, neben dem Lette steht, der Hand fassend. Ich fühle mich unaussprechlich glücklich, mich nach so langer Zeit wieder in der Mitte meiner vier Kinder zu sehen. Und so von euch, meinen lieben Kindern, umgeben, will ich jetzt zu eurem Vater, meinem innig geliebten Gemahl, eilen!

Vierzehnter Auftritt.

* Waldau. Vorige.

Fritz, in den Wald zeigend. Dort kommt der Vater!

Waldau tritt so ein, daß ihm zuerst der Eichbaum mit dem umkränzten Gemälde in das Auge fällt. Ah, da ist ja der schönste Blumenkranz.

Hannchen, mit offenen Armen und lautem Freudenandruf auf ihn, zuwendend. Vater! Vater! Grüß dich Gott! Ich bin Johanna, deine verlorne Tochter.

Waldau erstaunt und verwundert. Du? Mein Gott, wäre es möglich!

Fritz. Ja, Vater! Gewiß, sie ist's. Ich erkannte sie den ersten Augenblick, da ich sie sah, und sie hat mich auch sogleich wieder erkannt. Sie hat den schönen Blumenkranz dort aufgehängt.

Waldau, betrachtet Johanna erst mit flarten Blicken, dann mit sich erheiterndem An-
gesichte. Ich glaube, deine geliebten Züge
wieder zu erkennen. Ach, wenn du es
wirklich bist, welche wunderbare Schickung
Gottes!

Lotte, eilt auf ihn zu, und hängt sich
ihm an den Arm. Vater! blicken Sie mich
doch auch an. Ich bin ja auch Ihre Tochter
— Ihre Lotte!

Karl, ihn bey dem andern Arme fassend
Und ich bin Fritzens Bruder — Ihr Sohn
Karl.

Waldau. Ach, meine Kinder! Wenn
ihr es je seyd, so seyd ihr sehr schön her-
angewachsen. Allein ich traue meinen Au-
gen kaum. Wer kann mich überzeugen?

Frau von Birkenthal. Ferdinand

Waldau, der sie jetzt erst erblickt. Mar-
garetha! Er will auf sie zuschützen, kann ab-
nicht vor den Kindern, die ihn umringt un-
umfaßt halten, und streckt beide Hände nach i-

aus. Nein, das ist der Seligkeit zu viel für einen Augenblick — die Mutter und drey Kinder auf Ein Mal wieder zu finden! Ich unterliege dieser Fülle von Freude; die Empfindung macht mich sprachlos!

Frau von Birkenthal, nähert sich ihm. O mein innigst geliebter, mein bester Gemahl!

Walddau, umfaßt sie mit einem Arme, mit dem andern Johanna; Lotte schließt sich an Johanna an. Die Mutter umfaßt mit einem Arme Frißen, an dem sich Karl anschließt. Ach Gott, noch kann ich mich nicht fassen! Wie arm, wie unglücklich war ich noch vor wenigen Augenblicken! Und wie reich und glücklich bin ich jetzt! O meine Margaretha, liebste Gemahlin! So habe ich dich denn wirklich wieder! O sag an, sind das denn wirklich unsere Kinder, oder ist Alles nur ein glücklicher Traum?

Frau von Birkenthal. Sie sind es wahrhaftig, und Gott hat uns nun in

den Stand gesetzt, sie gemeinschaftlich und ihrem Stande gemäß zu erziehen. Das schöne Landgut Birkenthal gehört uns; mein Bruder Theodor hat es für uns und unsere Kinder gekauft. Da unser Vaterland wohl noch lange der Schauplatz des Krieges und vielleicht für immer in der Gewalt des Feindes bleiben dürfte, so wollte er uns in diesen friedlichen Gegenden einen sichern Aufenthalt verschaffen. Wir haben nun wieder eine Heimath und unser reichliches Auskommen!

Walda u. Ach wie wunderbar ist Gott! Ich war dir, liebste Gemahlin, so nahe — ohne zu wissen, ohne nur daran zu denken, ohne nur zu ahnen, die Frau von Birkenthal, die von den Landleuten als ihre neue gnädige Frau gar sehr gerühmt wurde, könnte meine Gemahlin seyn. Es fiel mir wohl ein, als ein benachbarter fürstlicher Diener, ihr meine Aufwartung zu machen. Allein, da ich aus einem Offizier von

gutem alten Adel ein armer Jäger geworden — fand ich es wenig erfreulich, adelige Herrschaften zu besuchen. Ich lebte, von aller Welt abgeschieden, bloß in meinem dunkeln Walde verborgen.

Frau von Birkenthal. Und ich hatte unsre gute Johanna, ohne in ihr unsre Tochter zu ahnen, selbst fortgeschickt! Und so wären wir denn, so nahe wir uns waren, wieder aufs Neue weit von einander entfernt worden. Der Krieg, den Gott gnädig von dieser Gegend noch fern abwenden wolle, hätte, wie bisher, es noch lange hindern können, uns wieder zu finden. Ja vielleicht hätten wir uns nie mehr gesehen! Allein Gott wußte es besser zu lenken. Er gab es unserer frommen Johanna in den Sinn, das liebliche Bild dort mit einem Blumenkranze zu umwinden; Er rührte bey dem Anblicke des Kranzes dein Herz, noch vor deiner nahen Abreise aus dieser Gegend, nach der from-

men Seele zu forschen, die den freundlichen Gedanken hatte, das Bild mit der Kranze zu schmücken. Er führte mich Karl und Lotte gerade in eben diesen schönen Augenblicke, da sie den Kranz aufhängte, hieher. Wie könnten wir nicht eine heilige Vorsehung in dieser Schickung misskennen?

Walda u. Ja, meine lieben Kinder, Gott hat uns diese selige Stunde des Wiedersehens bereitet! Er hat uns die Leiden der Trennung abgekürzt, und mir ein schweres Sorgenstein vom Herzen genommen. O meine liebste Margaretha, meine liebsten Kinder, laßt uns Ihn stets für loben und preisen!

Frau von Birkenthal, die Händel haltend. Ja, laßt uns Ihm danken; denn wir erfahren jetzt aufs Neue die alte, große Wahrheit: Er ist freundlich, und seine Güte währet ewig.

Alle Kinder drücken durch Geberde und Stellung ihren frommen Dank gegen Gott aus, mit Andacht und Nührung zum Himmel blickend.

Waldau. Großer Gott! Sieh gnädig herab auf eine Familie, die Du glücklich machtest, und die zum Danke Dir gerne ihr ganzes Leben widmen möchte! Segne sie ferner! Laß diese Kinder, laß alle Kinder und Aeltern sich deiner Vätergüte ferner erfreuen! —

Frau von Birkenthal. O Johanna, gesegnet sey die Stunde, in der du diesen Kranz geflochten. Geh, und gieb mir ihn her.

Johanna, nimmt den Kranz ab, und bringt ihn ihr.

Frau von Birkenthal, sehr gerührt den Kranz haltend. O mit heißen Thränen des Dankes möchte ich ihn benetzen — diesen Blumenkranz. O daß die Blumen nicht so schnell welken, der Thau der Thränen nicht so bald vertrocknen möchte, so würde

ich diesen blühenden Kranz von unser Aller Dankesthränen glänzend zum steten Andenken dieser Begebenheit am Altare aufhängen. Allein unser Dank soll nicht so bald vergehen, wie die duftenden Blumen in diesem Kranze, wie die Thränen, die uns Allen in den Augen stehen. Die Empfindungen der Liebe, der Andacht, des Dankes, des Vertrauens gegen Gott, und unserer Liebe gegen einander sollen einen Kranz bilden — schöner und bleibender, als der schönste Blumenkranz!

Der Vorhang fällt.

Der
E y e r d i e b.

Ein
Kleines Nachspiel.

P e r s o n e n.

Herr von Auer, Gutsherr.

Frau Klapperrose, Wirthin zur goldenen Gans.

Lukas, etwa zwölf Jahre alt, der Sohn eines Cyerhändlers.

Der Schauplatz stellt eine ländliche Gegend vor; zu einer Seite befindet sich das Wirthshaus zur goldenen Gans; zur andern Seite ein Hühnerhaus; unter einem Baume eine Bank mit einem Tischen.

Erster Auftritt.

Lukas.

An dem Hühnerhause wird von innen ein Brett, das von oben bis unten reicht, unten etwas seitwärts geschoben, und Lukas guckt bey der Oeffnung heraus.

Horch! Alles ist stille! Alle Dienstbothen sind draußen auf dem Felde in der Aerndte. Die Frau Wirthin zur goldenen Gans hat eben Kaffee gebrannt; ich riech' ihn. Bevor sie den Kaffee getrunken, kommt sie nicht zum Vorschein. Alles ist sicher. Nun husch heraus, wie das Füchlein aus dem Loch! — Er

kriecht schnell heraus und springt auf. Ja, ja, das bin ich, ein rechtes Fuchselein, flink und schlau. An Schlaugigkeit kommt mir einmal kein Mensch gleich. — Nun muß ich meine gesammelten Schätze nachholen. Er langt seine Kappe voll Eier aus der Dose hervor, und schiebt dann das Brett wieder zurecht. — Die Eier betrachtend. Habt euch wohl gehalten, Hennen! Die Kappe da ist ein hübsches Nest voll Eier! Daß ich gäbe einen Eyerfuchen, daß Goliath genug daran hätte. Sobald ich es heimlich thun kann, siede ich mir ein halbes Duzend von den Eiern, oder backe sie mir in heißem Schmalze. Das wird mir trefflich schmecken. Die übrigen Eier kauft mir dann die Frau Wirthin wieder ab, was sie schon öfter gethan hat. Da bekomm' ich drey blanke Bazen dafür. Die goldene Gans soll abermals ein wenig gerupft werden. Doch, horch — jetzt kommt sie. Ich höre ihren Schluß

selklumpen rasseln. Ich habe hohe Zeit,
daß ich mich aus dem Staube mache.
Er schleicht, nach Diebesart sich duckend, hinter
den Hühnerstall.

Zweiter Auftritt.

Wirthin zur goldenen Gans.

Altmodisch gekleidet, mit einem Bund Schlüssel
in der Hand und einem Korb unter dem
Arme.

Heute muß ich in eigener Person nach
meinen Hühnernestern sehen. Ich hoffe
heute einen guten Fund zu thun, und
wieder einmal recht glücklich zu seyn. —
Wenn ich die Eier nur alle hineinbringe
in den kleinen Korb da; den großen Korb
haben mir die Mägde mit aufs Feld ge-
nommen. — Es ist noch früh am Tage.
Ja, eine Hausfrau muß früh aufstehen,
wenn sie in der Wirthschaft keinen Scha-
den leiden soll.

Sie öffnet das Hühnerhaus mit einem Schlüssel und geht hinein. — Drinnen: Ich halte in Allem gute Ordnung, gute Porzellaney. Alle meine Hühnernester sind genummerirt, wie die Häuser im Dorfe. Doch — was ist das? Numero 1. ist leer? Je nun, die geschöpfte Henne ist eine schlechte Eyerlegerin. Nro. 2. auch leer? Nu, das Stühlein ist auch nicht viel nuß. Aber das getüpfelte Hühnlein Nro. 3. ist ein gutes Thier, das alle Tage richtig sein Ey legt. Ei, der Kuckuk hol's! Auch leer? Das ist schlimm. Mit immer zunehmendem Verdruß und Aerger Nro. 4 — nichts. Nro. 5 — wieder nichts; Nro. 6 — abermals nichts. Nro. 7 — auch nichts; Nro. 8 — noch einmal nichts; Nro. 9 — detto nichts. Nro. 10 — eben so nichts. Das ist ärgerlich; der Zorn steigt mir in den Kopf wie dem alten Trutzhahn.

Klöglich und mit wehmüthiger Stimme. Nun, da giebt's wieder ein anderes Unglück! Das junge Hennelein sitzt ja so einsam und zerzaust da, als wäre es in der Mayse; ach, es kann gar nicht mehr von der Stelle. Ich muß es näher beym Lichte betrachten. Sie kommt damit heraus. Ach, du armes Thierchen! Du bist recht krank; du lebst keine zwey Tage mehr. Je nun, es sey! Wenn nur, ehe es daraufgeht, ein Gast käme, dem ich's braten und aufstischen könnte; so hätte ich doch keinen Schaden dabey.

Doch — ich muß noch die übrigen Nester in Augenschein nehmen! Sie geht mit dem Huhne wieder in das Hühnerhaus, und ruft drinnen mit immer steigendem Lärme: Numero 11 — 12 — 13 — 14 — 15 — Alles leer; auch 16 — 17 — 18 — 19 — 20 — lauter ausgelegene Nester! Das ist nicht zum Aushalten; das ist nicht erlaubt. Sie kommt

heraus. Das ist jetzt diesen Monat schon das dritte Mal —, daß ich leer herauskomme. Alle Haare möchte ich mir ausraufen! Versten möchte ich vor Aerger! Nein, wahrhaftig — da hätte ich keinen solchen großen Korb nöthig gehabt. Sie wirft den Korb weg.

Nun, sag mir ein Mensch, was dieß ist? Da geht's nicht mit rechten Dingen zu. Ich hab' doch schon alle erdenkliche Mittel angewendet, den infamen Eperdieb zu entdecken. Alles war vergebens. Ich habe dem alten Schäfer, dem Felix, sogar einen blanken Achrzehnbäxner bezahlt, mir den Dieb zu bannen, und er sagte mir, er habe es gethan. Allein nun bin ich um Eper und Geld geprellt. Aber warte nur, du verwünschter Schäfer! Da drüben am Walde steht seine Schäferhütte mit Rädern. Warte nur, du Lügner, du Betrüger! — Kommst du mir wieder einmal unter die Augen —

so schlag ich dir meinen Bund Schlüssel um den Kopf. Ich will dich zeichnen, daß man die Wahrzeichen noch am jüngsten Tage sehen soll. Du Schurke! du Schuft! Sie droht gegen jene Seite hin mit dem Schlüsselbunde und kommt dem Herrn von Auer, der schnell hinter der Hausecke hervortritt, damit beynähe unter die Nase.

Dritter Auftritt.

Herr von Auer. Wirthin.

Herr von Auer, grün gekleidet, mit einer Jagdsilke; er hat einen edlen Anstand, und betrügt sich, auch wenn er in Eifer kommt, immer mit Würde. Was ist das? Was haben Sie gegen mich, Madame? Das ist ein guter Morgen, das sind Titulaturen, die sich ein Edelmann nicht gefallen läßt. Ich hielt Sie bisher immer für eine ordentliche, eine höfliche, eine artige Frau. Aber jetzt — muß ich meine gute Meynung von Ihnen ändern.

Wirthin, zurückprallend. Um des Himmels willen! Euer Gnaden sind es? Ich bin vor Schrecken fast des Todes. Mit tiefen Verneigungen. Ich bitte allerunterthänigst um Vergebung. — Ach, der schöne, klare, blaue Himmel sey mein Zeuge, ich meynete nicht Sie — sondern den Felix, Ihren Schäfer.

Herr von Auer. Nun, wenn Sie auch bloß meinen Schäfer gemeynt haben, so hätten Sie dem ehrlichen Manne doch keine so ehrenrührige Namen geben sollen. Heftiger Zorn steht dem sanften Frauengeschlechte nicht gut. Auch kann ich kaum glauben, daß der wackere Mann Ihnen etwas zu Leid gethan habe. Lassen Sie einmal hören!

Wirthin, verlegen. O nein, nein — ich — ich habe nichts gegen ihn.

Herr von Auer. Und haben ihn doch so geschimpft? Ich will wissen,

warum? Nun, wie, heraus mit der Sprache!

Wirthin. Ach ich fürchte, Euer Gnaden werden böse werden! Es ist so eine von den Geschichten, dergleichen Euer Gnaden nicht ausstehen können. Allein ich sehe nun wohl, ich habe mich schon verrathen; ich muß nun schon vollends bekennen. Mir wurden schon seit einiger Zeit her die Eier gestohlen. Da ersuchte ich Ihren Schäfer, mir den Dieb aufzufindig zu machen. Der Schäfer versprach mir — gegen die theure Bezahlung von 18 Baken — es zu thun. Er hat mir befohlen, ich solle alle Eier vom gestrigen Tage in den Nestern liegen lassen. Er hat sich dann die vergangene Nacht ganz allein mehrere Stunden lang in das Hühnerhaus eingesperrt. Er hat mir wohl ein Viertelpfund Kerzen verbrannt. Als er endlich, nachdem ich des Wartens fast überdrüssig geworden, herauskam, da

sprach er: „Nun, Frau Wirthin, denke an mich! Der Dieb kommt gewiß zum Vorschein, und stiehlt euch dann ferner keine Eyer mehr.“ Ich war wohl getrost, und habe den Diebsbanner richtig bezahlt. Aber was ist's? Die Eyer sind fort, und das Geld dazu. Allein von dem Diebe sehe und höre ich nichts. — Ich bitte nur Euer Gnaden unterthänigst, Ihrem lumbischen Schäfer zu befehlen, daß er mir meinen Achtzehnbäcker wieder gebe.

Herr von Auer. Die Sache muß erst noch mehr ins Klare kommen. Lassen wir sie einstweilen beruhen. — Nun von was Anderem! Ich komme eben von der Jagd. Ich bin heute sehr frühe aufgeritten, und wollte, ohne auf das Frühstück zu warten, einen Hasen schießen — oder vielmehr einen Fuchs fangen. Ich ist mir aber nicht recht lustig im Magen. Allein, was ich gerne möchte, haben Sie wohl nicht?

Wirthin, mit Ruhmredigkeit und Großsprecheren. In meinem Gasthose können Euer Gnaden Alles haben, was nur Ihr Herz begehrt. Bey mir sind Küche und Keller auf das Beste bestellt. Alle Herrschaften, die da auf der Landstraße gefahren kommen, halten bey mir an, und sagen, immer: „So gut und so wohlfeil zehrt man doch nirgends, als — ohne mich zu rühmen! — bey der goldenen Gans.

Herr von Auer. Mit schalkhaftem Lächeln. Es scheint, Sie sind stolz auf den Titel, goldene Gans?

Wirthin. Ach nein! Es wäre mir viel lieber, man nannte mich — sich mit Selbsteigefälligkeit verneigend — den goldenen Engel. Je nun, es gehen nicht alle Wünsche in Erfüllung. — Indes ist es mir eine große Ehre, daß Euer Gnaden — heute das erste Mal — bey mir eintreffen. Womit kann ich nun

dienen? Befehlen Euer Gnaden ein Schälchen Kaffee? Rechten guten — nichts von Erdmandeln, von Eichorie, oder gelben Rüben daran.

Herr von Auer. Man sagt mir jedoch für gewiß, daß Sie für Ihre Gäste dergleichen Dinge daran thun, ja wohl noch andere, die der Gesundheit schädlich sind. Was haben Sie sonst?

Wirthin. Nun, so will ich ein Gläslein Malaga herauf holen. Der ist gut für den Magen. Oder befehlen Sie eine Flasche Rheinwein? Hochheimer oder Johannisberger? Ganz ächt und unverfälscht.

Herr von Auer. Ihre Weine machten, so oft ich mir davon kommen ließ, mich immer krank; ich bekam fast unaussprechliche Kopfschmerzen. Uebrigens trinke ich vor Tische niemals Wein. Was ist noch zu haben?

Wirthin. Ey je doch! Jetzt säut

mir's ein! Ein gebratenes Huhn wird das Beste seyn. Eben habe ich da ein Huhn besonders eingesperrt, um es für einen besonders werthen Gast aufzuheben. Das ist speckfett, und fast so groß, wie ein Kapaun. Das will ich Ihnen braten. Darauf schmeckt ein Gläschen Wein. Ich gehe, das Huhn gleich abzuwürgen. Wohlgebraten und mit Zitronensaft betröpfelt, finden Sie es gewiß delikat!

Herr von Auer. Wissen Sie was, Frau Wirthin? Anstatt des Huhnes bringen Sie mir ein paar Eyer. Die werden meinem schwachen Magen am Besten thun.

Wirthin. Ist denn heute der unfeligste Morgen in meinem ganzen Leben! Nein, wahrhaftig, heute muß ich mit dem linken Fuße zuerst aus der Hausthüre getreten seyn. Zu meiner Schande muß ich bekennen, daß ich nicht ein einziges Ey im Hause habe.

Herr von Auer, mit angenommener Hige. Nun, so wollt' ich doch auch! Ihr habt immer Alles — was man will. Vers langt man aber nur ein armseliges Ey — so ist es nicht da. Das ist eine schöne Wirthschaft. Heute bin ich das erste und das letzte Mal in Ihrem Hause. Er will gehen.

Wirthin. Um's Himmels willen! Euer Gnaden werden mir doch die Schande nicht anthun, und gehen? Das brächte mich ins Grab. Es ist mir mit meinen Eyern, wie Sie ja bereits gehört haben, ein besonderes Unglück begegnet. Es waltet ein Unglücksstern darüber. Doch, ich will geschwind selbst zur Nachbarin laufen, und — obwohl ich mich darüber fast zu Tod schäme — ein paar Eyer entlehnen. — Aber sieh, dort läuft eben der Lukas, der Eyerknabe mit seinem Eyer-Korbe.

Herr von Auer. Nun, so schlie-

ßen Sie einen guten Kauf. Ich gehe indeß, von dem Hügel dort, ein wenig nach meinen Schnittern zu sehen. Sie wissen, wenn der Herr selbst nicht nachsieht, so schneiden die Leute gar langsam. Bis die zweyte Hälfte des Ackers abgeschnitten ist, könnte die erste wieder angesäet werden, und bequem zum Schnitte heranreifen.

Vierter Auftritt.

Lukas. Wirthin.

Wirthin, laut rufend. Wie Lukas, komm hieher!

Lukas, mit einem Strohhute auf dem Kopfe und einem Stabe über der Schulter, an dem der Eperkorb hängt. Guten Morgen, Frau Wirthin! Wollt Ihr mir etwa Eyer ablaufen?

Wirthin. Du kommst gerade recht, wie der Wolf in der Fabel.

Lukas. Warum nicht lieber, wie der Fuchs in der Fabel?

Wirthin. Wenn du mir die Eyer recht wohlfeil giebst, will ich dir alle abkaufen.

Lukas. Ey, was denkt Ihr! Ich bin eben auf dem Wege in die Stadt. Dort auf dem Wochenmarkte kann ich die schönen, großen Eyer theuer anbringen. Da seht einmal! Er öffnet den Korb. Eure Hennen legen freylich keine so große und schöne Eyer.

Wirthin. Warum nicht gar! Das sind nur Taubeneyer gegen die Eyer von meinen Hennen. — Sie nimmt einige heraus und betrachtet sie näher. Ich denke, sie seyen frisch? Wenn das ist, so nehme ich sie — sechs für einen Baken?

Lukas. Alle sind neu gelegt; ich nahm sie erst diesen Morgen selbst aus dem Neste. Allein ich gebe für einen Baken nicht mehr als fünfe.

Wirthin. So könnte ich sie ja in der Stadt kaufen.

Lukas. Nun, so lauft hinein in die Stadt und kauft sie. Das wäre wohl der Mühe werth, und auch profitabel.

Wirthin. Du nimmst zu viel Profit! du wirst bey deinem Eyerhandel noch reich.

Lukas. Ja freylich, Ihr habt Recht. Spöttisch. Ich stehle die Eyer — und da habe ich freylich an jedem Bazen Eyer einen Bazen Profit, wie Ihr an jedem Eimer Wein einen Eimer profitirt. Aus unserm Handel wird nichts; lebt wohl! Er geht.

Wirthin. Wenn ich die Eyer nicht so nothwendig brauchte, so könnte er mir wohl laufen. Laut rufend. He, Lukas, komm noch einmal her, und gieb! Das Geld will ich dir sogleich heraus bringen. Sie thut die Eyer in die Schürze.

Lukas. So, jetzt ist der Korb leer.

Es ist kurios in der Welt. Mich freut es, wenn der Korb leer ist — seitwärts — und Andere ärgerts, wenn sie nichts als leere Körbe finden!

Fünfter Auftritt.

Herr von Auer. Vorige.

Herr von Auer. Nun, ist der Handel abgeschlossen? So machen Sie, daß Sie die Eier mir bald vorsehen können.

Wirthin. Haben Euer Gnaden nur eine kleine Geduld. Bis Sie Hundert zählen, sind die Eier fertig. Sie geht in das Haus.

Lukas tritt ehrerbietig einige Schritte zu, und hält den abgezogenen Hut in der Hand.

Herr von Auer, nachdem er den Lukas einige Augenblicke betrachtet, für sich. Der Knabe scheint mir ein ausgemachter Schelm. Es wäre wohl möglich, daß er der Eyerdieb sey. Je nun, wir werden

sehen. Auf. und abgehend. Das ist doch ärgerlich, daß ich meine Tobackdose vergessen habe. Zehnmal langte ich schon vergebens in die Tasche. Es ist recht dumm, sich solche überflüssige Bedürfnisse anzugewöhnen.

Wirthin kommt zurück. Da, Lukas, hast du dein Geld. Sieh, es ist eine ganze Hand voll.

Lukas. Was tausend, es sind ja fast lauter rothe Heller und Pfennige.

Wirthin, ohne darauf zu achten, zu Herrn von Auer. Mit Toback kann ich aufwarten. Herrlicher Bolongaro! Mit vielen Verneigungen. Unterthänigste Dienerin!

Herr von Auer. Der Toback taugt nichts. Wenn die Eyer nicht besser ausgefallen, dann ist's schlimm. Doch gehen Sie, damit die Eyer an's Feuer kommen.

Wirthin. Ey, was denken Euer Gnaden von mir? Ich bin keine so lange

same Köchin. Die Eyer werden jetzt schon bald sieden.

Lukas, der indeß sein Geld gezählt. An dem Gelde fehlen ja zwey Kreuzer, drey Pfennige und ein Heller.

Wirthin. Zähle das Geld nochmal; es ist gewiß richtig.

Lukas. Nun, so will ich mich denn zufrieden geben. Ich habe bey dem Handel doch keinen Schaden.

Wirthin. Siehst du das nun selbst ein? Ja, ja, ich gebe den Leuten zwar nie zu viel — aber doch auch nicht allemal zu wenig. Sie geht wieder in das Haus.

Herr von Auer. Du, Lukas, lauf in das Schloß und hole mir meine Dose. Wenn du zurück kommst, so bekommst du ein gutes Trinkgeld.

Lukas. Ich will laufen, wie noch einmal der Fuchs. — Er springt fort.

Sechster Auftritt.

Herr von Auer. Wirthin.

Wirthin kommt mit dem Gedecke. Nun werden die Eyer sogleich fertig seyn. Während sie den Tisch deckt. Da ist indeß ein damaszirtes Tischtuch, nebst Serviette! Da ein silbernes Gefäß mit Salz, vierzehndthig! Da ein Tetto mit Pfeffer. Da ein Kaffeelöffelchen, ebenfalls von Silber! Sehen Sie da die Augsburger Probe? — Das Heft des Messers da ist von Ebenholz, und das Gefäß da, das Ey darein zu stellen, von Mahagoni.

Herr von Auer. Poh tausend, Sie machen zu den paar Eyern ja Anstalten, als wäre es auf eine fürstliche Mahlzeit angesehen! — Aber werden die Eyer nicht hart, wenn Sie nicht dabey stehen, und die Hunderte zählen?

Wirthin, indem sie geht, und die letzten Worte drinnen im Hause spricht. O ich kann im Hin- und Hergehen zählen! Das ist eben das Meisterstück, wenn man Alles in einander zu richten weiß — und zugleich kochen, tischdecken und auftragen kann, um keine Zeit zu verlieren. Sie kommt mit den Eiern. Nun muß es auf's Tüpflein getroffen seyn!

Herr von Auer. So wollen wir denn einmal dieses Meisterstück Ihrer Kochkunst sehen. Er setzt sich an den Tisch, und öffnet das Ey.

Wirthin. Scherzen Sie immerhin! Es ist zwar eine Kleinigkeit, Eier weich zu kochen. Aber doch kanns nicht jede Köchin allemal treffen. Mir fehlt's aber nie.

Herr von Auer. Diesmal scheint es mir doch gefehlt. Die Eier sind zu hart; doch immerhin besser, als zu weich. Aufspringend. Blitz und Donner, was ist das?

Was für abscheuliche Eyer sehen Sie mir auf? O psui, psui!

Wirthin, erschrocken. Um des Himmels willen! Was ist denn, was fehlt denn daran?

Herr von Auer. Da sehen Sie nur selbst — da ist in dem Ey ein großes, ellenlanges Pferdehaar!

Wirthin, höchst erstaunt. Ein Haar? Innen im Ey? Das ist nicht möglich. In meinem Leben hab' ich dergleichen noch nicht gesehen und nicht gehört. Lassen Sie mich einmal selbst schauen. Sie setzt die Brille auf. Wahr und wahrhaftig — ein langes, dickes, schwarzes Haar! Mir schaudert! Nun sage mir noch einmal ein Mensch, es gebe keine Zauberey. Da sieht mans ja offenbar. Oder sag mir Einer: Wie kam das Haar hinein in das Ey? — Doch Sie treiben wohl nur Ihren Scherz mit mir. Sie haben das Haar in der Geschwindigkeit in das gedöfnete Ey hinein gepractizirt.

Das andere Ey will ich selbst aufmachen. Ich muß nur zuvor sehen, ob die Schale ganz ist. Ja, ja; ganz und unverfehrt. Er öffnet mit zitternder Hand das Ey, und ruft dann laut. Hilf, lieber Himmel, da ist abermal ein Haar. Das ist ja eine ganz entseßliche Geschichte.

Herr von Uuer. Der Henker, wie geht es in Ihrem Hause zu! Nun glaube ich bald auch an Hexerey — ja fast habe ich Sie selbst ein wenig im Verdacht, Sie machen bisweilen ohne Luftballon eine kleine Luftfahrt. Ich glaube gar, Sie haben mich mit den Eiern bezaubern wollen. Aber schon gut — das paar Eyer müssen Sie aufzehren. Er hält ihr ein Ey an dem Haare schwebend vor das Gesicht. Da, mit diesem müssen Sie den Anfang machen.

Wirthin, zurückweichend, indem sie mit beiden Händen abwehrt und laut kreischt. Nein, nein! Lieber will ich sterben. Hinweg damit! Das Ey würde mir das Herz

abstoßen. Das ist nichts Natürliches; das ist vom Bösen. Aber ich bin so unschuldig daran als ein neugebornes Kind! — Ich rühre die Eyer nicht mehr an. Nun kanns der unglaublichste Thomas selbst mit Augen sehen, daß es Heren giebt. Jetzt laß ich es mir gar nicht mehr nehmen. Es ist augenscheinlich! — Ach, der Schrecken lähmt mir alle Glieder! Sie setzt sich auf die Bank und läßt beide Arme sinken, als würde sie ohnmächtig.

Herr von Auer, lächelnd für sich. Ich denke, es werde mit der Ohnmacht nicht viel zu bedeuten haben. Laut. Nun nun! Sie brauchen eben nicht ohnmächtig zu werden oder gar zu sterben! Wenn Sie die Eyer nicht essen wollen, so weiß ich Ihnen doch einen andern Rath!

Wirthin, mit schwacher Stimme. Ach — ach — welchen Rath?

Herr von Auer. Essen Sie anstatt dem paar Eyer ein paar Bratwürste.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Lukas.

Lukas. Da ist die Dose! Jetzt wollte ich aber unterthänigst um mein Trinkgeld gebeten haben.

Herr von Nuer. Das sollst du haben, Bube! Habe nur eine kleine Geduld, und warte hier ein wenig. Er geht in das Haus.

Wirthin, aufstehend und die Arme in die Seite stemmend zu Lukas. Hör' du! Ich habe auch ein paar Worte mit dir zu reden. Du bist mir ein schöner Bursch!

Lukas. Poh tausend, da werd' ich mir bald auf meine Schönheit etwas Rechtes einbilden, wie die Frau Wirthin sich auf die Ihrige.

Wirthin. Du bist mir ein sauberer Better.

Lukas. Nun, da seyd Ihr dann meine Frau Dase.

Wirthin. Mich so zu betrügen!
Mir solche Eyer zu liefern! Weißt du
auch, wer ich bin.

Lukas. O ja wohl, die Frau Wirthin zur goldenen Gans. Seitwärts. Reich an Gold, aber arm an Verstand.

Wirthin. Bin ich nicht deine und deiner Aeltern's größte Wohlthäterin? Sag einmal selbst, was hab' ich euch Leuten nicht schon alles Gutes gethan?

Lukas. Wollt Ihr abrechnen mit mir? Vermuthlich habt Ihr Alles an Eure schwarze Tafel aufgeschrieben. Da wißt Ihr's noch; allein ich kann mich keiner dergleichen Wohlthaten entsinnen.

Wirthin. Hab' ich deinem Vater nicht alle erdenkliche Ehren angethan? Hab' ich ihn nicht, so oft er zum Bier hieher gekommen, aus der silbernen Dose da schnupfen lassen?

Lukas. Aus der silbernen Dose! —

Das war eine reichliche Gabe, meine goldene Frau — seitwärts — Hans.

Wirthin. Ja, ja! Denn er nahm allemal eine Preise darnach. Er kniete mit den Fingern — sie zeigt wie — so recht in die Tose hinein. Er nahm eine ganze Schaufel voll.

Lukas. Das war also eine ganze Schaufel voll Gnade und Ehre. Meinen Vater habt Ihr also niesen machen, Huß! Und was für eine Wohlthat habt Ihr denn meiner Mutter erwiesen? Zu der habt Ihr vielleicht gar einmal gesagt: „Helf Gott!“

Wirthin. Deiner Mutter, du lobmauliger Bube, habe ich meine abgetragene Kantusche verehrt — ein herrliches Kleidungsstück vom feinsten, großblumigen Baumwollenzeug.

Lukas. Ja, wenn der Lumpenhändler es hätte kaufen mögen, hätte es die Mutter nicht bekommen. Es war ja voll

löcher; hundert Ragen hätten keine Maus darin gefangen.

Wirthin. Der verdammte kleine, zotstülpfige Spitzbube hat ein Maul, wie ein Scheermesser.

Lukas, seitwärts. Darum habe ich die Frau Wirthin in aller Früh schon so schön belacht. — Nun, und was für eine Wohlthat habt Ihr, denn mir erwiesen? Etwas, daß Ihr von dem sauer verdienten Tagelohn für das Ausjäten Eures großen Gemüse - Gartens, mir gegen Recht und Billigkeit, ein Dritttheil abgezogen habt?

Wirthin, schweigt und nimmt eine Prise Taback.

Lukas. Nicht wahr, es will Euch von den vielen und großen Wohlthaten sonst keine einfallen? Ey wie, laßt mich daher aus der silbernen Dose doch auch eine Prise nehmen — damit Ihr Euch künftig dieser

großen That rühmen können. Er will schnupfen.

Wirthin, schlägt ihn auf die Hand.

Achter Auftritt.

Herr von Auer. Vorige.

Herr von Auer, kommt mit einer Peitsche unter dem Arme. Die Ohnmacht ist, wie ich sehe, glücklich vorüber gegangen; Sie haben sich davon sehr schnell erholt. Mit dem beschafften Knaben da werden Sie aber nicht fertig, Frau Wirthin! — Mit großem Eifer. Komm her, Bube, und antworte mir! Da steh her, und blick' mich ins Auge. Augenblicklich — oder! — Er schwingt die Peitsche. So! Nun antworte mir! Wo hast du die Eier da genommen, die du eben jetzt der Frau Wirthin zu kaufen gegeben?

Lukas, erschrocken. Die Eier da — je du lieber Himmel! Sind sie denn nicht gut? Sind sie nicht frisch?

Wirthin. Schöne Eyer, für mein
schönes, gutes Geld! Wahre Hühnener
— ächte Herrenwaare.

Herr von Auer. Still doch Frau
Wirthin und lassen Sie mich reden. — Bey
die zu Hause hält man, obwohl ihr mit
Ehern handelt, keine Hennen. Das weiß
ich! Wo hast du also die Eyer gekauft?
Das sag' mir damit ich auf der Stelle die
Bäuerin rufen lasse.

Wirthin. So ist's recht! Ja, ja,
das Weib, bey dem der Bube die Eyer ge-
holt hat, ist eine Hure; man muß sie ver-
brennen.

Herr von Auer. Wenn das gesche-
hen müßte, so würden Sie ohne weiters
verbrannt.

Wirthin. Wie — was — wer — ich
— ich — verbrannt? Warum — wesswe-
gen? Ich begreife gar nicht, was Sie
meynen!

Herr von Auer. Sie werden es

bald inne werden. Indes schweigen Sie
Frau Klapper. Du rede, wo hast du die
Eyer gekauft?

Wirthin. Die bezauberten Eyer da-
her, ihm das Teller mit den Eiern vorhaltend. Da
sieh, sieh — Haare, armslang und
dick wie ein Kreuzerstrick, sind darin.
Hu, mir graut!

Lukas. O weh, was ist das! Ich
ist mirs nicht mehr wohl bey der Sache.

Wirthin. Vergeht dir jetzt der
Muthwillen? Warte nur, du kannst noch
gar ins Armenfünderstübchen und auf den
Echterhaufen kommen.

Herr von Auer, mit Unwillen
von ihr abwendend. Muß doch die Ge-
schichte immer darein schnattern. Still doch, Sie
Wirthin. Mit dem da rede ich. — Du
nichtswürdiger Bube, du hast die Eyer
gestohlen. Das weiß ich. Ich weiß auch
wo du sie gestohlen hast. Das ist
jetzt eine ausgemachte Sache. Bekenne

also ein — oder ich peitsche dich, daß die Sonne durch dich hindurch scheint. Wo hast du die Eyer genommen?

Lukas, weinerlich. Ach — da — da in der Frau Wirthin ihrem Hühnerhause.

Wirthin, höchst aufgebracht. O du infamer Schurke! Du Galgenstrick! Du ehrloser Eyerdieb! Mir meine Eyer zu stehlen, und mir die Eyer dann wieder zu verkaufen! Ob du mir meine drey Bazen wieder giebst, oder nicht?

Lukas. Da habt Ihr sie; laßt mich aber jetzt gehen!

Wirthin, nimmt ihn beym Haar. Die Augen möchte ich dir auskrahen! Den Hals möchte ich dir umdrehen! Sie schlägt ihn.

Herr von Auer. Nur nicht so hitzig. Lassen Sie ihn los.

Wirthin. Loslassen? Nein, Euer Gnaden müssen ihn an den Pranger stellen lassen! An den Galgen mit ihm!

Herr von Auer. Nimmt das Klappern und Schnattern noch kein Ende? Ich befehle Ihnen, zu schweigen. Sie haben mir nicht vorzuschreiben, wie ich den jungen Bösewicht bestrafen soll. Das ist meine Sache.

Wirthin. Nun, nun, daß ich nur meine drey Bazen wieder habe. Mit erneutem Zorn. Und alle die Eyerbazen, die du mir abgestohlen hast, mußt du mir auch wieder zurück geben.

Herr von Auer. Zum letzten Male sage ich ihnen, schweigen Sie, Frau Gervatter Schnatter.

Wirthin, jammernd. Ach was für eine unglückselige Frau ich bin! O ich mag gar nicht daran denken. Die Eyer sind aus meinem Hühnerstall! Alle meine Hennen sind verheert, da sie solche Eyer legen. Ich sagte es aber immer, in allen meinen Ställen spukts.

Herr von Auer. In ihrem Ko-

pfe spukts, unwissende, thörichte Frau. Davon will ich Sie jetzt überzeugen und Ihnen deßhalb haarklein erzählen, wie es mit der Bezauberung der Eyer zugegangen. — Sie verlangten schon öfters von meinem Schäfer, er solle ihre Ställe vor Hexerey verwahren. Der verständige Felix wollte sich aber auf dergleichen Dinge, die mir in den Tod verhaßt sind, nicht einlassen. Vor einem paar Tagen nun kamen Sie auf den Einfall, Felix soll Ihnen den Eyerdieb herbeybannen. Der ehrliche Schäfer erzählte mir von diesem thörichtem Vorgehen. Er hatte auch schon so seine Vermuthungen, wer die Eyer stehle. Er wollte aber seiner Sache erst gewiß seyn, und wünschte den schlauen Dieb auf eine auffallende Art des Diebstahls zu überführen. Da gab ich ihm den Rath, er soll mit einer feinen Nadel in jedes Ey ein kleines Löchlein stechen, das auch mit den schärfsten Augen

nicht leicht wahrzunehmen; und soll dann durch diese kleine Oeffnung ein langes Pferdehaar in das Ey schieben. So, dachte ich, werden die Eyer auf eine Art gezeichnet, die der Dieb nicht bemerkt; und verkauft er die Eyer — entweder der Frau Wirthin hier oder auf dem Wochenmarkte, so giebt dieß gewiß einen schrecklichen Lärm; der Dieb ist verrathen, und kann seinen Diebstahl gar nicht mehr läugnen. Das Ey in seiner Hand zeugt gegen ihn. Dieser mein Anschlag gefiel dem Schäfer sehr wohl. Er verschloß sich deshalb, wie Sie wissen, in der vergangenen Nacht in das Hühnerhaus, und bezeichnete, unter dem Vorwande, den Dieb zu bannen, die Eyer auf eben gemeldete Weise. Deshalb kam ich schon am frühern Morgen hieher, und verlangte ein paar Eyer — in der Hoffnung, die Eyer würden von den bezeichneten seyn. In der That hat sich auch Alles, wie ich es

wünschte, gefügt — um Sie, Frau Wirthin, ihres Aberglaubens zu überführen — und den Eyerdieb da zur verdienten Strafe zu ziehen.

Lukas, hinter den Ohren kragend. Daß dich, daß dich — da ist der Fuchs schon überlistet worden, und in die Falle gegangen.

Wirthin, sehr leinstlaut. So ist's gegangen? Hum, hum! das hätte ich nicht gedacht. Ich habe schon allerley Verdacht gehabt. Bald glaubte ich, die Knechte seyen die Eyerdiebe — bald beschuldigte ich in meinem Herzen die Mägde des Eyerdiebstahls. Ja, als ich in den Eyern da die Haare erblickte, da hielt ich meine dicke Frau Nachbarin, die alte Müllerin, — Gott verzeih mir — gar für eine Here. Nun, Menschen können irren; wir sind lauter schwache Geschöpfe. Den Leuten sey ihre Ehre hiemit wieder erstattet.

Herr von Auer. So sind doch

Aberglaube und Argwohn immer heysamen! Darum ist es auch um den Aberglauben etwas so verderbliches. Er verwirrt nicht nur den Verstand; er macht auch das Herz hart, lieblos und bössartig. — Sie sehen aber nun sonnenklar, daß ihre alberne Meynungen von Heresey, Bannen, und dergleichen, nichts als Dummheiten sind. Wenn man die abentheuerlichsten Geschichten der Art näher beym Lichte betrachtet — läuft's immer auf Betrug und Leichtgläubigkeit, Irrthum und Täuschung hinaus. Lassen Sie das sich gesagt seyn.

Wirthin. Ja, ja, ich bin aber nur froh, daß der Dieb entdeckt ist! Er hielt sich immer für schlauer, als einen Fuchs, und nannte mich, wie man mir sagte, mehr als einmal eine Gans. Nun hat die Gans doch noch über den Fuchs den Sieg davon getragen.

Herr von Auer. Ja wohl, aber

mit anderer Leute Hülfe. Indes schweigen Sie, oder ich lasse Ihnen noch ein Schloß an den Mund schlagen, Sie unerträgliche Plaudertasche. — Du aber, falscher, betrügerischer Knabe, hast dich sehr schlecht aufgeführt. So schlecht du aber auch bist, so bedauere ich dich dennoch. Es ist wirklich Schade um dich. Bey deinem Witz und Verstand könntest du, wenn du dabey ein ehrliches Herz hättest, in der Welt dein Glück machen. Allein bey deinem Betragen bist du auf dem geraden Wege zum Galgen. Bessere dich also — und verlaß dich nicht auf deine List. Du siehst jetzt, wie leicht ein Diebstahl aufkommen, und wie auch der schlaueste Dieb durch ein kleines Ding entdeckt werden kann. Ein Haar hat deine geheime Diebereyen an den Tag gebracht.

Wirthin Ja, das ist wahr, und die Wahrheit muß man sagen. Wenn mich der gnädige Herr nicht anheeren will, so

rede ich halt mit andern Leuten. Zu den Zuschauern. Kein Spinnensfädelein ist so fein, es kommt einmal an Sonnenschein.

Herr von Uer. Damit du, junger Dieb, die Warnung, die ich dir gegeben, nicht vergiffest, muß ich dir aber noch ein Merkzeichen machen. Wohlan, wo du herausgekrochen bist mit den gestohlenen Eiern, da krieche wieder hinein, für den Diebstahl zu büßen.

Wirthin. Nun, ich bin begierig, wo er hineingekommen! Ich habe den Hühnerstall rings herum recht gut verwahren und wohl verschließen lassen.

Herr von Uer. Ich wollte, Sie verschloßen Ihre Lippen noch besser. Zu Lukas, ihm mit der Reitpeitsche drohend. Nun, gehst du, oder soll ich dir Füße machen?

Lukas geht langsam, mit gesenktem Kopfe zum Hühnerhause und schiebt das Brett etwas seitwärts.

Wirthin. Wie, was? Da ist der

Eslingel hineingekommen — während ich den Schlüssel zur Thüre bey Nacht unter meinem Kopfkissen verwahrte? Nun, seh' ich wohl, man muß die Augen wohl in die Hand nehmen, und Alles selbst wohl untersuchen, wenn man nicht betrogen und bestohlen werden will.

Herr von Auer, zu Lukas. Nun, wird's bald? — Kriech' hinein!

Lukas, kriecht in das Loch und schreyt jämmerlich, weil ihn Herr von Auer mit der Peitsche einige Streiche versetzt. O ich will gewiß nicht mehr stehlen. O weh — o weh; nein, nein, nie — nie mehr!

Wirt hin, klatscht in die Hände. So ist's recht; das freut mich. Die Streiche sind ihm heilsam. Kein Streich ist verloren, als der daneben geht. Sie schiebt das Brett wieder zurück. So, nun ist der Fuchs gefangen.

Neunter Auftritt.

Herr von Auer. Wirthin.

Herr von Auer. Da soll er mir vor drey Tagen nicht herauskommen.

Wirthin. Gut, gut. Meinen Herren, die jetzt dort im Hofe sind, will ich derweil schon ein anderes Nachtquartier verschaffen, sonst frist mir dieser Fuchs ihre Eyer ungesotten. Das Brett da will ich aber gleich fest nageln lassen — und indeß hier mit meinem Bund Schlüssel Schildwache stehen, damit der Dieb inzwischen nicht entrinne. Streckt er nur den Kopf heraus, so will ich ihm mehr Löcher, als er mir Eyer gestohlen, in den Kopf schlagen.

Herr von Auer. Immerhin, wenn er einen Versuch machen sollte, herauszukriechen. Er wird es aber wohl nicht wagen. Uebrigens, Frau Wirthin, geben Sie ihm nichts als Wasser und Brod.

Ich hoffe, diese Brunnenkur bey mäßiger Diät werde ihm gut anslagen — und ich wünsche jedem naschhaften, diebischen Kinde einen Arzt, der ihm eine solche Kur verordne. — Ich befehle es Ihnen nochmal, lassen Sie ihm nichts zukommen, als Wasser und Brod.

Wirthin. Sorgen Sie nicht. Er soll schönes Kleyenbrod bekommen, zwölf bis sechzehn Loth des Tages, und frisches klares Brunnenwasser dazu, so viel er will. Die Rechnung für die Unkosten will ich Euer Gnaden dann schriftlich überschieken, und den Betrag für das paar Eyer dann sogleich dazu schreiben.

Herr von Auer, für sich. Nein, das ist zu arg! Der Geiz, die Eigennützigkeit dieses Weibes ist noch tausendmal unerträglicher, als ihre Plauderhaftigkeit. Mit Ernst und großem Nachdrucke. Hören Sie, Madame! Der Eyerdieb hat schlecht gehandelt; Ihre Gefinnungen aber

sind noch viel schlechter und niederträchtiger. Wie mögen Sie doch für das paar Eyer da, von denen ich nichts genießen konnte, Bezahlung fordern? Ihre Vergierde, immer reicher zu werden, wird Sie am Ende noch arm machen. Ihr Geiz, die übermäßig großen Zechen, die Sie mit doppelter Kreide anschreiben, werden noch alle Gäste von Ihrem Gasthause verschrecken. Von all den Reisenden, die bey Ihnen einkehren, kommt sicherlich keiner das zweyte Mal.

Wirthin, höhniſch. Je nun, so gebe ich meine Wirthschaft auf. Wegen der Eyerdiebe und der mancherley Hausdiebe läßt sich ohnehin nicht mehr wirthschaften.

Herr v. Auer. Sie selbst sind Schuld, daß Dienstbothen und Tagelöhner, wegen der schlechten Kost und des kargen Lohnes, die Sie ihnen geben, Sie auf mancherley Weise beschädigen und betrügen — theils aus Verdruß, theils um sich selbst be-

zahlt zu machen. Diese arme Leute sind allerdings sehr strafbar; aber Sie Frau Wirthin, und solche karge, geizige Leute, wie Sie, sind noch viel strafbarer. Sie machen unehrliche Leute, weil Sie die Leute nicht ehrlich und ehrenvoll behandeln. Sie verleiten die Menschen, Unrecht zu thun, weil Sie ihnen zuerst Unrecht thun.

Wirthin. Ich bin auf nichts, als auf meinen eigenen Nutzen bedacht.

Herr v. Auer. Da haben Sie Recht. Sie gehören zu denjenigen Menschen, die nur auf ihren eigenen Vorthail sehen, und um das Wohl und Wehe der ganzen übrigen Welt sich nichts bekümmern. Sie gleichen dem Wucherer, der da wünscht, daß Theurung und Hungersnoth über seine Mitmenschen komme, damit er sein Korn um einige Gulden theurer anbringen, und so aus dem allgemeinen Elende Vorthail ziehen könne. Sie — und noch manche Andere — sehen Ihren Gästen ungesunde

Speisen und verfälschte Weine auf, und bringen so Ihre Mitmenschen um Gesundheit und Leben — bloß um einige Kreuzer zu gewinnen. Ein großer, weiser Mann hat die schlechte Denkart solcher selbstsüchtigen, eigennützigen Menschen mit wenigen Worten sehr treffend geschildert und eher zu wenig, als zu viel gesagt: „Der Eigennutz ist im Stande, den Nachbar das Haus anzuzünden, um bey dem Feuer ein paar Eyer zu kochen.“ Gott wolle uns Alle vor so engherzigen menschenfeindlichen Gesinnungen bewahren.

Kleine
Schauspiele
für
Familienkreise.

Von
dem Verfasser der Oftereyer.

Drittes Bändchen.
Emma, oder die kindliche Liebe.

M u n c h e n ,
in der J. Wolffschen Verlagsbuchhandlung.
1 8 3 3 .

1871

E m m a
oder
die kindliche Liebe.

Ein Schauspiel
in
drey kurzen Aufzügen.

Personen.

Aline von Werner, eine verarmte Mutter.

Emma, etwa zwölf,

Heinrich, ungefähr acht,

Mosa, gegen sechs Jahre alt,

Ein Pilger.

Ein Arzt.

} ihre Kinder.

Erster Aufzug.

Ein grüner Platz zwischen Felsen, denen mancherley Gesträuch, reichliches Moos und allerley farbig blühende Kräuter ein mahlerisches Aussehen geben. Auf der einen Seite des Vordergrundes einige herabgestürzte Felsenstücke, die zu einem Tischchen und niedrigen Sitzen dienen; ein Felsen auf der andern Seite bildet eine natürliche Bank mit einer Lehne. An einer Felsenwand im Hintergrunde ein kleiner Stoß gesammeltes Reisholz.

Erster Auftritt.

Mutter.

Sie legt einige Büschelchen Reisholz, die zerstreut umher liegen, auf den bereits errichteten Stoß. Die Musik, in der sich vorzüglich das Alpenhorn vernehmen läßt, währet noch eine kleine Weile. So, genug! Ich höre das Alpenhorn. Der Hirt ruft der satten Heerde in den Schatten. Von der kleinen Sennhütte dort drüben steigt der Rauch auf; man kocht

dort bereits zu Mittag. Es ist wohl Zeit, daß ich auch meinen lieben Kindern ihr Mittagsmahl bereite. Sie langt aus einem Korbe Brod, eine steinerne Flasche und eine irdene Schüssel nebst drey blechernen Löffeln hervor, geht damit an das Tiscentischchen, und fängt an, Brod in die Schüssel zu brocken. Indem sie selbstwärts in die Ferne blickt: Wie fleißig Emma und Rosa dort unten im kleinen Thale Kräuter sammeln! Die guten Kinder! Sie sind so emsig, daß sie nicht einmal ausblicken! Nur Heinrich sehe ich nirgends.

Zweiter Auftritt.

Heinrich. Mutter.

Heinrich, kommt von der andern Seite, einen ziemlich großen Büschel Reichholz unter dem Arme.

Mutter. Bist du da, Heinrich! Nun wohl. Jetzt könnet ihr Kinder zu Mittag essen. Laut rufend. Emma, Rosa,

kommt doch, kommt! Es ist zum Essen Zeit.

Heinrich. Da sieh, liebe Mutter! Das ist der letzte Büschel von dem Reichholz, das wir diesen Morgen gesammelt. Bist du mit uns zufrieden?

Mutter. Sehr wohl, lieber Heinrich. Ihr seyd fleißige Kinder.

Heinrich. Ein Sträußchen von seinem Strohhute nehmend. Sieh, dieses Sträußchen frischer Heidelbeeren, das habe ich für dich gepflückt.

Mutter. Ich danke dir, liebes Kind. Du bist ein guter Knabe. Ich liebe dich sehr.

Heinrich, indem er das Reichholz zu dem Haufen legt. Nun, nun, unser Holzstoß nimmt ziemlich zu. Bald können wir dem kalten Winter ruhig entgegen sehen.

Mutter. Freylich wohl. Du wirst jetzt müde seyn. Ruhe jetzt aus. Nach so schwerer Arbeit ist die Ruhe süß.

Emma.

Heinrich, wischt sich die Stirne und setzt sich auf eines der Eicheln in den Schatten eines überhängenden Strauches. Die Sonne brennt heiß; wie kühl und angenehm es hier in dem Schatten ist!

Mutter. Nicht wahr, lieber Heinrich? O wie gut ist doch Gott, der diese Gesträuche geschaffen! Am schwülen Tage geben ihre grünen, belaubten Zweige uns kühlen Schatten; und kommt der rauhe Winter, so liegt in den dürren abgefallenen Zweigen und Nestern das wärmende Feuer für uns schon bereit. Wunderbar hat Gott die Feuerflamme mit ihrem Glanze und ihrer Wärme in dem Holze versteckt und gleichsam festgebunden, daß wir die Flamme ohne uns zu brennen, heimtragen, und so bald wir sie nöthig haben, aus dem Holze hervorlocken können.

Heinrich. Ja, das ist wahr! Gott hat Alles auf das Allerbeste eingerichtet.

Dritter Auftritt.

Emma. Rosa. Vorige.

Emma, mit einem Korbe voll Kräuter auf dem Kopfe, und die kleine Rosa, die auch ein Körblein mit Kräutern am Arm hat, an der Hand führend.

Mutter. Welch eine Menge Kräuter! Du liebe, gute Emma! Du mußt ja keinen Augenblick geruht haben, so fleißig hast du gepflückt. Und auch du, kleine Rosa, bringest ein volles Körblein! Es ist zwar klein, aber für deine kleinen Kräfte groß genug. Jede von euch Beiden hat so viel gethan, als sie konnte. Ein schönes Bild, wie jeder nach Kräften zum allgemeinen Wohle das Seinige beitragen soll!

• Emma. Wir fanden ein Plätzchen, das mit diesen Kräutern, die sonst nur einzeln stehen, beinahe ganz überdeckt war. Der Arzt, für den wir sammeln, wird sich

freuen — und du, liebste Mutter, nimmst doch wieder einige Kreuzer ein.

Mutter nimmt Emma den Korb ab, und betrachtet die Kräuter. Welch kräftiger Wohlgeruch! Welche lieblichen Farben! O wunderbarer Gott! Wer sollte es glauben, daß in diesen Kräutern die Kraft liege, das entflozene Noth der Gesundheit wieder auf die bleiche Wange zurück zu führen, und kranke Menschen vom Rande des Grabes in das Leben zurück zu rufen!

Emma. Es ist, wie du, liebe Mutter, uns so oft gesagt hast: Gott ist in dem kleinsten Kräutchen, das zu unsern Füßen blüht, so groß und herrlich, als in der Tanne dort, die mit ihrer Spitze an die Wolken reicht.

Mutter, bevor sie den Korb mit Kräutern auf einen Felsen stellt. Gott lege seinen Segen auf diese lieblich duftenden Kräuter. Ihre geheime Heilkraft wolle manchem kranken Vater die Gesundheit wieder geben,

manche holde Mutter ihren lieben Kindern wieder schenken, und manchem zarten Kinde das süße junge Leben frissen!

Emma. Da bring ich dir auch noch ein Sträußchen Steinhimbeeren; sie sind die ersten, die ich fand.

Rosa. Und ich bringe dir ein kleines Blumensträußchen.

Mutter. Habet Dank, liebsten Kinder! Sie kostet ein paar Beeren, und riecht an dem Sträußchen. Als Beweise eurer kindlichen Liebe schmecken mir diese Beeren viel süßer, und diese Blumen duften mir noch einmal so lieblich. Ihr ahmt dem lieben Gotte nach, der zu dem Nöthigen und Heilsamen auch noch das Angenehme giebt. Habet Dank — und setzt euch nun dort in den Schatten, und esset zu Mittag.

Rosa. Das lassen wir uns nicht zweimal sagen. Wir sind hungrig und durstig; das Brod und die frische Milch werden uns recht gut schmecken!

Mutter, indem sie Milch aus dem Krüge in die Schüssel gießt. Auch diese Milch da hat uns Gottes Huld aus solchen Kräutern und reinem Thau des Himmels bereitet. An Blumen, Gras und Kräutern zeigt sich Gottes Güte gegen uns besonders lieblich und freundlich. Die Kräuter auf den Wiesen, an den Bächen, in Thälern und auf den Bergen, sogar an den rauhen Felsen hier herum, enthalten kostbare Geschenke für uns — Milch und Honig — Gesundheit und Leben.

Heinrich. Wollen wir nicht unser Milchliedchen singen, bevor wir essen?

Mutter. Ja, singet es, lieben Kinder. Gesang erheitert das Gemüth, macht unser Herz milder und sanfter, und gefällt Gott dem Herrn.

Emma. Und ein frommes Lied ist auch ein Gebeth. Die Kinder stellen sich mit gefalteten Händen um den Felsentisch, auf dem ihr Milchgericht steht, und singen das Milchliedchen:

Vater, Deine Gabe
Ist dies Milchgetränk;
Mild und freundlich labe,
Gott, uns Dein Geschenk.

Rein in reiner Schale
Glänzt die Milch wie Schnee;
Dort im Blumenthale
Grünte sie als Klee.

Väterlich und weise
Giebst Du Brod dazu!
Diese unfre Speise —
Segne, Vater, Du!

Heinrich und Rosa setzen sich auf die
Tischarte und essen.

Emma. Aber, liebe Mutter, setz' dich
auch zu uns und isß mit!

Mutter. Isß, liebe Emma, isß mit
deinen Geschwistern. Es macht mir mehr
Vergnügen, euch zuzusehen, als mitzuessen.

Emma. Nein, liebste Mutter! Du
mußt mitessen; sonst schmeckt es uns nicht.

Heinrich. Wenn die Mutter nicht

mit uns essen will, so legen wir alle die Löffel nieder. Hier liegt der meinige.

Mutter. Eßet, eßet doch, lieben Kinder. Die Milch ist bloß euch zugebacht. Ich habe für mich nicht einmal einen Löffel mitgenommen.

Rosa. Da, liebe Mutter, hast du mein neues Löffelein! Es ist freylich nur klein, aber doch recht schön. Sieh, es glänzt wie Silber.

Emma. Ich du, liebe kleine Rosa; und du, liebe Mutter, nimm meinen Löffel.

Heinrich. Ich habe meinen Löffel zuerst niedergelegt; meinen Löffel mußt du nehmen. O nimm ihn doch, liebste Mutter!

Mutter. Ich muß mit euch, ihr lieben Kinder, schon zum Rinde werden. Mit jedem Löffel will ich einiges Wenige essen. Sieh du, liebe Rosa, dein kleines zierliches Löffelein zuerst her.

Vierter Auftritt.

Pilger. Vorige.

Heinrich. Sieh, Mutter, dort kommt ein fremder Mann in einem wunderlichen Anzuge!

Pilger, ein ältlicher Mann mit weißen Haaren, aber noch blühenden Wangen; in ein braunes, weites Pilgergewand gekleidet, über das er einen kurzen Pilgermantel trägt. Sein Hut ist auf beiden Seiten aufgeschlagen, und in der Hand führt er einen langen, weißen Pilgerstab. Hut und Mantel sind mit Muscheln geziert; seitwärts an dem Gürtel ist eine Kürbissflasche befestigt.

Emma, aufstehend. Mutter, wer ist wohl der Mann? Eine solche Tracht habe ich noch nie gesehen.

Mutter. Er ist ein Pilger, der eine Wallfahrt macht, und über unsre Gebirge vermuthlich nach Rom reiset.

Rosa, eilt der Mutter zu und ruft laut: O weh, den Mann fürcht' ich! Mutter, heiß ihn weiter gehen.

Pilger. Grüß euch Gott, ihr Lieben, und Gottes bester Segen sey mit euch! zu Rosa. O nein, liebe Kleine; erschrick nicht, und fürchte dich nicht vor mir. Ich bin ein armer Mann, der keinem Menschen ein Leid zufügt. Ich habe mich in dem Gebirge verirrt, und werde von Hunger und Durst geplagt. Gebt mir einen Bissen Brod, meinen Hunger zu stillen, und einige Tropfen Milch, meine schwachtende Zunge zu laben. Die Flasche da an meiner Seite ist ganz leer.

Mutter. Grüß Euch Gott, fremder Mann, und seyd uns als ein lieber Gast herzlich willkommen! — Nun Kinder, was meynt ihr? Du, Heinrich, rede zuerst. Was wollet ihr nun thun?

Heinrich. Ihn mitessen lassen.

Mutter. Und du, kleine Rosa, was sagst du?

Rosa. Der Mann soll mit Emma

und Heinrich essen. Ich aber setze mich nicht zu ihnen; ich bleibe hier bey der Mutter.

Mutter. Dich Emma, darfst ich wohl nicht erst fragen?

Emma. Ich glaube deinen Sinn zu treffen, liebste Mutter, und denke, meine lieben Geschwister werden auch so, wie ich, gesinnt seyn. Sie nimmt die Schüssel nebst einem Löffel und reicht sie dem Pilger. Da nimm, du armer Mann, und erquicke dich.

Pilger. Wie? Euer ganzes Mittagsmahl, von dem ihr kaum ein paar Löffel voll genossen habt, wolltet ihr mir abtreten? Nein, das geht nicht an. Da müßtet ihr ja selbst Hunger und Durst leiden.

Heinrich. O dort ist noch Brod genug; und unsern Durst können wir an der klaren, frischen Quelle da drunten mit Wasser löschen.

Pilger. Nein, nein. Ich will euch nicht berauben. Ich wollte nur eure Liebe

prüfen — und bin jetzt schon von den wohlthwendigsten Empfindungen satt.

Emma. O lieber Mann, verschmähet nicht, was christliche Liebe Euch darreicht. Ihr betrübet uns, wenn Ihr nicht esset, eßt — macht uns die Freude und eßt.

Mutter. Es ist noch etwas Milch hier im Krüge; Heinrich, bring mir die Trinkschale dort aus dem Korbe.

Heinrich holt die Schale, hält sie hin, und die Mutter gießt die Milch hinein.

Mutter. So! Labt Euch nun mit dieser Milch, guter, alter Vater! Sie schneidet von dem länglichten Brode eine Scheibe ab. Hier habt Ihr Brod dazu.

Pilger. Wohl, wohl! Ich danke Euch für Eure Güte gegen einen fremden, alten Mann. — Ich bin sehr müde.

Heinrich. Setzt Euch da auf unser steinernes Kanapee.

Pilger. Ja, hier auf dieses Felsenstück will ich mich setzen, und Eure milde

Gabe genießen. Er setzt sich auf die Felsbank, und legt seinen Hut neben sich auf die Bank.

Mutter. Macht es Euch bequem! Geht mir Euren Stab! Sie lehnt den Stab an einen Felsen.

Emma, die Schlüssel mit Milch wieder auf den Felsentisch stellend. Nun, Kinder, so kommt wieder hieher, und laßt uns essen.

Heinrich und Rosa setzen sich zu Emma, und essen mit ihr, während die Mutter mit dem Pilger redet.

Pilger, trinkt ein wenig, und betrachtet die Mutter. Ihr seyd auch nicht immer so arm gewesen; Ihr habt einst bessere Tage gesehen. Eure Sprache, Eure Kleidung, und Euer Ausland zeigen von keiner gemeinen Erziehung. Ihr seyd nicht von jeher gewohnt mit Euren zarten Händen hier in dieser Wildniß Holz zu sammeln, und es wohl gar auf dem Rücken nach Hause zu tragen?

Mutter. Ach freylich nicht! — In-

deß hat es der liebe Gott nun einmal so gefügt; ich ergebe mich ohne Klage in seinen heiligen Willen.

Pilger. Wie seyd Ihr denn in so dürstige Umstände gerathen? — Verzeiht einem theilnehmenden Herzen diese Frage!

Mutter. Mein seliger Mann war Verwalter in der Eisenschmelze da drüben jenseits des Berges. Im verfloßnen Herbst starb er. Eine Meile von hier, auf dem Kirchhofe eines kleinen Dorfes, ruhen seine Gebeine. Ich und meine Kinder haben sein Grab mit heißen Thränen benetzt und besuchen es noch immer. Sie trocknet ihre Thränen, und schweigt einige Augenblicke. Bey seinem geringen Einkommen konnte er, trotz all unsrer Sparsamkeit und Einschränkung, uns wenig hinterlassen. Er starb — ich darf wohl sagen — arm.

Pilger. Das ist der sicherste Beweis, daß er sehr rechtschaffen war. — Man wird Euch aber doch ein Wittwengehalt ausgere-

werfen haben, von dem Ihr mit Euren lieben Kindern leben könntet?

Mutter. Es fiel sehr klein aus! Da behalfen wir uns denn, so gut wir konnten. Die Unterwohnung, in der wir viele Jahre sehr glücklich gelebt haben, mußte ich mit meinen Kindern sogleich räumen. Das kostete uns viele Thränen. Von dem Reste unsers kleinen Vermögens, das uns nach Abzug der Krankheits-, Gerichts- und Begräbniß-Kosten blieb, kaufte ich ein kleines ländliches Haus, das wohl eher ein Hüttchen zu nennen ist; eine Wiese, und eine Kuh. Genug Holz zu kaufen, vermögen wir nicht mehr; der starke Verbrauch in der Eisen-Smelze macht es sehr theuer. Da sammeln wir denn so des Sommers die dürren Reiser, die uns der gutherzige Holzwart aus Mitleid zukommen läßt. Meine Kinder pflücken auch Kräuter für einen Arzt, der zu Zeiten diese Berge besucht. Im Winter spinnen wir. Das Spin-

nerlohn ist aber freylich hier im Gebirge sehr geringe.

Pilger. Ich bedauere Euch von ganzem Herzen.

Mutter. Unser Schicksal ist nicht so hart, als es scheint. Wir sind zufrieden. Arbeitsamkeit, Genügsamkeit, Vertrauen auf Gott, Liebe und Eintracht — machen die ärmste Hütte reich. Meine Kinder machen mir viele Freude, und lassen mich alles Leid vergessen.

Pilger. Mit großer Mühe. Ja, das ist wahr! Unbemerkt war ich Zeuge, wie herzlich Eure Kinder Euch lieben. Es war für mich ein entzückender Anblick. Ich habe auf meiner Wanderung durch das Gebirg viel Herrliches gesehen! Hohe, prachtvolle, wie von Gottes Allmachtshand aufgethürmte Felsen, und liebliche, blumenreiche Thäler; milchweiße Wasserfälle mit darüber schwebenden Regenbogen; dort die fernern Gipfel der Schneeberge, die bald im Rosenlichte

des Morgens, bald von der untergehenden Sonne vergoldet, hoch zum blauen Himmel emporragen. Allein in der ganzen Natur giebt es wohl nichts Schöneres, als den Anblick der mütterlichen und kindlichen Liebe, der mir hier ward. Ihr seyd eine glückliche Mutter; allein ich — er seufzet tief heraus — ich bin in Vergleich mit Euch ein unglücklicher armer Mann!

Mutter. Ich bedauere Euch! Es ist hart, in seinen alten Tagen so in der Welt umher wandern zu müssen. Da Ihr aber so viel Gefühl für das Große und Schöne der Werke Gottes in der Natur habt, so solltet Ihr Eure Armuth Euch nicht so zu Herzen nehmen.

Pilger. Armuth? — Das ist das wenigste, was mich drückt. Ihr seyd so gut, so mitleidig, daß ich Euch mein bewegtes Herz nicht verschließen kann. Ich bin ein unglücklicher Vater. Schmerzlich wehend. Mein einziger Sohn war gegen mich

höchst undankbar. O es ist hart; sehr hart für einen alten Mann mit grauen Haaren solche Zähren zu vergießen! — Ich war reich und gab meinem Sohne Alles, was ich hatte; und er vergalt es mir mit nichts, als mit Bösem. — — Sobald der Undankbare sich im Besitze meiner Güter sah, achtete er meiner nicht mehr; er zeigte weder Ehrfurcht noch Liebe mehr gegen mich. Er zählte mir gleichsam jeden Bissen in den Mund; seine Grausamkeit vertrieb mich aus meinem Hause, aus meinem Eigenthume. O wie liebvoll sind dagegen Eure lieben Kinder gegen Euch, die lieber selbst nicht essen wollen, als daß Ihr hungern solltet! Ihre Liebe zu Euch rührt mich im innersten Grunde des Herzens; sie ist von dem lieblosen Betragen meines Sohnes das geradeste Gegentheil!

Heinrich, steht auf und springt zur Mutter hin. Wollen wir nicht, bis der Mann seine Milch und sein Brod verzehrt hat,

unser Dank-Liedchen für Milch und Brod
singen? So kommen wir wieder zur Arbeit.

Pilger. Ja, meine lieben Kinder,
thut das, und singt. Euer froher unschuldsvoller
Gesang wird mein trübes Gemüth
erheitern. Gar lieblich scholl euer Liedchen
vorhin hinab in das Thal, und führte mich
eigentlich da herauf zu euch.

Die Kinder singen, so wie die Mutter, ge-
gen den Felsen geköhnt, auf dem die leere Schüs-
sel steht:

Dank für Deine Gaben,
Dank für Milch und Brod,
Die so milth uns laben,
Dank Dir, lieber Gott!

Milch erfrischt die Gäste,
Ist der reinste Trank,
Schenkt uns neue Kräfte —
Schöpfer, habe Dank!

Daß sie nie uns fehle,
Gieb Du guter Gott;
Rein bleib unsre Seele —
Und die Wange roth.

Pilger, legt während sie singen, ohne daß Mutter und Kinder es bemerken, Gold in die Trinkschale, stellt sie auf einen Felsen, und steht, sobald der Gesang geendet, eilig auf. Schön, recht schön! Nun muß ich aber meinen Stab weiter sehen. Habt Dank, edle Frau, und ihr, meine lieben Kinder. Ihr habt mir Leib und Seele recht erquickt. Gott vergelt es euch! — Dort steht die Schale. Ihnen die Hand reichend. Lebet wohl, gute Mutter; liebe Kinder — und auch du, liebe kleine Rosa — lebet wohl, und Gott sey stets mit euch.

Fünfter Auftritt.

Vorige, ohne den Pilger.

Emma. Ein guter, guter Mann! Wie gerührt er war, als er Abschied von uns nahm! Die Thränen standen ihm in den Augen.

Mutter. Dem armen Manne liegt

ein schwerer Kummer auf dem Herzen. Gott wolle ihn trösten!

Emma. Das wird der liebe Gott auch thun; aller Trost kommt ja von Gott.

Heinrich. Und Der wird den armen Mann nicht leer ausgehen lassen. Doch — nun wollen wir wieder an unser Tagwerk.

Emma. Ich will zuvor noch drunten an der Quelle die Geschirre reinigen, und sie dann sogleich in den Korb legen. Sie langt die Trinkschale vom Felsen herab, und ruft erstaunt: Was ist das! Mutter, sieh — in der Schale liegen mehrere Goldstücke.

Heinrich, hinspringend. Wie, laß sie mich auch sehen! Ah — die sind viel werth! Für ein solches Goldstücklein gab der selige Vater gern eine große Eisenplatte.

Emma. Ach, seit der Vater tod ist, habe ich kein Gold mehr gesehen!

Mutter, nimmt die Goldstücke aus der

Schale. Wirklich — zehn Goldstücke! Ein wahrhaft fürstliches Geschenk! Wer ist doch dieser Fremde? Er kommt mir sehr geheimnißvoll vor.

Heinrich. Kommt, wir wollen ihm nachlaufen, und für sein so herrliches Geschenk ihm danken!

Mutter. Er will das nicht; er will uns den Dank ersparen! Darum hat er sich so schnell entfernt. Ihm nachblickend. Er hat den gewöhnlichen Fußsteig verlassen, und ist im Gebüsch wie verschwunden. Ich sehe nichts mehr von ihm. Doch — Gott wird ihn schon finden, diesen unsern unbekannten Wohlthäter, und ihm diese reiche Gabe nicht unbelohnt lassen.

Emma. Der gute Mann hat die Schale Milch, diese kleine Wohlthat, die wir ihm erwiesen — überreichlich belohnt.

Mutter. So reichlich, ja noch unendlich reichlicher belohnet Gott!

Rosa. Mutter! Laß mich die Goldstückelein doch auch sehen.

Mutter. Da sieh, liebe Rosa! Nicht wahr, sie sind schön?

Rosa. Sie sind, glaub ich, ganz neu, und glänzen wunderschön. Schenk mir doch auch eines davon, liebe Mutter! Ich hänge es dann an einem schönen, rothen Bändchen an den Hals.

Mutter. O Kind, dazu wäre es zu kostbar. Diese Goldstücke sind ein Nothpfennig für uns auf viele Jahre. — Ach, mir war es recht bange auf den Winter. Ich wollte es euch nur nicht sagen, um euch nicht zu betrüben. Wir sind nicht hinreichend mit Korn versehen, das jetzt sehr theuer ist! und jedem von euch fehlt noch ein oder das andere Stück zu der so nöthigen warmen Winterkleidung. Nun aber will ich euch Alle recht herauskleiden. Auch dir, liebe kleine Rosa, laß ich ein hübsches neues Kleid machen.

Rosa, hüpfte vor Freude und klatscht in die Hände. O das ist schön! Das freut mich noch mehr, als ein Goldstücklein!

Heinrich. Aber höre einmal, liebe Mutter! Ich verstehe den Fremden nicht. Er sagte, er sey ein armer Mann, und doch theilt er mit vollen Händen Gold aus.

Rosa. Ey, der ist freylich nicht arm! Ich glaube, die gelbe Flasche, die er an der Seite hängen hat, ist voller Goldstücke!

Heinrich, lächelnd. Das nun wohl nicht. Aber gewiß hat er noch manches Goldstück in der Tasche. Wie reimt sich nun dieses mit seiner vergeblichen Arthemuth? Er sagte uns nicht die Wahrheit. Der Mann ist gewiß steinreich.

Mutter. O mein lieber Heinrich! nicht die volle oder leere Tasche, nicht die reichlich gefüllte oder gänzlich ausgeleerte Geldkiste macht reich oder arm, sondern einzig das Gemüth. Der gute Mann, der uns eben verließ, ist arm an Freu-

den; sein Gemüth ist tief betrübt. Wir sind bey all unsrer Armuth glücklicher, als er!

Heinrich. O so wollen wir für den armen Mann bethen!

Emma. Und Gott danken, daß Er uns durch ihn eine so reichliche Hülfe bereitete.

Mutter. Ja, das wollen wir, meine liebsten Kinder. Sie blickt zum Himmel und faltet die Hände; auch die Kinder stehen — zum Himmel blickend und die Hände faltend — umher. Lieber Vater im Himmel! Wir danken Dir, daß Du diesen guten fremden Mann uns zugeschiekt, der uns eine so große Wohlthat erwiesen! — Du siehst jede gute That — und keine Thräne fällt Dir unbemerkt zur Erde. O segne — segne unsern Wohlthäter — und trockne, trockne seine Thränen! —

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

M u t t e r. E m m a.

Die Mutter sammelt, zwischen den Felsen im Hintergrunde, dürre Nester und Zweige, und bindet sie in Büschel. Emma sitzt, ihren Korb voll blühender Kräuter neben sich, an dem Felsentische, und ordnet die Kräuter, gleiche zu gleichen legend, nachdem sie zuvor jedes welke, gelbe Blättchen sorgfältig davon abgepflückt. Während dieser Beschäftigung singen Beide, mit den Strophen abwechselnd, das folgende Lied; die Mutter fängt an:

Im Morgengolde glühten
Der Bäume Laub und Blüthen,
Und jedes Wülsteins Rand;
Die Mutter ging zum Garten,
Der Blumen da zu warten,
Ihr Mäthen an der Hand.

Steh, rief das zarte Mädchen,
Auf allen Blumenblättchen

Die Tröpflein hell und klar!
Sag', liebe Mutter, weinen
Vielleicht die holden, kleinen,
Geliebten Blümchen gar?

Die Mutter sprach: „O Mädchen,
So oft noch jedes Blättchen

Voll solcher Tropfen lag:
So brachten diese Thränen
Noch immer einen schönen
Und heitern Frühlingsdag.“

„Wird einst dein Herzchen bange,
Weshau'n deine Wangen

Auch solche Tröpflein, Kind!
Dann denk in Schmerz und Leiden,
Daß Thränen naher Freuden
Getreue Boten sind.“

Mutter, ruft, indem Emma die letzten
Zeilen, der Melodie gemäß, wiederholen will,
plötzlich mit einem Schrey des Entsetzens: O
Gott, sey mir gnädig und barmherzig!
Ich bin ein Kind des Todes. — Die
Musik bricht in Mitte des Taktes ab. Eine
Schlange, die unter den Reisern flüchte, hat sich

der Mutter um den Arm geschlungen, und sich am Gelenke der Hand eingebissen.

Emma, herbeystoßend, ruft erschrocken:
Ach Gott! Eine Schlange! Eine Schlange!
O Mutter, Mutter, liebste Mutter!
O Gott, o Gott, erbarme dich unser!

Zweiter Auftritt.

Heinrich. Die Vorigen.

Heinrich, hereinstürzend. Eine Schlange!
Wo? O Gott, o Mutter, Mutter!
— Er faßt die Schlange, schleudert sie
an den Felsen, und zertritt sie. O wenn sie
nur nicht durchgebissen hat durch das Kleid!

Mutter, setzt sich auf die Felsenbank; sie
ist todtensblaß und läßt die Arme sinken.

Emma. O liebste Mutter! Komm —
laß sehen! Laß — ach mir schaudert! —
laß den Ärmel ein wenig zurückstreifen.
O Gott gebe, daß der Biß nicht durch-
ging!

Heinrich, schmerzlich jammernd. Ach
Gott, es blutet!

Mutter. O lieben Kinder! Mit
mir ist's geschehen. Ich muß sterben —
und für mich ist keine Rettung mehr!

Emma. O Heinrich — eile — eile —
spring — lauf — und ruf den Arzt, für
den wir diese Kräuter pflückten. Er wäscht
eben drunten an der Quelle seine gesam-
melten Wurzeln.

Heinrich. Ich will laufen — so
schnell ich kann! Eilig ab.

Dritter Auftritt.

Mutter. Emma.

Emma. O Mutter! Ihr um den Hals
fallend. Liebste, beste Mutter — wie gern
wollte ich statt deiner sterben! — Auf den
Knieen. O Gott, liebster Gott! O nimm
uns Kindern die Mutter nicht auch noch,
nachdem Du uns den Vater genommen

hast! O laß uns nicht zu zweifachen
Waisen werden! Die Arme weit ausgebreitet
zum Himmel streckend. O könnte Dich mein
Auge sehen, lieber Gott — könnte ich
Dich umfassen — ich wollte Dich nicht
mehr lassen — bis ich das Gnadenwort
hörte: „Sie lebe!“ O sieh mich armen
Kind hier — sieh mich auf meinen Knien
hier; ich will das Opfer seyn! — O
nimm mich — nur lasse sie am Leben!

Mutter, mit schwacher Stimme. Emma!
Deine Theilnahme, deine Liebe zu mir
ist Balsam auf meine brennende Wunde.
Doch laß mich jetzt ein wenig ruhen.
Ich muß in diesen letzten, ernstesten Augen-
blicken mich mit Gott unterreden. Sie
stützt den Arm auf den Felsen, und hält die
Hand vor die Augen.

Emma, auf die Kräuter zuwendend, etwa
leiser. O ihr lieben Blumen — ihr heil-
samen Kräuter! Eines aus euch könnte
sie vielleicht retten — aber ach, da steh

ich und kenne es nicht! O Gott, sende einen Lichtstrahl, und bezeichne dasjenige Kräutchen, das ihr helfen kann! Ich will es zerkauen und ihr auf die Wunde legen! — In die Ferne blickend. Ach, kommt denn der Arzt noch nicht? Mir dünkt, es ist schon eine Ewigkeit, seit Heinrich fort ist. Sie geht ängstlich umher, als suchte sie etwas. Da liegt noch das Gold. — O weg mit dir! Du bist das elendeste Ding von der Welt! Du hilfst nichts, wenn die Noth am größten ist! Du kannst das Leben keinen Augenblick verlängern! — Wie gerne gäb' ich alle diese Goldstücke für ein kleines, verachtetes Kräutlein, das ich vielleicht mit Füßen trete!

Vierter Auftritt.

Der Arzt. Heinrich. Vorige.

Emma, auf den Arzt zuwendend. O lieber Mann! Sieh, da ist Gold! Nimm,

Alles ist dein! Nur mach', daß unsre liebe Mutter nicht sterbe.

Arzt. Wo ist die Schlange? —

Emma. Dort am Felsen liegt sie.

Arzt, hebt sie mit dem Stocke auf. —
Und wenn du mir mehr Goldstücke gäbest, als diese Schlange da Schuppen hat — so könnte ich doch nicht mehr helfen. In zwey bis drey Stunden ist deine Mutter eine Leiche.

Emma. Untersucht doch wenigstens die Wunde.

Arzt. Wozu? Ich will mit diesem Gifte nichts zu schaffen haben. Es wäre vergebens. Zudem schläft sie, wie mir dünkt. Ich will sie nicht im Schläfe stören.

Emma. Ach, ist denn kein — kein — gar kein Mittel mehr? Du hast ja der Kräuter und Arzneymittel so viele — könnte denn keines helfen? O versuche

es nur! — Gott, erleuchte Du ihn,
daß er das rechte Mittel finde!

Arzt. Ein Mittel wäre noch! Wenn
Jemand ihr das Gift aus der Wunde
saugen wollte, so käme sie vielleicht noch
davon. Allein, wer möchte dieses thun?
Ich wollte es niemanden rathen. Der
Mensch, der es wagte, wäre gewiß des
Todes. Denn gräßlich — entsetzlich ist
das Gift dieser Schlange. Ich wollte
lieber Geißer des wüthenden Hundes ver-
schlucken. Ich weiß hier keinen Rath,
als ihr empfiehlt sie Gott, und bethet, daß
Gott ihr eine selige Sterbestunde verleihe.
Einen Priester zu rufen, ist's zu spät.
Bevor der schnellste Bothe das nächste
Dorf erreichte, und ihn hieher brächte,
ist ihre abgeschiedene Seele schon in der
Ewigkeit. Ich nütze hier nichts mehr.
Lebt wohl — und Gott woll' euch arme
Kinder trösten! — Er geht.

Fünfter Auftritt.

Vorige, ohne den Arzt; hernach
Rosa.

Mutter, die bisher, wie im Schlummer, das Haupt an den Felsen lehnte, schlägt die Augen auf. Ja, Gott will euch trösten, ihr guten Kinder! Ich habe mein Todesurtheil aus dem Munde des Arztes vernommen — und bin gefaßt. Der Wille des Herrn geschehe. Sieh, Herr, hier bin ich! Ich will nichts seyn, als deine getreue Dienstmagd. — Nur um euch ist's mir, ihr lieben Kinder! Doch für euch wird Gott sorgen. Er, der für die jungen Vögelin sorgt, kann seine Kinder nicht verlassen. O kommt noch einmal in meine Arme! Komm, du meine liebe Emma, sie schlingt den Arm um sie, komm Heinrich — sie bierhet ihm die Hand — Wo ist denn meine liebe kleine Rosa? — Ha, dort kommt sie!

Rosa, mit ihrem Korblein. Da bring' ich wieder ein ganzes Korblein voll Kräuter. — Aber, was ist dir, liebste Mutter? Ach du blutest! Hast du dich an einem Dorn geritzt? — Sieh, hier das schöne, weiße Tüchlein, das du mir zu meinem Geburtstag geschenkt hast. O komm, laß mich deine Wunde verbinden!

Mutter. Komm noch einmal auf meinen Schoos, liebes Kind! Sie nimmt Rosa auf den Schoos, und betrachtet sie mit zärtlichem Mitleid. Armes Kind! Bald — bald — wirst du keine Mutter mehr haben in einer Stunde vielleicht bin ich bey Gott in dem Himmel!

Rosa. O Mutter! Mutter! Bleibe doch bey uns — oder nimm mich mit dir! In dem Himmel soll es gar schön seyn.

Emma und Heinrich weinen heftiger über die Nothen des Kindes.

Mutter. Ihr weinet? Ihr seht mich stumm und traurig an? Weinet, weinet

nicht, lieben Kinder! Eure Mutter wird euch jetzt wohl genommen; aber Gott bleibt euch. Ich komme jetzt zu Ihm! O da werde ich es ja besser haben — und einst kommt ihr ja auch zu Ihm, und bey Ihm sehen wir uns wieder. Dort weinen wir nicht mehr. Dort allein ist wahre Freude. Doch auf Erden noch wird es euch wohl gehen. Ihr waret ja immer gute Kinder; ihr habt sein Geboth erfüllt — ihr habt euren Vater und eure Mutter geehrt. Gewiß, es wird euch wohl gehen!

Emma, niederknieend. O Mutter! Mutter! verzeih! Ich habe dich oft betrübt!

Heinrich, kniet auch nieder. O Emma war immer folgsam, sanft und gut. Aber ich war oft ein recht unbändiger Knabe. O verzeih, verzeih! Zeit Lebens will ich alle deine Worte befolgen — kein einziges vergessen.

Rosa. Gelt, du verzeihst mir auch, liebe Mutter? Ich will nicht mehr böse seyn.

Mutter. Steht auf, meine guten Kinder. Eure kleinen Fehler hab' ich euch längst verziehen. Sie kamen nicht aus bösem Herzen. Ihr hattet mich ja immer lieb — und waret die Freude meines Lebens. Doch — es wird mir schon dunkel vor den Augen; ich denke meine letzte Stunde ist nahe. O höret noch die letzten Worte eurer sterbenden Mutter!

Emma. O könnte ich mit dir sterben!

Heinrich. Ach, ohne dich kann ich nicht mehr leben! Wir hätten ja dann gar niemand mehr!

Rosa. O liebe Mutter, ich bitte dich, stirb doch nicht.

Mutter. Vor Allem, meine lieben Kinder, ehret und liebet den lieben Gott, euren lieben Vater im Himmel. Blickt auf ihn an! Seht, unaussprechlich ist meine Liebe zu euch. Doch Er liebt euch unendlich mehr, als ich! O liebt Ihn auch

unendlich mehr, als mich. Bethet zu Ihm in jeder Noth! Denkt täglich an Ihn! Thut Alles, wie vor seinen Augen. Denkt, daß Er euch überall sieht. O habt Ihn doch recht lieb. Diese Liebe ist die Quelle alles Guten. — Verspricht es mir, daß ihr Ihn, euren liebsten, besten Vater im Himmel, von ganzem Herzen lieben wollet.

Emma. O gewiß, Mutter, gewiß!

Heinrich. Wer sollte Ihn nicht lieben!

Rosa. Ich habe den lieben Gott auch recht lieb — da — auf die Brust hinzeigend — in dem Herzen drinnen.

Mutter. Ja, Kinder, noch einmal, liebt Ihn, unsern liebsten, besten Vater im Himmel, über Alles. Und dann — haßt die Sünde über Alles. — Seht ihr dort die Schlange liegen! Denkt an diese Schlange, die eure Mutter tödtet, beständig. Eine solche Schlange ist die Sünde — bunt und schön von Farbe, oft un-

ter Blumen verbergen, aber ihr Gift ist tödtlich. Ja, die Sünde ist noch viel schrecklicher. Der Biß einer solchen Schlange, wie diese dort, bringt nur den zeitlichen Tod; aber jene Schlange, die Sünde, bringt den ewigen Tod — die Verdammniß. D verspricht mir — nie — nie — nie etwas Böses zu thun. Was aber böse sey — ach das Reden wird mir schon sehr schwer! — was böse sey, wird euch euer Gewissen sagen, oder vielmehr, Gottes Stimme in eurem Herzen. Verspricht es mir, alles Böse mehr, als eine giftige Schlange zu fliehen. Legt eure Hände in die meinige, die bald — die morgen schon im Grabe modern wird! — —

Heinrich. Ich verspreche es dir, liebste, liebste, beste Mutter!

Emma. Ich auch — heilig — fest — und wie vor Gottes Angesicht.

Nesja. Ich auch — ich auch!

Mutter. Habt einander immer recht von Herzen lieb. Betrübt einander nie. Du, Heinrich, wenn du größer wirst, nimm dich deiner Schwestern an. Du, Emma, Sorge du besonders für Rosa. Wenn eines von euch glücklich wird — so vergesse es seiner armen Geschwister nicht, und schäme sich ihrer Armuth nicht. — Ach ihr armen, armen Waislein — ich weiß ja in der weiten Welt keinen Menschen, dessen Ob Sorge ich euch empfehlen könnte! Und so empfehle ich euch denn Gott und seiner Gnade. Er lebt, Er sorgt für seine Menschen. Er ist besonders der Vater armer Waisen. Er, der gerade vor der Stunde meines Todes euch einen unbekannten Wohlthäter, den guten Pilgersmann, hieher gesendet, Er hat auf seiner weiten Erde der guten Menschen noch mehr. Solchen guten Menschen wolle Er euch zuführen; diese werden sich eurer erbarmen. — Und nun kniet nieder, lieben Kinder, und empfängt

— ach das letzte Mal! — meinen mütterlichen Segen!

Die Kinder knien alle weinend und schluchzend nieder, und erheben die gefalteten Hände.

Mutter, blickt zum Himmel, und streckt ihre Arme über ihre Kinder aus. O du guter Gott! Meine schweren, erlöschenden Eliecke erhebe ich noch zu Dir; meine sterbenden Hände strecke ich über meine armen Kinder aus; die letzten Seufzer meiner erblassenden Lippen sind an Dich gerichtet! — O Gott, Du Gott der Erbarmungen — höre mich! höre mich! — Sieh da diese Kinder! Ihr Anblick bricht mir das Herz! O segne Du sie! — segne sie!! — Sie kann nicht mehr weiter reden; ihr Haupt sinkt zurück an den Felsen.

Die Kinder bleiben knien und weinen stille. Emma ringt die Hände und blickt mehrmal zum Himmel; Heinrich verhüllt schluchzend sein Angesicht; Rosa trocknet mit ihrem weißen Tüchlein die Augen.

Mutter. Nach einer Weile. Heinrich!
Meine Lippen sind so heiß. Hol' mir ei-
nen Trunk Wasser!

Heinrich. Augenblicklich! Er nimmt
die Trinkschale, und eilt damit fort.

Mutter entschlummert.

Emma. Sie schläft! Komm Rosa!
Wir wollen sie ruhen lassen. Der Schre-
cken über die Schlange, die tiefe Betrüb-
niß, und die Anstrengung bey dem Reden
haben sie ganz erschöpft.

Rosa. Ja freylich! Und das Auf-
stehen am frühesten Morgen, die Arbeit
bis zum Mittagessen, und der Schmerz
an der Hand haben sie auch müde ge-
macht. Ach, ich bin auch recht müde!

Emma. Rosa, gehe in die kleine
Kapelle dort, wo wir erst diesen Morgen
alle mit einander betheten. Geß, und be-
the für die Mutter. Ich bleibe indeß bey
ihr. Ach bethe, bethe doch recht andäch-

tig und herzlich — für die Mutter — —
und für mich! —

Rosa. O ich will den lieben Gott schon
recht bitten für die Mutter, damit Er ihre
Hand wieder heile. Sie geht.

Sechster Auftritt.

Emma. Mutter.

Emma, steht in einiger Entfernung, blickt
auf die Mutter hin, und spricht mit gerührter,
jedoch gemäßigter Stimme. O Mutter! Mutter-
ter! Liebste Mutter! — So soll ich denn
dein holdes Angesicht das letzte Mal sehen
— bald soll es mit Erde verschüttet wer-
den! Diese hellen freundlichen Augen, die
mich immer so treu und unaussprechlich
liebevoll angeblickt, so sollen sie denn für
immer sich schließen, ja vielleicht jetzt schon
sich nicht mehr öffnen! Diese Lippen,
die mich tausendmal geküßt, nur Worte der
Weisheit und Liebe gesprochen, mich tau-

sendmal „liebe Emma“ genannt, sollen im Grabe modern! Dieses edle, edle Herz voll Zärtlichkeit — soll es denn brechen und in Staub zerfallen? Ach Gott, hast Du denn kein Erbarmen? Ist denn kein Mittel mehr?

Sie geht, die Hand an die Stirne haltend hin, und her, und sieht dann auf einmal still.

Halt! Was sprach der Arzt vorhin? Besinne ich mich recht? — Ach, meine Sinne sind wie zerrüttet. — Doch ja, so war's. Er sagte: „Wenn Jemand ihr das Gift aus der Wunde saugen wollte, so könne sie vielleicht noch gerettet werden.“ Ja, ja, so sagte er. O da schon, als er dieses sprach, blitzte mir der Gedanke durch die Seele — es zu thun. Und nun — der Augenblick ist günstig. Die Mutter schläft — ach Gott wie sanft! Sie selber schickte Heinrich fort; die kleine Rosa beredete ich leicht, zu gehen. Gott selber

bereitete mir die Gelegenheit. Ach Gott, die gute Mutter würde es niemals zugeben, daß ich auf diese Art sie rette. Sie liebet ihre Emma gar zu sehr. Nun geschwind, ehe sie erwacht! — Gott, der du mich erleuchtetest, dies zu denken, gib mir auch Muth, es jetzt zu thun.

Sie geht leise näher, kniet bey der Mutter nieder, streift deren Ärmel zurück, und will die Lippen an die Wunde legen; sie bebt aber zu sehr, und steht wieder auf.

Ach Gott, wie wird mir! Mir schauert — kaltes Entsetzen rieselt mir durch alle Adern. Mein ganzes Wesen empört sich. Ich sehe rothe und gelbe und blaue Flecken vor den Augen. Das Leben kämpft gegen den nahen Tod, wie Feuer gegen Wasser. — Eine Schlange nur zu sehen, regte mir stets Todesschrecken — und gar das Gift zu saugen — ach Gott, ich kann nicht — ich kann es nicht — mir wird es schief.

Sie geht unruhig umher; stürzt dann auf die Knie nieder, und bethet zum Himmel blühend und mit stehender Stimme:

Stärke Du mich starker Gott; gieb mir schwachem Kinde Kraft, dieses Schauern, dieses Entsetzen nieder zu kämpfen — die Todesfurcht zu überwinden. — O sollte ich für sie, die mir das Leben gab, nicht willig auch das Leben geben? O zweymal hat sie mir das Leben gegeben. Als ich einst krank lag, da saß sie die langen Nächte hindurch schlaflos an meinem Bette; ihre Pflege, ihre treue Mütterforgfalt entriß mich dem Tode! Und ich — ich sollte sie retten können — und es nicht thun, sie hilflos sterben lassen? Nein, und wenn ich tausend Leben hätte, mit tausend Freuden gäbe ich alle für sie.

Sie steht rasch und entschlossen auf, und wirft, ehe sie der Mutter sich nähert, noch einen Blick zum Himmel.

Nun denn in Gottes Namen schnell —
nur schnell — ehe Angst und Schrecken
mich wieder überwältigen. Lege, o Gott,
Heil und Genesung auf meine Lippen.
Gieb ihr das Leben — und mir den
Tod!

Sie kniet wieder neben die Mutter hin legt
die Lippen an die Wunde, saugt das Gift her-
aus, und steht auf.

Es ist geschehen! — und mir ist's leicht-
er um das Herz. Ich sterbe nun gerne —
wenn nur sie am Leben bleibt. O gieb
nur, lieber Gott, daß sie nicht zu sehr um
ihre Emma traure; daß sie an meinem frü-
hen Grabe — denn ich kenn' ihr Herz! —
nicht in Thränen zerschmelze. O daß sie
nie erführe, was ich für sie gethan — als
dort, dort in der Ewigkeit. Mein Tod
schmerzte sie dann vielleicht nicht so sehr,
wenn sie ihn irgend einem unbekannten Zu-
fall zuschriebe. O wüßte, was ich that,

niemand als Gott! — Mein Leben lege ich in deine Hand, o Gott, und erwarte nun ruhig, was weiter kommen wird.

Sie setzt sich in ein Winkelchen zwischen den Tischen, wo die Mutter sie nicht bemerken kann, und verhüllt ihr Gesicht. —

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Mutter. Emma.

Mutter schläft noch; Emma sitzt an der vorigen Stelle, ihr weißes Tuch vor das Angesicht haltend, und blickt von Zeit zu Zeit zum Himmel. Man hört eine sanfte, ruhende Musik von Hirtenflöten oder Schalmeyen aus dem Gebirge herhallen.

Mutter, erwachend.

Sie ist mir? — Alle meine Schmerzen sind mit Einem Male hinweg! Wie Feuer brannte hier die Wunde — und nun empfinde ich nicht mehr das geringste Weh. Sie betrachtet die Wunde und steht auf. Wunderbarer Gott, was seh ich? Die

Emma.

Entzündung, die gleich einer Flamme ringsumher sich zu verbreiten anfing, ist verschwunden. Kaum sehe ich eine Spur mehr davon. Mir ist so leicht, so wohl! — Mir träumte, ein Engel Gottes sey auf goldenen Wolken herabgekommen, und habe mit leisem Finger meine Wunde berührt — und plötzlich war aller Schmerz gestillt. Den Traum seh' ich jetzt erfüllt. Ein Wunder ist geschehen. Guter Gott! Du hast mich meinen lieben Kindern wiederum geschenkt; wie kann ich Dir 'genug danken! — Doch wo sind sie? Mich so allein zu lassen, war nicht recht.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Rosa. Heinrich.

Rosa. Mutter! Ich habe in der Kapelle da drüben recht für dich gebethet.

Mutter. Und Gott hat dein Gebeth, du liebe Rosa, und euer Aller frommes

Hebeth erhört. Ich fühle mich wiederum
gesund.

Heinrich, mit einem Wasserkrüge. Da
ist frisches Wasser; das dort in der Schale
ist schon ganz matt. — Aber ist's mög-
lich, Mutter! Du stehest wieder frey
und aufrecht da, und Freude glänzt dir
aus den Augen! Du bist gesund. O
Wunder ohne gleichen! O Gott — Du
nur, nur Du hast da geholfen. O sieh
mein Herz voll Dank! Denn Dank und
Freude macht mich stumm.

Mutter. Ja, Kinder, danket alle,
alle Gott. Doch — wo ist meine Emma?
Sie war sonst immer am liebsten bey mir.
Wie wird sie sich freuen!

Heinrich, blickt überall umher, und ruft
laut. Emma! Emma! Komm! Wo bist
du doch? Die Mutter ist gesund. O
komm doch, komm! — Indem er sie auf
dem Sitze zwischen den Felsen erblickt. Ha,
da ist sie. O Emma, freue dich! Die

Mutter stirbt nun nicht — sie lebt —
sie ist gesund.

Mutter, die herbegeht. Wie, liebe
Emma! Was ist das! Warum sitzt du
so allein, so still und traurig da? —
Wie — du — du freuest dich nicht!

Emma, blickt voll der innigsten Wehmuth
fortwärts und seufzet: Ach Gott!

Mutter. Du wendest dein Ange-
sicht von mir! O blick' mich doch an!
Erschrecken, und mit lauter, bebender Stimme.
Ach Gott, mein Kind, was ist dir? Du
bist so blaß, und alle deine Glieder zit-
tern. Und wie? — hier an deiner Hals-
krause sehe ich Blutstropfen! O Emma,
liebe Emma, sprich, was ist dir begeg-
net? — O komm, komm in meine Ar-
me, liebstes, liebstes Kind! Sag' de-
ner liebenden Mutter Alles, was dir fehlt.
Die Mutter umfaßt sie, und will sie küssen.

Emma, mit einem Schrey. Nicht —
nicht — o Mutter, küß mich nicht. Auf

meinen Lippen ist der Tod. — Gift! — Gift! —

Mutter. Gott im Himmel, welch ein schreckliches Licht geht mir auf! Emma, nicht wahr, du — du hast, als ich schlief, mir das Gift aus der Wunde gesogen? — Ach, Todesangst ergreift mich — ach, Emma, sage, ist es so?

Emma. O zürne nicht, liebe Mutter! Ich that es nur, um dich zu retten. Du kommst nun davon — und ich sterbe gern!

Mutter. Das — das hast du für mich gethan! — O Kind, das ist der seligste und der schrecklichste Augenblick meines Lebens. Tausendmal lieber wäre ich selbst gestorben, als daß ich dich jetzt soll sterben sehen. — Emma umarmend. Ach, daß du — du — jetzt ohne Rettung in meinen Armen sterben müßtest, ist mir ein entsetzlicher Gedanke — und doch bin ich die glücklichste aller Müt-

ter. Namenlose Freude und namenlose Jammer zerreißen wechselweise mein Herz.

Emma. O Mutter, weine nicht — kummere dich nicht so — dann bin ich ganz glücklich. Gewiß, ich sterbe mit Freuden. Aber, daß du dir wegen meiner rothe Augen weinen solltest, das ist mein einziger Schmerz. O weine — weine nicht! O wie freu' ich mich auf den Himmel. Mir ist's, ich sehe ihn schon offen, und die heiligen Engel mir entgegen kommen. —

Mutter. Ich glaube dir, liebste Emma. Du warst der Engel, der mir im Traume vorgekommen, und meine Wunde heilte. O gewiß, du bist den Engeln verwandt. Du kommst in den Himmel.

Emma. O dort werde ich unsern lieben Vater wieder sehen, der mich so innig liebte. Wie wird er sich freuen, seine Emma wieder zu sehen, und von

dir, liebe Mutter, und von Heinrich und Rosa zu hören. Wie will ich ihm von euch erzählen — von euch ihm tausend Grüße bringen. Ach, was ist's denn um das Sterben? Nichts, als ein trüber Augenblick. Es ist mir, als wenn ich nur in die Stadt jenseits des Berges reisen sollte, wo wir einst zu Hause waren — und ihr kämet morgen nach. Dort oben im Himmel, bey unserm verklärten Vater, und bey Gott, unserm himmlischen Vater, sehen wir uns ja Alle wieder. Drum, liebe Mutter, weine nicht — freue dich vielmehr!

Mutter. Ja, mein liebes, gutes Kind hat Recht. — So stirb denn, liebe Emma, stirb. Ach, diese böse Welt ist dieses edeln Herzens nicht werth. Stirb in deiner Unschuld, denn diese Welt hat viele Gefahren; ja sogar Engel des Himmels sind einst gefallen. Es ist ja besser, du stirbst schuldlos in meinen Armen, an

meinem Herzen, als daß der giftige Hauch der Verführung dein zartes, weich geschaffenes Herz verdürbe. Du stirbst den schönsten Tod — den Tod der Unschuld und der Liebe, wie unser göttlicher Erlöser, der auch sein heiliges, schuldloses Leben für Andere geopfert. Dein Tod ist mein Leben, wie sein Tod unser aller ewiges Leben ist. O Emma, die Engel werden sich freuen und frohlocken, dich Schwester zu nennen. Zwey unverwelkliche Kränze werden sie dir entgegen bringen, den reinen, weißen Lilienkranz und den immergrünen Lorberkranz; denn du stirbst in deiner Unschuld — und gleich jenen ersten Märtyrern, als eine heilige Heldin.

Emma. So höre ich dich gerne, liebe Mutter. Gottlob, du bist gefast — und nun ist alles gut! Nur hast du zu viel Gutes von deinem schwachen, fehlerhaften Kinde gesagt. Ich that ja nichts Besonderes. Ich denke, das muß jedes

ind für seine Mutter thun. Heinrich
at ja mit Gefahr seines Lebens die
Schlange zuerst hinweggerissen, und Rosa
ätte, was ich that, gewiß auch gethan.

Rosa. Nein, liebe Emma, ich hätte
mir nicht getraut, das Gift der Schlange
in den Mund zu nehmen; auch fiel es mir
gar nicht ein.

Emma. Auch mir wäre es nicht ein-
gefallen — wenn Gott mir es nicht einge-
geben hätte. Gott erregte in mir den Ge-
anken, und gab mir den Muth, den mu-
thigen Entschluß auch zu vollbringen. Ich
ühlte es so gut, wie du, liebe Rosa, daß
meine irdische Natur sich dagegen sträubte.
Hätte Gott mich nicht gestärkt — ich wäre
unterlegen. Ihm, nur Ihm allein gebührt
der Ruhm.

Heinrich. Liebe Emma, du bist bes-
ser, als wir alle. O ich habe dein edles
Herz nie so ganz gekannt, wie jetzt. Ach
erzeih, daß ich deiner sanften, liebevollen

Warnungen oft nicht achtete. Nicht wahr, du verzeihst mir! Vor Reue und Scham möchte ich hier zu deinen Füßen sterben.

Emma. Heinrich, liebster Bruder, sprich nicht so. Du hast mich stets geliebt. — Sieh, es ist mir versagt, dich noch zum Abschiede zu küssen. Hier reiche ich dir denn meine Hand. Lebe wohl — und ehre unsere liebe Mutter; betrübe sie nie mehr durch Leichtsinns, werde ein edler Mann, und einst die Stütze ihres Alters. Versprich mir das — und halte dein Wort.

Heinrich. Ich verspreche es dir, und werde dir mein Wort gewiß halten.

Emma. Auch du, mein liebes, holdes Mädchen, weine! O weine nicht! Bleibe immer ein gutes, frommes, sanftes Kind; dann sehen wir uns wieder droben im Himmel. Liebe unsere gute Mutter nun zweifach — da ich von ihr scheiden muß, und ihr auf Erden nichts Gutes mehr erweisen kann. O Mutter, liebste Mutter!

— Bruder! — Schwester! — lebet,
bet alle wohl!

Mutter. O daß wir jetzt in diesem
Augenblicke heiliger Nührung alle zugleich
erben könnten! Wie selig wäre dann unser
Tod! —

Dritter Auftritt.

Pilger. Vorige.

Mutter. Ihr kommt noch einmal?
I tretet näher, fremder, guter Mann. Ihr
ommt zu dem rührendsten Auftritte, den
ein Auge sah. O seht, dieses Kind hier
irbt aus Liebe zu seiner Mutter!

Pilger, bleibt erstaunt stehen. Was seht
ch? Ich begreife das nicht. Der Arzt, der
vorhin bey Euch war, erzählte mir, eine
giftige Schlange habe Euch gebissen, und
Ihr würdet diese Stunde noch sterben. Ich
ilte, so gut meine alten Füße es gestat-
eten, hieher, Euch in dem Tode zu trö-

ßen, und für Eure Kinder zu sorgen. Und nun finde ich Euch frisch und gesund; dieses holde Kind aber bleich, entsezt, und wie es scheint — dem Tode nah; D' redet; was ist hier vorgegangen?

Mutter. Meine liebe Emma hier — mit Himmelslust nenne ich sie meine Tochter — hat mir, indem ich schlief, das Gift der Schlange aus der Wunde gesogen. Ich lebe und sie stirbt!

Pilger. Was höre ich? Welch eine edle, große That! Wie danke ich Dir, Du guter Gott, daß Du mich auf Erden noch eine solche entschieden gute, preiswürdige That der reinsten, uneigennützigsten Liebe erleben ließest. Ich verzweifelte längst an der Menschheit; denn mir ward schrecklich von den Menschen begegnet. Dieses gute Kind aber sehnt mich wieder mit der Menschheit aus. Nun will ich gerne und getrost sterben, da ich mit meinen Augen mich überzeugt habe, welcher edlen Gesinn-

nungen das menschliche Herz fähig sey. —
Doch, zeigt mir die Schlange?

Rosa, mit dem Finger hinzeigend. Dort
könnt Ihr sie sehen. Ich getraue mir nicht
hinzufragen, wiewohl sie todt ist.

Pilger, faßt die Schlange mit der Hand,
hebt sie auf — und ruft laut: Gott sey ge-
priesen! Liebes Kind, du darfst nicht ster-
ben! Der unwissende Arzt, der nicht stuz-
dirte und wenig Erfahrung hat, berich-
tete Euch unrecht. Ich kenne diese Schlange
besser, und bin auf meinen Reisen un-
ter Völkern gekommen, die ohne Scha-
den solche Schlangen sogar essen. In Wun-
den bringt das Gift dieser Schlange al-
lerdings den Tod; allein in den Mund
genommen ist es unschädlich, ja man könn-
te es ohne Lebensgefahr trinken. Wahr-
scheinlich ist das Gift aller Schlangen so
beschaffen: allein von dieser Art Schlangen
da weiß ich es gewiß. Glaubt mir er-
fahrenem Manne; Eure Tochter hat von

diesem Gifte durchaus nichts zu befürchten. —

Mutter. Wär' es möglich! Du — du liebe Emma wärest mir wiederum geschenkt? — Aber seht, lieber Mann, sie ist todtenbleich — sie zittert — kalter Schweiß steht ihr auf der Stirne. Ach der traurige Anblick widerlegt Eure Worte!

Pilger. Nein, nein! Die aufgeregte Einbildungskraft des Kindes, Entsetzen vor dem Gifte, und Angst und Schrecken mußten natürlich es sehr angreifen. Allein glaubt mir, es fehlt der guten Emma sonst nichts. Er nimmt Emma liebevoll und freundlich bey der Hand. Liebes, liebes Kind! Du guter kleiner Engel Gottes, stehe auf, tritt in unsere Mitte, lächle wieder freudig. Deine Mutter ist durch dich gerettet — und du darfst nicht sterben.

Mutter. Ja, glaub' es, liebe Emma; ich glaube es selbst. — Wäre dieses Gift auch das schrecklichste — so hätte es doch

Deinem Herzen voll kindlicher Liebe nichts anhaben können. Deine süße, milde Liebe hätte es dir ganz unschädlich gemacht, und sogar das Gift in Milch und Honig verwandelt. Doch sey das, wie es wolle! — Genug, Gott hat dich gerettet, und mir durch dich das Leben neu geschenkt!

Pilger. So ist es! Gott sey dafür ewig gelobt und gepriesen.

Mutter, erhebt ihre Augen und ihre gefalteten Hände zum Himmel. O Gott, mein Herz ist voll Anbethung und Dank. Ja, Dank, Dank sey Dir, Du lieber, guter Gott! — Und nun — komm in meine Arme, liebe Emma! Sey aufs neue mir gegrüßt, aufs neue in dem Leben mir willkommen. Komm, o komm an meine Brust, du Retterin meines Lebens! Wie auf meinen Händen will ich dich durchs Leben tragen — und jedem Lüstchen wehren, das dich rauh anwehen will.

Heinrich, mit der lebhaftesten Freude. O Emma, liebste Schwester! O Gott Lob, Gott Lob, du stirbst nun nicht! O wie freu ich mich! Himmel und Erde, die mir zu trauern schienen, erscheinen mir nun viel heller und schöner, als zuvor. O Gott, wie dank' ich Dir!

Rosa, andächtig die Händchen faltend. Auch ich dank' Dir, Du lieber Gott! — Hierauf klatscht sie in die Hände und hüpfte vor Freude. Die Mutter stirbt nicht! Emma stirbt nicht! Wir alle bleiben wiederum beysammen! — Gott ist doch recht lieb und gut.

Emma. Ich wäre gern gestorben. Aber um der lieben Mutter willen, um eurer willen, lieber Bruder, liebe Schwester, bleibe ich gerne wieder hier — so sehr ich auf den schönen Himmel mich gefreut habe.

Mutter. Du hättest es freylich besser bekommen, und deiner wartet in die-

ser Welt einst mancher harte Kampf —
ja schon in unsrer armen Hütte manche
bittere Noth.

Pilger. Nein, das soll, das darf
nicht seyn. Das weiß — nächst Gott —
ich zu verhüten. Vor Euch kann ich
mich weiter nicht mehr verbergen. Seht
her! — Er schlägt seinen Pilgerrock auseinander,
und erscheint in Scharlach und Gold prächtig
gekleidet, mit einem Stern an der Brust. —
Ich bin Lord Dorington.

Heinrich, erstaunt einen Schritt zurück-
tretend. Was, ein Lord! Wer hätte das
gedacht!

Rosa. Ey, welch schönes Kleid!
Welch heller Stern! Allein vom Him-
mel fiel der Stern doch nicht? Nicht
wahr, Mutter? Die Sternlein am Him-
mel sind doch viel schöner?

Mutter, mit Ehrerbietigkeit. Mylord!
Ihr müßet es Euch selbst zuschreiben,

daß wir Euch die schuldige Ehrfurcht nicht erwiesen.

Pilger. Ach schweigt davon! Der Stern da deckt ein Herz voll Gram. — Ich habe Euch, werthe Frau, bereits von meinem undankbaren Sohne erzählt. Sein unmenschliches Betragen gegen seine alternden Aeltern machte mich vor Kummer krank, und stürzte seine Mutter in das Grab. Mit großem Nachdrucke. O kindlicher Undank, du gleichst einer giftigen Schlange, die das Leben der Aeltern vergiftet, ihnen jede Lebensfreude raubt, und ihre grauen Haare vor der Zeit in das Grab bringt!

Mutter. Der Sohn eines so guten Vaters kann nicht immer böse bleiben. Ich hoffe, er werde zur Besinnung kommen, und sich bessern.

Pilger, schmerzlich gerührt. Er liegt schon längst unter der Erde. Wie hätte er auf Erden lange leben können, da er

Vater und Mutter nicht ehrte! Seine ausschweifende Lebensweise zog ihm eine auszehrende Krankheit zu, an der er unter großen Schmerzen starb. Weinend und mit sanfter Wehmuth. Mein einziger Trost ist, daß er auf seinem Sterbebette noch in sich ging, sein lasterhaftes Leben be- reute, mich mit heißen Thränen um Ver- gebung bat, und mit den Worten des verlorenen Sohnes verschied; „Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und gegen dich.“

Mutter. Nun, so ist er für Euch doch nicht auf immer verloren. Da er im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Got- tes reumüthig gestorben, so werdet Ihr ihn im Himmel wieder finden.

Pilger. Das hoffe ich. Er trocknet sich die Augen, und erzählt dann ruhig und gefaßt weiter. Durch den Tod meines Sohnes ka- men meine Grafschaft und mehrere schöne Landsitze, die ich ihm übergeben hatte,

wieder an mich zurück. Allein sie freuten mich nicht mehr! Da ich keine andere Kinder hatte, überließ ich meine Güter meinem Bruder, dem sie nach meinem Tode ohnehin anheim gefallen wären. Indes habe ich mir eine ansehnliche Summe Geldes und einen Theil der jährlichen Einkünfte vorbehalten. Meine Gesundheit litt sehr. Die Aerzte rietben mir, eine Reise auf das feste Land zu machen, um mich zu erholen. Das wärmere Land bekam meiner Gesundheit sehr wohl. Ich mochte in mein Vaterland, das nur traurige Erinnerungen für mich hat, gar nicht mehr zurückkehren, und kaufte mir, ungefähr zehn Meilen von hier, ein Landgut. Vor einigen Wochen kam mir die Lust an, eine Fußreise in diese Gebirge zu machen. Um die Menschen, die sich gegen Reiche und Vornehme immer freundlich, dienstfertig, ja wohl tugendhaft stellen, und sich nur ge-

gen den Armen in ihrer wahren Noth
zeigen, näher kennen zu lernen — auch
um vor Räubern sicher zu seyn — wählte
ich dieses arme Pilzgerwand. So führte
mich Gott hieher, und lehrte mich Euch,
gute Mutter, und Eure lieben Kinder
kennen — und unter diesen vorzüglich
Eure vortreffliche Emma. Sich zu Emma
wendend. Und nun, du holdes, zarter En-
gel — denn wahrhaftig, kein Engel des
Himmels kann liebevoller seyn — o sprich,
möchtest du nicht meine Tochter werden?
Könntest du mich alten Mann, als dei-
nen Vater lieben? —

Emma. Ihr seyd sehr gütig gegen
mich, armes Kind; allein ich kann meine
liebe Mutter nicht verlassen.

Pilger. Liebes Kind! Das sollst
du auch nicht. Mein schönes Landgut,
in der schönsten Gegend gelegen, ja Al-
les, was ich habe, soll dein seyn. Du
kannst mit deiner Mutter dort wohnen und

Alles mit ihr und deinen Geschwistern theilen!

Emma, mit freudiger Rührung. Ja, dürst ich das? O Mutter, Mutter, was soll ich thun? O das wäre mir die größte Freude, wenn es dir nicht mehr so kümmerlich ginge, und wenn du sorgenfreye Tage genießen könntest.

Mutter. Eure Großmuth, Mylord, setzt mich in Erstaunen. Ich bin davon so überrascht, daß ich zu keinem Entschlusse kommen kann. Vor Allem fürchte ich, Reichthum und Ueberfluß möchte meine Kinder verderben.

Pilger. Schweigt von Großmuth! Was ich Euch geben kann, ist wenig. Was ich an Eurer lieben Emma und auch an Euren übrigen Kindern finden werde, ist unendlich mehr. Ihre Liebe, der Anblick ihrer Unschuld, ihre Pflege wird mir den kurzen Weg, der mir noch bis zum Grabe übrig ist, mit Blumen

bestreuen. Ich gewinne, nicht Ihr. — Auch fürchte ich gar nicht, daß der Reichtum Euch oder Euren Kindern verderblich werden sollte. Ich könnte mein Vermögen in keine bessere Hände legen. Die Armen und Dürftigen in der Gegend umher werden dabey nicht leer ausgehen, und mich alten Mann noch im Grabe segnen. Euer und Eurer Kinder ungeheuchelte Frömmigkeit, Eure Wohlthätigkeit gegen mich, den Ihr für einen armen Mann gehalten, bürgen mir dafür. Macht also nur sogleich Anstalt zur Reise, gute Frau; ich gehe, einen Wagen zu besorgen.

Mutter. Nun, edler Lord, so nehm' ich Euer edelmüthiges Anerbieten im Namen meiner Emma denn an. Was mich vorzüglich dazu bestimmt, ist die Hoffnung, das Leben unsers edlen Wohlthäters durch die zärtlichste Pflege versüßen zu können — und dann meinen Kindern eine Erziehung zu geben, die ihnen in dieser abgeleg-

nen Wildniß nicht zu Theil werden kann. —
 Doch vergeht, ich kann mich nicht mehr
 halten; mein Herz wallt über. Erlaubt,
 daß ich Demjenigen, der durch mein lie-
 bes Kind hier mich erst dem Tod' entriß,
 und dann durch dieses mein Kind Mut-
 ter und Kinder glücklich machte — zuerst
 meinen Dank bringe. Kommt, Kinder,
 und dankt dem lieben Gott, der uns dieses
 Heil bereitete, und uns nach großem Jam-
 mer eine solche große Freude schenkt! Ei-
 knien nieder und bethen stille.

Pilger, betrachtet die bethende Mutter
 und die Kinder, die sie umgeben, mit Rührung,
 schaut dann zum Himmel, schweigt einige Au-
 genblicke, und spricht dann mit Nachdruck:
 Gott gebe allen Aeltern ein Herz zu ihren
 Kindern, wie diese Mutter es hat, und
 lasse alle Aeltern an ihren Kindern so viele
 Freude erleben, wie diese Mutter an ihrem
 Kinde, meiner neuen Tochter — der lie-
 ben, guten Emma!





Erzählungen,

dem

blühenden Alter

gewidmet

von dem

Verfasser der Oßereier.

Erstes Bändchen.

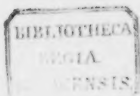
Mit einem Titellupfer.

Muggerburg,

in der J. Wolff'schen Verlagsbuchhandlung.

1836.

W. 1



V o r r e d e.

Der Verfasser der *Ostereier* und der *Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde* hat die gegenwärtigen Erzählungen dem blühenden Alter gewidmet.

Die Jugend hat andere Angelegenheiten, Neigungen und Wünsche, als die Kindheit; manche Tugenden gereichen besonders Jünglingen und Jungfrauen zur Zierde; aber auch ganz eigene Gefahren drohen diese schöne Zierde zu zerstören, wie der Reif die Blüthen.

Dem blühenden Alter diese Tugenden als liebenswürdig und segenbringend darzustellen, und dasselbe vor den ihm drohenden Gefahren freundlich zu warnen, war die Absicht des Verfassers.

Er glaubte sie da Beispiele mehr wirken als Worte, am besten durch Erzählungen zu erreichen, und bemühte sich, diese allerdings etwas schwere Aufgabe so zu lösen, daß man das Büchlein auch Kindern in die Hand geben könne.

Uebrigens versteht es sich wohl von selbst, daß er sich nicht bloß auf die erwähnten Tugenden und Tugendgefahren beschränkte; er schloß nichts aus von Allem, was sowohl dem Kinde als dem Greise, jedem nach seiner Art, gleich wichtig und heilig seyn muß.

Gott lege auf diese schon vor mehreren Jahren verfaßte, kleine Schrift seinen Segen!

Christoph Schmid.

Der Rosenstock.

I.

Heer Almar war ein angesehener Kaufmann von großem Verstande und, was noch mehr ist, ein Mann von dem vortrefflichsten Herzen. Eine ihm ganz eigene Keuschheit, die von Herzen kam, gewann ihm alle Herzen; die ungesuchte, ihm ganz natürliche Ehrfurcht bei Allem, was er sprach und that, flößte Ehrfurcht ein. Obwohl er schon etwas betagt war, so hatte er, als ein Zeichen wohl zugebrachter Jünglingsjahre, noch eine so frische, fast jugendliche Gesichtsfarbe, daß Fremde, die ihn das erste Mal sahen, ihn für zehn Jahre jünger hielten. Sein Anzug war immer sehr einfach und ohne allen Prunk; am liebsten trug er einen dunkelfarbigen Ueberrock von sehr feinem Tuche, und nur ein Ring mit einem kostbaren Edelsteine bezeichnete den Mann von großem Vermögen. Sein schönes wohigebautes Haus, das er leicht mit fürstlicher Pracht hätte ausschmücken können, hatte nur eine anständig bürgerliche und etwas alterthümliche Einrichtung; er haßte unmäßige Pracht und öfteres Aendern der Hausgeräthe als uns

geziemend für einen Bürger; allein einige herzerhebende Gemälde von großen Meistern dienten dem Hause zur bessern Zierde. Die Ordnung und Genauigkeit, mit der er seine große Handlung führte, war musterhaft; er war so zuverlässig, so rechtschaffen und billig, daß jedermann am liebsten mit ihm Geschäfte machte.

Einige tadelten zwar an ihm, daß er sich in manches Geschäft einließ, das etwas ins Kleinliche ging, ihm viele Mühe machte, und ihm geringen Gewinn, ja manchmal wohl gar nicht unbedeutenden Verlust brachte. Allein er besaß sich mit dergleichen Geschäften blos, um vielen arbeitsamen Familien, die sonst brodlos gewesen wären, Verdienst und ihr ehrliches Auskommen zu verschaffen, indem er diese Art von Wohlthätigkeit für die beste hielt. Ehrlosende Hausarme, die nichts mehr verdienen konnten, unterstützte er im Stillen sehr reichlich, und um manchen Familienvater, der durch Unglücksfälle weit herabgekommen war, zu retten, hatte er mit wahrer Großmuth in Geheim schon manche bedeutende Summe hingegeben. Er wurde als ein sehr wohlthätiger Mann und als ein wahrer Menschenfreund gepriesen. Nur leichtsinnige und arbeitshene Verschwender, die Geld von ihm borgen wollten, lebten ihn nicht; denn er wußte ihnen Sparsamkeit, Mäßigkeit, und Arbeitsamkeit sehr nachdrücklich einzuschärfen, und hatte bei seinem mannichfaltigen und ausgebreiteten Gewerbe immer sogleich eine angemessene Arbeit, wobei sich mit anhaltendem Fleiße wohl etwas verdien-

nen lasse, für sie in Bereitschaft — wozu sie sich denn freilich nicht verstanden, und ihm von Herzen gram wurden.

Mit seiner Ehegattin, einer in jeder Hinsicht vortrefflichen Frau, hatte er fünfzehn Jahre in der glücklichsten Ehe gelebt. Er hatte sie, obwohl sie sehr schön war, nicht wegen ihrer Schönheit, auch nicht wegen ihres Vermögens, das geringe war, vor vielen Andern gewählt. Ihre ungeheuchelte Frömmigkeit, ihre liebenswürdige Bescheidenheit, ihre jugendliche Sittsamkeit, ihre Arbeitsamkeit und ihre übrigen häuslichen Tugenden dankten ihm der beste Brautschlag. Nach ihrem Tode, der ihn tief betrübt, wollte er nie mehr von einer zweiten Ehe hören.

Von seinen Kindern, die frühe starben, war ihm nur ein einziger Sohn, Namens Ludwig, übrig geblieben, der nunmehr einige zwanzig Jahre alt, und das getreue Ebenbild seines Vaters war. Schön und blühend von Angesicht, reichgebildet und von edler Gestalt, voll Anstand in seinem Betragen, genau in seinen Geschäften, gefällig gegen Freunde, großmüthig gegen Arme, untadelich in seinen Sitten, voll Ehrfurcht gegen Gott und gegen Alles, was dem Menschen heilig seyn muß, war er die einzige Freude des Vaters und eine Zierde der Stadt. Gegenwärtig befand sich der treffliche Sohn, theils in Geschäften, theils sich noch mehrere Handelskenntnisse zu erwerben, in England, und der Vater erwartete täglich seine Zurückkunft.

Eines Abends nun, da es eben draußen sehr

stürmte und regnete, saß der alte Herr Alkmar eben in dem warmen Zimmer bei einer Schale Kaffee und rauchte sein Pfeifchen. Herr Wohlmuth, sein erster Buchhalter, der noch mit ihm zur Schule gegangen war, und den er wegen seiner Rechtschaffenheit und Treue seinen ersten Freund zu nennen pflegte, saß bei ihm, und Beide verabredeten mit einander eben ein kleines Fest, das bei der Ankunft des edlen Ludwigs gefeiert werden sollte.

Da trat der Briefträger mit einem Pack Briefe herein. Herr Alkmar erbrach sie und durchlief sie mit schnellen Blicken. Als er wieder einen durchging, der ihn sehr zu erfreuen schien, veränderte sich plötzlich seine Gesichtsfarbe, und die Hand, in der er den Brief hielt, fing an heftig zu zittern. Wohlmuth erschrak. Er wußte, daß Verluste im Handel, deren Herr Alkmar schon viele mit Gleichmuth übertragen hatte, ihn nicht so hätten betrüben können. „Um des Himmels willen, was ist Ihnen!“ fragte Wohlmuth bekümmert. „Da lies!“ sprach Alkmar mit einem Seufzer, reichte ihm den Brief, sank in seinen Lehnstuhl zurück, faltete die Hände, und blickte voll stummen Schmerzens zum Himmel.

Wohlmuth las. Ein Handlungsfreund in Hamburg meldete bloß in einer Nachschrift den Untergang eines Schiffes — und das Schiff war, was der Handlungsfreund freilich nicht gewußt hatte, eben das Schiff, auf dem Ludwig zurückkommen sollte.

Diese Nachricht war auch für Wohlmuth ein Donner Schlag. Indes suchte er seinen Freund Alkmar zu

beruhigen. „Einige Personen, sagte er, wurden ja laut des Briefes gerettet. Vielleicht war Ludwig unter diesen wenigen Glücklichen! Auch wäre es ja noch möglich, daß Ludwig sich gar nicht auf diesem Schiffe befunden hätte. Vielleicht ließ Gottes heilige Vorsicht, wie es ja Beispiele giebt, ihm irgend ein Hinderniß in den Weg kommen, daß er in England noch aufgehalten wurde, und sich nicht einschiffen konnte.“

„Du machst da, sprach Almar, ein schwaches Plänkeln von Hoffnung in meinem Herzen aufglücken, lieber Wehlmuth; allein ich fürchte, es werde bald wieder erlöschen. Indes wollen wir sobald möglich ins Klare kommen.“

Er schellte und sagte dem hereintretenden Diener: „Geh eilends auf die Post, eine Staffette zu bestellen. Ich lasse aber den Herrn Posthalter bitten, dem abgehenden Postkutschen das schnellste Pferd aus dem Poststalle zu geben. Der Brief, den der Postkutscher mitnehmen soll, werde sogleich folgen.“

Hierauf sagte Herr Almar, Wehlmuth und alle Handlungsdienere im Hause möchten bei allen Kaufleuten der Stadt nachfragen, ob sie nicht Briefe mit genaueren Nachrichten über den Untergang des Schiffes erhalten hätten; er aber selbst setzte sich hin, an den Handelsfreund in Hamburg zu schreiben.

Die Handlungsdienere kamen bald zurück, und brachten die Nachricht, der Untergang des Schiffes sey gewiß; jedoch seyen elf Personen, und darunter ein junger Kaufmann, nebst dessen Diener gerettet worden. Der Name des Kaufmanns war aber nicht bekannt. Al-

mar sagte wieder einige Hoffnung. Zwischen Hoffnung und Furcht versloß ihm der folgende Tag. Mit unbeschreiblicher Sehnstucht erwartete er die Stafette mit der Antwort zurück. Er fühlte eine unnenndbare Angst, und mußte alle seine Kräfte aufpassen, nicht vor Angst zu vergehen. „Vater, beethete er, wenn dieser Reich nicht mehr vorüber gehen kann, ohne daß ich ihn trinke, so sende mir Kraft und Stärke vom Himmel, mich in deinen heiligen Willen zu ergeben!“

Die ganze Stadt, in der Ludwig allgemein geschätzt und geliebt war, erwartete die Zurückkunft der Stafette mit banger Erwartung. Ludwigs Schicksal war das allgemeine Gespräch der Stadt. Endlich kam die Antwort: Ludwig sey mit auf dem Schiffe gewesen; allein unter den Geretteten befinde er sich nicht. „Nun, guter Gott, sagte Herr Altkmar tief erschüttert, so war es denn dein Wille so! Was Du thust, ist wohlgethan. Anbethend unterwerfe ich mich deinen unerforschlichen, aber immer weisen und liebevollen Thätigkeiten.“

Er war zu angegriffen, als daß seine Augen hätten Theilnehmen finden können. Voll stummen Schmerzens verschloß er sich in sein Zimmer, um dem Andränge tröstender Freunde und Verwandten auszuweichen und seinen Trost in Gott zu suchen.

II.

Einige Tage nachdem der Brief mit der bestimmten Nachricht von Ludwigs Tode angekommen war, ließ

sich ein alter Matrose bei Herrn Alkmar melden. Herr Alkmar, der im schwarzen Kleide an seinem Schreibtische saß, ließ ihn sogleich vor. Der Matrose hatte sich auf dem unglücklichen Schiffe befunden und konnte dem Herrn Alkmar den ausführlichsten Bericht vom dem Untergange des Schiffes erstatten.

„Wir hatten einen Sturm auszuweichen, sagte der Matrose, dergleichen ich alter Mann noch nie erlebt habe. Der Sturm hatte sich kurz vor Einbruch der Nacht erhoben, und das Schiff mit einer Gewalt fortgerissen, der nichts widerstehen konnte. Wir kamen weit von unserer Richtung ab, und wußten zuletzt nicht mehr, wo wir waren. Schwarze Wolken bedeckten den ganzen Himmel; die Nacht war so finster, daß wir kaum die Hand vor den Augen sehen konnten. Ein paar Stunden nach Mitternacht schütteten wir plötzlich einen Sturz, der uns alle zu Boden warf; ein furchtbares Getöse verkündete uns, das Schiff sey gescheitert. Das Wasser drang mit großer Gewalt von allen Seiten in das Schiff; es wurde von der Macht der Wellen bald vollends zertrümmert. Der Steuermann, ich und sieben andere Matrosen, und noch zwei Reisende, die gute Schwimmer waren, retteten sich auf die Klippen, an denen das Schiff gescheitert war. Der Kapitän und alle Uebrigen auf dem Schiffe sind in dem Meere ertrunken.“

„Der junge Herr Alkmar, fuhr der Matrose fort und wischte sich die Augen, wurde von uns allen herzlich bedauert. Wir Matrosen liebten ihn alle sehr; er war gar so liebreich und freundlich. Er redete mit jedem

von uns, erkundigte sich nach allem, was die Schiffs-
sahrt betrifft, und bat uns, wenn wir wieder gearbeitet
hatten, manchen guten Trunk bezahle. Ich weiß
gewiß, jeder aus uns hätte mit Freuden sein Leben
daran gewagt, ihn, wenn es möglich gewesen wäre,
zu retten. Allein wir fanden nicht mehr Zeit, auch
nur daran zu denken. Ich habe ihn Abends, da eben
der Sturm loszubrechen drohte, noch eben auf dem
Verdecke des Schiffes gesehen. Wie ist, ich sehe ihn
noch. Er saß in seinem dunkelblauen Ueberrocke auf
einer Bank, las in einem Briefe, und eine rothe Brief-
tasche lag neben ihm. Er schien sehr gerührt. Wie-
leicht hatte er eine Ahnung von dem, was ihm bes-
vorstand. Wir sahen nichts mehr von ihm! Nur die
Brieftasche habe ich nachher unter den Trümmern des
Schiffes gefunden. Hier ist sie! Sie enthält mehrere
Briefe an ihn und eine Banknote von Werth. Des-
halb wollte ich Ihnen die Brieftasche selbst überbringen.“

Herr Alkmir nahm die Brieftasche mit zitternder
Hand und öffnete sie. Er erblickte die Briefe, die er
an seinen Sohn geschrieben hatte. „Der gute Ludo-
wig! sprach Herr Alkmir; alle meine Briefe hat er
aufs sorgfältigste aufbewahrt, sie bei sich getragen,
und wie ich es wünschte, öfter wieder gelesen!“ Der
liebvolle Vater, dessen Schmerz bisher theänenlos war,
konnte erst jetzt beim Anblicke dieser Briefe wohlthä-
tige Theänen vergießen, die seine gepreßte Brust er-
leichterten. „Weinen Sie immerhin, sagte der Mas-
trose, indem ihm selbst die Theänen über die braunen
Wangen flossen; er ist der Theänen werth. Ach, ich

wollte, er stünde hier, und ich läge dafür im tiefsten Abgrunde des Meeres. Er könnte der Welt noch mehr nützen, als ich alter, abgelebter Mann.“

Der Matrose beschloß seine Erzählung. „Am Morgen nach unserm Schiffbruche, sagte er, erblickten wir uns auf einem kahlen Felsen und rings umher nichts, als das unermessliche Meer. Wir wären hier ganz gewiß vor Hunger und Durst umgekommen, denn wir fanden nichts als einige Meermuscheln und etwas Regenwasser, das sich in den Spalten der Felsen gesammelt hatte. Allein da schickte Gott ein Schiff her, das nicht weit von unserm Felsen vorbeifegelte. Wir erhoben eine Segelstange mit dem Segeltuche, die der Sturm an das Ufer geworfen hatte, und gaben damit dem Schiffe ein Zeichen. Wir wurden in das Schiff aufgenommen. Auf dem fremden Schiffe kamen wir nach Hamburg und brachten von unserm Schiffe nichts zurück, als die Nachricht von seinem Untergange.“

Herr Alkmar nahm die Banknote aus der Brieftasche, und gab sie dem Matrosen. „Nehmt dieses, sagte er, für Eure Liebe zu meinem Sohne und für die Wohlthätigkeit, mit der Ihr die Banknote zurück gabt. Mein Buchhalter soll sie Euch in bares Geld umsetzen. Legt aber das Geld an — als einen Nothpfennig für Eure alten Tage!“ Der Matrose erstaunte über dieses reiche Geschenk, und dankte mit weinenden Augen Gott und dem Herrn Alkmar.

Herr Alkmar fühlte den Schmerz über den Verlust seines Sohnes mehrere Tage in allen Gliedern. Seine Gesundheit fing an zu wanken. Eines Morgens, an

einem Sonntage, da er eben aus der Kirche zurückkam, wo er dem Gottesdienste mit großer Andacht beigewohnt hatte, fühlte er sich gar nicht wohl. Er fand nicht mehr Zeit, die Trauerkleider abzulegen, und sank in seinen Lehnstuhl. Wohlmuth, der ihn begleitet hatte, hoffte, der Anfall werde vorüber gehen, und machte dem Herrn Almar Hoffnung, es werde bald besser werden.

„Lieber Wohlmuth, sagte Almar, meine Hoffnungen in dieser Welt sind dahin; allein mir gehen jetzt herrlichere Hoffnungen auf. Ja, bald wird es besser mit mir werden — drüben in der bessern Welt. Ich habe heute meine Rechnung mit dem Himmel abgeschlossen, und mich mit dem Brode des Lebens auf die weite Reise gestärkt. Ich hoffe, meine ewigen Angelegenheiten setzen in Ordnung; nun will ich auch noch einige zeitliche Geschäfte in Richtigkeit bringen. Setz' dich hieher an den Tisch; da ist Papier, Dinte und Feder. Ich will dir meinen letzten Willen dictiren; Notar und Zeugen mögen ihn dann unterschreiben und siegeln. — Das große Vermögen, mit dem mich Gott segnete, würde ganz meinen Anverwandten zufallen. Wie ich sie aber kenne, wäre das kein Glück für sie, sondern ein wahres Unglück. Sie sollen indeß, wiewohl sie mir nicht sehr nahe verwandt sind, dennoch den ansehnlichsten Theil davon erhalten; jedoch unter solchen Bedingungen, daß sie das Geld nicht zu ihrem Schaden mißbrauchen und verschwenden, sondern nur nützlich anwenden können; es soll vorzüglich ihren Kindern zu gut kommen. Wenn aber sie

Kinder nicht was Rechtes lernen wollen, und sich nicht gut aufführen, so sollen sie von meinem Gelde keinen Heller zu sehen bekommen. Für dich, lieber Wohlmuth, und für alle meine treuen Diener, die mir mein Vermögen erwerben halfen, soll wohl gesorgt werden. Auch die Armen und die Schulen sollen gut bedacht werden. Doch, schreibe jetzt; mich dünkt, wir haben wenig Zeit mehr übrig.“

Altmar fing an zu diktiren — hielt aber plötzlich inne und sagte: „Gott, wie wird mir! Nun, denke ich, kommt der Herr, und ruft mich ab! — Er wolle dies Geschäft, das ich nicht mehr ausmachen kann, vollenden, und es aßen, die es betrifft, zum Besten gereichen lassen!“

Er schwieg — bethete stille — und sprach dann mit brechender Stimme: „Lieber Vater im Himmel! Nimm mich denn auf zu Dir, und vereinige mich droben bei Dir wieder mit meinen Geliebten, die mir vorausgegangen sind — mit meiner frommen Gattin, mit meinem guten Sohne Ludwig, und mit meinen übrigen Kindern!“ Mit diesen Worten verschied er. Er war vom Schlage gerührt worden. Durch einen sanften Tod hatte Gott ihn schnell zu sich genommen. Alle im Hause eilten auf Wohlmuths Ruf hin befüßt in das Zimmer. Der Jammer, den alle erhoben, als sie ihren guten Herrn in der schwarzen Trauerkleidung, sein Haupt an Wohlmuths Brust gelehnt, als Leiche im Leuchessel darsitzen sahen, läßt sich nicht beschreiben. Allein selbst der Anblick ihres erblasketen Wohlthäters gewährte ihnen Trost. Sein

Angesicht sah so mild und lieblich, so fromm und selig aus, daß alle voll Andacht die Hände falteten. Es war ihnen, als lächle er, daß er sein Tagwerk auf Erden nun glücklich vollbracht habe. Und Wohl-muth sprach: „Er hat hier reichlich ausgesäet, und ist nun hingegangen, dort reichlich einzuhendten.“

III.

Der Tod des alten Herrn Alkmar setzte, so wie früherhin die Nachricht von dem Tode seines Sohnes, die ganze Stadt in die aufrichtigste Betrübniß. Nur die Anverwandten waren nicht sehr bestürzt; sie fühlten vielmehr über die reiche Erbschaft, die ihnen so unerwartet zuviel, eine ganz unmäßige Freude. Sie konnten bei dem Leichenbegängnisse des alten Herrn, wo tausend redliche Zähren flossen, den Jubel ihres Herzens kaum verbergen, und mancher bedeckte seine Augen mit dem weißen Tuche, als trocknete, er seine Thränen; allein im Grunde wollte er nur nicht merken lassen, daß er nicht weine.

„Die Erbschaft ist ungeheuer — unermesslich!“ hieß es. Sie betrug auch in der That mehrere hundert tausend Gulden. Allein als es zum Theilen kam, zur Untersuchung der Handlungsbücher, der Papiere, der versiegelten Kassen — war den geldgierigen Erben Alles noch zu wenig. Sie begegneten dem alten würdigen Buchhalter sehr unwürdig. Sowohl er als die übrigen treuen Diener, denen Herr Alkmar Vieles vermacht haben würde, wenn ihn der Tod nicht über-

eint hätte, erhielten anstatt irgend eines Geschenkes, nichts als Verwürfe. Von allen den milden Gaben, die Herr Alkmar seit Jahren ehrliebenden Armen angewiesen hatte und wöchentlich hatte austheilen lassen, wurde nichts mehr bezahlt.

Die Verwandten gerietben unter einander selbst in Streit, und Alles ließ sich zu einem Prozesse an. Endlich siegte die Begierde, die Erbschaft sogleich zu besitzen. Sie schlossen einen Vergleich und alle waren nun blos mit dem Gedanken beschäftigt, ihres Glückes zu genießen. Bei dem einen wurde bereits gebaut, der andere kaufte ein Landgut, der dritte gab, um sich wohl fern zu lassen, seinen kleinen Handel ganz auf, und hielt sich Autoschen und Pferde. Sie dachten so wenig mehr an Herrn Alkmar, daß sie, wie wohl sie von Gericht dazu aufgesordert wurden, dem edeln Manne nicht einmal ein Denkmahl auf sein Grab setzen ließen. Sie ließen zwar mehrere Zeichnungen zu einem herrlichen Gradmahle verfertigen; allein sie konnten durchaus nicht darüber einig werden, welche Zeichnung sie wählen wollten — obwohl sie im Grunde alle einig waren, einen guten Vorwand zu haben, ihm gar kein Denkmahl errichten zu lassen, um die erforderlichen Kosten zu sparen.

Bei weitem der größte Theil der Erbschaft war, nebst Haus und Garten, einem gewissen Herrn Pracht zugefallen. Herr Pracht ließ das Haus des alten Herrn, das sehr bequem und dauerhaft, allein von einer etwas veralteten Bauart war, neu bauen und verschwenderisch ausschmücken. Vorzüglich ward der

Speisesaal vergrößert, herrlich gemahlt, und mit großen Spiegeln in goldenen Rahmen und prächtigen Kronleuchtern von Kristall geziert. Sobald Herr Pracht das neue Haus bezogen hatte, gab er allen Verwandten eine Abendmahlzeit und einen großen Ball. Er hatte ihnen dieses, als der Vergleich wegen der Erbschaft abgeschlossen wurde, versprochen, und wollte, wie er sagte, auf diese Art das neue Haus feierlich einweihen.

Hundert Wachskerzen erhellten den Saal, spielten in dem geschliffenen Kristall alle Farben des Regenbogens, strahlten aus den großen Spiegeln zurück, und erleuchteten das schimmernde Silbergeräth der Tafel. Alle Erben des seligen Almars, die sämmtlich durch die Erbschaft reich geworden waren, hatten sich, festlich gekleidet, eingefunden; besonders freuten sich die Frauen und noch mehr deren Töchter, nach abgelegter Trauerkleidung bei diesem Feste das erstemal in erneutem Glanze erscheinen zu können. Herr Pracht, der mit vielem Gelde das Wöttelein von erkaufte hatte und sich nunmehr Herr von Pracht nannte, und die nunmehrige Frau von Pracht gaben sich eine sehr vornehme Miene und suchten ihre Gäste mit adelichem Anstande zu bewillkommen; das Fräulein von Pracht aber, die einzige Tochter des Hauses, war gepuzt wie eine Prinzessin, und geberdete und drehte sich mit vieler Kunst, um die geerbten kostbaren Diamanten recht funkeln zu lassen. Nach einer beinahe fürstlichen Mahlzeit ward der Ball eröffnet.

Eine rauschende Musik ertönte. Man tanzte un-

ausgesetzt bis Mitternacht. Es schlug auf der großen Thüringlocke eben zwölf Uhr — da verbreitete sich plötzlich über die ganze Gesellschaft Schrecken und Entsetzen. Die Musik verstummte — die Paare der Tanzenden blieben wie angewurzelt stehen — Todesstille, nur von dem ernststen Stößenschlag und hie und da von einem durchdringenden Schrey der Angst, oder einem Rufe des Erstaunens unterbrochen — herrschte im Saale. Denn mit einem Male hatten sich beide Flügelthüren des Saales rasch geöffnet — und schwarz gekleidet und mit einem Angesicht, blas wie der Tod war der junge Altmair in den Saal getreten, und ging ernst und schweigend, mit langsamem Schritten und bestrafenden Blicken mitten durch die Gesellschaft hin.

Wenn er wirklich und wahrhaftig aus dem Grabe zurückgekommen wäre, so hätte der Schrecken und das Entsetzen nicht größer seyn können. Alle Anwesenden fühlten — auch nachdem sie sich überzeugt hatten, er sey es wirklich und lebe — eiskalte Todeschauer. So schicklich, so nothwendig es ihnen schien, Freude zu heucheln, ihn freundlich zu begrüßen — es war ihnen unmöglich. Der Verlust der Erbschaft war zu entsetzlich — das Erwachen aus dem glücklichen Traume, aus dem Rausche des Vergnügens, zu plötzlich und zu schrecklich. Herr von Pracht hatte sich in einen Sessel geworfen — der Frau von Pracht waren die Knie gebrochen und man mußte sie auf das Canapee führen — die Fieduslein Tochter lag in Ohnmacht.

Der edle Ludwig hatte nicht gedacht, daß sein Hereintreten die Gesellschaft in einen so furchtbaren Schrecken versetzen würde. Er wollte ihrer schonen und entfernte sich. Allein lange noch, als er die Seitenthür hinter sich zugemacht hatte, fragte man noch immer: „Wachen oder träumen wir? War er es wirklich oder war es eine Erscheinung aus dem Reiche der Todten?“ Die ganze Gesellschaft ging mit verstörten blassen Gesichtern und bebenden Schritten eilig auseinander.

IV.

Die bestürzten Erben konnten nicht begreifen, wie der junge Alkmar, den die ganze Stadt für todt hielt, und den sogar das Stadtgerichte für todt erklärt hatte, sich unterstehen könne, noch zu leben und sie durch seine unerwartete Wiederkunft so zu erschrecken. In der That mußte ihnen seine Zurückkunft sehr wunderbar vorkommen; indeß war es dabei sehr natürlich zugegangen.

Ludwig hatte in jener schrecklichen Nacht, als das Schiff scheiterte, sich auf einen Balken geschwungen. Wind und Wellen führten ihn in kurzer Zeit einige Meilen weit fort. Nun legte sich der Sturm, und es wehte nur mehr ein sanfter Wind. Ludwig, der mit aller Kraft eines Menschen, der mit dem Tode ringt, sich an dem Balken fest angeklammert hatte, erhobte sich etwas. Er setzte sich auf den Balken. Als aber der Tag anbrach, sah er nichts als Himmel

und Wasser. Er brachte den ganzen Tag völlig durch-
näßt, und ohne irgend eine Erquickung, auf dem Meere
zu. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange;
er sah nichts als den Tod vor Augen. Allein er war
von Herzen fromm; seine guten Aetern hatten ihn
im Glauben an Gottes heilige Vorsehung erzogen.
Vorzüglich hatte seine fromme Mutter ihn aus ihrem
edlen, glaubensvollen Mutterherzen beethen gelehrt.
Er beethete auch jetzt mit großer Inbrunst um Rettung
oder Muth von Oben, männlich und in Gottes hei-
ligen Willen ergeben zu sterben. „Rette mich, All-
mächtiger, rief er, oder wenn es dein heiliger Wille
nicht ist, daß ich meinen Vater noch einmal sehe —
so tröste Du ihn; mir aber gib Muth zu sterben.“

Sieh, da erblickte er mit einem Male in uners-
messlicher Ferne die weißen Segel eines Schiffes. Er
beethete mit neuer Inbrunst. Das Schiff kam im
Glanze der Abendsonne immer näher und näher. Er
wurde bemerkt und gerettet — und sein Dank gegen
Gott, seinen Erretter, war so inbrünstig als vorhin
sein Gebeth.

Nachdem Ludwig auch dem Schiffskapitän und
der Schiffsmannschaft gedankt, und sich mit Speise
und Trank gestärkt hatte, erzählte er die Geschichte
seines Schiffbruchs und bat den Kapitän, ihn an
das nächste Land zu bringen. Herr Hulsen, der Kapi-
tän, sagte: „Ich würde dieses von Herzen gerne thun,
mein lieber junger Freund; allein, wie Sie sehen, ist
dieses Schiff ein englisches Kriegsschiff. Ich darf kein
Haarbreit von der mir vorgeschriebenen Laufbahn ab-

weichen. Sie müssen, wenn unterwegs uns nicht etwa ein anderes Schiff begegnen sollte, sich gefallen lassen, die Reise nach Amerika mitzumachen.“

Das Schiff kam auf einer kleinen amerikanischen Insel, wohin es bestimmt war, glücklich an. Ludwig war sehr bestürzt, als er hier nicht ein einziges Schiff fand, das nach irgend einem Welttheile abzusегeln bereit gewesen wäre. Der Kapitän, ein Mann von Religion, Tugend und sehr gesetztem Betragen, suchte ihn zu beruhigen. „Was ist es denn, sagte er, wenn sie einige Zeit hier zubringen müssen? Ich muß wohl gar ein Jahr zum Schutze dieser Insel hier verweilen, bis ich von einem andern Schiffe abgelöst werde. Machen Sie aus der Noth eine Tugend. Jede Lage, in die uns Gottes heilige Vorsehung versetzt, ist uns nützlich und heilsam, wenn wir es nur an uns nicht fehlen lassen. Ihr Aufenthalt dahier kann für Ihr ganzes künftiges Leben heilsame Folgen haben.“ Der Kapitän wies ihm ein hübsches Zimmer an, das die Aussicht auf das Meer hatte, und sorgte dafür, daß ihm nichts Nöthiges abging.

Ludwig wanderte auf der Insel umher, sie näher zu besehen. Ueberall erblickte er unübersehbare Pflanzungen von Zuckerrohr und Kaffeebäumen, und eine Menge schwarzer Sklaven, die sehr fleißig arbeiteten; auch sah er bald da, bald dort ein sehr schönes Landhaus. Die reichgebaute Ebene war von Felsen und Wäldern umgeben, die bis an die Wolken reichten. Allein jetzt trat auf der Insel die gewöhnliche Regenzeit ein. Der Kapitän hatte von Morgen bis Abend

mit seinen Dienstaufsichten zu thun. Ludwig saß den Tag über auf seinem einsamen Zimmer, durch dessen Fenster er nichts als trübe Regenwolken und das stürmische Meer erblickte. Er bekam lange Weile und fragte nach Büchern. Er vernahm, auf der ganzen Insel befinde sich kein einziges deutsches Buch. Er war sehr froh, daß er Englisch verstand, und bat den Kapitän, ihm ein oder das andere englische Buch zur Unterhaltung mitzutheilen. „Von dergleichen Büchern habe ich wirklich keines, sagte der Kapitän. Ich werde ihnen aber ein Buch bringen, das einem Manne, wie Sie sind, die allereichste und allerangenehmste Unterhaltung gewähren muß, ja das in jeder Hinsicht einzig ist und alle Bücher der Welt weit übertrifft.“ Der Kapitän brachte ihm die heilige Schrift in einer alten, aber sehr schönen Ausgabe. „Dieses göttliche Buch, sagte er, hat mir der theuerste meiner Anverwandten, ein ehrwürdiger Greis, der als Bischof in Irland starb, zum Andenken gegeben. Er warnte mich zwar, es nicht jedem Menschen ohne Unterschied zum Lesen mitzutheilen, indem schon Manche, die nicht aufrichtig nach Wahrheit und Besserung trachteten, und noch voll Eigendunkel und Nechthaberei steckten, es zu ihrem Verderben mißbrauchten. Allein diese Gefahr ist für Sie, lieber Almar, nicht zu befürchten; bei ihrer christlichen Erziehung und Ihrem frommen, durch Leiden geprüften Sinne wird es Ihnen sicher zum Segen gereichen. „Nimm und lies!“ rief eine Stimme vom Himmel dem heiligen Augustin zu, und so sage ich auch Ihnen.“ Ludwig las nun

täglich mehrere Kapitel in der heiligen Schrift. In seiner gegenwärtigen Lage, da er sich aus allen seinen Geschäften herausgerissen und von allen Zerstreuungen entfernt sah, machte dieses göttliche Buch einen ganz eigenen Eindruck auf ihn; er ward von der Göttlichkeit desselben entzückt und tief gerührt. Sein Herz ward von Andeutung Gottes und unsers Erlösers durchdrungen; er fühlte sich mit jedem Tage frommer und besser.

Als sich wieder eine heitere, freundliche Witterung einstellte, kam der Kapitän gewöhnlich gegen Abend, und nahm Ludwig mit auf die Jagd. Da aber der Kapitän ein großer Freund der Kräuterkunde war, so beschäftigte er sich gar oft mehr mit Kräutersammeln als mit Jagen. Er rief oft hocherfreut, wenn er eine ihm noch unbekannte schöne Pflanze in voller Blüthe fand: „Herr, wie sind deiner Gedanken so viele!“ Auch Ludwig fand an diesem unschuldigen Vergnügen immer mehr Geschmack. „Sie müssen die Sache etwas ernsthafter treiben, sagte der Kapitän. Ich will ihnen ein sehr gründliches Buch über das Reich der Pflanzen mittheilen, aus dem Sie diesen herrlichen Theil der Schöpfung Gottes näher werden kennen lernen.“ Ludwig studierte nun die Pflanzenkunde, legte sich eine Kräutersammlung an, und fand täglich Gelegenheit, Gottes Allmacht, Weisheit und Güte aufs Neue zu bewundern.

„Hier auf dieser Insel, sagte er, lernte ich Gott in seinem Worte — der heiligen Schrift, und in seinen Werken — der Natur, mehr erkennen! Und Gott

kennen und Ihn lieben, ist doch das wichtigste Geschäft, das den größten Gewinn bringt. Diesem Geschäft, das den Geist bildet und ihn einer ewigen Seligkeit fähig macht, müssen alle Handelsgeschäfte, die nur die Bedürfnisse des Leibes befriedigen, weit nachstehen. Sie hatten vollkommen Recht, Herr Ansen! Gott hat mich nicht ohne die weiseste Absicht hither geführt. Mein Aufenthalt auf dieser Insel wird mir für mein ganzes künftiges Leben zum Segen gereichen.“

Endlich, nach mehreren Monaten, landete ein Schiff, das aus Boston in Amerika war und die folgende Woche wieder dahin zurück segeln wollte. Der Kapitän gab Ludwig den Rath, mit dem Schiffe nach Boston zu reisen. „Freilich, sagte er, entfernen Sie sich auf diese Art noch weiter von Ihrem Vaterlande; allein in Boston werden Sie bald Gelegenheit finden, nach London zu segeln, wo fast jede Woche Schiffe nach Hamburg abgehen.“ Ludwig fand diesen Rath sehr gut; indeß gerieth er doch in große Verlegenheit. Er, der Sohn eines sehr reichen Kaufmannes, war wirklich — was er sich nie als möglich gedacht hatte — ohne alles Geld. Er saß daher am Abende vor seiner Abreise sehr nachdenklich bei Tische. „Was ist Ihnen?“ fragte der Kapitän. Ludwig sagte: „Wie kann ich die weite Reise unternehmen, da ich nicht einen Pfennig Geld habe!“ „Ist's nur das!“ sprach der Kapitän; dafür ist schon gesorgt.“ Er zählte dem erstaunten Ludwig eine ansehnliche Summe, die schon bereit lag, in Gold hin. „Eine Handschrift, sagte der Kapitän,

ist alles, was ich von Ihnen verlange.“ „Wie, rief Ludwig, mir, den Sie als einen armen Schiffbedürftigen in Ihr Schiff aufnahmen, wollen Sie so viel Geld anvertrauen? Sie kennen ja meine Verhältnisse bloß aus meinem Munde.“ „Ich kenne Ihre Gesinnungen, sprach der Kapitän, und das ist genug. Ich würde Ihnen noch mehr geben, wenn ich es hätte. Indes werden Sie, mit diesem Gelde bis London ausreichen. Wenn ich einem Manne, wie Sie, nicht trauen wollte, so möchte ich mit dem Menschen lieber gar nichts mehr zu thun haben. Uebrigens erweisen Sie mir eine Gefälligkeit, wenn Sie dieses Geld annehmen, und es in London meiner alten Mutter, die meiner Unterstützung bedarf, wieder wollen auszahlen lassen. Versuchen Sie in London die treffliche Frau und übergeben Sie ihr diesen Brief hier.“

Ludwig versprach, sowohl diese Summe, als was der Kapitän sonst noch für ihn ausgelegt hatte, bei einem Handelsfreunde in London zu erheben, und der Mutter des Kapitäns selbst zu überbringen.

Am Morgen der Abreise umarmten Beide einander herzlich. Ludwig fuhr ab und kam, wiewohl auf großem Umwege, endlich nach London. Er eilte sogleich zu dem Handelsfreunde, einem sehr rechtschaffenen Kaufmanne, bei dem er während seines letzten Aufenthaltes in London gewohnt hatte. Der Kaufmann war sprachlos vor Erstaunen, als er Ludwig, den er für todt hielt, lebend hereintreten sah. Aber noch größer war Ludwigs Schrecken, als er hier vernahm, sein guter Vater sey todt. Sein Schmerz war unaus-

sprechlich. Indes ließ er sich von dem Kaufmanne Geld vorstrecken, bezahlte der Mutter des Kapitäns noch einmal so viel, als dessen Forderung betrug, bestellte sich Trauerkleider, und reiste sogleich mit dem ersten Schiffe nach Hamburg ab. Dort nahm er die Post, und kam endlich spät bei Nacht in seiner Vaterstadt an.

Mit schwerem Herzen ging er durch die Straßen zu seinem väterlichen Hause. Er dachte das Haus still und in tiefer Trauer zu finden. Die hell erleuchteten Fenster waren ihm ein schmerzlicher Anblick; die laute Freude, die Tanzmusik, das Getöse der Tanzenden verwundeten sein zerrissenes Herz noch mehr. Er konnte sich nicht enthalten, sich unangemeldet zu zeigen, um dem wilden Lärmen ein Ende zu machen. Daher war seine plötzliche Erscheinung in dem Saale gekommen.

V.

Ludwigs erster Gang am folgenden Morgen war nach dem Gottesacker, das Grab des geliebten Vaters aufzusuchen. Sein seliger Vater hatte sich erst seit einigen Jahren in der Stadt niedergelassen, und hatte deshalb noch kein bestimmtes Familienbegräbniß. Ludwig irrte lange zwischen Gräbern umher. Die Morgensonne schien sehr lieblich — er merkte es aber kaum. „Wunderbar, sagte er, daß ich das Grabmahl meines Vaters nicht finden kann, der bereits über ein Jahr tot ist!“

Ein Todtengräber arbeitete an einem neuen Grab. Ludwig ging zu ihm und sagte: „Freund! sey doch so gut und zeige mir den Grabstein des seligen Altmars.“ Der Todtengräber war ein alter, redseliger Mann, der aber den edlen Ludwig nicht kannte. „Das Grab,“ sagte er und steckte die Schaufel in die aufgeworfene Erde, „will ich Ihnen wohl zeigen, mein Herr; aber ein Stein darauf fehlt noch. Es thut mir in der Seele weh, es zu sagen! Die Erben haben ihm keinen Grabstein gesetzt, und werden ihm wohl auch keinen setzen lassen. Sie haben ihn bereits verzerrt. — den guten Herrn.“

Ludwig weinte glühende Thränen. Er folgte dem Todtengräber an das Grab. Der Hügel war mit reinem grünen Rosen bekleidet, und ein Rosenstock war daraus hervor gewachsen, so schön als Ludwig je einen gesehen hatte. Eine Menge halb und ganz aufgeblühter Rosen prangten zwischen dem dunkelgrünen Laube; tausend Thautropfen hingen an Blättern und Blumen und funkelten in der Morgensonne. Der Rosenstrauch war sehr gut gehalten; kein dürrer Zweiglein, nicht einmal ein Blättchen, das von Insekten beschädigt worden, war daran zu entdecken.

Ludwig stand eine Zeit schweigend mit gerungenen Händen so da, und seine Thränen fielen herab auf das Grab seines Vaters. Der Anblick des Rosenstockes war ihm indeß doch ein kleiner Trost, und erheiterte ihn ein wenig. Nachdem er lange schweigend geachtet, und seinem Vater in seinem Herzen für alle Wohlthaten gedankt, und ihm die Ruhe des Him-

meist gewünscht hatte, fragte er den Todtengräber:
„Und wer hat denn die schönen Rosen hierher ge-
pflanzt?“

„Ach Du mein Gott, sagte der Todtengräber, das
gute Kind! Es ist die Tochter des alten Wohlsmuths,
der bei dem seligen Herrn Altmair Buchhalter gewes-
sen, die Jung'ler Luise. Sie war sehr bestürzt, daß
der gute, selige Herr nicht einmal einen Grabstein
haben sollte. „O daß wir reich wären, sagte sie, dann
sollte er das schönste Denkmahl haben auf dem ganzen
Gottesacker. So aber — setzte sie traurig hinzu —
will ich thun, was ich kann. Ich will ihm ein Ro-
senstöcklein auf das Grab pflanzen. Ist's gleich nicht
so kostbar als ein Denkmahl von Marmor, so ist's
doch nicht weniger gut gemeint. Und vielleicht rührt
es doch manches edle Herz mehr, als wenn eine mar-
morne Statue hier stünde — zumal wenn man hört,
welch eines edlen Mannes Grab es bezeichne.“ Sie
brachte einen eben ausgehobenen Rosenstrauch, den sie
gekauft hatte, schon im Februar hierher. Sie faßte mit
ihren zarten Händen die Schaufel, die sie von mir
entlehnte, grub unter vielen heißen Thränen die Erde
auf, und setzte den Strauch ein. „Man wüßte das
Grab ja sonst kaum mehr zu finden!“ sagte sie. Mit
eigenen Händen legte sie die Rasenstücke, die sie mit
Hülfe ihrer Geschwister herbei brachte, zurecht. Sehen
Sie, es ist sehr weit von dem Gottesacker bis dort
hinab an den Fluß. Und doch holte sie öfter dort
das Wasser, den Strauch zu begießen. Sie brachte
ein eigenes irdenes Geschütz dazu, das sie dort unter

einem Leichensteine verborgen hat. Jeden Sonntag Nachmittags oder auch an den Werktagen Abends kommt sie mit einem oder dem andern, oder auch mit mehreren ihrer kleinen Geschwister hieher — und weint ihre hellen Thränen. Ja Du mein Gott, es ging mir oft recht zu Herzen! Mancher besucht seine lebenden Freunde nur, so lange sie geben können. Der alte Herr kann ihnen nichts mehr geben, und doch kommen sie noch hieher, wo seine Gebeine ruhen. Die Leute sind sehr dankbar!

Da Ludwig sehr theilnehmend zuhörte, so sprach der Todtenärzter noch weiter: „Es wäre dem alten, ehrlichen Wohlmutb und seinen guten Kindern zu gönnen gewesen, daß Herr Alkmar länger gelebt hätte. Der hätte sie keine Noth leiden lassen. Allein nun mußten der alte Herr Alkmar, und überdies noch sein würdiger Sohn, der so gut wie sein Vater gewesen seyn soll, fast zugleich aus der Welt. Ja, sie hätten den treuen Diener mit Weib und Kindern gewiß nicht aus dem Hause gestossen, wie der hartberzige Erbe gethan hat. — Und wie denn ein Unglück selten allein kommt! Der Buchhalter Wohlmutb hatte sein Ersparthes in der Handlung seines Herrn angelegt, wo es am Besten aufgehoben war. Allein die Erben machten dem guten, ehrlichen Manne allerlei Beschuldigungen, zogen ihn vor Gericht, behaupteten, er habe Gelder unterschlagen, und Herr Pracht belegte sogar Wohlmutbs Kapital mit Beschlagnahme. Der alte Mann bezieht indeß keinen Zins, und sieht am Ende vom Kapital auch nichts mehr. Die Nadel der Tochter ist jetzt der ganze

Reichtum der zahlreichen Familie. Der Vater schreibt nicht mehr so zierlich wie ehemals; es verläßt ihn allmächtig das Gesicht; die Mutter ist nie ganz gesund; die übrigen Kinder sind noch zu klein, um viel zu erwerben. Indess kommen sie durch den Fleiß der Tochter doch ehrlich durch die Welt. Sie sticht aber auch, daß es eine Art hat. Erst vor einigen Tagen sah ich eine Arbeit von ihr. Sie kam hierher zum Grabe, und ging dann hinab an den Fluß um Wasser zum Begießen des Rosenstrauches zu holen. Ihr kleines Schwesterlein blieb indessen, mit einem Deckelkörblein auf dem Schooße, hier sitzen. Wie man denn neugierig ist; ich wollte doch auch sehen, was sie in dem Körblein habe. Die Kleine gab es aber nicht zu. Indess kam Luise zurück. Die Kleine verklagte mich. Luise lächelte, und zeigte mir eine Strickerei, die sie eben fertig gemacht hatte und ich weiß nicht welcher gnädigen Frau bringen wollte, von der die Arbeit bestellt war. Es waren Rosenzweige auf weißen Atlas gestickt. Ja, es ist zum Erstaunen, wie sie das mit der Nadel so zu Stande bringen konnte? Denn ich will nicht ehrlich seyn, wenn die Rosen, die Knospen, ja auch das grüne Laub, nicht so schön und wohl noch schöner waren, als hier am Stocke. Man hätte sie nicht schöner mahlen können.“

Ludwig hatte der Erzählung aufmerksam zugehört. Er pflückte nun von dem Rosenstocke auf dem Grabe eine Rose ab. „Guter, theurer seliger Vater, sagte er. Ach ich hoffte, du solltest mich bei meiner Heimkunft an dein Vaterherg drücken; allein jetzt geschieht

es hier unter diesem Rasen zu Staub. So will ich denn die Rose da, die aus deinen sterblichen Ueberresten aufblühte, an meine Brust stecken. Möge sie da verwelken, wie all meine Freude d'hier auf Erden auch dahin gewellt ist.“ Er ließ eine Thräne auf die Rose fallen und steckte sie an seine Brust.

Hierauf gab er dem erstaunten Todtengräber ein Geldstück, ließ sich die Straße und das Haus in der Vorstadt, wo die Familie Wohlmuth eine kleine Wohnung bezogen hatte, beschreiben, und machte sich dahin auf den Weg.

VI.

Das Gerücht von Ludwigs Zurückkunft hatte bereits die Stadt erfüllt, und war auch in Wohlmuths abgelegene Wohnung gedrungen. Wohlmuth war sogleich ausgegangen, um sich näher zu erkundigen. Er kam mit der Bestätigung der frohen Nachricht hoch erfreut zurück, blieb in seiner Freude, ohne Hut und Stock abzulegen, in Mitte der Seinen stehen und erzählte. Luise saß an ihrer Stichtahne — ohne zu flicken; die sonst sehr geschäftigen Stricknadeln ihrer zwei kleinen Schwestern, die neben ihr saßen, ruhten; einer der beiden Knaben steckte, was er seinem Vater abgesehen hatte, die Feder hinter das Ohr, und der andere sah, anstatt in das offene Buch, nur auf den Mund des Vaters. Die Mutter stand wohl eine Viertelstunde mit der Milchsuppe — dem Frühstück der Kleinen — in der Hand so da, und horchte, und es fiel ihr nicht ein, daß die Suppe kalt werde, oder

daß es bequemer wäre, die Schale auf den Tisch zu legen. Wohlmuth schloß seine Erzählung mit lautem Danke gegen Gott, und bedauerte nur, daß er den edlen Ludwig nirgend habe auffinden können, und daß ihm kein Mensch habe sagen können, wo er hingekommen. Ihn auf dem Kirchhofe zu suchen, war dem guten Manne freilich nicht eingefallen.

Wohlmuth redete noch. — da öffnete sich die Thüre und Ludwig trat herein. Alle wurden erst gleich vor Freude erschrecken und brachen dann in Freudenthänen aus. Der alte Vater Wohlmuth eilte auf ihn zu, und drückte ihm schützend an die Brust. Mutter und Tochter faßten seine Hände, und benetzten sie mit Thränen. Die übrigen Kinder hängten sich an seine Kleider oder umschlangen seine Knie. Sie vergingen fast vor Entzücken. „Ludwig, Sie! rief Mutter; Gott im Himmel, welch ein Glück!“ „Ach, daß der selige Herr noch lebe!“ sagte die Mutter. „Doch nun, ihr Kleinen, geht euch eine neue Lebensfenne auf, die euch erwärmen wird, an der ihr wachsen und gedeihen werdet.“ „Nun habe ich genug gelebt, sagte der alte Vater; nun Herr, läßt Du deinen Diener im Frieden dahin scheiden, da meine schwachen Augen dies noch gesehen haben. Nun will ich, wenns Gottes heilsamer Wille so sein sollte, gerne vollends blind werden!“

Auch die Kleinen kamen endlich zum Worte. „Gruß Gott! riefen sie, und Gottlob, daß Sie wieder leben. Wie sind Sie denn wieder herausgekommen aus dem Meere?“ „Nun, der eben von dem Harfenspieler Anton gesehen hatte, den ein großer Meerfisch, ein Dophin,

auf dem Rücken aus dem Meere ans Land getragen haben soll, meinte, ein solcher freundlicher Delphin könnte wohl auch dem Herrn Ludwig diesen Dienst erwiesen haben. Franz, der schon einiges aus der Naturgeschichte wußte, sagte, es sey gut, daß ihn kein Haifisch erwischt habe. Die kleinen Mädchen aber fragten, ob er keine schönen Perlen und Korallen aus dem Meere mitgebracht habe?

Ludwig setzte sich, und erkundigte sich nach den letzten Lebenstagen seines geliebten Vaters. Wohlmuth erzählte Alles, was er wußte, ausführlich — und alle meinten dem edlen Mann nicht minder aufrichtige Thränen, als Ludwig selbst. Hierauf erzählte der alte Mann, wie es mit der Erbschaft gegangen sey, und wie roh, eigennützig und gefühllos sich die Erben, besonders Herr Pracht betragen haben. Ein paar Stunden waren wie ein paar Augenblicke entflohen. Ludwig versicherte alle seines Wohlwollens, versprach bald wieder zu kommen, und ihre Umstände zu verbessern, und ging dann, weil er Besuche zu machen und Geschäfte zu besorgen hatte, wieder zurück in die Stadt.

VII.

In dem Hause des Herrn von Pracht waren indeß andere, nicht so erfreuliche Ausgänge vergegangen. Herr und Frau von Pracht, ihre Adalain Tochter Luise, und noch eine Tante, eine ältliche Wittwe, die für sehr klug galt, waren nach dem verunglückten Falle den übrigen Theil der Nacht hindurch in dem

Saale beisammen geblieben, und hatten Rath gehalten, was jetzt zu thun sey.

„Schlimmeres hätte mir von der ganzen Welt nichts beegnen können, sagte Heer von Pracht, als die Zurückkunft des Burschen. Lieber wäre mir das Haus über dem Kopfe eingestürzt, und hätte uns alle, wie wir da sind, erschlagen. Denn wißt, wenn ich das Erbe zurück geben muß, so bin ich ein Bettler. Was wir bisher verbrauchten, ist zweimal so viel, als was wir zuvor hatten. Uns bleibt weniger als Nichts.“

„O Du mein Gott, sagte die Frau, dann müssen wir unse vier Geldstücke verkaufen, und ich kann wieder zu Fuße ins Theater gehen, wie alles Gesindel. Das überleb' ich nicht!“

„Du wirst wohl gar nicht mehr dahin gehen, sagte der Mann. Was uns das Theater jetzt für einen Abend kostet, davon werden wir dann eine Woche leben müssen.“

Luzie, die Fräulein Tochter, hatte die Augen, die sie eben auf ihren Diamantring heftete, voll Thränen und seufzte: „Ach du lieber Himmel, sollte denn der schöne Ring auch fort müssen? Nein, nein, der junge Altmair wird doch so galant seyn, und sich eine Ehre daraus machen, mir den Schmuck seiner Mutter, dem ich nun einmal geerbt habe, zu lassen.“

„Du Thörin, sagte der Vater, die du so etwas glauben kannst. Ring, Schmuck, Gold, Silber, Haus, Garten, Kapitalien müssen weiter wandern — und Alles ist verbei.“

Die Lante sprach hochweise: „Zu was das Ges

winkel? Ich weiß Rath! Eine Heirath macht aller Verlegenheit ein Ende. Mit einer Heirath gehen nicht nur die Komédien, sondern manchmal die blutigsten Kriege glücklich aus. Luzie nimmt den jungen Almar — und Alles bleibt so ziemlich im alten Gesleise.*

Herr von Pracht schüttelte nachdenklich den Kopf. Frau von Pracht sagte: „Ein Mädchen mit Nichts wird er schwerlich nehmen.“ Die eitle Tochter aber rief triumphirend: „Sorgen Sie nicht, Mama! Bevor vier Wochen vergehen, kniet er zu meinen Füßen — und bittet Sie darauf um meine Hand. Ein wenig zu ernst, ein wenig zu — wie soll ich das nennen — zu altfräntisch, zu tollig in seiner Denkart ist er freilich. Er nimmt Alles zu genau, und dürfte einer Frau nicht leicht jedes Vergnügen gestatten. Indeß ist er doch ein hübscher Mann, und man muß sich schon bequemen, sich ich wohl, in einen saueren Apfel zu beissen.“

Sie hatte, da sie in der heidnischen Fabellehre besser als in der christlichen Religion bewandert war, auf dem Talle die Blumengöttin Flora vorgestellt, und Silberflor, bunte Blumen und Diamanten waren nicht gespart. Sie trat vor den großen Spiegel, betrachtete sich selbstgefällig, und sagte: „Es geht gewiß!“

Da jetzt die Morgenröthe anbrach — gingen alle, wie sie schon öfter um diese Zeit gethan hatten, zu Bette. Allein diesmal ließ ihre innere Unruhe sie nicht mehr schlafen. Nach einigen Stunden saßen sie schon

wieder beisammen und überlegten, was weiter zu thun sey.

Man wurde einig, den gestrigen seltsamen Empfang mit dem großen Schrecken, der sie bei der vermeinten Geistererscheinung ergriffen und alle gleichsam in Eis verwandelt habe, zu entschuldigen; nun aber die Freude erst recht aufthauen zu lassen, und Ludwig mit Schmeicheleien zu überhäufen. Herr von Pracht entwarf den Plan zu einem großen Freudenfeste, das Ludwig zu Ehren gegeben werden sollte.

Sie redeten noch — da trat Ludwig herein, und alle sprangen auf, eilten ihm entgegen, und waren unerschöpflich in den gewolltesten Ausdrücken, ihm ihre Freude über das wunderbare Wiedersehen zu bezeugen. Die Tante machte ihn sogleich mit dem Entwurfe bekannt, den man so eben zu einem Freudenfeste gemacht habe, das dem jungen Herrn Altmair zu Ehren gegeben werden sollte — und Herr von Pracht tadelte sie zum Scheine, als hätte sie ihm die Freude verderbt, den jungen Herrn Altmair damit zu überraschen.

Ludwig verwarf den Plan zu dem Feste nicht ganz; machte aber die bestimmte Bedingung, daß er selbst der Wirth seyn, und das volle Recht haben müsse, noch einige seiner alten Freunde herzubitten. Er forderte noch besonders, daß dieses Fest wenigstens vierzehn Tage verschoben werden müsse, weil er diese Tage noch der Trauer und dem stillen Andenken an den geliebten Vater widmen wolle — und dann mit diesem Feste noch ein anders verbinden möchte, das ihm ein

Fest des Herzens werden und das Glück seines Lebens gründen sollte.

Herr von Pracht und seine Frau, so wie die Tante fanden diese Bedingungen höchst billig und überdacht, und Luise flüsterte der Tante mit einem schlaun Blicke in die Ohren: „Merken Sie was!“ Sie schmeichelte von dem Augenblicke an dem Herrn Altmair so sehr, und war immer so geschäftig um ihn, so zudringlich, daß er — er mochte wollen oder nicht — sie von ganzem Herzen verachten mußte. Indes wollte er ihr dieses zur Zeit noch nicht ausdrücklich sagen. Das eitle Geschöpf aber war in ihrer Verblendung, ihres Eies ges gewiß, und hielt das bevorstehende Fest für ihrem Brautabend.

VIII.

Der Tag, den ein so herrlicher Abend krönen sollte, kam. Ludwig begab sich gegen Abend in das Wohnstübchen des alten Buchhalters. Er schlug dem Vater, der Mutter und Tochter einen Spaziergang vor. Luise wollte sich vorerst umkleiden. Er bestand aber darauf, sie solle ihr einfaches, reinliches Kleid von gestreifter Leinwand anbehalten.

Man kam an dem Gottesacker vorbei. „Gehen wir hinein, sagte Ludwig, meines Vaters Grab zu besuchen.“ Luise klopfte das Herz. Ludwig hatte noch von dem Rosenstocke kein Wort gesprochen. Die bescheidene Jungfrau fürchtete, daß er nun die Entdeckung machen werde, wie dankbar sie sey, und wels

die Ehrfurcht und Liebe sie zu seinem Vater habe. Er trat mit ihr an das Grab, nahm seinen Hut ab, und blieb lange schweigend so stehen. Alle schwiegen — nur der Abendwind flüsterte in dem Rosenstrauche und streute hie und da ein Rosenblatt auf den grünen Grabhügel. In aller Augen standen Thränen.

„Luiſe — ſieh endlich Ludwig mit tiefgerührter Stimme an — der erſte Tropfen Troſtes, der in mein Herz kam, nachdem ich den Tod meines Vaters erfahren hatte, war der Anblick des Roſenſtrauchs, den deine Hand hieher pflanzte. Ich ehrte von Jugend auf dein edles Herz; ich lernte es da noch mehr verehren. Du hatteſt auch immer Achtung für mich, und deine Freude über die Rückkehr des Todtgeglaubten entdeckte mir die Gefinnung deines Herzens. Es iſt jetzt vierzehn Tage, daß wir uns wiederſehen. Meine Gefinnungen gegen dich können dir nicht mehr fremd ſeyn, und das, was ich jetzt ſagen werde, kann dich nicht mehr überruſchen. Lebte mein Vater noch, ſo hätte ich dich zu ihm geführt und zu ihm geſprochen: „Dieſe habe ich mir zur Gefährtin meines Lebens gewählt, verſag mir deinen Segen nicht.“ — Nun, beſte Luiſe, führe ich dich an ſein Grab — das ja dir, ſo gut wie mir ein Heiligthum iſt, und bitte dich um deine Hand und deinen würdigen Vater und deine ehrwürdige Mutter um ihren Segen.“

Wohlmuth, der auch nicht einmal im Traume ein ſolches Glück gehofft hätte, war ſo erſchüttert, daß er nicht reden konnte. Die Mutter brach in einen Strom von Thränen aus über eine ſo unerwartete Freude.

Luise wollte umsinken vor Erstaunen und Entzücken. „Aber bedenken Sie doch, Herr Almar, stotterte der Vater endlich, Sie haben beinahe eine Million im Vermögen, und das arme Kind hat nichts — gar nichts.“ „Nun, sagte Ludwig, wenn Sie sonst keine Verwendung haben, so bin ich glücklich. Sie gestehen ja selbst, daß ich bei meiner Wahl nicht auf Geld zu sehen brauche; und wirklich wäre auch der hundertste Theil von dem, was ich habe, mehr als genug, um glücklich zu leben. Mein seliger Vater lehrte mich, die Tugend höher schätzen als Reichthum — aber erst dort, als ich mich im wüsten Meer herum trieb, lernte ich recht einsehen, daß es etwas Besseres gebe als Gold. Luise's Herz ist mehr werth, als eine Million.“ Er brach eine Rose und steckte sie in Luise's Haar. „Diese Blume, sprach er, mit der Luise das Grab meines guten Vaters zierte, ist Brautschap's genug — und sey auch ihr Brautschmuck. Lieber Vater, liebe Mutter, segnen Sie uns.“

Vater und Mutter konnten vor Rührung kaum die Worte hervorbringen: „Gott segne euch, liebste Kinder! O welche Freude macht Er uns in unserm Alter! Wie gut ist Er! Er lasse euch stets so glücklich seyn, wie wir es jetzt sind.“

„Luise, fuhr Ludwig fort, hier am Grabe meines Vaters verspreche ich dir, dich zu lieben und zu ehren, bis ins Grab; und mögen unsre Kinder einst auch mit so dankbaren Thränen an unseren beiden Gräbern stehen, wie wir hier an dem Grabe meines Vaters.“ Luise sank weinend an seine Brust.

IX.

Mit tiefer Rührung und beinahe ohne ein Wort zu sprechen kam Ludwig mit Luise und deren Aeltern an sein väterliches Haus. „Hier, sagte er, werde ich erwartet. Es ist zwar Schade, daß ich mir diesen Abend stiller Wehmuth und der seligsten Empfindungen durch eine — eben nicht durchaus angenehme Gesellschaft verderben lassen muß. Doch es muß seyn, denn ich gab mein Wort; und Sie müssen alle auch herein kommen.“

Ludwig trat mit Luise am Arme in den festlich erleuchteten und mit Blumenkränzen geschmückten Saal. Die beiden Aeltern folgten. Der Jubel der Trompeten und der Donner der Pauken begrüßte ihn. Allein Luise an Ludwigs Arm war eine Erscheinung, über die besonders die Prachtliche Familie jetzt beinahe so sehr erstaunte, als vor vierzehn Tagen über seine unerwartete Erscheinung auf dem letzten Ball. „Ach und Hölle, brumnte Herr von Pracht, was wollen die hier? Das kommt von dem Prozeß! Sie klagten ihm ihr Elend — und er schleppt sie nun gar mit hierher. Hätte ich doch dem alten Kerl, dem Wehmuth, das Bettelgeld hingeworfen, so wäre ich seiner auf immer losgeworden!“

Frau von Pracht knirschte mit den Zähnen, und murmelte mit verbissenem Aerger: „Das Nähtermädchen in dem Bettelaufzug hierher zu bringen, das ist zu arg! Nein, bei dem seltsamen, wunderlichen Herrn

Schwiegersöhne wird die Frau Schwiegermutter ihre liebe Noth haben.“

Luzie wurde blaß vor Ingrimm; indeß trat sie mit ihren winkenden Federn auf dem Kopfe, mit funkelnden Diamanten geschmückt und in ein Silbergerüst von Flos gehüllt, so stolz, wie es keine Fürstin ist, neben das arme Mädchen, das in einfachem leinenen Kleide, betroffen von all der Herrlichkeit, die man rings umher in dem Saale erblickte, beinaß zitternd, neben Ludwig stand.

Die Tante sprach: „Das alberne Ding, die Landdieners Tochter, die sich doch so gar nicht zu benehmen weiß, hätte bleiben sollen, wo sie war. Steht sie doch da, wie ein Mädchen, das vom Weuspinnen lebt, oder als wollte sie uns um ein Almosen anzusprechen!“ Indess gab sie Luzien einen Wink, Luise freundlich zu begegnen.

Das Geräusch der Musik hatte übrigens alle diese kleinen Neben überhört, daß Ludwig sie nicht hörte. Allein die Tante erzählte nachher alles, was gesprochen worden, ihren vertrauten Freundinnen, durch die es in der ganzen Stadt bekannt wurde.

Ludwig trat in dem Saale vorwärts, winkte den Musikern, und die Musik schwieg. Er hatte Luises Arm nicht losgelassen, und sie stand ihm noch immer zur rechten Seite; die zudringliche Luzie mußte zu ihrem großen Verdrusse sich begnügen, ihm zur linken Seite zu treten. Neben Luise standen ihr Vater und ihre Mutter, neben Luzien Herr und Frau von Pracht

und die Tante. Die übrige zahlreiche Gesellschaft stand in einem weiten Kreise umher.

Herr von Pracht nahm sogleich das Wort. „Ich weiß, mein lieber Altmair, sprach er, warum sie diese guten Leute hierher bringen. Es ist wohl des Prozeßes wegen, den ich mit den Leuten habe. Es ist mir unendlich leid, daß ich mit dem wackern Herrn Wohlmutz in Mißverständniß und Zwistigkeit kam — ganz unendlich leid! Allein ein Wink von Ihnen, Herr Altmair, ist ja genug, und der Prozeß ist abgebrochen. Ich zahle die streitige Summe noch diesen Abend aus. He, Bediente, ruft meinen Buchhalter!“

„Lassen Sie es gut seyn, Herr von Pracht! sagte Ludwig. Es ist dies ohnehin nicht mehr Ihre Sache, sondern die meinige. Herr Wohlmutz soll das Seinige zurük bekommen. Indes ist dies ganz und gar nicht die Absicht, warum ich diese edlen, vortrefflichen Menschen hierher brachte. Ich habe eine ganz andere Ursache, die sie wohl kaum errathen. Wo meinen sie wohl, daß ich eben jetzt gewesen bin? Denken Sie, wir kommen alle, wie wir da sind, eben von dem Grabe meines seligen Vaters.“

Herr von Pracht erblaßte, und wäre bald mit dem Glücke herausgehoben: „Haben sich denn heute alle böse Geister gegen uns verschworen!“ Er wußte sich aber zu fassen und rief wie im größten Schmerz aus: „Ach Du mein Gott, ja, da bin ich wirklich recht beschämt, daß die Idee zu dem herrlichen Denkmale, das ich Ihrem seligen Vater, dem edlen, wahrhaft großen Manne zugedacht habe, noch immer nicht aus-

geführt ist. Wie groß wäre mein Vergnügen gewesen, wenn Sie, der vortreffliche Sohn des vortrefflichen Vaters, davon wären überrascht worden. Aber die Künstler sind eigensinnige Leute; es ist so schwer, mit ihnen ins Reine zu kommen. Und ich muß es nur geschehen — auch mit meinen Verwandten, den übrigen Erben, habe ich einen harten Stand. Sie wollen die Ehre, das Denkmahl zu errichten, mir allein nicht überlassen, und dann sind ihnen meine Vorschläge zu einem so prachtvollen Grabmahle, als je einem Könige eines errichtet wurde, doch wieder zu riesenmäßig und zu kostbar.“

Luzie sprach: „Ach, was ich nicht schon antrieb, das Grabmahl möchte doch recht bald und recht prächtig voll aus weißem Marmor von Katara ausgearbeitet werden! O der theure Mann hat das herrlichste Denkmahl verdient. Wie oft schon besuchte ich die heilige Stätte, wo seine Asche ruht. Erst vor zwei Tagen war ich dort, und weinte Theuren stiller Wehmuth.“ Die letzten Worte sagte sie mit weinerlicher Stimme, und bedeckte mit ihrem weißen Taschentuche die Augen, als weinte sie wirklich.

Ludwigs ganzes Herz empörte sich über die abscheulichen Lügen des Herrn von Pracht, besonders aber über die Bruchheile der Tochter. „Nun, Mamsell, sagte er, wenn Sie erst vorgestern bei dem Grabe waren, so müssen Sie ja wissen, daß sich bereits ein kleines Denkmahl dort befindet. Ich ward entzückt bei dem Anblicke. Wie gefällt es Ihnen — ich wünsche sehr,

Ihre Meinung darüber zu hören und Ihren Geschmack zu bewundern.“

Luzie erdöhete und erlachte — und fing an zu stottern. „Ich war — ich weiß nicht — es muß da — —“ Es entstand eine sehr peinliche Stille in dem Saale. Luzie hätte sich in die Erde verkriechen mögen. Selbst die Lante sann vergebens, die Lüge der beschämten Luzie festlich mit einer neuen Lüge zu beschönigen. Sie sagte nur für sich selbst: „Der Mensch ist doch ein wahrer Freudenverderber. Erst bei dem letzten Ball hat er uns den höflichen Spuck gemacht, so unangenehm herein zu treten, daß wir glaubten, einen Todten zu erblicken; und jetzt kommt er gar von dem Kirchhofe, redet nur von Gräbern und Leichensteinen, und bringt da noch die drei Gespenster mit; denn viel besser sehen sie in ihrem elenden Anzuge nicht aus.“ Indesß versuchte sie, so gut es gehen wollte, ihre Waase in der Noth nicht stücken zu lassen. „Ich denke du irrst dich, mein Kind, sagte sie; es mag wohl schon länger seyn, daß du dort warst! Du wolltest vielleicht sagen, gerade ein paar Tage zuvor, ehe Herr Rikmar, wie ich vermuthete, ein Denkmal dahin setzen ließ.“

Ludwig sagte: „Sie irren sich eben so sehr, Madam! Ich versichere Sie, Luzie war gar nie dort — auch nicht ein einziges Mal, eben so wenig als Sie, oder als Herr von Freacht oder dessen Frau Gemahlin; sonst müßten Sie das Denkmal, das schon mehrere Monate dort steht, ja wohl gesehen haben. Und ich muß nur frei von der Noth reden, wie es dem Manne geziemt — fuhr er fort, und sein Ton wurde

sehr ernst und eindringend — es schmerzt mich in der innersten Seele, daß Sie, Herr Pracht, meinem Vater, einem Manne, der in so vielerlei Hinsicht die Achtung seiner Zeitgenossen verdiente, und der Ihnen, Ihrer Meinung nach, sehr große Summen hinterlassen hatte, nicht einmal einen Leichenstein setzen ließen. Das heißt dem Leichtsinne, dem Ubdank und der Gesäßlosigkeit doch zu weit über die Gränze treiben. — Sie aber, Ramsell Pracht, will ich nicht weiter beschämen. Ihre freche Lüge, ihr Spiel mit den heiligsten Gefühlen, bedeckt sie mit Schmach, die keine venezianische Seife mehr abwaschen und keine Schminke verbergen kann.“

X.

Ludwig wandte sich an die übrige Gesellschaft und sagte: „Ich sehe in dieser zahlreichen, allerdings nicht gleichgesinnten Versammlung so viele aufrichtige Verehrer meines seligen Vaters, sehe so manches Angesicht theurer Freunde und Freundinnen, die mich schon, als ich noch ein Knabe war, schützten und liebten. Ich bin sehr gerührt über den Antheil, den Sie an meiner Zukunft nehmen, und danke Ihnen, daß Sie das heutige Fest, womit meine Ankunft gefeiert wird, mit Ihrer Gegenwart beehren. Zugleich muß ich Ihnen aber sagen, daß mir dieses Fest noch in einer andern Hinsicht sehr wichtig ist. Es ist der Abend meiner Verlobung — und ich habe hiermit die

Ohe, Ihnen meine Braut vorzustellen — hier Junge
für Luise Wehtmut!“

Kein Witz, der vom hellen Himmel in den Kreis
gefallen wäre, hätte eine stärkere Wirkung auf die
Anwesenden hervordringen können. Herr von Pracht
und seine Frau wurden leichenbläß. Luise weinte vor
Wuth, Scham und Aerger. Die Tante konnte, trotz
all ihrer feinen Lebensart, ihren Verdruß nicht zu-
rück halten. Ihre Beredsamkeit, die sonst einem Strome
ähnlich war, glück aber nur mehr einzelnen Tropfen.
Sie sprach in lauter einspitzigen Worten. „Die!“
rief sie, und blieb mit aufgesperrtem Munde eine
Weile stehen. „So!“ fuhr sie endlich fort, und dehnte
das Wörtlein „So!“ noch länger hinaus, als man
je in der Musik eine Note zu dehnen pflegt. „Eg! —
Schau, schau! — Nun, nun! — Glück zu!“

Ludwig sprach: „Es scheinen beinahe alle Gegen-
wärtige über meine Wahl bestreuet? Vielleicht hätte
ein Anderer, der hier an meiner Stelle zwischen dies-
sen zwei Frauenzimmern blüde, anders gewählt. Es
ist möglich, daß ihn all der Glanz der reichgeputzten
Mamsell hier blenden würde, und daß er das arme,
bescheidene Kind in dem düsternen Kleide von roth
und weiß gestreiften Keinen kaum eines mitleidigen
Blickes würdigen möchte. Ich aber finde nun einmal
an diesen wankenden Federn, diesem Floe, diesem schim-
mernden Zimmern gar nichts zu bewundern, und
begreife durchaus nicht, wie ein Mann von Verstand
wegen solcher eiteln Dinge eine Person höher schätzen
könne. Die einfache natürliche Rose in Luises Haaren

hat in meinen Augen einen höhern Werth, als alle diese blühenden Diamanten hier. Denn hören Sie, diese meine Braut war es, die auf das Grab meines seligen Vaters einen Rosenstrauch pflanzte — und mir so einen vollwichtigen Beweis ihres edlen Herzens gab. Dieser Rosenstrauch stiftete eigentlich diese Heirath.“

Ludwig erzählte die Geschichte, und fuhr dann fort: „Wie sollte ich nun diese edle, dankbare Seele, die noch obendrein ihre Aeltern und Geschwister mit ihrer Handarbeit ernährt, nicht höher schätzen, als eine andere, der die edelsten Gefühle — Ehrfurcht für tugendhafte Menschen, Dankbarkeit, Bescheidenheit, stiller Reiz fremd sind? Wie sollte ich die fromme, anspruchslose, sitzsame Luise nicht einer andern vorziehen, die nur von Gefallsucht, Wuth zu glänzen, eitlem Stattersaate eingenommen ist, nur nach Vergnügungen Jagd macht, jedes häusliche Glück leichtertlich und kleinlich findet, und die einen Mann höchst unglücklich machen würde! Ich bin versichert, daß ich gut gewählt habe. Ja wenn ich so arm neben Mamsell Pracht stände, als sie jetzt wirklich ist, und wäre sie ganz mit Diamanten bedeckt und brächte mir Berge von Gold — ich würde sie doch nicht wählen. Ein edles Herz allein macht den Werth des Menschen. Wer dieses findet — dem ist der große Wurf gelungen. Ich werde unter Gottes Schutze unaussprechlich glücklich seyn.“

Er schwieg einige Augenblicke, und sagte dann: „Ich habe mit mehr Wärme gesprochen, als es leicht schicklich ist. Doch wenn es auch nicht artig war,

so ist es doch wahr. Falschheit, Verstellung und Heuchelei sind mir nun einmal in der Seele zuwider. — Doch von etwas Anderem! Da nun dieses Haus, so wie mein ganzes Vermögen, wovon Herr Pracht dem größten Theil noch in Händen hat, wieder mein Eigenthum ist — verüber ich hier die gerichtliche Entscheidung habe — so mache ich sogleich von meinem Hausrechte Gebrauch, und heiße Alle, die meiner Gesinnung sind, von ganzem Herzen willkommen, und bitte Sie, diesen Abend bei mir vorlieb zu nehmen.“

Die alten Freunde des Herrn Almar gaben Ludwig lauten Beifall, und kamen bewillkommend und glückwünschend näher, und der Ruf: „Es lebe Bräutigam und Braut, Ludwig und Luise!“ wurde bald allgemein, und Trompeten und Pauken fielen jubelnd ein. Nur die Prachtliche Familie, auch die Tante und die übrigen Verwandten, schlichen sich in aller Stille davon, und sahen nun ein, daß schlechte Gesinnungen keine Rosen bringen.

Ludwig brachte, in Gesellschaft edel denkender Freunde, mit Luise und deren Aeltern einen fetigen Abend zu; alle waren so vergnügt, daß es niemanden einfiel zu tanzen, und daß der bestellte Ball ganz in Vergessenheit kam. Als man, wie Ludwig es gewohnt war, mit dem Schläge zehn Uhr von der Tafel aufstand, um auseinander zu gehen, bestimmte Ludwig den Tag seines Hochzeitfestes mit Luise, und bat alle anwesende Gäste sich dabei einzufinden.

Ludwigs Ehe mit Luise war die glücklichste. „Wir, sagte er oft, trug jener Rosenstrauch keine Dörner, son-

bern lauter duftende Rosen. Wärest du nicht so dankbar gewesen, liebe Luise, den Rosenstrauch auf das Grab meines Vaters zu pflanzen, so wären wir nicht so glücklich geworden.“

„Und hättest du, sprach Luise, kein so kindliches Herz gegen deinem Vater gehabt und sein Grab nicht sogleich besucht, so hätten die Verwandten an die Stelle des Rosenstrauchs bald einen Marmorstein gesetzt, und wir hätten uns vielleicht nicht gefunden!“

„Eure edlen Gefinnungen, liebe Kinder, gründeten unser Aller Glück, sagte die Mutter, diese bringen immer und allezeit Rosen.“

„Und, beschloß der Vater, hätte Gott nicht Alles so gut gelenkt, so wären wir doch nicht so glücklich geworden. Unser Aller Glück gründete Er. Er ließ uns Allen unzählige Freuden aus einem Rosenstocke ausblühen.“

Die Fliege.

Der treffliche Maler Bergheim war ein Mann von dem edelsten Gemüthe und dem reinsten Gefühle für alles Gute und Schöne. Er hatte als junger Künstler Italien durchreiset, um sich mit den Werken großer Meister bekannt zu machen. Die Gemälde aus der heiligen Geschichte rührten ihn vor allen andern Wahrheiten, und er beschloß, seine Kunst ganz der heiligen und vorzüglich der evangelischen Geschichte zu widmen. Er machte sich mit eben so viel Geschicklichkeit als Fleiß von jenen Stücken, die ihm die schönsten und lieblichsten dünkten, sehr gelungene Abbildungen. Mit diesem Schatze von Gemälden kam er nach Deutschland zurück, und wußte sie in dem eigens dazu erbauten Saale seines Hauses sehr schön zu ordnen, wo sie dann, in goldene Rahmen gefaßt, sich auf den himmelblau bemalten Wänden herrlich ausnahmen.

Diese Sammlung von Gemälden war in der That einzig in ihrer Art. Da sie nicht von dem Zufalle zusammengebracht, sondern von Einem fühlenden Gemüthe aus Tausenden ausgewählt, und von Einer

Meiſterhand abgebildet waren, ſo machten ſie ein ſehr ſchönes Ganzes aus. Wer nur immer in den Saal trat und Gefühl für das Schöne hatte, ward von dem Anblicke ſo vieler edler Geſtalten voll himmliſcher Amuth und Würde gleichſam zum Himmel erhoben. Denn alles Schöne und Liebliche, alles Gute und Große, das der menſchlichen Natur Ehre macht, ſie adelt und der Gottheit näher rückt, war hier auf das ſchönſte und lieblichſte abgebildet — von der zarten Unſchuld des Kindes bis zum Bilde des Heiligſten unter den Menſchen, in Dem ſich die Freundlichkeit Gottes in Menſchengeſtalt offenbarte.

Der edle Mahler war in ſeiner größten Seligkeit, wenn er einen Menſchen fand, der für die Schönheit dieſer Gemälde Gefühl hatte. Er ſchätzte ſich deßhalb ſehr glücklich, daß ſeine getreue Ehegattin nie anders als mit ſichtbarer Andacht in dieſen Saal trat, und mit ungeheuchelter Mährung bald dieſes, bald jenes Gemälde betrachtete. Noch glücklicher fühlte er ſich, daß auch ſeine einzige Tochter, ſaß noch als Kind, an dieſen Gemälden eine für ihr Alter wunderbare Freude hatte, und aus ſich ſelbſt Bemerkungen darüber machte, über die er erſtaunte. Er hatte das Kind, der berühmten Mahlerin Angelika zu Ehren, Angelika taufen laſſen; er hoffte, auch die geliebte Tochter werde einſt eine vorzügliche Mahlerin werden und der liebenswürdigen Künſtlerin Angelika nicht bloß dem Namen nach gleichen.

Einmal an einem Sonntage, Morgens nach dem Gottesdienſte, gingen Vater, Mutter und Tochter in

dem Saal und betrachteten die Gemählde. Die kleine Angelika blieb vor einem Bilde stehen und sagte: „Dieses Bild ist mir das liebste aus allen!“

„Es ist auch wirklich eines der schönsten, sprach der Vater; ich habe es nach einem Gemählde deiner Namenschwester Angelika, das ich in Rom sah, mit besonderer Lust und Liebe gemahlt.“

„Sieh, liebe Angelika, sprach er weiter, Maria, die heiligste Jungfrau, ist hier als ein zartes Mädchen deines Alters abgebildet. Sie begießet die lieblichen Lilien, die sie in einem Blumentopf gezogen hat. Ein Lichtstrahl vom Himmel beleuchtet die himmlisch schöne Gestalt des heiligen Kindes. Die Aeltern des Kindes stehen dabei. Der Vater erstaunt über den wunderbaren Lichtglanz; die zärtliche Mutter ist voll heiligen Entzückens.“

Angelikas Mutter war sehr gerührt. Auch ihr hatte dieses Gemählde immer am besten gefallen. Sie hatte es oft sehr lange mit Andacht betrachtet. Ja es kam ihr vor, das heitere schulblose Angesicht der kleinen Angelika sey dem lieblichen Angesichte Mariens auf dem Gemählde sehr ähnlich. Davon ließ sie aber ihrer Tochter, um sie nicht eitel zu machen, nichts merken. Sie sprach bloß: „Liebste Angelika! Maria sey dein Vorbild! O sieh, wie fromm und innig, wie sanft und demüthig, wie voll heiliger Unschuld ihr zartes Angesicht ist! Sieh, die reinen weißen Lilien sind ein Bild ihres reinen Sinnes, ihrer Unschuld! O möchtest du auch so rein und unschuldig emperblühen! Sieh, das Licht vom Himmel, das auf sie herabglänzt, deu-

est sehr schön an, daß Gott an der Unschuld Freude habe, daß alles Gute von Oben komme, daß nur Gott uns Menschen erleuchten und heiligen könne. O sey auch du von Herzen fromm und gut, und bitte Gott täglich um Licht und Gnade von Oben.“

„Das thu, liebe Angelika, sagte der Vater; bestrebe dich, Marien ähnlich zu werden, und wir, deine Aeltern, wollen uns ferner bestreben, ihren Aeltern zu gleichen. Deine Mutter und ich haben uns bisher immer beflissen, dich fromm und gut zu erziehen! Wir flehten täglich zu Gott, Er wolle gnädig auf dich herabsehen, dich erleuchten, dich emporblühen und gedeihen lassen, wie eine Blume am lieblichen Sonnenstrahle. Diesen Vorsatz erneuern wir in diesem Augenblicke; so beethen wir auch jetzt.“

„Ja, Vater im Himmel, sprach er mit gefalteten Händen, blicke Du auf unsre Angelika herab, segne Du unsre Bemühungen, gieb Du, daß wir an diesem unserm geliebten Kinde Freude erleben, daß sie fromm, bescheiden und sittsam empornachse, und Marien, dem schönsten Vorbilde aller christlichen Jungfrauen, ähnlich werde!“

Die Mutter hatte Thränen in den Augen. Angelika blickte mit ihren lieblichen Augen zum Himmel, faltete die zarten Hände, und sagte: „Lieber Vater im Himmel! Segne mich, laß mich fromm und gut werden, laß meine guten Aeltern Freude an mir erleben!“ Und beide Aeltern sagten gerührt: „Amen!“

So dachte Heer Bergheim, so waren seine Frau und seine Tochter gesinnt. Die kleine Familie war

die edelste und glücklichste weit umher. Der Vater malte sehr fleißig und zierte manche Kirche mit sehr schönen Gemälden aus der heiligen Geschichte. Er hatte die edlen Gefinnungen und Empfindungen wirklich, die er so schön auf der Leinwand darzustellen wußte. Er unterrichtete Angelika in dem Malen; sie wuchs empor und übertraf als treffliche Mahlerin und als fromme, bescheidene, und sittsame Jungfrau alle seine Erwartungen. Die Mutter besorgte das Hauswesen, das ein Muster von Ordnung und Reinlichkeit war. Sie lebten in der seligsten Eintracht; sie hatten Friede unter einander und mit der ganzen Welt.

Der Vater war ein sehr heiterer, fröhlicher und wohlwollender Mann. Um alles in der Welt hätte er keinem Geschöpfe Gottes ein Leid zufügen können. Nur hatte er einen unversöhnlichen Haß — gegen die Fliegen, weil sie ihm seine schönen Gemälde und die goldenen Rahmen zu verderben drohten. Wenn sich irgend eine Fliege in dem Saale blicken ließ, so war sie ohne alle Gnade verloren. Die Mutter und die Tochter mußten oft darüber lächeln, mit welchem Ingrimm er eine Fliege verfolgte, und nicht ruhte, bis er sie zu seiner großen Freude glücklich erlegt hatte.

Herr Bergheim wurde von mehreren Freunden der Kunst besucht. Herr von West, ein junger Mann von vielem Verstande und sehr edlem Herzen, kam am öftesten. Er war der jüngste Sohn einer sehr ansehnlichen adeligen Familie, und der Jahresgehalt, den er von seinen väterlichen Gütern bezog, gewährte

ihm ein sehr reichliches Auskommen. Er hatte ein sehr richtiges und lebhaftes Gefühl für die Kunst, und brachte, während Herr Bergheim malte, manche Stunde bei ihm zu. Herr Bergheim unterhielt sich sehr gerne mit ihm, besonders über Malerei, und gewann ihn so lieb, als wäre er sein Sohn.

Eines Morgens saß Herr Bergheim in dem Saale, wo er während der wärmern Monate gewöhnlich malte, bei seiner Arbeit. Da trat Herr von West, festlich gekleidet, herein und bat ihn — um die Hand der liebenswürdigen Angelika.

Herr Bergheim legte den Pinsel weg, stand auf, nahm seine Mütze ab, und sprach nach kurzem Bedenken: „Mein lieber Herr Baron! Sie erweisen mir und meiner Tochter eine sehr große Ehre, die ich allerdings zu schätzen weiß. Allein zu meinem großen Bedauern kann ich die mir zuge dachte Ehre nun einmal — nicht annehmen.“

„Nicht?“ rief Herr von West höchst erstaunt und bestürzt. „Und warum denn nicht? Habe ich, mein liebster Herr Bergheim, Ihre Achtung durch irgend etwas verloren? Haben Sie etwas gegen mich?“ „Nicht das Geringste, sagte Herr Bergheim; allein ich würdevoller Mann habe mir nun einmal in den Kopf gesetzt, meine Tochter keinem andern Manne, als einem Maler zur Ehe zu geben.“

„Aber bedenken Sie doch, besser Herr Bergheim!“ fing Herr von West an.

„Ich lasse da keine Einwendungen gelten, sprach Herr Bergheim. Das steht einmal fest; da ist nichts

zu ändern. Es ist nun einmal so, so toll es auch scheinen mag. Verschwenden Sie daher, lieber Herr Baron, Ihre Worte nicht vergebens. Obwohl Sie indeß, wie gegenwärtig die Sachen stehen, mein Schwiegersohn nicht werden können, so werden wir, wie ich hoffe, doch Freunde bleiben — wenn Sie anders die Güte haben wollen, von Ihrem Wunsche weder mir, noch meiner Frau, noch viel weniger meiner Tochter irgend ein Wort mehr zu sagen. Auch wünschte ich, daß ihre — mir übrigens sehr angenehmen — Besuche, von nun an, wo nicht ganz aufhören, doch nicht mehr so zahlreich seyn möchten.“

Herr von West entfernte sich sehr betrübt. Er war der Einwilligung der Mutter und der Neigung der Tochter gewiß gewesen, und hatte an der Einwilligung des Vaters nicht im Geringsten gezweifelt. Er begab sich zu der Mutter und Tochter, die nicht ganz ohne Bangigkeit warteten, was der Vater zu dem Antrage sagen würde. Herr von West stattete mit traurigem Angesichte von der abschlägigen Antwort des Vaters getreuen Bericht ab.

Die Mutter eilte sogleich zu dem Vater in den Saal. „Aber um des Himmels willen, sing sie an, wie kannst du doch ein solches Glück, das unsrer Angelika aufblüht, so kalt zurück weisen?“

„Ein Glück? sagte der Mahler und mahlte ruhig fort; woher weißt du, daß es ein Glück seyn würde?“

„Wie, fuhr sie fort, ist der Herr Baron nicht ein edler, ein reicher, ein artiger, ein schöner, ein liebenswürdiger Mann?“

„Das ist er, sprach der Vater, und ich selbst achte ihn sehr — allein leider ist er kein Mahler.“

„Ach, sagte die Mutter, ich weiß gar nicht, wie du auf die seltsame Grille kommst, unsere Angelika nur mit einem Mahler zu verheirathen! Wie viel giebt es denn gute Mahler? Oder wolltest du sie einem Pfuscher geben? Sie wird also eine kleine Wahl haben.“

„Ich hoffe, sagte der Vater, es werde seiner Zeit schon ein geschickter Mahler, der ihr gefällt, zum Vorschein kommen.“

„Aber du lächelst dabei so seltsam! sagte die Mutter. Es ist dir mit deiner Erwartung nicht Ernst, oder es steckt etwas Besonderes dahinter. Wenn du einen solchen Mahler kenneest, warum hast du bisher noch kein Wort von ihm gesagt?“

„Bisher war es nicht nöthig, sprach der Vater; es war ja von Verheirathung unserer Tochter noch nie die Rede. Das hat auch noch Zeit! Laß sie jetzt in der Blüthe ihres Lebens, von Hausorgen unbeschwert, heiter und fröhlich der Kunst leben. Für das Weitere wird Gott sorgen. Doch nun, sagte er, indem er eifrig weiter mahlte, möchte ich allein bleiben; ich habe da eben einen Zug anzubringen, der mir sonst entfallen möchte.“

Die Mutter kam sehr trostlos zu dem Herrn von West und zu Angelika zurück, und erzählte den Inhalt des Gesprächs. „Ach, sagte sie am Ende, mir dem herzenguten, aber wunderlichen alten Manne ist nun einmal nichts anzufangen. Ich kenne ihn. Wenn

er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, ist er nicht mehr davon abzubringen.“

Der betrübte Baron nahm von der Mutter und von Angelika Abschied. Er tröstete die weinende Angelika. „Ich gehe, sagte er, weil es das Beste ist, was ich gegenwärtig thun kann. Allein bleiben Sie mir nur getreu. Ich hoffe nach einigen Jahren wieder zu kommen, und dann die Einwilligung Ihres Vaters, der mir trotz der abschlägigen Antwort immer ehrwürdig bleibt, doch noch zu erhalten.“ Weiter erklärte er sich nicht, und reiferte ab.

Beinahe drei Jahre verflossen. Herr von West schrieb zwar ein paarmal des Jahres an Herrn Bergheim, und mehrere Male des Jahres an die Mutter. Dem Briefe an die Mutter schloß er allzeit einige Zeilen an Angelika bei. Er machte ihr darin Hoffnung, sagte aber nicht, worauf er seine Hoffnung gründe. Seit etlichen Monaten aber waren seine Briefe ausgeblieben.

Indeß hatte Herr Gerhard, ein sehr geschickter Mahler, der eben eine Kunstreise machte, den Herrn Bergheim vor einigen Wochen besucht, Angelika und ihre vortrefflichen Malereien gesehen, und in seinem Herzen den lebhaftesten Wunsch gefühlt, sie zur Ehe zu erhalten. Er schrieb auch, sobald er von seiner Reise nach Hause gekommen war, an Herrn Bergheim und bat ihn um Angelikas Hand. Mit dem Briefe kam ein Gemälde, das Herr Gerhard gemahlt hatte, und dem Herrn Bergheim zum Geschenk machte. Herr Bergheim konnte es nicht genug bewundern. Es war auch wirklich ein sehr liebliches Stück. Es stellte

groß Kinder von drei bis vier Jahren vor, die unter einem Holderstrauche im Grase sitzend, aus einer irdenen Schüssel Milch aßen. „Es ist unvergleichlich!“ sagte Herr Bergheim. Die lieblichen Gesichtchen der Kinder sind allerliebste! Die lebhaften braunen Augen und die dunkeln Haare des Knaben, die freundlichen blauen Augen und die blonden Locken des Mädchens, die blühenden rothen Wangen beider Kinder könnten nicht schöner seyn! Und wie die lichten Gestalten der Kinder von dem dunkelgrünen Schatten des Holders strauches heraus gehoben werden! Alles bis auf das Kleinste ist vollendet. Sogar der Glanz der irdenen Schüssel und der Biechglanz des vollen Löffels sind meisterhaft ausgedrückt. Angelika, ich will dich zwar nicht zwingen. Das wäre nicht recht; das wäre Sünde; aber wenn du den trefflichen Mahler zum Manne nehmen wolltest, so wäre es mir doch sehr lieb!“

Angelika war in großen Kengsten — eines Theils, weil Herr von West schon lange nichts mehr von sich hatte hören lassen, und weil es schien, er habe sie vergessen; andern Theils, weil es ihr doch schwer fiel, den herzlichsten Wunsch ihres guten Vaters zu vereiteln. Sie wußte nicht, was sie thun sollte, und hat um Bedenkzeit. Da kam eines Morgens unvermuthet Herr von West an. Herr Bergheim war eben verreist, ein Ackerblatt, das er für eine entfernte Kirche gemahlt hatte, selbst zu überbringen, und dort einige beschädigte Gemähde auszubessern. Die erfreute Mutter führte ihn unverzüglich in den Saal, wo Angelika mahlte. Angelika sprang mit einem Freudenschrei

von ihrer Mahlerei auf. Herr von West sprach nach den ersten Begrüßungen: „Nun, liebe Mutter, liebe Angelika, hoffe ich, Sie Beide und wohl auch der Vater, sollen mit mir zufrieden seyn. Ich kehre als Mahler zurück, und wenn ich auch kein großer Mahler bin, so denke ich dennoch, des Namens nicht ganz unwerth zu seyn.“

Er hatte zwei kleine Gemälde mitgebracht, die er selbst gemahlt hatte, — ein Blumenstück und ein Stück mit Früchten.

Er zeigte zuerst das Stück, auf dem die Früchte, zierlich in ein Körbchen geordnet, abgemahlt waren. Angelika war darüber ganz entzückt. „O schön, sagte sie, sehr schön, ganz unvergleichlich! Diese Weinstraube hier gleicht durchsichtigem Golde. Besonders sind die Beeren da, von denen der Duft etwas abgemischt ist, so klar, daß man das innere Gewebe und die Kerner sieht. An dem dunkelgrünen Rebblatte hier kann man alle Adern zählen, und das andere Blatt hat der Herbst sehr schön goldgelb und purpuroth gefärbt. Der gelblichcarline Pfirsich hier ist mit dem lieblichsten Roth wie angehaucht, und scheint zarter und weicher als Sammet. Er ist so ganz nach der Natur, daß man Lust bekommen könnte, ihn zu essen. Der purpurgestreifte Apfel mit dem schönen grünen Blatte, die gelben Birnen, die blauangeduften Pflaumen geben der Traube und den Pfirsichen nichts nach! — Und dann die Wespe hier! Sie scheint zu leben! Man wird versucht, sie zu verschlucken.“

Herr von West zeigte nun das Blumenstück. „O

wie lieblich! rief Angelika; das Blumenthröchen dankt mich beinahe noch schöner, als das Rörchen mit Früchten. Ja, das ist einmal eine Rose — es fehlt ihr in der That nichts, als der Geruch. Hier an dem grünen Blatte hängt ein großer Thautropfen, in dem sich der rothe Glanz der nahen Rose abspiegelt! Man glaubt jeden Augenblick, der Tropfen werde herab fallen. Wie schön sind diese sanft blauen Leuchten hier! Wie sich da Blume an Blume drängt, wie eine Blume auf die andere, ein Blättchen auf das andere einen so zarten Schatten wirft! Wie prächtig prangen diese Reiken, hier die dunkelrothe und da die schneeweiße, auf der, — o wie schön! — ein bunter Schmetterling sitzt! Der Schmetterling könnte gar nicht schöner und täuschender gemahlt seyn. Man fürchtet sich, ihn zu berühren, um den Staub der Flügel nicht zu verwischen! Man meint alle Augenblicke, er werde die Flügel aufklappen, oder gar davon fliegen. — Sie haben es sehr weit gebracht, lieber Karl! Ich muß erstaunen. Die unläßliche Mühe, die sie sich gegeben haben, ist mir der sprechendste Beweis Ihrer Zuneigung.“

Herr von West sagte: „Es kostet allerdings viele Mühe und wirklich Jahre lange Übung, bis man endlich im Stande ist, eine Rose oder Nelke nach der Natur abzumahlen! Auch scheint mir eine Blume immerhin ein lieblicher Gegenstand der Kunst. Denn jede Blume ist ja ein freundlicher Gedanke des höchsten Künstlers, ein Werk des Schöpfers, der sie in ihrer Schönheit zuerst dachte, sie uns vormahlte, ja

den Grundeiß dazu, unsern Augen unsichtbar, in ein winzig kleines Samentheilein gezeichnet hat.“

„Allein, sprach er weiter, was sind diese gemahlten Blumen und Früchte gegen das schöne Bild des göttlichen Kinderfreundes hier, woran Sie wirklich arbeiten! Wie wenig sind sie gegen die Gemälde in diesem Saale, diese herzerhebenden Gestalten edler Menschen, heiliger Engel und des Hoherhabenen über Menschen und Engel! Ach, wenn ich da den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn, die heilige Familie, die Erweckung des Lazarus, das letzte Abendmahl, den sterbenden Erlöser mit der blutbespreigten Dornenkrone, den Auferstandenen in Mitte der hocherfreuten Jünger betrachte — wie fühle ich da die Würde und die Macht der Kunst! Welch himmlische Unschuld, Demuth, Andacht und Innigkeit erblicke ich im Angesichte der heiligen Jungfrau? Welche Heiligkeit, welche Reinheit von allen Erdenleiden und Erden Sorgen in dem Angesichte der Engel! Wie herrsche in den ehrwürdigen Gesichtern der Apostel, bei aller Mannigfaltigkeit, nur Ein Glaube und Eine Liebe! Wie vereinigt Christus, der Gottmensch, göttliche Hoheit und menschliche Anmuth! Wer fühle, ja wer sieht da nicht — daß Gott sich den Menschen in Menschengestalt geoffenbart — daß der Mensch mehr sey als Staub, und daß die Tugend das Einzige sey, was den eigentlichen Adel des Menschen, das Göttliche im Menschen ausmache!“

Er schweig einige Augenblicke und sagte dann:
„Wenn ich wieder auf meine Blumen und Früchte

zurückblickte, so wies mir, theure Angelika, wahrlich bange, ob Ihr lieber Vater mit mir zufrieden seyn werde, und ob ich nicht umsonst gearbeitet habe.“

Angelika rief mit der ihr eigenen Heiterkeit: „Nicht zufrieden? — Erstaunt, erfreut, entzückt wird er seyn, im Ihnen so unwürdiger einen vorzüglichen Künstler zu erblicken!“

Die Mutter aber wurde ängstlich und erzählte, wie sehr der Vater für den Maler Gerhard eingenommen sey, und wie er an einem Gemälde desselben großes Wohlgefallen finde. Herr von West ließ sich das Bild zeigen. „Es ist in der That sehr schön, sagte er, und ich bescheide mich gern, dem Herrn Gerhard weit nachzusehen. Er hat sich einen höheren Gegenstand der Kunst gemählt, als mir meine Kräfte gestatteten. Die menschliche Gestalt — und wäre es auch nur die lieblichste Gestalt eines todigen Kindes — ist der edelste Gegenstand der Kunst, so wie der Mensch das edelste Geschöpf Gottes auf Erden ist. Alle übrige Geschöpfe, Blumen und Früchte und Schmetterlinge, tragen zwar auch die Spuren seiner Weisheit und Güte, und offenbaren uns seine Freundlichkeit; allein der Mensch ist nach Gottes Bilde geschaffen und göttlichen Geschlechtes. Ich trete daher vor Herrn Gerhard's Arbeit ehrerbietig zurück.“ Er ging einige Male in dem Saale auf und ab, und rief dann plötzlich: „Da kommt mir ein Gedanke, der den guten Vater überraschen wird, und vielleicht doch noch mir den Sieg verschaffen könnte. Wie Sie an meinen zwei kleinen Gemälden da sehen, habe ich mich geübt, außer

den Blumen und Früchten, auch Insekten zu mahlen, und zwar, wenn nie nicht alle meine Freunde und Bekannte schmeicheln, mit ganz vorzüglichem Glücke. Ich erinnere mich zwar noch, daß der gute Vater von jeher ein großer Feind der Fliegen war. Wir scherzten ja oft genug darüber, und unsre unschuldigen Scherze waren ihm nicht zuwider. Ich heße daher irgendwo auf dem Gemähde des Herrn Gerhard eine Fliege anzubringen, die dem Gemähde nicht schaden, sondern ihm vielmehr vortheilhaft seyn soll. Bei einer Schüssel voll Milch finden sich ja gerne Fliegen ein. Die gemahlte Fliege soll aber den Vater täuschen, daß er sie für eine wirkliche Fliege halte. Der Vater wird die Fliege zwar für seine Feindin ansehen; indeß wähle ich sie nun einmal zu meiner verbittenden Freundin und meiner Brautwerberin.⁴

Mutter und Tochter gaben ihm Beifall. Sie ließen ihn allein und er machte sich an das Werk. Die Fliege gelang so vollkommen, daß selbst Angelika, als sie ihn zum Mittagessen abholte und einen neugierigen Blick auf das Gemähde warf, eine wahre Fliege zu erblicken glaubte.

Nach einigen Tagen kam der Vater Abends spät nach Hause. Man sagte ihm nichts von der Ankunft des Herrn von West, der seine Wohnung bei seinen Verwandten in der Stadt genommen hatte. Am andern Morgen, als der Vater in Schlafrock und Schlafmütze an seiner Arbeit saß und sehr eifrig mahlte, trat Herr von West, von Mutter und Tochter begleitet, in den Saal.

Herr Bergheim begrüßte ihn herzlich. Jedoch war ihm die Ankunft des Herrn Barons jetzt nicht so ganz angenehm. Er betrachtete den Mahler Gerhard beinahe schon als seinen Schwiegersohn und fürchtete, der Edelmann möchte dem Mahler im Wege stehen, und Angelika möchte nun noch weniger Lust haben, als sie bisher zeigte, den Herrn Gerhard zu heirathen. Herr Bergheim besaß sich daher, dem Herrn von West Gerhards schönes Gemälde zu zeigen, und dann, wenn der Baron das schöne Stück mit dem verdienten Beifalle beehren würde, ihm zu erklären, diesem großen Meister habe er seine Tochter zugebacht.

Der Baron lobte das Gemälde nach Verdienst. Herr Bergheim pries ihm eine Schönheit des Stückes nach der andern an. „Sagen Sie selbst, sprach er, ist das nicht ein allerliebstes Paar Kinderchen? Sind sie mit ihren lächelnden Gesichtchen und mit ihren lockigen Haaren nicht ein Paar wahre Engelsköpfschen? Die guten Kleinen sind bei ihrem Schüsselchen voll Milch, so glücklich, so vergnügt, daß sie auf der ganzen Welt sonst keinen andern Wunsch haben. Sie scheinen uns zu sagen: „So glücklich, ihr lieben Leutchen, könntet ihr auch seyn, wenn ihr euch nicht so mit eiteln Sorgen plagen wolltet.“ Auch alles übrige ist sehr gut gemahlt. Die gemahlte edelne Schüssel mit der schimmernden Glasur ist mir lieber als eine wirkliche Schüssel von schwerem Golde. Sogar der blecherne Löffel da, der von Milch beinahe überfließt und den das Mädchen bedächtig und langsam, um nichts zu verschütten, zum Munde zu führen scheint, ist — —

Er brach plötzlich ab; denn eben erblickte er am Rande des Löffels die Fliege. „Ey, ey! rief er, was machst du da? Wie kommst du hieher? Hat dich die gemahlte Milch herbei gelockt? Allein du sollst mir dennoch nicht ungestraft bleiben.“ Er nahm seine Mütze ab, und suchte zwei, dreimal vergebens, die Fliege wegzuschrecken. „Gehst du nicht, hartnäckiges Geschöpf, rief er ärgerlich; nun, so sollst du an Ort und Stelle es mit dem Leben büßen.“ Er schlug mit der Mütze kräftig auf die Fliege zu. „Wie? rief er erstaunt, hab ich dich nicht getroffen, bist du nicht todt? Nicht?“ Er wiederholte den Streich bedachtsamer und nachdrücklicher. „Nun, so wolle ich doch auch! rief er, was soll doch das seyn?“ Er betrachtete die Fliege näher, er berührte sie mit dem Finger, er schüttelte den Kopf und setzte seine Brille auf. „Wahrhaftig, rief er höchst verwundert, sie ist gemahlt, so war ich lebe, gemahlt! Wer hat das gethan?“

Herr von West sprach: „Verzeihen Sie mir diesen kleinen Scherz, lieber Vater! Um mich Ihnen gefällig zu beweisen, und Angelikas Hand zu verdienen, ward ich ein Mahler. Früher wollte ich von meinem Vater haben nichts sagen, weil ich nicht wußte, ob es mir gelingen werde. Ich würde zwar in der Kunst weiter gekommen seyn, wenn ich mich zu Ihnen in die Lehre begeben hätte; allein Umstände halber wäre dieses nicht schicklich gewesen. Ich hoffe Ihnen indeß noch bessere Stücke von meiner Arbeit zu zeigen, als diese Kleinigkeit.“

Herr Bergheim war so erfreut, als erstaunt. „Nun

wohl, sagte er, die Fliege noch immer durch die Brille betrachtend, die Fliege ist Ihnen herrlich gelungen! Wie zierlich sie die zarten Füßchen seht! Wie nett sie den kleinen Rüssel ausstreckt, um von dem Tröpflein Milch da am Löffel zu trinken! Wie gart auf den feinen Flügeltchen der Fardenschimmer des Regenbogens spielt! So gram ich sonst dem Fliegen bin, dieser muß ich gut seyn. Es ist eine herrliche Fliege! Ich habe daher nichts mehr gegen die Heirath, mein liebster Herr Baron! Sie haben nicht nur die Einwendung, die ich gegen Sie hatte, vollkommen widerlegt; Sie haben mir auch einen vollgültigen Beweis gegeben, daß Sie eine wahrhaftige Neigung zu meiner Tochter haben. Und ich muß Ihnen nun schon die ganze Wahrheit sagen. Ich war nicht so fast gegen die Heirath, weil Sie die Mahlerkunst nicht verstanden — sondern weil Sie überhaupt keine Kunst oder Wissenschaft verstanden, womit Sie sich und Ihre künftige Frau ernähren konnten. Reichthum schien mir unsicher, zumal bei den gegenwärtigen Kriegzeiten; ich hielt es für nöthig, daß ein Mann, er sey reich oder arm, sein Brod zu verdienen wisse. Auch bin ich überzeugt, daß ein Mensch, der keine bestimmte Beschäftigung hat, nicht glücklich und zufrieden leben könne, sondern in tausend Thorheiten, ja wohl gar in Sünde und Laster verfallt. Und dann dachte ich so im Stillen bei mir selbst: Der Herr Baron hat Sinn und Talent für die Kunst; er zeichnet, wiewohl nur zu seiner Unterhaltung, sehr artig; wenn es ihm Ernst ist, Angelika zur Frau zu bekommen, so kann er gar wohl noch ein Mahler werden. Er hat ja Zeit und

Muße dazu. Es dächte ich. Den bestimmten Antrag, Sie sollen ein Mahler werden, konnte ich Ihnen nicht gerade zu machen. Es schien mir zu viel begehrt, einem Manne, zumal einem Edelmann, zuzumuthen, er soll sich zu einem Mahler in die Lehre begeben. Ich überließ es Ihrem Gefühle. Indes war es mein heimlicher Wunsch, und diesen Wunsch haben Sie nun zu meinem großen Vergnügen erfüllt. Gott wolle Sie, lieber Sohn, und dich, meine Tochter, segnen, so wie ich und eure Mutter euch jetzt unsern Segen geben.“

Die Vermählung des Herrn von West mit Angelika wurde blos als ein häusliches Fest gefeiert. Sie reicheten sich vor dem Altare, dessen Altarblatt Mariens Vermählung vorstellte und von dem Herrn Bergheim sehr vortheilhaft gemahlt war, die Hand.

Bei Tische war Herr Bergheim in seiner heitersten Laune. „Heute, sagte er, sollen alle Fliegen, wenn sie es nicht zu arg machen, ungestraft an dem Hochzeitmahle Theil nehmen dürfen.“

Die Ehe des Herrn von West mit Angelika war eine der glücklichsten von der Welt. Er widmete sich, so wie Angelika und ihr geliebter Vater, ganz der Malerkunst, und die Kunst trug vieles bei, ihre Glückseligkeit noch zu erhöhen. Kinder und Nektarn führten ein sehr seliges Leben. Herr von West sagte öfter: „Wie viel glücklicher bin ich jetzt, da jede Morgenröthe mich zur Arbeit ruft, als vorhin, da ich erst nachsinnen mußte, mit welchem Zeitvertreibe ich die

seinen Stunden des Tages ausfüllen oder vielmehr die edle Zeit verderben wollen.“

Der junge Mahler hatte aber bald Ursache, die Weisheit seines Schwiegervaters noch in einer andern Hinsicht zu preisen. Herrn von West's väterliche Güter kamen durch den Krieg in die Gewalt des Feindes, und seine Jahresrenten hörten auf. Er fand nun in seiner Kunst sein reichliches Auskommen. „Sie hatten Recht, sprach er öfter zu Herrn Bergheim! Kunst geht über Reichthum, und eine bestimmte Beschäftigung macht das Leben erst angenehm und reich an mancherlei Freuden. Ein müßiges Leben ist das langweiligste und elendeste von der Welt.“

„Es ist bloß ein Illiegenleben, sagte Herr Bergheim. Wer nur immer müßig umher schwärmt, nur isst, trinkt, sich putzt und seinem Vergnügen nachgeht, sich ungerufen in jeder Gesellschaft einfindet, den Leuten die Ohren voll summt, und sie bei Tische und bei der Arbeit stört — ist nichts weiter — als eine lässige Illage.“

Das Karthäuserkloster.

I.

Ritter Otto lebte auf seiner alterthümlichen, mit dicken Mauern und hohen Thürmen besetzten Burg in tiefer Trauer, und die finstern Tannenwälder umher, von denen die Burg den Namen Finstermalde hatte, kamen ihm noch einmal so finstern und traurig vor. Seine geliebte Hausfrau, die fromme Edeltraud, die ihm diese Wildniß zum Paradiese gemacht hatte, ward in der Blüthe des Lebens ihm vom Tode entrissen. Der treffliche Ritter hatte in seinem abgeschiedenen Aufenthalte nun keine Freude mehr, als seine zwei kleinen Söhne, Albert und Burkhard. Die zwei lieblichen Knaben blühten zwischen den düstern Burgmauern auf — frisch und schön wie Rosen. Er that für ihre Erziehung, so viel als er konnte. Ein alter, ehrwürdiger Geistlicher, der Pfarrer des benachbarten Dorfes, kam, wenn die Witterung nicht gar zu schlecht war, die Woche zwei oder dreimal auf die Burg, las in der Burgkapelle die heilige Messe, und unterrichtete die Knaben in dem Christenthume. Der

Vater aber übte sie, so viel ihr zartes Alter es gestattete, in den Waffen. Er lehrte sie mit dem Pfeile ein entferntes Ziel sicher treffen, mit Anstand und Gewandtheit zu Pferde sitzen und im Galoppe mit der Lanzenspitze einen Ring auffangen, der hoch an einem Faden schwebte. Auch an den rauhsten Tagen nahm er sie, um sie abzuhärten, mit auf die Jagd.

Eines Tages nun sagte der Ritter zu ihnen: „Liebe Söhne! Künftige Woche ist das Fest Mariä Himmelfahrt. Vor drei Jahren, an eben diesem Tage, starb eure Mutter. Ihre fromme, reine Seele ward, was ich zu Gott hoffe, wie Maria in den Himmel aufgenommen; ihr entseelter Leib liegt, wie ihr wißt, drei Meilen von hier, in der Klosterkirche der Karthäuser begraben. Die jährliche Gedächtnißfeier ihres Todes wird am Tage nach Mariä Himmelfahrt von den ehrwürdigen Vätern des Klosters mit Gebeth und Gesang und mit einem Traueramte festlich gefeiert. Ich fand mich immer bei dieser traurigen Feierlichkeit ein. Dieses Mal aber sollt ihr mich das erste Mal dahin begleiten. Ihr seyd nun stark genug, einen solchen Ritt mitzumachen. Da wollen wir dann an dem kalten Grabsteine eurer lieben Mutter zusammen weinen; denn ich, wie wohl man mich für einen tapfern, strengen Ritter hält, schäme mich nicht der Thränen um sie; und auch ihr, wenn ihr daran denkt, wie gut eure Mutter war und wie lieb sie euch hatte, werdet an ihrem Grabe in Thränen zerfließen.“ Dem Ritter standen, als er dies sagte, die hellen Thränen in den Augen. Auch den Knaben flossen, als

sie dem Vater weinen sahen, reichliche Thränen über die blühenden Wangen.

Indeß verdrängte die Freude, mit dem Vater einen solchen weiten Ritt machen zu dürfen, aus ihren jugendlichen Herzen bald allen Schmerz. Ihr tägliches Gespräch war nunmehr die bevorstehende Reise in die Karthause. So nannte man das Kloster gewöhnlich, von dem sie schon sehr vieles gehört hatten. Denn die Großältern der Knaben wurden als Stifter des Karthäuserklosters von Jedermann weit umher in der Gegend gerühmt und gerühmt. Der Großvater hatte Grund und Boden, Holz und Bausteine dazu hergegeben, die Großmutter aber ihren ganzen kostbaren Schmuck zur Bestreitung der Bauleisten verwandt. Auch die selige Mutter der Knaben hatte der Kirche daselbst Gold und Edelsteine vermacht, heilige Gefäße zum Gottesdienste daraus zu verfertigen. Ueberdies hatte sie noch eine wohlthätige Stiftung für arme gemacht. Denn ihr ganzes Bestreben war immer, Gott zu verherrlichen und den Menschen Gutes zu thun.

An dem bestimmten Tage, lange bevor der Morgen anbrach, wurden die gesattelten Pferde vorgeführt. Der Ritter bestieg sein großes stattliches Reitpferd; die zwei Knaben setzten sich auf ihre kleinen, niedlichen Pferdchen, die der Vater ihnen vor einigen Monaten gekauft hatte. Die Pferde glänzten von Keuschheit, und alles Messing an dem Reitzzeuge schimmerte wie Gold. Denn die zwei Knaben hatten die ganze Woche hindurch an den Knechten getrieben, die häßlichen Thiere für die weite Reise wohl zu füttern

und zu friegeln; ja um das Messing an Baum
Sattel recht glänzend hell zu poliren, hatten sie sich
mitgeholfen.

Der Vater ritt mit seinen zwei Söhnen durch
den Wald hin. Zwei Knappen, junge Krieger,
in seinen Diensten stardem, begleiteten ihn. Sie
waren wohl bewaffnet, und hatten in ihrer glänzenden
Rüstung und auf ihren muthigen Rossen ein
kriegerisches Aussehen. Noch lag düst're Nacht
den finstern Wäldern umher. Nur der Morgenstern
strahlte über den schwarzen Tannengipfeln. Nach
und nach erhellte die hervordringende Morgenröthe die
Landschaft, und die zwei Knaben waren hoch erfreut,
die aufgehende Sonne manche ferne Burg und meh-
rere Thürme, die ihnen noch unbekannt waren,
in ihren goldenen Strahlen herrlich beleuchtete. So
war der Weg war, so wurde er den Knaben dennoch
kurz. Ehe sie es dachten, sprach der Vater, indem
er mit der Reitgerte auf einen mit blauem Schiefer
bedeckten Thurm zeigte, der zwischen zwei waldigen
Bergen hervorragte: „Dort ist die Karthause!“

II.

Der Ritter und seine zwei Söhne kamen bei
dem Kloster an. Der Prior des Klosters, ein ehrwürdiger
Greis, von undeschreiblich mildem, freundlichem Aus-
sehen, und zwei andere Karthäuser standen schon
vor der Pforte, begrüßten den edlen Ritter und

fröhlichen Knaben, und führten sie in den Speisesaal, wo sie mit einem Frühstüde bewirthet wurden. Jetzt ertönte die Glocke und mahnte, daß es Zeit in die Kirche sey. Mit Ehrerbietigkeit trat der Ritter in das alterthümliche Gotteshaus. Die zwei Knaben aber waren Ein Erstaunen, als sie aus dem vollen Tageslichte in die dämmernde Halle traten, die bunten, von der Sonne erleuchteten Glasgemälde der Kirchenfenster sahen und den Hochaltar und die übrigen Altäre der Kirche, von einer Menge brennendem Kerzen erleuchtet, in wunderbarem Helldunkel erblickten. Ein Bethstuhl, mit schwarzem Luche bedeckt, stand in Mitte des Chors vor dem Hochaltare. Der Ritter kniete nieder, und zu jeder Seite einer seiner zwei Knaben. Bald darauf trat der Prior in schwarzem mit Gold gesticktem Denate an den Altar; die übrigen ehrenwürdigen Väter, in ihrer reinlichen, weißen Klostertracht, standen zu beiden Seiten des Chors in den kunstreich geschnitten Chorstühlen und erhoben den ernstlichen Chorgesang. Der Ritter bethete in Andacht und Wehmuth versunken; das Herz der beiden Knaben wurde zum Himmel erhoben.

Nach entrichtetem heiligen Opfer gingen der Prior, und die übrigen Geistlichen, unter andächtigem Gesang und in feierlichem Zuge, zu dem Grabe des seligen Edeltraub, das sich in einem Seitengange der Kirche befand. Ein Grabstein von grauem Marmor, in der Mauer der Kirche, bezeichnete die Grabstätte. Ritter Otto mit seinen zwei Knaben folgte dem Zuge. Als der Gesang geendet und die fromme Feier mit

dem Gebethe beschlossen war: „Gott wolle allen abgeschiedenen Seelen, deren sterbliche Hülle in den dunkeln Gräbern ruhet, ewige Ruhe verleihen und ihnen ewiges Licht leuchten lassen,“ gingen die frommen Väter langsam und in tiefer Stille wieder zurück.

Der Ritter mit seinen zwei Knaben aber trat näher an den Grabstein, auf dem das Bildniß seiner seligen Gemahlin mit aller Kunst und allem Fleiße jener Zeit sehr schön ausgehauen war. „Seht da, meine lieben Kinder, sprach er, das ist das Bildniß eurer Mutter! Seht, wie sie vor dem Bilde des Gekreuzigten so fromm da kniet, und die gefalteten Hände so andächtig zum Himmel erhebt, gerade so wie sie es in ihrem Leben gewohnt war. Unter diesem Steinpflaster der Kirche, auf dem wir stehen, ruht ihr entseelter Leichnam, der einst so schön blühte, und jetzt alle nun in Staub!“

Die guten Knaben fingen an so schmerzlich zu weinen, daß ihre Thränen auf das Steinpflaster herabtröpfelten. Der Vater aber sprach: „Kinder! Gelobt mir hier an dem Grabe eurer Mutter, von Herzen fromm zu leben und nie etwas Böses zu thun. Bald werden auch meine Gebeine hier ruhen, und auch ihr werdet, wenn der Krieg euch nicht anderswo in das Grab legt, hier eure letzte Ruhe finden! Liebe Kinder! Die Herrlichkeit dieser Welt vergeht; wer aber den Willen Gottes thut, bleibt in Ewigkeit.“ Die Knaben versprachen mit feierlichem Handschlag, stets den Willen Gottes zu befolgen, und keinen Fing'r breit davon abzuweichen.

III.

Jetzt kam der Prior, der indess die priesterliche Kleidung abgelegt hatte, in seiner gewöhnlichen Klostertracht, den Ritter und dessen zwei Söhne aus der Kirche abzuholen. Er führte sie durch einen langen gewölbten Gang des Klosters. Auf der einen Seite des Ganges waren die Thüren zu den Zellen der Kartthäuser; zur andern Seite befanden sich hohe, schmale Fenster, durch deren kleine, runde Scheiben man den Gottesacker des Klosters und die mit Kreuzen bezeichneten grünen Grabhügel erblickte. Am Ende des Ganges öffnete der Prior eine Thüre, um den Ritter und dessen Söhne in seine Zelle zu führen. Sie traten zuerst in einen kleinen Vorfaal, dem die höchste Keintlichkeit der weißen Wände und des glänzenden Pflasters von gelbgrauem Marmor ein sehr freundliches Aussehen gaben.

In dem gewölbten Saale befanden sich zwei alte Gemälde. „Dieses Bild hier, sprach der Prior, indem er auf das eine Gemälde zeigte, stellt unsern Ordensstifter, den heiligen Bruno, vor. Der fromme Mann hier, in der einfachen Mönchstracht und von ehrwürdiger Gestalt, betrachtet, wie ihr seht, einen Totenkopf. Die Betrachtung des Todes war ihm der Anfang seiner Belehrung. Der Tod ist auch in der That der beste Sittenlehrer. Er singt damit an, uns zu zeigen, daß Alles in dieser Welt nur Schein sey, und daß wir in Dem, was vergeht, unser wahr-

res Heil nicht finden können. Und so werden wir denn so nach und nach weise, und suchen unser Heil nur in Dem, was unvergänglich ist.“

„Das andere Bild, sagte der Prior, mit ausgestrecktem Arme auf das andere Gemälde deutend, ist **Ritter Hugo**, der Stifter dieses Klosters. Der edle Mann, in der prächtigen Ritterkleidung und von kühnem kriegerischem Aussehen, verdient es, unserm Denkmäler an die Seite gestellt zu werden. Das Kleid und der Stand machen den Werth des Menschen nicht aus, sondern der gute Wille. Beide Männer achteten diese Welt geringe, und trachteten nach etwas Besserm jenseits dieser Welt. Der gottesfürchtige, rechtschaffene Ritter hier ist euer Großvater, liebe Kinder. **Werdet fromm und rechtschaffen, wie er.**“

Von dem Vorlaute traten sie in das einfache Wohnzimmer des Priors. Ein Bildniß des Gekreuzigten aus blendend weißem Elfenbein an einem Kreuze von schwarzem Ebenholze, sehr kunstvoll gearbeitet, war die einzige Zierde des Zimmers. Vor dem Kreuze stand ein **Bettstuhl**, auf dem ein aufgeschlagenes **Evangelienbuch** lag. Sonst fand sich nichts in dem Zimmer, als ein **Schreibtisch**, ein paar **Sessel**, und einige **Schränke** mit Büchern und Schriften. Nichts ging eine **Thüre** in das reinliche **Schlafzimmer**; das Bett bestand aber bloß aus einer **Mattlage**, einem ähnlichen **Polster** statt des **Kopfkissens**, und einer **wollenen Decke**. Links führte eine **Thüre** in die **Workstätte**, wo sich eine **Drehbank**, die dazu erforderlichen **Werkzeuge**, und mehrere fertige **Arbeiten** befanden. Der Prior be-

schenkte jedem der Knaben mit seinen Arbeiten, einem schön aus Horn gedrehten Schreibzeuge und einer aus Buchsbaumholze gedrehten Federbüchse zu Aufbewahrung der Schreibfedern, und sagte: „Ich denke, ihr werdet den guten Gebrauch davon machen.“

Aus der Werkstätte kamen sie in einen kleinen Garten. Er war an allen vier Seiten von hohen Mauern umgeben, die mit aussergewöhnlichen guten Laubbäumen, und sogar an der Nordseite mit grünen, immer rankenden Gewächsen bepflanzt waren. Die Gassenbeete prangten mit schönem Gemüse und mancherlei Blumen von prächtigen Farben. Sessl sah man hier von der ganzen übrigen Welt nichts, als den blauen Himmel und den armen Gipfel eines Berges, auf dem zu höchst ein hölzernes Kreuz von rother Farbe stand.

„Eine solche Einsiedelei, sagte der Prior, eine solche Zelle zum Denken, Betrachten und Studiren, mit Werkstätte und Schlafstätte und einem Gärtchen, durch Mauern von der Welt getrennt und nur nach Eden, gegen den Himmel offen, wohin uns das Kreuz den Weg zeigt, hat jeder Mönchsdiener. Alle diese Einsiedeleien, deren unser Kloster zwölf enthält, stehen durch den Kreuzgang mit einander, und mit der Kirche, der Bibliothek und dem gemeinschaftlichen Speisesaal in Verbindung, und machen so zusammen die Kathause aus.“

Die fröhlichen Knaben betrachteten mit Entzücken die Blumen des Gärtchens. Sie kannten bisher fast keine andere, als Wiesenblumen, und riefen verwun-

bert: „So schöne Blumen, so groß und von so herrlichen Farben, haben wir in unserm Leben noch nicht gesehen. Es ist eine Pracht! Der Garten ist ein Paradies.“ Sie liefen von einem Blumenbeete zum andern, und fragten begierig nach den Namen der ihnen unbekannten Blumen. Der Prior nannte die Namen, brach einige Blumen für sie ab, fügte sie gierlich zusammen, gab jedem einen schönen, lieblich duftenden Blumenstrauß, und versprach, ihnen von allen diesen Blumen auf künftigen Frühling Samen und Ableger zu schicken.

Jetzt blickten die Knaben, die anfangs vor Ueberraschung nicht gewußt hatten, wohin sie ihre Blicke zuerst wenden sollten, an den Obstdäumen empor, die hoch an der Gartenmauer aufgezogen waren. Die Menge goldener und purpurröthlichen Früchte setzten sie aufs Neue in Erstaunen. Der Prior plückte ihnen mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit Aprikosen und frühe Pfirsiche von den Bäumen, und wünschte nur, um sie noch besser bewirthen zu können, daß die köstlichen spät- und Pfirsiche schon reif seyn möchten. Die Knaben dankten voll Freude für die schönen Blumen und die herrlichen Früchte. Der Prior aber sagte: „Danket vielmehr dem Schöpfer, der so schöne Blumen und so herrliche Früchte geschaffen hat.“

IV.

Hierauf ging der Prior mit ihnen wieder in seine Zelle zurück. Er bot dem Ritter einen Sessel, setzte

sich auf dem andern, langte das Evangelienbuch herbei, und zeigte den Knaben die schönen Miniaturgemälde, mit denen das Buch geziert war. Die beiden Knaben waren über den Glanz des Goldes und der lebhaften Farben, besonders über das herrliche Roth und das liebliche Blau ganz entzückt. Der Prior that nun allerlei Fragen an sie über diese Bilder, die lauter Begebenheiten aus der evangelischen Geschichte vorstellten. Er wollte auf gute Art, ohne daß die Knaben es merkten, inne werden, wie es bei ihnen mit der Erkenntniß der Religion bestellt sey. Er war mit den Antworten der Knaben zufrieden und lobte sie. »In dem Christenthume, sagte er, seyd ihr, wie ich sehe, gut unterrichtet. Das ist die Hauptsache. Wenn ihr das, was ihr wißt, auch thut, so werdet ihr selig!«

»Aber nun, Albert, sprach er weiter, lies mir einmal diese Seite.«

»O weh, sagte der Knabe, das ist ja, glaube ich, gar lateinisch. Davon verstehen wir Knaben nichts. Aber Deutsch können wir beide schon ziemlich gut buchstabiren, edwacht ich erst neun Jahre alt bin, und mein Bruder gar nur acht Jahre alt.«

Der Prior sah den Ritter betroffen an und sprach: »Das wäre schade, wenn die zwei sähigen Knaben so gar unwissend aufwachsen sollten. Das muß anders werden. Sie müssen nicht nur fertig lesen und schreiben, sondern wenigst soviel Latein lernen, daß sie eine lateinische Urkunde verstehen. Besonders aber rathe ich, daß sie die Italienische Sprache erlernen. Unser Kaiser steht mit Italien in naher Verbindung. Er

bedarf vielerer deutscher Männer, die diese Sprache fertig sprechen. Lernen Eure Edhne Italienisch, so können sie nicht nur einst dem Kaiser große Dienste leisten, sondern dadurch vielleicht auch selbst ihr Glück machen.“

„Wohl wahr, rief der Ritter; aber woher nehme ich einen solchen Mann?“

„Ich will Euch einen solchen Mann verschaffen, sprach der Prior. Ich kenne einen frommen und gelehrten Geistlichen, Namens Antonio Celial. Er ward zwar in Deutschland geboren; seine Aeltern aber, vermählte Handelsleute, waren aus Italien nach Deutschland gekommen. Als er etwas herangewachsen war, haben sie ihn zum Studiren nach Rom geschickt, wo er sich sehr ausgezeichnete. Er spricht die Italienische und Deutsche Sprache mit gleicher Fertigkeit, und ist in jeder Hinsicht ein sehr vorzesslicher Mann. Ich will ihn ersuchen, zu Euch zu gehen, und die beiden Knaben zu unterrichten. Ich denke, Ihr werdet ihn in Euren halten und für seine Mühe zu belohnen wissen, wie's recht ist.“

„Das werd' ich, sprach der Ritter sehr erfreut; er soll es in meiner Burg so gut haben, als ich selbst! Denn ich möchte lieber eine meiner zwei Burgen verpfänden, als es meinen Kindern am nöthigen Unterrichte, und ihrem Lehrer an einer angemessenen, ehrenvollen Belohnung fehlen lassen. Hier meine Hand darauf.“

V.

Nun wurde zu Tische gelutet. Man speiste nicht in dem gewöhnlichen Speisezimmer, sondern in dem großen Speisesaale, der für fremde Gäste bestimmt war. Wirklich hatten sich auch mehrere Ritter und Geistliche aus Veranlassung der heutigen Feierlichkeit als Gäste eingefunden. Von den Karthäusern waren aber nur der Prior und noch zwei andere Mönche zugegen, um für die Bewirtung und Unterhaltung der Gäste zu sorgen.

Der Prior sprach nun: „Benedicite!“ und sang, nach Klostersitte in lateinischer Sprache, das Tischgebet an, in das die übrigen Geistlichen mit einstimmten: „Alle Augen hoffen auf Dich, o Herr, und Du gibst ihnen Speise zu rechter Zeit!“

Nach vollendetem Gebethe und nach gesprochenem Segen, hieß der Prior alle seine Gäste noch einmal herzlich willkommen und sagte: „Fleisch kommt nicht auf unsern Tisch; bei uns Karthäusern muß man mit Fischen, Gemüse und Mehlspeisen vorlieb nehmen. Was wir indeß haben, geben wir gern.“ Die unversehrte Freundlichkeit und die ungesuchte Heiterkeit des Priors, die aus einem liebevollen Herzen und einem reinen Gewissen kamen, erheiterten alle Gäste und thaten ihnen im Herzen wohl. Jedem wußte er nicht dies etwas Angenehmes, sondern auch etwas Nützliches und Heilsames zu sagen, und selbst seine unschuldigen Scherze leiteten auf etwas Höheres.

Nach Tische führte der Prior seine Gäste in den gemeinschaftlichen Klostergarten, der für die Karthäuser, diese Bewohner einsamer Zellen, zu gewissen Stunden zu geselligen Spaziergängen, freundschaftlichen Unterredungen und zu einer der Gesundheit dienlichen Bewegung bestimmt war. Der Garten war von großem Umfange. Die Gäste, die noch nie da gewesen, betraten mit Bewunderung die breiten, reinlich bekieseten Wege, die theils frei und der Sonne offen, theils von Fruchtbäumen oder Nebengewölben überschattet waren. Sie betrachteten mit Erstaunen bald die wohlgebauten und schön geordneten Gemüßbeete von mancherlei Grün, bald die reichen Blumenbeete, auf denen man Blumen aller Art und von den schönsten und lebhaftesten Farben erblickte. Die zwei Knaben ergöhten sich ganz besonders an dem großen wasserreichen Springbrunnen, der in Mitte des Gartens hoch emporsprang, und dessen geräuschiges Becken allerlei Fische enthielt, und zu Bewässerung aller Gewächse und Blumen überschüssiges Wasser lieferte. Der Garten war sehr schön und freundlich, und hatte ohne fremdeartige Zierathen, ohne künstlich geschnittene Hecken und steinerne Widelsäulen wirklich ein sehr prächtiges Aussehen.

„An diese Pracht, sagte Ritter Otto, kostet zwar wenig Geld, aber viele Mühe und Arbeit. Der Garten macht Eurem Kloster Ehre.“

„Was wir dabei thun können, sprach der Prior, ist nur wenig; Gott muß hier, so wie überall, das Beste thun. Wir können nur pflanzen und begießen;

Er aber giebt das Gedeihen. Alles, was wir in diesem Garten Schönes und Herrliches sehen, hat Er hervorgebracht.“

Aus dem Garten führte eine eiserne Gitterthür in das Freie. Hier blieb der Prior stehen, gab den zwei andern Karthäusern den Auftrag, den beiden Knaben und den andern Gästen, die dazu Lust hätten, die übrigen Denkwürdigkeiten des Klosters und der Kirche, die Kostbarkeiten der Sakristei, und die Umgebungen des Klosters zu zeigen. Er aber ging mit dem Ritter durch das Gitterthor. Das Thal umher bestand theils aus blumigen Wiesen, theils aus reichen Kornfeldern. Die nächsten Hügel waren mit Weinreben bepflanzt, die entfernteren höhern Berge aber mit Wald bedeckt. Auf der Spitze des nächsten Nebenhügels befand sich eine von Neben beschattete Bank. Hier setzten sie sich. Von hier aus konnte man alle Klostergebäude, die Kirche mit dem alterthümlichen Spitzthurne, die vereinigten Einsiedeleien, die landwirthschaftlichen Gebäude, die Aecker, Wiesen und Weinberge, die alle dem Kloster gehörten, mit Einem Blicke übersehen. Unten im Thale erblickte man eine Mahlmühle mit mehreren Rädern; und aus den nahen Bergen erscholl das Getöse der Eisenhämmer.

VI.

Ritter Otto, neben dem Prior in der Nebentaube sitzend, fragte den frommen Mann wie gewöhnlich, über seine geistlichen und auch über seine weltlichen

Angelegenheiten um Rath. Denn der Prior war nicht bloß ein frommer Gottesgelehrter; er hatte ehemals als Staatsmann am Hofe gelebt, ja sogar als Ritter mehrere Feldzüge rühmlich mitgemacht. Er war ein Mann von großer Erfahrung und wußte in Allem Rath zu erteilen. Sie redeten lange mit einander. Ritter Otto fühlte sich sehr beruhigt und erheitert. „Nun wohl,“ sagte er am Ende der Unterredung, „ich scheide getrost von Euch, wiewohl ich nirgends lieber bin, als bei Euch. Alles, was ich da sehe und höre, gefällt mir sehr wohl. Eure Frömmigkeit verdient Ehrfurcht; die Ordnung und Keintlichkeit in Eurem Kloster sind sehr löblich; der Zustand Eurer Gebäude und Feldgüter könnte nicht besser seyn. Und doch wissen die Weltleute Euch eine Ausstellung zu machen. Ich muß sie Euch doch sagen, um zu hören, was Ihr dazu spricht. Eure Lebensart scheint ihnen — zu unthätig und der übrigen Welt unnütz.“

„So scheint es Manchem,“ sprach der Prior; „allein es ist nicht so. Dieß können diese Acker, Wiesen und Weinberge umher beweisen. Vorhin, da Euer Vater, was wir mit Dank anerkennen, dieses Thal und die Berge umher unserm Orden schenkte, war Alles, so weit Ihr von hier aus sehen könnet, eine schauerliche Wildniß. Allein unermüdet fleißige Mönche haben die alten Baumwurzeln und Stöcke ausgegraben, Schluchten ausgefüllt, Felsen gesprengt und hinweggewälzt, die Wildniß in fruchtbares Land umgeschaffen, und jene Gebäude aufgeführt. Die spätern Bewohner des durften dieser harten angestregten Arbeiten freilich

nicht mehr; sie konnten nunmehr die Früchte der Bäume genießen, die ihre geistlichen Väter gepflanzt hatten. Indes blieb es ein ausdrückliches Ordensgesetz bei uns, mit den Geistesübungen auch Handarbeit zu verbinden, obwohl diese Handarbeit zu unserm Lebensunterhalte jetzt nicht mehr nöthig ist. Wir wissen nämlich sehr gut, die Arbeit sey der Gesundheit der Seele so zuträglich, als der Gesundheit des Leibes. Das Ordensgesetz, zu arbeiten, wird auch bis auf diese Stunde von uns Karthäusern getreulich befolgt. Wir müssen nicht nur den kleinen Garten, der jedem zugetheilt ist, mit ernstem Fleiße bauen und im Stande bewahren; jeder Karthäuser ist überdies außer seinem geistlichen Berufe, ein Handwerker oder Künstler. Es giebt unter uns Dreher und Tischler, Bildhauer und Mahler. Einige machen sich auch ein vorzügliches Geschäft aus dem Abschreiben der Bücher. Die schön gearbeiteten Altäre und Chorstühle, und manches schöne Gemälde in unsrer Kirche sind Werke fleißiger Karthäuser; eben so sind die eingelegten Tische und Schränke in meiner Zelle, das schöne eisenbeinene Bildniß des Gekreuzigten und das zierlich geschriebene Evangelium mit den lieblichen, trefflich gemalten Bildern lauter Werke ihrer Hand.^a

„Auch sind wir sonst der Welt nicht so unnütz, als es den Weltleuten dünkt. Mehrere Arten von Obst und nützlichen Gewächsen wurden erst durch Mönche hier zu Lande bekannt, und unser verbesserter Feldbau fand überall Nachahmung und verbreitete reichlichen Segen über die ganze Gegend. Unsrer Weinberge, die

wie anlegten, und die Eisenschmelzen, die wie in Gang brachten, geben mehr als hundert Menschen Arbeit und Brod. Ja mich dünkt, seit ich in den Thoren der Karthäuser getreten, habe ich mehr Gutes gethan, als damals, da ich noch dem Ritterorden angehörte. Als Ritter mußte ich an jenen verheerenden Kriegen Theil nehmen, durch die manche blühende Gegend zur Wildniß wurde; hier schuf ich einen Theil dieser Wildniß zu blühendem Lande um. Dort wurden mehrere vermögliche Leute durch den Krieg arm; hier helfe ich vielen Armen durch wohlbelohnte Arbeit zu ihrem ehrlichen Auskommen; ja wir Karthäuser ernähren viele Armen, die nichts mehr verdienen können, ganz und gar.^a

„Selbst unsere vorzüglichste Beschäftigung, das Beten und das Betrachten himmlischer Wahrheiten, oder wie man zu sagen pflegt, die beschauliche Lebensart, ist nicht ohne großen Nutzen für die Welt. Wenn es ein Verdienst ist, den rauhen Boden zu bauen, so muß es wohl schon an sich verdienstlich seyn, den eignen Geist nicht brach liegen zu lassen. Die Veredelung des Menschengeistes ist etwas ohne Vergleich Höheres, als die Veredelung der Bäume. Ein solcher veredelter Mensch aber kann seinen Mitmenschen sehr nützlich werden. Mancher Karthäuser, der zwischen seinen Mauern gleichsam vergraben ist, gleicht dem Bergmanne, der das ganze Jahr in den Schächten der Erde versteckt lebt. Wie der Bergmann aus seinen dunkeln Klüften Gold zu Tage fördert, so hat schon mancher Karthäuser, in seiner unbekannten Zelle bei stiller Nacht

achend, reines Gold der Wahrheit ans Licht gebracht.
Manche Schrift zur Erbauung der Mitmenschen hat
seit umher Segen verbreitet.“

„Eille und Einsamkeit ist übrigens zur Betrachtung göttlicher Dinge unumgänglich nöthig. In so fern es indeß das Beste unserer Mitmenschen oder das Wohl unser Klosters erfordert, fliehen wir die Gesellschaft nicht — wie denn immer Einer oder der Andere aus uns dazu bestimmt ist, die Fremden zu bewirtheten und zu bedienen, oder die Geschäfte des Klosters auch auswärtig zu besorgen.“

„Die Hauptsache aber bleibt uns immer die Vorbereitung auf die Ewigkeit. Unse ganze Lebenszeit ist gegen die Ewigkeit nur ein Augenblick, und ohne Vergleich weniger, als ein Wassertropflein gegen das Meer; und da dieser Augenblick dennoch über die ganze Ewigkeit entscheidet, so können wir nichts Besseres thun, als diesen Augenblick des Lebens dazu anwenden, uns eine selige Ewigkeit zu bereiten.“

VII.

Der Ritter hatte aufmerksam zugehört und sprach jetzt: „Ihr überredet mich bald, ein Nonnenslauer zu werden.“

„Das sey ferne, sprach der Prior; einen solchen Schritt dürftet Ihr in Euren Verhältnissen nicht thun. Bedenkt Eure Kinder und Eure Untertanen. Auch braucht man, um die Vortheile der Einsamkeit zu ge-

niesen, um zu bethen und zu betrachten, und sich auf die Ewigkeit vorzubereiten, eben kein Karthäuser zu seyn. Jeder kann sein einsames Zimmer zur Klosterszelle machen.“

„Ihr habt vollkommen Recht, sprach der Ritter. Meine Burg soll denn von nun an meine Karthause seyn. Sie ist ja ohnehin eine halbe Einsiedelei. Dort will ich Gott und dem Wohle meiner Mitmenschen leben.“

Jetzt kamen die zwei Knaben des Ritters, von einem Karthäuser begleitet, herbei. „Nun, meine Kinder,“ sagte der ehrwürdige Prior freundlich, wie gefällt es Euch bei uns?“

„O recht gut, sagte Albert; ich habe immer gemeint, in der Karthause müsse es gar traurig und finster aussehen. Allein bei Euch ist alles schöner und freundlicher, als in unserer Burg. Ein junger Ritter sagte mir, die Karthäuser wohnten da gleichsam wie in einem Todtengewölbe lebendig begraben; allein Euer Aufenthalt gleicht dem Himmelreiche.“

„Hättest du wohl Lust hier zu bleiben, lieber Albert?“ fragte der Prior lächelnd.

„Das nun doch nicht, antwortete der Knabe. Es wäre mir doch zu langweilig, die ganze Woche so einsam in der Zelle zuzubringen.“

„Aber du, Burkhard, sprach der Prior, möchtest wohl ein Karthäuser werden?“

„O nein! sagte Burkhard; ich werde einmal ein braver Rittersmann, wie der Vater.“

„Das will ich auch werden, rief Albert, und für mein Vaterland Schwert und Lanze führen. Wie wol-

len in Allem in die Fußstapfen unsers Vaters ein-
treten.“

„Das thut, liebe Söhne; sprach der Prior. Es
ist auch gar nicht mein Ernst, daß ihr hier bleiben
sollet. Eurer aufblühenden Jugend wäre so etwas
nicht zuzumuthen. Indes weiß der Himmel, was noch
Alles über euch verhängt ist. Auch ist es immer gut,
daß einem Manne, der sich, sey es nun bei Hofe oder
zu Felde, in der Welt versucht hat und ihrer satt
geworden, die Zufluchtsstätte eines Klosters offen stehe,
wo er nur für Gott und sich selbst leben kann. Ihr
möget übrigens in der Welt werden, was ihr wollt,
so haltet euch nur an Gott und seyd rechtschaffen. Ich
habe am Hofe, im Felde und im Kloster gelebt, und
überall erfahren, daß nichts besser sey, als sich ganz
an Gott halten und seinen Willen thun.“

Der Ritter stand jetzt auf, bot dem Prior die
ritterliche Rechte, dankte für die freundliche Bewir-
thung und alle empfangene Ehren, und befahl den
zwei Knaben, auch zu danken. Ein Diener des Rits-
ters kam herbei, und fragte, ob man satteln solle.
„Augenblicklich, sprach der Ritter, nach der Sonne
blickend. Es ist bereits spät und unser Weg ist sehr
weit!“

Der Prior und die zwei andern Karthäuser beglei-
teten ihn bis ans Pferd. „Lebt wohl, sprach der Rit-
ter, ehrwürdige Väter, und Gott vergelte Euch, was
wir hier genossen haben!“ „Und, rief er noch, mit dem
Fuße schon im Steighügel, zum Prior gewandt, ver-
geßt nicht, mir lieber morgen als übermorgen, den

Lehrmeister für meine Knaben zu senden. So wird uns dieser Besuch bei Euch auch noch für künftige Zeiten Segen bringen.“

Er schwang sich auf das Pferd; eben so flink und gewandt hatten die zwei Knaben sich auf ihre kleinen neuen Pferde geschwungen. Der Vater sprengte voran, die Knaben ihm nach, und die zwei jungen rüstigen Krieger begleiteten sie. So ging es bald im Galopp, bald im Trab, bis sie bei dem hellen, klaren Scheine des Vollmonds ziemlich spät in der Nacht in ihrer Burg ankamen.

VIII.

Eines Abends, da ein grauer Herbstnebel die Tannengipfel der benachbarten Berge umhüllte, saß Ritter Otto in seiner Stube an dem hellauflodernden Kaminfeuer bei einem Becher Wein, und erzählte seinen beiden Knaben von einem seiner Feldzüge. Da ließ sich ein fremder Geistlicher melden. Der Ritter stand eilig auf, und ging ihm entgegen. Der Geistliche war der versprochene Lehrer und Erzieher für die beiden Knaben. Er war ein Mann bereits wohl über die mittleren Jahre, von edler Gestalt, ernst freundlichem Angesichte, und voll Anstand und Würde in seinem Betragen. Der Ritter führte ihn in die Stube, stellte seine zwei Knaben ihm vor, und bat ihn, ihr zweiter Vater zu seyn; dann forderte er die zwei Knaben auf, mit einem Handschlag anzugeloben, daß sie den geistlichen Herrn als ihren zweiten Vater ehren und ihm

gehorsamen wollten. Beide versprachen es mit feststem Handschlag.

Die Knaben gewannen den edlen Mann auch in der That bald so lieb, als ihren Vater. Mit ihm kam ein neues Leben in das Schloß; denn nicht nur wußte er die Lehrstunden den Knaben sehr angenehm zu machen; auch alle seine Gespräche bei Tische und auf Spaziergänge waren so unterhaltend als lehrreich. Er unterrichtete die Knaben noch gründlicher in der Religion, und lehrte ihnen dann auch Geschichte und Erdbeschreibung. Diesen Stunden wohnte der Ritter auch bei, hörte aufmerksam zu, und gestand, daß er Vieles lerne, was er bisher nicht so gut oder gar nicht gewußt habe.

Der Unterricht in der Lateinischen und der damit verwandten Italienischen Sprache ward mit Eifer betrieben, und die Knaben machten bald in beiden Sprachen große Fortschritte. Der Vater war sehr erfreut, wenn sie Lateinische Stellen hersagten oder mit einander Italienisch sprachen, obwohl er nichts davon verstand, und bedauerte, diese Sprachen in seiner Jugend nicht gelernt zu haben. Uebrigens setzte der Vater, was der geistliche Herr vollkommen billigte, mit den Knaben täglich die ritterlichen Uebungen eifrig fort, und ritt mit ihnen öfter auf die Jagd. Beide Eöhne wuchsen empor — schlank wie Pappeln, und wurden stark und kraftvoll wie die Eichen. Sie wurden sehr edelmüthige, verständige und wohlgefitzte Jünglinge.

Endlich kam die Zeit, da sie dem Herzoge von Schwaben als Edelknechte dienen sollten. So wurden

die adeligen Jünglinge genannt, die damals von unten auf als Kriegsknechte dienen mußten, und erst nach vollendeten Dienstjahren zu Rittern geschlagen wurden. Albert und Buerhard machten sich reisefertig. Ihr Freund und Lehrer Antonio, der ihre Erziehung, so weit es von ihm abhing, für vollendet ansah, und sich nach der wärmern Sonne Italiens zurücksehnzte, machte auch Anstalten zur Abreise. Die letzten Tage, die er noch in der Burg verweilte, verwandte er dazu, seine zwei jungen Freunde mit väterlicher Bärtlichkeit zu allem Guten zu ermahnen, und sie vor den Gefahren, die nicht nur Jünglingen, sondern auch jungen Männern drohen, treulich zu warnen.

„Meine liebsten Söhne! sprach er unter anderm; Ihr seyd nun bereits junge Männer und die Zeit ist nicht mehr fern, da Ihr Euch eine Ehegattin wählen werdet. Seyd alsdann vorsichtig in Eurer Wahl; denn das ganze Glück Eures künftigen Lebens hängt davon ab. Sehet mehr auf die Schönheit der Seele als des Leibes. Schon Mancher, der seine Augen von der Schönheit der Gestalt blenden ließ, betrog sich, und machte sich höchst unglücklich. Sehet vielmehr auf wahre, ungeheuchelte Frömmigkeit, Güte und Unschuld des Herzens, jungfräuliche Sittsamkeit, Bescheidenheit, und alle jene Tugenden, die eine Frau mehr zieren als künstlich geflochtene Haare, Gold und Edelsteine und kostbare Kleider; seht auch wohl zu, ob sie Verstand und Einsicht genug habe, einer Haushaltung als Hausfrau wohl vorzustehen. Trauet aber

Euch selbst nicht zu viel Einsicht und Menschenkenntnis zu; denn nirgends kann ein Mensch so leicht irren, als bei einer solchen Wahl. Fragt verständige, rechtschaffene Männer um Rath, die jene Person, die Ihr wählen wollet, genau kennen. Wählet nicht, laßt Euch in kein Eheversprechen ein, ohne die Einwilligung Eures vernünftigen, liebevollen Vaters, der Euch eine Person, die Eurer werth ist, gewiß nicht versagen wird. Vor Allen überlegt eine so wichtige Angelegenheit vor Gott. Diejenigen, die bei ihrer Wahl Gott vergessen, und nur ihrer blinden Neigung folgen, stürzen sich, wie schon manche bittere Erfahrung lehrte, in großes Elend. Bittet daher Gott, Er wolle Euch erleuchten, damit Ihr in Eurer Wahl glücklich seyd! Er wolle Euch eine treue Gattin zuführen. Man sagt nicht ohne Grund: Ehen werden im Himmel geschlossen. Glaube mir, nur auf solchen Ehen, die mit Gott eingegangen werden und an denen der Himmel Wohlgefallen hat, ruht auch der Segen des Himmels!“

An Einem Tage reisten alle drei ab — Antonio nach Italien und die zwei Söhne des Ritters an den herzoglichen Hof. Vater Otto, der die Beschwerden des Alters bereits zu fühlen begann, blieb einsam und traurig zurück in seiner, wie es ihm schien, nun ganz verödeten Burg.

IX.

Nach drei Jahren kamen Albert und Burkhard, die ihre Lehrjahre als Edelknechte sehr rühmlich be-

standen hatten, als junge Ritter zurück in die väterliche Burg. Ihr alter Vater war hoch erfreut, und ritt in der Freude seines Herzens und nicht ohne väterlichen Stolz auf so vortreffliche, wohlgestaltete Söhne mit ihnen in der ganzen Gegend umher, bald zu dieser, bald zu jener Burg, um die neugeschlagenen jungen Ritter seinen Freunden vorzustellen. Sehr oft aber besuchte er mit ihnen den ehrwürdigen Prior des Karthäuserklosters, den er unter allen seinen Freunden am meisten schätzte. Der fromme Greis hatte an den hoffnungsvollen jungen Männern herzliche Freude. Er wußte als ehemaliger Staatsmann und Kriegsheld ihnen viele gute Lehren und manchen weisen Rath zu ertheilen; zugleich ermahnte er sie aber immer sehr treuherzig, über den Weltgeschäften Gott nicht zu vergessen, und entließ sie niemals ohne seinen frommen Segen.

Ritter Otto beschloß nun, seine schönen großen Rittergüter seinem ältern Sohne Albert zu übergeben. Allein Albert sprach: »Wie könnte ich es über das Herz bringen, meinen geliebten Bruder Burkhard so verkhürzt zu sehen! Das Herz im Leibe könnte ich mit ihm theilen — und so will ich auch das väterliche Erbgut mit ihm theilen. Es besteht aus den zwei Burgen, Finsterwalde und Föhrenbach; die zu jeder Burg gehörigen Güter sind ungefähr von gleichem Umfange und Ertrag. Als älterer Sohn will ich, dem Herkommen gemäß, unser Stammgut Finsterwalde behalten; allein nur unter der Bedingung, daß Bruder Burkhard — Herr von und zu Föhrenbach werde.

So bleiben wir Nachbarn und können Freud' und Leid, wie wir bisher immer gethan haben, brüderlich mit einander theilen.“

Der alte Vater freute sich dieser seltenen brüderlichen Liebe; er theilte die Güter unter seine Söhne, und war in der Stille darauf bedacht, Jeden mit irgend einem sitzamen deutschen Fräulein zu vermählen.

Indeß war der Herzog von Schwaben, Friederich von Hohenstaufen, deutscher Kaiser geworden. Ganz unerwartet kam ein fremder Ritter, von dem Kaiser gesandt, auf der Burg Finstertwalde an, und brachte den kaiserlichen Befehl: Ritter Albert solle mit seiner Kriegsschaar den Kaiser auf dessen Kriegszug nach Italien begleiten; Burghard aber solle, um das Land umher gegen Unruhe oder feindliche Uebersälle zu sichern, die väterlichen Burgen wohl besetzt halten.

Albert rüstete sich und seine Krieger unverzüglich zum bevorstehenden Feldzuge, bat seinen Vater knieend um den väterlichen Segen, umarmte seinen Bruder, schwang sich auf sein Streitross, und kam, von seinen Reisigen begleitet, mit dem kaiserlichen Heere glücklich in Italien an. Er wurde von dem Kaiser, der ihn längst kannte, wegen seines Edelmutheß und seiner Tapferkeit immer mehr geachtet; seine Kenntniß der Italienischen Sprache, damals ein sehr geschätzter Vorzug, veranlaßte den Kaiser, ihn mit wichtigen Aufträgen an mehrere Grafen und Edelleute des herrlichen Italiens zu senden. Albert fühlte sich durch diese Aufträge sehr geehrt, freute sich in seiner Jugend etwas

gelernt zu haben, und dankte in seinem Herzen seinen weisen Lehrer Antonio für den trefflichen Unterricht.

X.

Auf dieser Reise kam Albert nun eines Tages an das Schloß des Grafen von Arno. Er wurde, als ein Abgesandter des Kaisers, von dem Grafen mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen. Albert brachte seine Aufträge, die freilich in ziemlich großen Forderungen von Kriegsbeiträgen bestanden, mit so guter Art vor, daß ihr Unangenehmes dadurch um vieles gemildert wurde. Der Graf, ein schlauer, weltkluger Mann, der nur auf seinen Vortheil bedacht war, faßte sogleich den Anschlag, den jungen Ritter zu überlisten, um die verhassten Forderungen abzuwenden, oder sie wenigstens sehr zu verringern. Er sprach: »Ich bin bereit für Kaiser Friederich meinen letzten Blutstropfen zu vergießen; allein ich hoffe Euch zu überzeugen, daß es mir unmöglich ist, von den genannten Forderungen mehr als den zehnten Theil zu leisten. Ihr seyd heute mein Gast, sehr edler Ritter; morgen aber wollen wir von der Sache weiter reden. Ich muß, um so viel zu thun, als nur immer in meinen Kräften steht, mich vorerst mit meinen Beagten berathschlagen.«

Der Graf führte Albert in den Garten. »Es ist glühend heiß, sagte er; dort in dem Lorbeer Schatten ist es kühl und angenehm. Dort befinden sich meine Gemahlin und meine Tochter. Diesen muß ich meinem hochverehrten Gast doch auch vorstellen.«

Durch einen schattigen Gang von Pomeranzenbäumen, die mit silberhellen Blüten und zugleich mit goldenen Früchten prangten, kamen sie in ein Vorbergmäldchen. Auf einer zierlichen Bank, von dunkeln Vorbergbäumen beschattet, saßen Mutter und Tochter. Beide standen auf, dem Abgesandten des Kaisers ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Die Mutter, eine ansehnliche Frau, in einem Gewande weiß wie Schnee, verneigte sich tief vor dem Ritter, und begrüßte ihn mit ungemeiner Freundlichkeit. Allein sie war noch listiger und verschlagener als ihr Gemahl; sie durchdrang den jungen Ritter sogleich mit ihren scharfen Blicken, und hielt es bei seiner treuherzigen Redlichkeit für ein Spiel, ihn zu ihrem Vortheile zu hintergehen. Die junge Gräfin, in einem Kleide von himmelblauer Seide und nur eine Perlenschnur in dem dunkeln Haar, war ausnehmend schön; ihr blühendes Angesicht, von den reichlichen schwarzen Locken noch mehr erhoben, beschämte Lilien und Rosen. Allein auch sie hatte es in der elenden Kunst, sich zu verstellen, schon sehr weit gebracht. Sie schien, so leichtfertig und eitel sie auch war, die Sittsamkeit und Bescheidenheit in Person. Sie blickte beständig auf ihre Stickerei; sie erhob ihre glänzenden schwarzen Augen nur dann zu dem Ritter, wenn er sie anredete, und ihre rothen Lippen lispelten bloß die Antwort auf seine Fragen.

Auf einen Wink der Mutter bediente sie den Ritter mit Erfrischungen. Sie pflückte die auserlesenen Pomeranzen, die sie zierlich zerschnitt und mit Zucker bestreute; sie goß Wein, der wie Blut funkelte und

hells Perlen warf, in ein geschlossenes Glas, und überreichte es ihm auf einem silbernen Teller mit einnehmendem Lächeln.

Der Ritter bemerkte eine Laute, die neben dem Fräulein auf der Bank lag, und betrachtete sie mit aufmerksamen Blicken. Es schien, er habe noch nie eine Laute gesehen. „Nun, Kamilla, sprach die Mutter, gib dem deutschen Helden einmal ein Italiänisches Liedchen zum Besten.“

Das Fräulein ergriff die Laute, entlockte ihr erst, fast schüchtern, einige sanfte Töne, und sang dann mit einer Stimme, die bald so sanft und lieblich, bald so laut und mächtig erklang, daß sie alle Töne der Nachtigall weit übertraf. Der Ritter, der bisher bloß den eisernen Klang der Waffen und den Schall der Trompeten gehört hatte, ward von dem Gesange so entzückt, daß er behauptete, ein Engel vom Himmel könne nicht schöner singen.

Er ließ sich gerne nöthigen, am folgenden Tage noch bei der Tafel zu bleiben — und nach der Tafel gelang es dem Grafen, den Ritter vollkommen zu überzeugen, der gehnte Theil der geforderten Lieferungen sey Alles, was er in seinen Umständen leisten könne. Der Ritter versprach, dieses dem Kaiser vorzustellen, und bat nur um Erlaubniß, die vortrefflichen Kellern des holdseligen Fräuleins zu Zeiten besuchen zu dürfen. Diese Erlaubniß ward ihm mit Vergnügen ertheilt, und der Graf, die Gräfin und das Fräulein begleiteten ihn noch bis an das Pferd.

XI.

Ritter Albert ritt fort und sein alter treuer Diener und Kriegsgefährte Heinz hinter ihm her. Der Ritter war fast eine Meile weit geritten, ohne ein Wort zu reden, was sonst gegen seine Gewohnheit war. Er schien ganz in Träumereien verloren. Endlich wandte er sich auf dem Pferde um und sagte: „Nun Heinz, wie gefiel es dir auf diesem Schlosse?“

„Hum, sagte Heinz, nicht gar übel. Der Wein war gut, und das Essen eben nicht schlecht.“

„Das meyne ich nicht, rief Albert unwillig; sag mir aber einmal ehrlich und redlich, wie gefielen dir der Graf, die Gräfin und das Fräulein?“

„Je nun, sagte Heinz, ich bin ein dummer Kerl; aber ich denke, wenn wir nicht vom Kaiser geschickt wären, so wären die Leute nicht halb so freundlich gegen uns gewesen. Es ging ihnen, wie mir dünkt, nicht so recht von Herzen. Sie wollten uns anstatt der Goldstücke blos mit schönen Worten abfertigen. Ich fürchte, Ihr habt diesen Italiener zu leicht schliefen lassen. Nehmt Euch in Acht; Ihr könntet bei dem Kaiser eine schlechte Ehre einlegen. Und was das Fräulein betrifft, so singt sie freilich trotz einer Amstel. Allein, so jungferlich sie auch thut, so ist sie, wie es mir vorkommt, doch bei weitem nicht so von Herzen fromm und fromsam, als so manches deutsche Fräulein, das ich gesehen habe. Es scheint, diese Wälschen haben uns nur zum Essen.“

„Heinz, rief jetzt der Ritter und warf ihm einen Blick zu, der von Bern funkelte; kein Wort mehr gegen diese verehrendwerthe Familie! Sonst sind wir geschiedene Leute! Hörst du, kein Wort mehr!“ Der Ritter wandte sich, und blieb nun wie stumm, bis sie ins Nachquartier kamen.

Ob eine Woche verfloßen war, wurde das Kriegstager auf Befehl des Kaisers verlegt, und kam dadurch dem gräflichen Schlosse um einige Meilen näher. Albert ritt nun, so oft es Kriegsdienst und Wohlstand erlaubten, auf das Schloß. Bisher war er beständig mit ernstern Kriegsangelegenheiten beschäftigt, und achtete wenig darauf, wann sein Panzer mit Staub bedeckt, und wohl gar hie und da vom Regen ein wenig angerostet war; nur Schwert und Lanze mußten hell und glänzend seyn, wie ein Spiegel. Nunmehr aber brummte Heinz öfter, daß er ihm Helm und Haarnisch nicht mehr hell genug poliren könne, und über der wüthigen Arbeit so manchen sauren Schweißtropfen vergießen müsse. Die übrigen Ritter aber, die sich früherhin über Alberts rostigen Panzer lustig gemacht hatten, scherzten nunmehr öfter über seinen glänzenden Aufzug.

Der Kaiser gab nun plötzlich Befehl, nach Rom aufzubrechen. „Gottlob!“ sprach Heinz. Dem tapfern Albert aber, dem der Ruf ins Feld sonst immer willkommen gewesen, kam dieser Befehl sehr ungelegen. Er fand gerade noch einige Augenblicke, von der gräflichen Familie Abschied zu nehmen. Er ritt im Galopp auf das Schloß. Der Graf war nicht zu Hause.

Die Gräfin und ihre Tochter konnten, wie es schien, kaum Worte genug finden, ihr Bedauern auszudrücken, daß der biedere deutsche Ritter, ihr werthester Hausfreund, nun diese Gegend verlassen und von ihnen scheiden mußte.

„Theuerstes Fräulein! sprach Ritter Albert, laßt mich nicht ohne Hoffnung scheiden!“ Er zog einen goldenen Ring mit einem grünen, hellen Smaragd hervor und sprach: „Beste Kamilla! Verschmähst diesen Edelstein nicht, den die Farbe der Hoffnung schmückt?“

Das Fräulein zeigte Freude über den schönen Ring, und steckte ihn an den Finger. Der Ritter war dabei über höchst entzückt; denn nach deutscher Sitte wurde es als eine Verlobung angesehen, wenn ein Fräulein von einem Ritter einen Ring zum Geschenke annahm. Albert hielt die junge Gräfin von nun an für seine Braut.

Fräulein Kamilla sagte: „Eure Abreise kam mir zu schnell. Ich würde Euch sonst ein Wehrgehänge, oder die prächtigste, gestickte Schärpe zum Andenken gegeben haben!“ Allein an diesen süßen Reden war auch nicht ein wahres Wort.

Die Mutter sprach: „Gieb ihm eine deiner Haarlöcken; er kann sie dann in einen Ring fassen lassen.“ Sie dachte, den Ritter, der wohl nicht mehr zurück kommen würde, auf diese Art am wohlfeilsten abzufertigen.

Kamilla aber, die den Ritter wenig achtete, ward über diesen Befehl der Mutter sehr unwillig; vor Aerger traten ihr Thränen in die Augen. Indes gehorchte

fte. Sie schnitt mit einem silbernen Scherchen von einer Locke einige wenige Härchen ab und gab sie ihm.

Ritter Albert meinte in seiner Verblendung, der Abschied rühre sie bis zu Thränen, nahm das Geschenk mit einer tiefen Verbeugung, und rief: „Ich bin der Glückseligste aller Sterblichen! Diese wenigen schwarzen Haare, schöner als die goldene Locke eines Engels, schätze ich höher, als alles Gold Arabiens; und diese funkelnden Perlen an Euren Augenwimpern, helbes Kräutlein, haben für mich einen höheren Werth, als alle Perlen und Diamanten in der Krone des Kaisers.“ Er empfahl sich eilig, schwang sich auf sein Ross und gallopirte mit hochfreutem Herzen dem Lager zu.

„Der Thor! sagte die Mutter, indem sie ihm nachsah. Mag er das armselige Paar Härchen immerhin höher schätzen als Gold, und deine Thränen, Kamilla, die sehr gut angedracht waren, kostbarer finden, als alle Perlen! Wir behalten dafür unser Gold und unsre Perlen und Edelsteine vor den Händen dieser räuberischen Deutschen unter Schloß und Riegel. Er sollte dein Gemahl werden? Nein, Herr Ritter, daraus wird nichts. Eine Italienische Gräfin will höher hinaus.“

XII.

Ehe ein Jahr verging, kam Albert wieder in die Gegend. Der Kaiser hatte ihm einen wichtigen Kriegszug und die Führung einiger hundert Mann übertra-

gen. Albert gestattete der Schaar, nachdem sie am späten Abende ein Lager geschlagen hatte, auf den folgenden Tag einen Woshtag, und ritt die ganze Nacht hindurch, um die gräfliche Familie auf einige Stunden zu besuchen. Er langte morgens, da die Sonne schon ziemlich hoch stand, in dem Pinienwalde an, der das Schloß und den prächtigen Garten von der Nordseite gegen rauhe Winde schützte. Er stieg nun ab und befahl seinem getreuen Heinz, der heute gar übler Laune war, ihm in einiger Entfernung mit dem Pferde langsam zu folgen, indem er selbst zu Fuß vorausgehen und seine Braut überraschen wolle.

Ganz unerwartet trat Albert in den großen Saal. Mutter und Tochter, die eben in den Garten gehen wollten, begrüßten ihn. Das Fräulein hatte ein niedliches Hütchen auf, worauf feuerfarbene Federn wehten, und trug wie gewöhnlich ein blaues seidenes Kleid. Allein sie zeigte keine solche Freude, als der Ritter erwartete. Sie ließ einen Schrei des Schreckens aus, starrte ihn an, als sehe sie ein Gespenst, und sank todtentstlich ihrer Mutter in die Arme. Albert redete sie secundlich an; allein ihr ganzes Gesicht verrieth nur stummes Entsetzen, und ihre entfärbten Lippen vermochten keinen Laut mehr hervorzubringen.

„Ach, sagte die Mutter, das gute Kind ist sehr, sehr krank! Die unerwartete Freude über Euren Anblick kann für sie tödtliche Folgen haben. Ihr hättet nicht so unangemeldet herein treten sollen. — Komm, meine Tochter, ich will dich zu Bette bringen. — Ihr, Herr Ritter, könntet sie heute nicht mehr sehen. Ihre

gerüttelten Nerven könnten vollends zerreißen. Ich muß nun diesen Mittag und Abend schon bei ihr bleiben, und kann also das Vergnügen Eurer Gesellschaft heute nicht genießen. Und da mein Gemahl abwesend ist, so würde es Euch nur Langeweile machen, länger dach hier zu verweilen.“

Sie führte ihre Tochter, die sich matt auf die Mutter stützte, in ein Nebenzimmer,riegelte die Thüre hinter sich zu, und ließ den betroffenen Ritter in dem Saale stehen. Er stand auch wirklich, vor Erstaunen beide Arme erhebend, und die Augen unverwandt auf die Thüre gerichtet, in seinem hell polirten Harnische so unbeweglich da, als wäre er eine Witzsäule aus Erz.

Jetzt kam sein treuer Heinz herein. Er mußte den Ritter am Arme rütteln, um ihn zu sich selbst zu bringen. „O Heinz, sing der Ritter mit einem tiefen Seufzer an, was habe ich sehen und hören müssen! Meine liebe Braut fand ich fast schon als Leiche. Alles Blut war aus ihren Wangen gewichen, und ihre schönen Augen schienen bereits zu brechen. Die Gunst der Mutter habe ich, wie es scheint, auf immer verloren; sie hat mich sehr kurz und kalt abgefertigt. Und was das traurigste Vorzeichen, ja ein schauerliches Wunder ist — der grüne Edelstein in dem goldenen Ringe, den ich meiner holdseligen Braut schenkte, hat sich in Blut verkehrt. Er funkelte dunkelroth, wie ein großer Blutstropfen. Ach, mit der grünen Farbe ist alle Hoffnung verschwunden, und die Blutfarbe deutet auf Blutvergießen.“

„Lieber Herr, sprach Heinz, Ihr seyd unricht da-

ran! Ich habe die Sache indess besser ausgekundschaftet. Pietro, der alte Reithnecht drunten, mit dem ich voriges Jahr manche Flasche geleert habe, erstattete mir kurzen, aber getreuen Bericht. Euer holdseliges Fräulein, die falsche, giftige Natter, ist die Braut eines Andern. Sie ist frisch und gesund; nur Euer unvernünftiger Anblick hat sie so erschreckt. Das wundert mich gar nicht! Sie erwartete den neuen Bräutigam, und wollte ihm eben entgegen gehen — da kamet Ihr daher! Euer Edelstein hat sich mit nichts verwandelt; wohl aber ihr ungetreues, wandelbares Herz. Sie hat Euren Ring mit dem grünen Esmaragd längst bei Seite gelegt, und einen Ring mit einem rothen Rubin an den Finger gesteckt, den sie von ihrem nunmehrigen Bräutigam erhalten hat. Ihr Euch ißt das hier vorbei; macht, daß wir weiter kommen. Der Bräutigam wohnt bereits hier. Er ritt gestern mit dem Vater der Braut und mehreren Rittersoldaten in die Stadt, wo herrliche Ritterspiele gehalten werden sollen, und kann noch in dieser Stunde zurück kommen. Sobald es Friede ist, soll das Hochzeitfest gesieiert werden.“

„Nein, rief Albert wüthend, ehe soll das große, weite Gewölbe des Himmels über mir einstürzen.“

„Warum nicht gar! sagte Heinz; das fehlt noch! Auch wäre es wohl der Mühe werth! Vergißt die Ungetreue und kommt! Wenn wir länger hier verweilen, so trifft uns der neugebackene Bräutigam, und ich fürchte Alles. Ihr seht mir darnach aus, als könnten Ihr in diesem Schlosse großes Unheil anrichten. Kommt,

kommt, denn es ist das Beste, Ihr geht.“ Heinz berebete den Ritter mit vieler Mühe, aufzusitzen und weiter zu reiten.

Ritter Albert schlug sich, indem er voraus sprengte, mit der Faust mehrmal gegen die Stirne, und rief: „Was für ein Thor bin ich gewesen! Wie schrecklich wurde ich betrogen! O du guter Antonio, du weiser, trauer Lehrer, wie hattest du so wahr gesprochen! Ja, die äußerliche Gestalt trügt; ein edles Herz ist aber schwer zu finden.“

XIII.

Als Ritter Albert mit dem ehelichen Heinz durch den Waldritt, begegnete ihm ein Ritter, der von einem einzigen Knappen begleitet war. Der fremde Ritter trug einen feuerfarbenen Helmbusch und eine himmelblaue Schärpe. Diese Farben, die Albert eben erst an der treulosen Kamilla erblickt hatte, brachten seinen Zorn aufs höchste. Der Gedanke, der fremde Ritter sey der ihm verhasste Bräutigam, fuhr ihm wie ein Blitz durch den Kopf.

„Halt! rief Albert ihm von Weitem entgegen. Reinen Schritt vorwärts! Antworte mir erst! — Ist Kamilla von Arno deine Braut?“

„So Gott will, rief der fremde Ritter; was hast du dagegen?“

„Sie ist eine falsche betrügerische Schlange! rief Albert. Bekenne das oder stirb!“

„Du sollst zuerst sterben, du ruchloser Verläumd-
er!“ rief der unbekannte Ritter.

Hiermit waren die Loosungsworte zum Kampfe ge-
geben. Beide Ritter ließen augenblicklich die Wäp-
fer nieder, und legten die Lanzen ein. Mit einer Wuth,
einem Ungestüm, womit sich ein Löwe auf seinen Raub
stürzt, rannte Albert auf den fremden Ritter los, und
verfehlte mit seiner Lanze ihm einen so furchtbaren
Stoß, daß er rückwärts weit über das Pferd hinaus-
flog, und unbeweglich auf dem Boden hingestreckt lie-
gen blieb.

Kurt, der Knappe des gestürzten Ritters, sprang
vom Pferde, seinem Herrn von der Erde aufzuheben.
Alein der unglückliche Ritter ließ Haupt und Arme
sinken, und ein Strom von Blut drang aus dem ver-
gitterten Wäpfer. Die Bemühung des treuen Knappen
und sein lauter Jammer gingen dem Ritter Albert zu
Herzen. Die rasche That hatte seinen Zorn abgekühlt,
und er fing an, Reue darüber zu fühlen. Obwohl
er den überwundenen Ritter für seinen größten Feind
in der Welt hielt, so war er doch zu gutherzig, ei-
nen besiegten Feind seinem Elende zu überlassen. Er
stieg eilig ab, gab die Lanze seinem bestürzten Heintz,
kniete neben dem blutenden Ritter nieder, öffnete ihm,
damit er Luft schöpfen könne und nicht ersticken möge,
den Helm, und schrie vor Entsetzen und Entsetzen
laut aus: „O weh mir, ich bin der Unseligste aller
Menschen auf Erden! Ich habe meinen Bruder er-
mordet!“

Er wischte voll des innigsten Mitleids mit seinem

weißen Tuche seinem Bruder Burkhard das Blut ab, das ihm aus Mund und Nase drang, und rief jammernd: „O Bruder, Bruder, liebster Bruder Burkhard! Ach, öffne deine geschlossenen Augen! Schau mich an! Ach nur noch einen Blick, der mir sage, daß du mich verzeihst! Denn, so wahr ich lebe, ich habe dich nicht gekannt! Ach, hörst du mich denn nicht mehr? Ich bin dein Bruder, dein Albert. Gib mir nur ein Zeichen, daß du mich verstehst, daß du mich verzeihst! Drücke mir die Hand! Ach Gott, er hört mich nicht mehr, er kann keinen Finger regen. Er ist todt — todt! O Gott, was habe ich gethan! Die Erde wankt unter mir; sie zittert, daß ich sie mit dem Blute meines Bruders gefärbt habe. — Und horch! — Ich höre in der Ferne donnern. Der Allmächtige naht sich mir im Gewitter, mich zu richten — wie den ersten Brudermörder Cain!“

„Lieber Herr, sagte Heinz; es donnert nicht, sondern Eures Bruders Begleiter kommen im donnernden Galopp, und werden seinen Tod rächen. O kommt und laßt uns fliehen; sonst seyd Ihr des Todes!“

„Des Todes? rief Albert; gut, so ist's recht. Ich habe den Tod verdient. Hier neben meinem geliebten Bruder soll mein Blut fließen, und ein Grab soll unsere beiden Leichen bedecken!“

„Kommt, kommt, sagte Heinz, und macht euch Einem Unglück nicht zwei! — Und dann bedenkt wohl! Nicht nur Euer Leben ist in Gefahr; Eure ganze Kriegsschaar ist ohne Führer und weiß nicht einmal, wohin und wozu sie ausgesandt ist. Ihr seyd ohn-

Euer Wissen und Euren Willen ein Brudermörder geworden — werdet nun mit Wissen und durch Euer Verschulden nicht auch noch ein Verräther an dem Kaiser.*

Albert war zu bestürzt, um auf diese klugen Reden sogleich zu achten. Da faßte Heinz ihn kräftig beim Arme, führte ihn zu dem Pferde und nöthigte ihn aufzusitzen. Albert, der vor Schmerz beinahe alle Besinnung verloren hatte, ließ Alles mit sich anfangen. Als er auf seinem Pferde fest saß, schwang Heinz sich auch auf sein Roß, faßte des Ritters Pferd beim Zügel, und sprengte damit, so eilig er konnte, seltsamwärts in den Wald.

Heinz ritt bleich vor Schrecken und Betrübniß neben seinem Ritter. Er hatte das herzlichste Mitleid mit beiden Rittern, und süßte den heftigsten Borne über Kamilla. „Ach, dachte er seufzend, es ist ein großes Unglück! O daß doch die zwei Brüder einander sogleich erkannt hätten! Dann wäre es zu keinem Zweikampf gekommen. Sie hätten einander kein Haar gekrümmt. Die gottlose Kamilla hätte die Suppe ausessen müssen, die sie eingebracht hat! — Aber es ist doch sonderbar! Mein Herr hat hundertmal mehr Verstand als ich. Jedermann, der Kaiser selbst lobte seine Einsicht; und doch ließ er sich von dieser nichtswürdigen Betrügerin übertölpeln. Ich merkte wohl, daß sie es nicht redlich meyne; allein mein Herr war wie blind. All mein Warnen half nichts. Er wurde nur zornig, wenn ich ihm mein altes Sprüchlein sagte: Trau — schau — wem? — Ich könnte die falsche

Kamilla in Stücke zerreißen! Allein Gott wies ihre boshafte Verstellung, mit der sie zwei so edle Ritter in Unglück brachte, gewiß bestrafen. Ich denke das noch zu erleben. Denn Gott liebt nur Aufrichtigkeit und Redlichkeit, und haßt und bestraft Falschheit und Betrug.“

XIV.

Spät in der Nacht kamen Ritter Albert und sein getreuer Heinz bei ihrer Kriegsschaar an. Alberts Freunde gaben sich alle Mühe, seinen Kummer zu zerstreuen; allein es half wenig. Indes raffte Albert alle seine Kräfte zusammen, den Kriegszug, wozu ihn der Kaiser ausgesandt hatte, glücklich zu vollenden. Der Krieg, der ihn sehr viel zu denken und zu thun gab, machte ihn zwar seines Jammers die und da auf einige Stunden vergessen. Allein Reue und Gewissensangst leiteten immer mit erneuter Gewalt zurück. Nachdem er sich den Tag hindurch mit den Feinden herumgeschlagen hatte, brachte er die Nacht in seinem einsamen Zelte schlaflos und in tiefer Betrübniß zu. Sobald er seinen Kriegszug vollbracht hatte, bat er um seinen Abschied. Der Kaiser, dem von dem Vorgesetzten nichts gemeldet, sondern bloß berichtet worden, daß der gemüthskranke, junge Mann für jetzt unfähig sey zu dienen, entließ ihn auf unbestimmte Zeit, mit Bezeigung der Kaiserlichen Huld und Gnade für die geleisteten Dienste, und mit der Zusicherung, sobald Albert wieder gesund geworden, ihn wieder mit

dem nämlichen Range angustellen. Bald darauf war Ritter Albert verschwunden, und niemand wußte, wo er hingekommen.

Albert hatte mit seinem getreuen Heinz eine Pilgerfahrt in das gelobte Land angetreten, um für seine Sünde zu büßen, und dort die verlorene Ruhe des Gewissens wieder zu finden. Nach Jahren kam er in sein geliebtes deutsches Vaterland wieder zurück, und trat aufs Neue in die Kriegsdienste des Kaisers, indem er seine übrigen Tage nicht müßig zubringen wollte; vielleicht auch, weil er hoffte, sein trauriges Leben im Kriege auf eine rühmliche Art zu enden.

Da eben in Deutschland Kriegerunruhen ausgebrochen waren, so wurde ihm der Befehl über eine Schaar Reiter übertragen. Eines Abends ritt Albert mit einigen Reitern durch einen wilden, unwegsamen Wald. Da wurde er plötzlich von einer überlegenen Anzahl Feinde überfallen. Ein feindlicher Ritter rannte ihn vom Pferd; Alberts Reiter nahmen vom Feinde verfolgt die Flucht. Allein der treue Heinz, dem sogleich zu Anfang des Kampfes sein Pferd erschossen worden, und der bald darauf seinen Ritter stürzen sah, verbarg sich in dem Gebüsch, um dem geliebten Herrn, sobald sich die Feinde entfernt hätten, zu Hülfe zu kommen. Er kam nun, als er kein Waffengeklirr mehr hörte und der Hufschlag der Pferde sich nach und nach in der Ferne verlor, aus dem Gebüsch hervor und eilte zu seinem verwundeten Herrn. Er fand ihn noch am Leben, aber sehr schwach. Er verband voll Mitleids die Wunden des Ritters, so gut er

konnte, und versprach Leute aufzusuchen, um ihn mit ihrer Hilfe unter Dach zu bringen.

Als Heinz einige hundert Schritte weit gegangen war, bemerkte er ein fernes Feuer im Walde. Er ging darauf zu, und kam an einen brennenden Kohlenhaufen. Nicht weit davon war die Köhlerwohnung. Dort stand er um Hilfe und Nachtherberge für seinen verwundeten Ritter. Der Köhler spannte sogleich sein Ross in den Kohlenkarren, zündete, da es bereits Nacht war, eine Fackel an, und kam mit Heinz zur Bahistätte. Dem ehrlichen Köhler befiel das Herz, als er bei dem düsterröthen Scheine der Fackel das todebliche Angesicht und die blutbespritzte Rüstung des Ritters erblickte, der auf dem Boden ausgestreckt lag, und sein schweres Haupt mühsam mit der Hand stützte.

Heinz und der gutherzige Köhler hoben ihn mit großer Sorgfalt und Ehenung auf den Karren, und brachten ihn in das kleine Stübchen der Köhlerwohnung. Eine rauchende Leuchte, der ein umgestürzter Topf anstatt des Leuchters diente, stand auf dem Tisch und erhellte sparsam die rustigen Wände. Die Köhlerin schürte die Lampe, damit sie heller leuchte. Die gute Frau hatte auf der Ofenbank ein düstiges Lager für den Ritter zurecht gemacht, und alle Leinwand hervorgesucht, ihn zu verbinden. Der Ritter aber lag da, wie ein Sterbender und konnte kaum das Wörtlein hervorbringen: „Dank! Dank!“

Der Köhler lief nach einem Wundarzte fort, die Köhlerin ging, einen Geistlichen zu rufen. „Denn,

sagte sie leise und bekümmert zu Heinz, der gute Herr wird wohl den Morgen nicht mehr überleben!“

XV.

Heinz setzte sich auf die Bank hinter dem Tische, um bei dem Ritter zu wachen. Allein da er sich den Tag über sehr ermüdet hatte, so legte er beide Arme und den Kopf auf den Tisch, und schlief über eine Weile sanft und ruhig ein.

Im Schlafe kam es ihm vor, er höre seinen Herrn laut rufen: „Bruder Burkhard, was willst du hier bei deinem Mörder! — Kommst du aus dem Grabe zurück, mich dahin abzuholen! — Laß, ach, laß diese meine Hand los, mit der ich dein Blut vergossen habe.“

Allein der schlaftrunkene Heinz konnte nicht sogleich aus dem Schlafe kommen. Erst als der Ritter ihm mehrmal mit Namen gerufen hatte, raffte er sich auf, riß sich die Augen, nahm die Lampe, trat damit an das Bett des Ritters und fragte, was er befehle.

„Ach Heinz! sprach der Ritter mit allen Zeichen des Schreckens und Entsetzens in seinem bleichen Gesichte, hast du hier in der Stube niemand gesehen?“

„Nein, niemand!“ sagte Heinz, besessend und sich wundernd.

„Hast du auch nichts gehört?“ fragte der Ritter mit leiser, bebender Stimme, als scheute er sich laut zu reden.

„Euch hörte ich jammern, sagte Heinz, senß aber nichts.“

„Gewiß, mein lieber Heinz, es war Jemand hier, sprach der Ritter; sieh, die Studenthüre steht noch offen.“

Jetzt wurde es dem guten Heinz auch bange. Er hatte die Thüre selbst zugemacht, und wußte gewiß, daß der Köhler und die Köhlerin ausgegangen waren, und sich sonst keine Seele in dem Hause befände, als der Ritter und er. Die Worte, die der Ritter vorher von seinem Bruder Burkhard und dem Abholen in das Grab gesagt hatte, fielen dem erschrockenen Diener jetzt schwer auf das Herz. Indes suchte er den Ritter zu beruhigen. „Er, wer sollte denn hier gewesen seyn! sagte er. Ihr habt nur geträumt. Bloß leicht hat nur der Wind die Thüre aufgerissen.“

„Höre, Heinz, sprach der Ritter sehr ernsthaft; ich habe gewacht, wie jetzt. Auch wehte draußen wohl kein Lüfchen, ja die nächtliche Stille hatte für mich etwas Schauerliches. Alles schwieg, wie in einem Grabgewölbe. Da hörte ich leise Fußritte, die immer näher kamen, die Studenthüre öffnete sich langsam und stille, und ich sah — ach die Haare stehen mir jetzt noch zu Berg! — dem abgeschiedenen Geist meines Bruders sichtbar zu mir herein treten.“

„Ach, sagte Heinz, Ihr habt Euch dieses nur so eingebildet. Das Wundfieber stellt sich ein, und spiegelt Euch so fürchterliche Dinge vor.“

„Nein, nein, sprach der Ritter, ich rede nicht im Fieber; mein ermordeter Bruder war wirklich hier. Ich habe ihn so deutlich gesehen, daß ich ihn abmahlen wollte. Die Lampe dort beleuchtete seine ganze

Offalt. Er war vom Haupt bis zu den Füßen in ein langes, weißes Sterbekleid gehüllt, das er mit der linken Hand ein wenig von der Stirne zurück-
 schob. Er blieb lange unbeweglich stehen. Sein An-
 gesicht war sehr blaß, und seine lebhaften schwarzen
 Augen sahen mich starr und unverwandt an. Ent-
 lich kam er näher, faßte mit seiner kalten, rechten
 Hand die meinige, und nannte mich mit leiser Stimme
 zwei — dreimal: „Bruder Albert.“ Da er aber mein
 Entsetzen sah, sprach er, mit seiner mir so bekannten
 Stimme: „Für jetzt verlasse ich dich — morgen aber
 mit Anbruch des Tages siehst du mich wieder.“ Er
 ging — und was er gesagt hat, wird wohl wahr
 werden. Diese Nacht, denke ich, ist meine letzte.
 Morgen, bevor die Sonne aufgeht, werde ich meinem
 geliebten Bruder Balthard wieder sehen — in der ande-
 ren Welt. So heftig diese nächtliche Erscheinung meis-
 nes Bruders mich erschreckte, so ist doch Eines dabei,
 das mir großen Trost brachte! Unter der Thüre wandte
 er sich noch einmal um, und blickte mich wehmüthig,
 aber ganz unbeschreiblich freundlich und liebevoll an.
 Himmlische Ruhe und Heiterkeit verklärten sein mildes
 Angesicht. Mit einem sanften Lächeln schied er von
 mir. Ich bin nun fest überzeugt, er sey ein seliger
 Geist, und habe mir versprochen. Nun sterbe ich ge-
 trost und mit Freuden. Mäge mein blutiger Tod und
 der heftigste Schmerz meiner Wunde hier meine alte
 Blutschuld auslösen. Wie ich es meinem Bruder
 machte, so ging es mir wieder.“

Der tief betrübte Albert schaute mit fremden Blicken

den wehmüthig zum Himmel, wurde ruhiger, und sprach innigst bewegt: „Droben bei Dir, lieber Gott, wird meines Vergehens nicht mehr gedacht werden! Da mein Bruder mir vergeben hat, so wirst Du, gütter, barmherziger Gott, mir auch vergeben. Verderblichen jugendlichen Leidenschaften haben uns Brüder hier auf Erden entweit und elend gemacht; aber Du, o Gott, der Du die lautere Güte und Erbarmung bist, wirst uns beide droben bei Dir wieder vereinen in ewiger Liebe und Seligkeit!“ Er faltete die Hände, und blickte noch lange mit empor gerichteten Augen flüschweigend zum Himmel.

Auch Hering zog seine Mähe ab, und blieb still bestehend unten an dem Bette des Ritters stehen.

XVI.

Ritter Albert überlebte gegen alle seine Erwartung den nächsten Morgen. Allein darin hatte er sich nicht geirrt, daß er seinen Bruder Burckhard gesehen habe. Burckhard, nicht blos sein Geist, war wirklich und lebhaftig in der beschriebenen Gestalt da gewesen. Um aber zu begreifen, wie dieses zugeing, müssen wir in dieser Geschichte mehrere Jahre zurück gehen, und erst vernehmen, wie Burckhard nach Italien gekommen, wie es sich gefügt, daß beide Brüder sich in jenem Walde so unversehens und unbekannter Weise begegnet, und was sich mit Burckhard, nachdem er im Walde für todt liegen gelassen, noch weiter begeben habe.

Kaiser Friedrich wurde mit den Italienern nicht so bald fertig, als er gedacht hatte. Er sah sich genöthigt, frische Kriegsvölker aus Deutschland nachzuholen zu lassen. Nachdem sie im Italien angekommen waren, wies er ihnen eine Strecke Landes an, die sie besetzt halten sollten, bis der weitere Fortgang des Krieges bestimmen würde, wo ihre Gegenwart am nöthigsten seyn werde. Ritter Burkhard befand sich unter den neuangekommenen Kriegern, und befehligte einen ansehnlichen Theil derselben. Wegen seiner Kenntniß der Italienischen Sprache wurden ihm die Unterhandlungen mit dem Adel und den Städten über die Bedürfnisse des Heeres übertragen. Weil das Schloß Areno sehr geräumig, und ihm zu seinen Geschäften sehr bequem gelegen war, wählte er es zu seinem Aufenthalt, und schickte zwei Krieger dahin, für ihn Quartier zu machen.

Als Ritter Burkhard, vom Haupt bis zu den Füssen in Eisen gekleidet, vor dem Schlosse ankam, und von seinem Streittrosse stieg, stand der Graf schon unter der Schloßpforte bereit, ihn mit aller erdenklichen Höflichkeit zu empfangen. Die Gräfin und Isidorkin Kamilla sahen von dem Fenster aus den Ritter absteigen, und hörten ihn sogleich darauf, unter der Last und dem Geklirr der eisernen Rüstung schwer und stark auftretend, die Stiege hinauf kommen.

„Was diese stolzen Deutschen für plumpe, schwerefüßige Menschen sind, sagte die Gräfin zu ihrer Tochter. Ich hasse sie — diese unser übermüthigen Unterdrückten. Indes kommt es auf das Ausfinden dieser

eisernen Maschins an, die jetzt die Treppe heraufstolpert, ob wir dem verwünschten Reichthum, dem Kaiser Friedrich, einige tausend Dukaten mehr oder weniger bezahlen müssen. Komm, wir wollen dem ungebethe-
nen Gast bis an die Thalhüre entgegen gehen; du, meine kluge Kamilla, wirst ihm artig zu begegnen, ihn jedoch in gehöriger Entfernung zu halten wissen.“

Ritter Durkhard trat in den Saal. Er wurde von der gnädigen Gräfin mit sehr geläufiger Zunge auf das freundlichste bewillkommt, und war über die Schönheit des Fräuleins nicht wenig erstaunt. Da er sich längere Zeit auf dem Schlosse aufhielt, so wertheilten der Graf, die Gräfin und Fräulein Kamilla, ihn durch verstellte Freundlichkeit immermehr für sich einzunehmen. Er war mit den Ehren, die man ihm erwies, höchst zufrieden, und auch die Ketteren des Fräuleins konnten die Willigkeit des Ritters in seinen Geldforderungen nicht genug loben.

Der Ritter wurde mit jedem Tage artiger. Da jetzt Waffenstillstand gemacht worden, kleidete er sich sehr zierlich in schwarzen Sammet, trug einen feinen weißen Epigenkragen, den er zweifach mit Gold aufgezogen hatte, und an seiner Brust schimmerte sein goldenes Ordenskreuz, das mit Edelsteinen besetzt war. Er hatte in seinen Gedanken die junge Gräfin sich zu seiner Braut auserkoren, und hoffte so glücklich zu werden, sie als seine angetraute Gemahlin nach Deutschland zu führen. Denn er wußte nicht das Geringsste davon, daß sein Bruder Albert schon früher auf diesem Schlosse gewesen, Fräulein Kamilla kennen

gemeins, und sich mit ihr zu vermählen gedente. Auch der Graf und die Gräfin, so wie das Fräulein, ahneten nichts weniger, als daß Albert und Burkhart, da der eine sich Ritter von Finsterwalde und der andere sich Ritter von Höhrenbach nannte, Brüder seyen. Sie hüteten sich auch sehr, dem Ritter Burkhart von Höhrenbach merken zu lassen, daß sie jenem Ritter von Finsterwalde einige, wiewohl eitle und leere Hoffnungen gemacht hatten. Sie nannten Alberts Namen nicht einmal, und Kamilla verbarg jenen Ring mit dem gelben Eiseistein aufs sorgfältigste in ihrem Schmuckkästchen. Uebrigens machte sie sich kein Bedenken daraus, auch von Burkhart den Ring mit dem kostbaren Rubin, den er ihr auf eine sehr gute Art anzubieten wußte, anzunehmen und zu tragen. Sie sah den Ring als ein unbedeutendes Geschenk an, daß sie zu gang und gar nichts verbindlich mache.

„Wenn er sich einbildet, sagte sie, deshalb auf meine Hand Ansprüche machen zu dürfen, so ist dieses eine Thorheit, die er sich selbst zuschreiben muß.“

Alein Ritter Burkhart betrachtete von nun an im Stillen den Engel Kamilla, wie er sie nannte, als seine Braut. Wenn die Herrschaft abends in dem Garten speiste, und Ritter Burkhart der jungen Gräfin den Arm bot, sie dahin zu führen, murmelten die Bedienten des Grafen: „Das gäbe einmal ein schönes Brautpaar!“ Die Knappen des Ritters aber sagten es sich einander laut, und tranken bereits auf das Wohl des edlen Brautigams und der schönen Braut.

XVII.

An jenem unglücklichen Morgen, da Ritter Burkhard sich auf dem Wege aus der Stadt nach dem Schlosse des Grafen befand, war er in lauter goldene Träume von seinem künftigen Glücke vertieft. Er hatte sich in der Stadt einen feuerfarbenen Helmbusch und eine himmelblaue Feldbinde gekauft, und hoffte seine geliebte Kamilla sehr angenehm zu überraschen, daß er ihre Lieblingsfarben auch zu seinen Leibfarben gewählt habe. Er war weit vor seinem Gefolge vorausgesprengt, um der vermeinten Braut diese Freude einige Augenblicke früher zu machen. Er dachte eben daran, wie sein alter Vater sich freuen werde, wenn er ihm die liebenswürdige Schwiegertochter vorführen würde. Er baute in Gedanken allerlei Lustschlösser, in welcher seligen Eintracht er mit seinem Bruder Albert leben wolle, dem es nicht an einer ähnlichen Gemahlin fehlen könne — als Bruder Albert, unerkannt und unerwartet, daher gesprengt kam, und ihn vom Pferde und alle die schönen Lustschlösser über den Hausen warf.

Der gute Burkhard blieb, nachdem sein Bruder sich entfernt hatte, noch eine gute Weile, ohne ein Zeichen des Lebens von sich zu geben, ausgestreckt auf dem Boden liegen. Burkhards tapfere Krieger, der Graf mit seinem Gefolge, auch mehrere Ritter mit ihren Leuten, die etwas langsamer vom Turniere, wie man die ritterlichen Uebungen jener Zeit nannte, zurückkehrten, erblickten Burkhards verschaukeltes Streitross,

suchten im Galoppe ihn auf, fanden ihn, stiegen ab, und versammelten sich um den schwer verwundeten Ritter. Der getreue Kurt war indessen unablässig beschäftigt, ihn ins Leben zurück zu bringen. Endlich regte er sich, und Kurt weinte vor Freuden. Die Ritter befohlen ihren Knappen, Ärzte zu rufen und eine Tragbahre von Ästen zu verfertigen. „Wir selbst, sagten sie, wollen unsern geliebten Streitgenossen Burthard auf das Schloß des Herrn Grafen tragen.“

Allein Graf Arno sprach: „So unendlich schmerzvoll dieser Unglücksfall meinem Herzen ist, so ein großer Trost würde es mir seyn, den vor trefflichen Ritter, meinen geliebtesten Freund, auf meinem Schlosse zu versorgen. Doch ist der gute Mann zu übel zugerichtet, als daß er ohne die größte Gefahr bis dahin gebracht werden könnte. Alle hier gegenwärtige Ritter, die alle sehr einsichtsvolle Männer sind, werden mir Recht geben. Indes soll das Urtheil der Ärzte entscheiden, nach denen bereits geschickt ist.“

Da es bald darauf hieß, einer der Ärzte komme, sprach der Graf: „Ich muß ihm entgegen eilen, um ihm meinen theuren jungen Freund, mein zweites Ich, zu empfehlen.“ Er eilte dem Arzte, den er sehr wohl kannte, entgegen, drückte ihm ein paar Goldstücke in die Hand und flüsterte ihm heimlich zu: „Sei geschick, und mache mein Schloß nicht zu einem Spital.“

Indes der Graf dem Arzte entgegen ging, erschien ein alter Ciceron, mit schneeweißem Haar und Bart, in schwarzem, faltenreichem Gewande und mit einem langen Knotenstock in der Hand, und drängte sich

durch die umstehenden Ritter und Knappen hindurch. Er betrachtete den verwundeten Ritter mit ganz ungemeiner, außerordentlicher Rührung und rief, indem er die Hände faltete und reichliche Thränen über seine noch blühenden Wangen flossen: »Mein Gott, welch ein Unglück! Ich will den edlen Mann in meine Klause aufnehmen, die dort, kaum fünf hundert Schritte von der Straße, hinter Wald und Felsen versteckt liegt.«

Alle Ritter waren damit vollkommen zufrieden. Der Graf aber, der eben mit dem Arzte am Arme zurückkam und das Anerbieten des Einsiedlers hörte, sprach: »Ich habe diesen Eremiten bisher immer als einen sehr würdigen Priester gekannt; von nun werde ich ihn aber nicht mehr anders nennen, als den wohlthätigen Samaritan.«

»Und ich, brummte Kurt, dich nie mehr anders, als den unbarmherzigen Leviten.«

Der alte Einsiedler war wirklich ein sehr würdiger Priester, dem ein Diener des Grafen herbei gerufen hatte, damit er dem Ritter, der dem Tode nahe schien, beistehen möge. Ritter Burthard wurde in die Zelle des Einsiedlers gebracht, und von dem Arzte und seinem Gehülfen verbunden. Der Einsiedler aber war für den jungen Ritter so zärtlich besorgt, als es nur immer ein Vater für seinen einzigen Sohn seyn könnte. Auch verstand er sich sehr gut darauf, Verwundete und Kranke zu versorgen, und brachte Tag und Nacht an dem Krankenbette des Ritters zu.

Der gute Einsiedler mußte große Geduld mit ihm haben. Denn der Ritter redete wegen seiner Kopf-

wunde beständig irre; er hielt den alten, ehrwürdigen Einsiedler für einen furchtbaren Zauberer, und jenen ihm unbekannten Ritter im Walde für den berühmten rasenden Ritter Roland, und behauptete fleiß und fest, beide hätten sich mit einander verschworen, ihm seine Braut zu rauben. Oft mußte der Einsiedler ihn mit Gewalt zurückhalten, damit er in der Fieberhige nicht ausreiß und Unheil anrichtete.

„Mein Gott! sprach der fromme Greis, wie viel Unheil richten doch die Leidenschaften in der Welt an; die armen Menschen, die sich von ihnen überwältigen lassen, haben weder wachend noch träumend eine ruhige Stunde.“

XVIII.

Eines Morgens kam Burkhart endlich wieder zu sich selbst. Es war ihm, als erwachte er aus einem schweren Traume. Er blickte in der hellen, freundlichen Zelle, durch deren rebrumkränzte Fenster die Sonne mild und lieblich hereinschien, verwundert umher, sah den Einsiedler, der neben dem Bette saß, lange sehr aufmerksam an, und fragte endlich mit voller Besinnung: „Wo bin ich? Wie komme ich hieher? Und wer seyd Ihr, ehrwürdiger Vater?“

Der Einsiedler sagte in deutscher Sprache: „Burkhart, lieber Freund, kennst du mich nicht mehr? Freilich sind meine Haupthaare und mein Bart indess weiß geworden wie Schnee; allein da wir mehrere Jahre zusammen unter Einem Dache gelebt haben,

soltest du dich meiner doch noch erinnern. Sieh mich einmal recht an!“

Burkhard betrachtete ihn längere Zeit nachsinnend und mit zweifelhaften Mienen; endlich erheiterte sich auf einmal sein ganzes Angesicht, und er rief mit unschreiblicher Freude: „O mein theurer Lehrer — mein väterlicher Freund Antonio!“

„Der bin ich!“ sprach der Einsiedler, und umarmte den Ritter unter Theänen. Burkhard wollte ihn auch umarmen, fühlte aber, indem er seinen dicht verbundenen Arm empor heben wollte, stehende Schmerzen, und wurde es sich in diesem Augenblicke erst klar bewußt, daß er schwer verwundet sey. Er blickte aber zum Himmel auf und sagte: „O Gott, wie gut bist Du, daß Du, während ich ohne Bewußtseyn oder doch nur wie in einem schweren Traume da lag, so liebreich für mich sorgtest und mich nun in den Armen meines geliebten Lehrers erwachen liesest!“

„Ja, mein geliebter Sohn, sprach Antonio, das hat Gott so gesügt. Er hat es mir erst vor einigen Wochen in den Sinn gegeben, diese Zelle zu beziehen; wie ich damals meynete, um da bloß Ihm und mir selbst zu leben; wie ich aber jetzt wohl einsehe, damit ich sogleich bei der Hand wäre, die beis zuspringen, und damit ich ein bequemes Plätzchen haben möge, wo ich dich aufnehmen könnte. Gott hat mir so zu sagen einen eigenen Boten geschickt, und mich dorthin rufen lassen, wo du verwundet im Walde gelegen. O welch einen Schmerz empfand ich, als ich in dir meinen geliebten Burkhard erkannte. Aber sey

getroßt, lieber Sohn! Du bist außer Gefahr und deine Wunden werden bald geheilt seyn. Bis du wieder ganz hergestellt bist, bleibst du bei mir in meiner kleinen Einsiedelei. Da wollen wir zusammen so selige Tage leben, als einst auf deiner väterlichen Burg.“

Der Ritter sank dem ehrwürdigen Greis an die Brust, und weinte dankbare Thränen.

Burkhard bemerkte jetzt, daß der gutherzige Greis sein eigenes Bett ihm abgetreten, und sich auf dem Boden der Zelle ein sehr armseliges Lager von etwas Stroh und einem alten wollenen Mantel bereitet habe. Der dankbare Ritter ward noch mehr gerührt und sagte: „O was ist es doch Schönes und Edles um die wahre christliche Liebe! Sie ziert und adelt den Menschen mehr als ein Ordensstern an der Brust.“

XIX.

Nachdem Ritter Burkhard von der ersten Freude des Wiedersehens sich erholt, und seine Freudenthränen getrocknet hatte, fragte er: „Was macht die Gräfin Kamilla von Arno, meine liebe Braut? Hat sie mich, während ich so gefährlich krank darnieder lag, nicht besucht? Und wer war jener verläumberische Ritter, der sie eine falsche Schlange nannte, und mit so furchtbarem Gewalt mich vom Pferde stieß?“

Antonio fand es nicht rathsam, auf diese Fragen sogleich zu antworten. Er hatte zwar Burkhard's und Albert's traurige Geschichte indessen genau erfahren;

allein er fürchtete, Ritter Burckhard möchte darüber zu besorgt werden, und das Fieber, das ihn noch nicht ganz verlassen hatte, möchte neuerdings zurückkehren, über Hand nehmen, und ihm vielleicht gar den Tod bringen. Antonio sagte daher: „Laß dies für jetzt gut seyn, liebster Burckhard; nachher will ich dir Alles getreulich erzählen. Ich muß nunmehr nach deinen Wunden sehen und den Verband erneuern. Hernach aber mußt du, da der gütige Gott dir wieder Schlaf schenkt, eine Weile ruhen. Wir dürfen nicht so viel auf einmal reden; es würde dir schaden und deine Wunden verschlimmern.“

Als Ritter Burckhard merklich besser und kräftiger geworden, und seine Fragen, auf die er bisher nur ausweichende Antworten erhalten hatte, immer wiederholte, erzählte Antonio ihm, nach einigen Vorbereitungen, die Geschichte im Zusammenhange. Er brachte ihm zuerst bei, daß Ritter Albert die junge Gräfin Kamilla von Arno schon früher gekannt, und sie bereits als seine Braut betrachtet habe.

„Mein Gott, rief Burckhard, warum wußte ich das nicht früher! Wenn sie noch zehnmal liebenswürdiger wäre, ich hätte meine Gedanken nie zu ihr erhoben. Der edle Bruder Albert hat mir aus brüderlicher Liebe die schöne Burg Höbrendach mit den dazu gehörigen ansehnlichen Gütern geschenkt; wie könnte ich nun Ansprüche auf seine erwählte Braut machen? Antonio, hier meine Hand; ich entsage hiemit allen Gedanken auf das Fräulein!“

„Das ist ein großmüthiger Entschluß, sprach An-

tonio; daran erkenne ich meinen guten, edelmüthigen Burchard.“

Antonio erzählte ihm nun mit harter Schonung, eben jener fremde Ritter, der ihn, ohne ihn zu kennen, vom Pferde gestoßen, sey Bruder Albert gewesen. Albert sey aber, sobald er in dem Verwundeten, den er für todt gehalten, seinen Bruder Burchard erkannte, von unermesslichem Jammer ergriffen worden, und habe verzweifeln die Flucht genommen.

„Ach der arme Albert! rief Burchard bekümmert. Freilich, wenn er mich gekannt hätte, wäre er nicht so feindselig auf mich losgerannt. Er hätte mir sicher kein Leid gethan. Ich selbst bin Schuld daran. Ich hätte, obwohl ich ihn für einen ganz unbekannten Ritter hielt, keinen Verläumder nennen, und anstatt seine Ausforderung anzunehmen, mich mit ihm verständigern sollen. Ach der gute Albert! Wie er sich nun quälte und abkümmern wird. Bester Antonio, sorgt doch dafür, daß er unverzüglich berichtet werde, ich lebe und er könne Fräulein Kamilla, wenn kein anders Hinderniß ebehalte, sogleich ehelichen.“

Antonio lobte die versöhnliche Gemüthsart des trefflichen Burchards, und kam nun, da Burchard die ganze Geschichte wissen wollte, auf die Familie von Arno zu sprechen. „Es giebt in Italien, sprach er, gewiß sehr viele vortreffliche, gottesfürchtige und rechtschaffene adelige Familien. Ich selbst kenne mehrere, vor denen ich Ehrfurcht habe. Allein jene Familie Arno gehört leider nicht darunter.“

Antonio erzählte hierauf dem erstaunten Ritter,

daß die junge Gräfin Kamilla weder zu ihm, noch zu Bruder Albert jemals eine aufrichtige Neigung gehabt habe; daß sie, besonders auf Anstiften der Mutter, die jener Herodias ähnlich, den beiden Brüdern bloß geschmeichelt und sie mit leeren Hoffnungen getäuscht habe, damit diese Ritter die geforderten Kriegsbeträge auf eine unbedeutende Summe herabsetzen möchten; daß Kamilla schon früher mit einem jungen Italienschen Grafen, dessen Kriegsbeträge sie durch schlaue hingeworfene Worte und mitleidsvolle Fürbitten gleichfalls sehr zu verringern mußte, verlobt war; und daß diese Kamilla und dieser junge Graf sich über die ehrlichen, leichtgläubigen Deutschen öfter mit einander lustig gemacht und ihrer gespottet.

„Wäre es möglich, rief Burkhart, unter einem so lieblichen, freundlichen Angesicht ein so schwarzes, feindseliges Herz zu verbergen? Nein, Antonio, Ihr habt Euch nothwendig betrogen.“

„Ich habe mich nicht betrogen, sprach Antonio ruhig; aber Eure jugendlichen Leidenschaften haben Euch beide Brüder betrogen. Ich habe Euch öfter, und besonders bevor ich in Finsternwalde von Euch schied, noch beide treulich und väterlich gewarnt, Euch von der Schönheit der Gestalt nicht blenden zu lassen, sondern erst zu prüfen, ob auch das Herz edel und gut sey. Ich habe es Euch mit den Worten der heiligen Schrift gesagt: Trüglich ist eine anmuthige Gestalt und eitel die Schönheit; ein Weib aber, das dem Herrn fürchtet, soll man preisen. Ihr nahmet aber

meine Worte nicht zu Herzen. Jetzt habt Ihr beide erfahren, daß ich wahr geredet.“

„Ach Antonio, sprach Burkhard, Ihr habt und zwar immer die reine Wahrheit gesagt. Allein was Kamilla betrifft, da seht Ihr, wie ich fest überzeugt bin, in einem schrecklichen Irrthum! Kamilla ist die Edelste ihres Geschlechtes. Wenn Alle betrügen, so betrügt doch sie nicht.“

„Lieber Sohn, sprach Antonio lächelnd, deine Verblendung ist sehr groß. Ich muß dir nun diese Kamilla, so ungerne ich Uebels von meinen Mitmenschen rede, schon noch etwas näher bezeichnen. Als sie dein und deines Bruders Schicksal vernahm, lächelte sie sehr selbstgefällig; es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß zwei so angesehene Ritter, wie ihr zwei Brüder, sich um sie geschlagen hatten. Ja das gefühllose Fräulein hielt, fern von allem Mitleid, Euer Beider Unglück für Ihr größtes Glück. Ich kann Euch Wort für Wort wiederholen, was sie sagte. Ich habe es von einem sehr glaubwürdigen Manne, der Alles mit seinen eigenen Ohren hörte und darüber sehr empört ward, ganz zuverlässig vernommen. „Es hat sich ja recht gut gefügt, sagte sie, daß Einer dieser Herren Ritter tödlich verwundet auf dem Kampfplatze liegen blieb, und der Andere sich aus dem Staube machte. Ich hoffe, Burkhard werde nicht mehr in dieses Leben, und Albert nicht mehr in dieses Land zurückkehren. So bin ich aller zwei auf Einmal los. Es hätte mir in der That keinen geringen Verdruß verursachen können, wenn beide sich hier im Schlosse einander

getroffen, und über ihre beiderseitigen Absichten ein vernünftiges Wort mit einander gesprochen hätten. — O der Thoren, die ich einbilden konnten, ich würde das herrliche Italien, wo Zitronen und Pomerangen wachsen, verlassen, und in ein Land ziehen, das als terdings sehr reich seyn soll — an Eichen und Tannenzapfen. Nein, nein, meine Herren, so thöricht bin ich nicht, in Deutschlands düstern Wäldern, unter Bären und Bären-ähnlichen Menschen zu verweilen und mein Leben zu vertrauen. So klopfte sie Euch, Euer geliebtes Vaterland und die braven, biedern Deutschen.“

Burkhard wurde glühend roth vor Zorn und Beschämung; sein beleidigter Stolz erwachte, sich so verachtet und betrogen zu sehen. „O die Abscheuliche, rief er, ich mag ihren verhassten Namen gar nicht mehr nennen! Welch ein Thor war ich! — Ach, lieber Antonio! es ist mir unbegreiflich, wie wir beide Brüder, Albert sowohl als ich, sogar sinnlos und unvernünftig seyn konnten, einem solchen eiteln, lieblosen, bössartigen Geschöpfe unser Vertrauen und unsere Zuneigung zu schenken. Welchem Abgrunde von Elend bin ich entronnen! Welch ein Unglück wäre es gewesen, mich für immer an ein so widerwärtiges, verächtliches Weib gefesselt zu sehen! Ich sehe nun meinen unglücklichen Sturz vom Pferde für ein großes Glück an. Besser ist's, ich ziehe mit meinem zerschmetterten Arme in mein Vaterland zurück, als daß ich an diesem Arme ein solches Ungeheuer, das sich in einen Engel des Lichtes verstellte, in die Burg mei-

ner Vater eingeführt hätte. — Ach Antonio! ich kann es gar nicht aussprechen, wie beschämt ich mich fühle! Man wird mich und meinen Bruder für zwei alberne Laffen halten!“

„Nicht doch, das seyd Ihr nicht! sprach Antonio. Ihr habt sowohl in friedlichen Unterhandlungen als in blutigen Schlachten großen Verstand gezeigt; Ihr dürft es kühn mit den Besten, sowohl im Heere der Deutschen, als der Italiener aufnehmen. Allein Ihr habt nun Beide aus eigener Erfahrung gelernt, wie sehr die Leidenschaft den Verstand verblende. Sogar in Eurer sonst so vortrefflichen Geschäftsführung hat Eure unselige Leidenschaft, ohne daß Ihr selbst es bemerkt habt, einige Unordnungen und Abweichungen gebracht. Ihr habt bei Erhebung der Kriegskontingente von jenem Grafen und seinem künftigen Schwiegervater zu wenig verlangt, und mußtet also von Andern zu viel fordern; so habt Ihr, wiewohl unvorsätzlich und unwissend, sehr Unrecht gethan. Ihr seht da: Jeder, auch der verständigste Mann, der seine Neigungen nicht prüft, seine Leidenschaften nicht bewacht und nicht beherrscht, steht immer in Gefahr, seinen Kopf, das heißt, seinen Verstand zu verlieren. Doch kann ein solcher Sklave der Leidenschaft in seiner Verblendung auch so weit kommen, daß er im eigentlichen Sinne seinen Kopf — durch das Schwert — verliere.“

Ritter Albert gab seinem alten Lehrer vollkommen Recht, und sagte: „Wenn gleich arm an Ruhm, so werde ich doch reicher an Erfahrung in mein Vater-

land zurück lehren. Sobald meine Wunde geheilt ist, will ich mich dahin auf den Weg machen; ich hoffe dort doch noch immer einiges Gute zu stiften.“

„Gewiß, mein lieber Burkhard! sagte Antonio. Führe daher diesen Entschluß aus. Da du wegen deines gelähmten Armes nicht mehr zum Kriege taugst, so suche deine Unterthanen zu Hause durch die Segnungen des Friedens zu beglücken, und werde die Stütze deines alten Vaters.“

XX.

Burkhard blieb auf Antonios Bitte den Herbst und Winter über noch bei ihm. Antonio ließ indeß sehr angelegentlich überall nach Albert forschen. Er hätte gar so gerne die Freude gehabt, die zwei Brüder, seine Schüler und Freunde, in seiner Zelle beisammen zu sehen. Allein Albert hatte bereits die Kriegsdienste verlassen, und alle Nachforschungen nach ihm waren vergebens!

Der Kaiser aber, dem die traurige Geschichte der zwei Brüder erst späterhin zu Ohren gekommen, ließ die falsche, betrügerische Kamilla zur Strafe in ein Kloster einsperren, und Kamillas Ketten mußten die listig abgewendeten Kriegsforderungen ohne den geringsten Nachlaß voll und rund nachbezahlen. Ueberdieß mußten sie wegen falschen Angaben ihres Vermögens eine bedeutende Geldstrafe erlegen.

„So ist's recht, sagte Kurt; die Bosheit muß bes-
traft werden. Falschheit kommt in ihrer Rechnung im-
mer zu kurz.“

Im nächsten Frühlinge nahm Burckhard unter vie-
len Thränen Abschied von Antonio, dankte ihm für
die große Liebe, die er ihm erwiesen, bat ihn um den
Segen, empfahl sich in dessen Gebeth, und machte sich,
von dem treuen Kurt begleitet, auf den Weg nach
Deutschland. Nachdem er die hohen Alpengebirge schon
längst zurückgelegt hatte, und endlich die alten Schloss-
thürme von Finklerwalde in weiter Ferne erblickte,
freute er sich zwar; allein seine Freude war von wehe-
müthigen Empfindungen und traurigen Ahnungen ge-
trübt. „Du lieber Gott! dachte er; voll fröhlicher Hoff-
nungen bin ich einst aus dieser Burg ausgezogen, und
sehe nun — ach noch in der Blüthe meines Lebens! —
alle vereitelt. Anstatt mit Siegestorbern bekränzt,
lehre ich, ohne einem einzigen Geseht beizuwohnen zu
haben, sozusagen als Krüppel zurück. Meine vermählte
Braut, jene falsche Italienerin, für die ich tausend-
mal das Leben gegeben hätte, hat mich, indem sie
Honig auf den Lippen und Gift im Herzen trug,
schrecklich getäuscht! Mein innig geliebter Bruder, von
der listigen Betrügerin eben so betrogen wie ich, irrte
in der weiten Welt umher, und es scheint wenig Hoff-
nung mehr vorhanden, ihn je wieder zu sehen. Und
mein guter Vater, der bereits alt und kränklich war,
als ich ihn verließ — was wird er sagen, wenn er
diese unglückliche Geschichte vernimmt, mich so ruhm-
los und verkrüppelt zurückkehren sieht, und ich ihm

von meinem bedauernswerthen Bruder keine sichere Kunde bringen kann!“

Unter diesen und ähnlichen Gedanken langte Burkhart bei dem Thore seiner väterlichen Burg an. Allein er wurde nicht eingelassen. Er vernahm, sein alter Vater sey gestorben und liege in der Klosterkirche der Karthäuser begraben; ein benachbarter Ritter aber habe sich der beiden Burgen Finstermalde und Föhrenbach mit bewaffneter Hand bemächtigt.

Burkhart ward über den Tod seines geliebten Vaters so tief gerührt, daß ihm der Verlust beider Burgen für jezt wenig zu Herzen ging. Er wandte sich, ohne ein Wort zu sagen, mit seinem Rosse um, und ritt der Karthause zu, um dort am Grabe seines geliebten Vaters und seiner seligen Mutter seinen Schmerz auszumeinen.

Mit Andacht und tiefer Rührung trat Ritter Burkhart in die Kirche, und an die zwei Gräber. Beide waren neben einander. Auch seinem Vater hatte man, wie seiner Mutter, in der Mauer einen Grabstein errichtet. Das Bildniß des geliebten Vaters war, auf ähnliche Art wie das der Mutter, in Stein ausgehauen. Burkhart erkannte sogleich die geliebten Züge des väterlichen Angesichts. Der selige Ritter war, in voller Rüstung abgebildet, das Schwert an der Seite und Helm und Wappenschild neben ihm auf der Erde, mit erhobenen Händen vor dem Gekreuzigten kniend. Burkhart brach in Thränen aus. Er dachte, wie sein Bruder Albert und er als zwei kleine Knaben vor vielen Jahren hier gestanden, wie viel sich indes ver-

ändert; wie die Besigungen und aller Reichthum seiner Aeltern in andere Hände überliefert, und wie viele fröhliche Hoffnungen vernichtet worden. „D ja wohl hatte mein guter Vater Recht, sprach er: Die Herrlichkeit dieser Welt vergeht; wer aber den Willen Gottes thut, bleibt in Ewigkeit.“ Es brachte dem herzlich betrübten Sohne großen Trost, daß seine Aeltern, die in dieser Welt auch ihrem Theil Mühseligkeiten gehabt, so viel Gutes gethan hatten. „Selig, sprach er, sind die Todten, die in dem Herrn sterben; sie ruhen nun von ihren Arbeiten, und ihre Werke folgen ihnen nach.“

XXI.

Nachdem Burckhard lange in der Kirche gebethet hatte, ging er zur Klosterspforte, und erkundigte sich nach dem alten Prior. Er lebte noch, und Burckhard ließ sich zu ihm führen. Der ehrwürdige Greis war bereits über neunzig Jahre alt. Sein Leib war von der Last der Jahre niedergedrückt und gebeugt; sein Geist aber hatte nicht abgenommen und war noch in voller Kraft. Der liebevolle alte Mann bot dem jungen Ritter freundlich die Hand und sagte: „Gott grüß Euch, lieber Burckhard, und seyd mir als der Enkel unsers Klosterkisters Hugo, als der Sohn meines Freundes Otto, und als ein edler, frommer Ritter dreimal willkommen! Setzt Euch zu mir, und erzählt mir, wie es Euch und Eurem Bruder ergangen, seit

Ihr als hoffnungsvolle junge Ritter mit Eurem seligen Vater das letzte Mal hier in dieser Zelle gewesen.“

Burkhard konnte seine Thränen nicht zurückhalten. „Ach, weinet nicht, lieber Burkhard, sprach der menschenfreundliche Prior, als er die Thränen in Burkhard's Augen erblickte. Euer Vater starb selig in Gott, und ein seliger Tod ist das Beste, was wir Sterbliche Menschen uns wünschen können!“

Burkhard trocknete seine Thränen, setzte sich neben den Prior und erzählte seine Geschichte. Der Prior sagte am Ende der Geschichte: „Ihr habt es frühe erfahren, lieber Sohn, wie eitel und vergänglich Alles in dieser Welt sey; möchtet Ihr auch aus Erfahrung lernen, wie nichts bestehe, als Gott lieben und seinen Willen thun! — Bleibt einige Tage, oder so lange Ihr wollt, bei uns. Unterhaltungen, die Euren Kummer zerstreuen könnten, kann ich Euch zwar nicht anbieten. Allein wenn Ihr unsern Andachtsübungen beiröthnet, und wenn wir uns öfter sprechen, so hoffe ich, Ihr werdet einen Trost finden, der fester und mehr auf die Dauer ist, als aller Trost dieser Welt.“

Burkhard nahm dieses Anerbieten sehr gerne an. Aus einigen Tagen wurden einige Wochen. Er fand an der abgeschiedenen Lebensart der Karthäuser mit jedem Tage mehr Wohlgefallen. „Es war ein kluger Gedanke von ihnen, sagte er, eine Mauer umher zu ziehen, um von der eiteln, trügerischen Welt gar nichts mehr zu sehen.“ Er bat den Prior, ihn in das Kloster aufzunehmen.

Der Prior sprach: „Es ist sehr begreiflich, daß einem Manne, der in der Welt so bittere Erfahrungen gemacht, die Welt zuwider werde. Allein diese Empfindung kann leicht zu weit führen. Wir müssen nur Thorheit und Laster hassen, aber nie die Menschen. Es giebt auch in der Welt viele gute Menschen, und wir müssen alle Menschen lieben, nicht nur die Guten, sondern auch die Bösen. Gott laßt ja seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, und gab seinen Sohn dahin, die Welt selig zu machen. — Eure gegenwärtige Abneigung gegen die Welt giebt Euch noch keinen hinreichenden Verurs in das Kloster zu gehen. Wenn aber Euer Entschluß, Karthäuser zu werden, über ein Jahr noch fest steht, so wird es mich freuen, Euch meinen Lebensbruder zu nennen.“

Nachdem das Probejahr verflossen war, sprach Burkhart: „Vor einem Jahre wollte ich Karthäuser werden, weil ich die Welt haßte, in der ich überall Gewalt, List, Falschheit, Betrug, Unrecht, Laster, Thorheit, Jammer und Leid gefunden habe; jezt aber wünsche ich Einer aus Euch zu werden, weil ich Gott liebe und einsehe, daß der Mensch nichts Besseres thun könne, als jenen Frieden zu suchen, den diese Welt nicht geben kann, und der allein in Gott zu finden ist.“

Burkhart ward also Karthäuser. Da in der Folge das Kloster wegen der unruhigen, kriegerischen Zeiten vielen Gefahren ausgesetzt war, und da Burkhart sich frühzeitig eine so vorzügliche Gewandtheit in Weltgeschäften erworben hatte, daß er mit Mittern sehr gut ums

zugehen mußte, und alle ihm als einem ehemaligen Ritter und Krieger sehr hoch achteten; so ernannte der Prior ihn zum Schaffner des Klosters. So pflegten die Karthäuser Denjenigen aus ihren Mitbrüdern zu nennen, der vermöge seines Amtes die weltlichen Geschäfte sowohl innerhalb als außerhalb des Klosters zu besorgen hat. Burchard verah dieses Amt so gut und wohl, daß er dem Kloster durch Rath und That wirklich sehr bedeutende Dienste leistete. Bei allen Weltgeschäften ward er aber in seiner Andacht nicht kalt und zerstreut, sondern blieb immer ein frommer, eifriger Lebensmann. Der Prior sagte oft von ihm: „Ihm ist es gegeben, die Innigkeit der Maria, die zu den Füßen Jesu saß, und die Geschäftigkeit der Martha, die für die zeitlichen Geschäfte sorgte, mit einander zu vereinigen.“

XXII.

Nachdem wir nun Burchards Geschichte vernommen haben, müssen wir wieder zu jener Köhlerrütte zurückkehren, in der wir den verwundeten Albert verließen.

Der Köhler war ein Unterthan des Klosters, und lieferte seine Kohlen für gute Bezahlung in die Eisenschmelzen, die dem Kloster gehörten. Die Köhlerin war daher in jener Nacht, da Albert unter ihr Dach gebracht worden, der Karthause zugehört, hatte an der Klosterpforte geklopft, und einen Geistlichen ver-

langt, der einem tödtlich verwundeten Ritter beistehen solle. Der Prior gab dem Pater Schaffner den Auftrag, dahin zu eilen. Zugleich befahl er, die Köchlerin solle warten, bis man Alles, was sich im Kloster vorfände und dem verwundeten Ritter dienlich seyn könnte, zusammen gesucht habe.

Burkhard ging, da es eben Besinnend war, eilems dem Schritte der wohlbekannten Köchlerin zu. Als sein wie ward ihm zu Muth, als er in das niedrige Stübchen trat, und in dem verwundeten Ritter seinen lange vermißten Bruder Albert erkannte! Er ward vor Freude erschrocken, Jammer und Mitleid, Leichenbläs, und blieb in seinem langen weißen Karsthäutergewand und die Stirne zur Hälfte mit der weißen Kapuze bedeckt, einige Zeit unbeweglich und sprachlos stehen — und es war dem guten Albert, der seinen Bruder Burkhard für todt und sich für dessen Mörder hielt, zu vermeiden, daß er Burkhards abgeschiedenen Geist zu erblicken glaubte. Da aber Burkhard den Schrecken und das Entsetzen seines verwundeten Bruders sah, und da seine freundlichen Worte ihn nur noch mehr zu ängstigen schienen, so mußte er für diesen Augenblick nichts Besseres zu thun, als sich eilig zu entfernen.

Burkhard ging vor der Köchlerin, bethend und überlegend, im Mondschne auf und ab. Jetzt hörte er den Köchlerin mit dem Wundarzt kommen. Er kannte den Wundarzt, den einzigen in der Gegend, als einen verständigen und rechtschaffenen Mann. Er eilte ihm entgegen, sagte ihm, wer der verwundete Ritter

sen und von welcher furchtbaren Einbildung er geplagt werde — und bat ihn, auf das Beste für den unglücklichen Kitter zu sorgen.

„Wohl, wohl! sagte der Wundarzt; das werde ich thun. Ihr aber, ehrwürdiger Vater, kehrt zurück in Euer Kloster. Bei Untersuchung der Wunde und dem Verbande habe ich Euch nicht nöthig, und der Patient, da er an so furchterlichen Einbildungen leidet, darf Euch vor der Hand nicht mehr sehen. Ueberlastet ihn also lediglich mir; zumal ich aus dem Berichte des Köhlers abnehme, die Wunde sey nichts weniger als tödtlich. Da übrigens der gestrenge Herr Ritter in der Köhlerhütte nur ein sehr armseliges Lager gefunden haben dürfte, so macht in Eurem Kloster Anstalten, daß er dort besser versorgt werde. Ich will es ihm beibringen, daß Ihr, sein Bruder, noch am Leben seyd, und wenn er Euch dann sehen will, so werde ich Euch sogleich weitere Vortheile schicken. Aber jetzt laßt mich! Wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Burhard ging, mit gefalteten Händen immer beschend, in das Kloster zurück. Der Wundarzt aber eilte in die Hütte: Er fand den Ritter wegen des Blutverlustes zwar sehr schwach; die Wunde aber nicht gefährlich. An dem Verbande, den der ehrliche Heimgemacht hatte, wußte er indeß Vieles zu tadeln. Er verband nun den Ritter der Kunst gemäß, und blieb die Nacht bei ihm. Gegen Morgen schlummerte der Kranke ein und schloß bis gegen Mittag. Als er aufwachte, fand der Arzt kein Bedenken, ihm beizu-

bringen, Bruder Burkhard lebe noch, sey gegenwärtig wohl ehrwürdiger Pater Schaffner in dem nahen Kartäuserkloster, habe den gestrenghen Herrn Ritter schon in der vergangenen Nacht besuchen wollen, sich aber — da der Ritter ihn für einen Geist ansahen — sogleich wieder entfernt, und könne nun vor Verflangem, seinen geliebten Bruder Albert zu sprechen.

Keine Arznei, auch nicht die allerköstlichste, die irgend ein Arzt in der Welt ihm würde verordnet haben, hätte eine verstärkendere und wohltätigere Wirkung hervorbringen können. Albert fühlte ein ganz neues Leben in sich. Es war ihm, als flöge ihm neues, frischeres Blut durch die Adern. Er richtete sich in dem Bette auf. Seine Augen glänzten vor Freude, und Alles umher erschien ihm in einem freundlicherem Lichte.

„O Gottlob, rief er und reichliche Thränen flossen über seine Wangen. Er lebt! Ich bin kein Mörder! O Bruder, Bruder, geliebtester Bruder Burkhard, ach daß diese leidige Wunde mich nicht hinderte, augenblicklich zu dir zu eilen, und dir die zugesagte Beileidigung auf den Knien abzubitten!“

Der Arzt war in seinem größten Vergnügen. Er rieb sich die Hände und rief: „Köhler, Köhlerin, Feins, eilt, rennt, lauft und heilt Bruder Burkhard, den hochwürldigen Pater Schaffner!“

Der Köhler machte sich eilends reisefertig, und sagte, indem er seinen Sonntagrock anzog: „Ich allein bin Manns genug, das aufgetragene Geschäft zu besorgen. Um alle Welt lasse ich mir die Freude nicht nehmen,

dem ehrwürdigen Pater Schaffner diese Freudenbothschaft zu bringen. Er hat mir schon so viel Gutes gethan, daß ich es ihm in meinem Leben nicht vergelten kann; wie freue ich mich, ihm wenigstens etwas Gutes sagen zu können.“

XXIII.

Burkhard kam und trat in die Stube; Albert streckte ihm beide Arme entgegen — Burkhard eilte mit offenen Armen auf ihn zu. Beide umarmten sich weinend, herzlich und innig. Es war ein herzerschütternder Anblick. Alle, die zugegen waren, Arzt, Köhler und Köhlerin weinten vor Rührung und theilnehmender Freude — sogar Heinz, der seit seiner frühesten Jugend keine Thräne mehr vergossen hatte, konnte die Zähren nicht mehr zurückhalten.

Indeß war eine Sänfte mit zwei Maulthiere vor der Köhlerhütte angekommen, um Ritter Albert sanft über die steilen, steinigten Bergsteigen zu bringen, die zum Kloster führten. Albert ward in die Sänfte gehoben, und der Wundarzt setzte sich ohne weiters zu ihm, indem er erklärte, als Arzt sey er hier am nöthigsten, und der hochwürdige Pater Schaffner müsse es sich für diesmal gefallen lassen, zu Fuße nachzufolgen.

In dem Kloster war bereits in dem besten Gastzimmer ein Bett für den verwundeten Ritter bereitet, in das er mit Hülfe des Arztes gebracht wurde. Burk-

hard setzte sich, als sich alle Andere entfernt hatten, an das Bett, und die beiden Brüder hatten sich so vieles zu sagen und zu erzählen, daß sie noch lange nicht fertig waren, als die mitternächtliche Glocke Buthard im den Ober rief.

Nach einigen Tagen war Albert so weit hergestellt, daß der Wundarzt erklärte, diesen Worten müsse der Herr Refendatsrath einen Spaziergang in dem Garten machen.

„Liebet einen Gang in die Kirche!“ sagte Albert. „Ja, mein theurer Bruder Buthard“, fuhr er fort, „danke Gott am Altar, daß wir gegen alle Erwartung einander wieder gefunden haben. Ich werde von Herzen in deinen Dank mit einstimmen.“

Sie gingen zur Kirche. Buthard trat in festlichem Priestergewande an den Altar, dem Allerhöchsten ein Dankopfer darzubringen. Für Ritter Albert hatte man in die Mitte des Chors einen Bethstuhl hingestellt, und dem werthen Gaste zu Ehren mit rothem Tuche bedeckt. Der neunzigjährige Prior und alle ehrwürdige Väter des Klosters waren in den Stuhlstühlen zugegen. Mit welchen Empfindungen aber Albert auf dem Bethstuhle kniete, auf dem einst sein Bruder und er als Knaben neben ihrem seligen Vater ges kniet hatten, und mit welcher Rührung er seinen Bruder, den er so lange für tot gehalten, nun an dem Altare erblickte, läßt sich mehr fühlen als sagen. Sein ganzes Herz war voll Dank und Andacht.

Aus der Kirche gingen beide Brüder zu dem Prior, um für Alberts gütige Bewirthung zu danken. A. d. r.

aber sprach: „Ehrwürdiger Vater Prior! Da ich und mein Bruder als kleine Knaben das erste Mal hier gewesen sind, habt Ihr gesagt, kein Mensch wisse, was ihm bevorstehe, und es sey gut, daß ein Weltmann, wenn er der Welt satt geworden, in einem Kloster eine sichere Zufluchtsstätte finden könne, um da nur Gott und sich selbst zu leben. Dieses habe Ihr im Geiste der Weissagung gesprochen. Mein Bruder hat diese Zufluchtsstätte gefunden; verlosst mich, da ich bisher nur als Gast hier war, nicht aus dieser Gott »geweihten Stätte.«

Der ehrwürdige Prior lächelte sanft und sagte: „Es sey so — wenn auch Ihr zuvor Euch einem Probejahre unterziehen wölet. Ich denke indeß, Ihr werdet es gut bestehen. Es ist mir nunmehr klar, daß Euer Großvater und Eure Großmutter, indem sie dieses Kloster stifteten, ihren Enkeln, ohne es zu wissen, eine Zuflucht gegen die Unbilden der Welt bewahrt haben.“

XXIV.

Der ehrliche Heing hatte, während sein Herr krank danieder lag, das Krankenzimmer nicht verlassen; nur ging er täglich in die heilige Messe, und beethete mit großer Andacht für seinen Herrn.

Als er hörte, sein Herr wolle Karthäuser werden, ward er sehr bestürzt. Indesß besann er sich und sagte: »Nun wohl, er thut recht! Ich sehe ihn lieber unter dies

sen frommen, edelichen Männern, als dort in jenem falschen, wälschen Schlosse. Aber was soll ich anfangen? Ich bin ein alter Kerl, taugte nicht mehr zum Krieg, und kein Ritter wird mich mehr in seine Dienste nehmen.“

Er ging in den Klostergarten, um nach dem langen Zimmerhagen frische Luft zu schöpfen, und seinen trüben Sinn ein wenig zu erheitern. Der Herbst hatte die Blätter der Bäume bereits gelb gefärbt; die Sonne schien aber mild und freundlich. Der Gärtner, der eben ein Gartenbeet umgrub, warf die Schaufel weg, sprang auf ihn zu, und grüßte ihn auf das freundlichste als seinen ehemaligen Kameraden und tapfern Kriegsgenossen. Heinz sah ihn lange starr an, und rief endlich: „Ja, braver Kurt, wie kommst denn du hieher, und wie kommst du zu diesem grünen Anzuge und der grünen Gärtnerschürze?“

„Gott sey dafür Lob und Dank!“ sagte Kurt. „Auf die Fürbitte meines Ritters wurde ich dem alten Gärtner als Gehülfe beigegeben. Nach dessen Tod wurde ich, da ich dieses Handwerk gut begriff, als Klostergärtner angestellt.“

Heinz freute sich, sagte aber mit einem Seufzer: „Ach, wenn nur auch für mich in diesem Kloster ein solches Plätzchen zu finden wäre!“

Sie sprachen noch mit einander — da kamen Albert und Burkhard in den Garten, näherten sich ihnen, und Burkhard sagte: „Guter Heinz, wenn es Euch recht ist, so seyd Ihr hiemit, auf die Fürbitte meines Bruders Albert, Klosterpförtner; es sagte sich

recht gut, daß der alte Pförtner schon seit einiger Zeit gewünscht hat, sich in die Ruhe zu begeben.“

Heinz und Kurt waren voll Freude. Die ehelichen Krieger lobten um die Wette ihre zwei Herren, die ihnen so gute Dienstchen verschafft hatten, und dankten Beide einmüthig Gott für seine väterliche Verforgung.

Albert ward nach einem Jahre in das Kloster aufgenommen, und lebte mit seinem Bruder, so wie mit den übrigen Ledensbrüdern, in seltiger Eintracht; beide Brüder fanden endlich neben ihrem Ältern und Großältern ein Grab — und wie sie und alle ihre Mitsbrüder und Freunde hofften — im Himmel bei Gott auch Eine Seligkeit.



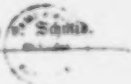




CHRISTOPHER W. MERRILL

Erinnerungen
auf
meinem Leben.

von
Christoph v. Schmid.



Sechst. Bändchen:
Jugendjahre.

Augsburg,
Verlag von J. Neumann, Neudamm
1853.



Vorwort.

Diese Erinnerungen aus meinem Leben habe ich schon vor einigen Jahren, den Gesundbrunnen bei Wending gebrauchend und dort viele Ruhestunden genießend, geschrieben. Es war mir erfreulich, mich in die Zeiten meiner Kindheit und Jugend, und in das verflossene Jahr-

hundert zurück zu versetzen. Ich durchlebte diese glücklichen Jahre gleichsam noch einmal.

Der allem erkannte ich, mit Andebung und Dank, überall in meinem Leben die Spuren der göttlichen Vorsehung. Der gütige Gott hat für mich, meine lieben Aeltern, unsere ganze auf Ihn vertrauende Familie augenscheinlich gesorgt.

Auch das Andenken an viele würdige Männer, die ohne von einander zu wissen, mit vereinten Kräften bemüht waren, die Jugend zur Religion und Tugend zu erziehen, machte es mir zur angenehmen Pflicht, ihnen noch in ihrem Grade meinen Dank zu bezeigen.

Was der freundliche Leser sonst noch in diesen Erinnerungen Nützliches finden könne, ihm vorzeichnen wollen, wäre unbescheiden.

Um der Erzählung die jugendliche Frische nicht abzustreifen, konnte manches Erweiternde nicht wohl wegleiben. Das Grusste und Wichtigste aber blieb mir immer die Hauptsache.

Im Jahre 1851 forderte der Hochwürdigste Cardinal, Fürst-Bischof von Breslau, Freiherr von Diepenbrock in einem huldvollen Schreiben mich auf, ich, als der älteste noch lebende Schüler und Freund des Hochseligen Bischofs J. Michael von Sailer,

möchte meine Erinnerungen an diesen meinen verehrungswürdigsten Lehrer aufzeichnen. Ich hatte bereits damit angefangen, und theilte ihm die ersten Blätter mit. Er fand sie gut, und ermahnte mich, sie fortzusetzen. Im verfloßenen Jahre 1852 habe ich, so gut es Alter und Krankheit mir möglich machten, diese Erinnerungen an Sailer vollendet.

Ich würde es für kühn und anmaßend halten, mich auf den Cardinal Fürst-Bischof zu berufen, wenn Seine Eminenz, in der kurzen Charakteristik Sailers, die der zweiten Ausgabe des „geistlichen Blumenstrausses“ vorausgeschickt ist, (die ein ausgezeichneteter Gelehr-

ter und geistreicher Schriftsteller ein Seelen-Daguerreotyp nennt) nicht selbst die Hoffnung geäußert hätte, daß von mir ein interessanter Beitrag zu Sailers Biographie zu erwarten seyn dürfe.

Der Herr Cardinal Fürst-Bischof hat mich auch ermuntert, „meinen unzähligen Lesern zu lieb,“ die mich betreffenden Erinnerungen aus meinem Leben herauszugeben.

Die Zeitfolge erforderte, daß ich die Erzählungen aus meiner Jugendgeschichte in dem ersten Bändchen vorbringe; das zweite Bändchen soll dann einzig dem Andenken an meinen

innigst verehrten und geliebten Lehrer und geistlichen Vater Sailer gewidmet seyn.

Gott, der sich in diesen Begebenheiten verherrlichte, lege auf die Erzählung davon seinen allvermögenden Segen!

Der Verfasser.

Die Jugendjahre.

1. Das väterliche Haus.

Die süßeste Erinnerung aus den Jahren meiner Kindheit ist der Gedanke an das väterliche Haus.

Ich wurde geboren zu Dinkelsbühl den 15. August 1768, und schreibe diese Zeile am 15. August 1846. Mein Vater hieß Friedrich Schmid, die Mutter Theresia Hartel.

Zwei kleine Begebenheiten, deren ich mich aus meinen frühesten Kinderjahren erinnere, kann ich hier nicht unerwähnt lassen, und sie mögen, wie mir scheint, mit Recht die ersten Stellen einnehmen, als die ersten Funken des erwachenden Bewußtseyns.

Im Jahre 1770 ließ sich ein Komet sehen. Ich war damals etwa zwei Jahre alt. Der Vater weckte mich um Mitternacht und trug mich an das Fenster. Der lange Kometenschweif, einem bleichen Wolkensstreife ähnlich, ließ mich gleichgültig; aber die unzähligen hellfunkelnden Sterne am dunkeln Himmel machten einen solchen Eindruck auf mich, daß ich ihn

bis zu dieser Stunde nicht vergessen habe. Wenn ich zu Nacht den Sternenhimmel betrachte, kommt mir fast allemal jene Nacht zu Sinn. Man sieht daraus, wie tief frühe Eindrücke auch bei den zartesten Kindern haften.

Aus eben diesem Grunde führe ich noch das andere Beispiel an. Die Mutter führte mich einmal an ein Rasenplätzchen in der Stadt, unweit der Stadtmauer, das mit Maaslieben wie übersät war. Die unzähligen Blümchen, gleich weißen Steinchen auf grünem Grunde, entzückten mich. Auch dieser Anblick blieb mir unvergeßlich. Ich behielt immer eine Vorliebe für diese Blümchen. Oft fiel mir als Knabe schon ein: wie der liebe Gott den blauen Himmel mit Sternen, so hat Er die grünen Ebenen der Erde mit Blumen geziert.

Den Vater bekamen wir den Tag über wenig zu sehen. Im Sommer begab er sich schon Morgens um vier Uhr, im Winter um sechs Uhr, in die Kanzlei. Erst Mittags zwölf Uhr kam er zu Tische, manchmal, wenn er einen starken Amtstag hatte, erst bis ein oder zwei Uhr. Wir beiden ältern Knaben, ich und mein Bruder Joseph, ein Jahr jünger als ich, durften mitessen. Nur wenn an einem Amtstage zwölf Uhr vorbei war, gab die Mutter uns besonders zu essen.

Im Sommer ging der Vater Abends in den Garten des Bürgermeisters, den sogenannten Zwinger zwischen den zwei Stadtmauern, wo einige Rathsherren

und Beamten der Stadt sich mit Kegelspiel ergözten; im Winter ging er in das Kloster der Karmeliten, wo eben diese Gesellschaft in dem Refektorium, dem Speisesaale, sich einfand. Nach dieser Erholung kam er mit dem Schlage sechs Uhr, wo man in dem Kloster zu Tische ging, nach Hause, und widmete den Abend ganz seinen Kindern. Er aß nichts mehr, als ein Paar Eier. Wir zwei Knaben kamen allemal herbei, und er gab uns die zwei abgeschlagenen Eiergipfelfchen, wie wir sie nannten. Allerdings eine sehr kleine Gabe, allein für Kinder von großer Wichtigkeit.

Er hörte uns dann ab, was wir an diesem Tage in der Schule gelernt hatten, und wußte uns so lehrreich als angenehm zu unterhalten — vorzüglich mit Erzählungen, unter denen mir die biblischen Geschichten die liebsten waren und bis zu dieser Stunde unvergesslich blieben. Er trug sie mit besonderer Vorliebe, mit Innigkeit und Andacht vor. Die Freundlichkeit Gottes, der mit den ersten Menschen wie ein Vater mit seinen Kindern umging, war mir mehr zu Herzen gegangen, als die gelehrten Begriffe, die in der Folge meine Religionslehrer mir, in hohen, für Kinder nicht geeigneten Worten beibringen suchten. Durch die einfachen biblischen Erzählungen gewann ich Gott, den Vater im Himmel lieb, und empfand kindliche Ehrfurcht gegen Ihn. Ich wurde, wie ich mich noch wohl erinnere, ganz in das Paradies der ersten Aeltern, in die Hütten der Patriarchen, in die Wüste,

wo Moses die Schafe hütete, auf die Felder, wo die fromme Ruth Mehren las, in die arme Wohnung des gottesfürchtigen Tobias versetzt. Diese Erzählungen waren mir heilige Idyllen, die mich mehr ansprachen, als jene Idyllen, die ich in späteren Zeiten wohl mit Vergnügen las, die mir aber keinen ganz reinen Genuß gewährten, weil sie uns in ein heidnisches Zeitalter versetzen.

Der Vater ehrte, liebte und übte unsre heilige Religion von ganzem Herzen. Ich kann jedoch von dem, was ich damals aufzufassen wußte, nur wenige Beispiele vorbringen.

Von seiner Ehrfurcht gegen die Religion zeugt schon die Hausandacht, die er im vollkommenem Einverständnisse mit der Mutter eingeführt hatte. An jedem Morgen mußten wir Kinder das Morgengebeth knieend und gemeinschaftlich bethen. Vor und nach Tische mußte immer eines der Kinder das: „Aller Augen warten auf Dich und Du giebst ihnen Speise zu rechter Zeit“ laut vorbeten.

Der Sonntag war dem Vater immer ein heiliger Tag. Da mußten alle Amtsgeschäfte ruhen, nur die dringendsten, unaufschiebbaren ausgenommen. Er widmete diesen Tag der Andacht und Erholung. Er ließ sich durch kein Geschäft abhalten, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen. An jedem Sonn- und Festtage erschien er in der Predigt, wo den domkapitulischen und deutschordischen Beamten einer der ersten

Kirchenstühle eingeräumt war. Er fehlte da nie; wir beiden älteren Knaben saßen ihm zu beiden Seiten. Wir Knaben mußten zu Hause jedesmal das sonn- oder festtägliche Evangelium lesen; er wiederholte bei Tische, was darüber in der Predigt gesagt worden, und fügte eigene uns Kindern angemessene Bemerkungen bei. Auf den Abend machte er zu Zeiten mit uns einen Spaziergang nach einem benachbarten Dorfe, meistens nach Eggingen, oder, wenn die Witterung nicht günstig war, irgend einen Besuch in der Stadt. Ich erinnere mich noch wohl, daß er einmal mit mir einen sehr geschickten Künstler besuchte, der eben mit Graviren, das er sehr gut verstand, beschäftigt war. Der Mann klagte aber, daß seine Geschäfte nicht so gut gingen, als er es wünschte. Mein Vater sagte: „Das wundert mich nicht! Arbeiten, die man des Brodes wegen am Sonntage vornimmt, bringen keinen Segen.“

Das Weihnachtsfest machte er, sowie die Mutter, nach uralter Sitte zu einem großen Freudenfeste für uns Kinder. O noch immer erinnere ich mich jener seligen Augenblicke! Wir Kinder warteten, in eine dunkle Kammer gewiesen, was das „Christkindlein“ uns beschert habe. O, welche Freude, welches Entzücken, wenn wir im Glanze der vielen Lichter die Weihnachtsgeschenke, auserlesenes Obst, Konfekt und Marzipan, allerlei Spielzeug, Kleidungsstücke und schön gebundene, einige sogar mit Gold gezierte Bücher

erblickten. Auf ähnliche Art wurden wir am Ofter-
 feste mit Oftereiern und Kuchen beschenkt. Auch am
 Pfingstfeste gab es Waffeln und Hohlhippen, und wenn
 das Fest später fiel und die Jahreszeit günstig und
 warm genug gewesen, die ersten Beeren oder Kirschcn.
 Der Vater unterließ aber nie, uns zu sagen, warum
 diese Feste so große Freudenfeste für uns seyen. Er
 erzählte uns von der Geburt Jesu, von seiner Auf-
 erstehung und von der Sendung des heiligen Geistes.
 Dadurch bekam unsre Freude eine höhere Richtung.

Während der Fastenzeit erzählte der Vater uns
 an jedem Abende eine Begebenheit aus dem Leiden
 Jesu. Wir Kinder wurden davon oft bis zu Thrä-
 nen gerührt, aber gegen die grausamen Feinde Jesu
 höchst aufgebracht. Wir fragten ihnen in dem Bilder-
 buche, das wir hatten, die Augen aus. Für sich
 selbst laß der Vater, bevor er sich zur Ruhe begab,
 allemal in einem lateinischen Buche eine kurze Betrach-
 tung des Leidens Jesu.

Die Controvers-Predigten, die damals noch ge-
 halten wurden, waren ihm sehr zuwider, weil beide
 Confessionen darin gegenseitig manchmal verspottet
 und lächerlich gemacht, und gegen einander nur noch
 mehr erbittert wurden, was ihn sehr betrübte. „Man
 sollte,“ sagte er, „keine Controvers- oder Streitpredigten
 halten, die nur dazu dienen, die Entzweiung zwischen
 den Confessionen, zwischen Christen und Christen zu
 vergrößern. Ich weiß auch kein Beispiel,“ sagte er,

„daß Jemand auf eine solche Predigt hin von einer Confession zur andern übergegangen wäre. Man sollte vielmehr Einigungspredigten halten, um das Christliche Volk zu überzeugen, daß wir fast in allen wesentlichen Stücken des Christenthums — zum Beispiele den zwölf Glaubensartikeln — einig sind. Die Entzweiung würde sich dann um so leichter geben.“ Er pries den hochseligen Bischof zu Augsburg, Elemenens Benesclaus, der späterhin die Controverspredigten verbot.

Er schärfte uns sehr nachdrücklich ein, durchaus nichts, was irgend einem Menschen, vermöge seiner Ueberzeugung, heilig und ehrwürdig sey, zu verlachen und zu verspotten; sondern vielmehr es zu achten. Man erzählte einmal von einem armen hungrigen Judenknaben, dem die Gäste in einem Gasthose eine gebratene schweinene Wurst anboten, der aber diese Gabe mit Abscheu zurückwies. Man lachte über den Knaben. Mein Vater aber sprach: „Dieser Judenknabe ist sehr lobenswerth. Was aus redlicher Ueberzeugung geschieht, ist nicht tadelnswerth sondern vielmehr zu loben und zu preisen. Möchtet ihr Kinder die Vorschriften unserer heiligen Religion auch so gewissenhaft befolgen.“

Ein ganz vorzügliches Vertrauen hatte mein Vater auf die göttliche Vorsehung. Er brachte viele Beispiele vor, wie manches anscheinende Unglück den Menschen zum größten Glücke gereichte. Er hat uns

zum Beispiele erzählt, wie ein Mann, durch einen widrigen Zufall aufgehalten, zu seinem größten Leidwesen die Abfahrt eines Schiffes versäumte, aber nachher erfubr, das Schiff sey untergegangen. Ferner bemerkte er, wie wenig vermögliche, aber fromme Aeltern starben, wie sich aber Gott und gute Menschen der armen Waisen erbarmten, und diese Kinder zum Wohlstande und zu Ehren gelangten, und zum Segen ihrer Mitmenschen wurden.

Noch ein Beweis von der Frömmigkeit meines Vaters blieb mir bis zu dieser Stunde unvergesslich. Er wollte einmal, wie ich wohl wußte, zur Beichte gehen. Noch jetzt schwebt mir sein ernstes, frommes Angesicht vor Augen, wie er Stod und Hut nahm, dahin zu gehen. Sein Angesicht machte einen tiefem bleibendern Eindruck auf mich, als Alles, was meine geistlichen Lehrer über diese heilige Handlung mir gesagt hatten.

Meine Mutter war, wie der Vater, klein von Person, wurde aber als eine Schönheit gepriesen. Sie hatte einen ganz vorzüglichen Verstand, den sie aber nur den häuslichen Geschäften zuwendete. Sie war unermüdet thätig; nie sah man sie müßig. Die Wohnzimmer waren höchst reinlich und in bester Ordnung. Die Küche besorgte sie selbst, indem sie sich auf die häusliche Kochkunst sehr gut verstand, und darin wirklich keine geringe Geschicklichkeit und Fertigkeit besaß. Sie wußte Alles sehr gut einzu-

theilen und zu benützen, um, was bei dem geringen Einkommen des Vaters sehr nöthig war, mit Wenigem weit zu reichen. Ein kleiner Student, ein Anverwandter, der auf einige Tage zu uns in die Basken kam und es gewohnt war, in seiner Erziehungsanstalt, einem reichen Stifte, immer viele Speisen auf dem Tische zu sehen, sagte, als er bei dem Abschiede der Mutter für die Bewirthung dankte: „Wenn es schon nicht viel war, so war doch alles sehr gut gekocht. Ich habe mich auch immer vollkommen satt gegessen und nie mit größerem Appetit.“

Die Mutter wußte auch mit den Speisen abzuwechseln; es kam die Woche hindurch täglich eine andere Suppe auf den Tisch, zu dem Rindfleisch eine andere Beispeisen — Senf, Kreen, rothe Randsch, Radieschen, Rettiche, frische oder eingemachte Gurken und dergleichen; eben so wurde mit Gemüse nebst Beilage gewechselt.

Ueberhaupt wurden wir Kinder gewöhnt, von jeder Speise zu essen. „Man findet hie und da,“ sagte die Mutter, „Erwachsene, die kein Ochsenfleisch oder kein Gemüse, zum Beispiel, kein Sauerkraut essen, daß doch eine sehr gesunde, genießbare Speise ist; eine solche Angewöhnung zeigt von einer nicht ganz guten Erziehung und bringt mancherlei Nachtheile.“ Wir bekamen außer Frühstück und Abendbrot, Mittag und Abendessen, unter Tage nichts. Der Vater pflegte zu sagen: „Kinder, denen man

den Tag hindurch Alles giebt, was sie gelüftet, werden naichhaft und lernen eine gewöhnliche Hausmannskost verschmähen; sie werden einmal sich hart in die Welt finden, und auch Anderen beschwerliche Gäste seyn."

Auf einen Vorrath von Leinwand, auf immer reines Weißzeug, war die Mutter vorzüglich bedacht. Man kann denken, daß dieses bei so vielen Kindern ihr viele Mühe machte. Sie war unausgesezt mit Stricken, Nähen — und Klücken beschäftigt, wozu sie denn auch die Mädchen frühzeitig anhielt. „Mit Ausbesserung alter Kleidungsstücke," sagte sie, „muß man die neuen Kleider neu und in gutem Stande erhalten."

Wir zwei Ältern Knaben erschienen, als wir angingen Kirche und Schule zu besuchen, immer beide gleich und in keine helle, sondern meistens graumelierte Farben gekleidet; hingegen war die Kleidung, auch an Werstagen, höchst reinlich und, wiewohl hie und da geflickt, durchaus ganz, ohne aufgerissene Nähten und fehlende Knöpfe. Nur als ich das erste Mal zur heiligen Kommunion ging, erhielt ich, wie es damals hie und da bei Honoratioren Sitte war, einen Rod von scharlachrother Farbe. Dieser Rod machte von mir, dem Ältesten der sieben Brüder, die Wanderung bis zum jüngsten, indem so, wie der Eine daraus herausgewachsen war, der Andere hineinwuchs. Unsere Haare, die man damals lang trug, waren

immer aufs sorgfältigste gekämmt und sterlich in Zöpfe geflochten. Deshalb lobte man gar oft, nicht uns, sondern die Mutter. „Man kann,“ sagte einmal ein alter Herr, „an dem ganzen Aufzuge der Kinder sehen, was sie für eine Mutter haben; besonders aber erkennt man aus den wohl geordneten Haaren der Kinder den Fleiß und die Sorgfalt der Mutter.“

Vater und Mutter lebten beständig in Eintracht und Frieden. Nie fiel ein Zank oder Streit unter ihnen vor; ich erinnere mich durchaus keines unfreundlichen Wortes. Ihre Kinder waren ihre größte Freude.

Als einen kleinen Beweis wie friedlich, freundlich und fröhlich Aeltern und Kinder zusammen lebten, führe ich nur Eine häusliche Scene an.

Die Mutter hatte eine große Wäsche gehabt, war aber nun in der Küche beschäftigt. Der große, ganz neue leere Wäschkorb stand noch in dem Zimmer. Der Vater kam eben nach Hause. Er setzte alle Kinder, die noch alle sehr klein waren, zusammen, gab mir das kleinste in den Arm, und stürzte über alle den Korb. Die Mutter kam mit der Suppe herein. Sie merkte wohl den Scherz, rief aber: „Je, wohin sind denn alle meine Kinder gekommen?“ Wir Kinder singen an unter dem Korbe zu lichern und zu lachen. Sie nahm den Korb weg, und unter allgemeinen Gelächter kam das Nestchen fröhlicher Kinder zum Vorschein. Solche Auftritte häuslicher Zufriedenheit und Heiterkeit sind gewiß bemerkens-

werth Sie lassen einen Blick in das Familien-
glück thun.

Die größte Angelegenheit unsrer Aeltern war, uns
Kinder in allem Nöthigen und Nützlichen wohl unter-
richten zu lassen. Dem deutschen Schullehrer machten
sie, außer dem Schulgelde, zum neuen Jahre oder
zu seinem Namenstage, manche Geschenke; auch haben
sie ihn zu Tische, besonders aber zur Abendgesellschaft
eingeladen. Unserm Lehrer in der lateinischen Sprache,
einem Geistlichen und Anverwandten von uns in dem
Karmelitenkloster der Stadt, erwiesen sie alle erdenk-
liche Ehre. Auf ihre Bitte besuchte er sie manchmal
Nachmittags auf ein Glas Wein. Alle Morgen mußte
ich dem alten kränklichen Manne ein Frühstück, in
zierlichen glänzenden zwei Kannen, Kaffee und Milch,
nebst weißem Brode bringen, wovon er denn allemal
auch mir ein kleines Restchen gab. Der Vater schickte
uns beide Knaben in die Singstunde. Mein Bruder
zeigte mehr Talent zum Singen und zur Musik; an
mir bemerkte der Vater mehr Reizung und Geschick
zum Zeichnen; und ließ mir deshalb bei einem sehr
geschickten Maler, Namens Honigens, Unterricht in
den Anfängen dieser Kunst geben, was in der Folge
für mich nicht ohne Nutzen war.

„Der einzige Reichthum, den ich euch hinterlassen
kann,“ sagte der Vater, „ist eine gute Erziehung und
ein sorgfältiger Unterricht, und ihr werdet euch dabei
besser befinden und weiter kommen, als manche Andere

mit vielem Gelde. Es kommt nicht so viel darauf an, was der Mensch hat, als was er ist — was er weiß und kann.“

Die Art und Weise, wie der Vater mit uns Kindern umging und uns lehrte, blieb mir unvergesslich. Ich führe auch hier nur ein Beispiel an.

Ein Knabe warf mit einem Steine meinen Bruder, vielleicht nur aus Versehen, an den Kopf, daß er blutete. Wir beide Brüder eilten zum Vater, und forderten ihn auf, den bösen Buben zu verklagen, damit er gezüchtigt werde. Allein der Vater sprach: „Diese Leute sind, wie ich höre, arm, haben viele Kinder, und noch über dieß ist die Mutter krank. Wir wollen dem muthwilligen Knaben verzeihen. Wir müssen, nach der Lehre des Evangeliums Böses nicht mit Bösem, sondern mit Gutem vergelten!“ Er gab uns ein Stück Geld, es den armen Leuten zu bringen, ohne des Steinwurfs zu erwähnen. Die beiden Aeltern hatten aber schon vernommen, was für Unheil ihr Knabe gestiftet habe, und waren darüber bestürzt. Um so mehr erstaunten sie, als wir ihnen das Geld brachten und ihnen nun erzählten, was unser Vater gesagt hatte. Sie priesen seine Gutherzigkeit, waren immer sehr freundlich gegen uns, und keines ihrer Kinder fügte uns mehr das geringste Leid zu. Da der Knabe brachte meinem Bruder zu einiger Vergütung einen sehr schönen Kranz von Geldblumen. Die schärfste Züchtigung des Knaben hätte dieses nicht

bewiesen können, sondern würde vielmehr das Gegentheil bewirkt haben.

Bei diesem unglücklichen Steinwurfe fällt mir noch ein anderer ein; man sieht wenigstens daraus, in welcher Achtung mein Vater wegen seines milden, wohlwollenden Betragens auch bei den Amtsbehörigen stand.

Mein Bruder Joseph warf nach einem Sperlinge, traf aber in ein Fenster. Der Hausbesitzer schickte die Magd mit dem zerbrochenen Fenster, die Bezahlung zu fordern. Ein Bauerdmann, der bei unserm Vater Geschäfte gehabt, wollte eben, als die Magd zur Hausthüre hereinkam, hinausgehen. Er fragte, was dieses seyn soll, und sagte dann: „O nein! Man darf dem Herrn Papa, der sich eben nicht wohl befindet, keinen Verdruss machen!“ Er bezahlte die zerbrochenen Scheiben und verbot uns, dem Vater etwas davon zu sagen. Der Mann, Namens Joseph Kegele, ward mir zweifach ehrwürdig und unvergesslich, fürs erste, weil er den kranken Vater schonen wollte, und fürs zweite, weil er dabei gar nicht die Absicht haben konnte, sich und seine Angelegenheit dem Vater zu empfehlen, eben weil er uns gebot, bei Leibe von dem unglücklichen Wurfe nichts zu sagen.

So unbedeutend dergleichen Begebenheiten vielleicht hie und da einem Leser scheinen mögen, so muß ich doch noch einer erwähnen, die für mich sehr ergreifend war, und mir bis zur Stunde ein Ereigniß von

Wichtigkeit blieb, und wohl auch manchem Leser nicht unwichtig seyn wird.

Einmal im Winter, da es sehr kalt war, mußte mein Vater in Amtsgeschäften sich nach dem damals domkapitulischen Marktflecken Thannhausen im Ries, zwei Stunden von Dinkelsbühl, begeben. Dort wurde er krank, und der Pfarrer meldete es in einigen Tagen meiner Mutter. Sie fuhr sogleich im Schlitten dahin, und ließ durch den in die Stadt zurückkehrenden Fuhrmann unsern Hausarzt ersuchen, unverzüglich nach Thannhausen zu kommen. Er reiste am folgenden Morgen hin, kam Nachmittags zurück, und versicherte, die Krankbett sey sehr gefährlich, und der Kranke werde schwerlich mehr auskommen. Welchen Schrecken diese Nachricht mir, so wie allen meinen Geschwistern und der Tante verursachte, und wie tief betrübt wir wurden, kann ich nicht aussprechen. Ich ging in die große Pfarrkirche, in der sich eine kleine, düst're Kapelle und in derselben ein kleines Bild befindet — Marie, die Leiche ihres Sohnes, die sie auf dem Schooße hat, beweinend. Die Wände zu beiden Seiten des Altars bestehen aus eisernen, reichlich mit Laub und Blumenwerk verzierten Gittern; eben so ist vornen die große, aus zwei Flügeln bestehende Thüre aus künstlich durchbrochenem Eisen. Ohnmal wallfahreteten mehrere Bedrängte dahin, und fast immer erblickte man andächtig Betende hier. Diesmal war Niemand zugegen. Beide Flügelthüren standen offen.

Ich kniete vor dem Altare nieder, erhob mein Gemüth zum Himmel und betete mit einer Andacht, mit einer Inbrunst, wie noch nie in meinem Leben. Da wurde es auf einmal in meiner trüben Seele hell, ein un-nennbares freudiges Gefühl erfüllte mein Innerstes. Ich war fest überzeugt, mein Vater werde gesund. Freudig und Gott dankend verließ ich die Kirche. Meine Mitschüler hatten mich auf diesen Abend zu einer Schlittensfahrt eingeladen. Sie wunderten sich, daß ich kam. Ein junger Mann, der sich in unserer Kanzlei in Geschäften übte, sagte zu mir: „Wie kannst du denn so fröhlich seyn, da dein Vater so krank ist?“ Ich sagte: „Es ist schon wieder besser mit ihm.“ Der Herr sprach: „Woher weißt du dieses? Der Doktor spricht ganz anders.“ Ich sagte bloß: „Ich weiß es gewiß,“ ließ mich aber nicht darauf ein, zu erklären, woher ich es wisse. Am folgenden Morgen kam meine Mutter zurück mit der Freudenbotschaft, gestern Abends habe sich die Krankheit des Vaters gebessert; er sey diesen Morgen aufgestanden, und fühle sich nun kräftig genug, seine Amtsgeschäfte zu vollenden. Diese Begebenheit blieb mir bis jetzt unvergessen. Sie war mir in den folgenden dunklen Tagen meines Lebens oft ein heller Stern, als ein Beweis, daß Gott fromme Gebethe, wenn sie Seinen Absichten nicht entgegen sind, erhöere.

In der damaligen Zeit waren die Geschichten von Gespenstern noch sehr an der Tagesordnung und setzten viele Menschen in Furcht. Mein Vater war darüber weit hinweg, und suchte auch uns Kinder gegen diese eitle Furcht zu verwahren. Er pflegte zu sagen: „Es giebt allerdings manche so seltsame Erscheinungen, daß man sehr geneigt ist, sie für übernatürlich zu halten; allein man muß zuvor untersuchen, ob sie nicht dennoch natürlich seien.“ Dies that er denn auch.

Eines Abends, zum Beispiele, vor einem heiligen Tage waren wir in Gesellschaft bei einem Anverwandten, dem Goldarbeiter Albrecht. Hier, von den Fenstern des dritten Stockes hatte man die Aussicht in ein schmales Gäßchen, das bis an die Stadtmauer reicht. Zu einer Seite befindet sich das Spital der Stadt, und zur andern Seite das evangelische Pfarrhaus und weiterhin eine Badanstalt. Es war Winter und es lag tiefer Schnee. Da bemerkte mein Vater ganz unten im Gäßchen eine helle, glänzende Kugel, die eine Zeit an einer Stelle blieb, dann sich schnell hin und her bewegte, wieder unbeweglich blieb, dann abermals hin und her fuhr, und so abwechselnd. Alle in der Gesellschaft meinten, das sei etwas Wunderbares, wohl gar Gespensterartiges. Mein Vater sprach: „Ich muß es näher besehen.“ Die meisten wehrten ihm ab; einer aber aus der Gesellschaft, Herr Better Hartel, erbot sich, ihn zu

begleiten. Sie gingen hin. Und was war es nun? In dem Epitale befand sich eine Kammer, wo in hohen Kästen das Weiszeug aufbewahrt wurde. Die Fensterläden waren geschlossen; allein in einem Laden befand sich eine runde Oeffnung. Durch diese fiel der Schein von dem Kerienlichte, bei dem man an den Kästen hin und herging, und auf und abstieg, um die Leinwand zu suchen, in der dunklen Nacht heraus auf den Schnee. Dieses war also die wunderbare Erscheinung.

Ein ähnliches Beispiel zeigt, wie glücklich er war, den Grund seltener Begebenheiten aufzufinden. Am heiligen Weihnachtsabende, spät in einer mond hellen Nacht, hörte man vor dem Haupteingange der großen majestätischen Pfarrkirche eine wunderbare Musik, die von einem ganz unbekannten Instrumente zu kommen schien, so lieblich als die Töne einer Harfe oder Glasharmonika. Die Sache erregte Aufsehen; viele Leute hörten in tiefer Stille mit Erstaunen und Verwunderung zu. Mein Vater machte ausfindig, woher die für Alle unerklärbaren Töne kamen. Auf dem freien Plage vor der Kirche befindet sich ein großer Brunnen mit vier Röhren laufendem Wassers, das sich in ein großes, achtseitiges Behältniß von Eisen, den sogenannten Röhrlasten ergießt. Die Oberfläche des Wassers war gefroren und zu einer großen Eistafel geworden; nur da, wo das Wasser aus den Röhren in den Kästen strömte, waren kleine Oeffnungen

geblieben. Wenn der Wind, bald stärker, bald schwächer wehte, so fielen die Wassertropfen auf den Giespiegel und verursachten so den wunderbaren Klang. Da aus dem Wasserlaß an diesem Abende zum Reinigen der Häuser viel Wasser abgelassen wurde, so entstand zwischen dem Gise und dem Wasser ein hohler Raum, wodurch die Töne, wie durch einen Resonanzboden, sehr verstärkt wurden. Da die Zuhörer in dieser heiligen Nacht sehr zur Andacht gestimmt waren, so ist es sehr begreiflich, daß sie etwas Höheres und Himmlisches ahneten. „Die Ereignisse in der Natur,“ sagte mein Vater, „erhalten durch ein frommes Gemüth eine höhere Bedeutung, die aber keineswegs Täuschung ist, sondern einen tiefern Grund in der Gesinnung der Menschen hat. Wenn uns,“ sprach er, um die Sache durch ein Beispiel zu erläutern, „ein lieber Freund gestorben ist, haben die Glocken, die zum Leichenbegängnisse rufen, einen ganz andern Klang.“

Indeß hat der Vater uns auch eine Begebenheit erzählt, bei der es ihm selbst nicht glückte, den Grund zu entdecken und an die ich mich noch immer lebhaft erinnere. Seine erste Anstellung hatte er in Düren, einem Marktfleden, ein paar Stunden von Dinkelsbühl erhalten. Es wurde ihm, in dem ziemlich geräumigen alten Schlosse ein kleines Zimmer angewiesen. Als er sich in dem Schlosse näher umsah, fand er im obersten Stode ein großes Zimmer, das

gar nicht benützt wurde. Er bat, ihm dieses schöne Zimmer einzuräumen. „Das steht Ihnen zu Diensten,“ sagte die Frau des Hauses. „Ich rathe Ihnen aber nicht, es zu beziehen. Man wird dort zu Nacht von einem Gespenste beunruhigt.“ „Ich fürchte mich vor keinem Gespenste,“ sagte mein Vater und bezog das Zimmer. Er wohnte da einige Wochen, ohne etwas Unheimliches wahrzunehmen. Einmal zu Nacht aber, da er noch bei seiner kleinen Studierlampe in einem Buche las, und ein wenig einschlummerte, wurde er plötzlich aus dem Schlafe aufgeschreckt. Sein Budel, der in einer Ecke des Zimmers lag, war aufgesprungen und bellte heftig. Ein heller Glanz erleuchtete das Zimmer; es war durchaus nicht zu entdecken, woher die Helle kam. Da wurde es dem jungen Manne doch etwas unheimlich. Da er nur Licht, nirgends aber eine Gestalt erblickte, so dachte er, es könnte doch etwas von einer Geistererscheinung seyn. Er verließ das Zimmer, eilte die Wendeltreppe hinab, und der Budel, immer bellend, ihm nach. Der Glanz wurde immer heller, es wurde ihm sehr heiß am Kopfe, und helle Feuerfunken flogen um ihn her. Erschrocken stürzte er in das Zimmer des Amtmannes, der noch bei seinen Akten saß. Dieser rief auffspringend: „Himmel, was soll das seyn!“ und riß ihm die Schlafmüge vom Kopfe, die in Brand gerathen war. Die Erscheinung war nun leicht zu erklären. Die baumwollene Schlafmüge hatte, wie man sie

damals trug, einen langen Zipfel. Während der Eingeschlummerte nun mit vorgeneigtem Kopfe nistete, kam das Quästchen oben an der Mütze, dem nach damaliger Art ganz offenen Gefäße der Lampe zu nahe, tauchte sich, wie noch die Spuren zeigten, in das Del ein, und fing dann Feuer. Als er erwachend aufsprang und emporblickte, so fiel das brennende Zipfelchen zurück, und es ist sehr begreiflich, daß er selbst nicht entdecken konnte, woher die große Helle in dem Zimmer rührte. Er kam übrigens ohne Schaden davon, nur einige Haare waren verkengt. Auch wurde er, da er immer von aller Geisterfurcht frei zu seyn behauptet hatte, noch oft geneckt, daß er vor andern Menschen in diesem Stüde doch nichts voraus habe.

Uebrigens übte der Vater und Knaben, die Gespensterfurcht, die uns noch hie und da anfliebt, abzustreifen. An unserm Hause befand sich ein mit einer vergitterten Brustlehne versehener bedeckter Gang, der die ganze Rückseite des Hauses einnahm, sich längs einer hohen Mauer hinzog, und dann auch an dem gegenüber stehenden Wirtschaftsgebäude fortlief. Der Hof am Hause, der ein Viertel bildete, war so von drei Seiten eingeschlossen, an der vierten Seite schied eine niedrigere Mauer den Hofraum von dem Garten. Dieser Gang war, besonders wenn die Sonne recht lieblich hereinschien, uns Kindern der angenehmste Aufenthalt. Wir zwei Knaben lernten da unsere Lektionen auswendig; die kleinern Geschwister

hatten da ihren Spielplatz. Dieser Gang führte an einer Thüre des gegenüberstehenden alten Gebäudes, das zu Aufbewahrung vom Getreide benützt wurde, vorbei. Die Thüre war mit Eisen beschlagen, fest zugenagelt, und mit einer schwarzen Gestalt bemalt, die, ich weiß nicht, ob einen wachhaltenden Ritter oder ein Gespenst vorstellen sollte. Man sagte auch, dort sey es nicht recht geheuer, es gehe da ein Geist um. Da sprach denn einmal mein Vater, als es bereits dunkle Nacht war: „Ich habe meine Tabaksdose auf dem Geländer am Ende des Ganges stehen lassen; geh' eines von euch Kindern hin, sie zu holen.“ Um dahin zu kommen, mußte man an der überberücktigten Thüre vorbei. Ich aber ging sogleich, und brachte die Dose, und der Vater schenkte mir, meine Herzdastigkeit zu belohnen, einen neuen Groschen. Diese Uebungen, und Kinder gegen eitle Gespenstersfurcht, womit damals viele Menschen sich quälten, abzuhärten, ersparte uns manchen Schrecken und manche Leiden.

Ueberhaupt begnügte der Vater sich nicht damit, uns gute und vernünftige Lehren bloß vorzutragen; er hielt uns bei jeder vorkommenden oder von ihm herbeigeführten Gelegenheit an, sie in Ausübung zu bringen, wie schon oben bemerkt worden.

Mein Vater war ein Meister im Klavierspielen. Ich erkannte dieses, außer den Lobsprüchen, die ihm von Kennern gespendet wurden, aus den Musikalien, die er hinterließ, lauter Werke der größten Meister jener Zeit, Cberubini, Clementi und andern. Allein er hielt den Flügel, der, zumal damals, mit Rabenklauen versehen war, für ein sehr unvollkommenes Instrument, das den Ton nur anschlage, aber nicht halte, und etwas Hackbrettartiges habe. Er sann auf ein Klavier, das, wie eine Orgel, längere Töne hervorbringe, und fand es. Die Erfindung mochte zwar nicht ganz neu seyn, indeß habe ich, so weit ich auch in der Welt umher kam, nie ein solches Instrument gesehen. Ein großes Rad, das mit dem Fuße bewegt wird, setzt eine Reihe von kleineren Rädern in Bewegung. Das Instrument ist mit Darmsaiten bezogen, die, wenn man die Tasten anschlägt, auf die Rädchen niedergezogen werden. Diese sind oben mit Filz oder Luchenden gepolstert; aber, anstatt der Koffhaare, im Dickfante mit feiner Nähseide, und im Baße mit starken seidenen Fäden überzogen. Das Instrument giebt einen der Violine ähnlichen Ton; der Vater nannte es deßhalb einen Geigenflügel. Es hatte den Vorzug, daß man den Ton nicht nur so viele Takte hindurch, als man wollte, fortsetzen, sondern ihn immer stärker werden, oder nach und nach sanft abnehmen und ganz aufhören lassen konnte. Der Vater brachte dabei manche Abendstunde mit

musikalischen Phantasien zu. Viele Fremde, die durch die Stadt zogen, bewunderten das Instrument. Einige Einheimische machten wenig daraus. Allein der alte Chorregent, ein Tyroler, Namens Ziegler, ein vor-
trefflicher Musiker, sprach davon mit Bewunderung.

Das ausgezeichnete Talent meines Vaters für Mechanik, mit der er sich aber nur in Nebenstunden beschäftigte, bewährte sich noch auf mancherlei Weise. Unter Anderm hatte er einen sogenannten Paläst., ein Schießgewehr nach alter Art, mit stählernem Bogen und hänfener Senne, woraus Kugeln von Thon geschossen wurden. Er wußte diese Waffe so gut einzurichten, und das Absehen, eine kleine Perle, so richtig zu stellen, daß er einen Sperling auf einem entfernten Dache allemal richtig traf, was von seinem scharfen Auge und seiner sichern, festen Hand zeugt. Einmal schoß er auf eine junge Taube, die auch plötzlich von dem hohen, fernem Dache herabstürzte. Der Nachbar, ein Strumpfwirker und großer Taubenliebhaber, kam aus seinem Hause hervor, hob die Taube, die ihm gehörte, auf, und rief meinem Vater zum offenen Fenster hinaus: „Diese Taube muß der Schlag getroffen haben!“ Denn der Schuß machte ein ihm kaum hörbares Geräusch, und die fliegende schnelle Kugel sah man gar nicht. Mein Vater erklärte ihm aber die Sache, und bezahlte ihm die Taube reichlich, die denn auch der Nachbar wundernd und lachend und sehr zufrieden ihm übergab.

Noch ein Paar Beispiele, wie vollkommen mein Vater seinen Paläster in seiner Gewalt hatte.

Einmal, an einem Ende des bedeckten Ganges am Hause stehend, sagte er zu uns: „Gebt Acht! Ich will versuchen, ob ich einen Apfel dort am Baume so treffen kann, daß er in das entgegengesetzte Ende des Ganges hereinsfällt. Der Apfelbaum stand nahe an der Gartenmauer, doch so, daß kein Ast über die Mauer herausging. Der Vater schloß, und der Apfel, etwas seitwärts getroffen, fiel am andern Ende in den Gang herein.“ Wir bewunderten die Kunst des Vaters; er aber sagte: „So kann man es durch Aufmerksamkeit und Uebung in allen Dingen zur Vollkommenheit bringen.“

In dem schönen großen Gebäude, damals „der deutsche Hof“ genannt, befand sich im untern Stockwerke die Kanzlei. Vor dem Hause befindet sich ein freier Raum, auf dem die Knaben der Stadt ihren Spielplatz hatten. Eines Tages war mein Vater mit schweren Rechnungen beschäftigt. Ein Knabe trommelte auf seiner übeltonenden Trommel unausgesetzt, nicht weit von dem Fenster, und der Vater bat ihn, mit seiner Trommel sich anderswohin zu begeben. Die Knaben lachten nur und der Trommelschläger schlug nur desto heftiger auf seine Trommel. Auch ernstliche Ermahnungen waren vergebend. Die Kinder wußten, daß die Herren vom deutschen Hause in der Stadt nichts zu befehlen hatten. Da holte

der Vater seinen Falßler und schoß — wie ein Wilhelm-Tell — so glücklich, daß die Trommel ein Loch bekam und plötzlich verstummte. Die andern Knaben sagten: „Du hast zu stark darauf geschlagen.“ Der Trommler wandte die Trommel schnell um, und wollte auf dem untern Felle trommeln. Allein auch da befand sich ein Loch. Die Knaben zogen bestürzt weiter, und sie und auch ihre Väter wußten sich dieses Räthsel nicht zu erklären.

Um seinen Weigenflügel zu Stande zu bringen, bedurfte mein Vater verschiedener Handwerker, und war darauf bedacht, die geschicktesten aufzufinden. Ich erinnere mich noch, wie er mit mir in die Werkstätte eines Schreiners kam, der ihm angerühmt worden. Er nahm vor allem die Werkzeuge des Meisters in Augenschein und fand sie sehr gut. „Einen richtigen Meister,“ sagte er, „kann man schon aus seinem Handwerkszeuge erkennen, so wie man einen Gelehrten nach den Büchern, denen er sich bedient, beurtheilen kann.“

Einmal kam der Vater mit mir an der Werkstätte eines Töpfers vorbei und führte mich hinein. Er machte mich auf das Sinnreiche der Anrichtung aufmerksam, wie vermittelst der geschickten Hand des Töpfers und der mit den Füßen in Bewegung gesetzten Drehscheibe ein Klumpen Thon zu einem schönen runden Geschirre gestaltet werde. „Sieh,“ sagte er, „dieser Thon kann nur, so lange er noch weich ist,

gebildet werden; ist er einmal ausgetrocknet und hart, so ist er weiterer Bildung unfähig. So ist es auch mit der Jugend; versäume also nicht, diese deine Bildungszeit die recht zu Nutzen zu machen. Der Vater hatte wohl jene schöne Stelle aus Persius im Sinne: *Udum et molle lutum es, nunc, nunc properandas et acri Fingendus sine fine rota . . .*

2. Die Anverwandten.

Unter unsern Anverwandten gebührt den Großältern die erste Stelle. Doch sah ich von väterlicher Seite nur noch den Großvater. Er war Schul-lehrer in Altenberg, einem Schlosse und Dorfe zwischen Dillingen, Heidenheim und Wingen. Jährlich einmal, kam er zu uns auf Besuch, und blieb eine oder zwei Wochen. Wir zwei Brüder waren damals noch kleine Knäbchen; er hatte große Freude an uns, seinen Enkelchen. Wir gewannen ihn bald sehr lieb, und er wußte und sehr gut zu unterhalten. Besonders ergözten uns die kleinen, unserm Alter angemessenen Erzählungen und Fabeln, in denen Löwen, Bären und Wölfe vorlamen. Einige dieser Fabeln zeichnete er mit Bleistift auf Papier.

Eine vorzügliche Geschicklichkeit hatte der Ahnherr allerlei Verzerrungen aus Papier auszuschnitten. Er

legte ein Quartblatt in das Kreuz, und dann eben so, noch mehrmal zusammen, machte dann mit der Schere bloß einige Schnitte, legte das Papier wieder aufeinander, und da kam denn eine Figur zum Vorschein, die einer Rose oder einem Sterne glich, und unserm Bedünkens so schön war, als ein Ornamentenzeichner sie nur immer hätte machen können.

Der Mutter verlehnte er ein geschriebenes Gebethbuch, das aus einer Auswahl schöner Gebethe bestand, die er mit seiner sehr kräftigen Handschrift zusammen geschrieben, und den Rand mit Verzierungen von rother und blauer Tinte umgeben hatte; das Titelbild, „Jesus zur Geißlung an eine Säule gebunden,“ hatte er nach dem Kupferstiche eines Meisters mit einer Radirfeder sehr richtig nachgezeichnet.

Was aber auf uns Kinder den tiefsten Eindruck machte, war die Ehrerbietung und Liebe, womit unser Vater seinem Vater begegnete. Er führte ihn, mit sichtbarer Freude, allen den Herren und Frauen vor, die uns besuchten, nahm ihn mit sich in die Kirche, ließ ihn zur rechten Seite gehen, und ihn auch im Kirchenstuhle die rechte Seite einnehmen. Manchem fiel es wohl auf, da der Großvater zwar sehr gut, aber ganz so wie ein ehrlamer bürgerlicher Handwerker gekleidet war; der Vater hingegen ein feines reifenfarbes oder weichselbraunes Kleid, woran die Knöpfe nach damaliger Art mit Gold überspannen waren, trug; auch Manschetten und eine gepuderte

Perücke mit einem Haarbeutel. Allein Jedermann lobte es, daß der Sohn seinen Vater so ehre, und Viele sagten: „Wer seine Aeltern so ehrt, den werden seine Kinder einst auch ehren.“

Die Großältern von mütterlicher Seite sah ich gar nicht mehr. Der Großvater war, wie Vater und Mutter mit ihm oft beschrieben, ein sehr angesehener Bürger, und ein überaus geschickter Arbeiter in allerlei Metallen, wohl auch in Gold und Silber. Die Großmutter starb schon, als meine Mutter noch in der Wiege lag. Er verheirathete sich zum zweiten Male, starb aber schon, ehe ich geboren wurde; ich hätte viele Männer und Frauen, die ihn noch gekannt haben, mit großer Achtung von dem Herrn Großvater Hartel sprechen. Seiner zweiten Frau, der Stiefmutter unserer Mutter, erinnere ich mich nur mehr dunkel. Sie war eine lange, hagere Frau, immer sehr reinlich gekleidet, etwas ernst, aber gegen alle ihre Enkel freundlich. Sie besuchte uns von Zeit zu Zeit, und brachte uns allemal etwas mit, besonders wenn sie von der Rödingen Wesse kam, die herzlich nicht so verübt war, als die Frankfurter Wesse. Einige Male des Jahres lud sie alle ihre Enkel zu einem Abendessen ein, besonders auf die Martinsgans, wo sie uns alle, Kinder und Aeltern, sehr reichlich bewirthete, und wir alle sehr heiter waren.

Unter unsern übrigen Verwandten gebührt der Ältern Schwester meiner Mutter, Margaretha Nag-

dalema, die wir Kinder, anstatt Tante, unsere liebe Base nannten, nach den Großältern die erste Stelle. Sie war die redlichste, aufrichtigste, liebvolteste Seele, die man sich denken kann. Für Weltgeschäfte, Einkauf von Waaren, Beurtheilung des Preises und Vergleich hatte sie wenig Talente. Einmal, zum Beispiel, handelte sie auf dem Markte um eine Gans, die ihr am besten gefiel, weil sie ihr die süßste schien. Allein die Bäuerin, die aus unserm Lande war, sagte ihr in das Ohr: „Jungfer, laufe sie diese Gans nicht; sie ist schon vierehn Jahre alt.“ Die Bäuerin suchte für sie die beste junge Gans aus, und erließ sie ihr sehr billig. Die Mutter lobte die Tante, daß sie gut eingekauft habe. Diese aber erklärte ganz aufrichtig, daß sie bald übel angekommen wäre, und lobte die ehrliche Bäuerin.

Mein Vater hatte ein kleines Gemälde in vergoldetem Rämchen. Die Vergoldung war den Winter hindurch sehr unscheinbar geworden. Die gute Base wollte dem Herrn Schwager eine unermuthete Freude machen, und fing an, das goldene Rämchen mit feingestossenem und mit Ölig angeruchtem Ziegelmehl zu fegen; allein erst in spät bemerkte sie, daß bei dieser Behandlung die Vergoldung weggefeigt worden. Mit reichlichen Thränen bekannte sie dem Vater ihren Fehler. Er lobte ihre gute Absicht und sagte, ihr guter Wille mache ihm mehr Freude, als ihm der kleine, leicht zu verbessernde Schaden Verdruß gemacht habe.

So wenig Einsicht die Tante in viele Dinge dieser Welt hatte, so hatte sie hingegen ein tiefes, frommes Gemüth und eine lebhafte poetische Einbildungskraft. Sie konnte die Legenden, die sie sehr wohl inne hatte, und Kindern sehr ergreifend erzählen und sie treffend ausmalen. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen der Geschichte der heiligen Genovefa, die sie uns Kindern auf unsere Bitten öfter, und nie ohne Thränen erzählte, und alle Kinder weinten von Herzen mit. Ohne viele Erzählungen von der heiligen Genovefa und diese frühen Eindrücke aus meiner Kindheit wäre meine Erzählung dieses Namens wohl nicht in Stande gekommen.

Wie herzlich und mit welcher innigen Andacht wußte sie von der Heiligkeit Gottes und Jesu Christi und der hohen Bedeutung der so schönen, erfreulichen christlichen Feste zu reden! Am Abende vor solchen Festen war sie eifrig bemüht, das Haus bei Zeiten aufzuräumen und zu ordnen, um dann durch dergleichen Arbeiten nicht mehr in ihrer Andacht gehindert zu werden und ihren Sinn auf etwas Höheres zu richten. Am Sonntage durften meine kleinen Schwesterchen nicht einmal für ihre Töcher etwas nähen. Mit welchem Nachdruck sprach sie von der Schrecklichkeit der Sünde und des letzten Gerichtes! Ihre Warnungen machten uns oft schauern, und erfüllen uns mit heiligster Eile vor allem Bösen.

Sie wußte viele uralte Gebethsreime anwendig,

die zwar kein poetisches Verdienst hatten, den Kindern aber heilsamer waren, als die schönsten Fabeln mancher Dichter es uns hätten seyn können. Die Tante sagte uns öfter vor, und wir wußten die Reimchen, die uns sehr gefielen, bald auswendig. Ich muß doch nur ein Paar derselben hieher setzen:

„O heiliger Schutzengel mein,
 Laß du mich dir empfehlen seyn,
 Bewahre mich von Sünden rein,
 Und führe' mich einst in Himmel ein.“

„Maria, breich dein Mantel aus
 Und mach' mir eine Wohnung drauß,
 Daß ich kann sicher draunter sehn,
 Daß alle Feind verübergehn.“

Welch ein wahrhaft liebreiches, also wahrhaft christliches Herz die Tante hatte, mag aus folgender kleinen Begebenheit erhellen.

Ein feindseliger Lehrer hatte ihr, in ihrer Kindheit in den Kopf gesetzt, Leute anderer Confession könnten nicht in den Himmel kommen, was sie so betrübte, daß sie solche Leute nicht ohne Mitleid ansehen konnte. Da kam sie nun einmal mit weinenden Augen aus einem Wälderdause zurück, wo sie ein Geschäft, ; bestellen gehabt. Der Vater und dessen Hausfrau waren schon vor längerer Zeit gestorben. Die ganze Last des Hauswesens und die Fortführung des Geschäftes lag nun auf der Ältesten Tochter, die überties für die Erziehung ihrer jüngern Geschwister zu sorgen

hatte. Bei dem allem litt sie noch an der Auszehrung und sah sehr blaß aus. Sie trug, als meine Tante in das Haus trat, eben einen schweren Sack voll Korn die Treppe herab, stellte ihn, tief aufathmend, auf den Boden, und seufzte: „O Du mein Gott! Ich muß in dieser Welt doch recht vieles leiden; laß mich einmal nur aus Gnade in den Himmel kommen.“ Die Tante meinte, dies könnte doch wohl geschehen, und fragte meinen Vater, was er dazu sage. Mein Vater sprach: „Ich denke, wir alle können einmal nicht anders selig werden, als aus Gnade!“

Obwohl die Tante die Religion Jesu, die Liebe, woran nach Seinem Ausspruche Seine wahren Jünger zu erkennen sind, im Herzen hatte, und die Früchte derselben in ihrem Betragen sich offenbarten, so war, unbeschadet dieser Liebe, ihr Kopf nicht frei von Aberglauben, besonders an Gespenster und Dämonen.

Von Gespenstern erzählte sie unter anderm, eine alte Bürgersefrau sey einmal Abends in der Kirche eingeschlafen und aus Unachtsamkeit des Kirchenbüters in der Kirche eingesperrt worden. Als die Frau gegen Mitternacht erwachte, habe sie eine Prozession, eine Reihe Heiligenpfleger in alter Tracht und rothen Mänteln, auch einige Geistliche in schwarzen Mänteln durch die Gänge der Kirche, sehr traurig und niedergedrückt, umher wandeln sehen; ohne Zweifel weil sie die ihnen anvertrauten Aemter nicht treu und

redlich verwaltet hätten, und nun dafür büßen müssen. Mein Vater sagte, „die alte Frau habe dieses alles, bevor sie erwachte, noch im Traume gesehen.“

Die Tante behauptete ferner, zu heiligen Zeiten lasse sich um Mitternacht das sogenannte Kornmännchen auf den Kornböden der Stadt hören, indem es mit großem Getöse einen Handlarren hin- und herschiebe; in den geräumigen Kellern des Sytals, die an Weinbändler verpachtet waren, höre man in solchen Nächten einen Küfer laut und heftig klopfen und schlägeln; an allen öffentlichen Brunnen der Stadt gehe das Gekrensch, eine Weibsperson heulend und jodelnd umher, weil sie vor vielen Jahren ihr Kind in einen Brunnen geworfen habe. Mein Vater sprach: „Solche Geschichten hat man von alten Zeiten her nur deshalb erfunden, um die Leute von Diebstahl und noch größern Verbrechen abzuhalten; denn leider giebt es Menschen, auf die solche Spudgeschichten mehr Eindruck machen, als alle Gründe der Religion und Vernunft. Uebrigens glaube ich,“ sagte mein Vater, „man solle es in Allem durchaus mit der Wahrheit halten.“

Die Tante erzählte uns noch viele Spudgeschichten, die so abenteuerlich waren, daß sie uns Knaben ganz unglaublich und lächerlich vorkamen. Wir wollten ihr daher auch einmal einen Spud spielen, um sie zu überzeugen, wie leicht man sich täuschen könne. Wir machten einen großen Strohmann, umhüllten

ihn mit weißer Leinwand umwickelten auch den Kopf mit Leinen, befestigten an den Stellen, wo Augen, Nase und Mund seyn sollen, faules Holz, das im Dunkeln leuchtet und das wir in der Holzkammer gefunden hatten. Diese Vogelscheune stellten wir hinter das Bett der Tante. Als die Tante, die immer sehr Krübe zu Bette ging, und zwar diesmal, weil es ein wenig mondheft war, ohne Licht in ihre Schlafzimmer trat, erblickte sie die Gestalt, und that einen so fürchterlichen Schrei, daß Alle im Hause erschraden. Man meinte, es brenne. Zitternd und bebend und mit todtblassem Angesicht kam sie in die Stube und rief: „O Herr Schwager, o liebe Schwester! Einmal es ist wahr! An meinem Bette steht ein schneeweißer Geist mit leuchtenden Augen und brennendem Munde.“

„Was fällt Ihr ein,“ sprach mein Vater; „ich will einmal selbst sehen.“ „O um Gotteswillen, Herr Schwager, gehen Sie nicht!“ rief sie. „Der Geist könnte Ihnen ein Leid anthun.“ Sie wollte ihn mit Gewalt zurückhalten. Er aber riß sich los, und kam in wenigen Augenblicken zurück, das angebliche Gespenst über der Schulter tragend. Die alte Base that aufß neue einen durchdringenden Schrei: „O weh!“ rief sie, „o Gott sey bei uns. Der Geist hat ihn am Tragen!“ Allein der Vater sprach: „Da seh' Sie, was das für Kinderpossen sind! Das Gespenst haben die zwei Knaben zusammengestickt.“ Die Tante war sehr beschämt. „O ihr gottlosen Kinder,“

sagte sie, „wie habt ihr mich erschreckt! Mir zittern noch alle Glieder und das Herz klopft mir wie ein Hammer.“

Uns Knaben war gar nicht wohl bei der Sache. Wir hatten nicht gedacht, die Pöffe werde einen solchen Lärm verursachen. Denn nun kamen auch alle Hausbewohner, die im untern Stode wohnten und das Jammergeschrei der Tante gehört hatten, herauf, um zu hören, was es denn gebe. Als sie aber hörten, was vorgegangen sey, und das Gespenst auf dem Boden liegen sahen, erhoben alle ein lautes Gelächter. Allein der Vater gab uns Knaben einen scharfen Verweis, und sprach dann zu uns und zu allen Umstehenden mit großem Ernste und Nachdruck: „Es ist sehr gefährlich und deshalb sündhaft und strafbar, furchtsame Personen zu erschrecken. Mancher Mensch, besonders Weibspersonen, denen man einen solchen Schrecken einjagt, haben die nachtheiligen Folgen davon, ihr ganzes Leben hindurch empfinden müssen. Manche sind davon sehr krank geworden oder gar gestorben.“ Wir beiden Knaben mußten abbitten und Besserung versprechen.

Noch viel größer als vor Gespenstern war die Furcht der guten Base vor Heren. Ihr, damals fast allgemein herrschender Aberglaube war in dieser Hinsicht gränzenlos. Sie glaubte, ein Weib, das eine Here sey, könne sich in jede beliebige Gestalt verwandeln, ja sich so klein machen, daß sie durch das

Schlüsselloch in eine Stube hereinschließen könne; sie könne zu Nacht durch den Kamin hinausfahren, und auf einem Besenstiel hoch durch die Lüfte auf den Blockberg reiten. Die Tante hatte manches bissige, als bössartig verschriene Weib in der Stadt im Verdachte der Hexerei. Als ich einst als ein kleines Knäblein, mit der Tante an einem Bäderhause vorbei kam, flüsterte sie mir sehr leise in das Ohr, sie vermuthete, die Kage, die eben vor dem Fenster auf dem Bäderladen an der Sonne lag, sey die Bäderin, die sich so verwandelt habe, um sich recht bequem zu sonnen. Am Abende vor der Walburgisnacht, sagte sie vertraulich und geheim zu mir, sie möchte in dieser gefährlichen Nacht, in der alle Hexen ausfahren, doch ruhig und ohne Furcht und Aengsten schlafen. „Sei also so gut,“ bat sie mich, „und stelle des Vaters Degen so auf dem Küchenheerde auf, daß die Spitze hinaus gegen den Kamin gelehrt sey. Dann wagt es nicht leicht eine Hexe durch den Kamin herabzufahren und durch das Schlüsselloch in meine Kammer zu kommen, und mich in die Füße zu zwicken, wie es mir schon einmal eine gemacht hat.“ Ich lachte über diese Thorheit. Allein sie bat mich sehr dringend, es doch zu thun und versprach mir einen Groschen; ich sollte aber keinem Menschen, am wenigsten dem Vater, ein Wörtlein davon sagen. Ich that, was sie verlangte. Am folgenden Morgen sagte sie zu mir sehr erfreut: „Alles ist glücklich abgelaufen!

Du darfst mir aber glauben, daß ich mit erschrockenem Herzen in die Küche gegangen bin; ich fürchtete, es könnte sich dennoch eine Here durch den Kamin herein gewagt, und sich dann an dem Degen angespießt haben. Gottlob, daß es nicht geschah! Da hast du den versprochenen Groschen."

Alle Vorstellungen meines Vaters gegen die abergläubischen Einbildungen der Tante waren vergebend. Allein daß sich ein so unsinniger Aberglaube in ihrem Gehirne so fest gesetzt hatte, kam daher, daß vor vielen Jahren, da die Tante noch ein Kind war, in Dinkelsbühl eine Here verbrannt worden. Ein solch schauerliches Schauspiel mußte auf die Gemüther einen tiefen Eindruck machen, und die Richtigkeit des Herenglaubens bei dem Volke, bei Jung und Alt, außer allen Zweifel setzen. Ich bekam die Akten dieses letzten Herenprozesses, der in meiner Vaterstadt vorfiel, späterhin, als ich bereits Philosophie studirte, zu lesen, und mir schien es handgreiflich, das traurige Opfer des Aberglaubens sey unschuldig hingerichtet worden. Keine einzige Thatfache lag gegen die Unglückliche vor; ihre unfreiwilligen Bekenntnisse wurden ihr bloß durch grausame Foltern abgenöthigt. Sobald sie von der Folterbank befreit war, betheuerte sie allemal sogleich wieder ihre Unschuld. Ich mußte staunen, daß Männer, denen es gewiß nicht an gesundem Menschenverstande fehlte, ein solches Urtheil fällen könnten. Allein zur Ehre unsrer Vorfahren sey es

gesagt, daß die sämmtlichen Prozeßakten, nach damaliger Reichsverfassung, an eine Universität eingeschickt worden, und daß die juridische Fakultät das Urtheil als richtig und gründlich bestätigt habe. Gott sey Dank, daß diese finstern Zeiten vorbei sind!

Bevor ich diese wenigen Nachrichten von der geliebten Tante schreibe, muß ich ihr in ihrem Grabe noch meinen innigsten Dank bezeigen, für alle die unendliche Liebe, mit der sie uns Kinder alle, von unsrer Geburt an versorgen half, zum Guten ermahnte und vor allem Bösen bewahrte — Sie hatte in unserm Hause war alles Nöthige, Nahrung und Kleidung, allein außer ihrem Lohne und dem, was sie in arbeitsfreien Stunden mit Sticken verdiente, nur wenig baares Geld. Sie sparte aber alle Kreuzer sorgfältig zusammen, damit, wie sie sagte, auf Weihnachten auch ihr Christkindlein und Kindern etwas beschenken könne. Sie gab uns sonst manche Geschenke und erwies uns viele Wohlthaten, die aber manchmal ihrem Herzen mehr Ehre machten als ihrem Verstande. Einmal, zum Beispiele, befahl der Vater uns zum Nachtessen bloß Wasser und Brod zu geben, weil wir, ich weiß nicht mehr, unsre Lektion nicht recht gelernt, oder welchen muthwilligen Streich begangen hatten. Da brachte sie uns ihre Abendmahlzeit, ein gebratenes Läubchen, das sie sich an dem Munde erispart hatte, auf unsre Schlafkammer, ermahnte uns jedoch dabei, künftig fleißiger und nicht

mehr so muthwillig zu seyn, und dem Vater keinen Verdruß mehr zu machen. Gott wolle ihr im Himmel vergelten, was wir auf Erden ihr nicht vergelten konnten.

Meiner Mutter jüngere Schwester, Namens Katharina, war an einen Goldarbeiter verheirathet. Sie war eine sehr liebliche, freundliche, anspruchlose Frau und von Gestalt merklich größer, als meine Mutter. Sie hatte uns Kinder sehr lieb, kam öfter zu meiner Mutter, und brachte uns Kindern allemal etwas mit, — Obst, Gebäckenes oder Zuckerbrod. Sie ging gerne mit Kindern um, und hatte selbst ein kindliches Gemüth. Sie lud uns von Zeit zu Zeit zu sich ein, und bewirthete uns dann mit Backwerk oder weißem Brod, mit Kaffee oder vielmehr mit warmer Milch, die bloß mit Kaffee etwas braun gefärbt war, weil starker Kaffee den Kindern nicht gesund ist. Auch fehlte es nie an Erdbeeren, Kirschen, Äpfeln, Birnen oder Pflaumen, je nachdem die Jahreszeit es mit sich brachte. In den Weihnachtsfeiertagen mußten wir die Weihnachtsgeschenke und zu Ostern die Ostereier bei ihr abholen, wo wir allemal reichlich bewirthet wurden. Sie wußte eine Art überaus feines Backwerk zu backen, Vogelhopfen genannt, das Niemand in der Stadt besser zu bereiten wußte; auch sogenannte Schneckenudeln, die aus langen und breiten, schneckenförmig zusammengewickelten Streifen von Buttermilch mit eingestreuten Weinbeeren

und Zibeben bestehen, machte sie sehr gut. Ihre Freundlichkeit aber erfreute uns noch mehr als Alles; was sie uns anbot. Dieß war bloß dem Munde süß und angenehm, jenes aber that dem Herzen wohl.

Auch ihr Ehegatte Burkhardt Albrecht hatte eine große Freude an uns Kindern; es war ihm lieb, daß wir und seine Kinder gerne mit einander umgingen. In seiner ziemlich großen Wohnstube hatte er alle vier Wände mit Kupfern aus der Biblischen Geschichte geziert. Als ich einmal die Bilder aufmerksam betrachtete, fragte er mich, ob ich auch wisse, was sie vorstellen, und er war sehr verwundert, daß ich dieses bestimmt zu sagen und zugleich jede Geschichte zu erzählen wußte. Er selbst las gerne in der Bibel, und sagte, während wir von diesen Begebenheiten redeten, recht aus dem Herzen und wiederholt: „O, es giebt nichts Schöneres und Herrlicheres, als diese Geschichten!“

Er war ein sehr angesehener Bürger, und bei dem Bürgermilitär, das schon damals, ja wohl noch Jahrhunderte früher, in den Reichstädten eingeführt war, Hauptmann einer Kompagnie. Seine Waffe, die nach alterthümlicher Art nur die Offiziere führten, eine Hellebarde oder Partisane, war von blau angelaufenem Stahle und mit Gold eingelegt; der Schaft aber von schwarz gebeiztem und glänzend polirtem Holze. Er hatte sie oben an der Wand längs der Zimmerdecke befestigt, als ein Ehrenzeichen, auf das

er nicht wenig stolz war. Ich kann ihn noch sehen, wie er, wenn das Bürgermilitär einmal des Jahres auszog, vor seiner Kompagnie, sich, weil er klein von Person war, sehr streckend, mit ernstem kriegerischem Gesichte und mit majestätischem Schritte, die in der Mitte gefasste Hellebarde horizontal in der Hand tragend, einherschritt. Wir Kinder, die dem Zuge zusahen, konnten kaum erwarten, bis der Herr Vetter kam; denn er war uns von allen Offizieren und Soldaten der wichtigste Mann.

Herr Albrecht war ein trefflicher Goldarbeiter. Er verfertigte damals vorzüglich im Feuer vergoldete Tabaksdosen aus Tombak, die so schön waren, daß Manche sie für Gold hielten. Er verstand auch das Graviren sehr gut, und wußte nach Verlangen sehr sinnreiche Verzierungen darauf anzubringen, als zum Beispiel, ein Blumenstückchen, Waffen und Kriegsgeweräth, ein Wappen oder das Porträt eines Monarchen. Ich erinnere mich noch, daß er einmal auf den Deckel einer Dose, mit welcher der Besteller einem Freunde der Astronomie ein Geschenk machen wollte, das Sonnensystem, und rings um die Dose die zwölf Zeichen des Thierkreises abbildete. Dergleichen Dosen fanden so starken Absatz, besonders in das Oesterreichische, daß er kaum genug verfertigen und immer zwei bis drei Gefellen beschäftigen konnte, indem besonders ein Kaufmann in Dinkelsbühl, Herr Ringhofer, jährlich viele Duzende bestellte. Als aber dort

ein neues Mauthsystem eingeführt und auf Waaren der Art eine so große Lare gelegt wurde, daß sie beinahe einem Verbote gleich kam, hörte dieser Handel fast gänzlich auf. Indes hatte der Meister wegen seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit noch immer hinreichende Beschäftigung.

Obwohl er in seiner Art wirklich ein Künstler war, so nahm er sich doch auch der Hausgeschäfte an. Da er nie müßig seyn konnte, am Sonntage aber das Arbeiten für Geld verboten ist, nicht aber das Kochen, so verfertigte er für sein Haus unter anderm sogenannte geschnittene Nudeln, eine Art Makaroni, die so zart, fein und schmackhaft waren, daß auch jeder Gast, der davon aß, sie ganz vortreflich fand und bekannte, nie dergleichen verkostet zu haben. Auf diese Kunst bildete er sich mehr ein, als auf alle seine künstlichen Arbeiten in Gold und Silber.

Auch ein Gartenfreund war er. Er kaufte ein kleines Gärtchen, das einst unserm Großvater Hartel gehört hatte und innerhalb der Stadt nächst dem Rothenburger-Thore lag. Er ließ ein Gartenhäuschen darin bauen und pflanzte Gemüse und Blumen. So klein das Gärtchen war, so niedlich war es. Besonders liebte er die Nelken. Man bewunderte in dem schönen Nelkenflor die Geschicklichkeit des Blumenfreundes; er aber pries und bewunderte darin die Allmacht Gottes.

Der einzige damals noch lebende Bruder meiner

Mutter, Namens Joseph Hartel, ein noch unverehelichter junger Mann, war, während seine Mutter noch lebte, Werkführer der väterlichen Werkstätte. Er verfertigte zwar Blechwaaren aller Art, seine Stärke aber hatte er in getriebenen Arbeiten aus Messing oder Kupfer, die dann vergoldet oder versilbert wurden. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, daß er für seinen nächsten Nachbar, den Greisewirth, einen neuen Schild bearbeitet hat. Den sehr großartigen Vogel Greif hatte er selbst gezeichnet und so glücklich ausgeführt, daß Jedermann dieses Werk bewunderte, und betheuerte, kein Gasthof in der Stadt habe einen schönern Schild, als der Wirth zum goldenen Greifen. Noch nach vielen Jahren habe ich eine Kirchenampel von getriebener Arbeit gesehen, die er gemacht hatte; die Engellöcher daran waren ganz überaus schön. Selbst Kenner nannten sie meisterhaft.

Dieser Bruder unserer Mutter besuchte uns, besonders im Winter, alle Abende zwischen Licht. Er war immer heiter, im rosenfarbenen Humor, und voll witziger Einfälle. Wir Kinder alle waren immer hoch erfreut, wenn der Herr Vetter Joseph kam, wie wir ihn nannten.

Uns Kindern und den Kindern seiner andern Schwester, und auch einiger Nachbarn Freude zu machen, hatte er in einer Ecke seines Wohnzimmers, zwischen den zwei Fenstern, eine sogenannte Weihnachtsrippe angebracht. Man sah einen großen Berg,

mit Helsen und Wäldchen, und zerstreuten ländlichen Hütten. Ganz oben auf dem Berge befand sich die Stadt Bethlehem. Wenn er uns bei Tage die Krippe zeigte, rauchten alle Kamine der Stadt; bei Nacht waren alle Fenster erleuchtet. Dieß wurde durch ein Glutpfännchen mit Weibrauch oder eine kleine Lampe bewirkt, die er in das Innere der Stadt hineinstellte, die aus Blech verfertigt und zierlich mit Oelfarben bemalt war. Unten im Thale befand sich auf einer Seite, eine grüne Ebene mit vielen Schafen und Lämmchen, und mit dem Hirten, der auf einer Schalmei spielte. In andern Seite war ein kleiner See von wirklichem Wasser, in dessen Mitte, so zart, wie das feinste Silberfädchen ein Springbrunnen empor-sprang. Auf dem See befanden sich zwei Schwänen; wenn man ihnen ein kleines rothes Stäbchen, das bereit lag und an dessen Spitze etwas Brod befestigt war, vorhielt, so kamen sie herbei; zeigte man ihnen aber den breiten Theil des Stäbchens, so wichen sie zurück. Dieses Wunder des uns noch unbekannten Magnets erfreute uns Kinder sehr. Die größte Freude aber machte uns das göttliche Kind, nebst Maria und Joseph; auch die anbethenden Hirten, und die heiligen drei Könige, die mit aller königlichen Pracht erschienen. Noch jetzt zur Stunde erinnere ich mich an Alles sehr klar und deutlich; und ohne diese Erinnerung wäre wohl die Erzählung „der Weihnacht-abend“ nicht zu Stande gekommen. In Hinsicht der

Kunst mochte dieses Alles wohl seinen Werth haben. In Bezug auf die Chronologie war Manches irrig und ganz verfehlt. Aus den Mauern Bethlehems schauten, zum Beispiel, Kanonen hervor; der ehrwürdige Greis Simeon hatte eine Brille auf; die heiligen drei Könige waren mit dem doppelten Adler oder einem Ordenskreuz geschmückt. Allein all dieses irrte uns Kinder nicht. Wir hatten dabei sehr andächtige Empfindungen, die wohl nicht ohne Gewinn waren für das ganze Leben.

Von seinen witzigen Scherzen will ich hier nur ein Paar anführen.

Kunst kam eine Bäuerin in die Werkstätte und sagte: „Ich habe da eine Ampel, welche rinnt. Ich bitte, sie zu löthen.“ Der Meister untersuchte die Lampe und fand, daß sie nirgends eine Oeffnung habe, durch die das Oel ausrinnen könne. Er bemerkte aber, daß das Röhrchen, das für den Docht bestimmt ist, auf dem Rande der Ampel aufliege, und bog, ohne daß die Bäuerin es bemerkte, das Röhrchen in die Höhe. In seiner heitern Laune sagte er: „Die Ampel braucht nichts, als daß man sie ein paarmal überspringe.“ Er stellte die Lampe auf den Boden, und sprang darüber hinüber und wieder herüber. „So,“ sagte er, „jetzt rinnt sie nicht mehr.“ Die Bäuerin wollte dieses nicht glauben. Er aber sprach: „Wenn sie noch rinnt, so bringt sie mir wieder und ich gebe Euch eine ganz neue dafür.“ Das Weib

fragte etwas ungläubig: „Was habe ich für die Mühe zu bezahlen?“ Er sagte: „Das kostet nichts,“ und sie ging. Nach einiger Zeit kam sie wieder mit der Ampel und sagte: „Einige Wochen hat das Hin- und Herspringen schon gut gethan; aber jetzt rinnt sie wieder. Mein Mann und ich und meine Kinder und Knechte und Mägde sind auch darüber hin- und hergesprungen; aber es half Alles nichts.“ Nun erklärte ihr der Vetter: Das Röhrchen mit dem Dachte dürfe auf dem Ampelrande nicht aufliegen, sonst rinne das Del am Rande herab. „So giebt es,“ sagte er, „noch viele kleine Vortheile, die man, wenn man aufmerksam ist, leicht entdecken, und manchen Nachtheil in einer Haushaltung verhüten kann.“

Ein anderer Spass, den er uns Kindern machen wollte, war nicht so unschuldig, und versetzte uns Kinder alle, auch Mutter und Tante, in großen Schrecken. Es war Faschnachtszeit. Das Licht war bereits angezündet, und wir alle saßen um den Tisch. Der Vetter hatte sich heimlich in das Haus geschlichen, auf dem Hausgange seinen Rod abgelegt, damit man ihn nicht lenne, eine Maske vor das Gesicht genommen, und trat plötzlich und unangemeldet in das Zimmer. Wir Kinder kamen vor Schrecken ganz außer Fassung, schrien laut auf und zitterten und bebten. Er nahm nun wohl die Maske lachend ab und wollte uns wieder erheitern. Allein vergebens; jener Schrecken hatte uns zu sehr angegriffen, und

jenes schauerliche Maskengesicht schwebt mir noch immer vor Augen. Während der Vetter und zu beruhigen suchte, kam der Vater nach Hause. Er war über unser zerstörtes, blaßes Aussehen betroffen, und als er vernahm, was vorgegangen war, gab er dem Vetter einen scharfen Verweis. „Ich kann es nicht ausstehen,“ sprach er, „und es ist mir, wie ich schon öfter gesagt habe, in der Seele zuwider, Kinder so zu ängstigen. Es ist sehr unvernünftig, thöricht und wohl eine große Sünde. Ich habe es deshalb strenge verboten, in meinem Hause am Abende vor St. Martin oder St. Nikolaus, wie leider sonst wohl noch gebräuchlich ist, den Kindern durch Schreckbilder Furcht einzujagen. Man hat dabei wohl die Absicht, die Kinder zu Fleiß und Holsamkeit anzureißen; allein dieses ist ein gefährliches Mittel und es giebt deren viel bessere und zweckmäßigere.“

Ein anderer Bruder meiner Mutter war Karmelit in dem Kloster dieses Ordens zu Straubing. Ich habe ihn aber nie von Angesicht gesehen. Einmal in der Nacht fing nun mein jüngerer Bruder Joseph laut an zu rufen: „Papa! Mama! Da an meinem Bette steht ein Karmeliter, in schwarzem Habit und weißem Mantel.“ Der Vater kam in unsere Schlafkammer, sah natürlich nichts, und beruhigte den geängstigten Knaben. Nach acht oder zehn Tagen kam ein Brief aus Straubing, daß der geistliche Bruder der Mutter, in eben der Nacht und zu eben der

Stunde gestorben sey. „Ach,“ sagte die Mutter, „der abscheidende Geist des seligen Bruders hat, wie ich glaube, sich angemeldet.“ Der Tante war dieses ganz ausgemacht, und gewiß; der Vater hielt es nicht für so ausgemacht, doch, wegen des Zusammentreffens des Tages und der Stunde, nicht für unwahrscheinlich, indem ihm mehrere zuverlässige Nachrichten von solchen Abnungen oder Anmeldungen, wie man hier zu Lande sagt, bekannt seyen. — In unsern Tagen werden übrigens solche Erfahrungen, die man zu Anfang unsern Jahrhunderts zu verlachen anfang, von wissenschaftlich gebildeten Aerzten und Naturkundigen in allem Ernste als zuverlässig erzählt.

B. Die Schule.

In die allgemeine deutsche Schule wurden wir, ich und mein Bruder Joseph, nicht geschickt. Sie war mit Kindern überfüllt, und die Lehrart ließ Vieles zu wünschen übrig. Der Lehrer gab aber noch besondere Stunden, die Nachschule genannt, die von den Kindern der Rathsherrn, Beamten und vermöglichen Bürgern besucht wurden. Es mochten an der Zahl nicht viel über zwanzig Schüler und Schülerinnen seyn. Wir zwei Knaben lernten das Lesen, wobei

aber von dem Vater zu Hause fleißig nachgeholfen wurde, sehr schnell; auch mit dem Schreiben ging es ziemlich gut.

Der damalige Stadtpfarrer, bischöfliche geistliche Rath und Dekan — mit Ehrerbietung und Dankbarkeit nenne ich seinen Namen — Herr Graßmeier, machte sich schon damals, vor mehr als sechzig bis siebenzig Jahren, eine wahre Herzensangelegenheit daraus, vorerst die deutschen Schulen zu verbessern. Auf seine Verwendung bei dem Magistrate wurde anstatt des alten, zu kleinen Schulhauses ein neues, viel größeres, und noch ein zweites Schulhaus gebaut, und ein zweiter deutscher Schullehrer aufgestellt. Der Stadtpfarrer setzte sich mit dem damaligen fürstbischöflichen geheimen Rathe und Professor zu Tillingen, Herrn Dr. Schneller, in Briefwechsel und führte auch dessen Lehrbüchlein in den Schulen ein.

Der Stadtpfarrer kam sehr oft in die Schule, die Woche hindurch wenigstens ein- oder zweimal, prüfte die Kinder und erzählte ihnen Geschichten aus der heiligen Schrift und auch aus der Legende. Die Kinder hörten sie mit Herzenslust an, und alle waren voll Freude. Er hatte einen großen Baumgarten vor dem Thore, der sein Eigenthum war. Von allem Obste, ließ er große Körbe voll in die Schule bringen, und theilte es den Kindern aus. Dieß vermehrte noch die Lust, die Schule zu besuchen. Wir zwei

Anaben bedauerten sehr, daß wir der deutschen Schule bereits entwachsen waren.

Auf bittliches Ansuchen des Stadtpfarrers kam der geheime Rath Dr. Schneller, von Dillingen nach Dinkelsbühl, um einer Schulprüfung beizuwohnen, und zu sehen, wie weit man bereits gekommen sey, und was noch zu verbessern wäre. Der geheime Rath kam, und der Stadtpfarrer beeilte sich, den rühmlich bekannten Stifter der Normalschule den Kindern vorzustellen. Sie bestanden bei einer kleinen, vorläufig in der Schule vorgenommenen Prüfung sehr gut.

Der Stadtpfarrer veranstaltete aber noch eine große feierliche Prüfung in der Kirche. „Denn“ sagte der Pfarrer, „Kirche und Schule gehören zusammen, und sollen nie getrennt werden.“ Es kam auch durchaus nichts vor, wodurch die Kirche hätte entweiht werden können. Es wurden, wie in der christlichen Lehre, Fragen aus der Religion und der Biblischen Geschichte aufgegeben; es wurde von den Kindern nur Erbauendes gelesen. Die Probeschristen vom Schön- und Rechtschreiben, die an den Wänden der Kirche an schönen Tapeten angeheftet waren, enthielten nur Stellen aus der heiligen Schrift, oder aus Kirchenliedern. Die Aeltern, die dazu von der Kanzel eingeladen worden, erschienen sehr zahlreich; in dem Schulzimmer hätte nicht der zehnte Theil derselben Platz gefunden, und es wäre grausam gewesen, sie von

der Prüfung auszuschließen und ihnen die Freude über ihre wohlunterrichteten Kinder zu entziehen.

Ein kleinerer Bruder von mir hielt, von einer kleinen, tragbaren Kanzel, eine kurze Ansprache an den Herrn geheimen Rath, den Magistrat, und die Aeltern; er trug sie sehr gut vor. Am Ende der Prüfung wurden viele gute, und schön gebundene Preisbücher vertheilt; auch meine jüngern Geschwister erhielten Preise. Der Herr geheime Rath Schneller war beinahe die ganze Nacht aufgeblieben, um, wie es damals Sitte war, jede Preisgabe mit einem gereimten Gedichtchen von etlichen Zeilen zu begleiten; um jedem der kleinen Preisträger und Preisträgerinnen etwas treffendes zu sagen, hatte er zuvor mit dem Stadtpfarrer Rücksprache genommen. Diese kleinen Reime machten Aeltern und Kindern großes Vergnügen.

Herr Dr. Schneller hat, was nicht zu verkennen ist, wirklich um Verbesserung der deutschen Schulen des Hochstiftes Augsburg große Verdienste. Er brachte es dahin, daß in Dillingen ein neues, schönes Schulhaus erbaut und eine verbesserte Lehrmethode eingeführt wurde; die Schullehrer des Hochstifts erhielten Befehl, sich auf eine Zeit nach Dillingen zu begeben, um dort an der Musterschule, die er Normalschule nannte, die verbesserte Lehrart kennen zu lernen, und unter Aufsicht der aufgestellten Lehrer sich selbst im Unterrichten zu üben. Es ist allerdings wahr, daß

man seit dieser langen Zeit weiter gekommen ist. Allein der Erste, der die Bahn bricht, kann noch keine funktgerechte Landstraße herstellen. Jedem Verdienste, und besonders dem ersten Anfänger eines glücklichen Unternehmens, seine Krone!

Während die deutschen Schulen so verbessert worden, wurden wir zwei Knaben in der lateinischen Sprache unterrichtet. Den ersten Unterricht erhielten wir von Vater Adrian in dem Kloster der Carmeliten. Er war mit uns verwandt, und gab uns aus besonderer Gefälligkeit täglich einige Stunden. Man hielt ihn für sehr gelebt. Er war auch Organist der Klosterkirche, und hatte seine Stärke vorzüglich in Fugen. Seine Handschrift war überaus schön und netlich. Die lateinische Sprache hatte er vollkommen inne, und machte sogar lateinische Verse, die mein Vater sehr lobte.

Allein von seiner Methode zu unterrichten läßt sich nicht so viel Rühmliches sagen. Er hielt sich an die herkömmliche, damals noch herrschende Schlagmethode. Für alle und jede Sprachfehler, die er Böde nannte, gab er uns mit einem Haselstode zwei oder drei Schläge auf die Hand, Tagen genannt. Da wir aus Angstlichkeit und aus Furcht der Strafe noch mehr Fehler machten, als wir sonst wohl gemacht hätten, so kam er auf den Einfall, nach Art der Türken, und auf die Fußsohlen zu schlagen. Allein da er bei all seiner Gelehrsamkeit auf Dinge des

gewöhnlichen, alltäglichen Lebens sich wenig verstand, so befahl er uns nicht, die Stiefel auszuziehen. Die ricken Sohlen machten, daß wir von den Streichen gar keinen Schmerz empfanden. Wir schrien aber so jämmerlich, als wären diese Schläge uns höchst schmerzlich. „Aha,“ sagte er, „nun komme ich euch einmal recht auf das Leben; nun wird es besser gehen.“ Es ging auch etwas besser, weil wir diese Streiche nicht fürchteten und also die Furcht uns nicht zu Fehlern verleitete; allein ihm ging es noch nicht gut genug. Er schlug uns wieder mit dem Haselstabe auf die Hände. Mit Schlagen, Schmähworten und Weinen ging viele Zeit unnütz, ja in unserm großen Nachtheile verloren.

Wenn er uns nun heftig geschmäht und hart geschlagen hatte, wurde er wieder freundlich. „Es muß nun einmal so seyn,“ sagte er; „das Himmelreich leidet Gewalt. Ich habe euch oft Stodfische genannt, nicht als hättet ihr keinen Kopf, wie diese Fische, die ohne Kopf zu uns kommen; denn mit solchen kopflosen Knaben wäre ja gar nichts anzufangen, sondern ich nenne euch deshalb so, weil Knaben, wie die Stodfische geblaut — derb geklopft und geschlagen werden müssen — damit sie brauchbar und genießbar werden.“ Er gab uns dann Bier und Brod, Gebäck, Obst oder Konfekt.

Einige Strafen, die er uns anthat, waren höchst abgeschmackt, aber nach damaliger Sitte bei Lehren-

halten vielfältig im Brauche. Oft mußten wir, ich mit einem Löffelchen, auf dem ein Esel gemalt war, und mein Bruder mit einer Ruthe in der Hand, vor die Thüre seines Zimmers stehen. Wenn nun unten im Kreuzgange ein Vater vorbei ging, so drückten wir uns, damit er uns nicht sehe, an die Thüre, die in die Mauer vertieft war. Einmal öffnete nun Vater Adrian schnell die Thüre. Wir beide stürzten rücklings in das Zimmer; ihm aber versetzte die Thüre einen ziemlich heftigen Schlag. Er behauptete, wir hätten dieses vorsätzlich gethan und wüthigte uns sehr scharf.

Ein anderes Mal befahl er, jeder von uns solle einen der zwei Strohkränze, die er in Bereitschaft hatte, aufsetzen und so nach Hause gehen. Wir setzten die Strohkränze auf, zogen aber, ehe wir aus der Klosterspforte traten, unsere Pelumügen darüber, und schoben jeden hervorstehenden Strohalm unter die Mütze, damit man nichts davon sehe. Es that uns sehr leid, daß wir, wenn uns ein Herr oder eine Frau begegnete, die Mütze nicht abnehmen konnten, bückten uns jedoch sehr tief. Als wir wieder in die Lehrstunde kamen, rief er uns sehr aufgebracht zu: „Warum habt ihr die Strohkränze nicht aufbehalten?“ Wir sagten, daß wir sie aufgehakt hätten. „Nein,“ schrie er, „ich sah aus dem Fenster euch nach; ihr habt nur eure Pelzlappen aufgehakt.“ Wir sagten, daß wir die Strohkränze aufgehakt haben,

aber die Belamügen darüber. Was wir aus Schlaueit, um dem Gebote auszuweichen, gethan hatten, schrieb er unsrer Dummheit zu. „Ihr dummen Duden,“ sagte er, „so habe ich es nicht gemeint. Ihr habt mich nicht recht verstanden. Ich muß also Nachsicht mit euch haben.“ Wir kamen ohne weitere Strafe davon.

So hart er uns bei dem Lateinlernen hielt, so war er bei andern Lehrgegenständen dennoch mild und schonend, ja wohl heiter und unterhaltend. Besonders gefiel uns der Unterricht in der Erdbeschreibung. Eines Tages, zum Beispiel, legte er uns die Karte von Europa vor und zeigte uns alle Hauptstädte. Als wir am andern Tage kamen, lag die Karte wieder aufgeschlagen auf dem Tische, und der Name einer jeden Stadt war mit einem Mandelkern oder einer Albebe bedeckt. „Wenn ihr die Städte zu nennen wißt,“ sagte er, „so gehören diese Früchte euch.“ Wir wußten viele Städte zu nennen. Er wiederholte diese Uebung öfter, bis wir in den Namen nicht mehr irrten. Ebenso machte er es, mit den Namen der Flüsse, die er mit kleinen Stückchen überzuckerter Pomeranienschalen bedeckt hatte. Ich kann aber sagen, daß seine Erzählungen von den fernen Ländern, in denen Rosinen und Mandeln, Pomeranien und Zitronen wachsen, uns noch mehr Vergnügen machten, als die kleinen Musterchen dieser Früchte, die er uns gab.

Obwohl er als lateinischer Sprachlehrer und — ich darf wohl sagen — grausam behandelte, so hatten wir doch keinen Haß gegen ihn. Er hatte uns ja so oft bezeugt, dieß müsse nun einmal so seyn; andern sey diese Sprache in die Knabenlöcher nicht hinein zu bringen; er selbst sey wohl noch viel schärfer gezüchtigt worden; und wir glaubten es ihm. Da er überdies bei andern Gegenständen die strenge Schlagmethode ganz bei Seite setzte, sich besonders bei dem Religionsunterrichte nie seines Stedens, von ihm *Bakulus* genannt, bediente; da er, wenn er mit uns zufrieden war, uns oft beschenkte, so liebten wir ihn dennoch. In seine Frömmigkeit machte ihn uns ehrwürdig. O wie so herzlich, wie so dringend, ermahnte er zum Gebethe, und warnte uns, vor jeder, auch der kleinsten Sünde. Wir sahen, es sey ihm eine wahre Herzensangelegenheit, daß wir fromm werden möchten. Als einmal in der Stadt ein Haus abbrannte, sagte er: „Ein so großes Unglück dieses ist, so ist die kleinste Sünde doch ein viel größeres Uebel.“

Er hatte uns eigene Gebethe aufgeschrieben, die wir jedesmal auf seinem Bethstuhle in der kleinen düstern Zelle knieend, vor dem Unterrichte laut bethen mußten. Einmal hatten wir diese geschriebenen Gebethe verlegt und fürchteten uns sehr, es werde nun Schläge segen. Wir betheten sie jedoch auswendig ohne Anstand. Da stand er aus seinem Lehnstuhl auf, öffnete sein Wandkästchen, und beschenkte jeden

von uns, unter vielen Lobsprüchen, mit einem schönen Bilde.

An die Worte dieser Gebethe, so wie an die Worte seiner Ermahnungen kann ich mich nicht mehr erinnern; allein die Andacht, die Kienen und Geberden, womit er bethete, blieben mir unvergesslich. Er litt am Podagra und konnte oft nicht mehr die Treppe hinab in die Kirche gehen; er las daher in der Krankenskapelle Messe, die sich in einem Nebengebäude des Klosters befand, wohin ein langer aber ganz ebener Gang führte. Er war manchmal so schlecht zu Fuße, daß er keinen Fuß aufheben, sondern nur in sehr kleinen Schritten weiter kommen konnte. Wir beide Knaben mußten dann vor ihm hergehen, und jedem legte er, damit er nicht etwa falle, eine Hand auf den Kopf. Der für uns kurze Gang war für ihn eine lange Reise. Die Andacht aber, mit der er am Altare stand, sein blaßes Angesicht, die Thränen, die über seine hagern Wangen flossen, schweben mir noch immer vor Augen. Es war in der Kapelle eine heilige Stille, nur das Knistern der brennenden Kerzen hörte man. Sehr weidlich ist daher in der katholischen Kirche nicht nur auf die Wortsprache, sondern auch auf die Sprache der Geberden gerechnet; und auch Ceremonien und sinnliche Gegenstände werden dazu benützt. Wie fällt da ein Wort Napoleons ein, als er bei seiner Krönung die Kaiserpracht einführte. „Man muß,“ sagte er, „nicht nur zu den

Obren, sondern auch in den Augen des Volkes sprechen.“

Vater Adrian hat uns mit seinem lateinischen Sprachunterricht allerdings viel geplatzt. Indes muß ich bekennen, daß wir ihm aus Unverstand, kindischem Leichtsinne, und wohl auch aus Muthwillen manchen Verdruß gemacht haben.

An dem Namensfeste des Vaters mußten wir zwei Knaben einen Glückwunsch in lateinischen Versen auffagen, auf die der gelehrte Vater sich sehr gut verstand, und sie sehr liebte. Am Namensstage der Mutter mußten wir deutsche Reime vortragen, in denen er aber kein Meister war.

Einmal erklärte er uns nun die verschiedenen Versarten. Ich fragte: „Was versteht man denn unter Knittelversen?“ „Wer hat dir von Knittelversen gesagt?“ fragte er. „Mein Papa,“ antwortete ich. „Er hat gesagt, die deutschen Verse, die Sie auf den Namensstag der Mama gemacht haben, seien Knittelverse.“ Das war eine sehr unglückliche Antwort. Von der Zeit an machte er keine deutsche Reime mehr auf den Namensstag der Mutter, sondern ließ unsre Wünsche und in Prosa vordringen.

Den Winter über hatte Vater Adrian gewöhnlich eine Meise in seiner Zelle. Diese Meise war für uns zwei Knaben ein unglückliches Vögelein. Nach dem Beispiele unsers hochwürdigen Herrn Veters Adrian schafften wir uns eine prächtige Rohlmeise an.

In der Kinderstube duldete sie der Vater nicht, weil man Beispiele haben will, daß diese Vögel den Kindern in der Wiege nach den Augen picken. Wie versetzten die Weise also in das Besuchzimmer, in dem der Vater sehr oft bei seinen Alten saß, oder bei seinem Flügel. Eines Abends war die Verücke des Vaters frisch frisiert und gepudert, in das Zimmer gestellt worden. Als er Morgens an einem Festtage ausgehen und sie aufsetzen wollte, fand er sie schrecklich verzaubert. Die Weise hatte die Pomade herausgepickt. Auf Befehl der Mutter sollte der fatale Vogel sogleich weggeschafft werden. Allein der Vater sagte, man solle den Kindern diese Freude nicht nehmen; man solle den Verücktenstock, wozu in dem Zimmer obnehin kein schädlicher Plag sey, anders wohin stellen.

Die Weise in der Zelle des Vaters veranlaßte noch ein anderes, eben nicht angenehmes Geschichtchen. Eines Tages sagte er uns, er habe jetzt ein Geschäft bei dem Vater Prior; wir sollten einstweilen die lateinische Stelle, die er uns vorlegte, in die deutsche Sprache übersetzen. Wir waren mit der Aufgabe bald fertig, und ergötzten uns nun an dem Vogel, der aus einer Walnuss, die an einem Faden aufgehängt war, den Kern herauszupicken suchte, und dabei allerlei lustige Stellungen annahm. Vater Adrian hatte die Nuss nur aufgebenst, uns Freude zu machen.

Auf seinem Schreibpulte stand ein zierliches Wasserkrüglein von Porzellan mit zinnernem Deckel. Da

kam und der allerdings sehr kindische Einfall, die Waise in das Krüglein zu sperren, um zu sehen, ob sie den Deckel ausklüpfen und herauskommen könne. Wir gossen das Wasser aus, indem wir ja wieder ein anderes holen könnten, und sperrten den Vogel hinein. Indem wir nun aufpassten, was das Vögelein machen werde, da trat plötzlich der Herr Vater in das Zimmer und setzte sich an das Bult, auf dem unsre Arbeiten lagen. Indem er nun die Augen beständig auf das Blatt richtete, langte er nach dem Krüglein, näherte es dem Munde und öffnete es. Da flog plötzlich das Vögelein schwirrend heraus, und ihm in das Gesicht. Er ließ vor Schrecken das Krüglein fallen, daß es zerbrach, und rief: „Was war das?“ „O,“ sagte mein Bruder, „Gott sey bei uns! Etwas Kohlschwarzes mit einem langen Schweif!“ Vater Adrian, der vieles in Legenden von Ordensmännern gelesen, die es in der Heiligkeit weit gebracht hatten und denen deshalb der böse Feind nachstellte, schien beinahe meinem Bruder zu glauben. Er fragte mich, was ich gesehen? Ich erzählte aufrichtig den ganzen Hergang der Sache. Er hatte wegen unsrer Einfalt Nachsicht mit uns, und strafte uns wegen des Vorgefallenen nicht. Mich belobte er, wegen meiner Aufrichtigkeit, meinen Bruder aber verurtheilte er, wegen der Lüge, anstatt des zerbrochenen Krügleins aus seiner Spardbüchse ein neues zu laufen und ihm zu bringen. Mein Vater machte über die

höfliche Begebenheit die Bemerkung: „Wenn du der Lüge deines Bruders, mit der er auch aus der Verlegenheit helfen wollte, beigestimmt hättest, so wäre es wohl möglich gewesen, daß der Vater auch geglaubt hätte.“ „Und so,“ sagte er, „sind wohl schon manche abentheuerliche Erzählungen in Umlauf gekommen.“

Vater Adrian erzählte uns auch wirklich Manches, das uns nicht so recht glaublich schien. Wenn aber einer von uns eine Einwendung dagegen machen wollte, sagte er nur kurzweg: „Schweig, du Goldschnabel.“ Einmal nun schrieb Vater Adrian einen Brief an den Chorregenten eines benachbarten Stiftes, mit der sehr höflichen Bitte um eine der vorzüglichsten Compositionen von ihm, dem berühmten Tonsetzer, die dann bei dem bevorstehenden Hauptsfeste des Ordens unter dem Hochamte zur Verherrlichung des Festes werde aufgeführt werden. Er faltete den Brief zusammen, schrieb die Adresse darauf, und griff nach dem Leuchter mit der Kerze, um in der Küche Licht zu holen. Mein Bruder erbot sich, ihm diesen Dienst zu leisten, denn er hoffte, von dem Koch ein Stück Kuchen oder sonst etwas Gedadenes zu erhalten, was allmal geschah, wenn wir in die Küche kamen, wohin wir aber nie ohne besondere Veranlassung gehen durften. Vater Adrian merkte wohl, es sey meinem Bruder mehr darum zu thun, einen guten Lederbissen zu erhaschen, als ihm einen Dienst

zu leisten. Er sagte daher: „Ich bedarf deines Dienstes nicht; mache du deine Aufgabe, du Welbschnabel.“ Mein Bruder war über seine verheilte Hoffnung ärgerlich, öffnete den Brief, und setzte den Worten: „Hochgeehrter Herr!“ das Wort „Welbschnabel“ bei. Da er nach vorgelegten Vorschriften des Paters sich im Schreiben üben mußte, also seine Schrift der Vorschrist sehr ähnlich war, er auch mit der nämlichen Dinte und Feder geschrieben hatte, so war es nicht leicht zu entdecken, daß Günschbissel rührte von einer fremden Feder her. Ich hatte nicht bemerkt, daß mein Bruder ein Wort in den Brief hineingeschrieben habe. Der Brief wurde also abgeschickt. Allein anstatt der erwarteten Musikalien kam eine donnernde Antwort. Der Chorregent schrieb, er, als ein Mann mit grauen Haaren, die er mit Ohren trage, lasse sich nicht so beschimpfen; er werde ihm nie mehr ein Musikblatt senden. Der gute Pater Adrian schrieb sehr demüthig und wehmüthig zurück, er könne sich nicht erinnern, daß sein Brief nur ein einziges unhöfliches Wörtchen enthalte. Der Chorregent schrieb ihm zurück: Er möge das schmählische Wort gar nicht wiederholen; er schide ihm hiemit seinen Brief wieder zurück; da könne er sich mit eigenen Augen überzeugen, welches Schimpfwort er sich bedient habe. Als Schreiben, ja Aufsehn laß der Pater die Worte: „Hochverehrter Herr Welbschnabel!“ Es setzte nun eine strenge Untersuchung ab, welcher von den zwei bösen

Duden ihm diesen muthwilligen Streich gespielt habe. Mein Bruder bekannte sich dazu, und sagte, wegen dieses Spasses sey es nicht der Mühe werth, einen solchen Lärm zu machen. Das Wort Weibsnabel könne kein so abtheuliches Schimpfwort seyn, da Seiner Hochwürden selbst sich desselben als eines Lieblingsausdrucks viel hundertmal bedient haben. Vater Adrian schrieb an meinen Vater, schloß den unglücklichen Brief ein, und forderte ihn auf, den muthwilligen Duden nachdrücklichst zu züchtigen. Der Vater stellte uns vor, daß es schon ein großer Fehler sey, einen fremden Brief, obwohl er nicht gesiegelt sey, zu lesen; in eine Schrift aber auch nur ein Wort hinein zu schreiben, und sie so zu verfälschen, sey ein Verbrechen, das von den Gerichten sehr scharf bestraft werde. Bruder Joseph mußte anstatt des Mittagessens mit Brod und Wasser vorlieb nehmen. Der Chorregent aber schrieb seinem Freunde dem Vater Adrian, nachdem dieser das Mißverständniß berichtigt hatte, einen sehr heiteren Brief, und schickte ihm die verlangten Musikalien.

Wir zwei Knaben lernten bei der Schlagmethode des nur zu eifrigen Lehrers und bei seiner Lehrart, von deren Zweckwidrigkeit ich mich erst späterhin recht überzeugte, doch mehr als zu erwarten war. Einmal kamen zwei geistliche Herren vom Lande, zwei Kapläne, um meinen Vater zu besuchen. Die Mutter sagte, er werde erst zum Mittagessen nach Hause

kommen und lud sie an Tische ein. Als die Mutter das Zimmer verlassen hatte, sagten sie in einander in lateinischer Sprache, sie blieben gerne, wenn sie nur wüßten, daß es der Frau keine zu große Mühe machen würde. Ich hörte dieses, und ging in die Küche, und erzählte es der Mutter. Die Mutter ging in das Zimmer und fragte, ob ihr kleiner Obsthof die Herren recht verstanden habe. Sie läugneten es nicht, sondern bekannten, daß sie dieses gesagt hätten. Das war für die Mutter ein großer Triumph, daß ich schon so viel Latein verstand, und die zwei Herren wurden auf das gastfreundlichste bewirthet.

Mein Vater laß, wie schon gesagt, im Jostenzeit, nachdem er seine kleine Mahlzeit von zwei Eiern vertribet hatte, allemal noch in einem lateinischen Buche eine Betrachtung über das Leiden Jesu. Ich sah einmal mit ihm in das Buch hinein. „Verstehest du auch etwas davon?“ fragte er mich. „Etwas wohl,“ antwortete ich, „aber bei Weitem nicht Alles!“ „Nun, wir wollen einmal sehen!“ sagte er, und ließ mich lesen und verdeutschen. So ging so ziemlich nur mußte er vielfältig nachhelfen, und mir die Bedeutung vieler Worte sagen. Von dieser Zeit an lasen wir zusammen alle Abende eine Betrachtung. So ging immer besser. Nachdem wir etwa die erste Hälfte des Buches durchgenommen hatten, verstand ich in der zweiten beinahe Alles. Ich überzeugte mich, daß es das Beste wäre, nachdem der Schüler

nur einmal die allgemeinen Regeln weiß, ein Buch mit ihm zu durchlesen. Pater Adrian ließ uns zum Beispiele alle erdenkliche unregelmäßige Zeitwörter auswendig lernen. Allein da es ihrer gar zu viele waren, vergaß ich die meisten und wußte sie in einzelnen Fällen nicht anzuwenden. Allein dergleichen Worte, die in dem Texte selbst vorkamen und mir erklärt wurden, habe ich nie mehr vergessen. Ich muß daher noch einmal sagen: Nachdem die allgemeine Regeln der Grammatik wohl eingeprägt sind — muß man nur immer lesen und lesen. Alles Einzelne giebt sich dann, wie im Deutschen, sehr leicht.

Nachdem durch die Bemühungen des ersten Stadtpfarrers die deutschen Schulen neu belebt und sehr gehoben worden, war er darauf bedacht, auch die lateinischen Schulen der Stadt zu verbessern. Außer den zwei lateinischen Lehrern, die bei dem Musikchore der katholischen Pfarrkirche angestellt waren und von daher ihren Gehalt bezogen, nebenbei aber den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache zu erteilen hatten, wurde der weitere Unterricht dem jüngsten Beneficiaten an der Pfarrkirche, dessen Einkünfte nur gering waren, aber wegen der neuen Verpflichtung vermehrt wurden, übertragen. Im dem untersten Stocke des Beneficiathauses wurde ein bequemes Lehrzimmer hergestellt. Mich schickte daher mein Vater in diese neue Schule, was Pater Adrian, der zum Unterrichte der Jugend wenig Neigung hatte, sehr

billigte. Mein Bruder, dessen Musiktalente vorzüglich waren, und der einen schönen Alt sang, wurde Kapellmeister bei dem Domchore in Augsburg.

Herr Benedikt Lehnauer, Sohn des Herrn Lehnauers von Rothendol; aus Türol, rechtskundiger Magistratsrath bei der Stadt, war ein trefflicher Lehrer, der die lateinischen Klassiker wohl kannte und liebte, und mit Herzenslust anfang und zu unterrichten. Als wir Schüler, Söhne der Rathsherren, Beamten und einiger Bürger, das erste Mal in das schöne neue Schulzimmer mit neuer Lehrtafel und neuen Schulbänken kamen, empfing er uns sehr freundlich mit einer kurzen Rede. Wir mußten unsere mitgebrachten Schulbücher vorlegen, und er prüfte uns, um zu sehen, wo er mit seinem Unterricht anfangen könne. Er vertheilte nun so viel Exemplare des Cornelius Nepos als wir Schüler waren, 8 oder 10 an der Zahl. Wir alle waren erfreut; ich aber hatte eine besondere Freude, daß ich, nachdem ich so viele kurze lateinische Stellen gelesen, nun einmal in der Schule ein ganzes Buch lesen sollte. Wir kamen alle mit Freuden in die Schule, nicht mit erschrockenem Herzen, wie ich ehemals zu meinem vorigen Lehrer. Von Schlägen wegen Sprachfehlern war keine Rede mehr. Er sah wohl, daß wir bemüht waren, unsere Sache recht zu machen, und daß wir beschämt waren, wenn wir etwas verfehlt hatten. Er wußte unsere Fehler wohl noch zu entschuldigen, indem er bemerkte,

was und verleiht habe, zu lernen. Nie hielt er und lange Strafpredigten; er wußte und mit wenigen, aber wohlgewählten Worten zurecht zu weisen. Einmal, zum Beispiele, brachte ich ein Dintensäß mit, daß ich, ich weiß nicht mehr von wem, geschenkt bekam und daß einen buntbemalten Grenadier vorstellte. Er lächelte und sagte bloß: „Das ist nichts für Sie; schenken Sie es ihrem kleinen Brüdern, daß anfangt schreiben zu lernen.“ Ich schämte mich, und befolgte seinen Rath.

Die kurzen Lebensbeschreibungen denkwürdiger Feldherren im Kornelius Nepos erklärte er und sehr deutlich in Hinsicht der Sprache, und wußte diese Erklärungen mit treffenden geschichtlichen und sittlichen Bemerkungen zu begleiten. Weiterhin legte er und den Kurius vor, und wir mußten zu Hause schriftliche Uebersetzungen davon machen und sie ihm bringen. Ich erinnere mich noch wohl, wie er mir einmal sagte: „Sie lesen gerne die Zeitung. Allein diese Kriegsnachrichten sind unsicher und unzusammenhängend. Lesen Sie lieber den Kornelius und Kurius. Die Erzählungen, die sie enthalten, sind für Sie so neu, als die neuesten Zeitungsberichte; sie sind viel besser erzählt, und werden auch sonst für Sie manchen Gewinn haben.“

Die deutsche Sprache wurde damals sehr vernachlässigt. „Es ist schmähtlich,“ sagte er, „daß wir alle Sprachfehler in der lateinischen Sprache so sorgfältig

zu vermeiden suchen, aber in unserer Muttersprache so viele Fehler machen.“ Er gab uns Unterricht in der deutschen Sprache, hielt uns an, auch deutsche Aufsätze, vorzüglich Briefe, zu schreiben und verbesserte alle Sprachfehler in unsern Arbeiten sehr genau. Auch in der Arithmetik, der Rechnungsfunst, worin wir bloß mechanisch unterrichtet worden, gab er uns einen sehr gründlichen, wissenschaftlichen Unterricht.

Wie der edle Kinder- und Jugendfreund, Stadtpfarrer Stadmcier, die von ihm verbesserten deutschen Schulen fleißig besuchte, so kam er auch von Zeit zu Zeit in unsre von ihm neu errichtete lateinische Schule, prüfte uns mündlich, ließ sich unsre schriftliche Arbeiten vorlegen — und seine Zufriedenheit, das weiße Lob, das er uns ertheilte, war uns die schönste Belohnung — ohne Vergleich erfreulicher, als Aepfel, Birnen und Pflaumen es den jüngern deutschen Schülern nur immer fern konnten.

1. Die Kanzlei.

Mein Vater hatte im Sinne, mich in der Kanzlei zu beschäftigen; theils wollte er, daß ich außer den Schulstunden meine Aufgaben in seiner Nähe und unter seiner Aufsicht mache, theils sollte ich anfangen,

so viel es meine Kräfte gestatteten, ihm bei seinen Arbeiten einige Hülfe zu leisten.

Um mich darauf vorzubereiten, rief er mich, als er zufälliger Weise von dem bedeckten Gange in den Hof des Hauses hinab sah, und sprach zu mir: „Steh einmal da hinab, und sage mir, siehst du da nichts Merkwürdiges?“ „Ich sehe da nichts,“ sagte ich, „als den Holzhacker, der mit seinem Knaben Holz sägt.“ „Das ist eben das Merkwürdige, das ich meine,“ sprach der Vater. „Du siehst da, wie der Sohn, sobald er hinreichende Kräfte hat, seinem Vater bei dessen Arbeit helfen müsse. So mußt du mir auch jetzt in der Kanzlei helfen!“ Das Bild des dürftig gekleideten Tagewerks und seines blass aussehenden, noch etwas schwächlichen Sohnes, der seinem Vater mit aller Anstrengung und allen Kräften willig half, schwebt mir noch jetzt vor Augen. So gut ist es, die Jugend durch wohlgewählte, anschauliche Beispiele zu lehren.

Begeben wir uns also in die Kanzlei, die nach damaliger Art nur schlechtweg die Amtsstube genannt wurde. In einer Art von Alkoven hatte der Amtsvorstand, der zugleich Domkapitlischer Kessamtmanu und Deutschordischer Oberyogt war, seinen Tisch, der gegen die ziemlich große Stube gelehrt war. Längs der Wand hin, an der sich die Fenster befanden, standen fünf Tische. In der Mitte, an einem sehr breiten Fenster, saß mein Vater, auf dem die

größte Last beider Aemter lag, indem der Oberbeamte etwas bequem war. An einem Fenster rechts in der Ecke, schrieb ein alter Herr mit stark gepudelter Barüde, ein pensionirter Beamte der Stadt. Nächst ihm hatte ein anderer Gehülfe seinen Platz. Links befanden sich noch zwei Schreibtische für Praktikanten, deren immer einer oder zwei da beschäftigt waren. Da gegenwärtig nur einer da praktizirte, so wies mir der Vater den leeren Tisch, sich zunächst an.

Mein erstes Geschäft war, sogenannte Zehentacttel zu schreiben. Das Domkapitel hatte nämlich in einigen Dörfern und vielen kleinen Weibern den Zehenten zu beziehen, die verpachtet wurden. Da man damals noch nichts von Lithographiren wußte, so mußten alle diese Pachtbriefe vorläufig geschrieben werden. Nur für den Namen des Pächters und die Pachtsumme blieb freier Raum.

Nach diesem mußte ich die Rechnungen einiger Kirchen und Kapellen machen. Der Vater ließ mich mit der kleinsten Rechnung anfangen, legte mir die Rechnung des vorigen Jahres, das Manual vom laufenden Jahre und die betreffenden Conten, die alle schon revidirt und bezahlt waren, vor, und zeigte mir, wie alles unter die Rechnungsrubriken einzutragen sey. Ich begriff dieses sehr leicht. Der Vater war mit meiner ersten Arbeit zufrieden. Nun ging es an die übrigen Rechnungen, und zuletzt an die Heiligentrechnung des Marktlebend Thannhausen im

Klebe, die bedeutender war und mit Bellagen einen ziemlichen Band in Folio betrug. Auch diese kam gut zu Stand.

Ein Rathsherr der Stadt sollte als Heiligenpfleger die Rechnung der damaligen Dreikönigskapelle der Stadt stellen: er war aber, wie er sagte, in dieser Art von Geschäften nicht bewandert. Er ersuchte meinen Vater, diese Rechnung auszufertigen. Mein Vater sagte: „Dieses Geschäft kann mein Christoph besorgen!“ Der Herr brachte die nöthigen Papiere. Ich stellte die Rechnung, sie wurde in der Revision richtig befunden — und der Herr verkehrte mir einen blanken Dukaten. Dieser war mein erstes schriftstellerisches Honorar.

Der Vater ließ mich auch im Namen bedrängter oder verunglückter Untertanen Bittschriften, vorzüglich an das hohe Domkapitel Augsburg, verfassen. Er gab mir einige wohlgeschriebene Bittschriften zu lesen, damit ich mich mit den Titulaturen und dem gebräuchlichen Style bekannt mache, sagte mir, daß in der Bittschrift nichts Anderes vorkommen dürfe, als was in dem vorliegenden Zeugniß des Ortspfarrers und Gemeindevorstandes stehe, daß es aber wohl mit andern Worten gesagt werden könne. Er sah dann meinen Aufsatz durch, verbesserte ihn, und hieß mich, so zierlich ich es vermochte, ihn abschreiben.

Da war nun zum Beispiele, ein armer Tagwerker, der den Fuß gebrochen hatte, lange Zeit nichts

mehr verdienen konnte und nicht im Stande war, die Kurkosten zu bezahlen; da kam eine arme Wittve, die ihre einzige Ruh durch die Seuche verloren und kein Geld hatte, eine andere zu kaufen; da ein Knabe, der das Schreinerhandwerk lernen wollte, dessen äußerst arme Aeltern aber das Lehrgeld nicht aufzubringen wußten. Diese und ähnliche Bedürftige hätten nun die erforderliche, von ihnen zu unterzeichnende Bittschrift von einem Advokaten machen lassen sollen, wofür sie damals 30 Kreuzer hätten bezahlen müssen. Ich machte sie aber umsonst und bildete mir nicht wenig darauf ein, wiewohl im Namen Anderer, an ein hohes insulirtes Domkapitel schreiben zu dürfen. Die Schrift wurde mit einem Beiberichte des Amtes nach Augsburg geschickt. Alle diese Bitten wurden großmüthig erhört, und es kann nicht genug gerühmt werden, wie gnädig und wohlthätig das Domkapitel sich gegen bedrängte Unterthanen bewiesen habe. Die Leute waren hoch erfreut, wenn mein Vater ihnen die gnädigst bewilligte Summe ausbezahlte. Sie wollten mich in der Freude ihres Herzens beschenken. Er aber verbot mir, auch nur einen Heller anzunehmen. „Freue dich vielmehr,“ sagte er, „zur Hülfe Nothleidender durch eine kleine Bemühung beigetragen zu haben. So kann man auch, ohne Geld zu besitzen, Almosen geben.“

Von dem Kanzleipersonale jener Zeit kann ich, da ich damals noch ein Knabe war, nur Weniges erzählen.

Der Oberbeamte befand sich, weil ich erst nach beendigter Schulschunde in die Kanzlei kommen konnte, selten mehr da, oder blieb nur noch kurze Zeit. Er pflegte jeden Abend auszureiten. Manchmal stand das gesattelte Pferd schon bereit, und ich durfte, zu meinem nicht geringen Vergnügen, einige Male in dem Schloßhose umher reiten. Wenn ich früher kam, trat der dicke Herr, mit seiner Tabackspfeife, die er selten weglegte, an meinen Schreibtisch, durchsah meine Arbeiten, lobte was zu loben und tadelte was zu tadeln war, aber immer mit lachenden Munde. Wenn er mit einer Arbeit sehr zufrieden war, lud er mich auf den folgenden Tag wohl auch zur Mittagsmahlzeit ein. Einmal, da die Geschäfte sich drängten, in der Kanzlei eine wichtige Verhandlung und auswärts eine Kommission vorzunehmen war, übertrug er die erstere meinem Vater und wählte die letztere. Ich durfte, weil ich, was diktiert wurde, ziemlich richtig und fertig schreiben konnte, als sein Aktuar mit ihm fahren, und bildete mir auf dieses Amt nicht wenig ein. Es gefiel mir sehr wohl, daß die Bauern, obwohl ich über ihren Ausdruck lächeln mußte, mich anstatt Aktuar, junger Herr Quaquaar nannten. Der Herr Obergvogt war mit meiner Arbeit sehr zufrieden und bezahlte mir, als wir zurückkamen, die angewiesenen Gebühren, wie einem erwachsenen Aktuar.

Der obengenannte alte Herr in der Kanzlei, Herr Mayer, war ein eigener Mann. Er schrieb eine

gute Handschrift, wurde aber bloß mit Kopiren beschäftigt. Er schrieb alles sehr genau, Wort für Wort ab, wußte aber, was sehr sonderbar ist, von dem Inhalte dessen, was er geschrieben, schlechterdinge ganz und gar nichts. Ein junger Herr von Schmut, der eben von der Universität gekommen war, und in der Kanzlei practisirte, hatte ihm das bald abgemerkt. Er legte dem alten Herrn das Concept eines Aufsatzes vor, und bat ihn, das Blatt sogleich zu kopiren, indem die Sache Utle habe. In diesem Aufsatze bekannte Herr Mayer, daß er von dem Herrn Schmut 1000 fl. zu 5 Procent auf vierteljährige Auffündigung entlehnt habe, und dieses mit seiner Namensunterschrift bezeuge. Der alte Herr schrieb alles genau ab, und übergab das Blatt dem jungen Herrn. Nach einigen Tagen kündete Herr Schmut dem alten Herrn, in Folge vorliegender Obligation, das Kapital auf. Der alte Mann kam in große Aengsten; er konnte nicht läugnen, daß er die Obligation geschrieben habe. Es war dem jungen Herrn ein Hauptspass, bei dem er sich aber sehr ernsthaft betrug, und immer ein finsternes Gesicht machte. Nachdem der alte Mann mehr als genug gequält worden, machte mein Vater, der eben in die Kanzlei trat, der Geschichte ein Ende. Er sagte. „Alles ist nur Scherz!“ und zerriß das Blatt.

Herr Mayer kam übrigens im Sommer nie vor acht Uhr in die Kanzlei; im Winter aber pünktlich

eine Viertelstunde vor zehn Uhr. Wann es sehr kalt war, stellte er sich dann, bevor er an seinen Schreibtisch ging, erst an den warmen Ofen. Auf der einen Seite des Gesichtes wurde er hochroth, und die Pomade tröpfelte ihm aus den Seitenlocken der Perücke; die andere Seite des Gesichtes war aber noch bleich, bis er, sich wendend, auch diese erwärmt hatte. Einmal kam er an meinen Tisch und sagte: „Man muß die Hand nicht immer so auf der Arbeit haben. Die Arbeit ist kein Frosch; sie läßt nicht davon.“ Mein Vater, der dieses hörte, rief: „Aber die Zeit ist ein Vogel, der schnell davon fliegt.“ Dieses Wort blieb mir bei meinen Arbeiten bis zu dieser Stunde unvergessen.

Ich hatte auch manche Gelegenheit, die Rechtlichkeit und Rechtschaffenheit meines Vaters zu bemerken. Ich führe hier aber nur ein paar Beispiele an.

Einmal kam ein Bürger der Stadt zu ihm, ihn zu berathen, legte ihm mehrere Schriften vor, und sagte, er sey gesonnen, einen Proceß anzufangen. Mein Vater durchlief die Schriften sehr schnell, und sagte dann: „Sie haben nicht Recht; auch nach den bestehenden Gesetzen und Verordnungen müssen Sie verlieren.“ Er las ihm die Gesetze und Verordnungen vor. Der Mann sah dieses ein und fragte, was er für diesen Rath zu bezahlen habe. Mein Vater sprach: „Nichts! Das Einzige, was ich wünsche, ist, daß

Sie diesen guten Rath befolgen mögen!" was er denn auch that.

Ein anderes Mal, da Niemand als mein Vater nebst mir in der Kanzlei war, kam ein Kornhändler herein, der viel Getreide von dem herrschaftlichen Kasten gekauft hatte. Die Früchte waren seit einigen Wochen im Preise sehr hoch gestiegen. Der Mann machte meinem Vater den Vorschlag, den Tag des Verkaufes zurück zu datiren. „Dabei," sagte er, „ist ein Bedeutendes zu profitieren. Den Profit wollen wir dann mit einander theilen." Mein Vater wurde über diesen Antrag höchst aufgebracht. „Dies wäre," sagte er, „von mir eine verabscheuungswerthe Untreue im Dienste." Er wies dem Kornhändler die Thüre.

Auch sonst wußte er den Leuten guten Rath zu geben. Er hatte gehört, daß ein Bauer in die Lotterte setze. Um ihm nun anschaulich zu machen, daß dieses unklug sey, sagte er ihm; „Wenn draußen im Schloßhofs neunzig weiße Schafe wären, und darunter nur ein einziges schwarzes und man spräche zu Euch: Wenn Ihr zwei oder drei Groschen bezahlt, so soll Euch erlaubt seyn, mit verbundenen Augen von den neunzig Schafen das schwarze herauszufangen, und wenn es Euch glückte, das schwarze zu erfassen, so soll es dann Euch gehören; würdet Ihr den Handel eingehen?" „Nein," sagte der Bauer, „wie könnte ich blindlings gerade das schwarze Schaf ertappen? Ich bekäme also das Schaf nicht und

meine Groschen wären verloren.“ „Seht,“ sprach nun mein Vater, „so ist es mit den neunzig Loosen der Lotterie, unter denen nur Ein Treffer ist. Ein Spag in der Hand ist besser, als eine Gans auf dem Dache.“

3. Ausflüge in die Umgegend der Stadt.

Bisher waren wir zwei Knaben, ich und mein Bruder Joseph, wenig aus der Stadt gekommen, wir durften die Aeltern bloß hie und da auf einem Spaziergange von einem Thore zum andern begleiten. Am liebsten gingen wir um die Bleiche, eine schöne grüne, mit weißen Leinen bespannte Ebene, und einem großen Weiher, der für einen kleinen See gelten konnte. Der Weg war an beiden Seiten mit Vogelbeerbäumen besetzt; der Weiher von Gärten umgeben, deren blühende Blumenbeete und reichlich mit Früchten prangende Obstbäume einen herrlichen Anblick gewährten. Ohne die Aeltern vor das Thor zu gehen, war uns verboten, und es ist mir noch im frischen Andenken, wie sehnlich ich manchmal zum Thore hinausblickte, durch das der goldene Abendhimmel hereinschaute. Es war mir, als wäre mir der Eintritt in das offene Paradies verboten. Doch hielt ich mich an das Verbot.

Mein erster, weiterer Spaziergang war nach der

etwas über eine halbe Stunde entfernten Einsiedelei, von den Stadtbewohnern die Ulrichskapelle, von den Landleuten der Gegend, wegen des ungemein großen Lindenbaumes, der sie beschattet, zur hohen Linde genannt. Vater Adrian wollte an einem schönen Sommermorgen dort Messe lesen, und sagte uns zwei Brüdern am Abende vorher, wir dürfen ihn begleiten. Die Mutter gab uns gebrannten Kaffee und Zucker mit, nebst seinem weißen Brode, zum Frühstück. „Milk,“ sagte sie, „gibt es auf dem nahen Bauernhose nach Wunsch und viel besser als in der Stadt.“

Der Eremit, ein bereits ältlicher Mann mit langem Barte, grüßte den Vater höchst ehrerbietig, und zeigte uns Knaben, die das erste Mal dahin kamen, mit großer Freundlichkeit, die ganze Klausel. Außer seiner reinlichen Zelle, sahen wir sein Arbeitszimmer, wo er allerlei Ornat zur priesterlichen Kleidung verfertigte, indem er seines Handwerks ein Schneider war. Er zeigte uns sein Gärtchen, das sehr wohl gebaut und reichlich mit Gemüse versehen und mit Blumen geziert war. Ein hochrother gefüllter, vom Thau tröpfelnder Rohn, dergleichen ich das erste Mal sah, machte besondern Eindruck auf mich. Als ich nach Jahren im Homer das schöne Gleichniß las, in dem er einen Jüngling, der in der Schlacht umkam, mit einem purpurnem Mohn vergleicht, der von Schwere des Thaues und der Röner umsinkt, schwebte mit jener Rohn im Klausnergärtchen vor

Augen, und Homer's Gleichniß kam mir deshalb noch viel lieblicher vor. So gewiß ist es, um die Dichter wohl zu verstehen, muß man sich vorher mit der Natur bekannt machen.

Ganz vorzüglich gefiel uns die helle freundliche Kapelle. Das Altarblatt stellte eine Scene aus der Legende des heiligen Bischofes vor, die uns der Einsiedler erzählte. Bischof Ulrich von Augsburg saß mit seinem Freunde, dem Bischofe Konrad von Constanz, am Donnerstage bei der Abendmahlzeit. Sie blieben in frommen Gesprächen bis nach Mitternacht beisammen. Da kam ein Eilbote mit einem Briefe an Ulrich. Der mitleidige Bischof gab dem Manne von den Ueberbleibseln der gestrigen Abendmahlzeit ein Stück Braten. Nun war es aber heute, da Mitternacht vorbei war, Freitag, woran Ulrich nicht gedacht hatte. Der boshafte Bote aber beschuldigte die zwei Bischöfe, sie hätten an einem Fasttage Fleisch gegessen — und um Beweise seiner Anklage wollte er das Stück Fleisch vorzeigen. Indem er es aber aus seiner Botentasche hervorzog — sieh, da war der Braten in ein Stück gebadenen Fisch verwandelt. Wir Knaben lobten die Gutherzigkeit des Bischofes und lärmten über die Bosheit des Boten.

Vater Adrian hatte indeß am Altare knieend gebetet. Wir mußten ihm nun ministriren, was wir so gut, als ehemals Friedolin inne hatten, nur mußte der Geistliche sich selbst bemühen, das Messbuch von

einer Seite des Altars auf die andere zu tragen, indem wir dazu noch zu klein waren.

Die ganze Einrichtung der Klause und die Lebensweise des Einsiedlers hatte uns Knaben entzückt, besonders hatte sie für mich, wie man jetzt zu sagen pflegt, etwas Romantisches. Ich wollte sie nachahmen, und wählte dazu das äußerste Ende des bedeckten Ganges an unserm Hause. Mit einem Vorhange, wozu ich einen großen alten Teppich benützte, verschloß ich das enge Plätzchen, brachte ein Tischchen, einen Stuhl, meine Bücher und Schreibereien dahin, bethete, las und schrieb da, und dünste mich, in kindlicher Einfalt, ein wirklicher Klausner zu seyn.

Die Mutter hatte mich vermist, mich überall gesucht, und als sie mich endlich so einsam, still und zurückgezogen fand, fürchtete sie, ich möchte irgend einen großen Fehler begangen haben; als sie aber die wahre Ursache vernahm, war sie sehr zufrieden. Ich habe in diesem abgelegenen Winkel manche freie Stunde vergnügt, ja selig zugebracht.

Alle Jahre am Feste des heiligen Ulrichs zogen die katholischen Einwohner der Stadt, Kinder und Aeltern, unter lautem Gebeth und Gesang zu der seinem Andenken gewidmeten Kapelle, wo Predigt und Hochamt gehalten wurde. Nach dem Gottesdienste begaben sich die Kinder und jungen Leute in die breiten Schatten der großen Linde, wo man Erdbeeren, Kirschen und weißes Brod feil hatte, und

erquideten sich da, während der Geistliche aus der Stadt, der das Amt gehalten hatte, in der Zelle des Einsiedlers ein kleines Frühstück nahm. Hierauf zogen alle in der schönsten Ordnung wieder zurück in die Stadt.

Unsre Tante, die wohl das ganze Jahr nicht aus der Stadt kam, machte diesen Bittgang aus An-dacht mit, und freute sich nebenbei herzlich, wieder einmal die grünen Wiesen und reichen Getreidfelder gesehen zu haben. „So wie mir,“ sagte sie, „geht es gewiß noch manchen Stadtleuten. Es ist doch schön angeordnet, daß man uns, weil wir sonst nicht hinaus gehen würden, hinaus führt, damit wir den Segen Gottes auf Wiesen und Feldern doch auch einmal ansehen mögen.“

Einmal wurde Vater Adrian von dem damaligen Pfarrer zu Beröbach, etwa zwei Stunden von Dinselsbühl, zu einer Festpredigt eingeladen. Mein Vater versprach, ihn in der Kutsche dahin fahren zu lassen, und ich erhielt zu meiner großen Freude die Erlaub-niß, mitfahren zu dürfen. Nachdem die Kutsche an der Klosterpforte den hochwürdigen Herrn Beiter auf-genommen hatte, fuhr sie vor unser Haus, um mich mitzunehmen. Als ich einstieg, winkte unser Hünd-chen, das mir besonders zugethan war, und wollte auch mit. „Nun,“ sagte mein Vater, der vor die Hausthüre herabgekommen war, „wenn dein hoch-würdiger Herr Professor nichts dagegen hat, so mag

es geschehen.“ Das Hündlein durfte also die Fahrt mitmachen, und hielt sich, zwischen meinem Reisegesährten und mir sitzend, ganz ruhig.

Der Pfarrer zu Beröbach war ein eisgrauer, sehr gebrechlicher Mann, der kaum das Gehen vermochte, aber überaus freundlich; sein Pfarrhof war eben so alt und baufällig, nur nicht so freundlich. Alle Wände waren grau von Alter und braun vom Rauche, und die Stube fast gar nicht aufgeräumt. Vater Adrian trug seine Predigt mit herzerührender Andacht vor; der Kaplan von Pfahlheim hielt das Hochamt. Bei Tische waren die drei geistlichen Herren sehr heiter. Zum Nachtrische trug man sehr große, schön rothgefottene Krebse auf, die ich sehr gerne aß. Da die zwei alten Herren damit nicht zurecht kommen konnten, so bekam ich den größten Theil davon. Der Pfarrer sagte, sie seien sehr leicht zu fangen; wenn man zum Beispiel ein Giechhorn, das er ein Dachfogerl nannte, tödte, und es in die Krebskörbe thue, so kriechen sie schaarweise hinein. „Ach,“ rief ich, „um ein so artiges Thierchen wäre es doch Schade, so übel damit zu verfahren!“ Der alte Herr lachte mich aber nur aus.

Gegen Abend lud mich der Herr Kaplan ein, mit ihm nach Pfahlheim zu gehen, das kaum eine Viertelfunde entfernt war. „Mein Herr Pfarrer,“ sagte er, „schätzt Ihren Herrn Vater sehr hoch, und wird sich freuen, Sie in seinem Hause zu sehen.“

Vater Adrian gab es zu, und ich ging also mit. Mein Hündchen begleitete mich, und der Kaplan wunderte sich, daß dieses hübsche, muntere Thierchen einem so kleinen Manne so getreulich folge und allen seinen Winken gehorche.

Als wir in dem Pfarrhause angekommen waren, und der Kaplan gesagt hatte, wer ich sey, zeigte der Pfarrer große Freude, mich kennen zu lernen, erkundigte sich nach dem Wohlbefinden meines Vaters und sprach überaus rühmlich von ihm. Er bewirthete mich mit einem kleinen sehr niedlichen Abendessen, und begleitete mich, mit einer Kerze voranleuchtend, in ein nettes, höchst reinliches Gastzimmerchen, zündete die zwei Kerzen auf dem Tischchen an, und wünschte mir gute Nacht. Die Bettüberzüge und die Vorhänge am Fenster waren blendend weiß. „Hier ist besser wohnen,“ dachte ich, „als in dem herabgekommenen Pfarrhose des alten Pfarrers!“ und der freundliche Herr Kaplan, der mich mit sich genommen hatte, mochte wohl auch so gedacht haben. Ich schlief sehr sanft.

Als die Morgenröthe hell in das Zimmer leuchtete und mich weckte, und ich aufgestanden und angekleidet war, und an das Fenster trat, ging eben die Sonne auf. Ihre feurigen Strahlen rötheten und vergoldeten alle Häuser des Dorfes, und glänzten aus allen Fenstern wieder. Der Kuhhirt ließ sein Horn erschallen, und die Schellen der freudig brüllenden Kühe

erklangen. Eine Schar Gänse eilte mit weit ausgebreiteten Flügeln und lautem Geschrei der Sonne entgegen. Vor dem Fenster standen Blumen, besonders Balsaminen, deren schöne Farben im Sonnenglanze lieblicher und lebhafter erschienen. Ich war ganz entzückt, denn in der Stadt hatte ich, von hohen Dächern und Mauern umgeben, das herrliche Schauspiel der aufgehenden Sonne noch nie gesehen. Es regte sich der Wunsch in mir, mein Leben einst auf dem Lande zubringen zu können.

Aber ach! keine Freude auf Erden ist unvermischt mit Leid. Mein Hündchen kam ganz schüchtern und demüthig herangeschlichen. Das hübsche Thierchen, das sonst so schön weiß war, und nur braune Ohren hatte, kam mir, wie gelb 'ladlet vor; hie und da klebten kleine Stüdchen von Eierschalen an ihm. Ich hatte in der Nacht wohl ein leises Knistern gehört, ohne zu wissen, woher es komme. Jetzt fiel es mir ein, ich sah nach, und siehe, unter der Bettstatt stand ein Körbchen mit zerbrochenen Eiern. Das Hündchen hatte sich in das Körbchen gelegt, um da zu übernachten, und hatte die Eier zerdrückt. Ich sammelte nicht wenig, meinen kleinen Scharmant so übel zugerichtet zu sehen. Allein der Pfarrer sagte lächelnd: „Das hat nichts zu bedeuten, mit ein wenig Seife und Wasser läßt sich der Schaden wieder gut machen.“ „Das wohl,“ sagte die Haushälterin, die nicht wenig aufgebracht schien; „aber wer macht mir meine zer-

brochene Eier wieder ganz?" „Je nun," sprach der Pfarrer, „in einer Haushaltung kommen manche kleine Unfälle vor, die man nicht wohl voraussehen, und also nicht vermeiden kann. Darein muß man sich ergeben, und nicht so viel daraus machen. Die Hennen werden übrigens auch diesen Schaden wieder ersetzen."

Am Montage des Pfingstfestes pflegte eine Anzahl der katholischen Einwohner Dinkelsbühls, von einem Geistlichen begleitet, jedesmal einen Wallfahrts- gang auf den schönen Berg bei Ellwangen zu machen. Als ich etwas herangewachsen war, erhielt ich von meinen Aeltern die Erlaubniß mitzugehen. Weil man dahin wohl vier Stunde über Berg und Thal zu gehen hat, so machte man sich schon vor Anbruch des Tages auf den Weg. Der Morgenstern, den ich noch nie gesehen hatte, glänzte herrlich am Himmel. Es wehte eine frische Morgenluft. Ich fühlte mich sehr heiter und wie neu belebt. Man bethete fast beständig laut, und sang zur Abwechslung ein Lied. Als man die zwei Thürme der Wallfahrtskirche von Weitem erblickte, kniete alles Volk nieder und bethete das „Salve Regina." Ich erinnere mich sehr lebhaft, wie mir in diesem Gebethe besonders die Worte an Maria zu Herzen gingen: „Zu dir seufzen wir weinend und stehend in diesem Thale der Zähren! Sey du unsere Fürsprecherin, wende deine barmherzige Augen zu uns, und nach diesem Elende

zeige uns Jesum, die gebenedeute Frucht deines Leibes.“ Es ergriff mich, die vielen bethenden Menschen, von denen viele recht bedrängt schienen, zu sehen, und ich fühlte es mehr als je, daß wir hier auf Erden nur Wanderer, und wie in der Fremde sind, und uns nur auf der Reise in ein besseres Land, unser eigentliches Vaterland, befinden.

Die sehr schöne Wallfahrtskirche entzückte mich. Die große Kirche meiner Vaterstadt gebot Ehrfurcht; diese Kirche aber war für ein jugendliches Gemüth einladender und erregte Wohlgefallen. Nach dem Gottesdienste — einer erbauenden Predigt und dem Hochamte — gingen die meisten Wallfahrer hinab in das freundliche Städtchen unten am Fuße des Berges. Es war dieses das erste Mal, daß ich außer meiner Vaterstadt noch eine Stadt sah, und sie gefiel mir überaus wohl. In der Folge kam ich, was ich damals nicht dachte, noch oft dahin, und lernte dort manchen würdigen Mann, und manche edle Frau kennen.

Damals aber kam mir nur ein merkwürdiger Mann vor, dessen ich mich noch erinnere, ein Bettler, der nahe bei Ellwangen gewöhnlich an der Straße saß, und dafür bekannt war, daß er nie ein größeres Almosen annehme, als einen Kreuzer. Ein junger Baron aus Ellwangen, der mit einem fremden Grafen seines Alters spazieren ging, zeigte ihm den Bettler von Ferne, und erzählte ihm dieses. Der Graf wollte

daß nicht glauben, sagte jedoch: „Auf dein Wort hin, will ich es einmal versuchen, und warf dem Armen einen großen Thaler in den hingehaltenen Hut. Der Bettler besah den Thaler bedenklich, drohte dem freigebigen jungen Herrn mit dem Zeigefinger und sagte: „Herrlein, Herrlein! Diesmal will ich dieses große Almosen annehmen; kommt mir aber nicht mehr so.“ Der Herr Graf wurde ausgelacht und getadelt, daß er den armen Mann einer zu großen Versuchung ausgesetzt habe. Der Bettler aber verlor am Ruhm seiner Genügsamkeit und Bescheidenheit. Man sagte: Kleine Versuchungen konnte er überwinden, einer größern unterlag er. Eine Tugend, die noch nicht alle Versuchungen besiegt hat, ist noch nicht feuerfest.

6. Unsere Hausfreunde vom Lande.

Wir hatten auch einige Freunde auf dem Lande, die uns zu Zeiten besuchten, und denen wir auf ihre Einladung manchmal einen Gegenbesuch machten.

Unter diesen Freunden nenne ich zuerst den Pfarrer zu Thannhausen im Ries, Herrn Ulrich Demmel. Er war nur klein von Person, aber von aufgewecktem, lebhaftem Verstande und

vielen Kenntnissen. Seine umfassende Psartei, die viele Filiale zählt, versah er mit großem, unermüdetem Eifer; in freien Stunden beschäftigte er sich, außer der Theologie, wie sich von selbst versteht, mit der Naturkunde, der Erdbeschreibung und der Astronomie. Ich brachte zur Vakanzzeit gewöhnlich einige Tage bei ihm zu. Bei ihm sah ich zu meiner großen Verwunderung das erste Mal eine Elektrisirmaschine, und er zeigte mir die mancherlei damals schon bekannten, aber mir noch ganz neuen Versuche, und ich hatte daran große Freude. In seinem Studierzimmer hatte er zwei Globen, die Erdkugel und die Himmelskugel stehen. Ich betrachtete sie sehr aufmerksam. Da fing er an, mir vorerst die Erdkugel zu erklären, und erzählte von Land und Meer, von den dreierlei Himmelsstrichen, von den mancherlei Thieren und Pflanzen, die es in entfernten Ländern giebt, und von den Wundern des Meeres. Ich bekam so davon einen sehr klaren, deutlichen Begriff. Hierauf nahm er den Himmelsglobus vor, zeigte mir die Sternbilder, vorzüglich diejenigen, die jetzt Abends am Himmel zu sehen waren; und wie man an dem künstlichen Globus finden könne, zu welcher Stunde sie auf- und untergehen. Alles dieses, und daß es so richtig eintraf, machte mir ungemeines Vergnügen. Noch ein Paar Studenten von Thammhausen, unter denen einer, Namens Kegele, der Sohn jenes schon erwähnten braven Landmannes, ein sehr

übriger Kopf war, gesellten sich zu mir. Wir konnten bald alle eben sichtbare Gestirne.

Der Bruder des Pfarrers, der dessen Hausmeister und Aufseher über die ländliche Oekonomie war, wußte alle Sternbilder zu nennen; nur wußte er die Namen nicht recht auszusprechen, was uns Studenten sehr ergögte. Wir zeigten, zum Beispiele, auf die Zwillinge und fragten ihn, wie diese zwei Sterne heißen. „O,“ sagte er, „dies weiß ich sehr gut.“ Aber anstatt die Namen Kastor und Pollux zu nennen, sprach er uns belehrend mit wichtiger Miene: „Der eine ist der Gaspar und der andere der Pullor.“

Der Herr Pfarrer war auch ein Meister im Schachspiel. So oft er nach Dinkelsbühl oder mein Vater nach Thannhausen kam, machten sie eine oder zwei Partien. Er gab meinem Vater auch das Buch: „Stamma's von Aleppo Schachspiel-Fragmente,“ das zuerst in England erschien. Mein Vater ließ mich, wenn er Abends bei seinen Affen saß, ein Spiel nach dem Buche aufstellen. Ich war sehr begierig auf die Auflösung. Sehr kombinierte Spiele des großen Meisters Stamma, die irgend ein Schriftsteller magisch nennt, gingen über meine Fassungskraft; leichtere, aber dennoch sehr sinnreiche Spiele faßte ich leicht und bewunderte sie sehr. So lernte ich nach und nach spielend das Schachspiel, was mir und vielen Andern — man wird es nicht glauben, in der Folge aber sehen — von großem Nutzen war.

So gut ist es, Alles, auch das Geringste zu lernen, wenn sich Gelegenheit dazu darbietet, und es ohne Verschmämmiß wichtigerer Dinge geschehen kann.

Wenn wir Studenten in Thannhausen zusammen kamen, so war es unsre größte Lust, in dem großen Baumgarten des Pfarrhofes umher zu springen, wo wir Obst, Birnen und Pflaumen auflesen durften so viel wir wollten. Auch nahmen wir die Gegend in Augenschein. Es war mir kein geringes Vergnügen, die Filialorte, für die ich Zehentpachtbriefe geschrieben, und die Kapellen zu sehen, deren Rechnungen ich gestellt hatte.

Wenn kalte Regentage einfielen, so brachte der Pfarrer das Schachbrett. Nachdem wir das Spiel etwas besser begriffen hatten und zu spielen anfangen, verboten wir uns, daß er darein rede. „Nun wohl,“ sprach er, „nun werde ich kein Wort mehr sagen.“ Er setzte sich mit seinem Dreviere an den Ofen. Wir aber sagten leise zu einander: „Geht Acht, er wird sogleich wieder kommen.“ Einer rief dann laut: „Schach dem Könige, und noch einmal Schach! Du wirst es nicht mehr lange treiben!“ Da kam er sogleich wieder herbei und sagte: „Wie, wie, da ist noch zu helfen.“ und wir muthwilligen Studenten lachten heimlich.

Der Pfarrer von Halsbach, Martin Klee-sattel, auch ein sehr würdiger Mann, war ein geborner Franke, und hatte diese Pfarrei von dem

deutschen Orden erhalten. Er war ein sehr ruhiger, ernsther Geistliche, trug immer sein langes Priesterkleid und eine Perücke; sein Gang war so bedächtig und langsam, wie man ihn nur an den Prälaten der Kirche zu sehen pflegt, und seinen Spazierstock trug er so, wie man etwa eine mit Quecksilber gefüllte Glasröhre, die zu einem Barometer bestimmt ist, zu tragen pflegt. Er lebte sehr zurückgezogen, kam nur selten in die Stadt, und sah nie Gesellschaft in seinem Hause. Mein Vater und meine Mutter, die er öfter eingeladen hatte, waren ihm aber immer sehr willkommen. Sie wollten jedoch nie bei ihm zu Mittag speisen; nur nach Tische machten sie manchmal einen Spaziergang dahin, und ich durfte auch mitgehen. Das Dorf ist eine starke Stunde von der Stadt entfernt; der Weg führt beinahe durch lauter Tannenwälder, und man sah da nichts als dichtstehende Tannenbäume. Nur links am Wege befand sich eine Brunnquelle, über welche eine steinerne Nische erbaut war, mit einem Gemälde, das Jesum vorstellte, wie Er vor Seinem Leiden von Seiner weinenden Mutter Abschied nahm; wenn ein junger Mensch in die Fremde ging, pflegten Aeltern und Geschwister ihn gewöhnlich bis hieher zu begleiten. Rechts befand sich weiterhin eine Pulvermühle, die man sehr weise so weit entfernt von der Stadt angelegt hatte. Sonst sah man nur ein großes dunkelrothes Kreuz am Wege, die Stelle bezeichnend, wo einst ein Bürger

der Stadt, der mit einem Holzwagen aus dem Walde fuhr, verunglückt war.

Der Platz vor dem Pfarrhause, ein kleiner Vorhof, war immer verschlossen. Wenn man an der Thüre klingelte, kam erst die Magd, und schaute durch ein kleines Gitter in der Thüre, um zu sehen und zu melden, wer da sey. Der Pfarrer und seine Schwester eilten und sogleich entgegen und begrüßten uns auf das freundlichste. Das Pfarrhaus war äußerst reinlich, licht und hell, und alle Wände blendend weiß. Diefi kam wohl auch daher, weil der deutsche Orden nicht nur die größern, sondern auch die kleinern Ausbesserungen, sogar das Ausweissen, großmüthig bezahlte. Wir hatten uns sogleich in das untere Wohnzimmer begeben. Meine Mutter wurde mit Kaffee, mein Vater, der den Kaffee nicht liebte, mit Wein bewirthet. Ich bat mir eine Schüssel gestodter Milch aus. Die Jungfer Schwester brachte sie, indem sie sagte, sie müsse sich schämen, mich nur so schlecht zu bewirthen. Ich sagte: „Milch ist mir lieber, als Kaffee und Wein!“ „Und,“ sprach mein Vater, „ist für dich auch viel gesünder.“

Das Merkwürdigste in der Stube war mir, als einem kleinen Knaben, eine zahme Bachstelze, die mir eine zwischen den zwei Fingern hingebotene Fliege hinwegpickte. Auch nach Jahren, als ich wieder hinkam, hatte der Pfarrer noch ein solches Vögelein in dem Zimmer, so wie der Vater Adrian nur immer

eine Weife, und ein Anverwandter von uns einen Staaren. Es ist etwas Eigenes um diese verschiedenen kleinen Neigungen der Menschen, und wer könnte es erklären, woher sie kommen? Herr Pfarrer Kleefattel sagte aber, daß er, außer dieser Vorliebe für dieses Vögelein noch einen besonderen Grund habe, sich immer eines zu halten. „Die Fliegen,“ sprach er, „sind eine große Plage auf dem Lande. Fliegengift oder Fliegenleim aufzustellen, und die armen Thierchen langsam an Zudungen sterben zu sehen, ist mir unvider. Das Vögelein schnappt sie aber schnell hinweg und schafft sie so ohne Schmerz aus der Welt.“

Nachdem wir ausgeruht und uns erfrischt hatten, wünschte ich die Kirche zu sehen, die sehr helle und reinlich war, und sich, so wie der Pfarrhof, im besten baulichen Zustande befand. Der Pfarrer führte mich hin, und meine Neltern gingen mit. Wir unterließen nicht, eine kleine Weile an dem Altare hinzuknieen und zu bethen.

Hierauf führte er uns in den Baumgarten. Wie erfreut und erstaunt war ich, als er die Gartenthüre öffnete, und ich hineintrat, und das hohe Gras und die unzähligen Blumen erblickte, theils von der Sonne kräftig beleuchtet, theils von den Bäumen beschattet, und als ich die vielen summenden Bienen wahrnahm! An dem Garten befand sich ein Teich, auf dem Enten schwammen. Jenseits des hellen Teiches erhob sich

ein dunkler Tannenwald. Am Walde standen der Schullehrer und sein Sohn und bliesen meinen Aeltern zu Ehren, auf dem Waldhorn, dessen Töne mir hter im Walde ohne Vergleich lieblicher vorkamen, als in einem Saale, weshalb es auch, als für den Wald geschaffen, Waldhorn heißt. — Es ist mir, als sehe und höre ich jetzt noch Alles. Deshalb hatte auch das Landleben, wie schon gesagt, für mich immer die größten Reize, und ich wünschte schon damals, wie bei dieser so bei andern Veranlassungen, mein Leben auf dem Lande zu verbringen.

Der liebste unter den geistlichen Herren vom Lande war uns Kindern, der Pfarrer von Lustenau, Herr Ruf, ein sehr heiterer, fröhlicher Mann, und unerschöpflich an witzigen Einfällen. Dieser besuchte uns fast allemal, wann er auf seinem kleinen Pferdchen in die Stadt geritten kam. Manchmal, wenn ein Gewitter oder sonst üble Witterung einfiel, blieb er bei uns über Nacht. Er wußte uns immer sehr angenehm zu unterhalten. Unter anderm sang er einen sehr lieblichen Tenor und spielte dazu die Harfe. Da aber keine Harfe bei Handen war, so wußte er einer Violine Harfentöne zu entlocken. Er sang uns gewöhnlich einige lustige Lieder, und zum Schlusse ein andächtiges Abendlied.

In der Balanz mußte ich immer einige Tage bei ihm zubringen. Einmal als wir uns Abends zu Tische gesetzt hatten, kam noch ein Klosterbruder aus

Dinkelsbühl. Der Pfarrer hieß ihn Platz nehmen und fragte ihn: „Woher kommen Sie denn so spät, Herr Frater?“ „Von einem Dorfe zwei Stunden von hier,“ antwortete er. „Es fällt mir jetzt nicht ein, wie es heißt, das Dorf. Es liegt mir aber auf der Zunge — auf der Zunge liegt mir das Dorf.“ „So strecke einmal die Zunge heraus,“ sagte der Pfarrer, „vielleicht kenn' ichs am Kirchthurm.“

Einmal war ich bei dem Herrn Pfarrer zu Rustenau am Kirchweihfeste zum Mittagsmahle eingeladen. Es waren noch mehrere Gäste zugegen, und wie gewöhnlich auch der evangelische Herr Pfarrer, der diesmal einen Anverwandten, der eben von der Universität gekommen war, mitbrachte. Der Studierende, oder wie man dort die Studenten nennt, der Bursch, war ziemlich lech und unbescheiden. Als bereits abgespeist war, brachte der immer heitere Pfarrer Auf, um die langweiligen Gäste etwas mehr zu beleben, ein Gesellschaftsspiel in Vorschlag. „Jeder der Gäste,“ sagte er, „muß drei Worte nennen, die mit gleichem Buchstaben anfangen: einen Vornamen, den Namen einer Stadt, und einer Speise.“ „Ich bin,“ sagte er zum Beispiele, „aus Augsburg, heiße August und esse gern Austern — und so muß es fortgehen durch das ganze Alphabet; wer ein Wort nicht zu finden weiß, muß ein Pfand geben und hernach lösen.“

Der junge Gelehrte, der von einem Dorfpfarrer,

zumal einem katholischen, eine geringe Meinung hatte, sagte: „Dieses Spiel heißt nichts; wir sollten ein Spiel machen, wobei Kopf und Herz mehr in Anspruch genommen werden. Jeder der Gäste soll über einen der Mitgäste, über einen Gegenstand, der sich auf der Tafel befindet, oder über eine Begebenheit des Tages aus dem Stegreife einen Reim sagen.“

„Nun wohl,“ sprach Pfarrer Ruf, „sangen Sie nur einmal an; ich werde folgen.“ Der eingebildete Gelehrte sagte, auf einen Kapuziner am Tische bläsend, der ihm gar nicht genehm zu seyn schien, wenn ich mich recht erinnere, den Reim:

„Die leidigen Kapuzen
Sind doch von keinem Nutzen.“

Pfarrer Ruf, den dieses verdross, sprach: „Nun ist's an mir? Nun wohl!“ —

„Wenn nur Er das Reimen ließe,
Er armer Tropf,
Denn seine Verse haben Häße,
Doch keinen Reiz.“

Der junge Herr sah ein, daß er seinen Mann gefunden habe, und begegnete ihm von nun an mit mehr Achtung.

Wenn Pfarrer Ruf in das Karmelitenkloster kam, und in dem Refektorium, dem Speisesaale, sich einige Klostergeistliche versammelt hatten, legte er ihnen, um sie lehrreich zu unterhalten, eine theologische Frage vor, über die gestritten wurde, und die er am

Ende, aus vorgebrachten Gründen, entschied. Zum Schlusse gab er ihnen gewöhnlich einige lateinische Räthsel auf. Einmal, zum Beispiel, sagte er: „Hören Sie einen lateinischen Vers, der ganz und gar unpoetisch ist, und an dem überdies das Sylbenmaaß hinkt, indem die zweite Sylbe des vorliegenden Wortes, anstatt lang, kurz sein sollte. Der Vers lautet:

Rusticus unus erat, qui centum porcos habebat.

„Es war einmal Ein Bauer, welcher hundert Schweine hatte.“

„Die Aufgabe ist nun, sagte er, das Sylbenmaaß, ohne ein Wort abzuändern oder mit einem andern zu vertauschen, zu berichtigen; versetzt dürfen die Worte werden, wie man will. Die Herren bedachten sich, und sagten, es sey unmöglich die Aufgabe zu lösen. Er aber sprach: „Nichts ist leichter! Demjenigen, der den Vers herausbringt, beahle ich zwei Maaß Wein.“ Jeder strengte seinen Kopf aufs Neue an, und sagte am Ende: „Es geht nicht.“ Ich war auch zugegen und sagte: „Ich glaube das richtige Maaß der Sylben gefunden zu haben, nur habe ich die Worte sehr ungeschickt versetzen müssen.“ Der Pfarrer sagte: „Das macht nichts! Wir wollen einmal hören!“ Alle Geistlichen versammelten sich um mich. Ich bat nochmal um Vergebung, wegen der schlechten Eegung der Worte, und sagte:

Centum porcos rusticus unus habebat, erat qui.

„Hundert Schweine hatte ein Bauer, welcher einmal war.“

„Ganz richtig getroffen!“ rief Pfarrer Ruf. Alle stimmten ihm lachend bei; er aber schenkte mir zwei Bier- und zwanziger. Ich hätte, ohne dieses reichliche Geschenk den plumpen Vers wohl nicht bis jetzt gemerkt. Es könnte daraus vielleicht abgenommen werden, wie man der Jugend Das, was sie sich recht merken sollte, besser und nachhaltiger einprägen könne, als durch Schläge.

Als einst mein Vater aus der Kanzlei nach Hause kam, erzählte ihm die Mutter, der Herr Pfarrer von Lustenau habe in dem großen Saale des Posthauses vor einer sehr gemischten Gesellschaft gesungen und auf der Harfe gespielt. Sie war darüber sehr unwillig und tadelte ihn heftig. Der Vater aber sprach: „Ueber einen so trefflichen Mann, der so viel Umsicht hat, dürfen wir nicht so voreilig aburtheilen; wir müssen uns zuvor näher erkundigen.“ Er ging, wie gewöhnlich, in seine Abendgesellschaft, kam sehr erfreut zurück und erzählte: „Ein armer, alter, blinder Mann war, von seinem Onkel geführt, in das Posthaus gekommen und sang und spielte auf der Harfe. Die ziemlich zahlreiche Gesellschaft angesehener Herren und Frauen fand das Spiel der verstimmten Harfe und den freischwebenden Gesang unerträglich. Man wischelte sich allerlei Spott in die Ohren, und wurde einzig, den armen Mann mit einigen Kreuzern abzufertigen. Da trat Pfarrer Ruf zu dem blinden

Musikanten und sprach: „Du guter alter Mann, du hast dich zu stark angestrengt; ich will dich ablösen. Gib mir ein wenig deine Harfe!“ Der Pfarrer setzte sich auf den Stuhl des armen Mannes, stimmte die Harfe, spielte und sang eines seiner schönsten Lieder. Die Zuhörer, besonders die ihn noch nie gehört hatten, waren erschaut und entzückt. Die Kunst des Sängers wurde durch das vorhergegangene obrenbeleidigende Spiel des Stümpers noch mehr gehoben. Alle klatschten jubelnd in die Hände, und batem, noch ein Lied zu singen. „Nun wohl,“ sagte der Pfarrer; „Du aber,“ sprach er zum Blinden, „sammele indes dein Trinkgeld ein!“ Der Kreis ging, von seinem Onkel geführt, mit dem Hute in der Hand umher. Es wurden große Geldstücke hinein geworfen. Der Blinde, der sie klingeln hörte, weinte vor Freude; der Onkel rief: „O Großvater! so viel, wie heute, haben wir das ganze Jahr hindurch nicht bekommen.“ Beide, Großvater und Onkel, konnten für die reichlichen Gaben nicht genug danken, und küßten dem Pfarrer die Hände. Alle Mäße lobten seine Kunst; noch mehr aber den wohlthätigen Gebrauch, den er davon gemacht hatte.

Nachdem die Controvers-Predigten durch bischöfliche Verordnungen abgeschafft waren, wurde der confessionelle Frieden nie mehr öffentlich gekürt; in dem gewöhnlichen Umgange fielen aber immer noch kleine Redereien und Streitigkeiten vor. Pfarrer Auf mußte

die Richtigkeit des katholischen Lehrbegriffs klar und treffend darzulegen, und irrige Meinungen, die man von dem Glauben der Katholiken hatte, zum Beispiel, daß sie die Heiligen anbeten, sehr nachdrücklich zu berichtigen; wo er aber Leidenschaftlichkeit und die Absicht zu necken bemerkte, wußte er die Sache mit lachendem Munde abzumachen. Er hatte in seiner lächelnden Miene etwas ganz Eigenes, das ihm sehr gut anstand, und seinen Worten Eingang verschaffte. Von einem Andern vorgebracht, würde man seine Ausdrücke die und da zu deck gefunden haben. Allein bei seiner Art und Weise wurde der Gegner außer Fassung und zum Stillschweigen gebracht, oder zur Heterese getrimmt, ohne sich beleidigt zu fühlen.

Es war gebräuchlich, daß Pfarrer Auf bei den drei von der katholischen Kirche angeordneten Dittgängen durch ein protestantisches Dorf 109. Aren und Rabnen wurden bisher immer emporgerichtet getragen, und man betete laut. Allein nunmehr war ein neuer Pfarrer in dem Orte angestellt worden. Dieser stand in Amtstracht, und mit vielen seiner Pfarrei Angehörigen am Eingange des Dorfes, und suchte in einem lateinischen Eulogismus (einem Bernunftschlusse) zu beweisen: Vermöge des westphälischen Friedens sey einer Confession eines Ortes verboten, in einem Orte der andern Confession einen öffentlichen Religionsakt vorzunehmen; dieser Dittgang

ten aber ein solcher Akt; man müsse also Kreuz und Fahnen niederhaken und auf den Schultern tragen und stillschweigend durch das Dorf ziehen. Pfarrer Ruf wiederholte, oder wie man sich ausdrückte, resumirte den Syllogismus, wie man bei Disputationen zu thun pflegt, in lateinischer Sprache, und erwiderte dann in eben dieser Sprache: Den Vorderatz gebe ich zu; bei dem Mittelsatz aber ist wohl zu unterscheiden: *Stambulice concedo, distambulice autem nego*: Stambulisch gebe ich es zu, nicht Stambulisch aber, sprach er, die Etene runzelnd und mit angenommener Gefügkeit und entscheidend, muß ich es verneinen. Der andere Pfarrer wußte wohl nicht, daß die Türken ihre Hauptstadt Konstantinopel in ihrer Sprache Stambul nennen. Die Worte Stambulisch und nicht Stambulisch waren daher für ihn in jeder Bedeutung sinnlos. Er sagte: „Was soll dieses heißen? Das verstehe ich nicht!“ Pfarrer Ruf sprach: „Je nun, es zu erklären, habe ich jetzt nicht Zeit. Vorwärts mit Kreuz und Fahnen und lautem Gebeth.“ Der protestantische Pfarrer stand ganz verblüfft da, und sah dem Zuge lange nach. Die katholischen Bauern aber sagten zu den evangelischen, wenn sie in der Folge einander antrafen: „Nicht wahr? unser Herr Pfarrer hat dem euzigen recht gut geantwortet. Dieser mußte selbst bekennen, daß er die Sache nicht verstehe.“ In folgenden Jahren wurde gegen den Kreuzgang nicht mehr protestirt.

Eines Tages kam Pfarrer Ruf wieder einmal in das Gastzimmer des Posthauses zu Tinkelsbühl. Mehrere Rathsherren und angesehenen Bürger waren bei einem Glase Wein versammelt. Ein evangelistischer Kaufmann nannte seinen Hund Pabst. „Pabst! Pabst! rief er laut; komm her, da hast du Brod.“ Die Katholischen unter den Anwesenden sagten zu dem Pfarrer Ruf: „Haben Sie Das gehört, Herr Pfarrer?“ „O ja wohl,“ sagte der Pfarrer.

„Ja, leiden Sie dieses?“ sagten sie. „Haben Sie nichts dagegen einzuwenden?“

„Nicht das Geringste,“ sprach er. „Das ist uns unbegreiflich,“ sagten die Katholiken.

„Das ist leicht zu begreifen,“ sprach Ruf. „Wie Katholischen haben schon unsern Pabst in Rom. Wenn der Herr meint, der Pabst hier am Ofen sey für seine Kirche gut genug, was geht das uns an?“ Alle Mäße, katholische und evangelische, lachten; der Kaufmann aber bezahlte eilig seine Zechen und entfernte sich.

Die Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth waren, als der letzte Markgraf, der keine Kinder hatte, und die Regierung niederlegte, unter die preussische Krone gekommen. Pfarrer Ruf, der vor einiger Zeit Defau geworden, wurde mit seinen Kapitularen nach Ansbach eingeladen, den Huldigungsseid zu leisten. Der Defau las zuvor die Eidformel aus für sich, fand sie unbedenklich und alle huldigten.

Nach dem feierlichen Aste lud der königliche Commissär den Desan und dessen Geistliche zur Tafel ein. Desan Auf merkte wohl, daß es darauf angesehen sey, ihn und seine Mitbrüder in Verlegenheit zu setzen. Er sprach: „Es ist heute Freitag; wir Katholiken haben heute Fasttag. Ich bedaure sehr, daß wir von der angebotenen Gnade keinen Gebrauch machen können; es wäre von uns unbescheiden, zu verlangen, und Fastenspreisen vorzusetzen.“

„Hi,“ sagte der Commissär, ein königlicher geheimer Rath, „was um Munde eingeht, verunreiniget das Herz nicht.“

„Das ist unbegreifelt gewiß,“ sprach der Desan. „Allein,“ fügte er mit seinem ihm eigenen, unwiderstehlich zur Heiterkeit stimmenden Lächeln bei, „Ihre Excellenz werden deshalb doch nicht behaupten wollen, Adam im Paradiese habe den Apfel mit dem Hintern angebissen?“ Alle lachten; der Commissär selbst konnte sich des Lächelns nicht enthalten. Er lud den Desan und dessen Mitbrüder auf einen andern Tag zur Tafel ein, welche Einladung dann auch mit Freuden angenommen wurde. Alle wurden prächtig bewirthet. Der Commissär lernte den Desan wegen seiner Einsichten und Kenntnisse sehr schätzen, gewann ihn lieb, und alle Geschäfte, auch die schwierigsten, wurden in der Folge mit Leichtigkeit abgemacht.

7. Das Gymnasium.

Nachdem ich zwei bis drei Jahre in der lateinischen Schule zu Dinkelsbühl unterrichtet worden, sagte der treffliche Lehrer, Herr Benefiziat Lehnauer, meinem Vater, ich sey nun, wie er glaube, fähig, in die fünfte Gymnasialklasse einer größern Studienanstalt aufgenommen zu werden. Denn damals nannte man die vier lateinischen Schulen und die zwei höheren Klassen, Poesie und Rhetorik, zusammen das Gymnasium. Er könne, sagte Herr Lehnauer, da ihm immer neue Schüler zugewiesen werden, denen er seine Aufmerksamkeit widmen müsse, mich nicht mehr hinreichend beschäftigen.

Mein Vater entschloß sich daher, mich an das Gymnasium in Dillingen zu schicken. Er schrieb an einen angesehenen Bürger in Dillingen, den Buchbinder Speck, den er von frühern Zeiten her kannte, ob er mich wohl in Kost und Wohnung nehmen wolle?

Der wackere, sehr verständige Mann war ehemals Bürger in Dinkelsbühl gewesen. Mein Vater hatte ihm die Kanzleiarbeiten, das Binden der Rechnungen, so wie die Lieferung des Papiers und anderer Schreibmaterialien zugewiesen; und wurde deshalb von ihm zu Gevatter gebeten. Bei der großen Theuerung im Jahre 1770 entstand in der Stadt eine Hungersnoth. Das Dinkelsbühler Malter Korn kostete 100 Gulden — was über der Thüre des Gasthauses zum Raben,

daß in jenem Jahre erbaut worden, in eine Marmorplatte eingegraben zu lesen ist. Mein Vater bezog einen Theil seines Gehaltes in Getreide. Da es nun auch seinem Vorrath sehr hart ging, so versah mein Vater den guten Mann mit dem ihm nöthigen Getreide, zu dem gewöhnlichen mittleren Schrankenpreise der früheren gesegneten Jahre.

In der Folge kaufte der unternehmende Mann das Anwesen des Buchbinders Schnabel in Dillingen, der keine Kinder hatte und sich Altershalber in Ruhe begeben wollte. Der Käufer mußte Haus und Werkstätte freilich mit nicht geringen Schulden übernehmen. Allein an einem für einen Buchbinder so vortheilhaften Plage — einer Universität — konnte er sie bald abzahlen; und sah sich überdies in einen nicht unbedeutenden Wohlstand versetzt.

Seine Antwort auf den Brief meines Vaters hätte nicht freundlicher lauten können. Er schrieb: Er habe zwar noch nie Studenten in Kost und Wohnung genommen, allein aus Pflicht der Dankbarkeit mache er sich zur großen Freude, mich in sein Haus aufzunehmen. Das Kostgeld, das er verlangte, war äußerst billig. So hat die Menschenfreundlichkeit meines Vaters ihm, gegen alle seine Erwartung, schöne Früchte getragen.

Zwei Studierende aus meiner Vaterstadt, die zu Dillingen Philosophie hörten, erboten sich, mich dahin mitzunehmen. Es ist mir unvergesslich, wie mein

Vater, als ich in die Kutsche gestiegen war, mir noch einmal die Hand reichte, und seine Ermahnungen mit wenigen Worten noch einmal kurz wiederholte: „Behalte Gott vor Augen, meide alles Böse, bethe und studire fleißig.“ Sein väterliches Angesicht, voll liebevollen Ernstes und nicht ohne Wehmuth, sah ich noch jetzt im Geiste. Es war das letzte Mal, daß ich ihn gesehen habe. Indem ich dieses schreibe, treten mir Thränen in die Augen!

Als ich in Dillingen angekommen war, begrüßte mein neuer Hausherr, oder vielmehr Hausvater, der mich in Dinkelsbühl nur als ein kleines Knäblein gesehen hatte, mit Freude und großer Freundlichkeit. Ein helles, heiteres Zimmer im obersten Stode, das eine schöne Aussicht über die Stadtmauer hin auf die Donau hatte, stand für mich bereit; es war mit Tisch, einem Paar Sesseln, einem Schreibpulte und einem reinlichen Bette versehen. Er ließ mein Koffer dahinbringen, und führte mich dann zu dem Professor der Klasse, in die ich aufgenommen zu werden wünschte.

Der Professor, Joseph Hermann sah, weil ich sehr klein war, mich etwas bedenklich an, legte mir aber ein lateinisches Buch vor, und hieß mich sowohl Prosa als Verse, mündlich in das Deutsche übersetzen. „Nun wohl,“ sagte er, „es wird gehen. Er ist hiemit in diese Klasse aufgenommen, und er wird, wie ich denke, einen guten Fortgang machen.“

Das Gymnasium, ein noch von den Jesuiten

aufgeführtes, ansehnliches Gebäude, enthielt im ersten Stocke die Lehrzimmer für die lateinischen Schulen — im zweiten die Hörsäle für Schüler der Poesie und Rhetorik. Als ich das erstemal in meinem blauen Mäntelchen, wie denn damals alle Studenten Mäntel tragen mußten, das große, einem Ballaste ähnliche Haus betrat, versammelten sich die kleinen Studentchen der untersten Klasse um mich, und riefen freudig: „Nicht wahr, du kommst auch zu uns?“ „Nein,“ sagte ich, „ich bin bereits in die fünfte Klasse aufgenommen.“ Da stoben sie auseinander, wie wenn ein Hecht kam, die kleinen Fischchen entflohen, denen ich manchmal Brod von einem geländerten Stege zugeworfen hatte.

Als ich in den geräumigen Lehrsaal der Poesie trat, betrachteten mich die bereits versammelten Studenten, die wohl alle um einen Kopf größer waren, als ich, etwas befremdet und kopfschüttelnd. Der größte unter ihnen, der bisher immer im Fortgange der letzte in der Klasse gewesen war, rief: „Gottlob nun werde ich doch noch einen hinter mir haben.“ Bei der ersten Segung aber, da nach dem Ergebnisse der schriftlichen Arbeiten jedem sein Plaz in den Schulbänken angewiesen wurde, kam es zu seiner Verwunderung und Betrübnis ganz anders.

Professor Hermann war ein sehr liebenswürdiger, freundlicher Mann, überaus weise und fromm, ein wahrer Vater der Studenten, wie denn

damals überhaupt das Verhältniß des Lehrers zu den Schülern ein väterliches war. Noch jetzt schwebt mir das Bild des edlen Mannes lebhaft vor Augen. Sein blühendes Angesicht glich dem eines unschuldigen Jünglings. Alle Schüler ehrten und liebten ihn als ihren Vater, und nahmen in allen ihren Angelegenheiten ihre Zuflucht zu ihm.

Sehr oft, ehe ich es dachte, stand er in meinem Zimmer. Er untersuchte die Bücher, die ich las, fragte den Hausvater und die Hausmutter, welche Kameraden ich habe, ob ich zu rechter Zeit nach Hause komme, kurz, wie ich mich in Allem betrage.

Sobald der Frühling anbrach, machte er, so wie den ganzen Sommer hindurch, wenn die Witterung günstig war, Abends mit seinen Schülern einen Spaziergang. Wir versammelten uns an der Pforte des Kollegiums und begleiteten ihn wieder dahin zurück. Er machte uns auf die Schönheiten der Natur aufmerksam; er hatte Phantasie und Geschmac, und war recht zu einem Professor der Poesie geschaffen. Er hatte allemal ein Buch bei sich, aus dem er, was er für Jünglinge geeignet fand, vorlas. Aus der heiligen Schrift wählte er z. B. den 103. nach dem Hebräischen den 104. Psalm. Wir alle waren davon entzückt und empfanden für die heilige Schrift große Ehrfurcht. Ein andermal las er die Geschichte von David und Goliath vor, in der die handelnden Personen, der Schauplatz, die anschauenden Kriege-

heere überaus einfach, klar und anschaulich dargestellt sind.

Sie und da las er uns auch Gedichte von deutschen Dichtern vor — zum Beispiele Oden von Ramler, und von diesen gerade diejenigen, die ich auch jetzt noch für die schönsten halte. Als: „Von dem Frieden, an die Könige, und auf die Zurüdkunft des Königs Friederich II.“ Auch mit einzeln lateinischen Gedichten, die in den vorgeschriebenen Schulbüchern nicht vorkamen, machte er uns bekannt. So las er einmal das Gedicht von Propertius: „*Quis aut horrendus, primus qui protulit enses etc.*“ Wer war der Schreckliche, der zuerst das Schwert erfand?“ Eine Stelle verstanden wir nicht, in der von Soldaten gesagt wird, sie pflegen „*bella depingere vino*“ — die Schlachten mit Wein abzumalen.“ Er aber erzählte sehr heiter: „Wenn die Soldaten beim Weine beisammen sitzen, und von ihren gewonnenen oder auch verlorenen Schlachten reden, und eben keine Kreide bei Handen ist, so zeichnen sie auf dem Tische mit Wein: „Hier stand der Feind; dort wir u. s. w.“ und wir alle fanden nun die Worte des Dichters sehr treffend und malerisch.

De laschad, Professor der obersten Gymnasialklasse, im folgenden Jahre mein Lehrer, war ein sehr ernstlicher, und wenn er nicht eben dozirte, fast einsylbiger Mann. Ehe die Lektion anging, pflegte er auf dem Gange vor dem Hörsaale auf und ab zu gehen.

Gegen mich zeigte er eine besondere Zuneigung, vermuthlich, weil ich eine arme Waise war. Er winkte mir, wenn ich die Stiege herauf kam, ging aber manchmal auf dem Gange ein oder zweimal auf und ab, bis er wieder einige Worte vorbrachte. Ein Buchhindergefelte von durchaus untadelichem, sitzlich-gutem Betragen, der aus Basel und ein trefflicher Arbeiter war, sich aber zur Lehre Kalvins bekannte, jedoch die katholischen Predigten fleißig besuchte, schien ihm sehr am Herzen zu liegen, und er fragte mich öfter, ob der wackere Mann keine Reigung zeige, katholisch zu werden.

Professor Delafschad wußte die Reden des Cicero, den er bewunderte, trefflich zu erklären. Er schickte allzeit eine Einleitung voraus und zeigte, welche schwere Aufgabe der Redner zu lösen hatte, machte treffende Bemerkungen über einzelne Stellen und gab am Ende eine Uebersicht über die schöne Anordnung des Ganzen. Wir konnten uns von der Vortreflichkeit des großen Redners einigen Begriff machen. Mit Virgils Aeneis wußte er uns nicht so ergreifend vertraut zu machen. Zwar erklärte er jede Stelle sehr genau und richtig, allein zu dem hohen Schwung des Dichters erhob er sich nicht. Es fehlte ihm an Phantasie. Im Vergleich mit Professor Hermann konnte man sagen: Der Dichter muß geboten, der Redner kann gebildet werden. In der That war er ein denkender Redner, bei dem jedes Wort überdacht war.

Es lohnt sich der Mühe, auf die ganze Lehranstalt noch einen Blick zu werfen. Alle Professoren des Gymnasiums und auch der Philosophie und Theologie, bewohnten das ehemalige Kollegium der Jesuiten, alle speiseten an Einem Tische. Jedem waren ein paar Zimmer eingeräumt; auch war sonst für Verpflegung und Bedienung hinreichend gesorgt. So konnten sie, frei von Hausorgen, sich ganz ihrem Berufe widmen, und auch bei der gemeinschaftlichen Lebensart einander ihre Ideen und Erfahrungen mittheilen, und zu einem Zwecke hinwirken.

Die Anstalt war aber nicht bloß auf Unterricht berechnet, sondern auch und zwar ganz vorzüglich auf Erziehung für Religion und Sittlichkeit. Das Studirjahr wurde sehr feierlich mit einem Hochamte und dem Gesange „Veni sancte Spiritus, Komm, heiliger Geist“ eröffnet. Alle Tage der Woche versammelten sich alle Schüler in ihrer Klasse und gingen dann von ihrem Professor begleitet, Paar und Paar in die Kirche, das heilige Messopfer anzuhören. An jedem Sonntage predigte ein Professor des Gymnasiums, an höheren Festen ein Professor der Universität. Jede Lehrstunde wurde mit Gebeth angefangen und beschlossen. Es bestand ein Seminar für Knaben und Jünglinge vom Bürgerstande, und ein Pensionat für Jünglinge adeliger Abkunft. Auch wurde sehr darauf gesehen, daß alle Studirende nur in tadellosen Bürgerhäusern Kost und Wohnung nahmen.

Noch verdienen drei Anstalten besonders bemerkt zu werden, für die Schüler der lateinischen Schulen, für Jünglinge der höheren Gymnasialklassen, und für die Studirenden der Universität — das Hörsaal, die kleine, und die große Congregation genannt. In jeder dieser Versammlungen fanden von Zeit zu Zeit Andachten statt, und für alle Klassen wurden besondere, ihrem Alter angemessene Vorträge gehalten.

Die größere Congregation hatte das Gute, daß die Studirenden, auch wenn sie von Dillingen sich längst entfernt hatten, weit umher in der Welt zerstreut, und in Amt und Würde standen, doch noch Mitglieder blieben, jährlich von sich Nachricht gaben, und auch ihnen alle Jahre ein gedrucktes Verzeichniß derselben, nebst dem Geschenke irgend einer interessanten Schrift zugesandt wurde. So blieben alle in Verbindung, und jeder wußte, wo seine ehemaligen noch lebenden Mitschüler sich aufhielten, oder welche aus ihnen gestorben seien.

8. Mein Hausvater und sein Haus in Dillingen.

Meines Hausherrn oder vielmehr Hausvaters und seines Hauses, in dem ich zwei Jahre aufwuchs und vergnügt gelebt habe, denke ich noch immer mit Vergnügen.

Hr. v. Schmid Erinnerungen I. B. 8

Ein kleiner Umstand empfahl mich sogleich zu Anfang ihm sehr. Er hatte ein Heft kleiner, bloß mit Bleistift gezeichneter Landschaftchen, z. B. Ruinen alter Ritterburgen, eine Fischerhütte von Weiden beschattet, am Wasser, auf dem man ein Schiffelein sah; ein Jägerhaus mit einem Paar Tannenbäumen und einem Hirschgeweih am Giebel, eine Einsiedelei mit Kapelle und Klausnerzelle. Die Bildchen gefielen mir; sie glichen den Bignetten von Buchdruckerstöcken, die man hie und da in alten Büchern findet. Ich zeichnete sie ab. Der Hausherr lobte meine kleine Kunst und sprach: „Sie könnten mir damit eine große Gefälligkeit erweisen.“ Er hatte eben Taschenkalender in Arbeit, die er sehr zierlich in feines, braunes Leder band und mit denen er Neujahrsgeschenke machen wollte. „Zeichnen Sie mir,“ sagte er, „solche Landschaftchen auf die Deckel der Almanache.“ Er gab mir dazu die Farbe, die bloß aus Essig bestand, in den er Eisen gelegt hatte. Die Zeichnungen waren Anfangs sehr blaß, wurden aber auf dem braunen Grunde bald vollkommen schwarz, nahmen sich sehr gut aus, und fanden Beifall. Eine vornehme Frau sagte, wie er mir lächelnd erzählte: „Dies scheint mir eingelegte Arbeit zu seyn, und gleicht ganz den gegenwärtig sehr beliebten Holzarbeiten.“ So kamen die Zeichnungsstunden, die mein Vater mir hatte geben lassen, mir schon jetzt sehr gut zu Statten.

Zunächst bei Dillingen, zwischen der Stadt und einem an der Donau gelegenen Wäldchen von Erlen und Weiden, Pappeln und Köpen befand sich ein großer, unangebauter Raum, das Ried genannt. Die Bürgerschaft der Stadt war darüber einig geworden, diesen Platz unter sich zu vertheilen. Mein Hausherr benützte seinen Antheil zu einem Garten, und ließ darin nur aus Holz, ein kleines Sommerhaus erbauen, das auf vier Säulen ruhte und oben ein recht artiges Zimmer enthielt, das er selbst austapete. Eine schmale Stiege mit einem Geländer versehen, führte dazu hinauf. Es hatte anstatt der Glasfenster nur Läden, und Gitter, die man auf- und zuschieben konnte.

Im Frühlinge und Sommer ging er mit mir an jedem schönen Abende dahin, und ließ auch unser Abendessen dahinbringen. Gewöhnlich spielte er auf der Laute und sang dazu. Einmal an einem überaus schönen Abende blieben wir bis spät in die Nacht. Der Mond schien spiegelhelle, und beleuchtete das nahe Wäldchen. Zwei Nachtigallen schlugen wechselweise, als wetteiferten sie, einander zu übertreffen. Der herrliche Gesang hatte, umal in der tiefen Stille der Nacht, etwas Bezauberndes. Mein Hausherr legte die Laute weg; wir beide konnten nicht satt werden, die mannigfaltigen, bald leisen bald starken, bald hohen bald tiefen Töne zu bewundern.

Da wurde plötzlich an der Thüre geklopft. Der

Hausherr schob eilig den Kiegel an der Thüre vor, und sagte, indem er auf seine Taschenuhr sah, leise: „Wir haben uns verspätet; es ist bereits in der zwölften Stunde. Wenn nur kein Räuber uns überfallen und plündern will!“ Wir blieben lange, in nicht geringer Verlegenheit, stillschweigend sitzen. Das Klopfen wiederholte sich von Zeit zu Zeit; es waren fast allemal drei sehr deutliche Schläge, manchmal auch nur zwei. Indes wurde die Nacht sehr kühl, wir fingen an, Frost zu empfinden. Hier zu übernachten, wäre uns beiden sehr unangenehm gewesen. Ich schob, sobald es wieder klopfte, das Fenstergitter zurück, von wo man auf den Antritt vor der Thüre sehen konnte. Ich sah Niemand. Nun war alle meine Furcht verschwunden. „Ein Mensch, der uns schaden könnte,“ sagte ich, „ist es nun einmal nicht, und vor einem Geiste fürchte ich mich nicht!“ Meinem Kostherrn aber, für so aufgeklärt er sich hielt, schien es doch etwas bange zu seyn. Ich dachte der Belehrungen meines Vaters, solche Begebenheiten näher zu untersuchen, und trat hinaus auf den Antritt, wo ich die ganze Thüre ins Auge fassen konnte. Ich entdeckte nun, woher das Klopfen kam. Ich hatte meinen Studentenmantel, der mit zwei Tragbändern, die unter den Schultern durchliefen und auf dem Rücken befestigt wurden, über das Stiegengeländer zunächst der Thüre geworfen. Als die Nachtluft etwas stärker wehte, und den Mantel in Bewegung

setzte, hatte der ziemlich große messingene Knopf des Tragbandes an der Thüre angeschlagen. Das war Alles. Auch der Hausherr überzeugte sich, daß es so sey. Wenn wir, ohne die Sache zu untersuchen, in dem Gartenhause übernachtet hätten, so würden wir, da bei zahlreichen Verwandten und Bekannten während eines Jahres immer ein oder der andere Todesfall sich ereignet, sehr geneigt gewesen seyn, diesen Klopfen, wie man zu sagen pflegt, für eine Anmeldung zu halten. Mein seliger Vater hatte sehr recht, daß man solche Zufälle genau untersuchen müsse.

Welch ein unternehmender Mann mein Hausherr war, davon nur ein Beispiel. Er hatte von seinem Vorfahrer einen zahlreichen Verlag von ungebundenen Büchern übernommen. Der bedeutendste Theil derselben bestand aus größeren und kleineren Erbauungsschriften, die aber, obwohl der Inhalt gut war, an Sprache und Stil veraltet und durch neuere Bücher der Art verdrängt, wenig Abgang mehr fanden. Die übrigen waren meistens lateinische Schulbücher und Schulbüchlein, die bei der verbesserten Lehrart nicht mehr vorgeschrieben waren, aber dennoch zum Privatgebrauche dienen konnten. Auch befanden sich darunter schätzbare neuere lateinische Dichter, zum Beispiele Gerva, Vida, Vaniere.

Der neue Besitzer stellte nun, zu den zwei Gesellen, die er schon hatte, noch zwei andere gute Arbeiter an, und ließ alle diese Bücher, die Andacht-

bücher sehr gut, die übrigen nur leicht weg, jedoch in hübsches farbiges Papier binden. Er kaufte einige Werke von großem Werthe, die eben sehr geschätzt und gesucht waren, und band sie so prachtvoll als möglich. Hierauf kündete er in der Zeitung eine Bücherlotterie an, in der die ersten Preise aus lothbaren Büchern, die er in der gedruckten Anzeige nannte, bestünden, viele andere Bücher sehr brauchbar und nützlich seyen, in der Lotterie übrigens sich lauter Treffer und keine Fehler befänden. Alle Loose wurden in Beiseyn zweier Rathsherren, in eine Urne gethan und versiegelt. Das Loos kostete nur 6 kr. Er miethete drei oder vier Krämerstände, die er gedrängt voll Bücher stellte. An dem bedeutendsten Jahrmärkte zu Dillingen wurde die Lotterie eröffnet. Zwei Abgeordnete des Magistrates wohnten der Ziehung bei.

Der Andrang der Leute war ungeheuer groß, die Loose gingen reißend ab. Einige Herrschaften, die den Jahrmärkte besuchten, und in dem Gasthose zum Stern, den Bücherständen gegenüber, eingesekehrt hatten, ließen durch ihre Bedienten immer hundert Loose auf einmal abholen. Sie bekamen ganze Körbe voll Bücher, und hielten nun, wie ehemals die Bibliothek des berühmten Ritters von der traurigen Gestalt gemustert wurde, Gericht über die Bücher. Was ihnen nicht taugte, warfen sie zum Fenster hinaus. Da entstand nun ein großes Getümmel von einigen

Studenten, vielen Soldaten und Handwerksgefelln, auch Gassenbuben, welche die Bücher auftrugen, zankten und stritten. Die Herrschaften ergögten sich sehr an diesem Schauspiele, und ließen bis zum Abende immer neue Körbe voll Bücher kommen.

Der Besitzer des Bücherglücksbafens war übrigens mit dem Erfolge seines Unternehmens sehr zufrieden. Er wurde einer ihm lästigen Masse von Büchern los, und fand dabei keinen geringen Gewinn. Auch das Publikum gewann dabei. Besonders waren die deutschen Erbauungsbücher, trotz der veralteten Schreibart, die dem Volke nicht auffiel, von lehrreichem und heilsamen Inhalte. Unter einer rauhen Schale verbargen sie einen gesunden, kräftigen Kern.

Einige Bücherfreunde besuchten die Werkstätte des belefenen und gesellschaftlichen Buchbinders sehr oft.

Am öftesten kam Herr Doktor Hoser, Professor der Medizin und ein trefflicher Anatomiker, der viele und sehr geschätzte, theuere medizinische Schriften anschaffte und sie überaus schön binden ließ. Er war noch unverheirathet und sagte, halb im Scherze, halb im Ernste: „Bevor meine Bibliothek nicht vollständig ist, wage ich es nicht, mich zu verheirathen; es möchte sonst Einsprache geschehen, daß ich so vieles Geld für Bücher ausgebe.“

Ich machte mir eine Angelegenheit daraus, den Herren Professoren die gebundenen Bücher zu überbringen, und so auch dem Herrn Professor Hoser.

Nach einiger Zeit bekam ich das kalte Fieber, welches manche an der Donau Neuankommende zu überstehen haben. Herr Doktor Hoser besuchte mich mehrmal in der Woche; als ich vollkommen hergestellt zu ihm kam, um das Honorar für seine vielen Gänge zu entrichten, sprach er: „Ich nehme durchaus nichts — aus Dankbarkeit für die vielen Gänge, die Sie mit meinen Büchern gemacht haben.“

Ein ällicher Kanonikus, Herr Rachler, kam sehr oft, durchblätterte die meisten Schriften, die eben Aufsehen erregten, und von dem Adel, den Offizieren und Regierungsräthen zum binden hergeschickt worden. Von den Professoren fanden sich nur Klassiker, oder Werke ihres Faches vor. Der Kanonikus hatte eine gute Beurtheilungskraft und vielen Witz. Einmal fiel ihm in einer Flugschrift eine Stelle auf, die sich sehr stark gegen die reichen Verzierungen der Kirchen aussprach. Er las sie vor, nahm dann eine neugebundene Bibel, die auf dem Arbeitstische lag, und las laut und mit Nachdruck, wie viel Salomon für den Bau und die Auszierung des Tempels verwendet hatte. „Unsere Fürsten,“ sagte er, „sind freilich nicht so reich, wie Salomon, sie können nicht so viel thun; sie sollten doch aber auch nicht weniger thun, als sie wohl könnten, am wenigsten sollten sie die wohlverworbenen Einkünfte der Kirchen zu Verherrlichung des Gottesdienstes — nicht beschränken.“

Einmal erzählte er, ein Maler habe das Bildniß

des Apostel Paulus, mit einem offenen Buche in der Hand gemalt, und ihn gebeten, einen Spruch des Apostels zu sagen, den man süglich hineinschreiben könnte. Der Kanonikus fand das Bild nicht gelungen und vieles daran zu tadeln. Er sagte daher: Schreiben sie hinein: I. Cor. 4, 3. *Mihi pro minimo est, quod a vobis judicer.* „Mir liegt nicht das Geringste daran, daß ich von euch beurtheilt werde.“

Unter anderen Studirenden kam gar oft ein junger Italiener in das Haus, der sich in Dillingen aufhielt, die deutsche Sprache zu erlernen; um der Universität beigezählt zu werden, ließ er sich in die Vorlesungen über Naturkunde einschreiben. Er wollte durchaus nicht glauben, der werthe Herr Buchbinder heiße Sped. „Das ist Sausfleisch,“ sagte er, „so heißt kein Mensch.“ Er blieb ungläubig, bis Herr Sped ihm einige Adressen von Briefen vorzeigte. Einmal hatten die Studirenden einen Ausflug in eine benachbarte Stadt vor. Drei von ihnen hatten einen viersitzigen Wagen bestellt, und sie bedauerten, daß der Italiener den vierten Sitz, den sie ihm aufgespart, nicht einnehmen könne, weil er schon ein Reitsperd gemiethet habe. Er aber sagte: Das habe nichts zu sagen, er wolle sogleich machen, daß der Pferdeeigenthümer selbst die Miethe ihm aufkünde. Er wohnte in dem Hause eines Schneiders, und nahm einen Ellenstab unter den Arm. „Sie werden ihn doch nicht schlagen wollen!“ riefen die Studenten.

„Warum nicht gar!“ sagte er lachend, ging in den Stall, und fing an die Länge des Pferdes zu messen. Der Herr des Pferdes fragte, was das heißen sollte? Er antwortete, er habe im Sinne, ein kleines Köfferlein hinten aufzupacken, und wolle bloß sehen, ob dazu auf dem Pferde genug Raum sey. Der Pferdeverleiher ward sehr aufgebracht, sagte ihm den Vertrag auf, und sagte ihn zur Ställe hinaus.

Sehr angenehm war es mir, daß immer viele Bücher zum Einbinden gebracht wurden, in denen ich, so lange sie ungebunden waren, oft noch bis spät in der Nacht, mit jugendlicher Wißbegierde las. Ich hielt mich jedoch vorzüglich an Boetie, die der Lehrgegenstand meiner Klasse war. Ich hatte schon zu Hause eine Sammlung von Habeln gelesen, denen die Namen der Verfasser nicht beigefügt waren. Jetzt fielen mir Gellerts sämtliche Habeln in die Hand, und es freute mich, daß mir in jener Sammlung gerade Gellerts Habeln am meisten gefallen hatten, und ich beinahe alle auswendig wußte. Kleists Frühling las ich mit einem Entzücken, das jetzt (eben jetzt, da ich dieses schreibe, ist es 100 Jahre, daß dieses schöne Gedicht erschienen war) noch nicht erloschen ist. Eben so gefiel mir Kleists wunderschöne Troste — Trin.

Ich las nun wohl auch manches Buch, das eben nicht für Jünglinge geschrieben seyn dürfte. Ich nenne hier nur Werthers Leiden. Vieles in dem

Buche zog mich sehr an, vieles stieß mich aber eben so sehr ab. Der hinreißende Styl, so manche sinnreiche Bemerkung, das lebhafteste Gefühl für das Große und Schöne in der Natur ergriff mich; nur konnte ich Werthers Wunsch nicht theilen, ein Mailänder zu werden, um in den Blüthen recht herumwühlen zu können. Seine unglückliche Neigung erregte mein Mitleid; aber auch meinen Unwillen, daß er seine Leidenschaft nicht bekämpfte, sondern, wie er selbst sagt, seinem Herzen allen Willen that, und so an seinem Unglücke selbst Schuld war. Die Geschichte zeigt sehr folgerichtig und klar, daß man auch bei großem Verstande, wenn man sich solcher Schwärmerei hingibt, ein Narr werden könne — und diente mir zur Warnung. Noch hatte das Lesen dieses Buches den Nutzen für mich, daß mir Schriften, die ähnliche Begebenheiten schwach und süßlich behandeln, so vorlamen, wie einem, der starken Wein trank — und nun Meth verkostet.

Neben meinem Zimmer befand sich eine Kammer voll alter gebundener Bücher, die schon etwas abgemüht waren, und die deshalb nicht ausgelooht worden. Es war mir eine Herzenslust, diese Bücher zu durchsuchen. Da fand ich ein Buch, in Würzburg in groß Octav gedruckt, das auserlesene Stellen aus den lateinischen Klassikern in Prosa enthält. Cicero's Briefe gefielen mir vorzüglich. Jedem Briefe war eine kurze Einleitung vorangeschickt, die den Leser in

das Verhältniß verlegte, in dem der Brief geschrieben worden. Es waren Glückwünsche, Trostbriefe, Empfehlungsschreiben und dergleichen. Ich konnte diese Briefe, diese Klarheit, diese Einfachheit bei aller Zierrlichkeit, diese Abrundung nicht genug bewundern. Ich las sie so oft, daß ich sie beinahe auswendig wußte. Am Ende des Studirjahrs erhielt ich den Preis aus dem lateinischen Briefe.

Ein alter Jesuit, ein sehr ernstler etwas verber Mann, groß und ansehnlich von Gestalt, eibgrau und bereits von Alter gebeugt, der kein Amt mehr bekleidete, aber ehemals, als ein ausgezeichnete Philolog, sehr geschätzt war, begegnete mir auf dem Gange des Collegiums. „Du,“ sprach er, „komm mit mir in mein Zimmer.“ Ich ging mit ihm. „Nun,“ fing er an, „den Preis, der dir zuerkannt worden, nimmt dir Niemand mehr; den Brief hast du aber doch nicht geschrieben. Bekenne, wo hast du ihn her?“ Ich erzählte, wie es mir möglich geworden, diesen Brief zu schreiben. „Nun wohl,“ sprach er, „ich glaube dir; was du da sagst, leuchtet mir ein. Es war immer meine Meinung, sprach er weiter, Cicero's umfangreiche Reden seien nicht für Jünglinge; nur ein Mann der im römischen Staate wie zu Hause ist, kann diesen großen Redner ganz verstehen und würdigen. Für Jünglinge sind nur einzelne Briefe Cicero's, oder auch aus seinen Reden ausgewählte Stellen, die für sich ein Ganzes aus-

machen, verständlich und anziehend. Wenn man die Schüler damit bekannt machte, so würden sie die römische Litteratur lieb gewinnen und angeregt werden, sich auch noch in späteren Jahren mit diesen Meisterwerken vertrauter zu machen. So aber meinen junge Leute, die mit Hülfe des Lehrers, eine oder die andere Rede des großen Redners mühsam durchgegangen haben, sie wüßten nun genug davon, und bekümmern sich weiter nicht mehr darum. In den Geist der alten Römer, sowohl in Hinsicht des Inhaltes als der Form einzubringen, sollte den höheren Studienanstalten aufgespart werden."

Ich führe diese Aeußerung, so wie die kleine Begebenheit, wodurch sie veranlaßt wurde, bloß an, weil sie mir der Beachtung werth scheint.

9. Denkwürdige Errettungen.

Noch kann ich zwei denkwürdige Errettungen aus Lebensgefahren hier nicht mit Stillschweigen übergehen.

Es befand sich damals in Lauingen eine große Niederlage von Salz, das von da aus weiterhin, vorzüglich nach Württemberg, geliefert wurde. Das Salz wurde von Salzburger Schiffen, auf großen,

mit 12 bis 20 Werden bespannten Schiffen, auf dem Donaustrom aufwärts geführt. Als ich eines Tages durch die schöne Allee, von der Stadt zu dem Zollhause nächst der Donaubrücke, einen Spaziergang machte, kam eben ein solcher Zug die Donau herauf. Ich blieb nahe am Hause stehen, um zuzuschauen. Ein starker eichener Pfahl war hier eingerammelt, damit das Schiffseil, wegen Krümmung des Wasserpfades, das Haus nicht beschädigte. Das Seil bildete, von dem Pfahle abgehalten, hier einen starken Winkel. Ohne eine Gefahr zu ahnen, ohne zu denken, warum, blickte ich auf den Pfahl; es war mir nicht anders, als hätte man mir den Kopf umgedreht. Da sah ich, daß das Seil an dem Pfahle bis zum Rande heraufgerückt und auf dem Punkt war, von dem Pfahle abzuglitschen. Augenblicklich warf ich mich ur Erde nieder. Das Seil fuhr über mich hin, und schlug die jungen Obstbäumchen, die am Hause gepflanzt waren, entzwei, und auch von dem Mauerwerke der Hausdecke wurden Kalk und Steine abgerissen. Ich konnte Gott für diese glückliche Errettung nicht genug danken.

Noch ein Ereigniß dieser Art ist folgendes.

Eines Morgens kam Professor Delaschad in das Schulzimmer. Er befand sich, was man ihm ansah, sehr unwohl und hatte zur Ader gelassen; er war nicht im Stande Lektion zu halten, legte uns eine Hausaufgabe vor, und ermahnte uns, sie fleißig zu

bearbeiten, und still und ruhig nach Hause zu gehen. Als der Professor sich entfernt hatte, kamen wir mit einander überein, den Vormittag auf fleißige Bearbeitung der Aufgabe zu verwenden, am Nachmittag aber eine Wasserfahrt zu machen, wozu sich eine schöne Gelegenheit darbot. Die Donau war ausgetreten und hatte das Thal von dem linken Ufer an, auf dem Dillingen liegt, bis an das rechte Ufer, an den Anhöhen jenseits überschwemmt. Das ganze Thal glich einem großen See. Viele Einwohner der Stadt ließen sich auf Schiffen spazieren fahren, und besuchten wohl auch einige der jenseitigen Ortschaften. Wie wir Studenten an das Wasser kamen, erblickten wir zwei Schiffe an dem Lande befestigt, aber keinen Schiffer dabei. Wir lösten eines der Schiffe ab, stiegen ein, und fuhren ab. Allein das Schiff wurde von dem Zuge des Wassers gegen die Donau hin, mitfortgezogen. Die Gefahr war groß, es werde in die Mitte des hochangeschwollenen, reißenden Flusses gerathen, und dann an eine der vielen Brücken, unter denen er weiter hinab hindurchfließt, scheitern. Das angestrengteste Rudern vermochte nicht, das Schiff abzuleiten. Alle geriethen in große Angst.

Da erkob plötzlich von weitem her ein heftiges Rufen. Die Schifferknechte eilten auf dem andern Schiffe herbei, saßten mit einem Haken an einer langen Stange unser Schiff, und fuhren damit dem Lande zu. Die Knechte schrien im größten Joche: „Wenn

wir nicht gekommen wären, so wäret ihr alle ertrunken, und hättet überdieß unsern Meister um sein Schiff gebracht, ihr dummen Jungen!"

Darüber wurden einige der Studenten sehr aufgebracht. Es entstand ein heftiger Streit. Die Schiffer drohten, uns bei dem Professor und bei dem Rektor zu verklagen. Die übrigen Studenten aber traten in das Mittel und sprachen: „Diese braven Schiffer haben Recht; wir haben sehr unbesonnen gehandelt! Sie sind unsere Retter. Wir sind ihnen Dank schuldig; wir wollen Geld zusammen legen, ihnen ein ansehnliches Geschenk machen, und sie bitten, uns nicht zu verklagen.“ So wurde der Streit beigelegt, und alle gingen vergnügt auseinander.

Die Gefahr war noch viel größer, als wir sie uns vorgestellt hatten. indem wir viele Beispiele hörten, daß Schiffe von dem angeschwollenen Flusse mit fortgerissen worden, und scheiterten. Welch schreckliches Unglück wäre es gewesen, wenn über zwanzig Jünglinge auf einmal in den Fluthen umgekommen wären! Welcher Jammer so vieler Aeltern, Geschwister und Anverwandten! Welch ein Schmerz für alle Lehrer der Studienanstalt? Wenn die Schiffer nur etliche Minuten später gekommen wären, so hätten die vielen Jünglinge in dem Wasser einen schauerlichen Tod gefunden. Diese Begebenheit war mir immer eine Warnung vor jugendlichen Unbesonnenheiten. Auch diese Rettung, zu rechter Zeit, war

mir, wie wohl sie durch Menschenhänden geschah, ein Beweis der göttlichen Vorsehung, den ich noch zur Stunde mit Dank erkenne!

10. Wichtige Familienercignisse.

Im Herbst des Jahres 1783 habe ich meine Studien zu Dillingen begonnen. Zwei Monate nachher, um das Fest der heiligen drei Könige 1784 träumte mir, ich wandle durch eine der düstersten Straßen meiner Vaterstadt Dinkelsbühl. Einer meiner liebsten Jugendfreunde begegnete mir im Traume, und sprach zu mir: „Dein Vater ist sehr krank.“ Ich erwachte und war sehr betrübt. Ich schlief wieder ein. Da sah ich im Traume zwei Geistliche, die mir als unsre Hausfreunde wohl bekannt waren, in schwarzen Mänteln, die sie bei gewöhnlichen Besuchen nicht trugen, in unser Haus hineingehen. Ich erwachte wieder, noch bekümmert. Ich schlief noch einmal ein. Da sah ich im Traume eine Todtenbahre aus dem Hause heraustragen. Geistliche und angesehenere Herren begleiteten sie, eine Menge Volkes erfüllte die Straße. Trauergesänge und Posaunen erschollen. Ich erwachte noch betrübt und blieb es den ganzen Tag. Mein Kostherr sagte öfter: „Was fehlt Ihnen denn? Warum sind Sie so traurig?“

Ich gestand es aber nicht. Nach ein Paar Tagen kam der Kamulus meines Professors, einer meiner Mitschulirenden, und sagte: „Der Herr Professor läßt Sie rufen.“

„Nun,“ rief ich, „ist es gewiß; mein Vater ist gestorben!“ Mein Kostherr meinte, ich sey verrückt geworden. „Erst vor wenigen Tagen,“ sagte er, „war ja ein Bauersmann aus der Gegend von Dinselsbühl hier, und versicherte, Ihr Vater und alle die Ihrigen seyen gesund und wohl.“ Ich aber sagte: „Sie werden sehen, daß ich Recht habe!“ und ging.

Der Professor fing an, von wissenschaftlichen Gegenständen zu reden; ich aber dachte: „Sollte ich mich denn irren? Es ist nicht möglich!“ Endlich fragte er: „Haben Sie schon lange keinen Brief mehr von Hause erhalten?“ „Nun,“ dachte ich, „ist es doch so, wie ich glaube.“ Er sagte weiter: „Der Herr Pfarrer von Thannhausen im Kieße hat mir geschrieben, Ihr Vater sey sehr krank geworden.“ Ich sprach erschüttert: „Sagen Sie es nur gerade heraus — mein Vater ist gestorben.“ „Wer sagte Ihnen das?“ fragte er. „Niemand,“ sprach ich, „genug, ich weiß es.“ Nach einigem Zögern, und nachdem er die Krankheit als sehr gefährlich geschildert, sprach er endlich: „Er ist gestorben!“ und las mir den Brief vor. Ich brach in Thränen aus; er aber tröstete mich sehr liebevoll, und sprach vom Vertrauen auf Gott, den Vater der Wittwen und Waisen, der für

Mutter und Kinder sorgen werde, und von der Hoffnung des Wiedersehens im Himmel. — —

Solche Ahnungen im Traume, oder auf andere Weise, sind eben nichts Außerordentliches. Menschen von starken Nerven erfahren nichts dergleichen; bei Menschen aber, die zarte, sehr reizbare Nerven haben und denen eine solche plötzliche Trauernachricht lebensgefährlich werden könnte, sind solche von Gottes gütiger Vorsehung verhängte Vorbereitungen nichts Seltenes, und ich könnte viele Beispiele davon vorbringen.

Zu Ende des Sommers und Studienjahres nahmen mich einige Studirende aus Dinkelsbühl, die zu Dillingen Theologie und Philosophie hörten, mit nach Hause. Als die Kutsche, in der ich mich befand, vor der väterlichen Wohnung vorfuhr, kamen Mutter und Geschwister, die mich an diesem Tage erwartet hatten, alle schwarz gekleidet, die Treppe herab, mir entgegen. Alle weinten und jammerten laut. Es war ein trauriges Wiedersehen!

Nachdem der erste Schmerz sich gelegt hatte, erzählte die Mutter von den letzten Lebendtagen des Vaters. Als er es für gewiß hielt, er werde sterben, war seine dringendste Angelegenheit, seine Rechnungen abzuschließen, die Kasse zu übergeben, und sich sein Absolutorium, eine Urkunde, daß Alles berichtigt sey, ertheilen zu lassen. Wohl eine Woche hindurch saß er täglich einige Stunden auf dem Bette, den Tisch

voll Rechnungen und Papiere vor sich. Als er alle aufmerksam und sorgfältig durchgegangen hatte, ließ er den Amtsvorstand und mit dessen Einverständnisse zwei sachkundige Beamte der Stadt zu sich bitten, um seine Rechnung abzulegen. „Es könnte sich nach meinem Tode,“ sagte er, „mancher Anstand erheben, den meine Wittwe nicht zu beantworten wüßte; so lange ich aber lebe, hoffe ich über jeden Zweifel richtige Auskunft zu geben.“ Die Eingeladenen erschienen. Alles wurde richtig befunden, und das Absolutorium wurde ihm in bester Form und in großen Lobsprüchen ertheilt. Nach diesem ließ er alle Kaufleute und Handwerker, denen er noch etwas schuldig war, ersuchen, ihm ihre Konten zu schicken. Er wollte sehen, ob sie nicht überseht wären und ob sich nicht etwa in der Berechnung hier und da eine Unrichtigkeit eingeschlichen haben könnte. Nachdem er sie alle durchgesehen, bezahlte er alle.

Diese Vorsicht war, wie sich in der Folge zeigte, sehr nothwendig. Nach einiger Zeit hatte man der Wittwe aus der Kanzlei wissen lassen, es habe sich in den Rechnungen doch noch ein Fehler vorgefunden. Es seien da unrichtiger Weise fünfzig und einige Gulden in Ausgabe gebracht worden, die der Rechnungsteller nachzahlen habe. Keine Mutter machte Gegenvorstellungen, und betief sich auf das Absolutorium. Allein vergebens. Man kündete, um sich bezahlt zu machen, ein kleines Kapital auf, das der

setzige Vater bei einem Landmanne, der in den Amtsbezirk gehörte, angelegt hatte, und überschickte ihr den Ueberschuß. Nach einiger Zeit kam der alte Schreiber, Herr Mayer, zu ihr, und sagte ihr, bei der höheren Rechnungsbrevision habe sich gefunden, die Rechnung sey ganz richtig; nur aus Versehen seyen 58 kr. in die Reihe der Gulden gesetzt worden. Die Mutter wollte bei dem Amte keine Meldung machen; sie dachte, daß ihr Gebührende werde sicher ihr zurückerstattet werden. Da aber lange nichts erfolgte, erschien sie mit ihrer Forderung vor Amt. Man sagte, im Drange der Geschäfte habe man versäumt, ihr das Geld sogleich zu schicken, und bezahlte sie.

Ein Zimmermann brachte einen Konto von 22 fl. — für einige Baulichkeiten, die der Vater in dem Hause hatte vornehmen lassen. Die Mutter sagte dem Manne, der Vater habe vor seinem Tode alle Konten eingefordert und richtig bezahlt. Der Mann sagte, davon wisse er nichts; man habe ihm dieses nicht berichtet. Die Mutter sagte, sie wolle die Konten durchsehen, und ihm dann weitere Nachricht geben. Sie durchsuchte die Konten. Allein unter den zuletzt bezahlten befand er sich nicht. Der Vater hatte aber die Konten von jedem Jahre, mit der Aufschrift: „Bezahlte Konten von dem und dem Jahre“ in besondere Päckchen zusammengebunden. In einem der Päckchen von früheren Jahren, befand sich der Konto des Mannes, von ihm, als zu seinem höchsten

Danke bezahlt, unterzeichnet. Sie ließ den Mann rufen. Er kam erfreut, und hoffte das Geld zu erhalten. Allein die Mutter legte ihm den unterschriebenen Konto vor. Er fing nun an, zu betheuern und zu beschwören, die Sache sey ihm gänzlich in Vergessenheit gekommen. Er hat sehr um Verzeihung und entfernte sich beschämt und verwirrt.

Solche Ereignisse zu melden dürfte nicht überflüssig seyn! Es läßt sich daraus eine wichtige Lehre der Klugheit entnehmen. Man sollte es freilich für unmöglich halten, daß ein vermöglicher Bürger einer armen Witwe, eine für sie bedeutende Summe Geldes widerrechtlich abnehmen könnte! Allein in dieser verderbten Welt ist es nun einmal so!

Diesem betrübenden Betragen eines unethischen Handwerkers kann ich zu meiner Freude ein Beispiel von Redlichkeit und Gutmuth beifügen. Einest Tages besand sich meine Mutter, etwa ein Jahr nach dem Tode meines Vaters, als bedrängte Witwe eben in großer Geldverlegenheit. Da brachte der Briefträger ihr ganz unerwartet ein Paket mit einigen Louisd'or aus Heidelberg. Sie konnte sich gar nicht vorstellen, wer ihr von so weit her Geld schicken konnte, und meinte Anfangs, der Brief sey gar nicht an sie. Auf die Versicherung des Ueberbringers, es sey unverkündet keine Irrung vorgegangen, ließ sie die Adresse noch einmal und öffnete den Brief. Er war von jenem Herrn von Schmund, der einst in unser

Kanzlei praktizirt hatte. Er schrieb: Erst jetzt habe er zu seinem größten Bedauern erfahren, daß ihr edler Mann, dem er in jeder Hinsicht Vieles zu danken habe, gestorben sey; er beeile sich daher, das kleine Kapital — von so und so viel Gulden, das ihm der Selige vorgestreckt habe, abzutragen; was er mehr schade, wolle sie, wie er sich sehr höflich ausdrückte, als Zins annehmen. Der Vater hatte der Mutter von diesem Gelde nichts gesagt, vermuthlich, weil er überzeugt war, es stehe in guten Händen. Die Mutter aber dankte Gott, der ihr diese Summe gerade für die Zeit dringender Noth hinterlegt und aufbewahrt habe.

Nachdem der Vater alle weltliche Geschäfte berichtigt und alle Rechnungen abgeschlossen hatte, sagte er: „Nun kann ich mein Gemüth ungetheilt den ewigen Angelegenheiten unwenden, und meine Rechnung mit dem Himmel abschließen.“ Er war sehr still und nachdenkend, und ließ nach ein Paar Tagen Abends seinen Beichtvater rufen. Am folgenden Morgen empfing er die heilige Kommunion und die letzte Lösung mit großer Andacht, hörte die lateinischen Gebethe mit Aufmerksamkeit an, und berührte von Zeit zu Zeit laut mit. Er ward nach diesen heiligen Handlungen sichtbar erleuchtet und litt mit Ungeduld und Geduld. Die Geistlichen besuchten ihn sehr oft; es waren eben dieselben, die ich im Traume in unser Haus hineingehen sah.

Er hatte sehr Vieles zu leiden; die Krankheit, eine Leberverhärtung, die er sich durch beständiges Sigen am Schreibtische zugezogen hatte, wurde immer schmerzlicher. Eines Tages, da er öfter seufzte, sagte die Mutter: „Du hast große Schmerzen?“ „Ja,“ sprach er, „jetzt sind meine Schmerzen zum Sterben. Bring' unsere Kinder noch her, damit ich sie segne!“ Sie kam mit sieben Kindern, indem sie das Kleinste auf dem Arme trug. Er richtete sich in dem Bette auf, blickte lange bethend zum Himmel, und segnete eines der Kinder nach dem andern, indem er eines jeden Stirne mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnete. Die Mutter und alle Kinder vergossen heiße Thränen; das Kleinste weinte auch mit, weil es alle weinen sah. Es war ein herzererschütternder Auftritt.

Nachdem der Vater alle gegenwärtigen Kinder gesegnet hatte, segnete er auch noch die zwei, die sich in der Ferne befanden, mich, der ich in Dillingen und meinen Bruder, der in Augsburg studierte. „Ich hoffe zu Gott,“ sprach er, „mit Seiner Hülfe werde mein ältester Sohn Christoph es so weit bringen, daß er die Mutter unterstützen und seinen Geschwistern ein Vater werden könne.“

Der gottvertrauende Segenswunsch des Vaters, Gott werde für Mutter und Kinder sorgen, ging auch in Erfüllung. Einen augenscheinlichen Beweis davon erlebten wir bald darauf.

Schon zwei Jahre vor dem Tode des Vaters

ereignete sich in der Stadt der seltene, seit Menschen-
gedenken nicht vorgekommene Fall, daß der Vorder-
giebel eines Hauses, nebst einem Theile des Daches
einstürzte. Niemand wurde dabei beschädigt. Jedoch
wäre ein Rathsberr, der eben vorbeiging, wenn er
nur noch zwei Schritte näher gekommen wäre, sicher
erschlagen worden; er dankte mit seiner ganzen Fa-
mille Gott, der ihn so gnädig bewahrt hatte. Der
Besitzer des Hauses, ein geachteter Bürger, welcher
Aussichter über die bedeutende Kornschranne der Stadt
war, ließ das Haus neu herstellen und sparte nicht,
eine recht bequeme freundliche Wohnung daraus zu
machen.

Kein Mensch dachte daran, daß diese Begebenheit
für unsere Familie, die den Mann bloß dem Namen
nach kannte, von sehr wohlthätigen Folgen seyn werde.
Allein Gottes heilige Verheißung hatte Alles so vor-
bereitet und herbeigeführt. Die Gattin des Korn-
aussichters stand bald, nachdem das Haus neu gebaut
war. Andere Bürger und vertraute Freunde des
Witwens riefen ihm, wieder zu heirathen, indem
er bereits auf Jahren sey, seine nahe Anverwandte
habe, und deshalb einer vertrauten Schürkin unum-
gänglich notwendig bedürfe. Er richtete seine Ge-
danken auf unsere Tante, die ältere Schwester meiner
Mutter, die, von dem Hochzeitsage meiner Mutter
an, bei uns gelebt hatte. Die Tante, die auch nicht
mehr jung war, erschrak über den Heirathsantrag,

Sie hatte nie eine Neigung gehabt zu heirathen, sondern einige wadere Freier, die sich um ihre Hand bewarben, abgewiesen. Allein meine Mutter redete ihr zu, diesen Antrag anzunehmen. „Du hast bisher,“ sagte sie, „einen Theil meiner Hausarbeit übernommen, meine Kinder erziehen helfen, und Leid und Freud' mit mir getheilt. Die Kinder sind jedoch nicht mehr so klein, daß Sie eine so sorgsame Vögele nötig hätten; Sie wachsen heran, und die Mädchen können mir bereits einige Hülfe leisten. Wir armen Wittve aber würde es kaum möglich seyn, dich fernert zu erhalten. Der Schranneaufseher, Herr Brenner, ist ein braver Mann und allgemein geachtet, und du wirst es gut bei ihm haben. Ich denke, Gott hat es so gefügt, und dir eine angemessene Versorgung bereitet.“ Alle unsere Verwandten redeten ihr eben so zu.

Das Ueberbildniß kam zu Stande, der Ehering wurde in Papier gesenkt, und der Tag der Hochzeit festgesetzt. Allein wenige Tage, bevor die Hochzeit stattfinden sollte, wurde der Bedientgam plötzlich krank. Der Arzt wurde gerufen, fand die Krankheit bedenklich und allem Anscheine nach langwierig. Der Arzt und alle Freunde riefen dem Kranken, der eine neue Vögele höchst nötig habe, die verhabende Vermählung vollziehen zu lassen. Am folgenden Morgen wurde sie im Beiseyn meiner Mutter und der erforderlichen Zeugen, da der Kranke

nicht mehr wohl ausgehen konnte, in dem Hause vorgenommen. Allein schon am Abende starb der Bräutigam gegen alle Erwartung. Die Braut stand stumm und bebend am Sterbebette.

Nachdem die Braut alle Schrecken der Heirath und des Todes ihres Bräutigams überstanden hatte, und die Leiche feierlich zur Erde bestattet war, kam sie zur Mutter, und bat sie, wie es sich von selbst verstand, in ihr in das Haus zu ziehen, das vermög des Ehevertrags nunmehr ihr Eigenthum war. Die Mutter zog zu ihr. Die Kinder freuten sich sehr, daß sie die kleinern Hausgeräthe dahin tragen durften. Der Mutter, die bisher den Hausgins kaum erschwingen konnte, war es ein großer Trost, eine nunmehr so viel als eigene Wohnung zu haben. Das Haus ist zwar nur klein, und hat nur zwei heizbare und zwei unheizbare Zimmer, eine war keine, aber helle Küche, eine Waschküche und Holzkammer. Es ist ein Gehöft, wo zwei Straßen sich kreuzen, wird von der Mittags- und Abendsonne bestrahlt, und hat gegen Abend hin eine schöne Aussicht gegen eine Anhöhe, auf der sich eine offene Kapelle, eine Art großer Küche befindet, in der man Christus am Kreuze erblickt. Der Berg wurde, ich weiß nicht warum, der Kusselberg genannt, wir Kinder aber nannten ihn den Salvatoriberg.

Mehrere würdige Männer, sowohl geistlichen als weltlichen Standes, wünschten meiner Mutter Glück.

„Diese Wohnung,“ sagten sie, „hat Ihnen augenscheinlich Gottes heilige Vorsehung bereitet. Der liebe Gott hat Alles wunderbar so gefügt. Er ließ das Haus einfallen, damit es neu gebaut werden mußte, weil Ihnen mit einem alten baufälligen Hause nicht gedient gewesen wäre. Nun aber finden Sie da für sich und Ihre lieben Kinder einen sehr freundlichen, ihnen ganz angemessenen Aufenthalt. Das Haus ist ganz nach Wunsch. Sie haben wohl Ursache, Gott für Seine väterliche Vorsorge zu danken.“

Die Mutter aber hatte dieses schon gethan. Sobald sie die neue Wohnung bezogen und eingerichtet hatte, kniete sie mit ihren Kindern und der Tante nieder, dankte Gott, und bat Ihn, diese Wohnung zu segnen, Alle im Hause vor Unglück, und noch viel mehr vor Sünde zu bewahren.

Dieses Alles hat sichgetragen, während ich mich in Dillingen befand, jedoch wurden mir über Alles schriftliche Nachrichten ertheilt.

II. Eine Hauslehrerstelle.

Nachdem ich wieder ein Jahr in Dillingen zugebracht, und die oberen Klassen des Gymnasiums unterrichtet hatte, und nach Hause kam, zeigte meine Mutter über meine, sowohl in diesem als in dem

verflossenen Jahre, mitgebrachten Zeugnisse und Prämien zwar Freude, eröffnete mir aber mit betrübtem Herzen, daß sie sich außer Stand sehe, mich weiter studiren zu lassen; alle unsere Freunde sehen auch dieser Meinung; Herr Obervogt im deutschen Hause erblete sich, mich in die Kanzlei zu nehmen, wo ich bald mit hinreichendem Brod werde verdienen können.

Darüber ward ich höchst bestürzt; ein Schreiber zu werden, der die Rechte nicht studirt hat, war mir ein trauriger Gedanke. Ueberhaupt fühlte ich zu Kanzleiarbeiten, so unumgänglich nöthig und unentbehrlich sie auch sind, wenig Neigung. Ich wünschte vorerst Philosophie zu hören, und mich erst dann für ein bestimmtes Fach zu entscheiden. Ich empfahl aber diese Angelegenheit Gott, und flehte herzlich zu Ihm, Er wolle Alles so leiten, wie es für mich am Besten sey.

Zu Anfang des Studienjahres schrieb ich an meinen Jugendfreund Heinrich von Brentano, einen Jüngling von ausgezeichneten Talenten, der vor allen meinen Mitschülern immer das meiste Wohlwollen gegen mich gezeigt hatte, daß ich in meinem großen Leidwesen das Studiren aufgeben müsse, und nicht mehr nach Dillingen kommen werde. Sogleich mit umgebender Post schrieb er mir, ich solle auf der Stelle nach Dillingen kommen; der Herr Geheimrath und Archivar von Weber lasse mich, auf Empfehlung des Herrn Professor Weber, zum Haus-

lehrer, oder wie man damals sagte, zum Instruktor seiner Kinder berufen. Es seyen drei hoffnungsvolle, wohleryogene Kinder, von sechs bis acht Jahren, zwei Knaben und ein Mädchen, an denen ich Freude haben werde; ich werde da eine sehr edle Behandlung und ganz freie und vollkommne Verpflegung finden; überdieß habe ich auf Weihnachten, an meinem Namenstage und am Ende des Jahres nicht unbedeutende Geschenke zu erwarten. Was aber noch über Alles gehe, so werde ich so glücklich seyn, bei dem vortreflichen Professor Weber Philosophie zu hören. Meine Mutter und ich waren über diese Nachricht hoch erfreut.

Ein weisfluger Herr aber sagte zu meiner Mutter, es sey ihm gar nicht wahrscheinlich, daß man mir eine so vortheilhafte Stelle gleichsam nachwerfe; er fürchte, alles sey nur ein abgeredeter Handel, und am Ende des Studirjahres würden die Konto's schon nachkommen. Allein meine Mutter glaubte mir, daß alles in Wahrheit so sey. Ich packte mein kleines Koffer, übergab es einem fahrenden Boten, und trat unverzüglich meine Reise zu Fuß an. Es war ein heller, kalter Novembervormorgen; die Wiesen waren dicht mit Reifen bedeckt. Ich aber wanderte, der Kälte nicht achtend, voll frischen Muthes Dillingen zu. Brentano begrüßte mich mit offenen Armen, und führte mich zu Professor Weber.

Hier erfuhr ich erst, wie es kam, daß diese Haus-

lehrerstelle mir zu Theil wurde. Geheimrath von Weber hatte den Professor Weber ersucht, ihm einen Hauslehrer vorzuschlagen. Der Professor dachte wohl auch an mich; da er aber schon früher durch meinen Kostherrn inne geworden, ich werde nicht mehr kommen, so schlug er Brentano vor. Sobald dieser mein Freund meinen Brief erhalten hatte, eilte er damit zu Professor Weber und erklärte, daß er aus Freundschaft für mich diese Stelle nicht annehmen, sondern darauf verzichte. Er erwies mir dadurch einen großen Freundschaftsdienst. Es war in der That eine sehr edle Handlung von ihm! Denn es wäre ihm selbst sehr erwünscht gewesen, in ein solches Haus aufgenommen zu werden; auch der Unterricht der Kinder würde ihm bei seinen Kenntnissen, seinen Talenten, seiner Liebe zur Jugend leicht und angenehm gewesen seyn. Es war ihm nach dem Tode seiner Aeltern jährlich so viel an Geld angewiesen, daß er bei weiser Sparsamkeit, davon ganz bequem leben konnte. Allein wenn er Kost und Wohnung nicht mehr hätte bezahlen müssen, so hätte er diese nicht unbedeutende Ersparniß auf werthvolle Bücher, die er wünschte und zu sammeln anfieng, auf zierliche Kleider, die er liebte, auf Reisen und mancherlei erlaubte Vergnügungen verwenden können. Alles dieses brachte er mir zum Opfer; ihm habe ich es nächst Gott zu danken, daß ich nicht als ein gewöhnlicher Schreiber in der Kanzlei mein Leben hindringen mußte.

Creutano hatte, wie ich hier nur kurz bemerke, fernerhin einen sehr bewegten Lebenslauf. Er wurde Kirchenrath und Stadtpfarrer zu Stuttgart, und dann als Dekanatscommissär und Stadtpfarrer, ich weiß nicht aus welchem Grunde, nach Radolphzell versetzt. Als dieses Städtchen an das Großherzogthum Baden fiel, wurde er geistlicher Rath und Dekan und starb als Stadtpfarrer zu Löffingen, wo ich ihn das letzte Mal gesehen habe. Er hat nützliche Schriften für die Jugend herausgegeben, und an jeder Stelle, die er begleitete, viel Gutes gewirkt. Er war mit ein wohlwollender, treuer Freund. — Diese Blume, mit einer Thräne des Dankes benetzt — lege ich hienit auf sein Grab.

Professor Weber stellte mich dem Geheimenrath von Weber vor, dem ich schon früher nicht unruhig bekannt war. Ich wurde von ihm und dessen Frau Gemahlin sehr gütig aufgenommen, und auch von den Kindern freundlich begrüßt, und trat nun mein kleines Lehramt an.

Ich hatte die Kinder im Lesen, im Auffassen und Wiedererzählen des Gelesenen, im Schön- und Rechtschreiben und im Rechnen zu unterrichten; den älteren Knaben auch in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache. Ueberdies sollte ich ihnen, so viel thunlich, in der Geschichte, Erdbeschreibung und Naturgeschichte Unterricht geben.

Was die Geschichte betrifft, so sah ich wohl

ein, die Weltgeschichte sey für Kinder zu umfassend, zu unermesslich. Ich hatte zwar an dem Gymnasium sie aus einem kurzen Umriss in lateinischer Sprache, der einen mäßigen Octavband ausmachte, kennen gelernt; allein auch ein noch viel kürzerer Auszug schien mir für Kinder viel zu weltläufig, und zu dürr und trocken. Hingegen fand ich, die biblische Geschichte sey auch zugleich ein Leitfadern der allgemeinen Geschichte für Kinder, von Erschaffung der Welt bis Christus. Sie vernehmen da, wie das ganze Menschengeschlecht von zwei Menschen abstamme; wie die ersten Menschen Kornfelder und in der Folge Weinberge anlegten, zahme Heerden von Thieren heranzogen, auf wilde Thiere Jagd machten, auch Metalle aus der Erde hervorgruben und bearbeiteten. Ferner wie die erste Familie zu einem großen Volke heranwuchs, das Städte, Tempel und königliche Paläste erbaute; wie dieses Volk, das Volk Israel, das merkwürdigste Volk der Erde, das noch jetzt besteht und über die ganze Erde zerstreut ist, damals mit den ältesten Königreichen der Welt, mit Aegypten, Assyrien, Babylonien und Persien, mit den großen Handelsstädten Tyrus und Sidon, und endlich mit Griechenland und den Römern in Berührung kam. Mir schien, was die Kinder aus der Weltgeschichte für jetzt zu wissen brauchen, könne bei dem Vortrage der biblischen Geschichte angebracht werden. Ich theilte meine Gedanken dem Geheimrath mit. Er fand

sie gut, nur wünschte er, als fürstbischöflicher Diener, daß ich die Kinder auch mit der Geschichte der Bischöfe von Augsburg bekannt mache. Er gab mir ein dazu dienliches Werk. Ich las es sehr aufmerksam. Vor allen Bischöfen bewunderte ich den heiligen Ulrich; auch den Bischof Christoph von Stadion gewann ich sehr lieb. Ich konnte also von ihnen, so wie auch noch von vielen anderen mit Ehrfurcht und Liebe reden.

In Hinsicht der Erdbeschreibung fand ich nothwendig, meinen kleinen Schülern vorerst einen allgemeinen Begriff von der Erde beizubringen. Ich that es mündlich, und beschrieb und erzählte ihnen, daß die Erde eine ungeheuer große Kugel sey, viel größer, als Kinder, ja Erwachsene es sich vorstellen können; daß die Erdfugel ringsum, oben und unten, und von allen Seiten, mit Land und Meer umgeben sey; daß es dreierlei Erdstriche gebe, den kalten, den heißen, und den gemäßigten, in dem wir wohnen; daß in allen diesen Erdstrichen verschiedene Menschen, weiße und schwarze, leben; daß der gütige Gott den kalten Erdstrich, wo es fast beständig Winter ist, und den heißen Erdstrich, wo immer eine glühende Sommerhize herrscht, und auch den gemäßigten Erdstrich, wo Winter und Sommer wechseln, so eingerichtet habe, damit Menschen da wohnen können; daß auch die Thiere von Gott für diese Erdstriche, für den kalten das Rennthier, und für den heißen das Kameel

recht eigentlich geschaffen worden; daß in dem gemäßigten Erdstriche im Sommer so viel wachse, als die Menschen im Winter zum Leben nöthig haben; daß die Vögel, z. B. Schwalben und Störche, die keine Nahrung mehr fänden, in wärmere Länder fortziehen, und daß der Pelz der Waldthiere, z. B. der Füchse und Hasen, für den Winter dichtere Haare bekomme u. s. w.

Ich nannte ihnen auch die Welttheile, Asien, Afrika, Amerika und Europa, in welchem letzteren wir wohnen.

„Doch,“ sagte ich, „vorerst müssen wir von all diesen Ländern eines, und zwar Deutschland, das uns am nächsten angeht, näher betrachten.“

Bevor ich ihnen die Karte von Deutschland vorlegte, suchte ich ihnen begreiflich zu machen, was eine Landkarte sey. Ich zog auf einem Blatte Papier eine schlängelichte Linie. „Diese Linie,“ sagte ich, „soll die Donau bedeuten. Hier, dieser Punkt da, den ich mit einem Ringlein umgebe, damit man ihn nicht übersehe, soll die Stelle, wo Dillingen liegt, und dieser Punkt hier die Stelle Lauingens bezeichnen. Wo wollen wir aber nun Höchstädt hinsetzen? Ich denke hieher.“ „O nicht doch,“ sagte Joseph, der ältere Anabe, „aber nicht scitwärts, sondern auf die entgegengesetzte Seite.“ Ich that es. „Wohl,“ sagte der Anabe, „aber nicht so nahe bei Dillingen, sondern etwas weiter entfernt, als Lauingen.“ So machte ich es auch mit den umliegenden Dörfern.

Nun erst legte ich ihnen die Karte von Deutschland vor, und zeigte ihnen die bedeutendsten Flüsse und vorzüglichsten Städte, die daran liegen.

Als der Ältere Knabe diese bei der Wiederholung nicht sogleich alle zu finden wußte, sprang Ludwig, der jüngere Bruder, ein sehr lebhafter Knabe, der nur ein wenig zugehört hatte und dann auf seinem Stedenpferde hin und her geritten war, herbei, und wußte mit dem Stiele des Stedenpferdes sie zu zeigen.

Auf ähnliche Art machte ich es auch mit der Naturgeschichte. Allerdings nannte ich ihnen die drei sogenannten Reiche der Natur: das Thierreich — Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insekten und die Würmer, unter die auch die Schnecken und Muscheln gezählt werden; das Pflanzenreich — Bäume, Gesträuche, Gemüse, Kräuter, Blumen, Gras und Moos; das Steinreich — von den Steinen, die uns am leichtesten in die Augen fallen, so genannt, aber auch die übrigen Mineralien umfassend, die man so nennt, weil sie aus den Minen, aus tiefen Gruben und Gängen unter der Erde hervorgegraben werden, als von den Metallen, Gold, Silber, Kupfer und Eisen, von den mancherlei Salzen und von den brennbaren Stoffen.

Ich fand, daß man auch da mit dem mündlichen Unterricht, dem lebendigen Worte, weiter komme, als mit dem Lesen in einem Buche. Ich zeigte vorerst, wie Gott alle Thiere zum Nutzen der Menschen er-

schaffen habe, wie das Pferd und trage, und anstatt unser, schwere Lasten ziehe, wie die Kuh und Milch gebe, das Schaf Wolle zur Kleidung, die Biene Honig, die Henne Eier u. s. w.

Wie nützlich uns die Bäume des Waldes seyen, und zu wie Vielem das Holz diene, ließ ich auf meine Fragen die Kinder selbst beantworten. Die Waldbäume, Gesträuche, besonders die Getreidarten lehrte ich ihnen bei Spaziergängen kennen; denn ich habe oft bemerkt, daß junge, in der Stadt erzogene Leute, obwohl sie Naturgeschichte gelernt hatten, und von den Kaffeebäumen und dem Zuckerrohre erzählen konnten, Korn und Haber auf dem Felde nicht zu unterscheiden wußten.

Wie viel Schönes und Nützlichcs aus Gold und Silber verfertigt werde, war ihnen bekannt; sie wußten sehr gut, was sich davon in ihrem eigenen Hause vorfand. Allein auf weitere Fragen, wie es in der Welt aussehe, wenn auf einmal alles Eisen hinweggenommen würde, erkannten sie, das Eisen sey das nöthigste und schätzenswertheste aller Metalle. „Ohne Eisen," sagten sie, „wäre es mit dem Feldbau vorbei und alle Werkstätten müßten für immer stille liegen. Man hätte nicht einmal eine Nähnadel.“

Indes ließ ich die Kinder auch ausgewählte Stellen aus Rasse's Naturgeschichte, damals dem neuesten und sehr beliebten Buche in diesem Fache, lesen. Als einmal die kleine Therese, ein Fräulein von etwas

über sechs Jahren, den Satz las: „Auch der Mensch ist ein Thier,“ sagte sie: „Das ist dumm! Es ist gerade so, als wenn ich sagen wollte, unser Pudel dort ist ein Mensch.“ Auch werden in diesem Buche einige Thiere redend aufgeführt, und erzählen ihre Naturgeschichte selbst. Die Kinder aber fanden dieses lächerlich und abgeschmackt. Manche ihrer treffenden Fragen und Aeusserungen verdienten hier angeführt zu werden. Ich unterlasse es aber, indem ich dieselben in meinen Schriften für die Kinder, benützte. Nur die Worte des kleinen Ludwigs, der nach dem Unterricht in der Naturgeschichte, Milch und darein gebrochtes Brod aß, mögen noch hier stehen. Als er das leere Schüsselchen zurückschob, rief er: „Der liebe Gott ist doch recht brav!“ Möchte der Unterricht in der Naturgeschichte, in den Herzen der Kinder, stets Dankbarkeit gegen den Schöpfer der Natur erregen!

Meine drei kleinen Jöglinge erblickten unter meinen Schriften ein Landschaftchen, das ich auf Papier gezeichnet und mit lebhaften Farben illuminirt hatte. Es gefiel ihnen, und sie liefen damit zur Mama und zeigten es ihr. Diese äußerte gegen mich den Wunsch, ich möchte den Kindern auch Unterricht im Zeichnen geben. Ich versuchte es, und zeichnete ihnen zuerst, mit Bleistift kleine Dreiecke, Vierecke und Kreise vor, dann solche Gegenstände, die sich mit wenigen Linien nachbilden ließen, zum Beispiel, erst einfache

Blätter von Bäumen oder Kräutern, dann solche Blumen, die sich am leichtesten abzeichnen lassen, Tulpen und Narissen. Am meisten freute es die Kinder, wenn ich Dinge, die sie mit Augen sahen, abzeichnete, und sie sahen mir begierig zu. Als wir uns einmal im Speisezimmer befanden, und die Aeltern wegen eines Besuches nicht sobald zu Tische kommen konnten, baton mich die Kinder, die schön geformte Kaffeekanne, nebst Milchbüchsen und Tassen, die auf der Commode standen, und eine schlanke Weinflasche und einen dickbauchigen Wasserkrug auf dem Seitentischchen, zu zeichnen. Ich machte den Umriß mit wenigen Strichen. Als ich nach Tisch mit den Kindern in unser gewöhnliches Wohnzimmer kam, machten sie das mit Bleistift Gezeichnete nach. Es kam dabei freilich nicht viel heraus. Es war nicht viel mehr als Spielerei. Allein Beschäftigung hat schon an sich für Kinder große Vortheile; wenn sie abwechselnd und angenehm ist, werden sie vor den Nachtheilen der Langeweile und des Müßigganges bewahrt. Diese Zeichnungsversuche übten überdies Auge und Hand.

Der Religionunterricht war mir das Allerwichtigste. Da die Aeltern jedoch vorhatten, ihre Kinder in die öffentlichen Unterrichtsstunden zu schicken, so erklärte ich vorläufig bloß die drei Worte: „Vater, Sohn und heil. Geist,“ welche von Kindern und Erwachsenen so oft ausgesprochen werden. Ich

suchte meinen drei kleinen aufmerksamen und wohlbegierigen Schülern den Vater im Himmel, der Alles erschaffen und höchst weise und gütevoll eingerichtet hat, und seinen geliebten Sohn, der in sichtbarer Gestalt, voll unendlicher Liebe auf Erde wandelte, und den heiligen Geist, der in unserm Innersten zu uns spricht, und in der Stimme des Gewissens, uns vor dem Bösen warnt und zum Guten ermahnt, so viel ich vermochte, kennen zu lehren. Dieses Alles suchte ich aus dem Anblicke Himmels und der Erde, die Gott durch seine Allmacht hervorgebracht; aus Begebenheiten der heiligen Schrift, von dem Paradiese an bis zur Erscheinung Jesu Christi auf Erden, von der Geburt Jesu bis zu seinem Tod am Kreuze, von seiner Auferstehung bis zur Sendung des heiligen Geistes, ihnen anschaulich zu machen. — Indem ich dieses schreibe, denke ich mich ganz in jene seligen Tage zurück, da ich diese lieben Kinder unterrichtete, und bin daher vielleicht zu ausführlich geworden.

Als die Vorlesungen an der Universität beendet, und die Prüfungen der Studirenden vorbei waren, hielt ich auf Verlangen der Aeltern mit den Kindern eine Prüfung. Die Freunde des Hauses, vor allen Professor Weber, nebst andere Professoren, auch einige Regierungsräthe mit ihren Frauen wurden dazu eingeladen. Auf etlichen Blättern, die ich in mehreren Abschriften unter die Anwesenden vertheilte, zeichnete ich auf, was die Kinder gelernt

hatten, und worüber sie nach Belieben gefragt werden könnten. Vorzüglich wußte Professor Weber trefflich zu fragen, wozu wohl eben so viel, ja manchmal vielleicht noch mehr Einsicht gehört, als zum Antworten. Die Kinder bestanden in dieser Prüfung sehr gut. Die Aeltern waren hoch erfreut. Alle Anwesende wünschten ihnen, den Kindern und auch mir Glück. Der Geheimrath bezeugte mir seine volle Zufriedenheit, und seine Gemahlin ließ mich neu kleiden. Noch mehr freute mich, daß auch die Kinder ungeheissen mir herzlich dankten -- wie sie mir denn immer Achtung, Liebe und großes Zutrauen bezeugten, mit Freuden lernten, immer folgsam, und nie im Geringsten ungehorsam oder widerspänstig gewesen.

12. Die Ferien.

Ich trat nun meine Reise in die Ferien, oder wie man damals sagte, in die Vakanz an. Wie ich für dieses Studienjahr zu Fuß nach Tübingen gereist war, so wollte ich auch eine Fußreise nach Hause in meine Vaterstadt Dinkelsbühl machen. Damals, im Spätherbste, war das Wetter rauh und sehr kalt gewesen, diesmal, zu Anfang des Herbstes, hätten die Tage nicht schöner und lieblicher seyn können. Am

folgenden Tage um ein Uhr saß ich schon im Post- und Gasthause zu Nördlingen, als da zu Mittage, und ruhte aus, bis gegen drei Uhr. Heute noch bis nach Dinkelsbühl, sechs starke Stunden weit zu gehen, war mir nicht möglich. Ich überlegte, was besser und wohlfeiler wäre, hier oder unterwegs zu übernachten. Da kam ein Handlungsdiener mit einem Kistchen herein, um es auf den Postwagen zu geben. Der Wagen war aber schon beinahe vor einer Stunde abgefahren. Der Handlungsdiener ging bestürzt, kam aber sogleich wieder und sagte, sein Herr bitte, ein Postknecht zu Pferde solle dem Postwagen nachjagen und ihn einholen, und wenn es auch erst in Dinkelsbühl wäre. Der Postmeister sagte: Der Postwagen sey dort sicher noch zu treffen. Allein das Kistchen auf dem Pferde weiter zu liefern, gebe nicht. Er wisse da kein anderes Mittel, als das Kistchen auf ein leichtes Postschößchen zu laden. Der Handlungsdiener ging, kam eilig wieder, und sagte, da sein Herr versprochen habe, die Waaren heute, mit fahrender Post nach Frankfurt zu schicken, so müsse er Wort halten. Der Postmeister wolle doch auf der Stelle einspannen lassen.

Der freundliche Postmeister wandte sich nun zu mir und sprach: „Wenn der Herr Studiosus mitfahren will, so kostet es ihm nichts, als einen Bier- und zwanziger Trinkgeld für den Postillon.“ „Ich gebe ihm gern zwei,“ sagte ich erfreut, und saß ein.

Der Schwager, ein braver Bursch, fuhr sehr schnell. Es ging wie im Fluge. Als er in die Hauptstraße in Dinkelsbühl einkam, wo das Posthaus stand, sagte er zu mir: „Der Postwagen ist noch richtig da, und man macht noch keine Anstalt einzuspannen.“ Er erbot sich, mich an mein Haus zu fahren, das sich nicht weit von der Post in einer Seitenstraße befand, setzte sein Posthorn an den Mund, und blies in schmetternden Tönen ein lustiges Stückchen.

Meine Mutter erschraf, daß ich mit Ertrapost komme. Ich erzählte, wie ich diese Gelegenheit, um zu sparen, benützt habe. Sie sagte: „Das war vernünftig; allein man wird es dem Sohne einer armen Wittwe dennoch als Uebermuth und Verschwendung auslegen. Du würdest besser gethan haben, um alles Aufsehen zu vermeiden, vor dem Thore auszustiegen und zu Fuß in die Stadt zu gehen.“

Am folgenden Morgen öffnete ich meinen Koffer, den ich voraus geschickt hatte, und zog meine neuen Kleider an — einen Frack vom feinsten, schönsten blauen Tuche, Weste und Beinkleider von schwarzem Atlas. Meine Mutter erstaunte, und fragte besorgt, wo ich so prächtige und kostbare Kleider hernehme. Allein so kostspielig als es schien, waren sie der gnädigen Frau, die sie mir schenkte, doch nicht gekommen. Sie hatte einen Frack, der ihrem Gemahl zu eng geworden, und eines ihrer Kleidungsstücke, in das einige nicht auszuliegende Flecken hineingekommen, die

aber bei anderer Verwendung leicht wegstelen, für mich zurecht machen lassen. Alles erschien so schön, als käme es neu aus dem Laden.

Ich machte nun meine ehrerbietigen Besuche, bei dem Herrn Stadtpfarrer, bei meinen geistlichen Lehrern, auch in beiden Klöstern der Karmeliten und Kapuziner; ferner bei dem domkapitulischen-deutschor-dischen Oberbeamten, den zwei Bürgermeistern und den Rathsherrn. Die Herren bezeugten ihren Beifall über meine guten Zeugnisse, und meine feine Kleidung machte auf sie einen guten, auf die Frauen aber, wie es schien, einen nicht ganz erfreulichen Eindruck.

In meinen Zeugnissen hatte ich aus allen Fächern die erste Klasse und erste Note erhalten. Einer der Rathsherrn, der eben kein Gelehrter war, sagte: „Ueberall ist er der Erste geworden, sogar, was mich wundert, in der Kasthetik.“ So las er, anstatt Aesthetik, weil das Ae nicht deutlich geschrieben war, und er es für Ea ansah.

Uebrigens begegneten mir alle mit größerer Achtung, als im vorigen Jahre; zu den Zeugnissen und Kleidern kam noch, daß ich mich im Umgange sicherer zu benehmen wußte, und jedem den geziemenden Respekt, aber fern von aller übertriebenen Höflichkeit, und noch mehr entfernt von erniedrigender Kriecherei zu erweisen wußte.

In dem Hause des Herrn von Weber hatte ich

gelernt, die wahre Höflichkeit bestehe nicht bloß in herkömmlichen schmeichelhaften Redensarten und dergleichen, sondern in aufrichtiger Bescheidenheit und herzlichem Wohlwollen gegen alle Menschen; man müsse Alles meiden, was Andern beschwerlich fallen könnte, aber bereit seyn, ihnen jede Gefälligkeit zu erweisen, durch die ihnen ein nützlicher Dienst geschieht. Manches Rauhe und Unbehüßliche, das jungen Studenten anzukleben pflegt, konnte in diesem Hause guter Lebensart und seiner Sitte abgeschliffen werden.

Der Geheimerath hatte schon bei der Wahl eines Lehrers seiner Kinder nicht nur auf hinreichende Kenntnisse und gutes sittliches Betragen gesehen, sondern überdies noch auf ein wohlansändiges Benehmen im Umgange mit Menschen. Er beobachtete mich deshalb auch in dieser Hinsicht — und als ich das erste Mal mit ihm, der Mutter und den Kindern zu Tische saß, sprach er zu den Kindern: „Seht, mit welchem Anstande Guer Instruktor zu Tische sitzt, und zu essen weiß. Ich habe es euch schon oft gesagt, daß man bei dem Essen und Trinken, alles Schmagern und Schlürfen vermeiden müsse. Unsere Tischgenossen sollen und nur essen sehen, aber nichts davon hören.“

Auch mein seliger Vater hatte mir das oft gesagt, und auf dessen Befolgung streng und fest gehalten. „Die Vernachlässigung dieser Wohlstandsregel,“ sagte

er, „hat schon manchen Mann um manche Annehmlichkeit des gesellschaftlichen Lebens gebracht, ihn seinen Mitmenschen peinlich gemacht, und an seinem weitem Fortkommen gehindert.“

Ich kann nicht umhin, hier aus meinen weiteren Erfahrungen ein Beispiel anzuführen.

Diese Unart hat einmal einem vorzüglichsten jungen Manne seine Wirksamkeit in einem höheren Wirkungskreise versperrt. Dieser sehr würdige, wissenschaftlich gebildete Geistliche, von ganz untadelichem Betragen, wurde dem Minister zum Vorstande einer Erziehungsanstalt vorgeschlagen. Der Minister ließ ihn rufen, unterredete sich mit ihm und war mit seinen Kenntnissen höchst zufrieden; auch aus allen Nachforschungen über sein Betragen hatte sich ergeben, daß er ein sehr edler Mann sey. Der Minister, darüber erfreut, lud ihn zur Tafel. Jedermann erwartete, der würdige Mann werde diese Stelle erhalten; jedermann aber war über die Aeußerung des Ministers bestrebt: „Dieser Mann taugt nicht zum Vorstande einer Erziehungsanstalt; es fehle ihm selbst an Erziehung.“ Nach einigen Jahren hatte ich diesen geistlichen Herrn, den ich auch wegen seiner Schriften schätzte, zum Mittagessen gebeten. Seine Unarten bei Tische, dieses Schmaggen mit den Lippen, dieses krachende Zerbeißen der Hühnerbeinchen, dieses Schlürfen bei jedem Trunk, wie ein Weinhändler, der die Güte eines Weines prüfen will, zu thun

pfllegt, waren mir und allen Gästen unausbleiblich. Ich konnte den Minister nicht tadeln, sondern mußte ihm vollkommen Recht geben.

13. Rückkehr aus den Ferien.

Die Ferienzeit war für mich diesmal überaus angenehm. Ich wurde vielfältig, auch in beiden Klöstern, zur Mittagsmahlzeit eingeladen. Auch bei kleinen heiteren Gesellschaften, die von reichen Aeltern ihren studirenden Söhnen bereitet wurden, durfte ich nie fehlen. Unter Andern veranstaltete der erste und dem Bürgermeister nächste Rathsherr, der Geheime genannt, auf der Ginfiedelei zu St. Ulrich ein ländliches Fest, seinem Sohne Mathäus Weissin zu Ehren, der die Philosophie absolvirt und, bei großen Talenten, einen eminenten Fortgang gemacht hatte. Es wurde auch ein Feuerwerk, das erste, das ich sah, abgedraunt. So erfreulich mir das Alles war, so fühlte ich mich doch noch glücklicher, diese Tage bei den lieben Meinigen, Mutter, Geschwistern und Anverwandten verleben zu können.

Indessen lag mir meine Instruktorstelle so sehr am Herzen, daß ich mehrere Tage, ehe das Studienjahr anfang, mich wieder nach Tillingen begab.

Ältern und Kinder waren erfreut, daß ich früher, als ich versprochen hatte, eintraf.

Ich kann nicht aufhören, von dieser edlen Familie, der ich so Vieles zu danken habe, zu reden, und wenigstens noch Einiges zu sagen.

Ich war wie ein Kind des Hauses. Als ich einmal erkrankte, wurde mit wahrhaft väterlicher und mütterlicher Theilnahme und Zärtlichkeit für mich gesorgt. Der Geheimrath unterhielt sich mit mir sehr oft über wissenschaftliche Gegenstände. Ich mußte ihm manchmal Abends nach Tische vorlesen. Er machte manche scharfsinnige Bemerkung.

Sein Arbeits- und Bibliothekszimmer stand mir, da er sich meistens im Archive des Regierungsgedäudes befand, immer offen. Dieses freundliche Zimmer lag ganz entfernt von der Straße und hatte die Aussicht in einen Garten mit schattigen Bäumen. Hier war ich am liebsten; hier unterrichtete ich auch im Sommer die Kinder, und fand auch für mich selbst Unterricht, in der zwar nicht sehr zahlreichen, aber ausgewählten Büchersammlung. Ich las, was in das Fach einschlug, das ich damals studirte: Schriften über Philosophie, über Naturkunde und Naturgeschichte. Daß ich dabei für mein früheres Studium, die Poesie und schöne Wissenschaften, noch immer eine Vorliebe hatte, und mich mit den deutschen Klassikern bekannt machte, versteht sich von selbst.

An den langen Winterabenden ließ auch die gnädige

Frau Mama ließ von mir vorlesen aus solchen Schriften, die zugleich lehrreich und unterhaltend waren, und die auch den Kindern Vergnügen machten, ihnen Nutzen gewährten und keinen Nachtheil bringen konnten. Unter andern ließ ich Gampes Robinson vor, auch mehrere Stücke aus Weißens Kinderfreund, woran Mutter und Kinder gleichen Antheil nahmen. Ich bedauerte, daß wir Katholiken damals an zweckmäßigen Schriften für die Jugend noch Mangel hatten.

Die Mutter der mir anvertrauten Kinder unterredete sich mit mir öfter über Religion, die ihr eine Herzensangelegenheit war, — und da hier auf Erden doch unser Bleibens nicht ist, und wir bald von hier fort müssen — über die künftige Welt.

Ich ließ ihr auch meine Ausarbeitungen der Ausgaben vor, die mir mein Professor aufgegeben hatte. Sie machte darüber sehr treffende Bemerkungen, wie denn Frauensimmer in vielen Dingen ein feineres Gefühl und einen sehr richtigen Blick haben.

Zwei Jahre habe ich in diesem mir so theuren Hause zugebracht, bis ich in das Clerikal-Seminar eintrat. Auch von da aus, und als ich in der Seelsorge angestellt war, besuchte ich es noch von Zeit zu Zeit. Als ich aber viele Meilen weit, und viele Jahre lang von Dillingen entfernt war, hörte ich, beide Aeltern seien gestorben. Erst in Augsburg traf ich den Älteren Sohn Joseph wieder, wo er rechtskundiger Magistratsrath war. Er erzählte mir,

daß sein jüngerer Bruder, schon im Anfange seiner Jünglingsjahre gestorben sey; daß seine Schwester sich glücklich verheirathete, aber auch nicht mehr lebe, und auch er selbst starb nach kurzer Zeit. Wie viele gute Menschen, wie viele des kräftig blühenden, schönsten jugentlichen Alters überlebte ich schon!

Ach, was wäre der Mensch, wenn es nach diesem schnell vorübergehenden Erdenleben mit ihm aus wäre, wenn von ihm nichts übrig bliebe, als eine Handvoll Staub, ein Häufchen Asche! Wie zwecklos wäre sein ganzes Daseyn auf Erden? Wie eitel sein edles Bestreben nach Weisheit und Tugend! Der Mensch, als das mit den herrlichsten Anlagen reichlichst begabte aller Geschöpfe, wäre gerade das allerelendeste! Alle Mühen, alle Leiden seines Lebens wären vergebens! O Dank und Anbethung sey Gott und seinem geliebten Sohne Jesus Christus, für die Verheißung eines ewigen Lebens nach diesem vergänglichem Leben. Die Hoffnung der Unsterblichkeit ist für uns sterbliche Menschen der einzige Trost am Grabe. Wie erhebend ist der Gedanke an den Himmel! Gott gebe, daß wir alle, die der Tod hier trennt, dort wieder vereinigt werden!

11. Professor Weber.

Als ich in den Hörsaal der Philosophie eingetreten war und die ersten Vorlesungen hörte, wurde ich gleichsam in ein neues Leben versetzt. Professor Weber schickte der Logik oder Vernunftlehre eine klare und gedrängte Einleitung aus der Psychologie oder Seelenlehre — über Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Vernunftschlüsse voraus. Ich hatte nie darüber nachgedacht, wie es bei unserm Denken eigentlich zugehe. Alles aber, was der Professor vortrug, leuchtete mir sehr helle ein, und ich bedauerte nur, daß die Logik, die Vernunftlehre oder vielmehr Denklehre, nicht vor der Rhetorik, der Anleitung zu der Beredsamkeit gegeben werden, weil dann ein jeder Gegenstand einen reicheren Stoff zu behandeln darbieten, und die Behandlung selbst zusammenhängender und folgerechter sein würde.

Das wichtigste der Logik, die Erkenntnisquellen und Prüfsteine des Wahren — Erfahrung, glaubwürdige Zeugnisse, allgemeine gesunde Menschenvernu[n]ft, philosophisch-gebildete Vernunft — wußte er sehr anwendbar und brauchbar für das menschliche Leben darzustellen.

Indem es leicht kommen kann, daß die genannten Prüfsteine des Wahren nicht ganz zuverlässig und entscheidend sind, so sprach er auch von den Quellen des Wahrscheinlichen, z. B. Zurückführung auf Ähn-

liche Hölle. „Wenn der redliche Erdenspilger,“ sagte er, „nicht bei dem vollen Sonnenglance wandeln kann, so kann er doch auch bei Mondschein — wiewohl da mehr Vorsicht nöthig ist, um nicht zu irren — zum Ziele seiner Bemühungen, zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen.“

Ein großer Vorzug seiner Vernunftlehre war, daß er auf die Quellen des Irrthums — Leidenschaften, Stolz, sinnliche Neigungen und Eigennuz — aufmerksam machte, und mit großem Nachdrucke davor warnte. Er zeigte in vielen Beispielen, wie die Einflüsse des Herzens den hellen Blick des Verstandes trüben und manchmal ganz verfinstern können. „In einem Rechtsstreite,“ sagte er, „sind Zwei ganz entgegengesetzter Meinung, und dennoch kann jeder meinen, er habe Recht und seine Ansicht die wahre.“

Die Metaphysik, die Wissenschaft über sinnlicher Gegenstände, gab er nach dem vorgeschriebenen, noch der Wolf'schen Philosophie angehörigen Lehrbuche. Er wußte aber jedem Kapitel aus dem Reichthume seiner Kenntnisse unterrichtende Bemerkungen beizufügen. So machte er uns mit dem Inhalte von Leibnizens Theodicee bekannt: „Diese Welt ist die Beste.“ Ich hielt zwar immer für ausgemacht wahr, daß Gott alle Uebel der Welt zum Besten der Menschen leiten werde; ich erkannte aber jetzt diese Wahrheit in hellerem Lichte. Den Lehrsatz des Cartesius: „Gott ist das vollkommenste Wesen; da aber das

Seyn die erste Bedingung der Vollkommenheit ist, so liegt darin schon der Beweis von dem Daseyn Gottes," trug er bloß historisch vor. Ich fand diesen Einsfall sinnreich oder vielmehr witzig; es freute mich aber, daß es noch gründlichere Beweise giebt.

Ueberhaupt, so freudig ich philosophische Wahrheiten anerkannte, so schien mir doch manche Behauptung sehr ohne hinreichenden Grund oder gar grundlos.

Wir junge Philosophen stritten sehr oft über philosophische Sätze, worüber selbst große Philosophen nicht einig sind. Ich muß gestehen, daß ich manchmal einen Satz, den ein Rüststudirender vorbrachte, bestritt, bloß in lebhafterer Unterhaltung und zur Übung im Denken. Ich fand aber nach und nach, daß meine Einwendungen nicht so ganz aus der Luft gegriffen waren. Einmal sagte mein Gegner: „Das ist unwidersprechlich so, wie ich sage, weil ich es mit unmöglich anders denken kann.“ „Wie,“ dachte ich, sollte denn, was in dem Köpfchen des jungen Menschen vorgeht und was er in seinem noch ungeübten Denkvermögen für unwiderlegbar gewiß hält, in dem großen weiten Weltall wirkliche Geltung haben; sollte sein Gedankenspiel auch nur die Lage eines Sandkörns verrücken können? Und wäre es nicht Anmaßung, wenn ein Philosoph, von umfassenderem Denkvermögen, das doch immer seine Grenzen hätte, so etwas von sich behaupten wollte? Schon, daß es unter den Metaphysikern ganz entgegengesetzte Mei-

nungen giebt, die jeder aus der Vernunft ableitet, zeigt, die Metaphysik sey keineswegs — wie die Mathematik, in der es keine Meinungen giebt — eine vollendete Wissenschaft. Das bekannte Gleichniß von dem künstlichen Kasse, aus dem mehrerelei Weine abgezapft werden können, ist sehr treffend.

Die Metaphysik kann daher bei der großen Verschiedenheit der Meinungen keine sichere Führerin zur Wahrheit seyn. Das Licht, das uns auf dem Wege dahin leuchtet, muß anders woher kommen!

Die Physik, die Naturlehre, war recht eigentlich Professor Webers Element. Schon als studirender Jüngling hatte er sich mit physikalischen Versuchen beschäftigt. Nachdem er seine Studienjahre im September 1776 zurückgelegt hatte, war erst ein Jahr nebst einigen Monaten verlossen, als er schon zum Ehrenmitgliede der Akademie der Wissenschaften zu München, im Mai 1778, ernannt wurde. Eine Auszeichnung für einen jungen Mann, die wohl ohne Beispiel ist. Seine Erfindung eines elektrischen Apparates, den er Lustelektrophor nannte, und eine Abhandlung darüber drucken ließ, war die Veranlassung zu dieser ehrenvollen Aufnahme. Man erkannte in ihm ein seltenes Talent für Naturkunde, eine ausgezeichnete Gabe der Beobachtung, und großen Scharfsinn, wovon sich für die Wissenschaft Vieles hoffen ließ.

Seine Vorträge — wie in allen Gegenständen,

so besonders in der Naturlehre — waren überaus klar, scharf bestimmt, und wohl unübertrefflich. In der Physik trug er immer zuerst die Ergebnisse der Beobachtungen und Versuche vor, und zog dann Schlüsse daraus. Manches wußte er für studirende Jünglinge sehr schlagend zu bezeichnen. Er sagte z. B. „Die Elasticität des Stahls ist das Leben unserer Taschenuhren.“ Ein andermal sprach er: „Unsere silbernen Becher, unsere metallenen Bildsäulen sind eigentlich nur gefrorene Massen; bei größerer Hitze verschmelzen sie, wie Eis.“ Er machte uns dieses anschaulich. Er hatte aus Eis einen Becher drehen lassen, schenkte im Experimental-Kollegio Wein ein, und gab uns zu trinken. Der Becher wurde, indem er den Kreis durchlief, immer dünner, und die letzten im Kreise mußten eilen, damit er nicht ganz verschmolz. Auch eine kleine Kanone aus Eis hatte er verfertigen lassen und feuerte sie ab.

Seine Gewandtheit im Experimentiren war bewundernswerth. Das Armarium, in dem er diese Kollegien gab, und das er in einem etwas zerfallenen Zustande antraf, hat er, so viel es die beschränkten Hülfsmittel gestatteten, trefflich hergestellt. Alles, was mit flachen Spiegeln, Hohlspiegeln und Vergrößerungsgläsern, mit der Luftpumpe, mit der Elektricität geleistet werden kann, hat er augenscheinlich dargestellt. Diesen Kollegien haben alle seine Schüler mit gespannter Aufmerksamkeit beigewohnt.

Zwei Dinge gaben seinen Vorlesungen über Naturlehre noch einen besondern Werth. Er zeigte überall, welchen Gebrauch man von dieser oder jener Erkenntniß im täglichen Leben machen könne. Ganz vorzüglich machte er aber auf die Weisheit und Güte des Schöpfers aufmerksam. Davon giebt seine Schrift über die Eigenschaften d. r. Luft (erste Auflage) Zeugniß. Er schildert darin i. B. welche Wohlthat die große Durchsichtigkeit der Luft für uns sey, welche Nachtheile es für uns haben würde, wenn die Luft immer so wenig durchsichtig wäre, als wie bei einem dichten Nebel. So durchging er alle Eigenschaften der Luft, auch des Wassers, des Feuers, der Erde. Wir verließen den Hörsaal mit dankbarer Anbethung Gottes.

Wiederholung der vorgetragenen Lehren, beständige Prüfungen hielt er für unumgänglich nothwendig. Nach jeder Vorlesung stellte er, an einen oder den andern Schüler, einige Fragen über das Vorgetragene. So lernte er alle seine Schüler kennen, konnte den Unterricht den Fähigkeiten eines Jeden klar machen, und wo es nöthig war, mit weiteren Erklärungen nachhelfen. Am Ende jeder Woche mußte einer der Schüler Alles, was die Woche hindurch gelehrt worden, referirend aus dem Gedächtniß vortragen. Ein oder zweimal im Jahre hielt er eine öffentliche Prüfung, bei welcher der fürstbischöfliche Statthalter, alle Professoren, viele Regierungsräthe,

Offiziere und andere wohlunterrichtete, kundige Männer, auch alle Studierende der Universität sich einstanden. Weicher Antrieb zum Fleiße dieß war, ist sehr begreiflich.

Außer den beständigen Wiederholungen und Prüfungen veranlaßte Professor Weber seine Schüler noch zu schriftlichen Ausarbeitungen — zu Bildung allgemeiner Begriffe, und zu Urtheilen aus Vergleichung vorgelegter Begriffe u. s. w. Die mehr gelungenen Arbeiten ließ er nach beendigter Lektion allen Schülern vor; schlechtere Aufläge durchgieng er mit den einzelnen Schülern und verbesserte die Fehler.

Die neuesten Entdeckungen und Erfindungen in der Naturkunde, die nur noch aus Zeitschriften bekannt waren, wußte er sogleich sehr richtig aufzufassen und eben so glücklich in das Leben einzuführen. Er war der Erste, der in Dillingen, und in nahen und fernern Gegenden Bilgableiter errichtete. Die von ihm auf der kaiserlichen Residenz zu Dillingen errichtete Bilgableitung zeigte er seinen Schülern, und machte sie mit der Einrichtung derselben bekannt. Bevor dort die Aerzte darauf bedacht waren, fing er an die wohlthätige Entdeckung des Doktors Jenner, die Einimpfung der Schugpocken, zu benützen, und seine Versuche gelangen auf das vollkommenste. Er verfertigte aus seinem Papier einen Pustballen, und ließ ihn in dem geräumigen Hofe des Klerikal-Seminars, nächst dem Kollegio, in Gegenwart vieler Zuschauer,

Professoren und Studierenden, adeliger Herrschaften und angesehenen Bürger aufsteigen. Andere Entdeckungen, die sich nicht sogleich zu anschaulichen Darstellungen eigneten, machte er zum Inhalte von Reden, die er bei akademischen Feierlichkeiten zu halten hatte. Die Beobachtungen des Quatromere Disjonval, daß man an den Spinnen die künftige Witterung auf neun bis vierzehn Tage abnehmen könne, waren, wie bekannt, die Veranlassung zur Eroberung Hollands und machten überall großes Aufsehen. Professor Weber sagte aus Disjonvals etwas verworrenem Buche das Wesentliche, das er durch eigene Beobachtungen bestätigt fand, in eine Rede zusammen unter dem Titel: „Die Spinnen sind Verkünderinnen künftiger Witterung.“ Die Rede wurde mit großer Aufmerksamkeit gehört, und ward in der Folge für manchen Landwirth von großem Nutzen.

Der für Achte Wissenschaft unermüdet thätige Professor errichtete zu Dillingen auch eine Lesegesellschaft. Er wählte dazu, in dem großen Gebäude des Collegiums, zwei eben nicht denigste, heitere Zimmer, mit einer schönen Aussicht in die freundliche Umgegend. Er ließ einen Entwurf der Gesellschaft und eine Einladung dazu drucken. Die besten philosophischen und theologischen, auch einige schenwissenschaftliche Zeitschriften sollten angeschafft werden, überließ grüßere theuere Werke der Art, die ein einzelner Privatmann nicht wohl kaufen konnte. Für den Eintritt wurde

vierteljährig eine sehr billige Einlage bestimmt, weil es durchaus nicht auf Gewinn abgesehen war. Die Professoren und viele Freunde der Wissenschaft, Herren von Adel, Regierungsräthe und Officiere schrieben ihren Namen in die Liste ein. Graf Ruzger von Olen ließ aus seiner reichen Bibliothek viele kostbare Werke in Prachtausgaben, besonders naturhistorische mit Kupfern, zum Schrauche aufstellen, welche der Anhalt zur Zierde und zum Nutzen gereichten. Auch Studenten der Universität war der Eintritt als Mitglieder gestattet. Anstatt ohne sichere Wahl manches ihnen unnütze, ja wohl gar Schädliche zu lesen, wurde ihnen nur Geringes geboten. Auch war es für sie ein Glück, in die Gesellschaft wissenschaftlich gebildeter und sorgfältiger Männer Zutritt zu finden. Manche freie Stunde, die sie sonst unnütz, ja zu ihrem Nachtheile verschwendet hätten, wurde da sehr gut verwendet.

Nicht nur von seinen Schülern, sondern in der ganzen Stadt, von den höheren Ständen und dem Volke, wurde Professor Weber innig verehrt und geliebt. Er predigte sehr oft in der akademischen Kirche, und seine klaren, einfachen, lieblichen, sanft eindringenden Predigten, fanden viele anhängliche Zuhörer, großen Beifall, und brachten gewiß auch reichlichen Segen. Ohne dazu verpflichtet zu seyn, hörte er am Vorabend und am Morgen der Sonntage, in der akademischen Kirche, Beicht, und lange Reiben

von Beichtenden fanden sich an seinem Beichtstuhle ein. Sogar Beamte auf dem Lande, aber auch in nicht zu fernem Stätten, seine ehemaligen Schüler, ließen ihn an ihr Sterbenden rufen und legten ihm ihre letzte Beichte ab.

14. Professor Weber als Pfarrer.

Professor Weber war zugleich Pfarrer in Demingen, einem Dorfe, das nicht weit von Illingen auf einer großen schönen Anhöhe liegt. Nur aus gewichtigen Gründen, die ihm der damalige Statthalter und Weihbischof zu Augsburg darlegte, ging er darauf ein, diese ihm angebotene Pfarrei, neben seiner Professur, zu übernehmen.

Wir wollen hier nur einen Blick auf seine Verwaltung dieser Pfarrei werfen.

In Weihnachten, Oheim, Pfingsten, und an allen Festtagen des Kirchenjahres, begab er sich immer nach Demingen; die fast zwei Monate lange Ferien zu Ende des Studienjahres brachte er einzig dort zu. Er hielt den Gottesdienst, predigte, laschifizierte, hörte Beichte, besuchte die Kranken. Allen die bei ihm Rath oder Trost suchten, stand seine Thüre offen, und er nahm sie liebreich auf. Ueberdies ließ er

das ganze Jahr hindurch die Pfarrei durch einen sehr ehrenwürdigen, unverlässigen Vikar, Namens Fehle, versehen. Wann aber etwas vorkam, das seine Gegenwart wünschenswerth machte, eilte er unverzüglich dahin.

Er verfaßte für diese seine Gemeinde, ein ganz geeignetes Gebetbüchlein, gab es in den Druck und theilte es unentgeltlich aus. Den Rosenkranz, so genannt, weil darin Hauptbegebenheiten aus der Geschichte Jesu, gleichsam wie Rosen aus einem Garten ausgewählt und in einen Kranz vereinigt sind, wußte er für das latholische Volk noch erbaulicher zu machen. Er ließ kurze Betrachtungen über diese 15 Begebenheiten, mit Recht Geheimnisse genannt, drucken, und führte sie mit Genehmigung des bischöflichen Ordinariats, ein. Damit diese Rosenkranzandacht nicht zu lang währe, wurden einige Ave Maria weniger gedichtet. Auch in vielen anderen Pfarzugemeinden wurde, zur Jubelendheit und Freude des latholischen Volkes, durch diese kleine Schrift, die Andacht sehr befestigt.

Die Kirche sand er für die Gemeinde zu klein, und ziemlich verfallen. Auch hier bewährte sich sein technisches, schaffendes Talent als ausgerechnet. Er beschloß, das Langhaus zu verlängern, und einen ganz neuen Chor anzubauen. Vermöge seiner geognostischen Kenntnisse war er überzeugt, daß in dem Berge, auf welchem Temingen liegt, sich brauchbare Bausteine

bestehen müssen. Er ließ nachgraben, und fand die trostlichsten Erwine. Dadurch wurden die Kosten des neuen Baues sehr verringert. Die erneuerte Kirche fiel ganz ungemein heiter und freundlich aus.

Die drei neuen Altäre, weißem Marmor ähnlich gefast, und nicht verschwenderisch, aber nicht zu sparsam mit Gestein versetzt, gewährten einen überaus schönen Anblick. Auf dem Hochaltäre erblickte man das Bild unserer Seligsten, Mariens und Heilandes Jesus Christus, des Gekreuzigten. Auf einem der zwei Nebenaltäre sah man das Bild des heiligen Wendelin, der seine Herde weidend, mit erhabenen Händen betet; auf dem andern war die heilige Klothurga, eine fleißige Dienstmagd mit der Eichel in der Hand, abgebildet. Beide sollten seine Untertanen Gemeinde beständig an ihren Beruf erinnern: „Betet und arbeite.“

Die Kanzel wurde, wie die Altäre, neu gefast, und was bisher ganz gekehrt hatte, eine Orgel angeschafft, in Begleitung des deutschen Kirchenplanges, den er einführte. Die Kirche war ein Muster einer schönen ganz geeigneten Landkirche.

Nachdem er die Kirche hergestellt hatte, war er darauf bedacht, sein Pfarrhaus bequemer zu bauen. Es waren keine Hauptbauten nothwendig, wohl aber eine bessere Eintheilung der Zimmer und neue Fensterhöfe. Das ganze Haus erhielt ein so heiteres Aussehen, daß es Jeden, der hinein trat, erfreute.

Die oberen Zimmer stellte er mit schönen Gemälden, die er als Kunstkenner schon seit Jahren gesammelt, und manche unter altem Firnis in Kumpfkammern aufgefunden und restaurirt hatte. Man sah sich in eine kleine Gemäldegallerie versetzt.

Was dem Hause noch fehlte, war ein Brunnen; man mußte das Wasser bei entfernten Nachbarn holen. Seiner Naturkunde gemäß war er überzeugt, daß es wohl ausführbar sey, in solcher Höhe einen Brunnen zu graben, der freilich sehr tief werden mußte. Das Unternehmen gelang; man fand treffliches Wasser. Er war darüber doch erfreut, dankte Gott, und gab seinen, über den glücklichen Fund erfreuten Freunden, ein ländliches Fest.

Den Garten am Hause, aus dem man über die niedrige Mauer eine herrliche Aussicht in das Donauthal hat, auf die Städte Dillingen, Lauingen, Höchst, und auf viele Ortschaften, bepflanzte er mit von ihm veredelten Obstbäumen, die treffliche Früchte trugen. Wie keine Kirche ein Ideal einer ländlichen Pfarrkirche war, so diente seine Wohnung zum Muster eines Pfarrhauses auf dem Lande.

In Anerkennung seiner Verdienste wurde der würdige Pfarrer Weber, wie bekannt, zum Domherrn in Augsburg beider, von dem seligen Bischofe Ignaz Albert von Klegg zum Generalvikar ernannt, und zum Domdekan ernannte ihn Seine Majestät der König Ludwig von Bayern.

• Weber, dieser mein vortrefflicher Lehrer, war in jeder Hinsicht mein großer Wohlthäter. Ihm habe ich es zu danken, daß ich das Studium an der Universität fortsetzen konnte, indem er mich zu der erwünschten Hauslehrerstelle empfahl. Er weckte jureth das Nachdenken in mir, bereicherte mich mit vielen Kenntnissen, und veranlaßte mich zu schriftlichen Ausarbeitungen. Er bewirkte, daß ich unentgeltlich Baccalaureus und Magister der Philosophie werden konnte, weil ich die mit Verleihung dieser philosophischen Grade verbundenen Kosten nicht hätte bestreiten können. Eine kurze Charakteristik des edlen Mannes dürfte also, obwohl ich schon früherhin seine ausführliche Biographie schrieb, hier in diesen Erinnerungen, als ein seiner Beweis der Dankbarkeit, nicht fehlen.

Nachdem ich die Philosophie absolvirt hatte, wurde ich in das Clerikal-Seminar zu Dillingen, als päpstlicher Alummus, aufgenommen und dem Professor Sailer näher gerückt. Er war zwar schon in der Philosophie mein Lehrer, indem er über Ethik oder Moralphilosophie wöchentlich zwei Stunden Vorlesung hielt. Ich schwieg bisher von ihm, weil ich im Sinne hatte, das zweite Bändchen dieser Erinnerungen ganz seinem Andenken, das mir ewig heilig seyn wird, zu widmen.

Die Erzählungen des Verfassers der Dorothea

Dr. Christoph von Schmid

in einzelnen Ausgaben:

(Durch alle Buchhandlungen zu beziehen)

Adelheid von Thalheim. Eine denkwürdige und rührende Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert, dem blühenden Alter gewidmet. 8. Mit einem Stahlstich. 30 fr. oder 8 ggr.

Blumen der Wüste. Erzählungen aus dem Leben der ersten christlichen Einsiedler. 12. Mit einem Stahlstich. 27 fr. oder 7 ggr.

Das Blumenfädchen. Eine Erzählung dem blühenden Alter gewidmet. 8. Mit einem Titelkupfer. 2te Aufl. 24 fr. oder 6 ggr.

Blüthen, dem blühenden Alter gewidmet. 8. 3te Auflage. Mit dem Portrait des Verfassers. 24 fr. oder 6 ggr.

Das beste Urtheil. Eine Erzählung. 12. Mit einem Stahlstich. 18 fr. oder 5 ggr.

Erzählungen, dem blühenden Alter gewidmet. 2te Auflage. 1tes Bändchen: Der Rosenkranz. Die Allegorie. Das Karthäuserleben. 8. Mit einem Stahlstich. 24 fr. od. 6 ggr.

— Derselben 2tes Bändchen: Die Nachtgall. Die rothen und weißen Arien. Die zwei Brüder. 8. Mit einem Stahlstich. 24 fr. oder 6 ggr.

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde. 1tes Bändchen. Enthält: Der Kanarienvogel. Das Johannisbrotkätzchen. Die Waldkapelle. 12. 2te Auflage. 9 fr. oder 3 ggr. Mit drei Kupfern. 27 fr. oder 7 ggr.

— Derselben 2tes Bändchen. Enthält: Das Täubchen. Das verlorne Kind. 12. 3te Auflage. 9 fr. oder 3 ggr. Mit zwei Kupfern. 21 fr. oder 5 ggr.

— Derselben 3tes Bändchen. Enthält: Das Lämmchen. 12. 3 fr. od. 3 ggr. Mit einem Kupfer. 15 fr. od. 4 ggr.

— Derselben 4tes Bändchen. Enthält: Gottfried, der junge Einsiedler. 12. 12 fr. oder 4 ggr. Mit einem Stahlstich. 18 fr. oder 5 ggr.

- Drei Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde: Die Christliche Familie. Das alte Raubschloß. Das stumme Kind. 12. 15 fr. oder 4 ggr.
- Kurze Erzählungen für Kinder. Ein Lehrer und Lesebuch für Volksschulen. 12. 9 fr. oder 3 ggr.
- Kurze Erzählungen für die Jugend. Neue Sammlung. 12. 18 fr. oder 5 ggr.
- — Dieselben auf Velinpapier mit 6 Stahlstichen 45 fr. oder 12 ggr.
- Sieben neue Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde: Die Kirichen. Die Margarethablümchen. Das Vergißmeinnicht. Der Kuchen. Die Kriebe. Das Rothkehlchen. Das Vogelneßchen. 12. 18 fr. oder 5 ggr.
- Gustavus. Eine Geschichte der christlichen Vorzeit, neu erzählt für die Christen unserer Zeit. 3te Auflage. 8. Mit einem Stahlstich. 30 fr. oder 8 ggr.
- Herbmann. Die Geschichte eines jungen Grafen aus Spanien. 2te Auflage. 8. Mit einem Stahlstich. 30 fr. od. 8 ggr.
- Morantin Walthar, ein verständiger und rechtschaffener Bauer. Eine Erzählung. 8. Mit einem Stahlstich. 30 fr. oder 8 ggr.
- Deutsche Frauen der christlichen Vorzeit. 8. Mit einem Stahlstich. 36 fr. oder 9 ggr.
- Der Fremde in der englischen Kolonie zu Thannhausen. Eine Idylle. 32. Broschirt. 6 fr. oder 2 ggr.
- Der gute Fridolin und der böse Dietrich. Eine lehrreiche Geschichte. 8. 3te Auflage. Mit einem Stahlstich. 36 fr. oder 9 ggr.
- Die Früchte der guten Erziehung. 1tes Bändchen. Drei Erzählungen in Versen: Der gefundene Ring. Die rothen Kreuzer. Die Feuerbrunn. 12. Mit einem Stahlstich. 18 fr. oder 5 ggr. Auf seinem Velinpapier mit schön illuminiertem Stahlstich. 36 fr. oder 9 ggr.
- Die Früchte der guten Erziehung. 2tes Bändchen. Drei Erzählungen: Anselmo. Die Wolfesapelle. Die Wasserfluth. 12. Mit einem Stahlstich und einem Musikblatt. 24 fr. oder 6 ggr.
- Genovesa. Eine der schönsten und rührendsten Geschichten des Alterthums, neu erzählt für alle gute Menschen. 8. 8te Auflage. Mit einem Stahlstich. 24 fr. oder 6 ggr.

- Die Hefenbläthen. Eine Begebenheit aus dem Leben eines armen Landknechtes. 12. 15 fr. oder 4 ggr. Mit einem Stahlstich. 21 fr. oder 5 ggr.
- Jesajabab, Königssohn von Judien. Eine Geschichte aus dem christlichen Alterthum. 8. Mit einem Stahlstich. 30 fr. oder 8 ggr.
- Klara oder die Gefahren der Unschuld. Eine Geschichte dem blühenden Alter gewidmet. 8. Mit einem Stahlstich. 24 fr. oder 6 ggr.
- Das hölzerne Kreuz. Eine kleine Geschichte der Verzei zum Tische für Leisende neu erzählt. 12. Die Auflage. 9 fr. oder 3 ggr. Mit einem Titelkupfer. 12 fr. oder 4 ggr.
- Das hölzerne Kreuz und die Heiligkeit. Zwei Erzählungen. 8. Mit einem Stahlstich. 30 fr. oder 8 ggr.
- Die kleine Kantenpfeife. Ein Schauspiel für Kinder und Kinderfreunde. 12. 12 fr. oder 4 ggr. Mit 1 Stahlst. 18 fr.
- Entwurf, der kleine Auswanderer. Eine Erzählung. 12. 15 fr. od. 4 ggr. Mit einem Stahlstich. 21 fr. od. 6 ggr.
- Mathilde und Wilhelmine, die ungleichen Schwestern. Eine Erzählung. 8. Mit einem Stahlstich. 21 fr. oder 6 ggr.
- Die Thierier. Eine Erzählung zum Übergehen für Kinder. 12. Die Auflage. 9 fr. oder 3 ggr. Mit einem Titelkupfer. 15 fr. oder 4 ggr.
- Hanline, die Stifterin einer Kleinkinderschule. Eine Erzählung. 8. Mit einem Stahlstich. 30 fr. oder 8 ggr.
- Hof von Tannenburg. Eine Geschichte des Alterthums, für Kellern und Kinder erzählt. 8. Die Auflage. Mit einem Stahlstich. 30 fr. oder 8 ggr. Mit 3 Kupfern in Umschlag broschirt. 48 fr. oder 12 ggr.
- Kleine Schauspiele für Familienfeste. 3 Bändchen. 12. Enthalten: Die Orkneen. Der kleine Kaminseger. Der Blumenkranz. Der Gerdieb. Emma, oder die kindliche Liebe. 30 fr. oder 8 ggr. Mit 1 Stahlst. 36 fr.
- Linotheus und Philomena. Die Geschichte christlicher Zwillingebrüder. 8. Mit einem Stahlstich. 36 fr. od. 9 ggr.
- Waldemar, eine alte Sage, nebst zwei kleinen Erzählungen aus neuerer Zeit. 12. Mit einem Stahlstich. 18 fr. oder 5 ggr.
- Der Weihnachtsabend. Eine Erzählung zum Weihnachtsfest für Kinder. 12. Die Auflage 15 fr. oder 4 ggr. Mit einem Titelkupfer. 21 fr. oder 5 ggr.

Die Heinrich von Otfenfels zur Erkenntniß Gottes kam.
Eine Erzählung. 12. Sie Auflage. 9 fr. oder 3 ggr. Mit
einem Titellapfer. 15 fr. oder 4 ggr.

Der Wunderarzt. Ein Märchen zum Osterfesten. 12.
12 fr. oder 4 ggr.

Der Verfasser der Oesterleier (Domherr Dr.
Chr. v. Schmid) hat auch folgende Schriften
im Druck herausgegeben:

Biblische Geschichte des alten und neuen Testaments für
Kellern und Kinder. 6 Bänden. in 2 Bänden. 8. Mit
6 prächtigen Stahlstichen. 3 fl. 36 fr. oder 2 Thlr. 12 ggr.
Biblische Geschichte für Kinder, zum allgemeinen Gebrauche
in den Volksschulen Bayerns. Aus dem größern Werke
von dem Verfasser selbst ausgezogen. Zwei Bänden. 8.
30 fr. oder 8 ggr.

Ein Bild zum Himmel am Feste der Himmelfahrt unser
Herrn Jesus Christus. Eine Primizpredigt. 8. 6 fr.
oder 2 ggr.

Domdekan Joseph von Weber. Eine kurze Geschichte
seines Lebens und Wirkens. Mit einem Fac simile
seiner Handschrift. gr. 8. 18 kr. oder 5 ggr.

Tägliche Gebete nach alten Denkreimen. 12. Das Dugend
9 fr. oder 3 ggr.

Katholisches Gebetbuch für die Jugend. Mit Approbation
des bischöflichen Ordinariates Augsburg. Mit einem
Stahlstich. 12. 27 fr. oder 6 ggr.

— Daselbe auf Velinpapier. 36 fr. oder 9 ggr.

Gespräche zweier Wanderer auf Sabbatha und Golgatha zur
Zeit des Todes Jesu. Mit einem Stahlstich. 8. 30 fr.
oder 8 ggr.

Christliche Gesänge zu: öffentlichen Gottesverehrung in
katholischen Kirchen. 8. Dritte vermehrte Auflage. 15 fr.
oder 4 ggr.

Jesus am Delberge. Sechs Betrachtungen, vorzüglich für die
heilige Fastenzeit. 8. Mit einem Titellapfer. 18 fr.
oder 5 ggr.

Katechismus der Christkatholischen Religion für das Bisthum
Augsburg. 8. 9 fr. oder 3 ggr.

- Kleiner katholischer Katechismus nach Petrus Canisius. 16.
1 fr. oder $\frac{1}{2}$ ggr.
- Trauerrede auf den Eintritt Sr. päpstlichen Heiligkeit Leo XII.
gehalten in der Domkirche zu Augsburg den 12. März 1829.
gr. 8. 6 fr. oder 2 ggr.
- Ueber die Worte Jesu: Ich habe euch auserwählt und
eingesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet, und eure
Frucht bleibe. Joh. 15, 16. Eine Primizpredigt. 8.
6 fr. oder 2 ggr.
- Unsere einzige Zuflucht bei der Vergänglichkeit unsers Lebens
auf Erden. Eine Secundäpredigt. 8. 6 fr. od. 2 ggr.
- Seiner Unterricht von Gott für die lieben Kleinen. 16. 2 fr.
oder 1 ggr.
- Geistliche Vergißmelnicht. Eine Auswahl der schönsten und
geistreichsten Sätze eines von Angelus Silesius. 12. Mit
einem Stahlstich. 15 fr. oder 4 ggr.
- Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Joh.
20, 21. Eine Primizpredigt. 8. 6 fr. oder 2 ggr.

Im Verlag der J. Wolffschen Buchhandlung in
Augsburg sind auch erschienen und in allen Buchhand-
lungen zu haben:

- Die Bucharensäufeln, oder Sieg der Christlichen Religion.
Eine Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert, der
reifen Jugend gewidmet. Im Anhang: Die Neujahrs-
nacht im Elchenwalde, eine Erzählung. 8. Mit einem
Stahlstich. 30 fr. oder 8 ggr.
- Erzählungen, auserlesene, und fromme Sagen für Söhne und
Töchter zur Erweckung und Verfestigung eines gottesfürch-
tigen Sinnes und Wandels. 2 Bändchen. Mit einem
Titelfupfer. 30 fr. oder 8 ggr.
- Erzählungen für kleine Knaben und Mädchen, von J. W.
Wirth, Oberleiter der Kleinkinderbewahranstalten in Augs-
burg. 12. Mit einem Titelbilde und lithographirtem Um-
schlage 15 fr. oder 4 ggr.
- Die Familie Tobias. Ein Gemälde belehrter Tugendtreue,
für die Jugend und für Erwachsene, neu erzählt von einem
katholischen Geistlichen. 8. Mit einem Titelfupfer. 18 fr.
oder 5 ggr.

- Die Gefahren des Tanzes, dargestellt in einigen Erzählungen und der Jugend zur Uebersetzung und Warnung gewidmet von einem ihrer Freunde. 8. 2te Aufl. 18 fr. od. 5 ggr.
- Gemälde christlicher Religionen, zur Erweckung und Begründung eines gottesfürchtigen Sinnes und Lebens. Eine Sammlung der rührendsten christlichen Erzählungen vom Verfasser des Thomas Morus. 8. Mit einem Titelkupfer. 15 fr. od. 4 ggr.
- Johann von Nepomuk. Eine der schönsten und rührendsten Geschichten des christlichen Märtyrerkthums. Neu erzählt von einem katholischen Geistlichen. 2te verb. Auflage. 8. Mit einem Titelkupfer. 15 fr. od. 4 ggr.
- Der ägyptische Joseph, das Vorbild der erhabenen Tugenden. Für die Jugend und für Erwachsene neu erzählt von einem katholischen Geistlichen. 8. Mit einem Titelkupfer. 24 fr. od. 8 ggr.
- Leben des heiligen Leonhard. Mit Morgen-, Abend-, Nacht-, Beicht- u. Kommunion-Gebeten. 12. 9 fr. od. 3 ggr.
- Das Liederbuch der Schule zu Ellenthal. Eine zweckmäßige Sammlung von Liedern für die Jugend; zur Einführung edler Lieder und Unterdrückung so vieler unanständiger Gesänge u. 8. 18 fr. od. 5 ggr.
- Thomas Morus, oder die Kraft des Christenthums. Eine Erzählung aus der christl. Vorzeit. 8. 12 fr. od. 3 ggr.
- Quintin Messis. Eine Erzählung, dargestellt in einem Gedicht in zwölf Gesängen von A. Werter. Dem Verfasser der Oesterer gewidmet. 8. 15 fr. od. 4 ggr.
- Schauspiele für die Jugend, nach Christ. v. Schmid's Erzählungen bearbeitet. Zwei Bändchen enthalten: Die Oesterer. Heinrich von Eichenfels. Das Johannesläserschen. Die Waldkapelle. 12. 30 fr. od. 8 ggr.
- Sittenlehre in Beispielen. Oder schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen für Kinder von B. Regis. Jaid. Neu bearbeitet, verbessert und vermehrt von Simon Bachseler. 8. Mit einem Titelkupfer. 18 fr. od. 5 ggr.
- Die Sommerabende auf Sinai, oder der Vater als Lehrer im trauten Kreise seiner Kinder. Eine Sitten- und Pflichtenlehre in Gesprächen und Erzählungen. Der Jugend als Schulpreis und Festgabe gewidmet. Von A. Dörle. 8. Mit einem Stahlstich. 16 fr. od. 9 ggr.

Angenehme und nützliche Spaziergänge auf dem klassischen Boden der alten Griechen und Römer. Ein belehrendes Geschenk für die reifere Jugend. 12 6 fr. oder 2 ggr. Der heilige Stanislaus Kossa, ein Muster und Vorbild der Jugend. Eine Erzählung vom Verfasser des Thom. Morus. 12 8 fr. oder 3 ggr.

Die Wildschüpen. Eine lehrreiche Erzählung für die Jugend und ihre Freunde. Von dem Verfasser der Beatushöhle. 12. Mit einem Stahlstich. 12 fr. oder 3 ggr.

Gebet- und Betrachtungsbücher:

Das Abendmahl unterm Herrn Jesu Christi. Eine Betrachtung zur Vorbereitung auf den würdigen Genuß desselben, besonders in den Tagen der Ostersfeier. Nebst einer Kommunion-Andacht und Kommunion-Liedern. Von L. Stimpfle. Mit einem schön gestochenen Titelblatte. 8. Mit bischöfl. Approbation. 18 fr. oder 5 ggr.

Allgemeines Gebetbuch für katholische Christen zum Gebrauch bei allgemeinen und besondern Andachtsübungen von einem katholischen Seelsorger. Mit einem Titelfupfer. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 40 fr. oder 10 ggr.

— — Dasselbe auf Schreibpapier. 54 fr. oder 14 ggr.

Andacht zum göttlichen Herzen Jesu. Mit Morgen-, Abend-, Misch-, Beicht-, Kommunion- und vielen andern Gebeten. Von A. Lechner. Mit einem sehr schönen Stahlstich. 12. 15 fr. oder 4 ggr.

Anweisungen für Jungfrauen des geistlichen sowohl als weltlichen Standes, um sie zur höchsten Vollkommenheit zu führen. Mit den nothwendigen Aenderungen neu herausgegeben von Dr. A. Lechner. 3 Bände. Mit bischöflicher Approbation. gr. 8. 3 fl. oder 2 Thlr.

Heiligtägliche Andachtsübungen und Tagzeiten der selbigen Jungfrau Maria, der Mutter unterm Heilande. Mit Morgen-, Abend-, Misch-, Beicht-, und Kommunion-Gebeten. 12. Fernat mit Titelfupfer 36 fr. oder 8 ggr.

Der kleine Himmelsvilger. Ein vollständiges Gebetbuch für Knaben, nach dem Geist und Sinne der heiligen römisch-katholischen Kirche, verfaßt vom Verfasser des vollständigen Gebetbuches für Jungfrauen. Mit einem Titelfupfer. 8. 30 fr. oder 8 ggr.

Die fromme Himmelspilgerin. Ein vollständiges Gebets- und Gebirgungsbuch für Jungfrauen von noch zartem Alter, nach dem Geist und Sinne der heiligen römisch-katholischen Kirche, verfaßt vom Verfasser des vollständigen Gebetbuchs für Jungfrauen. Mit einem Titellupfer. 2te Aufl. 8. 30 fr. oder 8 ggr.

Kostbarkeiten zum Mitnehmen in die Ewigkeit. Eine Sammlung religiöser Betrachtungen über die heiligen Geheimnisse der Menschwerdung, des Leidens, des Todes, der Auferstehung und Himmelfahrt unsers göttlichen Erlösers Jesus Christus, des Sohnes Gottes. Zum Troste und zur Erbauung frommer Katholiken, denen ihr Seelenheil am Herzen liegt. 8. 24 fr. oder 6 ggr.

Die göttliche Kraft des Christenthums im Leiden und im Tode. Dargestellt in Jesus Christus und seinen treuen Nachfolgern aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung. Von Professor L. Stempfle. Mit Genehmigung des bischöflichen Ordinariates. 8. 1 fl. oder 16 ggr.

Trostgründe eines siebenzigjährigen Greisen, zur Beruhigung und Ermunterung für bejahrte, ängstliche Menschen, die den Tod fürchten. Zwei Bändchen mit 1 Titellupfer. gr. 8. 1 fl. 12 fr. oder 18 ggr.

Vier Bücher von der Nachahmung Jesu Christi. Aus dem Lateinischen übersetzt. Mit Morgen-, Abends-, Nach-, Beicht- und Kommunion-Gebeten, einer Litanei zum allerheiligsten Altarssakramente, einem Kreuzweg und einem Titellupfer. 11te Auflage. Mit bischöflicher Approbation. 12. 10 fr. oder 3 ggr.

Weihnachtsbilder. Ein Lehr- und Gebetbüchlein, für die heilige Weihnachtszeit. Mit einer Vorrede von Christ. v. Schmid. Einem Titellupfer und mehreren Vignetten. 12. 12 fr. oder 3 ggr.

Wer mir nachfolgt, der wandelt nicht im Finstern. Joh. VIII. 12. Vollständiges Gebetbuch für kathol. Christen. Großtentheils aus den Schriften des göttlichen Thomas von Kempis bearbeitet von G. Gärtner. Vierte Ausgabe. Mit einem Stahlst. 8. 48 fr. oder 12 ggr.

Univ. Bibl
München



JOHANN MICHAEL SAILER,
als Professor in Bültingen

Erinnerungen
aus
meinem Leben.

Von
Christoph v. Schmid.

(mit einem Bändchen)

Der hochselige Bischof
Johann Michael von Sailer.

Mit Sailer's Porträt
in Stahl geschnitten

Augsburg,
Verlag der 3. Weitschen Buchhandlung.
1853.



V o r r e d e.

Schon seit zwanzig Jahren wurde vielfältig der Wunsch geäußert, daß eine Biographie Zailers erscheinen möge. Zailer, sagten Viele, welcher den verehrungswürdigen Männern Winkelhofer, Heggelin, Sambuga, Jeneberg und Andern so schöne biographische Denkmale gesetzt habe, verdiene ein ähnliches ehrendes Denkmal.

Allein bei Zailers großen Geistesgaben, reichen Kenntnissen, hoher Frömmigkeit gegen Gott, tiefem christlichem Sinne, weit verbreiteter, segensreicher Wirksamkeit zum Besten un-

zähliger Menschen — ist es eine schwere Aufgabe, eine Biographie von ihm zu verfassen.

Ich gestehe aufrichtig, daß ich mich dazu ganz und gar außer Stand sehe. Was ich hier aufzeichnete, sind blos Erinnerungen an jene seligen Tage, da er mir, und vielen Jünglingen, ein erleuchteter Lehrer, ein liebevoller Wohlthäter, ein väterlicher Freund gewesen. Diese Erinnerungen fangen deshalb von dem mir unvergeßlichen Augenblick an, in welchem ich ihn das erste Mal gesehen habe, umfassen aber keineswegs seine frühere, mir nicht hinreichend bekannte Lebensgeschichte.

Da ich gegen keinen Menschen auf Erden, den ich persönlich kennen gelernt, eine größere Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit empfinde, als gegen Zailer; da von allen meinen Mitschülern, die bei ihm mit mir Philosophie und Theologie gehört haben, keiner mehr lebt; da mein noch übriger Lebensweg nur wenige Schritte mehr betragen kann: so hielt ich es für heilige Pflicht, das Andenken an das viele Gute und Große,

das ich an ihm wahrgenommen, nicht mit in das Grab zu nehmen, sondern, so viel ich kann, es der Vergessenheit zu entziehen.

In gegenwärtiger Schrift kommen allerdings viele kleine Züge aus Sailer's täglichem Leben vor, die seinen edlen, liebenswürdigen Charakter näher erkennen lassen, die aber, so ausführlich erzählt, in einem so erhabenen Gegenstand, wie Sailer's Biographie, nicht wohl eine Stelle finden könnten. Jedoch dürften in dieser meiner Erzählung, wie ich denke, einzelne Bausteine vorliegen, welche, mehr behauen und polirt, in einem künftigen Denkmale Sailer's nicht unbrauchbar seyn würden.

In der Vorrede zum ersten Bändchen der Erinnerungen aus meinem Leben erwähnte ich: daß der Hochwürdigste Cardinal-Fürstbischof Reichert von Tiepenbrock mich schon im Jahre 1851 ermuntert hat, meine Erinnerungen an Sailer aufzuzeichnen; daß ich ihm einige Blätter, mit denen ich bereits den Anfang gemacht hatte, überschickte; daß er in seiner trefflichen Charak-

teristik Sailer's, die er der neuen Auflage seines geistlichen Blumenstraußes vorangeschickt, äußerte, er hoffe, „ein interessanter Beitrag zu Sailer's Biographie dürfe von mir, dem ältesten noch lebenden Freunde und Schüler Sailer's, zu erwarten seyn.“

Diese Aeußerung war mir ein neuer Antrieß, die Aufzeichnung derselben bis zu den spätern Ereignissen, die der Fürstbischof besser kannte als ich, zu Ende zu bringen, und sie ihm zu senden.

Er ließ sich diese Erzählung in seiner letzten Krankheit vorlesen, und ließ mir den 16. October 1852 schreiben, daß sie ihm einen hohen Genuß gewährte — was sich nur auf das viele Gute und Große beziehen kann, das dem Fürstbischofe noch gänzlich unbekannt war, in dem Sailer nie von sich selbst redete; keineswegs aber kann es von meiner Darstellung gelten, an deren Unvollkommenheit nicht Mangel an gutem Willen, sondern vornehmlich hohes Alter mit seinen Beschwerden schuld ist.

Jedoch übergebe ich diese Blätter um so geträsteter dem Drucke. Da ein so hoher Kirchenfürst sie gut hieß und Wohlgefallen daran fand, so hoffe ich, der geneigte Leser werde sie nicht ohne Segen aus der Hand legen.

Innig freut es mich, daß mit dem Charaktergemälde von des Fürstbischofs Meisterhand, was die Wahrheit betrifft, meine geringen Skizzen vollkommen übereinstimmen.

Ja, so war Zailer! Was Tiepenbrock von ihm sagt, ist die lautere Wahrheit: „Zailer genoß weithin durch Deutschland bei den Edelften und Besten den wohlverdienten Ruf und Ruhm eines ausgezeichneten Lehrers, eines bedachten Predigers, gelehrten Theologen, fruchtbaren Schriftstellers, erleuchteten Seelenführers, frommen Priesters und apostolischen Bischofs, kurz eines trefflichen, großen Mannes; er war dieß Alles in hohem Grade; aber noch viel größer erschien er mir im täglichen, vertrauten Umgang als Mensch, als Christ.“

Diesen Erinnerungen ist Zailers Bildniß

als Professor in Dillingen vorangestellt. Porträte aus seinem höheren Alter als Bischof haben wir mehrere. Allein gegenwärtiges Bild von zwei ausgezeichneten Künstlern gemalt und gestochen, und jener Zeit angehörend, die er selbst die schönste seines Lebens nannte, ist das einzige, was wir haben. Es dürfte daher nicht nur dieser kleinen Schrift das angemessenste, sondern auch den Verehrern Sailer's sehr lieb und erwünscht seyn.

Der Verfasser.

Der hochselige Bischof
Johann Michael von Sailer.

1. Ankunft in Dillingen.

Das wichtigste und folgereichste Ereigniß für die Universität Dillingen war, daß Sailer von dem Fürstbischöfe von Augsburg zum Professor der Moralphilosophie und der Pastoraltheologie berufen wurde.

Sailer, früherhin Professor der Philosophie und Theologie an der Universität Ingolstadt, hat, als Carl Theodor, Kurfürst von Bayern, diese Universität und alle höhere Lehranstalten den bayerischen Abteien übertragen hatte, sich nach Augsburg begeben, und lebte da, ohne ein öffentliches Amt, von seiner kleinen Pension, so viel ich weiß, von 250 fl. Hier schrieb er sein Gebethbuch, in sechs Bändchen, das einer unähligen Menge von Gebethbüchern die Bahn brach. Hier verfaßte er seine originelle Vernunftlehre für Menschen, wie sie sind.

Bei seiner Ankunft begrüßten die Professoren ihn ehrenvoll und freundlich. Weber und Zimmer aber,

die ihn schon aus seinen Schriften kannten, und Hermann und Delaschad, seine Jugendfreunde und Studiengenossen, mit hoher Freude. Die studirenden Jünglinge verglichen Sallers Erscheinen der Frühlingssonne, die Alles neubelebt.

Wie schnell und bleibend Saller die Verehrung, die Liebe und das Zutrauen der Studirenden gewann, ist zu bewundern, oder vielmehr nicht zu bewundern. Denn er war die lautere Freundlichkeit, die aus dem wohlwollendsten Herzen herrührte. Die Heiterkeit, die aus seinen Augen leuchtete, zeigte von einem Geiste, der von keinen irdischen Leidenschaften getrübt wurde, sondern ganz himmlisch gesinnt war. Sein Angesicht verkündete den Frieden eines guten Gewissens. Nur ein reines Gewissen und das Vertrauen auf Gott kann immer so vollkommen heiter machen.

Der Augenblick, da ich ihn das erstemal sah, bleibt mir unvergesslich. Es war am 24. Nov. 1784, dem Festtage der heil. Katharina, einer akademischen Feierlichkeit der philosophischen Fakultät. Ich hatte dabei eine lateinische Rede vorgetragen. Als ich meine, in das Reine geschriebene Rede meinem Professor, der sie sehr verbessert hatte, wieder bringen wollte, und die Stiege in dem großen Gebäude des Collegiums hinaufging, kam Saller, von zwei Professoren begleitet, die Stiege herab. Er hatte die Rede angehört; die zwei Professoren hatten ihm erzählt, daß ich durch den frühen Tod meines Vaters einen uner-

sehlischen Verlust erlitten, und daß meine Mutter, eine Wittve mit neun unermögenden Kindern, unter denen ich das Älteste war, sich in einer sehr bedrängten Lage befinde. Sailer grüßte mich auf das freundlichste, lobte den jungen Redner, versicherte mir mehrere Vierundzwanziger — vielleicht alles Geld, das er eben bei sich hatte — in die Hand, mit dem Auftrage, es meiner Mutter zu übersenden, und lud mich ein, ihn zu besuchen, um mehr mit mir, als hier auf der Stiege, reden zu können. Ich faßte das größte Vertrauen zu ihm, und er war von dieser Zeit an für mein irdisches und ewiges Wohl so väterlich besorgt, als mein Vater, und that so viel für mich, daß mein eigener Vater nicht mehr, ja nicht so viel für mich hätte thun können.

Eines Morgens kam ich zu Sailer, um ihm von seinem Manuscripte, das ich für den Druck abschrieb, einige Bogen zu bringen. Er trank eben Kaffee, und sagte: „Da ist noch eine übrige Tasse, aber kein Brod mehr dazu.“ Er trat an das Fenster und rief hinab in den Garten: „Gärtner! Gärtner!“ Der Professor der Mathematik, Herr Schiele, der unter Sailer's Zimmer wohnte, rief hinauf: „Der Gärtner ist nicht da; kann ich Ihnen womit dienen?“ Sailer antwortete: „Ich hätte nur ein Kaffeebröckchen nöthig, das mir der Gärtner besorgen sollte.“ „Ich habe ein übriges,“ rief der Kollega. Der Mathematiker wußte in der Geschwindigkeit zu berechnen,

daß es für jeden von ihnen Beiden zu weitausfug wäre, die langen Gänge und die hohe Treppe, von einem Zimmer zum andern, zweimal zu durchlaufen. Daß ich, der diesen Dienst gern geleistet hätte, bei Sailer war, wußte er nicht. Er wußte aber sogleich einen Ausweg, und rief: „Lassen Sie einen Bindfaden herab, an den will ich das Kaffeebrod anbinden.“ Sailer that es, und da er eben Exemplare seiner neuesten Schrift aus der Druckerei erhalten hatte, so band er eines an den Bindfaden und rief hinab: „Herr Kollega, haben Sie Acht! Da kommt der verbindliche Dank für das Kaffeebrod.“ Es rührte mich, daß Sailer sich eine Angelegenheit daraus machte, mir ein gutes Frühstück zu verschaffen. Eben so freute es mich, zu sehen, in welchen freundlichen Verhältnissen er mit seinen Kollegen lebte, und daß er sich nichts umsonst thun lasse.

Zwei meiner jüngeren Brüder, die sich bei der Mutter zu Hause befanden, hatten das Unglück zu ertrinken. Mit betrübtem Herzen ging ich zu Sailer, und erzählte ihm die traurige Geschichte. Er tröstete mich mit der herzlichsten Theilnahme. Ich gab ihm den Brief meiner Mutter zu lesen. Ihr Jammer ging ihm noch tiefer zu Herzen. Er hatte eben einen überaus schönen Kupferstich erhalten — das Bild Jesu, der das Kreuz trägt. Darunter standen die Worte Jesu: „Wer mein Jünger seyn will, nehme sein Kreuz auf sich und folge Mir nach.“ Unter

diese Worte schrieb Sailer: „Ich folge Dir, sage meine ganze Seele.“ Er gab mir das Bild, es meiner Mutter, die er nie gesehen hatte, zu überschicken. So war ihm nichts zu werth und zu theuer, das er nicht mit Freuden hingab, seine Mitmenschen zu trösten und zu erfreuen.

Meine Mutter wurde vom Anblicke des schönen Bildes innig gerührt und getröstet. Sie ließ es in Glas und Rahmen lassen, und hingte es an der vorzüglichsten Stelle des Wohnimmers auf. So oft sie es ansah, wurde sie, auch bei Leiden, die noch ferner über sie kamen, sehr getröstet. Viele Frauen, besonders Wittwen, die wie jeder Mensch auf Erden ihre Leiden hatten, und zu meiner Mutter auf Besuch kamen, betrachteten das schöne, anmuthige Bild mit Rührung, und blieben nicht ohne großen Trost.

Wie Sailer gegen mich ganz voll Güte, Wohlwollen und Theilnahme war, half und tröstete, so fanden alle Studirende, die sich ihm nahen, bei ihm Trost und Hülfe. Allen stand seine Thüre und sein Herz offen. Weiden, Erfreuen, Trösten war ihm Seligkeit.

Sailer wurde bei seinen freien Arbeiten von Studirenden, die ihn über ihre Studien befragten, oder Rath und Trost bei ihm suchten, sehr oft unterbrochen. Er empfing sie aber mit immer gleicher Güte und Freundlichkeit. Ueberdies sagte er Jedem, aus den

Schriften der Kirchenväter, die er immer bei Handen hatte und sehr fleißig las, oder aus den Werken Baso's von Verulam, die er vor anderen philosophischen Schriften schätzte, noch ein treffendes Wort. Ich führe hier nur ein paar kurze Beispiele an. Jungen Philosophen schärfte er die Worte Baso's ein: *Philosophia obiter libata a Deo abducit, penitus hausta reducit ad rundem.* „Die Philosophie, obenhin abgeschürft, führt von Gott ab; bis auf den Grund ausgetrunken, führt sie wieder zu Ihm zurück.“ Den jungen Theologen sagte er das Wort des heiligen Augustin: *Timor Dei medicamentum, Charitas Dei Sanitas.* „Gottesfurcht ist Arznei, Gottesliebe Gesundheit.“

Aber nicht nur Jünglinge, sondern auch Männer wurden sogleich bei der ersten Unterredung für ihn eingenommen. Ein sehr würdiger Mann, der eben von ihm kam, sagte: „Als ich mit Obacht in sein Zimmer trat, erwartete ich einen ernsten Mann mit hoher Miene und abgemessenen Geberden zu sehen. Allein er ist weit entfernt, von jener affectirten Ernsthaftigkeit, jenem geheimnißvollen Bestreben des Rückwärts, die Unvollkommenheiten des Geistes zu verbessern, wie ein wigiger Schriftsteller sie nennt. Sein ganzes Betragen ist höchst ungenungen; er ist die lautierte Heiterkeit und Freundlichkeit, die bei ihm ganz und gar ungekünstelt und ihm zur Natur geworden. Ich konnte, sogleich in den ersten Augenblicken ein

solches Vertrauen zu ihm fassen, als sey er mit Vater oder Bruder. Es ist eine eigene Glückseligkeit einen großen Mann zu sehen.“

2. Wirken an der Universität.

Ungreifend und tief wirkte Sailer auf dem Katheder. Noch immer seh' ich im Geiste sein Bild — die leuchtenden Augen und sein ehrwürdiges, von Freundlichkeit erhelltes Angesicht. Der berühmte Doktor Ball führt in seinen Vorlesungen Sailer's schön gewölbte Stirne und geschweißte Haare als ein Beispiel an, wie der fromme Sinn für das Höhere sich ausdrücke.

Sailer's begeisterte Worte, mit seiner lieblichen Stimme gesprochen und aus dem Herzen strömend, gingen auch wieder zu Herzen. Nicht nur wurde der Verstand seiner Zuhörer mit gründlichen Kenntnissen bereichert und erleuchtet; ihr Herz wurde auch für das Wahre, Gute und Schöne erwehnt. Alle gingen mit den besten Vorsätzen aus dem Hörsaale.

Für das Diktiren und Nachschreiben der Vorlesungen, das den belebenden Vortrag des Lehrers hemmt, und die Aufmerksamkeit der Zuhörer theilt, war er durchaus nicht. Hingegen gab er ihnen so gleich nach der Vorlesung das Manuscript, das denn

auch alle fleißig abschrieben, und auch das, was der Lehrer noch weiter gesagt hatte, anmerkten.

Außer den öffentlichen Vorlesungen gab Sailer noch Privatstunden auf seinem Zimmer. Doch dieses genügte ihm noch nicht. Er kündete auf die Abendstunden, in denen keine andere Vorlesungen stattfanden, Religionskollegien für die Studirenden aller vier Fakultäten an. Dieses war ein glücklicher Gedanke. Denn viele Candidaten der Philosophie, der Rechtsgelahrtheit und der Theologie hatten, außer in den niedern Schulen, keinen zusammenhängenden, ihren Bedürfnissen angemessenen Religionsunterricht mehr gehört. Allein nicht nur alle Studirenden, sondern auch würdige, sehr gebildete Männer, — Adelige, Regierungsräthe und Offiziere fanden sich zahlreich dabei ein. Graf Jagger, der sich im Frühling und Sommer zu Gitt ausbleibt, fuhr Abends jedesmal in Sailer's Vorlesung nach Tübingen. Eine große Anzahl der Zuhörer konnte in den Schulhöfen keinen Platz mehr finden, sondern mußte während der ganzen Vorlesung, eine Stunde lang, in den Gängen des Hörsaals stehen.

Sailer stellte, wegen der vielen kenntnißreichen Männer, die sein Kollegium besuchten, das Ziel, das er sich vorgesetzt hatte, etwas höher; doch so, daß er seinen übrigen Zuhörern nicht weniger verständlich wurde. Schon damals, vor mehr als sechsßig Jahren, sang der Unglaube an, sich aus Frankreich nach Deutschland zu verbreiten. Sailer mußte die Ein-

wendungen gegen die Religion in ihrer ganzen Richtigkeit darzustellen. Natürlich kam er vorzüglich auf Voltaire zu sprechen. Er sprach ihm sein Schriftstellertalent, seinen Witz nicht ab. Allein er zeigte, in großer Erregung, besonders der Studirenden unter seinen Zuhörern, indem er Voltaire's eigene Worte anführte, wie leicht, wie unrichtig dessen Philosophie sey.

Angesehene Staatsmänner und Beamten, die sogleich nach vollendeten Studienjahren in die Geschäfte hinein gerissen werden, bekannten, daß sie erst durch diese Vorlesungen zur gründlichen Kenntniß der geoffenbarten Religion gelangt seyen, und ihren hohen Werth schätzen gelernt haben.

Saller sagte, bevor er seine Religionskollegien angekündet hatte, von diesem Vorhaben dem Professor Weber. Dieser war sogleich entschlossen, Vorlesungen über die angewandte Naturlehre auf Oekonomie, Landwirtschaft und Gewerbe zu halten. Er war bei seiner umfassenden Kenntniß der Natur hier recht eigentlich in seinem Felde. Er brachte nicht nur alles vor, was zur Bildung verständiger Landwirthe dienen konnte, er gab auch sehr treffende Winke, wie die Güte des Allmächtigen in die Natur solche Kräfte gelegt habe, die dem Menschen zu seinem zeitlichen Wohlergehen nöthig sind, und wie Gott ihm den Verstand verliehen, sie heraus zu finden und zu benützen. Die Zuhörer wurden zur dankbaren Andebung Gottes hingerrissen.

Auch diese Vorlesungen wurden zahlreich besucht, leisteten künftigen Landbeamten und Landgeistlichen in deren Wirkungskreise große Dienste, und trugen zur Beförderung der Landeskultur bei.

Beide, Sailer und Weber, ermunterten den bescheidenen, sich selbst zu wenig vertrauenden Professor Hermann, Lehrer der obersten Gymnasialklasse, über Aesthetik zu lesen; dazu war er wegen seines feinen richtigen Geschmack in Beurtheilung und Würdigung schön wissenschaftlicher Werke, der geeignete Mann. Er machte darauf aufmerksam, daß dem Schönen immer das Wahre und Gute zu Grunde liegen müsse, und daß nur diese Drei, in Eines verbunden, den vollen Werth einer Schrift ausmachen. Er zeigte sehr schön, daß die bekannten Worte des Horaz: die Verbindung des Nützlichen mit dem Angenehmen, sey der Punkt, auf den Alles ankomme, gelte nicht nur dem Schriftsteller; auch der Leser soll sich nicht mit einer bloß angenehmen Lektüre begnügen, sondern eine solche wählen, die eben so nützlich ist.

Da schon damals viel und oft ohne Wahl gelesen wurde, so war eine Anleitung nur vorzügliche Schriften zu wählen, nicht überflüssig, sondern notwendig. Die treffenden Stellen, die er vorzüglich aus Homer und aus Klopstocks Messias, als Beispiele anführte und deren Wahrheit und Schöubeit hervorhob, machten seine Vorlesungen um so anziehender. Sie wurden mit Freuden besucht.

So hatte man es einig Sailer's Thätigkeit in danken, daß über diese drei Fächer für alle Studierende vorgelesen wurde — über das Allerwichtigste, die Religion, und auch über die zwei andern zeitgemäßen, der leiblichen Wohlfahrt und der Bildung des Geistes entsprechenden Gegenstände.

Wie Sailer die Bildung der Studierenden an Verstand und Herz sich angelegen sein ließ, so war er auch für ihr leibliches Wohlergehen besorgt. Wie er sich gegen jeden einzelnen, der Hülfe bedurfte, wohlthätig erwies, so hat er einmal allen, ja auch den Professoren, eine nicht geringe Wohlthat erwiesen. Der Winter hatte sich mit heftiger Kälte eingestellt; die großen Hörsäle mit hohen Fenstern an beiden Seiten konnten nicht geheizt werden. Die Candidaten der Philosophie mußten Morgens zwei Stunden, und die der Ideologie sogar drei Stunden nach einander — von 8 bis 11 Uhr — Vorlesungen hören. Das war fast nicht auszuhalten. Die Weissen suchten sich, während der freien Viertelstunden davor, in den Kaulen des daranstehenden Klerikalseminars, andere in einem nahen Kaffeehause zu wärmen. Die durchdringende Kälte hatte nicht nur die Aufmerksamkeit sehr geküht; der wiederholte schnelle Wechsel von Kälte und Wärme schadete auch der Gesundheit. Wie war zu helfen? In keinem der Hörsäle befand sich ein Ofen. Sailer suchte Rath. In dem ehemaligen Jesuitenkollegium, das an das Universitätsgebäude

ankam und in dem jetzt die geistlichen Professoren wohnten, befanden sich ein Saal und ein paar große Zimmer, die man heizen konnte, die aber im Winter gar nicht benutzt wurden. Sailer schlug vor, an die geeignete Bedeckte eine Vorrichtung zu machen, mit der dringenden Bitte, das nöthige Holz anzuweisen. Die Bitte wurde sogleich gewährt. Die Studierenden besuchten die Vorlesungen mit neuer Freude, blieben zur Zwischenzeit hier versammelt, und unterredeten sich über das, was sie gehört hatten. Alle erkannten diese Anordnung für eine große Wohlthat, und lobten Sailer's Sorgfalt für die studirenden Jünglinge; eben so priesen sie Sailer's Verstand und Gewandtheit auch in zeitlichen Dingen.

Jemand sagte: „Eben seit Menschengebunden wurde über die kalten Hölle gesagt; man bedauerte, daß es in diesem Gebäude nicht thunlich sey, Lese- zu errichten und Kamine anzuführen. Der Gehauke, wie dem Uebelthand auf eine andere Weise abzuhelfen, lag so nahe, und doch fiel er Niemanden ein. Es ging da in der That, wie mit dem Ei des Columbus.“

Die Früchte von Sailer's Wissen wurden bald sehr bemerkbar. Ein neues Leben kam in die Studierenden. Sie studirten fleißiger, und beklagten sich eines durchaus anklagigen, müdigen Betragens. Früherhin hörte man viel Beslagenswerthes von Trunkselagen und Raufereien. Vergebens bemühte man sich schon längst, dieselben ganz abzustellen. Jetzt

sel äußerst selten etwas dergleichen vor. Ich erinnere mich noch wohl, daß mehr als einmal einige Studierende einen tollen Streich verhatten. Sie sagten aber: „Den Rektor Wagnerfuß fürchten wir nicht, und nach dem Karer fragen wir gar nichts; allein wenn Saller es inne würde, so würde es ihn betrüben, und das wäre uns sehr leid.“ Die Unbesonnenheit unterblieb.

6. Zahlreichere Besuche der Universität.

Die neuauflühende Universität Tübingen wurde immer berühmter. Verzüglich Saller's Ruhm zog aus Schwaben, Franken und Bayern, aus der Schweiz, vom Rheine und aus Westphalen viele Studierende dahin. Dieß war eine neue Erscheinung. Vöthel hatte man da keinen Schweizer, Rheinländer oder Westphälinger erblickt. Die trefflichen jungen Männer waren zum Theil aus sehr angesehenen Häusern. Auch solche, die an andern Universitäten schon die Theologie absolvirt hatten, wollten Saller noch ein Jahr hören; auch junge Geistliche aus Aistern. Doch unter den vielen nenne ich, um nicht zu weitläufig zu werden — nur Einen, den Herrn Professor Heinrich Bredmann aus Münster in Westphalen. Er war ein gebildeter Mann, in der damaligen

deutschen Literatur sehr bewandert, und dabei streng katholisch. Er hatte von Jugend auf in Münster studirt, und dort Philosophie und Theologie gehört. Er las Eilerss Schriften mit Bewunderung und entschloß sich, wiewohl schon Professor, noch Eilerss Schüler zu werden, besonders in der Pastoraltheologie — einem Fache, über welches früher seine eigenen Vorlesungen gehalten wurden — und hoffte, Eilerss belehrenden Umgang zu genießen. Er fand seine Erwartungen weit übertreffen.

Da er, in Tübingen ganz fremd, eines Freundes bedurfte, und ich aus dem Umgange mit ihm nur gewinnen konnte, so machte Eiler mit ihm bekannt. Wir beide wurden vertraute Freunde. Anfangs fiel es uns — ihm wegen meines scholastischen, und mir wegen seines weltblühenden Tactes — etwas schwer, einander zu verstehen. In der Folge sagte er mir und ich ihm, daß es uns vorgekommen, wir beide sprächen zu schnell, was sich philosophisch sehr gut erklären läßt.

Bredmann blieb ein ganzes Jahr in Tübingen. Den letzten Abend brachte er auf meinem Zimmer zu. Mehrere junge Theologen, von denen mir jetzt nur mehr Franz Xaver Bayer einmüthig ist, waren hier versammelt. Der Abchied, der mir unvergeßlich ist, war sehr rührend. Wir Alle hatten Thränen in den Augen.

In der Folge wurde Bredmann Professor der

Metalltheologie und Tempelritzer, Tempel und Tempelbau in Münster. Er gab mehrere erbauliche Schriften — Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Italienischen heraus. Besonders schätzenswerth ist seine *Volksalttheologie*, die er mir übersandte. Seine „*Lebensgeschichte des heil. Hieronymus für die Jugend*“ wurde auch in Schwaben mit Geduld sehr viel gelesen. Er blieb mir über aus Münster, und in allen Dingen gedachte er mit Verehrung und Liebe Haller's, und der glücklichen legendreichen Tage, die er in dessen Umgang zugebracht habe.

Nicht nur die Anzahl studirender Jünglinge nahm immer mehr zu, sondern auch berühmte, gelehrte und sonst merkwürdige Männer kamen nach Tübingen, vorzüglich um Haller persönlich kennen zu lernen.

Der merkwürdigste für alle Studierende war Pfeffel von Rottmar, Director des von ihm mit Erlaubniß des Königs von Frankreich dort errichteten akademischen Erziehungsinstitutes für Jünglinge, die sich dem Willen widmen wollten; doch wie Studierende schätzten Pfeffel vornehmlich als berühmten Dichter vornehmlicher Fabeln.

Ein Schweizer, Freund von Herer aus Luzern, der in Tübingen habierte, ein ausgezeichnetes mechanisches Talent, hatte nicht lange vor Pfeffel Ankunft, dessen schönes Gedicht: „Der bestrafte Weichhals, ein Schattenbild an der Wand,“ sehr kundreich nach Art der chinesischen Schatten, im Kleinen dargestellt.

Das Gedicht, in Russl gesetzt, wurde dabei noch für Studierende von trefflichen Musikern mit Gesang und Klavierspiel begleitet. Alle Studierende waren begierig, den blinden Dichter, der ihnen so viel Vergnügen verschaffte zu sehen, und sie betrachteten ihn mit Ehrfurcht und Mitleid.

Eine von Pfeffels Fabeln hat besonders unsern jungen Theologen gefallen. Der Inhalt ist kurz dieser: Ein Knabe fand ein gutes, altes Goldstück; ein Jude aber machte es, als falsch, ihm so verdächtig, daß er es wegwurf. Die treffende Fabel zielt auf die bekannten Wollenbüttel'schen Fragmente gegen die biblischen Urkunden, und endet mit den Worten:

„Welchete Herrn Fragmentenscheiter,
O werdet lieber Straßenscheiter!“

Dalton, der blinde Klavierspieler, kam auf seiner Kunstreise durch Deutschland mit Empfehlungen an Saller nach Tübingen. Saller verschaffte ihm Gelegenheit, in dem Speisesaale des Seminars ein Concert zu geben. Die Professoren und Damen, und sehr viele Studierende aus der Stadt fanden sich dabei ein. Das Klavierspiel erregte Bewunderung. Ein junger geschickter Klavierspieler ward so entzückt, daß er ausrief: „Meine beiden Augen gäbe ich darum, wenn ich so spielen könnte!“

So that Saller nicht nur dem reisenden Künstler eine Wohlthat erwiesen, sondern auch den Studierenden und Professoren einen vergnügten Abend bereitet.

Daß übrißend Tüten ein wirklich großer Virtuose war, erhielt auch aus einem Gedichte, das der Dichter Schubart, selbst ein großer Musiker, auf ihn gemacht hat. Er trübete darin Tüten mit Homer, Ossian, Milton, Pöffel und mit der berühmten Klavierspielerin Paradies, die alle blind waren, und bemerkte dabei, daß der gütige Gott, wenn er das äußere Auge mit Nacht bedeckt, der Seele einen desto helleren Blick gebe.

Menschen der verschiedensten Tendenz kamen zu Sailer, unter Andern der Grandfianer Guleg Schneider, dessen Verdicht über Toleranz damals in Augsburg großes Aufsehen erregte und von Vielen sehr geliebt, von noch Mehreren heftig getadelt wurde. Er besuchte Sailer in Tübingen, um Freundschaft mit ihm zu machen. Als ich am folgenden Tage zu Sailer kam, sagte ich zu ihm: „Nun, Sie haben ja gestern einen bemerkenswerthen Besuch gehabt?“ „Ach, sagte Sailer, mit diesem Wanne läßt sich keine Freundschaft schließen. Er ist zwar ein sehr guter Kopf, aber sehr eitel, und, was er doch klug zu verbergen weiß, stolz und hochmüthig. Ich fürchte, er werde bei seinem unruhigen, unstillen Geiste in der Welt viel Unheil anrichten, und zuletzt vielleicht ein trauriges Ende nehmen.“ Sailer zeigte hier, daß er die Menschen sehr gut zu beurtheilen wisse, ja seine Worte waren eine Art Weissagung. Guleg wurde, wie bekannt, nach einigen ehrenvollen Anstellungen, in denen er sich nicht zu behaupten wußte, in Frankreich

einer der bestigsten Revolutionäre, sogar öffentlicher Ankläger, ließ viele unschuldige Menschen hinrichten, wurde aber selbst zur Guillotine verurtheilt. Auf dem Wege zur Richtstätte soll er öfter an die Brust geschlagen und ausgerufen haben: „*Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa.* Meine Schuld, meine Schuld, meine sehr große Schuld!“

Ein Gelehrter aus Norddeutschland, dessen Name mir entfallen ist, machte von Augsburg eine Ausreise nach Dillingen, um die Universität, die immer berühmter wurde, näher kennen zu lernen, besonders aber den Professor Saller. Unterwegs begegnete ihm ein kleines Abenteuer. Ein Plagregen überfiel ihn, und er suchte sich in eine nahe Sägemühle. — Baverhammer, ein sehr guter Kopf und geleiteter junger Mann, studierte in Dillingen Theologie. Er hatte ein ausgezeichnetes Talent für Sprachen, nahm bei dem Sprachmeister der Universität besondere Stunden, und brachte es in der französischen, italienischen und besonders der englischen Sprache zu großer Fertigkeit. Sein Vater, ein Sägemüller, starb; der Sohn entschloß sich auf die Bitte seiner Mutter, die Universität auf ein oder zwei Jahre zu verlassen, und das väterliche Gewerbe, das er vollkommen verstand, so lange zu führen, bis der jüngere Bruder mehr herangewachsen, und von ihm hinreichend unterrichtet seyn werde. Der junge Theolog ward also auf eine Zeit Sägemüller, und betrieb das Geschäft sehr gut

und zur allgemeinen Zufriedenheit. Um seine bessere Kleider zu schonen, kleidete er sich ganz so, wie es die Arbeiten eines Sägemüllers erfordern. Seine Bücher hatte er alle, besonders französische und englische, mitgebracht, und las so oft und viel darin, als es seine Geschäfte gestatteten. Als er nun eines Tages in der Mühle bei dem Sägebloß saß, mit einem zierlich gebundenen Buche in der Hand, trat der Gelehrte aus Norddeutschland herein und wunderte sich, daß der junge Mann in bairischer Kleidung, in weißen Hemdmäuln, rother Weste, grünem Hosenträger und einem runden, schwarzen Köppchen von Leder auf dem Kopfe, bei seiner Arbeit lese. „Schön, sehr schön!“ sagte der Herr. „Er weiß seine Zeit zweifach gut zu benützen. Was liest er denn da, mein Freund?“ — „Den englischen Zuschauer,“ sagte der Säger. „Das überrascht mich!“ sprach der Fremde. „Laß er doch einmal sehen.“ Der Müller gab ihm das Buch, und der Gelehrte rief verwundert: „Wie, was, in englischer Sprache!“ Er wurde nun auf einmal viel höflicher. „Erklären Sie mir doch diese seltene Erscheinung,“ sprach er. Der Säger sagte: „Hier zu Land ist dieses nichts Seltene. Alle Sägemüller in Schwaben sind auf die englische Sprache ganz naderlich erpicht. Und so geh't's mir auch.“ „Das begreife ich nicht, wie das kommt!“ sprach der Gelehrte. „Sie können ja von dieser Sprache keinen Gebrauch machen?“ „Sie sehen ja,“

sagte der Sprachkundige, „daß ich eben jetzt guten Gebrauch davon mache.“ „Ganz gewiß, sprach der Herr. Allein ich meine nur, bei Ihrem Geschäftsreise und in Ihrem Haushalte kann Ihnen diese Sprache zu nichts dienen.“

„O warum nicht?“ war die Antwort. „Wenn ich zornig bin, so fluche ich englisch, damit ich kein Aergerniß gebe.“ Als der Regen aufgehört hatte, ging der Gelehrte kopfschüttelnd weiter, und sobald er nach Dillingen kam, erzählte er den Professoren von dem seltsamen Sägemüller. Die Professoren lachten und sagten: „Dieß war der Bayerhammer, der Schelm.“ Sie erklärten die seltene Erscheinung. Der Gelehrte lachte mit und sprach: „Ich hatte schon im Sinne, die Begebenheit in das Tagebuch meiner Reise aufzunehmen.“ Sailer sprach: „Ein Reisen, der wird manchmal getäuscht und es ist allerdings die größte Vorsicht nöthig, um nicht Märchen zu verbreiten.“

Sailer dachte hier wohl an das einzige Märchen in seiner Art, das der Buchhändler Friedrich Nicolai in seiner mit vielen Anekdoten ausgestatteten und auf Gewinn berechneten Reisebeschreibung durch Deutschland verbreitet hatte: „Sailer habe mit seinem katholischen Gebethbuche auf hinterlistige, heimtückische Weise die Protestanten zu Proselyten machen wollen“ — was damals Viele glaubwürdig fanden, jetzt aber wohl Alle lächerlich finden.

Bayerhammer erzählte sein Geschichtchen, eben so ausführlich wie hier, mehreren Studirenden zu ihrer allgemeinen Betustigung, und ich denke, auch dem Leser werde es einige Erheiterung gemacht haben.

Eine wichtigere Begebenheit, die alle Studirende tief ergriff, ist folgende:

Eines Tages trat ein fremder Herr von würdigem und vornehmen Aussehen mit Sailer in den Hörsaal, und setzte sich in eine der vordersten Schulbänke. Dieses machte unter den Studirenden sein besonderes Aufsehen. Es war nichts Seltenes, daß Fremde, an Gelehrsamkeit ausgezeichnet oder von Adel, nach Tübingen kamen, Sailer besuchten, und ihn in das Collegium begleiteten. Als Sailer seine Vorlesungen geendet hatte, erhob sich der Fremde, und hielt eine Anrede an die Studirenden. Er pries sie glücklich, einen solchen großen Mann zum Lehrer zu haben, und forderte sie auf, diese glückliche Rührung der göttlichen Vorlesung wohl zu benutzen, was dann für ihr ganzes künftiges Leben von den glücklichsten Folgen seyn werde. Alle Studirende waren über die Verehrsamkeit, Kraft und Anmuth dieser Anrede hin- und hergerissen. Sie erkundigten sich, wer denn dieser bewundernswürdige fremde Herr sey. Er war der Reichsfreiherr von Horst — der früher ein berühmter Professor der Rechtsgelehrsamkeit in Mainz gewesen. Wegen seiner großen Rechtskunde wurde er als Referendar des Reichskammergerichtes nach

Beglar, und von da als Referendar bei dem Reichshofrathe nach Wien berufen, und der Kaiser hatte ihn wegen seiner hohen Verdienste in den Adelsstand erhoben.

Er hatte seinen talentreichen, ja man darf sagen genialen Sohn, der zu Mainz studirte, nach Dillingen geschickt, um da Philosophie zu hören. Viele wunderten sich nicht wenig, wie ein so einsichtsvoller, ausgezeichneteter, hochgeachteter Mann das kleine Dillingen, der großen glänzenden, weltberühmten Universität Mainz vorziehen könne. Allein der weise Vater hatte schon damals bemerkt, daß ein übles Lüstchen aus Frankreich die Professoren zu Mainz angeweht habe, und daß nicht alle davon unangesteckt geblieben. Damals hätte sich dieses nicht erweisen lassen; allein bei der Belagerung und Eroberung der Festung Mainz war dieses weltkundig geworden.

Der Grund aber, warum der weise Vater anstatt aller Lehranstalten Deutschlands, ja sogar der Universität Wien, gerade Dillingen wählte, war einzig dieser: Er wollte seinen Sohn ganz der Aufsicht, der Leitung und dem Unterrichte Sallers übergeben und anvertrauen. Der erfahrene, einsichtsvolle Mann wußte die Menschen sehr gut zu beurtheilen.

Herzog Karl von Württemberg begab sich nach Dillingen, um hier den 11. Februar 1785, sein Geburtsfest, zu feiern. Er ersuchte den fürstbischöflichen Statthalter, Freiherrn von Ungelter, die Profes-

foren der Universität zu vermögen, Vorlesungen, denen er beizuwohnen wolle, zu halten; sie sollen aber dabei auf ihn durchaus keine Rücksicht nehmen, sondern nur so lesen, wie es die Ordnung des Tages mit sich bringe — und ganz so, als wäre er gar nicht zugegen. Ein großer Saal wurde dazu gewählt und geziemend decorirt. Eine Lehrkanzel wurde errichtet und mit rothem Luche besleidet. Der Herzog erschien von dem fürstbischöflichen Statthalter und einem großen Gefolge begleitet. Der Präsident und die Räte der fürstlichen Regierung, viele Offiziere und alle Professoren und Studirende hatten sich eingefunden. Ein Professor nach dem andern trat auf. Es war vorgeschrieben, kein Vortrag dürfe länger als eine halbe Stunde währen. Jedem Professor, der von dem Ratheder stieg, wußte der Herzog einige angenehme Worte zu sagen. Dem Professor Sailer aber bezeugte er die ausgezeichnetste Verehrung und den vollkommendsten Beifall. Sailer entschuldigte sich, daß er höchstem Befehle gemäß nur einen Vortrag für seine Schüler gehalten habe; er bitte deshalb um Verzeihung. „Da ist nichts zu verzeihen, sprach der Herzog, als daß Sie mir das Vergnügen, Sie zu hören, nicht länger gegönnt haben.“ Sobald der Herzog nach Stuttgart zurückgekommen war, erließ er an Sailer und eben so an Professor Weber die huldvollsten Handzeilen und übersendete jedem von Beiden eine goldene Medaille von großem Werthe.

Nach einiger Zeit sendete Herzog Karl den Herrn von Wyltus, damals, wenn ich nicht irre, Obersten eines Regiments, einen sehr gebildeten Mann, von umfassenden Kenntnissen, nach Dillingen, Sailer zum herzoglichen Hosprediger in Stuttgart zu berufen, und ihn zu bewegen, diesen ehrenvollen Ruf anzunehmen. Herr von Wyltus war mit der deutschen Literatur sehr vertraut, und besonders ein Kenner und Freund der kantischen Philosophie. Er fand an Sailer's Umgang, vorzüglich wegen dessen vielseitigen Kenntnissen, großes Vergnügen und verweilte wohl vierzehn Tage in Dillingen. Dabei war es ihm aber immer darum zu thun, die Absicht seines Besuches zu erreichen. Er bot alle seine Beredsamkeit auf. Allein Sailer blieb unbeweglich; er war überzeugt, daß er in seinem gegenwärtigen Berufe eines Lehrers und Erziehers zukünftiger Geisllichen mehr nützen könne, als an einem Hofe.

In Dillingen war Sailer's Anstellung etwas beschränkt. Man hatte ihm bloß ein Studirzimmer und ein Schlafzimmer zur Wohnung eingeräumt. Mittags und Abends genoß er, gemeinschaftlich mit den übrigen Professoren, eine frugale Mahlzeit. Der Diener des Hauses, bloß Hausknecht genannt, machte ihm das Bett, reinigte das Zimmer und besorgte andere kleine Geschäfte. Sein ganzer Gehalt an Geld bestand in 300 Gulden. In Stuttgart eröffneten sich ihm glänzendere Aussichten — ein mehrfach größeres

Einkommen, eine mit fürstlicher Großmuth ausgestattete, geräumige Wohnung, eine reichlich besetzte Tafel, die beste wünschenswerthe Bedienung von herrlichen und gewandten Dienern. Alle Bedingungen, die Sailer sonst noch hätte machen wollen, wurden schon zum Voraus zugesagt. Hundert Andere hätten wohl mit beiden Händen zugegriffen. Der Aufenthalt an einem prachtvollen Hofe, Konzerte, Theater, Gesellschaften, Umgang mit gebildeten, ausgezeichneten Männern hätten zu große Reize für sie gehabt. Allein Sailer dachte nicht so. Er blieb seinem gegenwärtigen Wirkungskreise getreu — und der festen Ueberzeugung, Gottes heilige Vorsehung habe ihm diesen Beruf angewiesen.

1. Das Gymnasium.

Wie Sailer sich eine Angelegenheit daraus machte, die Universität mehr empor zu heben, so richtete er seine Aufmerksamkeit auch auf das Gymnasium, welches nach damaligen Benennungen aus der Vorbereitungsklasse, aus den drei lateinischen Schulen, Rudiment, Grammatik und Syntax, und aus den zwei obersten Klassen, Poesie und Rhetorik bestand. Ein Professor der lateinischen Schulen, der mehrere Jahre lang gedient hatte, meldete sich, wie das so

berkömmlich war, um eine Pfarrei und erhielt sie. Sailer schlug nun dem geheimen Rathe und Provifar de Haiden, dem die neue Organisation auch dieser Lehranstalt anvertraut war, vor, den Frühmessbenefiziat zu Oberdorf im Allgäu, Johann Michael Keneberg, dahin zu berufen. Sailer machte von ihm eine solche Schilderung, daß der Provifar de Haiden, und auch der Statthalter und Generalvisar von Ungelter über diesen Vorschlag höchst erfreut waren.

Keneberg war in Landsberg Sailer's Mitnoviz gewesen und hatte mit ihm in Ingolstadt zwei Jahre lang Philosophie gehört. Beide wurden schon damals innige Freunde. Nach Aufhebung des Jesuitenordens wurde Keneberg, einer freundlichen Einladung zufolge, Professor an dem Gymnasium St. Paul in Regensburg, dann zum Priester geweiht, und kam endlich als Frühmess-Benefiziat nach Oberdorf in seinem Vaterlande, dem Allgäu.

Hier benützte er seine freien Stunden, fähige Knaben, die studiren wollten, in der lateinischen Sprache und andern nöthigen Kenntnissen zu unterrichten, und sie auf die höheren Gymnasialklassen vorzubereiten. Es entstand so, nach und nach, eine kleine Anstalt von 12 bis 15 Schülern. Alle, die aus dieser Schule hervorgingen, wurden, wohin sie an höhere Anstalten kamen, als vollkommen vorbereitet erfunden, und den allerersten und besten Schülern beigezählt.

Als wieder ein Professor des Gymnasiums auf

eine Pfarrei, um die er sich gemeldet hatte, befördert wurde, schlug Sailer den würdigsten und tauglichsten vor, den er kannte, Herrn Keller, einen Mann von gründlichen Kenntnissen, großer Beurtheilungskraft und unverlässigem Charakter. Er war, so wie der lateinischen auch der deutschen Sprache vollkommen mächtig. Alles, was er mit seiner schönen Handschrift schrieb — eine Predigt oder einen Brief — hätte man sofort gleich können drucken lassen. Er durchschaute alle seine Schüler und wußte jeden nach dessen Fähigkeiten und Anlagen zu behandeln. Alle hatten Ehrfurcht vor ihm und Zutrauen zu ihm, und gehorchten ihm auf den Wink.

Bei der nächsten Erledigung einer Professorstelle empfahl Sailer, der Menschenkenner, den Herrn Weiß, der durch seine Freundlichkeit, die Liebe und das Zutrauen seiner Schüler gewonnen. Er war unter den Professoren des Gymnasiums der beliebteste Prediger. Alle seine Vorträge, aus denen sich auf seine Lehrgabe in der Schule schließen ließ, waren ganz klar und überaus lieblich. Ich erinnere mich noch, daß er einmal über das Evangelium von der wunderbaren Vermehrung der Brode predigte. Er erzählte die Begebenheit so anschaulich, und malte sie so schön aus, daß man meinte, man sey dabei. Ueber jeden einzelnen Zug dieses Gemäldes machte er eine kurze, treffende und lehrreiche Bemerkung. Ein andermal predigte er über das Evangelium von dem

verlorenen Schafe. Er schilderte die Gefahren des hilflos umher Irrenden Lammes und die liebevolle Sorgfalt des guten Hirten unbeschreiblich rührend. Sogar der Hausknecht des akademischen Hauses sagte: „O wie schön war diese Predigt!“ Und das letzte Wort! — „ich kann gar nicht sagen, wie es mir zu Herzen ging!“ Der Prediger schloß nämlich mit den Worten: „Wer möchte nicht das wiedergefundene Lamm auf den Schultern des guten Hirten sehn!“

Der ausgezeichnete Schulmann Feneberg, der ernste Keller und der freundliche Weiß — ein schönes Aleeblatt! — schlossen sich alle Drei an den vortrefflichen Professor Hermann an, den weisen und liebevollen Jugendfreund, der schon seit vielen Jahren hier, mit großem Segen für alle Studirende gelehrt und gewirkt hatte.

Feneberg entwarf einen Schulplan für das Gymnasium zu Dillingen unter der bescheidenen Aufschrift: „Gedanken über das Schulwesen in Gymnasien, ein Entwurf, wie die niederen Schulen eingerichtet werden müßten, wenn sie für höhere Schulen vorbereiten, und auch denen, die nicht weiter fortstudiren wollen, entscheidende Vortheile für ihr künftiges Leben gewähren könnten.“ In diesem Entwurfe nahm die Religion und zwar bestimmt die Christliche, die katholische Religion, nicht wie es bisher hie und da geschah, den letzten Platz, sondern die erste Stelle ein. Zwischen Sprach- und Sachkenntnissen war die

rechte Mitte getroffen. Die Sprachkenntnisse sollten durchaus nicht verkümmert und vernachlässigt werden; aber in andern nöthigen Gegenständen — Erdbeschreibung, Geschichte und Naturgeschichte — sollten die Schüler auch nicht unwissend bleiben. Heneberg legte den Entwurf seinen Mitlehrern zur Prüfung vor. Sie machten darüber ihre Bemerkungen, Zusätze oder Verbesserungen, die Heneberg prüfte und getreulich benützte. Durch Sailer's Veranstaltung wurde dieser Schulplan, den er sehr gut gefunden, gedruckt.

Täglich wurden mit den Schülern öffentliche Prüfungen gehalten, die vortreflich ausfielen. Sailer fand sich allemal dabei ein. So sehr die fertigen Antworten dieser Knaben erfreuten, so fanden die Zuhörer an Sailer's Fragen noch größeres Vergnügen. Er leitete den Sinn immer auf etwas Höheres hin. So erinnere ich mich noch sehr wohl, daß einmal von dem Könige Xerxes die Rede war, der mit seinen vielen hunderttausend Kriegern ganz Griechenland erobern wollte, und dem, als er von einer Anhöhe dieses ungeheuer große Kriegsheer erblickte, doch einfiel, daß nach nicht gar langer Zeit, vielleicht nach 50, gewiß aber nach 100 Jahren, von allen diesen Menschen kein einziger mehr am Leben seyn werde. Nachdem die lateinische Stelle erklärt war, fragte Sailer, was Xerxes, wenn er diesen Gedanken recht in Herzen genommen hätte, würde gethan haben?

Durch mehrere sehr weise Fragen brachte er die Anaben dahin, daß sie, wie aus sich selbst fanden, und einmüthig aussprachen: Ketres hätte von der Eroberung des schönen Landes abstecken sollen, weil es doch zu schrecklich gewesen wäre, das kurze Leben so vieler Menschen noch mehr abzukürzen, ihr Blut zu vergießen und über die Einwohner eines so großen und herrlichen Landes alle Schrecken des Krieges zu verbreiten. Wenn er auch wirklich König von Griechenland geworden wäre, so hätte er, wie alle diese seine Krieger, doch selbst sterben müssen, und aller seiner Herrlichkeit hätte der Tod vielleicht bald ein Ende gemacht.

Unter Kenebergs Schülern war der jüngste und kleinste, den er mit nach Dillingen gebracht hatte, Philipp Kerius Jech, der beste und ausgezeichnetste. Jech hat es nicht nur im Lateinischen, sondern auch im Griechischen sehr weit gebracht. Jede Stelle des neuen Testaments, die man ihm aufschlagen ließ, las er zuerst griechisch, und dann vollkommen richtig und in reiner Aussprache deutsch. Zu Ende des Schuljahres erhielt er, nach einer strengen, unparteiischen, von mehreren Professoren vorgenommenen Prüfung, aus allen Gegenständen den ersten Preis. Wir ist es, ich sehe ihn noch! Er schichtete die schön vergoldeten Preisbücher auf dem linken Arme auf, und hielt sie mit der rechten Hand zusammen, damit sie nicht übereinander herabfielen. Als ihm nun wieder

ein Preis gereicht wurde, stemmte er das Kinn gegen die bereits erhaltene Bücher auf dem Arme, und streckte die Hand nach dem neuen Preise aus, was allgemeine Heiterkeit erregte. Auf all' diese Auszeichnung bildete er sich ganz und gar nichts ein. Er war rein von aller Eitelkeit und die lautere Demuth. Er wußte es nicht anders, als es verstehe sich von selbst, daß man etwas lerne, wenn man so gut unterrichtet wird.

Saller half vielen armen, übrigen Anaben, theils aus seinen eigenen Mitteln, theils durch Fürbitten weiter zu studiren. Ich brachte meinen jüngeren Bruder Martin, nachmals gräflicher Rentmeister in Stadion, der bisher Singknabe in dem Reichshofe Kaiserdheim gewesen, mit mir nach Dillingen und führte ihn zu Saller. Der gütevolle Professor redete freundlich mit ihm, durchsah seine Zeugnisse, that mehrere Fragen an ihn, und überzeugte sich aus den Antworten, daß der Knabe vorzügliche Fähigkeiten habe. Ich sagte, daß er auch die Flöte gut spiele. „Nun wohl, sprach Saller, dieß könnte helfen.“

Der Graf von Staufenberg war ein leidenschaftlicher Musikliebhaber und ließ, besonders wenn er Gäste hatte, Konzerte veranstalten. Fast alle Musiker waren Studierende, sogar der gräfliche Kapellmeister. Diesen ließ Saller rufen, und ersuchte ihn, die Kunst des Knaben zu prüfen. Der Musikmeister kam erfreut zumut, und sagte: „Der kleine Flötenspieler ist

sein kleiner Virtuos; in dem nächsten Konjerte muß er sich vor dem Herrn Grafen hören lassen."

Es geschah; sein Spiel fand allgemeinen Beifall, und überraschte um so mehr, da er sehr klein, aber wohlgewachsen, von blühendem Angesicht und rothen Wangen war, und kaum zehn Jahre alt schien, obwohl er etwa zwölf oder dreizehn Jahre zählte. Der Graf war entzückt, rief ihn zu sich herbei, erkundigte sich nach allen dessen Verhältnissen und erklärte: von dieser Stunde an wolle er für ihn, damit er weiter studiren könne, in dem Knabenseminar die Kost bezahlen, unter der einzigen Bedingung, bei ferneren Konjerten mitzuwirken.

Wie Sailer vielen Einzelnen zeitlich geholfen hat, so ergriff er jede Gelegenheit, zum ewigen Wohle Aller beizutragen.

Die Jesuiten hatten schon zu ihren Zeiten geistliche Kongregationen für alle verschiedene Menschenklassen im Staate errichtet, deshalb sogar Rousseau sie rühmte, daß sie das menschliche Herz kannten und wohl einsahen, daß die Bedrügten nicht allen Ständen genau angemessen seyn können. So bestanden denn von der Zeit der Jesuiten her auch an der Studienanstalt zu Dillingen Kongregationen für dreierlei Altersklassen der Studirenden. Die Kongregation für die Knaben, Foedus genannt, benützte Sailer dazu, ihnen das zu sagen, was er für sie, als das Beste und Heilsamste erachtete.

Einmal hielt er am Schutzenselste eine Anrede an sie, über die Worte, die Jesus von den Kleinen gesagt hat: „Ihre Engel sehen allezeit das Angesicht des Vaters, der im Himmel ist.“

„Die Engel, sagte Sailer, sind eure unsichtbaren Beschützer und werden deshalb eure Schutzensel genannt. Sie haben Aufsicht über euch, sehen euch überall, beschützen und warnen euch. Seyd deshalb dankbar gegen sie, und gebt ihren leisen Eingebungen Gehör.“

„Die Engel sehen immer das Angesicht des Vaters im Himmel, schauen immer auf Ihn, gehorchen seinen Winken, und vollbringen seinen heiligen Willen mit Freuden. Wie die Engel immer zu Gott aufblicken, wie ihnen sein Wohlgefallen, sein Wille über Alles geht, so solltet auch ihr recht oft an Gott denken, immer thun, was Er will, und trachten, Ihm wohlgefällig zu werden.“

Sailer wußte über das Alles ausführlich und recht aus seinem Herzen ihnen in ihr Herz hinein zu reden, auf welches seine Worte den tiefsten Eindruck machten. Auch seine übrigen Zuhörer, unter denen ich mich befand, wurden innig gerührt.

B. Das Klerikal-Seminar.

Ganz vorzüglich hat Sailer auf das Klerikal-Seminar zu Dillingen segendreich eingewirkt. Der Regens Lumpert setzte großes Zutrauen in ihn, und berief sich auch als Professor der Moral-Theologie in seinen lateinischen Vorlesungen öfter auf ihn, und fast immer mit dem Ausdrücke: Praeclarissimus noster Sailerus.

In dem Seminar, auch Alumnat genannt, wurden 36 Alumnen, 24 von dem Pabste und 12 von dem Bischofe unterhalten, um sie zu würdigen Geistlichen zu bilden. Nach Vorlegung der Zeugnisse über Kenntnisse und sittliches Betragen, und nach einer strengen mündlichen und schriftlichen Prüfung, konnten in das päpstliche Alumnat Kandidaten der Theologie aus ganz Deutschland; in das bischöfliche aber nur Unterthanensöhne aus dem Hochstifte Augsburg aufgenommen werden. Es fanden sich hier, besonders aus entfernten Lehranstalten, die trefflichsten Jünglinge zusammen, die dort die allerbesten, ja die ersten, zweiten oder dritten ihrer Mitschüler gewesen. Alle Seminaristen mußten die theologischen Vorlesungen an der Universität besuchen. Manche aber, die aus der Ferne gekommen und früherhin das freiere akademische Leben gewohnt waren, kam es schwer an, sich in die etwas klösterliche, aber sehr nützliche und zweckmäßige klerikalische Hausordnung zu fügen. Auch

für den Regens war es keine leichte Aufgabe, sie daran zu gewöhnen. Sailer aber leistete ihm dabei die trefflichsten Dienste.

Das Seminar, die Universität, das ehemalige Jesuitenkollegium, wo die Professoren wohnten, und die akademische Kirche waren so aneinander gebaut, daß sie gleichsam nur einen Bau ausmachten. Ohne besondere Erlaubniß war jedem Alumnus verboten, in die Stadt auszugehen, in den Professoren aber war Jedem der Zutritt offen.

Sailer befand sich nun hier unter so vielen sähigen Jünglingen in dem schönsten, ihm angemessensten Wirkungskreise. Er nahm Jeden, der zu ihm kam, ihm seine Zweifel oder sonst eine Herzens- oder Gewissensangelegenheit vorzutragen, mit der ihm eigenen Freundlichkeit auf. Sie redeten in unbegrenztem Zutrauen zu ihm, frei von der Brust, und er wußte alle vollkommen zu beruhigen.

Ein eminenter Kopf aus den Rheingegenden sagte uns, seinen Mitschülern einmal: „Mein ehemaliger Professor der Dogmatik demonstrierte beständig, und wie es mir schien, eben nicht sehr geschickt, solche Dinge, die ich bisher für ausgemacht gewiß gehalten habe, und erregte nur Zweifel bei mir; wenn ich nicht noch zu rechter Zeit dither gekommen wäre, so hätten seine unaufhörlichen Demonstrationen mich noch ganz ungläubig machen können. Ich trug, sagte er weiter, meine Zweifel über einen Lehrsatz, den mein

früherer Professor sehr wichtig nannte, den ich aber nicht so finden konnte, Sailer vor. Allein er wußte mir die Wichtigkeit desselben, im Zusammenhange mit dem ganzen katholischen Lehrbegriffe, und mit den Bedürfnissen der Menschen so licht und klar darzustellen, daß alle meine Zweifel verschwanden wie Nebel vor der Sonne."

Sailer gab einer kleinen Anzahl der Alumnen, weil eine größere Schaar in seinem etwas engen Zimmer nicht Raum gefunden hätte, abwechselnd Privatstunden. So durchging er mit uns, mit mir und einigen andern Alumnen Stattlers *Ethica universalis*. „Ein Buch, pflegte er zu sagen, das tief gedacht, gründlich und in streng logischer Ordnung, gleichsam architektonisch, verfaßt ist, muß man recht durchstudiren, um in einer Wissenschaft festen Fuß zu fassen, nach dem alten Sprichworte: *Lectorem unius libri timeo*. Vor dem Leser eines Buches habe ich Respekt."

Sailer ließ uns über Stellen des Evangeliums, z. B., wie ich mich noch wohl erinnere, über die Stillung des Sturmes, über die Erweckung des Jünglings von Naim und andere Begebenheiten, kurze Bemerkungen machen. Demjenigen, dessen Vortrag der gelungenste seyn werde, versprach er ein Buch als Preis. Einem gab er das Neue Testament oder die Nachfolge Christi in einer schönen Auflage und zierlich gebunden; einem Andern, der ein Dichterfreund war, Klopstocks *Messias*, noch Einem oder Andern

ein für das Studium der Theologie nöthiges und nützlichcs Werk, oder eine seiner eigenen Schriften, wie er denn überhaupt fast alle seine Schüler mit Exemplaren derselben beschenkte. Ich wenigstens habe alle seine, auch später erschienenen Bücher aus seiner Hand erhalten. Auch das Honorar des Schriftstellers, das mehr betrug, als das baare Einkommen des Professors, verwendete er fast gänzlich zum Besten armer Studenten. Auch ich habe viele Wohlthaten der Art von ihm genossen.

Sailer veranlasste uns auch, an jedem Tage, ohne ein eigentliches Tagebuch zu halten, irgend eine Bemerkung über eine Stelle der heiligen Schrift, die wir betrachteten, über das Wort eines Lehrers, das uns besonders traf, oder sonst einen eigenen Gedanken, der uns vorzüglich licht geworden, auch Begebenheiten, die wir erlebten, und aus denen uns Gottes heilige Vorsicht hervorleuchtete, kurz aufzuzeichnen. Ich besitze noch, von mir und Andern, solche Monatshefte, denen Sailer am Ende mit eigener Hand einige lehrreiche Zeilen beigelegt hat.

Im Frühlinge und Sommer machte er mit einigen von uns, wenn wir Abends ein paar Freistunden hatten, einen Spaziergang. Seine Gespräche waren so unterhaltend als lehrreich. Wir alle hingen an seinem Munde. Er war da besonders heiter und vertraulich, und brachte aus dem reichen Schatze seines Gemüthes so vieles vor, daß auch unser Gemüth

daron bereichert wurde. Auch über die Größe und Schönheit der Werke Gottes in der Natur machte er sehr ergreifende Bemerkungen.

Einmal kamen wir auf einem Spaziergange in dem lieblichen Auwäldchen auf einen freien, grünen, von vielen Bäumen umgebenen Platz. Ein alter, niedriger Weidenbaum, mit abgestuften Zweigen, war oben sehr breit, mit einer Vertiefung, die einer Ruse gleich. Einer von uns stieg hinein und sagte: „Da ist es wie auf einer Kaniel!“ „Nun wohl, sprach Sailer, so predige einmal!“ Sailer's begeisterte Gespräche unterwegs boten ihm Stoff genug dar. Er hielt einen kleinen Vortrag von fünf Minuten. Nachher mußten auch die übrigen auftreten. Solche Uebungen nahm Sailer, so oft es möglich war, mit uns vor. Wir mußten wohl auch in dem Seminar Abends bei Tische zur Uebung predigen. Allein dieses traf einen der 36 Nummern des Jahres nur zwei oder dreimal, was offenbar zu wenig war.

Sobald ich zum Diakon geweiht worden, lud mich der Pfarrer in Frisingen, einer der würdigsten katholischen Geistlichen, den man sich immer denken kann, auf Anregung seines innigen Freundes Sailer's ein, auf das Fest der heiligsten Dreieinigkeit zu predigen. Ich legte die Predigt, ehe ich sie hielt, Sailer vor. Er durchging sie mit mir sehr genau, war im Ganzen damit zufrieden, machte aber einzelne Bemerkungen, die mir auch für die Zukunft sehr nützlich waren.

Oben so hat mich der sehr ehrwürdige Pfarrer Andreß in Hofenhofen bei Olütz, ein früherer Schüler Sailer's, auf dessen Wink eingeladen, in seiner Pfarrkirche zu predigen. Diese meine ersten Predigten vor christlichen Gemeinden ermutigten mich, auf die Einladung des Stadtpfarrers zu Dinkelsbühl, meiner Vaterstadt, in der alterthümlichen, sehr majestätischen Pfarrkirche zu predigen. Die Neugierde hat eine Menge Zuhörer, katholische und auch protestantische, versammelt. Ein Brauer und Gastwirth schickte mir sogleich nach der Predigt ein Häfchen des besten braunen Bieres zum Danke für die Predigt.

Wie wir Sailer öfter auf seinem Zimmer besuchten, so kam er auch öfter zu uns in das Seminar auf Besuch. Wenn ein Alumnus krank wurde, fand er sich allemal bei dessen Krankenbette ein. Er sprach mit ihm davon, wie denen, die Gott lieben, Alles, auch Krankheit, zum Besten diene, wie jede Krankheit unsere gänzliche Abhängigkeit von Gott und die Gerechtigkeit der menschlichen Natur uns fühlbar mache, und uns zu guten Vorsätzen für künftige gesunde Tage auffordere, und wie auch diese Krankheit ihm zum Besten gereichen werde.

Manchmal, wenn mehrere Alumnus auf meinem ziemlich großen Zimmer versammelt waren, fand er plötzlich in unserer Mitte. Mit Ihm kam Freude und neues Leben in Alle. Unter vielem Andern erzählte er einmal von den seltsamen Jahren seiner

Jugend, von seinem Noviziate zu Landöberg. Er erzählte und ausführlich, was er in einem Briefe an einen Freund nur kurz berührte. „Ich habe dort, schrieb er, ein fast paradiesisches Leben gelebt. Betrachtung des Ewigen, Liebe des Göttlichen und eine Andacht, die sich in diesem Doppелеlemente bewegt, dieß wahrhaft höhere Leben des Geistes, war der Gewinn dieser Jahre.“ Er machte von der ganzen Einrichtung eine so lebhafte Schilderung, daß wir von dem welthistorischen Orden, der schon damals sehr mißkannt und gehaßt wurde, großen Respekt bekamen.

Welche Ehrfurcht, welches Vertrauen alle Klummen zu Saller hatten, will ich hier nur ein Beispiel erzählen. Der bisherige sehr beliebte Oekonom oder Hausmeister hatte eine Pfarrei erhalten. Ein neuer Oekonom, ein larger Mann, war sein Nachfolger. Er fing gleich damit an, daß er an der herkömmlichen guten Kost abdrach. Als der bischöfliche Kommissär, Provikar de Haiden, ankam, wie gewöhnlich, den Zustand des Seminars zu untersuchen, trugen die Klummen viele ihre Peckswerte vor. Sie wiesen nach, daß ihnen von dem Gelde, das der Pabst und der Bischof für Jeden dem Hause baar zusende, mehr in Rechnung gebracht werde, als die Studirenden in der Stadt den Gastwirthten für eine viel bessere Kost bezahlen müssen. Der Kommissär trug dem Regens auf, den Hausmeister anzuhalten, den Klummen

genau die nämliche gute Kost, wie früherhin zu geben. Er fügte noch bei, wenn der Oekonom dem Regens nicht gehorche, und der Statthalter und Weihbischof sich eben, wie es oft geschehe, längere Zeit auf Römungsreisen befinde, so sollen die Alumnus zwei Abgeordnete aus ihrer Mitte an das bischöfliche Ordinariat in Augsburg senden, und der Regens soll ihnen das nicht wehren. Die Kost wurde nun wieder so gut wie früher, aber bald wieder so schlecht, als je — was der Kommissär, der die Miße des Regens und die Härte des Hausmeisters kannte, wohl vorausgesehen haben mochte. Wiederholte Vorstellungen bei dem Regens waren vergebens. Die Alumnus erklärten nun, sich auf den Ausspruch des Kommissärs berufend, sie seien genöthigt, Abgeordnete mit den erforderlichen Vorlagen nach Augsburg zu senden, und baten den Regens um Erlaubniß dazu. Der Regens kam in Verlegenheit. Es wäre ihm sehr unangenehm gewesen, vor dem Ordinariate als ein Mann zu erscheinen, der nicht einmal seinen Hausmeister zu bemerken wisse. Er wandte sich an Sailer. Sailer kam in das Seminar. Alle Alumnus versammelten sich um ihn. Einer der Ältesten aus ihnen, ein sehr verständiger, bereiteter junger Mann führte im Namen aller das Wort. Er wußte die Sache so klar und augenscheinlich darzulegen, daß schlechterdings nichts einzuwenden war. „Sie sehen also, sagte er am Ende zu Sailer, daß wir von un-

ferm Vorhaben unmöglich abstellen können.“ Sailer sagte Mos: „Thun Sie es mit mir lieb!“

„Ja!“ riefen Alle mit Einer Stimme. Sie übergaben ihre Angelegenheit ganz in Sailer's Hand, der dann auch nur allgemeinen Zufriedenheit Alles in's Reine zu bringen wußte.

Nur der Hausmeister war damit sehr unzufrieden. „Der gelehrte und vielgeehrte Herr Professor,“ sagte er, „bringt unser Haus in weisach großen Schaden; denn seit er da ist, wird nicht mehr so viel Bier getrunken. Das ist erhehnd für unser Bräuhaus kein geringer Nachtheil. Es wird nicht mehr so viel Bier abgesetzt.“ Denn wer bei Tisch oder Abends in der allgemeinen Erholungsstunde ein Rännchen Bier trank, mußte es dem Kellner sogleich baar bezahlen. „Zweitens,“ sagte der Hausmeister, der alles sehr genau beobachtete, „finde ich, daß die Wassertrinker mehr essen, als die Biertrinker. Das ist offenbar ein nicht geringerer Nachtheil für unser ganzes Hauswesen. Ich wünsche, der gelehrte Herr Professor wäre gar nicht hieher gekommen.“

Von der Anauferlei dieses Mannes führte ich aus vielen Beispielen nur noch eines an. Außer den Mummien befanden sich in dem sehr geräumigen Seminargebäude noch andere Studierende, weil ihre Aeltern sie hier am Besten aufgehoben glaubten. Die jüngeren Studentchen freizelten bei Tische mit ihrer Gabel, oder schnitten mit ihrem Federmesser ihre Namen in den

Rand der innernen Teller. Die Teller wurden dadurch nicht unbrauchbar. Die kleinen Studenten freuten sich vielmehr, Namen von Studenten zu lesen, die sie kannten, und die früher auf diesen Tellern gespielt hatten. Der Hausmeister aber schrieb in ihre Jahresskonten: „Für umgießendes, verschüttetes Zinn so und so viel.“ Die Studenten richteten sich nach ihrer Art. Der Hausmeister schrieb den Anfangsbuchstaben seines Namens Rummelmann auf eine ganz eigene Art. Wenn man von dem R nur ein Strichlein wegratzte, so wurde ein deutliches V darauf. Die Studenten thaten es, und der Hausmeister erhielt nun von ihren Aeltern mehrere Pöschchen Geld mit der Aufschrift: „An den Hausmeister des Klerikal-Seminar zu Dillingen, Herrn Rummelmann.“

Nach diesem Studentenwize von etwas Grusenhafterem, das jedem Leser so wichtig seyn wird, als mir.

Unmöglich kann ich von meinem Aufenthalte in dem Klerikal-Seminar zu Dillingen erzählen, ohne dem obersten Vorstände und Aufseher desselben, dem fürst-bischöflichen Statthalter, Weihbischofe und Generalvikar, dem seligen Reichsfreiherrn Johann Nepomuk von Ungelter, aus Aebfurcht, Liebe und Dankbarkeit einige Blätter zu widmen.

Von dem weisen und geachteten Statthalter zu reden, wäre hier nicht am rechten Orte; auch hielt

ich mich nicht im Stande, Staatsgeschäfte zu beurtheilen. Ich erzähle hier bloß, was ich von dem frommen Bischofe weiß.

Die Bildung würdiger Geistlichen war ihm die erste Angelegenheit seines Herzens; und da er sich überzeugete, welchen segensreichen Einfluß Sailer auf sie habe, so schätzte er den von ihm hochgeachteten Lehrer um so höher.

Der eifrige Bischof bat seine Aufmerksamkeit stets auf das ganze Seminar gerichtet, und auch einzelnen Seminaristen — auch mir! — große Wohlthaten erwiesen, welcher sie bedürftig waren.

Er besuchte das Seminar sehr oft, durchging alle Zimmer, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung sey, redete mit jedem der Seminaristen, die er alle persönlich kannte und mit Namen zu nennen wußte, befragte den Regens über das Betragen Aller, und sagte jedem Einzelnen ein treffendes Wort. Bei ihren Prüfungen für die Weihungen war er immer zugegen. Am Tage vor der Weihung fastete er, nach Vorschrift der Kirche; er genoß Abends, wie ich sicher vernahm, nichts als eine Baumkrout oder Traube, etwas Brod, und trank dazu nichts als Wasser. Bei den Weihungen selbst hielt er erbaunende Anreden an die Kandidaten.

In jedem Jahre durchreiste er einen bestimmten Theil des großen, weitausegedehnten Bisthumes, um die heilige Firmung auszuspenden. Mit welcher Würde,

mit welcher Andacht er es gethan hat, erinnere ich mich noch wohl, da auch ich in meiner Vaterstadt von ihm gestirnt worden. Schon lange bevor er kam, wurden nach seiner Anordnung die Kinder wohl unterrichtet und auf den Empfang des heiligen Sacramentes vorbereitet. Er selbst hielt zuvor noch eine kurze Rede an die Kinder und Aeltern, und sprach aus seinem frommen Gemüthe väterlich liebevoll zu ihnen. Sein frommes, ehrwürdiges, liebevolles Angesicht gab seinen Worten noch größeren Nachdruck.

Der würdige Stadtpfarrer Gradmeyer hatte für den Bischof eine reichliche Mahlzeit bereiten lassen, und alle Geistliche, die mit den Kindern ihrer Pfarrei gekommen waren, dazu eingeladen. Der Bischof genoss nur von wenigen Speisen, stand dann auf und sprach: „Kommen Sie, lieber Herr Stadtpfarrer, und führen Sie mich zu Ihren Kranken, und vor allen zu den ärmsten derselben.“ Er wollte dadurch auch, nach Art des heiligen Karl Borromäus zu verstehen geben, daß es besser wäre, anstatt der bei kirchlichen Feiern gewöhnlichen prächtigen Tafeln, solchen überflüssigen Aufwand den Armen zu kommen zu lassen.

Unterwegs befragte er den Stadtpfarrer über die Umstände und Verhältnisse jedes Kranken, verschmähte es nicht, auch in das geringste, abgelegendste Haus zu gehen und sich manche steile, haussällige Stiege hinauf zu bemühen, sprach den Kranken Trost zu,

und ließ ein oder ein paar Goldstücke auf dem Tische liegen. Dieses Betragen des demüthigen, wohlthätigen Bischofes machte auf die ganze Stadt den besten Eindruck. Auch Nichtkatholische wurden davon gerührt, und der katholischen Kirche so geneigt, als die ehemaligen Kontroversepredigten sie derselben abgeneigt gemacht hatten.

Ueberhaupt war der Statthalter und Weihbischof von Ungelter ein großer Wohlthäter der Armen. Man sagte freilich, und machte es wohl ihm selbst bemerkslich, daß er Manche, die es nicht verdienten, unterstützte habe. Allein er sprach: „Ich halte es mit der Maxime des heiligen Franz von Sales. Im Zweifel, ob ein Bittender der Wohlthat werth sey oder nicht, ist es doch besser, einem Unwürdigen zu geben, als einen Würdigen abzuweisen.“

Herr Krager, ein gelehrter und einsichtsvoller Geistliche, ehemals Hausmeister des Herrn Statthalters, hatte, wie er mir erzählte, ihm einmal die Jahresrechnung vorgelegt und bemerkt: „Dieses Mal blieb doch ein Ueberschuß; jetzt können statt der alten Tapeten des Wohnzimmers hier, die gar zu unansehnlich geworden, doch endlich neue angeschafft werden.“ Allein der menschenfreundliche, wohlthätige Herr sprach: „Ich will lieber mit meine künftige himmlische Wohnung austapeziren, und das mir übergebliebene Geld unter die Armen vertheilen.“

Auch gegen meine Mutter und ihre Kinder erzeugte

der ebelmüthige Statthalter von Ungelter sich höchst wohlthätig, weil sie die Wittwe eines Domkapitulischen Dieners war, der in Verwaltung des sogenannten Niehamtes die Amtsgeschäfte sehr rein besorgt, und, wie der Domdecan Baron von Reibach in einem Schreiben sich ausdrückte, dem Domkapitel sehr erspriessliche Dienste geleistet hatte.

Als der Herr Statthalter einmal zur Kaiserkrönung nach Frankfurt reisen mußte, und durch Dinkelsbühl kam, besuchte er meine Mutter, und gab ihr eine ansehnliche Unterstützung für meinen Bruder Albrecht, nachmalig gräflich Anagerrischer Herrschaftsdichter, bezahlte er mehrere Jahre hindurch, damit er in Tübingen studiren konnte, das Kostgeld. Wir, als ich in das Seminar in Tübingen aufgenommen wurde, besah er, jedesmal, bevor ich in die Heilbräuerien reife, vor ihm zu erscheinen und ihm meine Zeugnisse und meine noch unbezahlten Renten vorzulegen, gab dann seinem Hausmeister die Anweisung, sie zu bezahlen und überdies noch eine nicht unbedeutende Summe zur Unterstützung meiner Mutter beizulegen.

Ich muß hier der folgenden Geschichte etwas vorziehen. Als während des Sommers der Fürstbischof von Augsburg, Grafbischof und Churfürst von Trier, Clemens Wenzelsloß, sich in dem Schlosse Oberstorf aufhielt, vernahm ich, auch der Herr Statthalter von Ungelter befände sich bei Hof. Ich ging von EEG, wo ich Kaplan war, unverzüglich nach dem nur

wenige Stunden entfernten Oberdorf. Ich wußte zwar wohl, Herr von Ungelter sehe nicht mehr so wie ehemals in Gnaden; ich achtete aber nicht darauf.

Als ich zu Oberdorf ankam, sagte mir der Kammerdiener, der gütliche Herr sey krank und liege im Bette. Ich sagte, ich sey eilig gekommen, ihm meine Ehrfurcht und Dankbarkeit zu bezeugen; ich wolle ihn nicht im geringsten stören; es sey mir schon genug, ihm wissen zu lassen, daß ich da gewesen; ich wolle sogleich wieder gehen. „O nein,“ sagte der Kammerdiener, „ich habe strengen Befehl, Niemand, der den gütlichen Herrn sprechen wolle, unangemeldet zu entlassen.“ Er ging, kam sogleich wieder, süßte mich in das Zimmer und rückte zunächst dem Bette einen Sessel.

Der erste Mann, der den Umdank der Welt erfahren hatte, und bei Hofe wenig mehr geachtet und fast ganz vernachlässigt wurde, schien sich zu freuen, daß wenigstens ein armer Kaplan nicht undankbar gegen ihn sey. Er ließ mich Platz nehmen, bestrich seine große Verehrung gegen Kaiser, und da er von mir vernahm, daß ich noch in Correspondenz mit ihm stehe, erkundigte er sich angelegentlich, wie es ihm gehe.

Er fragte auch nach dem ehrenwürdigen Benezerg, dem schon damals zu Eczg der Fuß abgenommen worden war, mit großer Theilnahme und Rührung. Er wollte auch wissen, wie es zu Eczg mit der

Seelherge siehe, und vernahm Alles, was ich ihm erzählte, mit Wohlgefallen.

Ich wollte einmal gehen, um ihm nicht beschwerlich zu fallen. Er ließ mich aber bleiben und erzählte von den Weibungen und den Jünnungsreisen, die er vorgenommen und den Anstrengen, die er dabei gehalten, wenn er auch aus französischen Predigern, vorzüglich aus Kaffien, Auszüge gemacht und sie demüth habe.

Ich schied von ihm mit tiefgerühstem Herzen. Ich wußte, es sey wohl das letzte Mal, daß ich ihn sehe. Auch er schien sehr gerührt, gab mir noch Grüße an Sailer und Arnberg auf, und ertheilte mir auf meine Bitte von höchstlichen Segen.

Sein wohlgetroffenes Bürtis ist in der Sakristei der Domkirche in Augsburg aufgehängt. Ich betrachte es oft mit Andacht und denke: „Armer Bischof, treuer Sohn der Kirche! Deine Verdienste wurden in dieser Welt zu wenig erkannt, aber dort im Himmel hast du längst die Krone erlangt, die Allen hinterlegt ist, die in Glaube und Liebe getreu bleiben.“

6. Sailer's Vertreter in Tübingen.

Sogleich, nachdem Sailer in Tübingen angekommen war, hat er die gewöhnlichen Hofstadtbesuche

bei dem Adel, den Regierungsräthen und andern angesehenen Männern gemacht. Alle machten ihm nicht nur ihre Begehrnisse, sondern wurden so für ihn eingenommen, daß sie ihm ihr ganzes Vertrauen schenkten und seine behändige Verehrer blieben.

Unter allen diesen nenne ich auch die wahrhaft edle, verehrungswürdige gräflich Ruggesische Kammer in Ulm, die gewöhnlich in Tübingen wohnte. Sie schätzte unsere heilige Religion, als das Kleinod der Menschheit, über Alles. Die Erziehung ihrer Kinder war ihr die größte Angelegenheit. Der Oraf und die Gräfin hatten Saller in der Folge, ihnen aus den vielen jungen Geistlichen, die er sammte, einen würdigen Erzieher auszuwählen. Saller schlug Johann Friedrich Zetzle vor. Zetzle war in jeder Hinsicht ausgezeichnet. Er hatte die philosophischen und theologischen Wissenschaften mit eminentem Fortgang gelehrt, war in allen und neuen Sprachen fertig, in den besten Schulen deutscher und fremder Literatur wohl bewandert. Als Nebenstudium hatte er die Botanik sichgewonnen, und sich vorzügliche Kenntnisse darin erworben. Seine Frömmigkeit, sein Wohlwollen gegen alle Menschen, sein immer freundlichstes Angeht sprach sich an, vor ihn sah. Ich sah und sprach ihm, sowohl in Tübingen als in Ulm, sehr oft, und hielt immer als ein besserer Mensch von ihm. Er war in Tübingen früher Dekan des Seminars zu St. Josef für adeliche Knaben

und Jünglinge. Alle ehren und lieben ihn. Er wußte sie mit einem Wink zu lenken. Die sonst so gewöhnlichen als nöthigen Strafen hörten als überflüssig beinahe gänzlich auf.

Der Graf ließ Zetzle, bevor er die Grisehung der jungen Grafen antrat, eine Reise durch Deutschland machen, um die besten Grisehungsanstalten zu sehen und die wüthigen Männer kennen zu lernen, und Zaller gab ihm, vermöge seiner außerordentlichen Correspondenz empfindende Strichen mit. Aus Zetzle's Nachrichten dieser Reise, in den Pörien an den Grafen und an Zaller, ließ sich eine interessante Reisebeschreibung entnehmen.

Wie der Graf, so unterstützte auch vorzüglich die Politik, bei all ihrer Wüthe, mit enthusiastischem Griffe den Griseher nach dessen glücklicher Zurückkunft. Zetzle fand jedoch leider zu frühe und konnte seinen großen, wüthigen Voratz nicht vollenden. Zaller erwähnt in seinen Schriften Zetzle's über. In einer Festigt über christliche Grisehung in einem christlichen Hause, die Zaller in Gegenwart der jungen Grafen Jünger-Mitt, Grise und Kael, über Kelsen und Zetzle's in Hohenheim gehalten, entwirft Zaller ein vornehmliches Bild, wie ein Griseher in einem christlichen Hause bestehen kann soll. In einer Anmerkung zu dieser Festigt, die lange nach Zetzle's Tod gedruckt wurde, sagt Zaller: „Ist es nicht eine Gemälde eines Griseher's ist das Porträt des ersten

Johannes Settele, der ehemals Greicher der jungen Grafen in Würt war, und jetzt noch, im besseren Lande, ihr Vorbild ist. Er lehte wie ein Engel und stand wie ein Heiliger — zu frühe für die Welt — vollendet im Auge Gottes zu Seinen heiligen Jueden trüben.“

Auch die gräflich Eberl von Staufenbergische Familie, damals in Tübingen wohnend, suchte Eberl, der zur Greichung ihres jüngsten Sohnes, des Grafen Clemens, einen würdigen Mann auszusuchen. Durch Eberls Vermittlung kam Joseph Weg an diese Stelle.

Weg, 1750 in Udenhofen geboren, zeigte schon als Knabe verlässliche Talente, und hatte ein großes Verlangen zu studiren. Allein daran war, bei der großen Armuth seiner Eltern, nicht zu denken. Ein unthätiges Wagnis gab die Veranlassung, daß dieser kein Munkch erfüllt wurde. Meinat Reichel, Priester des Eilichs Reichman ein allgemein geachteter Mann, fuhr durch Udenhofen, ein Rat brach, und riefte seine Unglück, wurde für Weg ein großes Glück. Der Priester begab sich, bis Wagner und Schmitz das Rat aufheften, in dem Eilichpflatter Kuchbrunnen, lernte Weg hier kennen, fand Kreuze an dem klugen Knaben und versprach dafür zu sorgen, daß er studiren könne. Im folgenden Herbst berief Vater Meinat den jungen Weg nach dem Eilich Benuttschreuen, um da die Gymnasialklassen

zu absolviren, und bezahlte für ihn, fünf Jahre hindurch jährlich 60 Gulden. Weg kam darauf als Instructor in das von Vangenmantel'sche Hand, das ihm sehr eitel behandelte, nach Augsburg, wo er Philosophie und Theologie hörte, und zum Priester geweiht wurde.

Hierher kam er, wo wir jetzt würdige Seelsorger Sailer hochverehrte, und den Sailer den würdigen Geist nannte, den er konnte — er war 80 Jahre alt! — machte Weg mit Sailer bekannt; so wurde Weg Hofmeister des jungen, beßungsvollen Grafen Olof von Eichenberg, verweilte zwei Jahre in Lützen, wo ich ihn sehr oft sah und sprach, begleitete seinen Olof dann nach Straßburg, Mainz und Würzburg, und verweilte da mit ihm mehrere Jahre hindurch philosophische und juristische Vorlesungen. Nach vollendeter Weisung wurde Weg gräflicher Schloßkaplan in Oberkall. Von da aus kam er oft auf Besuch nach dem nicht weit entfernten Thannhausen, wo ich Schulbenachbar war, und da in dem Umgange mit dem Oberamtmann Oberst, einem gebornen Mainzer, einem kenntnißreichen Mann und ausgezeichneten Rechtsgelehrten, sehr angenehme Unterhaltung, und auch ich brachte in dieser Gesellschaft viele vergnügte Stunden zu.

Weg wurde danach Hierher in Nürnberg, Defan des Landkaplans Landheim, geistlicher Rath des Bischofs

in Konstanz, Karl Theodor von Dabiberg, konstanzer Regierungsrath, und zuletzt erster Vikariatsrath in Ulmangen, und mit dem königlich württembergischen Kronorden beehrt, und nunmehr Ritter von Reg. In all diesen Aemtern hat Reg sehr viel Gutes gestiftet. Wie viel kann Gottes heilige Vorsehung durch ein zerbrochenes Wagentrad veranlassen!

Ich könnte noch Viele nennen, die damals in Dillingen lebten und Sailer doch verehrten, z. B. den geheimen Rath und Archivar von Weber, den Major von Raglovich, in der Folge General. Doch nur noch einen seiner damaligen ausgezeichnetsten Verehrer in Dillingen kann ich nicht unerwähnt lassen! — Herr von Mastiaux, Doctor der Philosophie, der Rechte und der Ideologie, und von Kaiser dem VI. zum Domherrn in Augsburg befördert, kam nach Dillingen, um bei der fürstbischöflichen Regierung den Geschäftsgang derselben näher kennen zu lernen, und nahm seine Wohnung im akademischen Hause. Er hatte einen überaus hellen, durchdringenden Verstand, umfassende Kenntnisse, einen großen Scharfsinn und schnellen treffenden Witz. Als er eines Tages zu mir kam, las er Sailer's Predigt auf das Fest des heiligen Venetius, die eben erst im Drucke erschienen war, las die Vorrede und sagte: „Sailer ist ein wahres Genie; alles, was er schreibt, ist nur hingeworfen und doch allemal getroffen.“ Noch mehr als Sailer's großen Verstand, schätzte er dessen edles

Herr. Er hatte in ihm ein unbegränktes Vertrauen; über alle seine, auch die wichtigsten Angelegenheiten, sprach er mit ihm.

Im Vorbeigehen muß ich hier eines kleinen Vorfalles erwähnen. Wastlaur hatte eines Morgens einen Brief von großer Wichtigkeit und sehr erfreulichen Inhalts erhalten, und eilte in der Freude seines Herzens damit sogleich zu Sailer. Während beide darüber sprachen, hörten sie draußen auf dem Gange mehrere Leute gehen. Sailer öffnete die Thüre. Zwei Reiben Männer vom Lande standen draußen, die beichten wollten, wie denn Sailer an allen Festtagen auf seinem Zimmer Beicht hörte. Wastlaur sagte: „Ich will indessen in das Nebenzimmer gehen, und mich mit Ihrer Bibliothek unterhalten. In meinem gegenwärtigen Anzuge kann ich mich vor fremden Leuten nicht sehen lassen.“ Er hatte nur die Bettjacke und lange weiße Beinleider an, und die Nachtmüge auf dem Kopf. Sailer sagte: „Sie würden da zu lange warten müssen. Jetzt ist es 7 Uhr und vor 11 Uhr werde ich nicht fertig. Ich will Ihnen aber schon durchhelfen, ohne daß es sonderliches Aufsehen erzeuge.“ Er führte Wastlaur am Arme hinaus und sagte: „Liebe Leute! Dieser Herr da ist ein gelehrter Herr, ein frommer Herr, ein braver Herr, aber in Zeiten — Sailer zeigte an die Stirne — Ihr versteht mich schon!“ Wastlaur eilte davon so schnell er konnte.

Sailers Vorwand war zugleich ein Tadel, daß es etwas unüberlegt sey, ohne gehörig angekleidet zu seyn, Besuche zu machen; dieser Tadel konnte übriggens dem Getadelten nicht im Geringsten nachtheilig werden, weil diese Männer vom Lande nur an höhern Festtagen in die Stadt kamen, ihn wohl nie gesehen hatten, ihn wahrscheinlich auch künftig nie mehr sahen, auch nicht wußten, wer er sey oder wie er heiße.

In der Folge begab sich Mastiaux nach Augsburg und leistete da dem Domkapitel höchst bedeutende Dienste, besonders während der französischen Invasion, indem er, weil die Domherren bis auf einen oder den andern sich entfernt hatten, zu jener Zeit fast alle Geschäfte allein führte. Besonders wußte er mit den französischen Offizieren sich sehr flug zu benehmen, und viele übermäßige Forderungen abzuwenden. Er selbst hat mir alles ausführlich erzählt, und ich könnte darüber ein Buch schreiben.

Nach der Säkularisation wurde er Landesdirektionsrath und Referent in geistlichen Angelegenheiten zu Ulm, und späterhin Direktor der General-Landesdirektion in München, und wirklicher geheimer Rath Seiner Majestät des Königs. An beiden Stellen, zu Ulm und in München, war er für das Wohl des Staates und eben so der Kirche und der Geistlichkeit unermüdet thätig.

In dieser Stellung konnte Mastiaux einige Anordnungen, die man während Montgelas' Ministerium

vor hatte, und die das ganze Volk betrafen, nicht für gut und recht erkennen. Er hielt daher an sämtliche Räte der General-Landesdirektion eine sehr ernste Rede, trug ihnen die ganze Sache vor, und fragte bei jedem einzelnen Punkte: „Ist dieses so recht oder unrecht?“ Die Räte kamen in große Verlegenheit. Sie konnten ihm nicht widersprechen und getrauten sich nicht, ihm beizustimmen. Sie antworteten ausweichend. Mastiaux schloß seinen Vortrag mit der Versicherung: „Wenn man auf den vorhabenden Verordnungen bestehen sollte, so sähe er sich genöthigt, seine Entlassung zu verlangen.“ Einige Räte sagten ihm nachher: „Sie haben gut reden; Sie begnügen sich mit ihrer Pension, die Ihnen als Domherr durch Reichs-Deputationschluss zugesichert ist, und dienen unentgeltlich und ohne Besoldung. Wir aber können ohne Besoldung mit Frau und Kindern nicht leben.“

Nach seiner genommenen Entlassung beschäftigte sich Mastiaux einzug mit Literatur. Er bearbeitete sein katholisches Gesangbuch, und, da er ein großer Musikkenner — und besonders auf dem Fortepiano und der Clavichordenmeister war — die Melodien dazu, meistens nach den ältesten Kirchenliedern. Auch übernahm er, nach dem Tode des geistlichen Rathes Alder, die Redaction der Literatur-Zeitung für katholische Religionslehrer. Vermöge seiner gründlichen Kenntnisse schlug er Angriffe auf die Kirche

fiel reich zurück; vermöge seines treffenden Wises wußte er Einwendungen gegen einzelne Lehren der Kirche sehr in das Lächerliche zu ziehen. Er führte allerdings eine sehr scharfe Feder. Wegen dieser seiner Heftigkeit und vieler zu harten Urtheile und Ausdrücke, konnte der sanfte Sailer, was er sehr bedauerte, nicht mehr so, wie ehemals, mit ihm harmoniren.

Als ich einmal in Geschäften nach München kam, besuchte ich Mastlaur. Er lud mich ein, bei ihm zu wohnen. Er sprach mit mir viel über Bücher, die er eben las. Die Briefe aus allen christlichen Jahrhunderten, gewählt und übersezt von J. M. Sailer, hatten seinen ganzen Beifall; er nannte sie einen wichtigen, höchst schätzbaren Beitrag zur Kirchengeschichte, in der That belehrend und erbauend für alle denkende Christen.

Er führte mich in die Bildergallerie, ging mit mir öfter in den englischen Garten, und veranstaltete, daß wir Beide, mit dem Astronomen Seisert, dem ein Hofwagen zu Gebote stand, in einer hellen Nacht die Sternwarte, nicht weit von München, besuchen konnten. Er begleitete mich bis Thannhausen, und fuhr von da mit mir nach Wöhringen, zu seinem lieben, alten Herrn, wie er Pfarrer Keneberg zu nennen pflegte, und den er wegen dessen Redlichkeit, Treue, Beruhigung und richtigem, geradem Urtheile schon in Dillingen kennen und schätzen gelernt, und auf dessen Zimmer viele vergnügte Stunden zugebracht hatte.

Er blieb, so wie ich, einige Tage bei Keneberg. Freizeite und vertrauliche Gespräche ließen es uns nicht an Unterhaltung fehlen. Mastiaur befragte mich über Andern Keneberg, der wegen Abnahme seines Vermögens und der Haltung eines zweiten Kaplans viele Verluste erlitten hatte, über dessen Vermögensumstände. Keneberg antwortete: Gottlob seien alle seine Schulden bezahlt bis auf 200 fl., die er noch nach Augsburg schulde. Mastiaur bezahlte auf seiner Rückreise diese Summe in Augsburg baar, und schickte die unterschriebene Obligation, bloß unter der Adresse von seiner Hand, an Keneberg. Aus diesem einzigen Beispiele sehen wir hinreichend, wie großmüthig und wohlthätig Mastiaur war, und nicht nur wegen seines großen Verstandes, sondern auch wegen seines edlen Charakters unsere Hochachtung verdient, wiewohl er, wegen seiner freilich nicht lobenswerthen, in heftigen polemischen Polemik viel und zu bitter getadelt worden.

Da von dem Herrn geheimen Rath von Mastiaur meines Wissens, nirgends eine Biographie besteht, konnte ich nicht umhin, hier etwas ausführlicher von ihm zu reden, dazu kommt noch, daß er schon in Dillingen mit mir in den freundschaftlichsten Verhältnissen gestanden, und gegen mich immer sehr unendlich geehrt geblieben.

7. Auswärtige Freunde Sailer's.

Bisher hielten wir uns mit Sailer bei seinen Verehrern in Dillingen auf; wir wollten ihn nun zu seinen auswärtigen Freunden begleiten.

Bald, nachdem Sailer seine Professur in Dillingen angetreten hatte, machte er an einem paar Ferientagen einen Ausflug nach Wemding zu seinem Freunde Gabler, Stadtpfarrer und hursfürstlich-bayerischen geistlichen Rathe, der vorhin ausgezeichnete Professor der Philosophie in Ingolstadt, und wegen seiner physikalischen Schriften, vorzüglich über den Magnet, berühmt war.

Gabler machte Sailer den Vorschlag, mit ihm den fürstlichen Regierungspräsidenten von Ruoesch inettingen zu besuchen, der Sailer aus seinen Schriften kenne, und schon lange das größte Verlangen habe, ihn persönlich kennen zu lernen.

Beide machten sich auf den Weg. Gabler und Herr von Ruoesch pflegten einander auf eine freundschaftliche, wigige Art zu täuschen, weil die Täuschung immer zur großen Freude des Getäuschten endete. Gabler sagte daher unterwegs im Reisewagen zu Sailer: „Der Herr Präsident weiß, daß ich einen neuen Kaplan erwarte. Ich will Sie, da Sie nicht viel über 30 Jahre alt sind, anfangs für diesen ausgeben.“ Sailer, der keinen unschuldigen Scherz ver- schmähte, gab es zu. Gabler stellte ihn als seinen

neuen Kaplan vor, und fügte bei, er wolle jetzt der gnädigen Frau Gemahlin des Herrn Präsidenten seine Aufwartung machen; der Herr Präsident werde indessen die Unterhaltung mit Herrn Kaplan nicht langweilig finden. Als über eine Weile Gabler wieder in das Zimmer trat, rief der Präsident ihm entgegen: „Ihr Kaplan hat noch mehr Geist, Einsicht und Kenntnisse als sein Herr Pfarrer. Sagen Sie mir, wer ist der Herr?“ „Sailer,“ antwortete Gabler.

Die Freude des Präsidenten, der in dem angeblichen Kaplan sogleich einen ausgezeichneten Mann erkannt hatte, war unbeschreiblich groß.

Den Scherz Gablers wußte Ruessch bei nächster Gelegenheit zu erwidern, und lieferte so ein Seitenstück dazu. Hören wir es! Es ist immer angenehm zu sehen, wie freundlich und fröhlich man sich damals in jenen noch ruhigern, friedlichen Zeiten zu unterhalten pflegte. Gabler, der eine sehr ausgedehnte Korrespondenz hatte, kam nie nach Dettingen, ohne etwas Neues, eine interessante Schrift, einen schönen Kupferstich, oder ein ausgezeichnetes, gutes Musikstück mitzubringen. „Diesmal,“ sagte er einst, „habe ich ein überaus liebliches Vlieschen. Die Fräulein Töchter werden es sogleich vom Blatt weg spielen und singen können.“ Herr von Ruessch sagte: „Es ist doch besser, die Kinder durchsehen es zuvor; sie werden es dann nach Tische mit mehr Sicherheit vortragen.“ Er ging mit dem Blatte hinaus, und legte es den

Töchtern vor. Während sie spielten und sangen und das Vierchen als sehr schön und einfach lobten, ließ Ruoesch den Kapellmeister der fürstlichen Hofmusik rufen, und fragte ihn, ob es nicht möglich wäre, dem Manne dabier, der mit Zitterspiel und Singen sein Brod zu gewinnen suche, das Lied in einem paar Stunden beizubringen. „O, gar leicht,“ sagte der Kapellmeister; „der arme Mann wird es aber schlecht genug vortragen.“ „Je schlechter, desto besser!“ sagte Ruoesch, erklärte, welchen Evasi er damit vorhabe, und ersuchte den Kapellmeister dafür zu sorgen, daß der Mann während dem Mittagessen vor den Fenstern sich einfinde und sich hören lasse.

Der arme, alte Musikanst kam, und sang mit der Zitter klimmernd: „Die liebe Feierstunde schlägt, wie sehnst' ich mich nach ihr“ u. s. w. Alle bei Tische, die bereits von dem Scherze unterrichtet waren, schwiegen. Gabler kam in sichtbare Verlegenheit. Ruoesch aber sprach: „Das ist doch zu arg, daß Sie uns einen alten Gassenhauer, als eine ganz neue Komposition vorlegen!“

Gabler sagte: „Es ist mir schlechterdings ungreiflich, wie dieser Bettelmusikant zu diesem Liede kommen konnte. Der Text ist noch nicht gedruckt, und noch viel weniger die Melodie im Stiche erschienen. Erst heute erhielt ich die Abschrift noch mit Sand bestreut aus München.“

Ruoesch erklärte nun dieses unauslösbare Räthsel.

Alle lachten, und Gabler lachte von Herzen mit. Die Kräulein trugen nun das liebliche Lied sehr lieblich vor. Gabler war entzückt. Das Lied ward von der Zeit an in Schwaben, sowohl bei den höheren Ständen, als unter dem Volke, allgemein bekannt und beliebt, und weit umher überall gesungen.

Sailer's vertraueste Freunde waren nach Gabler's Tod, der früher starb, der Prediger Winkelhofer in München, Pfarrer Hegelin in Warthausen und der Regierungspräsident von Knoch in Dettingen.

Den Prediger Winkelhofer hat Sailer mit wenigen Zügen nach dem Leben gezeichnet. Er sagt von ihm: „Winkelhofer war das Ebenbild und der Lehrer der Religion, der Freund der Menschen ohne Prunk, der Mann, einfach wie die Natur, selig wie die Liebe, und im Alter noch jung wie die Unschuld.“

Als Winkelhofer einst Sailer in Dettingen besuchte, ließ Sailer mich rufen, weil er wusste, es werde für mich nicht ohne Segen seyn, ihn zu sehen. Welchen Eindruck sein freundliches, Zutrauen erweckendes Angesicht auf mich machte, kann ich nicht beschreiben — so wenig als man Jemanden von dem Geschmack einer Traube oder Ananas, der nie eine gekostet hat, durch Beschreibung einen Begriff beibringen kann. Das Wort unbeschreiblich ist hier am rechten Orte.

Zu Dettingen, bei Präsidenten von Knoch, war ich so glücklich, einige Tage in Winkelhofer's Gesellschaft zu seyn. Je mehr man Winkelhofer kennen

lernte, desto mehr erschien er als ein weiser Mann, vor dem man Ehrfurcht haben mußte; dabei war er so einfach, so anspruchslos, daß man ihn immer mehr lieben und ihm vertrauen mußte. Seine Worte, über Das, was dem Menschen über Alles wichtig seyn soll, leuchteten dem Verstande sehr ein, und gingen tief zu Herzen. Doch, nachdem Sailer eine überaus geistreiche, liebliche Biographie von ihm geschrieben hat, wäre Alles, was ich von ihm sagen könnte, überflüssig.

Sailer erwähnte in der Biographie die Unterhaltungsgabe Winkelhofers, ohne ein Beispiel davon anzuführen; ich erlaube mir eine kleine Probe derselben vorzubringen. Winkelhofer wußte im Hause des Herrn Präsidenten Abends bei Tische alle Gäste damit zu erheitern. Er malte das kleinste Geschichtchen so lebhaft aus, daß man ihm mit dem größten Vergnügen zuhörte. So war einmal die Rede von Professor Hefenzrieder, der ein großer Mathematiker und oft sehr zerstreut gewesen. Als er noch in dem Kloster Noviz war, wollte er einmal zur Beichte gehen. Bei den Jesuiten war die ganze Hausordnung wohl eingerichtet, und auch bis auf den kleinsten Umstand Bedacht genommen. An jeder Thüre der Väter befand sich außen ein Häkchen, an dem jeder, der beichten wollte, sein schwarzes Kappchen aufhängen mußte, damit die Beichte nicht etwa von Jemanden unterbrochen werde. Als Hefenzrieder

sein Köppchen aufhängte, fiel ihm noch etwas ein und er ging noch ein wenig vor der Thüre auf und ab, um darüber nachzudenken. Da erblickte er, als er an der Thüre klopfen wollte, das schwarze Köppchen. „Ei, ei, dachte er, ohne daß ich es bemerkte, ist mir ein Beichtender zuvorgekommen.“ Er ging wieder auf dem Gange hin und her. Es war Winter und sehr kalt. Helfenzrieder fing an zu frieren und jammerte öfter. „Der Charissimus“ — so nannten die Ordensmitglieder einander — „beichtet doch gar zu lange!“ Endlich kam der Pater heraus. „Ja,“ sagte Helfenzrieder, auf das schwarze Köppchen deutend, „waren Sie denn allein im Zimmer?“ Der Pater fragte: „Wo haben denn Sie ihr Köppchen?“ Helfenzrieder griff auf den Kopf, betrachtete seine beiden Hände, und rief endlich: „Je, mein eigenes Köppchen hängt ja da an dem Nagel.“ Diese kleine, an sich unbedeutende Erzählung wußte Winkelhofer auf's lebhafteste darzustellen, nicht bloß mit Worten, sondern auch Mienen und Geberden sprachen mit. Alle Zuhörer der gemischten Gesellschaft fanden das Geschichtchen höchst unterhaltend, und mußten herzlich lachen.

Ein Wort Helfenzrieders, das Winkelhofer erzählte, ist mir unvergessen. Am Tage nach absolvirter Theologie, kamen die Candidaten bei dem Abendtrunk zusammen, und redeten davon, was sie diese drei Jahre hindurch gelernt hatten. Helfenzrieder

sah nachdenkend an dem Tische und schwieg. Sie fragten ihn, was denn er diese drei Jahre hindurch gelernt habe. Er antwortete: „Daß die Hasen keine Ohren, sondern Löffel haben.“ Diese Worte bedurften allerdings eine Erklärung. Diese gab er denn auch, indem er sagte: „Was er bei dem Religions-Unterrichte als Knabe in der Kinder- und Volkssprache vernommen habe, das habe er nun in der gelehrten Schulsprache gehört.“ Mir leuchtete das sehr ein. Die Terminologie ist bei Behandlung einer Wissenschaft, und so auch der Theologie, als schärfer bezeichnend, zweckgemäß, ja nothwendig. Wer sich ihrer aber bei dem Jugend- oder Volksunterrichte bedienen wollte, würde, anstatt die Sache faßlicher, sie nur unverständlicher machen.

> Als ich mich einst in Schulangelegenheiten einige Tage bei dem ehrwürdigen, vortrefflichen, mir unvergeßlichen Oberschulrathe Steiner aufhielt, sah und sprach ich Winkelhofer täglich. Die feste Ueberzeugung, die Zuversicht, womit er z. B. von der göttlichen Vorsehung sprach, drang, wie ich es auch an mir erfuhr, so zu Herzen, daß sie darin ein ähnliches freudiges Vertrauen auf Gottes weise, liebevolle Vorseht bewirkte.

Winkelhofer wohnte in einem abgelegenen Zimmer des ehemaligen Jesuitenkollegiums, eines großen, weitläufigen Gebäudes, wie ein Eremit in der Klause. Wer Rath oder Trost bedurfte, wußte ihn zu finden.

Viele, auch hohe Personen, wählten ihn zu ihrem Gewissensfreunde, und wünschten, daß er einst bei ihrem Sterbebette ihnen beistehen möge. „Dieser,“ sagten sie, „weiß einem das Sterben leicht zu machen; er kann einem das ewige Leben so in das Herz bringen, daß man den Tod nicht mehr scheut, sondern sich vielmehr darauf freut.“

Bei seinen Predigten war die große, prächtige St. Michaeliskirche in München immer gedrängt voll Zuhörer. Als er starb, war in der ganzen Stadt eine allgemeine Trauer. Bei seinem Leichenbegängnisse wurden unzählige Thränen vergossen. Man erinnerte sich, bei Menschengedenken, keiner solchen Leichenbegleitung, wobei sich so viele Menschen jeden Standes, Hohe und Niedere, eingefunden hatten. Der Todtengräber sagte oft: „Nach seinem Grabe wurde bei mir von Durchreisenden oder Fremden so oft gefragt, als nach Winkelhofers Grab.“

Wer von Sailer gar nichts wußte, als daß Winkelhofer — dieses Vorbild eines durchaus würdigen katholischen Geistlichen! — der innigste Freund Sailer's gewesen, mußte schon deshalb Sailer hoch verehren.

Sailer hat, nach Winkelhofers Tod, dessen Predigten drucken lassen. Wer diese so einfache, klare, liebe, geistreiche, christliche, katholische Predigten liebt, sieht gewiß für Verfasser und Herausgeber gleichen Dank und gleiche Verehrung.

Ignaz Valentin Heggelin, Pfarrer in dem

gräßlich rabionischen Marktsiedlen Barthhausen und Kammerer des Landkapitels Biberach, war ein wahrhaft großer Mann, von ausgezeichneten natürlichen Geistesgaben, seltener Weisheit und Menschenkunde, und als Seelsorger von allumsfassender, unermüdeter Thätigkeit. Er hatte Sallers Schriften gelesen, wünschte ihn näher kennen zu lernen, lud ihn auf das Pfingstfest zum Predigen ein, und fand alle seine hohe Erwartungen weit übertroffen. Beide wurden innige Freunde.

Saller schickte mich zu ihm. „Ein künftiger Seelsorger,“ sagte er, „kann im Umgange mit ihm mehr lernen, als in allen meinen Vorlesungen.“ Heggelin behielt mich einige Tage, ja Wochen bei sich. Er schenkte mir vom frühen Morgen bis zum späten Abende alle seine freien Stunden. Ich fragte ihn über Vieles. Wenn ihn aber seine Geschäfte riefen oder, bevor ich mich am Abende zur Ruhe begab, zeichnete ich jedesmal auf, was er mir gesagt hatte. Am folgenden Morgen forderte er mich auf, wieder Register zu ziehen, wie er zu sagen pflegte. Was ich damals aufzeichnete, hat Saller in Heggelins Biographie aufgenommen. Doch mag noch eine kleine Nachlese stattfinden.

Heggelin ließ sich durch nichts von Befolgung der kirchlichen Anordnungen abhalten, und zeigte da einen strengen entschiedenen Geist. Günst war eine ansehnliche Gesellschaft bei ihm, und eben in einem interessanten

Gespräche mit ihm begriffen. Da lautete man die Gebethglocke, zur Erinnerung an den Bruch des Engels und an die Menschwerdung des Sohnes Gottes. Er brach das Gespräch augenblicklich ab, und sprach mit der ihm eigenen Energie: „Da jetzt die ganze Pfarrgemeinde auf den Knien liegt und bethet, so wäre es schlecht, wenn der Pfarrer allein von andern Dingen reden wollte. So wichtig diese Gespräche seyn mögen, so ist nach fünf Minuten noch Zeit dazu.“ Er bethete stillschweigend, und auch alle Anwesenden betheten. So ernsthaft er aber seyn konnte, so freundlich war er, zum Beispiel gegen Kinder gleich der liebevollsten zärtlichsten Mutter.

Von den Heilmitteln, welche die Kirche uns darbietet, machte er gewissenhaften Gebrauch. Er pflegte jede Woche zu beichten. An jedem Freitage kam ein frommer Geistliche aus der Nachbarschaft zu ihm, um ihn Beicht zu hören. Einmal, da mehrere Gäste da waren, ging Heggelin mit ihm in ein anderes Zimmer, und als er zurück kam, war sein Angesicht — was auch Saller einmal bemerkt hat! — von sanftem mildem Glanze wie verklärt und so helle, als hiele ein Strahl der Sonne oder des Mondes darauf. Ich glaubte nun zu verstehen, was die heilige Schrift mit den Worten sagen wollte: „Das Angesicht des Stephanus habe geleuchtet.“

Heggelin hatte auch ein sicheres Abnungsvermögen, dergleichen wohl jedem Menschen einwohnet, das

aber nur bei sehr ruhigen, von Leidenschaften gereinigten Gemüthern sich äußern kann. Er hatte mir und einem Freunde versprochen, nach Tübingen mit und nach Diberach zu gehen. Er säumte aber lange bis er Hut und Stod nahm, ging sehr langsam, blieb unterwegs öfter im Gespräche stehen, und setzte sich zuletzt gar auf eine von Blumen beschattete Bank, die nächst dem angenehmen Spaziergange von Warthausen nach Diberach angebracht war, und die er die wohlthätige Bank zu nennen pflegte. Ich begriff nicht, warum er gar so sehr zögerte und dachte, er habe gar nicht mehr im Sinn, heute in die Stadt zu gehen.

Da kam auf einmal ein schöner, wohlgekleideter Herr zu Pferde daher gesprengt, grüßte Heggelin schon von Weitem, stieg ab und sagte, auf seiner sehr eiligen Reise sey er nur für einige Stunden nach Warthausen gekommen, habe in dem Pfarrhose vernommen, der Herr Pfarrer sey gegen Diberach hin spazieren gegangen; er freue sich sehr, seinen väterlichen Freund doch wenigstens auf einige Augenblicke zu sehen. Dieser Herr war der Graf Philipp von Stadion, nachmals kaiserlich-österreichischer Minister. Beide gingen jetzt, ansehnlich mit einander sprechend, auf und ab. Der Graf schwang sich dann wieder auf sein Pferd und eilte weiter.

Heggelin sprach hierauf zu uns: „Ich war mir immer, heute Nachmittags dürfe ich mich nicht weit von Hause entfernen. Ich sagte deshalb, bevor ich

ging, zu meiner Haubhälterin, wenn etwas vorfallen sollte, so sey ich auf dem Wege nach Viberach, bis zu der ihr bekannten Bank sicher zu treffen; denn ich dachte, wiewohl wir heute nicht nach Viberach kommen, so ist es in dem schönen Risthale doch ein angenehmer Spaziergang. Meine Abnung hat mich auch nicht getäuscht.“

Als beide Grafen, Pypß und dessen Bruder Fritz, nachmals kaiserlich-österreichischer Gesandte in München und späterhin Armee-Minister, noch Knaben waren, hatten sie den Pfarrer Heggelin, der mit ihnen so liebevoll umzugehen und sie, wie sonst Niemand, zu unterhalten wußte, von ganzen Herzen lieb gewonnen. O, wie oft erzählte Heggelin mir von ihnen! Er sprach auch immer von deren Aeltern, besonders deren vortrefflichen Mutter, Gräfin Luise, mit Ehrfurcht, Liebe und Anhänglichkeit.

Als Jünglinge brachten die Grafen Pypß und Fritz ihm einmal Schillers Schauspiel „die Räuber,“ das Göthe die erste vulkanische Explosion eines Genie's nennt. Die Hauptpersonen darin hatten sie hingerissen; wie denn die Ruinen eines großen Gebäudes noch immer mehr interessieren, als das artigste Gartenhäuschen. Vieles aber hatte ihnen, als ungenügend, sehr mißfallen. Sie wollten hören, was Heggelin dazu sage. Er wußte über Alles, worüber er gefragt wurde, etwas Treffendes und Bezeichnendes vorzubringen. Was war aber da zu sagen? Heggelin

sagte: „Ich vermutho, der Verfasser habe zeigen wollen, daß adelige Jünglinge, auf deren Erziehung so Vieles verwendet wird, wenn sie doch ausarten sollten, äußerst böse und grundslechte Menschen werden.“

Der berühmte Schriftsteller Wieland, damals noch Stadtschreiber in Biberach, hielt sich viel bei der gräflichen Herrschaft in Warthausen auf. Er lernte Heggelin kennen, und ehrte ihn sehr hoch. Einst kam die Herrschaft in den Gottesdienst und Wieland begleitete sie. Heggelin bot dem Grafen und der Gräfin Weihwasser, ihm aber nicht. Wieland fragte nachher: „Warum haben Sie mir kein Weihwasser geboten?“ Heggelin sprach: „Weil Sie, Ihrer Konfession zufolge, das Weihwasser als eine leere Zeremonie betrachten müssen, ich aber die Gebräuche meiner Kirche entweihen würde, wenn ich sie in bloßen Höflichkeitshöfungen herab würdigte.“

Damals fielen zwischen adeligen Herrschaften und den benachbarten Reichstädten viele Streitigkeiten vor. Der Graf von Stadion hatte einmal ein drohendes Schreiben an die Stadt Biberach erlassen. Wieland, als Stadtschreiber, las die Schrift dem Rathe vor, und bemerkte dabei spöttisch: „Hannibal ad portas, der Feind steht vor den Thoren der Stadt.“ Der Graf vernahm diesen Spott und brach von der Zeit an, allen Umgang mit Wieland ab.

Der angesehenste Beamte und Rath der gräflichen

Herrschast Stadion sagte mir einmal: „Pfarrer Heggelin ist ein Mann von ganz außerordentlicher Einsicht und Willenskraft; er eignete sich zu einem ganz vortrefflichen Papst.“

Sailer hat Heggelins Biographie geschrieben. Jeder Seelsorger sollte sie lesen. Mich beschämt sie tief. Wie wenig, wie nichts erschein' ich mir, wenn ich mich mit Heggelin vergleiche. Freilich kann nicht jeder mit Adlern fliegen; allein Heggelins Leben und Wirken sollte doch Jeden aufregen, nicht auf einer niedrigen Stufe oder ganz auf der Erde sitzen zu bleiben.

Präsident von Ruoesch war, wie Winkelhofer und Heggelin, ein inniger Freund Sailer's. Wie Sailer den ersten Band seiner Predigten bei verschiedenen Anlässen seinem Freunde Heggelin gewidmet hat, so widmete er den zweiten Band seinem Freunde Ruoesch. In der kurzen Dedication sagt Sailer: „Du liebest und ehrest was wahr und gut ist, wie Heggelin. Doch ich will es deine Thaten noch ferner sagen lassen, was Du bist, und von Dir lernen — von Dir zu schweigen!“

Alein ich kann dennoch nicht ganz schweigen. —

Von dem Staatsmanne von Ruoesch, dem Dingen viele und wohlthätige Einrichtungen zu danken hat, und von dem Hofmanne, der sich bei dem Kaiserin und der Kaiserin überaus fein und klug zu betheiligen wußte, kann und will ich hier nicht reden. Ich gedenke hier seiner und als eines edlen, gebildeten,

mit Wissenschaft und Kunst sehr vertrauten Mannes, und in seinem häuslichen Kreise als des besten Familienvaters. Er hatte eine außerordentliche Bibliothek von den berühmtesten Schriftstellern Deutschlands. Er zeigte sie mir und wußte Gold und einige Schladen sehr gut auseinander zu sondern. Erst in Folge der Zeit und bei reiferer Ueberlegung fand ich seine Urtheile vollkommen richtig. Seine Wohnung war mit vortreflichen Kupferstichen ausgeziert. Auch diese durchgehend, hat er mir über Kupferstecherkunst und Malerei viel Belehrendes gesagt.

Aber das Schätzendwertheste war seine Ehrfurcht gegen Gott, seine Verehrung mit unserer heiligen Religion. Es ist gewiß etwas seltenes bei einem Staatsmanne, daß er allemal bei dem gemeinschaftlichen Frühstücke aus der heiligen Schrift, aus der Nachfolge Christi oder ähnlichen Schriften einige Stellen vorlas, die ihn vorzüglich gerührt hatten. Auch auf seinen Reisen führte er solche Erbauungsbücher mit sich.

Einmal war in einer Gesellschaft von dem Sclapulier, einem Bilde der reinsten, heiligsten Jungfrau, das man auf Leinwand oder Seide abgedruckt, und an einem Bande, das über die Schultern geht, befestigt, auf bloßer Brust zu tragen pflegt, die Rede.

Einige fanden diesen Gebrauch nicht gut, und wünschten ihn abgeschafft. Allein der Präsident sagte: „Ich finde diesen Gebrauch sehr weise; die ihn ein-

führten sahen weiter als Sie, meine Herren. Bei einem gerichtlichen Verhöre überzeugte ich mich einmal, daß eine Jungfrau durch das Skapulier, das bei einer Vertraulichkeit zum Vorschein gekommen, von dem Halse gerettet wurde."

Ueber unsere ewigen Angelegenheiten und unsere Bestimmung für jene Welt, worüber uns nur die Offenbarung hinreichenden Aufschluß gibt, unterredete sich Ruoesch am liebsten mit Saller. Doch erkundigte er sich bei ihm auch über das, was gegenwärtig in der literarischen Welt vorging, weil einem Geschäftsmanne nicht Zeit genug übrig bleibe, näher darauf einzugehen; ein Professor aber, seinem Berufe zufolge, sich damit bekannt machen müsse.

Eines Abends befragte er ihn über Kant's Philosophie, die damals das größte Aufsehen erregte und von welcher in Literatur Zeitungen behauptet wurde, Kant habe die Philosophie auf unerschütterliche Felsen gegründet; nun stehe sie auf immer fest. Saller sagte: „Kant ist allerdings ein großer Denker, von bewundernswerthem Scharfsinn; nicht ohne Grund nannte man ihn in Hinsicht früherer philosophischer Systeme den Allesdormalmenden. Allein nach zehn Jahren wird diese Philosophie nicht mehr bestehen.“ Diese Worte gingen auch in Erfüllung; noch ehe zehn Jahre verlossen, war Kant's Philosophie nicht mehr die herrschende.

„Das Beste," sprach Saller, so wie jetzt noch

öfter, „was wir aus dieser Philosophie für immer lernen sollen, ist Dieses: Unsere Vernunft sey im Uethelle nüchtern, und unser Wille, bei Allem was wir thun, rein.“

Der Präsident ersuchte Sailer, das Wesentlichste der Kantischen Philosophie in einer möglichst klaren, kurzen Uebersicht zu Papier zu bringen. Sailer versprach es. Da jetzt der Fürst mit einem Herrn vom Hofe zur Abendgesellschaft kam und noch das Ende des Gespräches gehört hatte, äußerte er den Wunsch, diesen Abriß der neuen Philosophie auch zu lesen. Man setzte sich hierauf zum Tarockspiele. Während des Spieles distirte mir Sailer mehrere wichtige Punkte über Kant's Philosophie. Als ich nach Jahren diese Blätter las, mußte ich über Sailer's hellen Geist und richtigen Blick erstaunen.

In München sah ich den Präsidenten das letzte mal. Er sagte mir bei dem Abschiede: „Ich bin ein alter Mann, der 80 Jahre abth. Der Herr kann alle Tage kommen, mich abzurufen. Ich vertraue auf Ihn, Er werde sich meiner erbarmen, und mir meine vielen Fehler und Sünden verzeihen. Im Himmel, hoffe ich, werden wir uns wieder sehen. Der Herr sey mit Ihnen.“

Noch jetzt ist mein Herz vom innigen Danke durchdrungen, für die viele Güte, die er viele Jahre hindurch für mich gehabt hat, und eben so groß ist mein Dankgefühl gegen Sailer, daß er mich mit den drei

edlen Männern Winkelhofer, Heggelin und Ruosch bekannt gemacht hat.

8. Allgemeines Zutrauen zu Sailer.

Menschen aller Art, die von einer strengen Idee gepeinigt wurden, oder ganz verrückt waren, nahmen ihre Zuflucht zu Sailer, oder wurden zu ihm gewiesen. Er gewann ihr ganzes Zutrauen und wußte auf ihr Gemüth zu wirken, wie sonst Niemand in ihrer Umgebung.

Unter diesen Unglücklichen war Pfarrer Wegger von Wörnigheim der merkwürdigste. Er war ein Mann von seltenen, ja außerordentlichen Gaben. Schon als Noviz des Ordens der Gesellschaft Jesu, trat er eines Morgens in das Museum, den Studirsaal, und rief: „Hört einmal! Heute Nacht starb Herr Rektor zu ...“ Er nannte die Namen, die ich aber nicht mehr weiß. Seine Mitnovizen glaubten ihm nicht, zumal man erst kürzlich Nachricht erhalten hatte, der Rektor befinde sich gesund und wohl. Sie hielten Weggers Nachricht für eine seiner seltsamen Einbildungen, die sie an ihm hie und da bemerkt zu haben meinten. Wegger aber sprach: „Glaubt mir, es ist so; ich sah heute Nacht seine Seele von vielen Lichtern umgeben, um Him-

mel fahren.“ Nach etwa acht Tagen kam von dem viele Meilen weit entfernten Orte die Nachricht, der Vater Rektor, der ein sehr frommer, heiligmäßiger Mann gewesen, sey in eben dieser Nacht wirklich gestorben.

Als Wegger bereits Pfarrer war, traf er auf dem Felde einen Bauer der eben aderte und seinem Nachbar mehrere Furthen abaderie. So ist zu verwundern, wie Wegger, der sich mit solchen Dingen nie beschäftigte, diesen Betrug sogleich erkannte. Er sprach: „Wenn du die abgestohlenen Furthen nicht wieder zurück aderst und die Gränze nicht wieder herstellst, so wird Gott dich nach wenigen Tagen mit jähem Tode bestrafen.“ Der Mann verachtete ihn. Nach einigen Tagen aber kam der Mann durch einen unerwarteten Unglücksfall plötzlich um das Leben.

Wegger geriet — vielleicht auf seine seltenen Gaben eitel und eingebildet — auf die höchst seltsame Einbildung, er sey Papst.

Das bischöfliche Ordinariat bekam Kunde davon, und wollte ihn von der Pfarrei absetzen. Allein Abgeordnete der ganzen Pfarzugemeinde erschienen vor dem Ordinariate und erklärten: Ihr Pfarrer sey in allen amtlichen Verrichtungen, besonders auf der Kanzel und am Krankenbette so vortrefflich, daß sich im ganzen Dekanate kein Besseres befinde. Wegger blieb an seiner Stelle, jedoch erhielt der Dekan den Auftrag, ihn sorgfältig zu überwachen.

Eines Tages nun trat Pfarrer Wegger zu Saller, den er noch von den Studienjahren her sehr wohl kannte, ganz unerwartet mit einem großen Päcklein, den er selbst zusammen geschrieben hatte, in das Zimmer und sprach zu ihm: „Nun muß meine Sache ausgehen. Unser Bischof, der Churfürst von Trier, befindet sich eben jetzt hier. Wenn er mich als den heiligen Vater anerkennt, so soll er der erste seyn, den ich selbst konsekriere.“ Saller sah in seiner Weisheit wohl ein, daß solche ihre Einbildungen sich nicht sogleich geradezu bestreiten lassen. Er sagte bloß, den Churfürsten sogleich zu sprechen, sey unmöglich, suchte aber den Gedanken des Versinnlichen eine andere Richtung zu geben. Er bat den Professor Zimmer, der zugleich Pfarrer in Steinheim, nicht weit von Dillingen, war, auf das Fest Maria Himmelfahrt, das nach zwei Tagen einfiel, den Pfarrer Wegger zum Prediger einzuladen. „Gi!“ rief Zimmer, nach seiner Art den Kopf schüttelnd, „darauf werde ich nie eingehen, einen Narren meine Kanzel bestelgen zu lassen.“ Saller versicherte ihn, der Prediger werde gewiß eine gute Predigt halten. Zimmer willigte ein. Wegger predigte von den Leiden dieser Zeit, die, wenn wir sie geduldig ertragen, uns eine ewige Seligkeit bringen. Alle Augen geschlossen in Thränen; sein Auge blieb trocken.

Am Tage darauf fand in Dillingen eine akademische Feierlichkeit, eine Art Disputation statt, bei

der vorzüglich die Hebräische Sprache abgehandelt wurde. Viele Geistliche, besonders dieser Sprache kundige aus den Klöstern weit umher wurden eingeladen. Es war auch für eine anständige Mahlzeit gesorgt. Bei dem Tische der Professoren fanden nicht alle Platz; Viele, auch Wegger, speisten an dem Tische des Regenten in dem päpstlichen Alumnate. Alle Gäste schauten neugierig auf den Pfarrer Wegger, als auf einen Narren. Allein während der Tischgespräche zeigte Wegger so viele Einsicht, so viele Menschen- und Weltkunde, und wußte so viele, ganz dem Gespräche gemäß wigige Anekdoten vorzubringen, daß alle gestanden, Pfarrer Wegger ist gescheidter, als wir alle.

Sailer hatte ihn so weit gebracht, daß er davon abstand, vor dem Churfürsten zu erscheinen, und daß er Allem, was seine Einbildung, er sey Papst, entgegen konnte, sehr geschickt auszuweichen wußte. Allein wenn eine solche Veranlassung zu unerwartet kam, so verfiel er doch wieder in die alte Thorheit. Als er mit den Gästen aus dem Speisesaale trat und die Alumnen, unter denen auch ich war, draußen im Hofe umherstanden, sprach der Regent zu ihm: „Sehen Sie, diese sind die päpstliche Alumnen.“ „Ach,“ rief Wegger mit erhobenen Händen, „daß sie doch einmal ihren wahren Vater erkennen möchten!“

Sailer wußte den Mann so zu beruhigen, daß er nach einem paar Tagen, ohne den Churfürsten

gesprochen zu haben, gefaßt und vergnügt abreiste. Von dieser Zeit an hörte man nicht mehr, daß er seine abenteuerliche Einbildung gegen Jemand geäußert habe; ob er sie ganz aufgegeben, weiß man nicht. Sein Pfarramt aber verwaltete er so, daß seine Gemeinde sich glücklich schätzte, ihn zum Seelsorger zu haben. Ueberall umher, auch von dem bischöflichen Ordinariate, wurde er als einer der würdigsten Pfarrer sehr geachtet.

Der Pfarrer Plätzer zu Palmersbrosen war ein sehr achtenswerther Geistliche. Er hatte längere Zeit einen Prozeß wegen den Zehnten der Pfarrei führen müssen, und verlor ihn. Darüber wurde er verrückt. Er verfiel von Zeit zu Zeit in einen totalen Wahnsinn, der in Heftigkeit ausbrach. Der Unglückliche gehörte der geistlichen Genossenschaft an, welche der ehrwürdige Bartholomäus Holibauser 4. Bildung und steter Erhaltung würdiger Geistlichen gegründet, und zu diesem Zwecke in mehreren Städten Seminarien errichtet hatte. Ein solches Seminar befand sich auch in Dillingen. Studierende, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten, wurden nach vorher gegangener Prüfung aufgenommen, erhielten unentgeltliche, gute Verpflegung, besuchten die theologischen Vorlesungen der Universität, mußten sich aber verbindlich machen, wenn sie einmal eine feste Anstellung haben würden, das Institut mit Beiträgen zu unterstützen, zur Ferienzeit einen Seminarian in Ob- u. Schmid Vorlesungen 2 B 6

ihr Haus aufzunehmen, und zu dessen weiterer Bildung beizutragen. Aus diesem Seminar, wie aus vielen anderen der Genossenschaft, gingen sehr wichtige Männer hervor, z. B. Professor Weber, nachmals Generalvikar und Domdekan zu Augsburg. Dieser geistlichen Verbrüderung gehörte auch Plättler an.

Sobald der Regens des Bartholomäus-Seminars, wie man es nannte, von der Verwirrung des guten Mannes hörte, traf er Anstalt, daß derselbe in das Seminar gebracht wurde. Allein die Anfälle von Wahnsinn waren zu Zeiten so heftig, daß er sich zu entsetzen drohte. Man mußte ihn bei Tag und bei Nacht bewachen. Weder der Regens noch andere im Seminar konnten ihn beschäftigen. Sie nahmen ihre Zuflucht zu Sailer. Nur gegen diesen zeigte Plättler Uebereiferung und das größte Zutrauen; nur dieser mußte ihn zur Ruhe zu bringen.

Eines Tages stand der unglückliche Mann plötzlich von dem Tische, an dem er gemeinschaftlich mit dem Regens und den Seminaristen speiste, auf und ging eilig hinaus. Der Koch kam erschrocken und blasi herein und rief: „Er hat das größte Küchenmesser vom Herde genommen und ist damit die Stiege hinauf getrennt. Ich fürchte er will sich ermorden.“

Der Regens und alle Seminaristen eilten ihm nach. Der Wahnsinnige hatte, sehr schlau, in einer Ecke des Hausganges eine solche Stellung genommen, daß man ihm nicht in den Rücken kommen

konnte, erhob mit grimmigen Blicken das Messer und schrie: „Den ersten, der sich mir naht, kesse ich nieder.“

Man wußte sich nicht zu helfen, und schloß zu Sailer. Er kam, ging mit der ihm eigenen Freundlichkeit auf ihn zu und sprach zu ihm: „Was hat man mit Ihnen vor? Will man Ihnen etwas zu Leide thun? Ich komme, Ihnen beizuhelfen.“

„Hier,“ rief der Irrsinnige, und deutete auf eine Thüre, „in diesem Zimmer da sind Epigubiden, die wollen mich umbringen.“

„Ist's nur das!“ sagte Sailer lächelnd, „Ne will ich gleich verjagen. Geben Sie mir das Messer!“ Sailer hatte den Arm des Rasenden sehr vorsichtig zu fassen gewußt, um nöthigen Falls sich sicher zu stellen.

Plättler gab ihm willig das Messer, und der schauerliche Auftritt, der ein blutiges Ende hätte nehmen können, war vorbei. Sailer blieb eine Stunde lang bei ihm und beruhigte ihn gänzlich.

Am andern Morgen kam der Wächter des bedauernswerthen Mannes, ein Studirender, der in Dingen des alltäglichen Lebens sehr gewandt, stark am Körper, aber sonst an Geisteskräften nicht sehr gesegnet war, zu Sailer, um ihm weitere Nachricht zu bringen. Ich war eben weg.

„Nun,“ fragte Sailer, „wie geht's?“ „Gut, gut,“ sagte der Student; „heute hat er schon bessere Laune

als gestern. Gestern war er griedgramig wie ein Dür, heute aber ist er so sanft wie ein Lamm.“

Wie es mit dem guten Pfarrer Müller weiter ging, weiß ich nicht.

Zu Dillingen wurde ein Missethäter, Namens Georg Schußmann, zum Tode verurtheilt. Er war seit vier Jahren im Gefängnisse und in Untersuchung, hatte die Tortur, die damals in dem Hochstifte Augsburg noch nicht abgeschafft war, durch alle Grade aufgestanden, aber die ihm zur Last gelegten Verbrechen standhaft und immer sehr schlaun und lässig gelugnet. Allein da alle Zeugen, auch seine Mitschuldigen, einmüthig gegen ihn zeugten, so waren seine Verbrechen augenscheinlich und handgreiflich. Er hörte das Urtheil ruhig an und sagte, nur Eines bitte er sich noch aus: der Herr Stadtpfarrer und Stiftsprobst wolle ihn zur Richtstätte begleiten. Zu diesem hochwürdigen Herrn habe er das größte Vertrauen und dieser Herr, dessen Pfarrkind er gegenwärtig sei, könne, vermöge seiner Amtspflicht, diese Bitte unmöglich abschlagen.

Dem Herrn Probst, einem feinen adeligen Herrn, war dieser Antrag so unangenehm, als unerwartet. Der Gedanke, einem solchen blutigen Schaupiele anzuwohnen, machte ihn schauern. Der Herr Probst schickte seine Kaplanen, auch andere Geistliche der Stadt. Allein Schußmann sagte bloß, er lasse Seine Hochwürden und Gnaden bitten, sich in eigener Person

bisher zu bemühen. Endlich ging er selbst hin, fand aber bald, durch seine Fürbitte hoffe der Verurtheilte Begnadigung zu finden, welche aber, wenn diese nicht erfolge, fest auf der zutrauendroß gewählten Begleitung zum Todegrüße.

Der Probst begab sich hierauf zu allen Professoren der Theologie an der Universität, und bat sie zu versuchen, ob sie den hartnäckigen Verbrecher nicht zu recht bringen könnten. Sie gingen hin. Schußmann wußte sie — immer seine Unschuld behauptend — kurz, aber sehr höflich abzufertigen. Zuletzt, nachdem alle diese Besuche vergebend gewesen, begab sich auch Sailer, der als der junge Universitäts-Professor seinen Kollegen nicht vergehen wollte, in das Gesängniß. Er bezeugte dem unglücklichen Manne das innigste Mitleid, sagte ihm, an dem Urtheile sey nichts mehr zu ändern, er komme dorthin, ihm die Dienste der Kirche anzubieten, damit er selig von dieser Welt abscheiden möge.

Schußmann hatte in seinen Umgebungen vielleicht wenig oder nichts von Sailer gehört, am allerwenigsten aber wußte er, Sailer stehe vor ihm. Sailer's Worte rührten ihn und gingen ihm tief zu Herzen. Er bat den ihm fremden geistlichen Herrn, morgen zu dieser Stunde wieder zu kommen; er wolle indeß sich zu fassen suchen, und ihm dann beistehen. Es ist sehr merkwürdig, daß dieser Verbrecher, der einen großen Verstand hatte, sich aus so vielen Geist-

lichen, die ihm ihre Dienste anboten, Sailer auswählte und ihm sein ganzes Vertrauen schenkte.

Sailer kam, Schußmann legte ein aufrichtiges Bekenntniß seiner Sünden ab, und ersuchte Sailer, den Herrn Gerichtskommissär, den er so lange belogen habe, zu bitten, hierher zu kommen; er wolle ihm abbitten, daß er durch sein Unglücken ihm so viele Mühe gemacht habe; er wolle nun alle seine Verbrechen richtig eingestehen, und die Todesstrafe für gerecht anerkennen.

Sailer, der alles denügte, was für einen künftigen Geistlichen belednend sein könnte, nahm mich, am Donnerstag Abends vor der Hinrichtung, mit zu dem Gefangenen. Der Mann war so ruhig und gefaßt, daß ich erstaunte. In dem Vertrauen auf Jesus, der ihm seine vielen und großen Sünden verzeihe und ihn zu Gnaden aufnehmen werde, fand er diese Ruhe.

Die große Glocke der Seelsorge wurde eben jetzt geläutet, zur Erinnerung an die Angst Jesu am Calvarge. Schußmann faltete sogleich die Hände und bethete das bekannte Gebeth in altdcutschen Reimen laut und mit fechtiger Stimme und legte einen besondern Nachdruck auf die Worte: „Des Todes Angst auch mit Dir rang und dreimal Dich zu betten zwang.“

Nachdem er gebethet und eine Weile geschwiegen hatte, sagte er lächelnd zu Sailer: „Nicht wahr, ich

bin auch einmal katholisch gewesen und bin es jetzt mehr als jemals."

Schufmanns Weib sah schmerzlich weinend bei ihm. Er sagte ihr sehr klar und bestimmt und wiederholt, wie sie von nun an ihr Handwecken einrichten solle. „Ich muß schon so ausführlich seyn," sprach er zu Sailer, „denn ich habe gefunden, daß es fast immer eintritt, lange Haare, kurzer Sinn."

Schufmann hatte einige wenige Kleidungsstücke und ein paar wollene Strümpfe neben sich liegen, übergab sie seinem Weibe und sagte: „Ich brauche sie nun nicht mehr." Das Weib vergoß reichliche Thränen. Um sie zu trösten und zu erheitern sprach Schufmann: „Nimm, was mir beverleht, nicht so schwer! Ich achte den Schwertschlag nicht mehr, als lege man mir einen Strohdarm um den Hals."

Ein alter geistlicher Herr, der den armen Sünder zu besuchen gekommen war, hob seine Knie hoch auf, lief mit großen Schritten heftig im Zimmer auf und ab, und machte dem Schufmann bittere Vorwürfe, daß er von der über ihm verhängten hochbedeutsamen Strafe so verächtlich spreche. Schufmann antwortete ihm nicht, sagte aber leise zu Sailer, mit dem er bei aller Uebefurcht, als wie mit seinem vertrautesten Freunde umging: „Es ist doch gar kein Judicium. Nicht wahr? Ich verübe auch ein wenig Latein?"

Er sprach aber seine Gesinnung, warum er den

Tod des Leibes für nichts achte, an diesem Abende
 istter deutlich aus. „Ich bin nun,“ sagte er, „obgleich
 meinem Körper der Tod bevorsteht, so gefaßt, daß
 ich, wenn man mir das Leben schenke, Anstand
 nehme, ob ich von dieser Gnade Gebrauch machen
 wollte.“

Schufmann hielt immer ein kleines Kreuz in der
 Hand, das ihm schon früher eben dieser Geistliche
 gebracht hatte, und Schufmann hat, es ihm zu schen-
 ken. „Wern.“ sagte der Herr, „aber wozu? Morgen
 um diese Zeit habt Ihr es ja nicht mehr nöthig.“
 „Sie werden sogleich leben, wozu ich es zu haben
 wünsche,“ sagte Schufmann zu ihm und dann zu
 Sailer: „Ich bitte Sie, nehmen Sie dieses Kreuz
 nach meinem Tode mit aus der Hand und übergeben
 Sie es meinem Weibe.“

„Du aber,“ sprach er zu ihr, „gib dieses Kreuz,
 das mit meinem Blute wird benetzt werden, unserer
 Tochter, als ein Andenk- von ihrem unglücklichen
 Vater. Sag ihr aber, sie soll es nicht in die Schub-
 lade legen, sondern es etwas an die Thüre ihres Kie-
 derfaßes anheften, damit es ihr recht oft in die Augen
 falle; sie soll, so oft sie es sieht, an die letzten Worte
 ihres Vaters denken: Fürchte Gott! Habe Gott
 vor Augen! Bedenke gern! Halte seine heiligen Ge-
 bothe! Hüte dich auch vor den kleinen Sünden.
 Wer kleine Sünden für gering achtet, fällt nach und
 nach in die größten Verbrechen.“

Saller begleitete ihn zur Richtstätte. Da Schußmann nicht gehen konnte, weil bei seiner Gefangennehmung ihm ein Fuß durch eine Wunde gelähmt wurde, so mußte er auf einem Karren geführt werden. Saller setzte sich zu ihm und es war ein schmerzlicher Anblick, Saller, dessen Herz so zartfühlend und mitleidsvoll war, neben dem zum Tode verurtheilten Uebelthäter auf dem Krimenfürkerarren sitzen zu sehen.

Vor dem Rathhause wurde das Todesurtheil, wie gewöhnlich, laut und öffentlich vorgelesen. Schußmann hörte aufmerksam zu. Bei einer Stelle sagte er zu Saller: „Das ist nicht an dem genannten Orte geschehen.“ „Aber geschehen ist es doch?“ sagte Saller. „Leider.“ antwortete Schußmann, „aber an einem andern Orte!“ — „Nun.“ sagte Saller, „so ist der Schreibfehler von keiner Bedeutung. Ich werde aber dafür sorgen, daß er verbessert werde.“

Nachdem das Urtheil gelesen — und der Stadtschreiber, der Schußmann, mit seinen gebundenen Händen winkte: „Ich unterwerfe mich der verdienten Strafe, und danke meiner gütigen Obrigkeit.“

Auf der Richtstätte bewachte Schußmann auch seinem treuen Begleiter und Beistande seinen Dank, daß er mit der Gnade Gottes ihn so gut vorbereitet habe, dem Tode getrost entgegen zu gehen.

Als er sich auf den Stuhl niederlegte, blühte er nochmal, schon nach abgenommenem Halsstricke, auf

die unzahlige Volksmenge, und richtete auch noch einige Worte an sie. „Gott erbarme sich über mich armen Sünder!“ rief er zuletzt mit lauter kräftiger Stimme. „Bethet Alle für mich! Ich hoffe zu Gott zu kommen und werde dann sogleich auch für Euch bethen, und Euch so mit daarer Münze bezahlen.“

Saller hielt nun an die versammelte Volksmenge eine tief ergreifende, erschütternde Anrede. „Auf einer solchen Kaniel, wie diese da, habe ich noch nie gepredigt,“ fing er an; „mit größerer Empfindung habe ich noch nie ein Wort ausgesprochen als dieses: „Seht, was es ist, ein Mensch sehn!“

Er leigte nun vorzüglich: Wie jeder Mensch, der was immer für einer sündhaften Neigung, nicht gleich anfangs widersteht, so schauerlich enden könne; wie Hochmuth, Wollust, Geiz, Arbeitsscheu, Spielsucht, Nichtachten der Gewissensstimme, jeden Menschen auf die Richtstätte liefern könne; und wie ein blutiger, schmachvoller Tod hier auf Erden noch die geringste Strafe des Verbrechers sey, im Vergleich mit jener, die in der Ewigkeit auf ihn wartet.

Saller stellte aber den Hingerichteten auch als ein Beispiel wahrer Buße dar; er bezeugte dessen glänzliche Sinnesänderung, aufrichtiges Bekenntniß seiner Vergehen, schmerzliche Reue, Vertrauen auf den Erlöser — und die Bereitwilligkeit, mit der er sich der Todesstrafe unterzog.

Die Zuhörer lehrten erschüttert und voll guter Vorsätze von der Nichtsätte zurück.

Sailer ließ es sich nicht genügen, den Unglücklichen als treuer Diener der Kirche zum Tode zu bereiten und zur Nichtsätte zu begleiten; er erstattete über Schufmanns letzte Tage einen ausführlichen, sehr rührenden Bericht an den Fürst-Bischof, und empfahl das Weib und die Tochter des Hingerichteten, die nun beide ganz verlassen und äußerst arm waren, Seiner Durchlaucht väterlichen Gnade.

9. Verschiedene kleine Begebenheiten.

Verschiedene kleine Begebenheiten, edle Handlungen und bemerkenswerthe Worte Sailer's stelle ich hier zusammen.

In der Reichsstadt Kaufbeuren führte man Sailer zu Ehren ein Kinderschauspiel auf. Der Vorhang wurde aufgewogen. Ein Mädchen von etwa zehn Jahren, das die Hauptrolle hatte, trat auf. Alles schwieg. Da hörte man eben vom Kirchturme die Glocke zu Erinnerung an die Wenschwendung des Sohnes Gottes läuten. Das Mädchen sagte: „Wollen wir nicht, ehe wir anfangen, den englischen Gruß betheuen?“ Sie kniete nieder, bezeichnete sich mit dem

Kreuze und bethete laut das gewöhnliche Gebeth. Einige-Zuschauer konnten kaum das Lachen halten. Sailer aber ward innig gerührt. Nach dem Schauspiele rief er die Kleine, die vortrefflich gespielt hatte und viel beklatscht worden, herbei und sprach zu ihr: „Liebes Kind! Du hast deine Sache gut gemacht; aber daß dir am Gebethe mehr gelegen ist, als an dem Schauspiele, das verdient das größte Lob! Das gefällt Gott und allen guten Menschen. Bleibe immer so fromm und Gott wird mit dir seyn, und du wirst glücklich werden.“ Sailer schenkte ihr, da ihre Aeltern arm waren, einen großen Thaler. Diese kleine Begebenheit erzählte Sailer mehrmal, und machte allemal die Bemerkung: „Bei der Erziehung ist das Beispiel der Aeltern und die Angewöhnung des Guten die Hauptsache, das Wichtigste; ohne dieses hilft alles Belehren und Zureden nichts.“

Bei einer fröhlichen Mahlzeit, die Sailer zu Ehren statt fand, wurden gegen das Ende Toaste, sogenannte Gesundheit, ausgebracht. Nachdem mehrere würdige Männer mit Namen genannt worden, rief einer der Gäste: „Alle unsere Freunde sollen leben!“ Ein Anderer fügte bei: „Auch alle unsere Feinde!“ Sailer sprach: „Ja, auch alle unsere Feinde!“ Daß ihm dieser Wunsch von Herzen ging, bezeugten die hellen Thränen, die ihm in den Augen standen. Ueberhaupt ist es bemerkenswerth, daß Sailer nie ein Wort gegen seine Feinde sagte, sondern vielmehr und, seinen

Schülern, abwehrte, wenn wir uns tadelnd gegen sie äußerten, und daß er sie entschuldigte und an ihnen lobte, was zu loben war.

Auf einer Reise im Herbst kam Sailer in einen Englischen Garten. Das Laub der Bäume war bereits gelb, und hie und da der Weg mit abgefallenen Blättern bestreut. Da schrieb Sailer in das Fremdenbuch seinen Namen und den Monatstag im Oktober nebst den Worten: „Sogar ein Englischer Garten hat seinen Herbst. Alles Irdische ist vergänglich, nur was über der Erde, ist unvergänglich.“

Auf einem Spaziergange kam Sailer mit mir an einer niedrigen Hütte vorüber. Eine Mutter unterhielt sich höchst fröhlich mit ihren Kindern. Sie begrüßte Sailer auf das freundlichste, und die Kinder sprangen freudig herbei, verneigten sich vor ihm und küßten ihm die Hand. Als wir vorbeigewaren, sprach Sailer: „O Du lieber Vater im Himmel! in welchen armen Hütten können gute Menschen fröhlich und zufrieden leben und selig sterben!“

Eine gute, fromme Mutter klagte ihm: „Ach, meine vielen Kinder machen mir viele Sorgen! Wie sie immer größer werden, so werden auch die Sorgen immer größer.“ „Ai,“ sprach Sailer lächelnd, „wenn die Kinder immer kleiner würden, so würde Ihnen das doch noch größere Sorgen machen. Thun Sie was Sie können, Ihre Kinder gut zu erziehen, und

vertrauen Sie auf Gott. Alles Uebrige, ja das Beste und Wichtigste, wird der liebe Gott thun."

Auf einer kleinen Reise kam ich durch ein Dorf und besuchte nur auf einige Augenblicke den Pfarrer, von dem ich als einem trefflichen Seelsorger gehört hatte. Die Haushälterin begrüßte mich höchst erfreut und freundlich als einen alten Bekannten. Ich kannte sie nicht. „Hi," rief sie, „mein Vater war ja der Zinngleher, in dessen Haus der Herr Geheimrath von Weber, bei dem Sie Hauslehrer gewesen, gewohnt hat, bevor er sich ein eigenes Haus kaufte. Ich war damals kaum 10 Jahre alt." Nun erinnerte ich mich. Der Vater war ein trefflicher Bürger und der beste Familienvater. Wir hatten uns damals manchmal Abends beide, er aus den Fenstern seiner oberen Stube, und ich aus den obern Fenstern des Gartenhauses heraussehend, miteinander unterhalten. Der gute Mann starb, hinterließ viele Kinder und wenig Vermögen. Sailer empfahl dieses Kind eben dem trefflichen Pfarrer, der es zu einer frommen und sittsamen, geschickten und fleißigen Jungfrau erzog. Der Nachfolger nahm sie wegen ihres Wohlverhaltens und ihrer häuslichen Eigenschaften zur Haushälterin. O wie viel Gutes hat Sailer gestiftet, dessen er nie erwähnte und das ich nur gelegentlich erfahren habe.

Auf einer andern Reise im Algäu kam Sailer mit mir durch einen Flecken. Er verweilte hier im Gasthose die kurze Zeit, während die Pferde gefüttert wurden.

Da trat der Beamte des Ortes mit seiner Frau und seinen Kindern in das Zimmer und sprach zu ihm: „Ihnen habe ich das ganze Glück meines Lebens zu danken. Sie haben mich als studirenden Jüngling vor Abwegen bewahrt, und zum Fleiße ermuntert. Ihrer Empfehlung zu Folge, habe ich meine gegenwärtige Stelle erhalten. Sie sehen eine glückliche Familie, deren Glück Sie gemacht haben. Meine Frau und meine Kinder kommen, Sie kennen zu lernen, und Ihnen den innigsten Dank zu bezeugen.“ Die Thränen standen ihm in den Augen, als er dieses sagte; auch die Frau und die Kinder weinten, und auch meine Augen blieben bei diesem rührenden Auftritts nicht trocken.

Einer meiner liebsten und werthesten Anverwandten, Joseph Strehle, hielt zu Schneidhelm im Riese seine Primiz und Sailer predigte. Präsident von Ruoesch war auch zugegen und ich bemerkte, daß er von einigen Stellen der Predigt sich besonders ergrißen und erhoben fühlte. Nach der Predigt klopfte ein dicker, jovialer Karmelit aus Dinkelsbühl, Sailer auf die Schulter und sagte: „Herrlein, Herrlein! Brav, brav! Hab' viel erwartet, aber viel, viel mehr gefunden.“ — Bei Tische stupfte der Karmelit, der neben mir saß, und sah, daß ich im Vergleich mit ihm nur wenig aß, mich mit dem Zeigefinger in die Seite und sagte: „Stophela, friß!“ Sailer, dem ich dieses erzählte, fand diesen verkleinerten Namen

meiner kleinen Figur sehr angemessen und nannte mich von nun an, wenn er besonders guter Laune war, immer Stophete. Als er meine Schwester, die mir jetzt meine Haushaltung führt und noch etwas kleiner ist, als ich, kennen lernte, nannte er sie Stopheline. „Auf die Erfindung dieses Namens,“ sagte er lächelnd, „bilde ich mir mehr ein, als auf alle meine Schriften.“

Eines Tages ging Sailer zu Luzern an der Werkstätte eines Goldschmiedes vorbei. Der Goldschmied, mit rufsigem Gesicht und aufgestülpten Hemdärmeln, sprang eilends heraus, grüßte Sailer auf das freundlichste, und wollte ihm um den Hals fallen. Sailer war über diesen Gruß höchst bestreudet, und fragte ihn, wer er sey? „Ach,“ rief er, vor Freude fast außer sich, „kennen Sie mich denn nicht mehr? Ich bin der Junker Louis von Mayer, ihr ehemaliger Schüler.“ Da er bemerkte, daß sein Anzug Sailer sehr auffiel, sagte er: „Ich sah wohl ein, daß es bei den Weltbegebenheiten, die wir erlebt haben, mit meiner Junkerschaft in der Schweiz nichts mehr sey. Wie Sie wissen, hatte ich immer zu mechanischen Arbeiten mehr Geschick und Lust, als zum Studiren. Ich entsaß mich also Goldschmied zu werden, brachte es bei dergleichen Arbeiten, ohne sonderliche Mühe, zur Vollkommenheit, und befinde mich dabei sehr wohl, und habe mein reichliches Einkommen.“ Am folgenden Tage besuchte der adelige Goldschmied, sehr fein und gut, ja festlich gekleidet, Sailer, und lud ihn zu

einem Mittagmahl ein. Sailer nahm die Einladung an. Unter der Hausthüre bewillkomnte Junker Mayer mit seiner Familie den hochverehrten Lehrer. Mutter und Kinder waren hoch erfreut, weil der Vater ihnen so viel Schönes von Sailer erzählt hatte. Junker Mayer legte hierauf seine Gold- und Silberarbeiten ihm vor, und viele kostbare, überaus schön und kunstreich gefasste Edelsteine. Hierauf führte Junker Mayer den geliebten Lehrer im ganzen Hause herum, das groß, wohl gebaut, schön eingerichtet und höchst reinlich war. Die Mittagstafel wurde mit auferlesenen und gut zubereiteten Speisen reichlich besetzt. Junker Mayer befand sich in seinem größten Vergnügen. „Bei meinen adeligen Vorrechten,“ sagte er, „die man nicht mehr gelten läßt, hätte ich Hunger und Kummer leiden müssen; mein bürgerliches Geschäft aber nährt mich und die Meinigen sehr gut.“ Sailer sprach: „Sie haben, zumal bei den gegenwärtigen unsichern Zeiten, die beste Wahl getroffen. Auch hier bewährt sich das alte Sprichwort: Ein Handwerk hat einen goldenen Boden.“ —

Während Sailer einige Tage in dem Stifte Füssen verweilte, war der edle, liebenswürdige Abt Aemilian immer darauf bedacht, ihn gut zu unterhalten und veranstaltete unter vielem Andern eine Gebirgskreife auf einen der höchsten Berge. Mein Mitalumnus Franz Xaver Bayer und ich durften auch mitreisen. Vater Basil, ein genialer Mann, der schon vor den

Chr. v. Schmid Erinnerungen 2. B. 7

Franzosen einen Telegraph erfunden hatte, ging mit, und bemerkte alle Stellen, wo man das Große und Schöne des Gebirges und die Aussicht in die unermesslich weite Ferne am Besten beobachten konnte. Er hatte deshalb einen trefflichen Tubus mitgenommen; auch einen Barometer, an dem er von Zeit zu Zeit nachwies, wie hoch wir bereits gestiegen waren. Vater Leopold, ein vorzüglicher Botaniker, machte auf die merkwürdigsten Gebirgspflanzen aufmerksam. Da erblickten wir zwischen hohen Felsen, auf einem schönen grünen Blase eine Sennhütte, und nahe dabei ein Kreuz, das nur aus rohen Tannestämmen zusammengefügt war. „Das ist das Zeichen unsrer Erlösung,“ rief Sailer erfreut und gerührt. „Laßt uns an Den denken, der für uns am Kreuze starb und im Himmel für uns lebt! Im Kreuze ist Heil, Leben und Auferstehung.“ Er kniete nieder und bethete stille; und alle, auch die Lastträger, die Gepäc und Lebensmittel trugen, knieten nieder und betheten andächtig.

Sailer bethete auf Reisen gewöhnlich von Zeit zu Zeit stillschweigend im Reisewagen. Einst fuhr er mit mir durch eine schöne, vom Abendgolde der Sonne beleuchtete Gegend hin, bis die Sterne am Himmel funkelten. Ich saß neben ihm und bemerkte, daß er öfter zum Himmel aufblicke und leise bethete, wie denn sein ganzes Leben ein steter Umgang mit Gott war, und die Quelle seines Gleichmuthes —

auch bei den größten Widerwärtigkeiten. Ehe wir ausstiegen, sprach er zu mir: „So führt unser Lebensweg und zwischen Himmel und Erde hindurch; laß uns trachten, daß dieser unser Gang uns Ehre mache vor Himmel und Erde.“

10. Sailer's ausgezeichnete Rednergaben.

Nicht nur als Professor leistete Sailer Großes, auch als Prediger bewährte er ganz außerordentliche Gaben. Hievon vorerst ein merkwürdiges Beispiel.

Der Schlußabend des Jahres wurde in der Universitätskirche zu Dillingen jedesmal mit einer Predigt und dem Lobgesange, „Herr Gott, Dich loben wir!“ gefeiert. Unzählig viele Zuhörer — der Adel, die Regierungsräthe, Offiziere, sämtliche Professoren und Studierende aller Fakultäten pflegten sich bei dieser Feierlichkeit einzufinden.

Die geistlichen Professoren wohnten damals in Einem Hause, dem Kollegium, und speiseten zusammen an Einem Tische. Am letzten Tage des Jahres 1786, gegen Ende der Mittagsmahlzeit, sprach einer der Professoren: „Diesesmal ist es ein Geheimniß geblieben, wer heute Abends predigen werde. Ich wette, der Herr geheime Rath und Prokanzler hält diese Predigt selbst.“

„Rein Gott,“ rief dieser, „ich habe vergessen, einen Prediger einzuladen. Was ist zu machen?“ Alle am Tische sagten: „Da ist schwer zu helfen. Es ist bereits Ein Uhr, und um vier Uhr muß die Predigt anfangen. Keiner wird es wagen, vor einem so gebildeten und gelehrten Auditorium, ohne erforderliche Vorbereitung zu predigen.“

Sailer erbot sich, er wolle, wenn der Herr Prokanzler es wünsche, die Predigt übernehmen. Dieser rief erfreut: „Sie reißen mich aus einer großen Verlegenheit; ich werde Ihnen für Ihre Güte unendlich verbunden seyn.“

Sailer eilte auf sein Zimmer, und stand Abends vier Uhr auf der Kanzel — und seine Predigt war eine der gelungensten, die er je zu Dillingen gehalten hat. Sie machte einen großen, ja unglaublich tiefen Eindruck. Alle, die am folgenden Morgen ihm zum neuen Jahre Glück wünschten, baten ihn dringend, die Predigt drucken zu lassen.

Es ist nun wohl nichts Außerordentliches, daß ein Mann von großen Gaben, der ganz in den Wahrheiten der christlichen Religion lebt und schwebt, nöthigen Falls unvorbereitet predigen und seinen Zuhörern eindringlich an das Herz reden könne. Allein das ist wohl außerordentlich zu nennen, daß Sailer die ganze Predigt, mehr als einen Druckbogen in groß Octav und mit kleinen Lettern, in der kurzen Zeit von drei Stunden, von Anfang bis zum Ende

schreiben konnte. Ja, was noch mehr ist, und von seinem seltenen, bewundernswürdigen Gedächtnisse zeigt, er hat die ganze Predigt genau so, wie er sie auf das Papier geworfen, gehalten. Kein Wort, keine Partikel blieb ihm aus. Davon habe ich mich, der ich die Predigt aufmerksam angehört, vollkommen überzeugt. Als ich am Morgen darauf zu ihm kam, gab er mir sein Manuscript, um es für die Druckpresse abuschreiben. Die Predigt wurde, ohne daß er ein Wort daran änderte, gedruckt, und eben so unverändert hat er sie in den ersten Band seiner Predigten bei verschiedenen Anlässen aufgenommen.

Als man vernommen, unter welchen Umständen Sailer die Predigt verfaßt hatte, lobte und bewunderte man sie noch mehr.

Nur ein Professor der lateinischen Schulen, der Alles tadelte und immer zankte, und deshalb von den Studenten der Zinker, oder noch verächtlicher „das Zinkerlein“ genannt wurde, sagte den kleinen Studenten seiner Klasse, Sailer's Predigt habe zwei große Gebrechen.

Erstens habe Sailer anstatt seine Predigt dem Herkommen gemäß, in zwei oder drei Theile abzufassen, allem Gebrauche zuwider, sieben Theile daraus gemacht. Sailer hatte nemlich ganz einfach gesagt: „Der Schlusabend des Jahres erinnert uns 1. an die unzähligen Wohlthaten Gottes; 2. an so manche überstandene Leiden; 3. an all das Gute und Böse,

das wir dieses Jahr gethan; 4. an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge auf Erden; 5. an den Werth der Zeit; 6. an die Unvergänglichkeit und Unsterblichkeit des menschlichen Geistes; 7. an die Unveränderlichkeit Gottes. Diese sieben Punkte wußte Sailer herrlich auszuführen, und es ist zu loben, daß er nach Erforderniß des Inhalts mit der Form zu wechseln wußte.

„Zweitens,“ sagte der Tadler, „sey in dieser Predigt eine Stelle vorgekommen, die am unrechten Orte stehe, und deswegen durchaus tadelnswerth und verwerflich sey.“ Ich muß diese getadelte Stelle, da sie ein Beispiel von Sailer's geist- und gehaltreichem Vortrage ist, doch hieher setzen; sie lautet so:

„Es starb in diesem Jahre der berühmteste König — der Tod schonte keiner so wenig, als des ungesannnten Bettlers. Als die letzte Minute seines Lebens abgelaufen war — er ist nicht mehr! — und alle seine herrlichen Siege, und alle seine gepriesenen Anstalten zum Besten seines Volkes, und alle seine großen Talente, und alle seine Fürstenthümer, und alle seine streitbaren Männer, und alle seine Verehrer in und außer Europa, und seine grauen, ehrwürdigen Haare — und Kron' und Scepter, und alle Künste und Wissenschaften — und alle Akademien und gelehrte Gesellschaften, nichts, nichts konnte den Augenblick des Todes, den der Herr des Lebens festgestellt hatte, weiter hinausdrücken. Die Sense des Todes

Nirrt — Er ist nicht mehr! so groß er war. Der Tod legt ihn ohne Gepräng nieder in den Sarg. Er war Mensch, und was Mensch ist, muß sterben. So groß er war, er stand unter einem größeren Herrn, der alle seine Thaten, Anstalten, Unternehmungen, Gedanken auf die Wage legt, und das entscheidende, ewig geltende Urtheil ausspricht, ohne Rücksicht auf das, was Menschen von ihm denken. — Ach, laßt uns am Grabe des großen Königs eine Thräne weinen, und mit gesenktem Blicke das Wort aussprechen: Alles auf Erde ist vergänglich — das Größte wie das Kleinste!“

Und diese Stelle tadelte der feindselige Mann, der beinahe in allen Predigten seinen Zuhörern mit dem Teufel drohte, der sie einmal holen werde. Er trug seinen Tadel nicht nur seinen Knaben vor, sondern suchte ihn auch bei Studirenden der Theologie, ja bei Männern geltend zu machen, indem er behauptete, es sey nicht erlaubt, ja ein Vergehen, einen nicht katholischen König auf einer katholischen Kanzel zu nennen und zu loben.

Sailer fand es nicht für ungeeignet, am Ende einer Vorlesung einige Worte über diesen zweifachen Tadel vorzubringen.

„Es kommt,“ sagte er, „in Hinsicht der sieben Punkte dieser Predigt nicht darauf an, ob man einen Apfel in zwei, vier, sechs oder mehrere Theile zer-

schneide, sondern nur darauf, ob er reif sey, gesund und schmachhaft.

„Und da es ein katholischer Prediger nicht unschicklich finde, auf der Kanzel den Teufel so oft zu nennen, so könne eben dieser Prediger es wohl nicht im Ernste tadeln, daß der Tod des berühmtesten Königs des Jahrhunderts, als ein Beweis der Hinfälligkeit aller irdischen Größe, auf der Kanzel in Erinnerung gebracht werde.“

Aus obiger Predigtkritik ersieht man auch, welche Gegner schon damals gegen Sailer austraten, und aus welchen Gründen sie seine Lehrart und Rechtgläubigkeit zu verdächtigen suchten.

11. Wirkungskreis Sailer's als Prediger.

Sailer's große Rednergabe verschaffte ihm, ohne daß er es suchte, in Dillingen und in dem ganzen Bisthume Augsburg einen großen Wirkungskreis.

In der akademischen Kirche predigte Sailer, besonders dazu eingeladen, sehr oft, und da sind seine Predigten am Tage des neuen Jahres, zur heiligen Fastenzeit, von der würdigen Vorbereitung auf die öfterliche Kommunion und die Feier des Ostersfestes, die merkwürdigsten.

Zusolge des alten Gebrauches, Fastenerempel,

d. h. Geschichtspredigten zu halten, versetzte er seine Zuhörer in die ältesten Zeiten der Kirchengeschichte. Einmal trug er die Geschichte des heiligen Polikarpus vor, die er aus dem Sendschreiben der Kirche zu Smyrna nahm, von dem Staliger sagt: „In dem ganzen kirchlichen Alterthum ist mir nichts bekannt, das mein Herz mehr rührt, als dieses Sendschreiben; so oft ich es lese, ist mir, als werde ich aus mir fortgerissen. Ich glaube nicht, daß es ein guter Christ zu oft lesen kann.“

Ein andermal wählte er die rührende Geschichte des Jünglings, den der heilige, liebevolle Evangelist Johannes, wie Clemens von Alexandria erzählt, aus dem Abgrunde des Bösen errettet hat. Diese zwei Predigten machten einen besonders tiefen Eindruck. So wußte Saller Alles zu benützen, was der christlichen Wahrheit in die Herzen seiner Zuhörer Eingang verschaffen konnte.

In der Stiftskirche zu Dillingen, die zugleich die Pfarrkirche der Stadt ist, predigte Saller, durch eine besondere Fügung der göttlichen Vorsehung an den Advents- Sonntagen, und an den Festen der Geburt und Erscheinung des Herrn. Der Stifts- prediger erkrankte und ließ Saller ersuchen, seine Stelle zu vertreten. Wir Nummen und wohl alle Studirende fanden sich dabei ein. Alle diese Predigten gingen tief zu Herzen. Die Predigt auf das Geburtsfest Jesu machte den allertiefsten Eindruck.

Viele Zuhörer, die an diesem Tage einander begegneten, begrüßten sich mit den Worten: „Die Menschenfreundlichkeit, die Gnade Gottes ist in Jesus Christus allen Menschen erschienen.“

Eine Reihe von Predigten hielt Sailer zu Frisingen, einem Dorfe nächst Dillingen, das bei der großen Wasserfluth in Deutschland 1784 gänzlich überschwemmt worden. Nur durch die angestrengtesten Bemühungen freundlicher Raubbarn konnte das Leben der Einwohner gerettet werden. Der wahrhaft hochachtungswürdige Pfarrer Engelbert Scherer hat zum Andenken der überstandenen Noth im Jahre darauf ein Dankfest angeordnet und Sailer zum Prediger eingeladen. Die Predigt ergriff alle Herzen und unzählige Thränen wurden vergossen. Der innigst gerührte Pfarrer, der sich schon vorgenommen hatte, dieses Dankfest jährlich zu erneuern, bat Sailer allemal dabei zu predigen, was dieser auch mit Freuden versprach.

Es ist zu bewundern, wie Sailer den alten Inhalt immer so neu zu behandeln wußte, daß seine Zuhörer immer neu zur Dankbarkeit, zum Vertrauen auf Gott, und zu guten Vorsätzen erweckt wurden.

Um jedoch seine Zuhörer nicht zu ermüden, wenn er immer nur von dem Schaden reden wollte, den ihnen das Wasser verursacht hat, der ihnen aber zum Segen gereichte, so zeigte Sailer auch: Welche große Wohlthat Gottes für alle Menschen das Wasser

sey — in den Flüssen, Bächen und Quellen, in den Brunnen, im Thau und Regen, und in dem Schnee, diesem weißen Winterkleid der Erde. Er zeigte, daß Wasser sey ein Lehrbild für alle Christen — in der allgemeinen Sündfluth ein Denkmal der Heiligkeit und strafenden Gerechtigkeit Gottes; in dem Regenbogen ein Denkmal der Güte und Freundlichkeit Gottes; im Regen der allgemeinen Liebe und Erbarmung Gottes gegen alle Menschen, Gerechte und Ungerechte; in jedem Trunk Wasser, dem Durstigen aus Liebe gereicht, eine Erinnerung an den Lohn der Barmherzigkeit; im Taufwasser ein Zeichen der Reinigung von Sünden durch den heiligen Geist.

Die guten, christlichen Schwaben, denen der Prediger sehr lieb und werth geworden, nannten ihn, nach ihrer Art, das „Wasserherrlein.“

Diese Dankpredigten hielt Sailer, so lange Engelbert Gcherer lebte, alle Jahre. Als Sailer nach dem Tode, des von seiner Gemeinde innigstgeliebten und verehrten Pfarrers, wieder auf der Kanzel erschien, redete er tief gerührt von dem seligen Stifter dieses Dankfestes.

Er stellte die Verdienste des Seligen um diese Gemeinde — wie liebevoll er gegen sie gesinnt, wie eifrig er für das Heil ihrer Seelen besorgt, was er ihnen auf der Kanzel, im Beichtstuhle und am Krankenbette gewesen — mit großer Klarheit und der lebhaftesten Rührung dar, und berief sich dabei

immer auf die Worte der heiligen Schrift, die seiner Rede das größte, ja ein göttliches Ansehen verliehen.

Dieser Theil der Predigt ist eine Pastoral im Kleinen, ein Spiegel für alle Seelsorger, in dem sie sehen können, wie sie beschaffen seyn sollen.

Er erinnerte die Zuhörer dann, an die Lehren, Ermahnungen, Bitten, die der Selige beständig der ganzen Gemeinde wiederholt hat — Vertrauen auf Gott und Jesus Christus, Gottesfurcht, Gottesliebe und Gottseligkeit, Eintracht, Friede und Liebe; und dann noch insbesondere den Hausvätern und Hausmüttern — Aufsicht über Kinder und Hausgenossen; den Jünglingen und Jungfrauen, Unschuld, Ehrbarkeit, Ungerogenheit, Eitsamkeit, Keuschheit; den Kindern Gehorsam und Gottesfurcht.

Dieser Theil der Predigt ist eine Hausafel für alle Chriſtliche Haushaltungen; wenn diese Vorschriften überall befolgt würden, dann würde überall Frömmigkeit, Tugend, Ruhe, Zufriedenheit und Glückseligkeit zu Hause seyn.

Alles, was in dieser Predigt zur Lehre für Geistliche und das Volk, und zur Ehre des Seligen gesagt ist, ehrt eben so sehr den Prediger, der mit diesem weisen, frommen, achtkatholischen Priester nur ein Sinn und Herz gewesen.

Sailer ließ diese Predigt, um sie in der Gemeinde zu vertheilen, drucken und gab ihr den Titel: „Ver-

Gedächtniß des seligen Pfarrers Engelbert Cherer an
 eine liebe Pfarrgemeinde."

Die Abteien, die ehemaligen Reichsstifte Keres-
 heim, Kaiseröheim, Wettenhausen und Urs-
 berg, haben durch Abgeordnete Sailer zum Prediger
 in den Hauptfesten ihrer Orden eingeladen. Sailer
 ließ die Ordensstifter, diese heiligen Männer selbst
 reden, weil ihre eigenen Worte, die ihnen aus dem
 Herzen flossen, am Besten in ihr Herz blicken ließen.
 Er sammelte aus den Ordensregeln Benedikts, aus
 den Briefen Bernhards, aus den Bekenntnissen Augu-
 stins, aus den Denksprüchen Norberts, großen Theils
 ihr lange, treffende Stellen, übersetzte sie in unsere
 Sprache, stellte sie zusammen und trug sie seinen
 Zuhörern vor. Auf diese vortreffliche Art zu predi-
 gen vermochte aber, bei seinem bewundernswerthen
 Gedächtnisse, nur Sailer.

Diese Predigten wurden gedruckt, und insbesondere
 von den Studirenden der Theologie zu Dillingen, mit
 Interesse und inniger Theilnahme gelesen. Sie über-
 zeugten sich, daß die Ordensstifter Benediktus, Bern-
 hardus, Augustinus, Norbertus wirklich große, apostol-
 sche Männer waren. Dieser Theil der Kirchengeschichte,
 die Lebensgeschichte einzelner Heiligen, wurde ihnen
 besonders wichtig und ansehend.

Die Predigt am Feste des heiligen Kreuzes,
 die Sailer in der Abtei zu Donauwörth gehalten,
 und die Alles umfaßt, was in Einer Rede über den

Tod Jesu gesagt werden kann, wurde, wie sie es verdient, von den Studirenden studirt.

Auch der ehr- und liebenswürdige Abt des Reichsstiftes Hüffen, Nemkian, bat Sailer am Feste des heiligen Magnus, des Apostels im Algäu, zu predigen. Der edle Abt, der Sailer bereits persönlich konnte, begrüßte ihn mit Ehrfurcht und Liebe, war mehrere Tage beständig um ihn, und hatte zu ihm ein unbegrenztes Vertrauen. Im ganzen Kloster, in dem sich sehr würdige Männer befanden, war Freude; alle schätzten sich glücklich, Sailer kennen zu lernen und ihn in ihrer Mitte zu haben.

Vor vielen christlichen Gemeinden hat Sailer, von den Seelsorgern eingeladen, und auf die Bitte seiner Schüler bei deren Weimiseierlichkeiten gepredigt. Fürstliche, gräfliche, freiherrliche Familien baten, im Einverständnisse mit den Pfarrern, Sailer, an ihren Wohnsitzen zu Dettingen im Ries, zu Glött bei Dillingen, zu Jettingen und Rißbissen, zu Andorfen u. s. w. zu predigen. Sie wollten auch ihren Unterthanen die Freude und den Segen verschaffen, Sailer zu hören, und sind in der Predigt, zu großer Erbauung des Volkes, allemal selbst erschienen.

So kam es denn, daß Sailer im ganzen Bisthume von Hüffen am Hochgebirge bis zu Dinkelsbühl an den Grenzen von Franken, vom Leche bis an die Aller, und noch weiterhin gepredigt hat.

Einen historischen Werth haben Sailers Trauerreden. Sie enthalten das Merkwürdigste aus dem Leben ausgezeichneten Verstorbenen, wie denn edle, große Charaktere das Herzerhebendste aus der Weltgeschichte sind, so wie edle Gesinnungen und Handlungen der Abgeschiedenen das schönste Vermächtniß für die Zurückgelassenen, ja für alle Menschen. Hören wir solche!

12. Aus der Rede bei dem Hintritte der durchlauchtigen Fürstin Theresia von Dettingen.

Die Fürstin von Dettingen und Spielberg, Maria Theresia Walburgis, geboren 1735, gestorben 1789, war eine Frau von hohen Geistesgaben, durchdringendem Verstande, und dem besten, wohlwollendsten Herzen. Nach dem Tode ihres Gemahls, des Fürsten Anton Ernst, wurde sie, bis zur Volljährigkeit des Erbprinzen Alons, Obervormünderin und Regentin der Dettingischen Lande.

Unter ihrer Regierung kam das Fürstenthum Dettingen in immer blühenderen Wohlstand. Alles, was die Regierung des Landes betraf, durchlas sie selbst, und forderte so lange Information, bis sie in das Geschäft ganz eingedrungen war. Unter vielem Andern gab sie dem sämmtlichen Waisen- und Vormundschafswesen und den Kirchenpflegen- und Heiligen-

Rechnungen eine bessere Einrichtung. Sie veranstaltete, daß in der Stadt Dettingen eine Normalschule, die den übrigen Schulen des Landes zum Muster diente, errichtet wurde, und bestritt, bis ein Fond zusammen kam, beinahe alle erforderliche Kosten aus ihrer Kabinetskasse. Sie beendigte einen wichtigen Prozeß, der zwischen den zwei Fürstenthümern Dettingen und Wallerstein beinahe ein halbes Jahrhundert gewährt hatte, zur Zufriedenheit beider Theile, durch einen glücklichen Vertrag.

Nicht nur ihre hohe Würde als Fürstin, sondern auch ihre überwiegende Geisteskraft, gebot Jedem, der sie sah, Ehrfurcht; dabei war sie ohne allen Stolz, ja die lautere Leutseligkeit. Jedem, auch dem geringsten ihrer Unterthanen, der in einer Angelegenheit sie sprechen wollte, stand der Zutritt zu ihr offen. Sie war die größte Wohltäterin der Armen. Sie war die vortrefflichste Erzieherin ihrer Kinder; alle waren von Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit gegen sie durchdrungen. Alle gehorchten ihren Winken, allen war sie das Beste und Liebste, das sie in dieser Welt hatten.

Die Seele aller ihrer weisen, unermüdeten Thätigkeit, zum Wohle ihres Landes und ihres Hauses war — unsere heilige Religion.

Diese wahrhaft durchlauchtige Fürstin hatte eine eigene Gabe, die Menschen zu prüfen, ja gleichsam zu durchschauen. Als sie Sailer das erste Mal sah,

faßte sie sogleich das vollkommenste Zutrauen zu ihm, und wählte ihn zu ihrem Gewissensfreunde.

Ihr voriger Gewissensfreund war ein erleuchteter Mann, der Beichtvater des kleinen Frauenklosters zu Kaufbeuren und der Oberin desselben, der ehrwürdigen Maria Credentia. Die Fürstin und ihr Gemahl besaßen damals bloß die Grafschaft Schwendi. Beide machten von dort aus alle Jahre eine Reise nach Kaufbeuren, beichteten diesem Manne, und zogen ihn in verschiedenen Angelegenheiten zu Rath.

Die Fürstin erzählte ihren Kindern und Freunden in den heitersten Augenblicken ihres Lebens öfter dankbar von ihm. Einige Umstände aus diesen Erzählungen sind in der Predigt bloß angedeutet, nicht näher bezeichnet; sie folgen aber hier ausführlicher.

Nachdem Beide in der kleinen Klosterkirche ihre Andacht entrichtet hatten, begaben sich Beide allemal auf sein Zimmer, nahmen da ein kleines Frühstück, und unterredeten sich mit ihm über ihre wichtigsten Angelegenheiten. Er wies ihnen die Spuren der göttlichen Vorsehung in ihrem Leben nach, und gab ihnen Fingerzeige, wie sie die göttliche Vorsehung auch in ihrem künftigen Leben erkennen sollen.

Er hatte eine Art prophetischer Blicke in die Zukunft. Eines Tages kamen Beide wieder aus der Kirche auf sein Zimmer, da sprach er: „Heute können wir nicht länger mit einander reden. Gehen Sie nach Haus, und halten Sie sich unterwegs nicht auf.“

Weiter sagte er nichts. Beide waren betroffen, indes gehorchten sie. Als der Fürst, damals noch Graf, sein Kabinet eröffnete, dessen Schlüssel er bei sich hatte, schlug ihm dicker Rauch entgegen. Ein Balken in der Mauer war angeglommen, ja ganz glühend, und flammte jetzt hell auf. Wenn man den beginnenden Brand nicht noch zu rechter Zeit entdeckt und gelöscht hätte, so wären nicht nur das Kabinet und viele wichtige Dokumente verbrannt, sondern vielleicht das ganze Schloß zu Schwendi in die Asche gelegt worden.

Als der Fürst und die Fürstin, damals noch Graf und Gräfin von Schwendi, den frommen Mann das lehtemal besuchten, sprach er zu beiden: „Gott sey mit Ihnen. Leben Sie wohl!“ Zu der Fürstin aber sprach er noch weiter. „Im künftigen Jahre sehe ich Sie wieder.“ Der Fürstin war es besonders aufgefallen, daß er diese Worte nur an sie und nicht auch, wie sonst, an den Fürsten gerichtet hatte. Noch in demselben Jahre erkrankte der Fürst und starb — ganz und gar nicht, als hätte er sich diesen Wink zu sehr zu Herzen genommen, sondern aus einer ganz natürlichen Ursache seiner Constitution.

Mich dünkt es immer sehr merkwürdig, daß die Fürstin einzig Sailer für fähig hielt, die Stelle ihres bisherigen Beichtvaters zu ersetzen.

Die Fürstin erkrankte einige Jahre darauf. Die Krankheit war sehr heftig und währte über ein Jahr.

Die Kranke ließ Sailer rufen, beichtete ihm und empfing dann die heilige Kommunion. In dem letzten Vierteljahre beichtete sie ihm alle vierzehn Tage, und er reiste deshalb allemal von Dillingen nach Dettingen. In den letzten Tagen ihrer Krankheit verließ er sie nicht mehr. Das Zutrauen der Fürstin hatte ihn zu einem Angehörigen des Hauses und gleichsam zu einem Mitgliede der fürstlichen Familie gemacht. Er blieb bei ihr bis zum letzten Hauche ihres Lebens. Er hielt ihr auch in der Stadtpfarrkirche zu Dettingen die Trauerrede.

Diese Rede versetzt uns ganz an dieses fürstliche Kranken- und Sterbebett. Die Fürstin war bei ihren langwährenden, unsäglichem Leiden ein Vorbild der Geduld, des Vertrauens zu Gott, der Ergebung in den göttlichen Willen. Sie ließ sich von den heftigsten Schmerzen nicht hindern, noch alle ihre Pflichten zu erfüllen. Sie diktierte mit Ueberlegung und vollkommener Geistesgegenwart ihr Testament und bat, da ihre rechte Hand gelähmt war, ihren Sohn, den Fürsten Aloys, in ihrem Namen es zu unterzeichnen. Sie sagte allen ihren gegenwärtigen Kindern denkwürdige Worte. Auch an die abwesenden richtete sie solche Worte, und bat Sailer, sie aufzuzeichnen. Sie empfahl dürftige Personen, die sie bisher unterstützt hatte, der Wohlthätigkeit des Fürsten Aloys. Sie gedachte aller ihrer Beamten und Unterthanen; sie dankte ihnen für ihre Anhänglichkeit und Treue; sie

ließ, wenn sie wider Wissen und Willen, je einem wehe gethan haben sollte, ihn um Verzeihung bitten, und trug der Prinzessin Johanna auf, dieses zu thun. Aus Auftrag der Prinzessin Johanna hat Sailer in der Trauerrede es gethan.

Die Prinzessin Johanna und Crescentia waren beide unausgesezt, bei Tag und Nacht, gleich dienstbaren Engeln, an dem Krankenbette beschäftigt. Die Fürstin ordnete aber an, daß sie zu bestimmten Stunden der Nacht mit dem Wachen abwechseln sollen, um sich nicht zu sehr zu ermüden. Sie bat auch Sailer, sich Ruhe zu gönnen, bis sie nöthig finde, ihn rufen zu lassen.

Woher, bei dem langen Schweben zwischen Leben und Tod, ja, in der Erwartung des gewissen nahen Todes, aber noch ungewissen letzten Augenblickes, diese Geistesgegenwart, dieser Muth, diese Ruhe, diese unerschütterliche Standhaftigkeit, gekommen, zeigt Sailer in seiner ausführlichen, gehaltreichen Rede sehr kräftig und nachdrucksvoll. Der Grund, woher diese Geistesstärke rührte, war einzig die Religion, das Vertrauen auf Gott, das Festhalten an Ihn.

Auf diese großartige, tiefdurchdachte und aus der Fülle des Herzens strömende Rede weiter einzugehen, würde zu weit führen. Sie muß gelesen — und wieder gelesen werden.

Viele denkwürdige Worte der kranken und sterbenden Fürstin, die sie zu verschiedenen Zeiten vor-

gebracht hat, nahm Sailer in die Trauerrede auf. Sie lassen tief in ihr — und in Sailer's Herz blicken. Sie verdienen auch hier als Perlen aufbewahrt zu werden. Wer diese Worte liest, wird sie nicht ohne Rührung und Erbauung lesen — und in ähnlichen Leiden Trost darin finden.

„Mein ganzes Leben sprach sie, war bisher ein Original göttlicher Leitung; mein noch übriges Leben wird wohl dem vorigen gleichen, auch ein Original der Borsehung seyn.“

„Gott ist sich nicht ungleich in seinen Werken — und alle tragen das Siegel der Barmherzigkeit.“

„Gott, der mich bisher führte, wird mich weiter führen. Er, der bisher geholfen hat, kann und will und wird weiter helfen.“

„Was Gott auflädt, das kann ich tragen; denn Er kennt meine Schultern, und die Größe der Last, die Er darauf legt.“

„O wie groß muß die ewige Freude seyn, da ich so viel leiden muß, um ihrer fähig und würdig zu werden!“

„Ich glaube fest, daß ich nach diesem Leben geraden Weges zu Gott komme; denn mein Krankenlager ist mein Regfeuer, und reinigt mich von allen Sünden.“

„O meine lieben Kinder, wenn ich zu Gott komme — und bald bin ich, hoffe ich, bei Ihm! — dann werde ich für euch alle bethen, daß ihr alle

gut bleibet — und daß euch eure zärtliche Liebe gegen eure Mutter mit Segen ohne Ende vergolten werde.“

„O wie ist Gott gegen mich so gütig! Er erleichtert mir wunderbar meine Leiden und versüßet mir mein Sterben.“

„Der mich von Mutterleibe, da ich nichts um mich wußte, an das Tageslicht brachte, der wird mich auch durch den Tod zum ewigen Leben geboren werden lassen.“

„Jesus litt, bis Er sein Haupt neigte und starb, und ich will auch leiden, bis ich's überstanden habe.“

Nach der heiligen Kommunion, bei der sie von Andacht glühte, sagte sie nicht selten die unvergesslichen Worte:

„Nun habe ich wahren Trost; nun will ich leiden, so lange es Gott gefällt, daß ich leiden soll; nun ist es mir ganz gleich, gleich lieb, zu genesen oder noch länger zu leiden, zu leben oder zu sterben, wie es der Herr meines Lebens beschlossen hat. — O Gott, wie groß ist die Zahl der Wohlthaten, die Du mir in dieser Krankheit zufließen lässest! Werne leide ich, denn Du weißt um mich, und jedes Leiden ist deine Gabe, im Grunde eine Wohlthat von Dir!“

In der Nacht ihres Todes zeigte sie das Bild

des Gekreuzigten, das sie in der Hand hielt, der Prinzessin Johanna und sprach: „Dies Kreuz in der Hand haltend, starb dein Vater, mit diesem Kreuze in der Hand sterbe jetzt auch ich, und auch du sollst damit sterben. Das Kreuz sey dein; deine Schwester Crescentia und der Professor sind Zeugen.“

Einige Augenblicke vor ihrem Hinscheiden küßte sie das Bild und sagte: „Nicht mehr lange werde ich bei dem Bilde verweilen! Bald, bald werde ich Ihn selbst sehen, Den ich liebte, ohne Ihn gesehen zu haben, und Der mich liebte, ohne daß ich's verdienen konnte.“ — Und so verschied sie! —

Diese Geistesstärke in solchen Leiden, bis in den Tod, machte auf Alle, die zugegen waren — den Prinzen Aloys und den Prinzen Friedrich, die zwei Prinzessinnen und auf Sailer einen außerordentlichen Eindruck. „Nein, nein!“ sind die Worte Sailer's in der Trauerrede, wir dachten oft und sagten es auch hie und da zu einander: „Nein, eine bloße Maschine kann der Maschine nicht so gebieten. Unsere Seele muß ein Geist, ein höheres Wesen als die Materie seyn. Wie könnte sie sonst die Materie beherrschen? Es ist etwas in uns, das nicht aus dem Staube unserer Erde gebaut ist. Es ist etwas Ueberirdisches in uns, das sich über die Erde erheben kann. Es ist ein Gott ähnliches Wesen in uns, das an Gott glauben, auf Ihn trauen, Ihn lieben kann. Es ist ein unsterbliches Wesen in uns, das die Trümmer

des Körpers überlebt, und nicht mit dem letzten Puls-
schlag dahin ist."

**13. Aus der Trauerrede auf den Eintritt der
unvergesslichen Gräfin Luise von Fugger-Glött.**

Maria Luise Adelheid Fugger-Glött, geborne
Gräfin Truchsess Wolsegg-Wolsegg, geb. 11. Okto-
ber 1765, gest. 2. September 1799, ausgezeichnet an
Gaben Leibes und der Seele, allverehrt und allge-
liebt, von einem solchen Adel der Gesinnungen, daß
sie wohl wenige ihres Gleichen hatte, starb in den
besten und schönsten Jahren ihres Lebens. Der tiefe
Schmerz ihres Gemahls und ihrer Kinder war un-
ausprechlich. Der Redner, der als der erste Freund
des Hauses diesen Schmerz theilte, stellte sie als ein
Vorbild der Liebe gegen Gott und Menschen dar.
Ich kann mir und dem Leser es nicht versagen, einige
Stellen anzuführen, weil sie, wie alle Augenzeugen,
auch ich, bezeugen müssen, die lautere Wahrheit sind.

"Wenn ich ihr Leben genau ansehe," sagte der
Redner, "so sehe ich überall Liebe, Wohlthätigkeit
hervorglänzen. Wohlthun war ihr Element. Ihr
freundlicher Blick, ihre milde Geberde, der sanfte Ton
ihrer Rede, das Theilnehmende, das sich in ihrem
ganzen Wesen ausdrückte, machte die Leidenden treu-

herzig, daß sie alle ihre Bedrängnisse frei und ohne Rückhalt darlegten. — Trostlos ging von ihr kein Trostbedürftiger. Sie hat den Namen verdient, den die Schmeichelei so oft am unrichtigen Orte verschwendet; sie war, was sie hieß, eine Mutter der Armen.

„Hier zahlte ihre freigebige Hand das Schulgeld für dürftige Kinder, dort das Lehrgeld für Knaben und Jünglinge, die, nach ihrer Ermunterung und Veranstaltung, ein nützlichcs Handwerk lernten.

„Den innigsten Antheil nahm sie, als Mutter, an den Zuständen der Schwangern und Gebährenden, mit denen sie ihr edles Herz auf eine eigene Art verschwisterte. Sie zog nicht nur fleißig Kunde ein, wie es ihnen gehe, sondern besuchte sie selbst, kam ihnen mit Rath und Hülfe zuvor, schickte ihnen aus ihrem Hause bessere Speisen, und ließ den neuen Ankömmlingen auf unserer Erde eine Pflege angedeihen, die ihnen ihre eigenen Mütter nicht verschaffen konnten. Wie mütterlich konnte sie fremde Kinder anblicken, und ihnen so freundlich seyn, als wenn es ihre eigenen Kinder wären!

„Die dürftigen Kranken fanden an ihr eine zweite Elisabeth, die ihnen Arzneien aus der Apotheke, Nahrungsmittel von ihrem Tische, Bettzeuge aus ihren Behältnissen, Geld aus ihrer Armenkasse — denn das war fast ihr ganzes Einkommen! — Trostgründe aus der Religion ihres Herzens zuschickte. Und diese Wohlthat schränkte sie nicht bloß auf die Diener ihres

Hause, nicht bloß auf ihre Unterthanen ein, auch Fremdlinge, die sonst kein Mitleid fanden, suchten es im Herzen der Gräfin nicht umsonst: Sterbende, die sonst kein Mädchen zum Ruhigsterben fanden, fanden es hier.

„Und diese Wohlthätigkeit sorgte nicht bloß für die Bedürfnisse des Leibes — sie sorgte vorzüglich für die höheren Bedürfnisse der Seele. —

„Und diese wohlthuende Liebe hatte ihren schönsten Wirkungskreis in ihrer eigenen Familie. Sie, die Liebe, hatte in ihr das Meisterstück der Gattin- und Muttertreue ausgebildet. Die Liebe machte sie scharfsinnig, alles auszuspähen, was ihrem Gemahle zur Freude und ihren Kindern zum Segen werden konnte. Die Liebe vereinigte ihre vornehmste Thätigkeit in dem schönen Berufe für Mann und Kinder, für Haus und Volk zu leben. Die ganze Welt mit all ihrem Glanze war ihr nichts, und das häusliche Leben, mit ihrer verborgenen Thätigkeit, war ihr Alles; da lebte sie eigentlich. In jedem andern Kreise fehlte ihr etwas, zu Hause nichts.

„Und diese wohlthuende Liebe war nicht mit jenen Schwachheiten beladen, mit denen sie in den meisten Menschen zu kämpfen hat — sie war eine starke, mannhafte Liebe.

„Als der Graf eben in einem sehr unangenehmen Geschäfte nach Köln verreiset war, und ihre Schwester Gretchen tödtlich krank wurde, und es zum Sterben

lam, und ein besonderer Zufall den Priester von ihrem Sterbebette fern hielt — sich, da vertrat Lulke die Stelle des Priesters, besiegte alle Gefühle schwesterlicher Zärtlichkeit, sah dem Tode unerschrocken in das Gesicht, und sprach und las der Leidenden von Gott, von Jesus Christus, von dem ewigen Leben so lange vor, bis die Sterbende die Wahrheit des Ausspruches im Lichte der Ewigkeit sehen konnte.

„Das war der Augenblick, der meine Verehrung für die männliche Gräfin in einen heiligen Respekt verwandelte!“ sagte der Trauerredner und sprach dann weiter.

„Und diese wohlthuende Liebe war bei ihr nicht etwa Temperamentsneigung, nicht etwa Wallung des Geblütes, nicht bloß Anstrich der sogenannten Menschenliebe.

„Diese ihre Liebe kam aus Religion und war selbst Religion. Eben deswegen, weil sie sich Gott und seinem heiligen Willen ganz hingegen; eben weil sie Alles, was uns der Vater durch seinen Sohn geoffenbaret, verheißt, geboten, geschenkt hat, mit festem Glauben ergriffen, mit kühner Zuversicht festgehalten und mit inniger Liebe umfasset hatte; eben deswegen, weil Gott, Gottes Liebe, Gottes Geist ihrem Herzen Tag und Nacht gegenwärtig war; eben deswegen, weil die lautere Liebe gegen Gott in ihrem Herzen siegend geworden, eben deswegen konnte auch die lautere Liebe gegen ihres Gleichen, die Menschen,

liegend werden. Weil sie Gott über Alles liebte, so ehrte sie Ihn in jedem Menschen; weil sie Christum als ihren Erlöser über Alles liebte, — so sah sie Ihn in jedem Dürftigen, speiste Ihn in jedem Hungrigen, tränkte Ihn in jedem Durstigen, kleidete Ihn in jedem Nackten. — Jedes Elend, dem sie abhelfen konnte, war ihr ein Ruf Gottes, der ihre Liebe und Thätigkeit in Bewegung setzte. Jede Hülfe, die sie den Dürftigen angedeihen ließ, ein Gottesdienst, in dem sie sich als eine treue Magd des Herrn erwies.

„Wahrhaftig! Religion war die Seele ihrer Seele.

„Was für eine schöne Freude durchschien ihr Angesicht, wenn sie von göttlichen Dingen reden oder lesen hörte?

„Ich kenne einen Freund (dieser Freund war wohl Sailer selbst?) — der ihren Söhnen in ihrer und ihres Gemahls Gegenwart, liebliche Gleichnisse nach dem Sinne und Geiste des Evangeliums vortrug, welche die Söhne, einer nach dem andern, nachzählen und erklären mußten. Wie hob sich da ihre Seele, wann die Kinder in die großen Lehren vom Reiche Gottes auf Erden, nach der Fähigkeit ihres Alters eindrangen? Wie bethete da ihr Herz im Stillen um Weisheit für ihre Lieblinge?

„Wie freute sich das Mutterherz, wenn die Söhne in Erklärung der Gleichnisse, die Pflichten ihres zarten Alters — Fleiß, Gehorsam, Bescheidenheit, Treue im Kleinen — in sich selbst entwickeln mußten. Wie

gerne ergriff, wie weise benützte die Sorgfalt der Mutter die schönen Anlässe, passende Warnungen, Ermahnungen, Winke in die Erzählungen der Kinder einzuschleiben.

„Noch kurz vor ihrer Entbindung und ihrem Tode, nahm sie alle freie Augenblicke zusammen, um ein Buch, worin das Leben und Leiden Jesu mit dem heiligen Feuer der christlichen Muse dargestellt ist, zu Ende zu lesen.

„Mit welcher Inbrunst der Andacht, wohnte sie täglich in der Schloßkapelle, und an Sonn- und Festtagen hier in dieser Pfarrkirche dem öffentlichen Gottesdienste bei?

„Mit welcher Geistesammlung hörte sie dem Prediger zu! Wie wichtig war ihr alles, was die Andacht des Herzens fördern und die öffentliche Andacht herzlicher machen konnte? Wie war ihr der verborgene Umgang mit Gott, das Gebeth, so theuer? Wie beispieltreich ihr Eifer, den sie bei der Beicht und Kommunion nicht zur Schau trug, sondern der sich das Recht zu leuchten nicht nehmen ließ, weil er Licht war? Und, wenn unsere Augen erst die unsichtbare Arbeit Gottes in ihrem Herzen hätte sehen können — wie hell würden wir einsehen: Ihr Leben war Liebe, und ihre Liebe Religion, und ihre Religion Kraft und That.“ — —

Ich wollte dieser Rede nur zwei oder drei Stellen entnehmen, allein es sind eben so viele Blätter

geworden. Ich konnte nicht abbrechen. Wen sollte auch ein solches Ideal der Liebe zu Gott und den Menschen, das ganz aus dem wirklichen Leben genommen ist, nicht entzünden — wen nicht zur Nachahmung einladen?

Noch Einiges, was sich auf die selige Gräfin Luise bezieht, mag hier eine schickliche Stelle finden. Sie hat ihre drei jüngeren Schwestern, Cécilie, Anna und Heligtaß, zu sich nach Dillingen genommen, weil sich ihnen da mehrere Gelegenheit darbot, sich nicht bloß in Sprachen, Musik und Zeichnen mehr auszubilden, sondern ganz vorzüglich in Erkenntniß und Ausübung der christlichen Religion sich zu vervollkommen. Sailer fand nicht Zeit genug, ihnen festgesetzte Stunden zu widmen; er schlug daher seinen Freund Professor Heneberg vor, dem dieses Geschäft höchst erfreulich war. Heneberg setzte den Unterricht mehrere Jahre hindurch fort, durchging mit ihnen die vier Evangelien und die Apostelgeschichte, machte über den Sinn und Geist derselben Anmerkungen und fasste alles Gesagte, um es recht in Verstand und Herz zu bringen, in Fragen und Antworten kurz zusammen, die in der Folge unter dem Titel „Fragen für Kinder über Begebenheiten aus der evangelischen Geschichte zu Bedung des Nachdenkens,“ gedruckt und in einer theologischen Zeitschrift als vortrefflich gerühmt wurden. Doch der Segen, den sie stifteten, geht über allen Zeitungsruhm.

Als Gräfin Gregentia von Wolfegg-Wolfegg, der in ihren letzten Augenblicken ihre ältere Schwester Luise so christlich-liebenvoll beistand, gestorben war, ließ der Graf ihr in der Vorhalle der Stadtpfarrkirche zu Dillingen, an der linken Wand des Haupteinganges, ein überaus schönes Grabmal errichten. Es besteht aus grauem Marmor; in Mitte einer Nische befindet sich sehr lieblich und kunstreich aus Alabaster gebildet ein Engel; aus der Rechten läßt er eine Rose in eine geöffnete Urne fallen, in der gesenkten Linken hält er den Deckel der Urne.

Darunter stehen in goldenen Buchstaben Namen, Geburt- und Todestag und Jahr der Frühverblichenen, und die von Sailer verfaßten Verse:

Hier ruhet

die Hochgeborne Keisr. Erb. Eruchtesin
Gregentia Gräfin von Wolfegg-Wolfegg,

Stiftsdame in Buchau;

geboren den 5. August 1769,

gestorben den 8. Juli 1787.

Die Rose welkt nach kurzem Blühen

Und fällt zu Staub herab;

So flüht nach kurzen Lebensmühen

Die Unschuld sanft in's Grab.

O Engel Gottes, sanft sen Ihre Ruh!

Denn lauter war ihr Geiſt,

Und mild wie Du.

11. Noch zwei Neben über eine traurige Begebenheit.

Diese Begebenheit muß zuvor erzählt werden. Baron Karl von Bolmar studirte an der Universität, und Baron Johann Nepomuk von Osterberg an dem Gymnasium zu Dillingen. Sie wollten die kurzen Ferien der Faschingzeit, anstatt die Lustbarkeiten zu besuchen, die ihnen die Stadt darbot, auf dem Lande im väterlichen Hause zubringen, und reisten dahin. Am Tage vor Wiedereröffnung der Studien begaben sie sich auf den Rückweg, um gemeinschaftlich nach Dillingen zu fahren. Die Witterung war mild, der Abend schön. Sie entschlossen sich, der Herrschaft zu Schwemningen einen Besuch abzustatten, und noch einen vergnügten Abend dort zu genießen. Am folgenden Morgen, dachten sie, könnten sie dann doch noch bei dem Gottesdienste vor Anfang der Schulen erscheinen. Sie fuhrten also an Dillingen vorbei, an der Donau hinab. Allein sie trafen den Gutsherrn nicht zu Hause; die Frau ließ nach eben überstandnem Winter in dem Schlosse ausweisen, und hatte eine große Wäsche veranstaltet, wobei sie die Aussicht führte. Beide junge Herren begaben sich daher auf die Entenjagd. Eine getroffene Wildente fiel in die Donau. Am Ufer stand ein Kahn; der Hirt aus dem Dorfe kam herbei; sie fragten ihn, ob er sie wohl hinfahren könne, die geschossene Ente zu holen.

Er bejahte es und setzte sich an das Ruder. Beide stiegen ein, und ein Jäger begleitete sie, als ihr Bedienter. Der Hirt aber war nicht stark genug, das schwer beladene Schiffelein zu lenken. Der gewaltige Strom riß es mit sich fort und es scheiterte an der nahen Brücke. Beide adelige Jünglinge fanden in der vollen Blüthe des Lebens in den Wellen der Donau den Tod. Baron von Bolmar, der einzige Sohn, war nach dem frühen Tode seines Vaters die letzte Hoffnung seiner liebevollen Mutter; Baron von Osterberg, auch der einzige Sohn geliebter Aeltern! Beide junge Freiherren waren die Stammhalter ihrer Familien, und ihre Schlösser und Güter fielen an den Lehenherren zurück. Der Jäger, Maurus Booser, ertrank auch. Der Hirt rettete sich durch Schwimmen. Bemerkenswerth ist noch, daß der Hund des Jägers seinen Herrn an das Ufer ziehen wollte, aber nicht Kraft genug dazu hatte.

Ich bewohnte zu Dillingen mit Bolmar ein Zimmer, weil er in diesem Jahre aus der sammtliche Philosophie defendiren wollte, rieth ihm Professor Weber, mich zu seinem Repetitor zu wählen. Ich freute mich an eben diesem verhängnißvollen Abende auf seine Zuriückkunft, zumal weil er einen großen Eifer und Fleiß im Studiren zeigte.

Da kam am folgenden Morgen die ganz und gar unerwartete, erschütternde Nachricht nach Dillingen — Bolmar und Osterberg seyen bei Schwenningen in der

Ghr. v. Schmid Erinnerungen 2. B. 9

Donau ertrunken. Schrecken und Traurigkeit ergriff die Professoren, die Studirende, ja die ganze Stadt. Den Jammer der Mutter Bolmars, der Aeltern und Schwestern Osterbergs, der Mutter des Jägers, seiner sieben Brüder und drei Schwestern, können wir uns denken — oder vielmehr nicht denken. Was ich empfand, davon schweige ich!

Der akademische Senat beschloß: Sailer solle bei dem Leichenbegängnisse die Trauerrede halten. Allein beinahe eine Woche verging, und die Leichen waren noch nicht gefunden. Da wurde auf den achten Tag eine Trauerfeierlichkeit in der akademischen Kirche angeordnet. Alle Angehörigen der Universität, Professoren und Studirende, fast alle Einwohner der Stadt, und besonders der Adel fanden sich dabei ein.

Der Inhalt von Sailer's tiefergreifender Rede war kurz dieser:

„Gott spricht zu uns auch durch Begebenheiten.“ Auch diese Begebenheit ist ein Wort Gottes an die Menschen. Sie lehrt Wahrheit und lehrt sie im Namen Gottes. Denn es fällt kein Haar von dem Haupte des Menschen ohne Wissen des himmlischen Vaters. Gott spricht zu uns durch Thaten wie durch Worte.

1. Diese Begebenheit ist lehrreich für uns Alle — denn sie lehrt uns allen die Vergänglichkeit des Vergänglichen mit besonderm Nachdruck. Unsere beweineten Jünglinge starben in einem Alter, das noch

gar nichts mit dem Tode zu thun haben will, zu einer Stunde, in der sie nur an Freude dachten, an einem Orte, an dem sie alles Andere nur den Tod nicht erwarteten.

O! könnten sie uns, anstatt meiner, ein Wort sagen, sie sänden wohl keines, das sie nachdrucksamer aussprächen, als das sinnvolle Wort unsers Herrn: „Seyd bereit, denn der Menschensohn kommt zu einer Stunde, da ihr's nicht meint. Wachtet und bethet, denn ihr wisset nicht, wenn es Zeit ist.“

Diese Begebenheit spricht zu einem Jeden aus uns allen: Halte dich in jedem Augenblicke deines Lebens, so viel du kannst, auf den letzten bereit. Wage es nicht, in einer Gemüthsverfassung zu leben, in der du nicht Muth hättest zu sterben. Bringe das Heil deiner unssterblichen Seele heute noch in Ordnung, denn du weißt nicht, ob du den kommenden Morgen noch erlebest.

Die zwei Jünglinge, denen wir nachsehen und nachweinen, sind nun jenseits. Der Riegel des Todes und eine eiserne Scheidewand scheidet sie von uns. Wir stehen noch diesseits an dem Thore der Ewigkeit, durch das schon so viele tausend und tausend Menschen hindurchgewandert sind, durch das wir alle noch hindurch wandern müssen, und lesen an dem Thore die Aufschrift: Alles, alles ist eitel, außer Gott lieben und seinen Willen thun.

2. Diese Begebenheit ist lehrreich für das jüngere

Alter. Sie sagt jedem Jünglinge: Sey aufmerksam und denke, ehe du etwas unternimmst, was daraus werden könne; lerne überlegt und bedächtig handeln; es ist nicht alles sicher, was du für sicher hältst; höre auf, ein Kind zu seyn.

Sey besonders vorsichtig bei deinen Erholungen und Ergänzungen. Denn sieh! wo man sich der Freude ganz überläßt, da ist die größte Gefahr, elend zu werden, oder gar zu Grunde zu gehen.

Weil du dich noch nicht regieren kannst, so laß dich von deinen Aeltern, Lehrern, Vorgesetzten und Freunden regieren. O Jünglinge, laßt euch leiten! Ehret Gott, der Menschen durch Menschen regiert. Weg mit den gekünstelten Träumen von Freiheit, deren Grund Unvernunft, deren Absicht Zügellosigkeit, deren Ende Jammer ist!

Und weil du weder durch eigene Klugheit, noch durch Gehorsam gegen menschliche Leitung, allen Gefahren entkommen kannst, so laß frühe Gottesfurcht deine erste Angelegenheit seyn. Fürchte Gott, das heißt, laß dir Seinen Willen heilig seyn und sündige nicht vor Seinem Angesicht. Fürchte den Herrn, denn das ist aller Weisheit Anfang.

3. Diese Begebenheit ist ganz besonders lehrreich für studirende Jünglinge.

Der Tod nahm diese zwei Jünglinge aus eurer Mitte hinweg, und um den Eindruck zu verstärken und nach seiner Art recht unpartheisch zu seyn, einen

aus den niedern und den andern aus den höhern Schulen. Vielleicht weil eure Lehrer nicht allemal glücklich genug sind, den Weg in euer Herz zu finden, so setzte sich diesmal der Tod auf das Ratheder.

Zwar hielt der Tod euch erst im vorigen Jahre eine schreckliche Vorlesung dieser Art, da er den edlen, und unvergesslichen Roger und seinen werthen Freund Volk, die auch ertranken, unserer Akademie und der ganzen Sichtbarkeit entführte.

Wir schwebt noch der fürchterliche Zug vor Augen, da die zwei Leichen nacheinander zum Stadthore hinausgetragen und in Ein Grab gelegt wurden. Wir standen und sahen, und weinten und sagten zu einander: Nun wirds doch der Warnung genug seyn, für viele Jahre!

Und sieh! ehe noch ein Jahr herum ist, sind uns wieder zwei Jünglinge, die einzigen Söhne adeliger Familien, durch die Gewalt des Wassers entrisen worden.

Heilige Vorsehung! ich wage es nicht, den Abgrund deiner liebevollen Absichten ergründen zu wollen; aber so viel liegt am Tage: Alles Gute, das diese schreckliche Begebenheit in den Herzen der Menschen — und also auch der akademischen Jünglinge veranlaßt und weckt, alle heilige Entschliessungen, die sie fassen, alle Antriebe zum bessern Gebrauche der Zeit, die ihnen dadurch gegeben werden, sind dein

Wille und Werk, o Gott! denn alle gute Gabe kommt von Dir, dem Besten"

Einige Zeilen von der Hand eines jeden der zwei hingeschiedenen Baronen, die nicht wohl in der mündlich vorgetragenen Predigt eine Stelle finden konnten, hat Sailer in einer Anmerkung der gedruckten Predigt beigesügt.

Baron von Bolmar hat in sein Tagebuch unter dem letzten Datum geschrieben:

„Unser Leben flieht dahin wie ein Regenbach, vergeht wie ein kurzer Schlaf, verblüht wie eine Blume, die am Abende verdorrt. — Herr! lehre uns unsere Tage zählen, damit wir weise werden,“ sagen Salomo und Moses.

Hierher gehört auch, was er Seite 37 seines Tagebuches, aus dem Jahrbüchlein eines christlichen Dichters sich aufschrieb:

„Den Himmel und die Ewigkeit
Läß mich im Geist umfassen,
Und was mich nicht im Tode freut,
O Gott, von Herzen hassen!“

Baron von Ofterberg schrieb in seinen Katechismus:

„Ich bin ein fallend Laub,
Der Tod steht mir zur Seite —
Vielleicht“

Vielleicht berührte sein gutes, beugfames Herz eine Vorahnung seines Todes, als er diese Worte schrieb.

Auf ein anderes weißes Blatt eines Schulbuches zeichnete er sich den Vers auf:

Est maris et vitae cursus metuendus et anceps.

Das Wasser und der Lauf des Lebens auf Erden ist zweifelhaft und hat viele Gefahren, die zu fürchten sind.

Dieser Stelle fügte Saller noch bei: „Gute Jünglinge! was ist der Mensch, daß er sein Schicksal zeichnen kann, ohne zu wissen, daß es sein Schicksal ist.“

Es war nun bereits der 26. Tag seit dem Tode der bedauerten und beweinten Jünglinge angebrochen. Die Hoffnung, ihre Leichen aufzufinden, schwand immer mehr. Da brachte endlich gegen Abend ein Bote von Schwenningen die Nachricht: die Donau habe die Leichen des jüngern Freiherrn und des Jägers ausgeworfen. Um Mitternacht berichtete ein zweiter Bote: auch die dritte Leiche sey gefunden.

Am folgenden Morgen, ehe die Sonne aufging, machten sich die Studirende aller Klassen, ohne dazu aufgefordert zu seyn, auf den Weg nach Schwenningen, um dem Leichenbegängnisse beizuwohnen, wiewohl es mehr als drei Stunden weit dahin ist. Alle waren sehr betrübt und traurig. Auch der Himmel hing voll trüber, schwerer Wollen.

In einer Feldkapelle unweit des Dorfes standen

die drei Särge. Ich wollte Bolmars Leiche, dessen Repetitor und Freund ich gewesen, noch einmal sehen. Aber welch ein schauerlicher Anblick! Wohl der schönste Jüngling der Universität in grauenerrregender Verwesung! Wer diese Leiche sah, ward von der Sterblichkeit und Hinfälligkeit des Menschen, von der Vergänglichkeit aller Jugend und Schönheit durchschauert!

Das Grab für die zwei Baronen war in der Pfarrkirche zu Schwenningen, das Grab des Jägers nächst der Kirche bereitet. Es war ein trauriger Zug dahin! Drei schwarzbedeckte Todtenbahren mit den Leichen der erst- und einziggeborenen zwei Söhne adeliger Familien und eines treuen Dieners, getragen von studirenden Jünglingen, mit gesenktem Haupte und thränenpollen Augen, begleitet von ihren Lehrern, allen Schülern der Universität und des Gymnasiums und der ganzen Pfarrgemeinde. Die zwei Leichen der Baronen wurden in ein breites, tiefes Grab nächst der Kanzel eingesenkt. Acht Männer schaukelten unter fürchterlichem Getöse, das von dem Gewölbe der Kirche wiederhallte, schwere Erdschollen und Steine darauf hinab. Mit dem letzten Schaufelschlage verstummte der Chorgesang und das Geläute der Glocken. Eine schauerliche Stille entstand. Der Prediger bestieg die Kanzel und sagte, was der Blick auf das Grab und was die nassen Augen seiner Zuhörer ihn sagen ließen. Er hatte nicht Zeit gefunden, die Predigt zu schreiben. Einer seiner Schüler

zeichnete auf, was er daraus behalten hatte, und was hier folgt:

„Herr! lasse sie ruhen im Frieden! Der Tod macht keine Vorrede — so auch ich heute nicht. O Gott, gib, daß ich der Empfindung nicht unterliege!

„Ihr lieben, und vom Tod so früh entrissene Jünglinge, deren Mörder gerade jetzt in dieses Grab gelegt ward! Euer Hintritt kostet uns viele Thränen. Fast einen Monat lang war das Wasser euer Grab, jetzt ist es die Erde. Es muß uns noch eine Art Trost seyn, daß wir eure Leichen gefunden — da wir euch verloren!

„Mit Mühe wende ich mich von eurem Grabe, trockne mein Auge, erhebe es zum Himmel und spreche das Einzige, was bei solchen traurigen Ereignissen uns beruhigen kann: Allmächtiger, Dein Wille geschehe!

„Auch dieses war Gottes Wille, daß wir, hier an diesem Grabe versammelt, dem Tode noch einmal in's Auge sehen sollten, um nüchtern zu werden.

„Ich will nicht wiederholen, was ich in der akademischen Kirche gesagt habe. Es wiederholt sich selbst.

„Es ist ein Gesetz, das kein Mensch ändern kann: Wer in das Leben dieser Welt geboren wird, muß durch den Tod in die andere Welt fortgeschafft werden. Laßt uns, Geliebteste, nie vergessen, daß wir nicht hier sind, um hier zu bleiben. Wir müssen alle fort; keiner aber weiß, wie bald und unversehens

ihn die Reize treffen werde. Sehe ein jeder zu, daß sein Austritt aus dieser Welt lieblich werde, und trostvoll für seine Freunde.

„Ihr Audirende Jünglinge, die ihr noch lebend um dieses Grab stehet, laßt euch warnen. Auch eure Jugend ist vielen Gefahren ausgesetzt. Auch eure Gesundheit ist brechlich. Ihr sehet da an zwei jungen Freiherren in Einem Grabe, für den Tod gebe es keinen Freiherrenstand. Die wir hier begraben, seyen im Grabe noch eure Lehrmeister!

„Ihr jüngern Schüler! es kommen nun bald die Blumen aus der Erde hervor — brecht sie ab, leget sie auf diesen Grabhügel und sprecht: So ist mein Leben . . . bald verblüht, wie die Blumen!

„Auch von Dir, guter Maurus, noch ein Wort! Es rührte mich, was mir von Dir erzählt worden — daß Du fromm, fleißig und treu gewesen. Es war eine Fügung Gottes, daß Du in der Gesellschaft begraben wurdest, in welcher Du starbst. Man hätte Dich mit ihnen in Ein Grab legen sollen, weil ihr mit einander gestorben seyd und der Tod bewiesen hat, daß er keinen Unterschied kenne. Gott gebe Dir mit ihnen — Eine Ruhe!

„Der Herrschaft des Orts, dem Seelsorger, der Gemeinde danke ich als Lehrer und im Namen Aller, deren Herz diese traurige Begebenheit noch näher angeht. Gott wolle ihnen alle ihre Theilnahme und Thätigkeit vergelten und alle Aeltern

und ihre Angehörigen vor einem ähnlichen Herzeleid bewahren.

„Nur noch ein Wort von den Pflichten bei dergleichen traurigen Vorfällen. Für die Verstorbenen können wir nichts, als den Leib begraben und bethen für die Seele. Für die Mitlebenden nichts, als mitleiden, warnen! Für uns selbst nichts, als sorgen lernen für unser zeitliches und noch mehr für unser ewiges Leben.

„Und nun noch einmal! Ruhet sanft in dieser Grabstätte, lieben Jünglinge. Gott, der sie euch noch finden ließ, wird — wir hoffens getrost! — auch euren Geist zu sich genommen haben, wird ihn rein und froh, gut und selig machen.

„Herr, lasse sie ruhen im Frieden!“

15. Clemens Wenzeslaus.

Clemens Wenzeslaus, Erzbischof und Churfürst von Trier und Fürstbischof von Augsburg, kam das erste Mal nach Sailer's Anstellung nach Dillingen. Sogleich nach seiner Ankunft verordnete er, daß die Professoren der Theologie an einem dazu bestimmten Tage in einem der gewöhnlichen Hörsäle Vorlesungen halten sollen, denen er beiwohnen werde. Er erschien von seinem Minister, dem Reichs-Freiherrn Ferdinand

von Douminique, und vielen hohen Staatsdienern begleitet. Auch alle Professoren und Studirende waren dabei zugegen.

Sailer's Vorlesung hörte er mit gespannter Aufmerksamkeit an, und in seinem Angesichte drückten sich Wohlgefallen und Beifall sehr merkbar aus; auch die übrigen Vorlesungen hörte er aufmerksam und mit Zufriedenheit.

Nach beendigten Vorlesungen begab Clemens sich mit Sailer auf dessen Zimmer, um ihn mit einem Besuche zu ehren; auch die anderen Professoren besuchte er, von Sailer begleitet, auf ihren Zimmern.

Auf Befehl Seiner Churfürstlichen Durchlaucht u. wurden in der Folge Sailer's Vorlesungen aus der Pastoral-Theologie gedruckt, wie auf dem Titel der ersten Auflage bemerkt ist.

Sald darauf beschloß Clemens Wenzeslaus, als Bischof von Augsburg, in der Stifts- und Pfarrkirche zu Dillingen das heilige Sakrament der Firmung auszuspenden, und trug dem Professor Sailer auf, bei dieser heiligen Handlung zu predigen.

Alle Einwohner der Stadt- und Umgegend waren versammelt. Aller Augen waren auf den Bischof gerichtet und auf die blühenden Kinder, die, ihre Hände andächtig erhebend, ihn umgaben. Der wohl-gewählte Eingang der Predigt machte einen überaus lieblichen und erfreulichen Eindruck.

„Wir ist heute,“ fing Sailer an, „als wenn sich

einer der rührendsten Auftritte der evangelischen Geschichte unter uns erneuere. Wie einst Jesus die Kleinen zu sich rief, und sie göttlich liebevoll segnete, so ladet heute unser Bischof die Kleinen ein, nimmt sie väterlich auf, segnet sie und stärket sie zu allem Guten.“

Der Prediger legte hierauf so klar als herzlich die Art und Weise aus, wie dieses heilige Sakrament ertheilt wird — die Worte, die der Bischof spricht, und die Ceremonien, die dabei stattfinden. Er richtete dann ein sehr ernstes, nachdrückliches Wort an die Aeltern und Firmpathen: die Kinder, die Jesu zugeführt, gesalbt und Ihm geweiht werden, Ihm nicht wieder durch böse Beispiele und Worte aus den Armen zu reißen. Er schloß mit dem Gebethe: Gott wolle Kinder und Aeltern und alles Volk im Guten stärken; und auch die wohlthätige Hand, durch deren Auslegung heute den Kindern Heil widerfahre, noch lange erhalten, damit sie noch lange zur Freude des Himmels und der Erde, und Alle und noch viele andere Menschen segnen könne.

Hierauf begab sich Clemens Wenzelslaus nach seiner gefürsteten Probstei Ellwangen. Auch hier wollte er die heilige Firmung ertheilen. Sailer's letzte Firmungspredigt hatte dem Bischof so wohl gefallen, ihn so gerührt und erbaut, daß er Sailer berief, auch hier zu predigen.

Sailer, dem dieser Ruf erst am Tage vor der

Firmung zukam, predigte so nachdrücklich und herzlich ergreifend, wie immer. Er zeigte, wie lehrreich für die Erwachsenen und wie wohlthätig für die Kinder die heilige Firmung sey, und schloß mit den Worten: „Kinder! Ihr gehört Jesus Christus zu — ihr seyd sein, ihr solltet auch sein bleiben. Um diese Gnade bethete ich heute früh, und um noch eine andere Gnade werde ich immer bethen — daß der unsichtbare Hirt Jesus uns unsern sichtbaren Hirten lange erhalte.“

Als Clemens wieder nach Dillingen zurückgekommen war, wurde bekannt gemacht, er werde am 15. August 1789 der Predigt und dem Hochamte in der akademischen Kirche beiwohnen. An diesem Tage erschien er nicht als Bischof, sondern als Churfürst mit mehr als fürstlicher, ja königlicher Pracht. Seine Leibgarde, in Scharlach und Gold gekleidet, zog vor ihm her; sein ganzer Hofstaat, auch im prachtvollen Anzuge, folgte ihm. Er nahm, unter dem für ihn errichteten Thronhimmel, Platz. Der ganze, damals sehr zahlreiche Adel Dillingens, alle Räte der fürstlichen Regierung, das Offizier-Chor, alle Professoren und Studirende waren versammelt und auch noch von unzähligen Andern war die Kirche gedrängt voll. Sailer, dazu besonders eingeladen, bestieg die Kanzel und predigte über die Worte: „Maria hat den besten Theil erwählt.“ Er zeigte, daß der lebendige Gedanke an den Himmel, an ein zweites, besseres, ewiges

Leben, das Beste sey, was wir auf Erden haben — indem dieser Gedanke in finstern Stunden dieses Lebens uns Licht, in schweren Leidensstunden Trost, in mühevollen Arbeitsstunden Muth zur Arbeit, in Stunden der Versuchung Kraft zum Streite, in leeren Stunden die erhebendste Unterhaltung gibt, und selbst der gefürchteten Stunde des Todes alle Schrecken benimmt. Er zeigte, wie leicht dieser Gedanke, an den schon die aufrechte, zum Himmel empor gerichtete Gestalt des Menschen mahnt, sich erwecken lasse; dieser erhebende Gedanke müsse in uns erwachen, wenn wir in unser Herz blicken, das sich nach blendender Freude sehnt, wenn wir in dem Evangelium lesen, wenn wir über die Geschichte der Heiligen nachdenken, wenn wir einen frommen Menschen sterben sehen, wenn wir beten, besonders das Gebeth des Herrn, das der Prediger zum Schlusse lichterhell aus- und mit feuriger, lebendiger Empfindung an das Herz legte. Die Predigt hob die Herzen der Zuhörer empor zum Himmel.

Der Fürstbischof erwies von dieser Zeit an sich gegen Sailer höchst gnädig und unterredete sich oft mit ihm. Die bischöflichen Hirtenbriefe jener Zeit waren von Sailer verfaßt, und man fand den Inhalt sehr geistreich und die Sprache eben so kraftvoll.

Der Fürstbischof zeigte sich geneigt, ihm jede Bitte zu gewähren. Allein Sailer machte von dieser allerhöchsten Gnade keinen Gebrauch für sich, sondern

nur für bedürftige Studierende, oder für würdige Geistliche, die er zu einer Pfarrei empfahl, wobei die Pfarrei mehr gewann, als der neue Pfarrer.

Auch der Minister ehrte Sailer sehr hoch und fand in seinem Umgange großes Vergnügen. Wenn er eine Spaziersahrt machen wollte, hielt er an der Pforte des Collegiums, begab sich auf Sailer's Zimmer, und lud ihn ein, mitzufahren. Eine Ehre, die der Minister sonst keinem der Professoren erwiesen hat.

Alle Einwohner der Stadt waren hoch erfreut, ihren Fürsten und Bischof in ihrer Mitte zu haben; und auch dieser war höchst vergnügt, überall fröhliche Gesichter zu sehen, und überall zu hören, die ganze Bürgerschaft könne die Professoren und das gute Betragen der Studierenden nicht genug loben, besonders aber habe sie für Sailer die größte Ehrfurcht und Liebe, weil Jeder, der Trost, Rath und Hülfe bedürfe, sie bei ihm finde. Alle besuchten seine Predigten und hörten sie mit Andacht und Erbauung.

Dazu, warum Sailer der Bürgerschaft so lieb und werth war, kam freilich auch noch ihr zeitliches Interesse, denn seit Sailer in Dillingen Professor war, kamen viele Jünglinge aus mehreren Häusern der Schweiz und verschiedenen Gegenden Deutschlands nach Dillingen, um an dieser Universität zu studiren, wodurch der Wohlstand der Stadt sehr gehoben wurde.

16. Sailer, der liebevolle, treue Lehrer.

Oben da es in Dillingen am schönsten und lieblichsten war, hatte ich meine Laufbahn der theologischen Studien zurückgelegt. Die Priesterweihe wurde mir ertheilt, und ich sollte nun aus der mir so lieb gewordenen Stadt auf das Land, um in der Seelsorge zu arbeiten.

Als ich zu Sailer kam, Abschied von ihm zu nehmen, bezeugte er dem neugeweihten Priester seine Freude und die der priesterlichen Würde gebührende Ehre, blickte andachtsvoll zum Himmel, und wünschte mir zu dem schönen Beruf, in den ich jetzt eintrete, Gottes heiligen Geist.

Dann sprach er: „Abschied nehme ich jetzt noch nicht von Ihnen; ich werde das in Ihrer Vaterstadt thun, und Ihnen die Primizrede halten.“

Die Feierlichkeit, da ein neugeweihter Priester das erstemal den Altar betritt und dem christlichen Volke vorgestellt wird, die an sich schon ehrwürdig und erseutlich ist, wurde durch Sailer, deren schönste Zierde unter allen den unzähligen Anwesenden er war, zu einem der schönsten und merkwürdigsten Feste, die je in der katholischen Pfarrkirche meiner Vaterstadt Dinkelsbühl gefeiert wurden. Es lohnt sich der Mühe, einen Blick darauf zu werfen.

Die große Kirche, ein ehrwürdiger Tempel altdeutscher Baukunst, war gedrängt voll Menschen.

Beinahe alle Einwohner der Stadt, auch viele Fremde, Hohe und Niedere, hatten sich eingefunden. Dies kam wohl auch daher, weil mein seliger Vater, den Gott so frühe von dieser Erde hinweggenommen, allgemein geachtet war, und weil alle Einwohner der bedrängten Wittwe mit ihren sieben Kindern, deren ältestes ich war, die Freude, die sie erlebte, wohl gönnten, und die Theilnahme an dieser Freude öffentlich bezeigen wollten. Ein ganz vorzüglicher Grund, warum Viele dieser Feierlichkeit anwohnten, war aber wohl dieser: Sailer predigten zu hören.

Der Inhalt von Sailer's Rede, die er mit besonderer Freudigkeit seines edlen, theilnehmenden Herzens vortrug, berührte ich nur kurz. Sie verdient ganz gelesen zu werden. Er wählte zum Vorspruche die Worte des Apostel Paulus: „Seyd dankbar in allem; denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an euch.“ Er zeigte nach seiner unübertrefflichen Art sehr einfach: würdige Geistliche seyen eine große Wohlthat Gottes und eben darum unserer großen Dankbarkeit würdig. Doch diese schöne, gehaltreiche Predigt leidet keine Auszüge; ich wüßte unter so vielen treffenden Stellen nicht zu wählen, und müßte die ganze Predigt abschreiben.

Nur eine Stelle muß ich hieher setzen, die vorzüglich treffend und zweckmäßig angebracht war, wie denn Sailer es verstand, den Umständen die Lippen zu öffnen.

Meine Mutter war, wie Jedermann wußte, eine arme Wittwe mit sieben Kindern, ihr Vermögen war unbedeutend, ihre Pension gering, und dennoch studirten vier ihrer Söhne, ohne irgendwo einen Kosttag zu haben, ohne irgend ein Wochen oder Monatsgeld zu beziehen; noch viel weniger hat je einer aus uns irgendwo, wie arme, und heut zu Tage auch wohlhabende Studenten auf ihren Bazarreisen zu pflegen, um ein Biatikum ange sucht. Das kleine Stipendium, das einem oder dem andern aus uns von der Stadt ertheilt wurde, wäre, wie leicht zu begreifen, zum Unterhalte eines Studirenden ganz und gar unzureichend gewesen. Man erstaunte daher, daß wir vier Brüder studiren konnten, und mit blühendem Aussehen und gut gekleidet, in die Bazarzamen. Meine drei Brüder gewannen ihren Lebensunterhalt mit ihren Musiktalenten, die ihnen Gott verliehen hat, und ich mit Instruiren.

Wenn in der Stadt ein Vater starb und eine nicht wohlhabende Wittwe mit vielen Kindern zurückließ, so stellte man ihr zum Troste meine Mutter als ein Beispiel vor, wie Gott ein Vater der Wittwen und Waisen sey.

Sailer wußte Das, und redete deshalb in seiner Predigt meine Mutter an: „So freue dich denn, du gute Mutter, und schäme dich der Freudenthränen nicht, und danke Gott für den Segen, den du heute erlebst.

„O, der Reichtum ist es nicht, was die Kinder glücklich macht. Denn hättest du bei dem Absterben deines Mannes Geld gehabt, soviel diese Stadt nicht fassen kann — hättest aber keinen Kindern die Gottesfurcht nicht in das Herz gelegt: so würde sie das Geld nur elend gemacht, und wir würden heute kein Fest des Dankes zu feiern haben.

„Und die Ehre vor Menschen ist es auch nicht, was die Kinder glücklich macht. Denn hättest du die Ehre aller Fürsten und Großen der Erde, hättest aber keine Kinder nicht in der heiligen Gottesfurcht erzogen: so würde sie der Glanz der Ehre nur noch elender gemacht haben.

„Und Ueberschuß an Speise und Trank und Lust der Sinne ist es auch nicht, was die Kinder glücklich macht. Denn hättest du den Ueberschuß und die Lust aller Welt, hättest aber keine Kinder nicht in der heiligen Gottesfurcht erzogen: so würde sie der Ueberschuß und die Lust der Sinne nur recht elend gemacht haben.

„Wenn Gott eine Familie segnen will, so erhält Er in ihr die heilige Furcht Seines Namens, und sie ist mit dem besten Segen gesegnet.“

Diese Stelle nahmen Viele, besonders Solche, die zu sehr auf das Geld sahen und ihre Kinder damit einst glücklich zu machen dachten, sehr zu Herzen.

Noch eines bei dieser Feyerlichkeit dünkt mich höchst wichtig. In der Predigt waren viele Protestanten

zugehen. Schon das Angesicht des Predigers, aus dem etwas ganz Eigenthümliches, an Höheres und Himmlisches erinnernd, hervorleuchtete, machte auf sie eine sehr merkwürdige Sensation. Die Predigt, die gut und rein katholisch war, jedoch wie es sich bei ihm versteht, ohne Seitenhiebe auf Andersglaubende, fand ihren vollkommenen Beifall. Der protestantische Bürgermeister von Schäfer, ganz ausgezeichnet in seinen Amtsgeschäften, der unserm Hause zunächst wohnte, immer sehr nachbarlich und freundlich gegen unsere Familie gesinnt war, sagte mir über Sailer's Predigt: „Wenn alle Ihre — und wohl auch unsere — Geistlichen so gesinnt wären, so würde die unglückselige Trennung zwischen Katholiken und Protestanten bald ein Ende nehmen. Man hat nun seit 300 Jahren genug gezankt und gestritten — aber der beslagenswerthe Riß blieb. Nur solche Männer könnten, da wir in so Vielem einzig sind, in Allem eine vollständige friedliche Wiedervereinigung zu Stande bringen.“

Hier wird mir eine schöne Gelegenheit, eine Stelle aus einem Briefe einzurücken, die mir der hochselige Cardinal Fürstbischof von Diepenbrock in seiner letzten Krankheit zugesendet hat. Er schrieb dabei, schon nicht mehr mit so kräftiger Handschrift wie ehemals: „Ich schicke Ihnen hier, gegen Rücksendung, ein Stück aus einem gestern erhaltenen Briefe der Frau Geheimrätthin von Tiedemann, einer alten

Freundin und Verehrerin Sailer's mit. Die Professionschilderung mit dem Eindrucke von Sailer's Persönlichkeit können Sie vielleicht in einer Note benützen. Denn das Zeugniß ist von Wichtigkeit. Eine neue Ausgabe meiner Skizze ließ zu lange auf sich warten. — Ich kann nicht mehr weiter schreiben. Gott mit Ihnen und Ihrem Melchior.“ Dies sind die letzten Zeilen, die ich von seiner Hand erhielt!

Die Stelle, die sich nicht bloß für eine Note eignet, sondern als eine historische Merkwürdigkeit in den Text aufgenommen zu werden verdient, ist diese: „Tausend Dank für den herrlichen Blumenstrauß, auch für die freundlichen Worte, die Sie hineingeschrieben. Wie wahr und unübertrefflich ist Alles, was Sie über unsern unvergeßlichen Sailer sagen! Ich mußte immer ausrufen: Ja, so war er! Zu Manchem hätte ich Belege liefern können, z. B. da wo Sie von dem Eindruck sprechen, den seine bloß äußere Erscheinung, seine Haltung, seine Würde auf die Zuschauer hervorbrachte. Ich will nur eins erzählen, was ich nie vergessen werde. Darf ich? Ich sehe Sie freundlich nicken. Es war in Landshut. Der Frohnleichnamstag wurde feierlich begangen; da war nun freilich viel Getöse von Läuten, Schießen, Trommeln etc. Bei uns hatten sich einige von den protestantischen Familien versammelt, um die Prozession zu sehen; da wurde denn Biel räsontirt über dieses ihnen auffallende Schauspiel. Christus habe doch

gesagt: „Wenn du betten willst, so verschließ dich in dein Kämmerlein.“ Die Prozession wurde sichtbar, das Râsoniren dauerte fort, mit einem Mal sagte Jemand: „Da kommt Sailer!“ Alles sah hin, und wie auf einen Zauberschlag verstummten alle die bösen Mäuler, keines sagte mehr ein Wort. Es war aber auch nicht möglich, ihn bei dergleichen zu sehen, ohne ergriffen zu werden. Seine Andacht reizte zum Gebeth.“

Ich komme noch einmal auf Sailer's Primixpredigt zurück. Er sagte am Schlusse: „Ein würdiger Geistlicher strebet stets alles Gute zu thun, das er kann, und um es zu können, so sucht er immer zu wachsen

in der Demuth,

in dem Vertrauen auf Gott,

in der lautern Liebe zu den Menschen —

wie die heiligen Apostel und alle würdige Geistliche und unter diesen Augustinus, dessen Festtag heute die Kirche feiert, in Demuth, im Vertrauen und in Liebe Gutes gethan haben. Und das ist es eigentlich, was ich mir und den jungen Geistlichen, deren Bildung mir zum Theile anvertraut ist, täglich nahe lege; und das ist es eigentlich, wovon ich mit dir, lieber Freund, am öftesten geredet habe. Und das ist es eigentlich, worin du dich vor Vielen auszeichnet, und was dich meinem Herzen so theuer gemacht hat. Und das ist es eigentlich, was ich dir auch heute nochmal in die Seele legen möchte, und womit ich

den Unterricht, den ich dir gegeben habe, öffentlich beschliesse, denn von nun an sind die Verhältnisse des Lehrers und Hörers zwischen uns aufgehoben."

Alein unter Gottes Leitung blieben diese glücklichen Verhältnisse. Es war eine besonders gütige, liebevolle Fügung der göttlichen Vorsehung, daß die Pfarrer, in deren Pfarreien ich angestellt worden, Abraham Kerler zu Rassenbeuren und Thomas Mayerhofer zu Thannhausen, treue Freunde und aufrichtige Verehrer Sallers waren, die er gewöhnlich auf seinen Herbstreisen besuchte, wo denn auch ich das Glück hatte, ihn wieder von Angesicht zu sehen, und mich an seinem Lichte zu sonnen. Ja, er selbst hat mich eingeladen, ihn in Dillingen, Landshut und Regensburg zu besuchen, und ich brachte dort im Umgange mit ihm segensvolle, ja selige Stunden zu.

Als Kaplan der kleinen Pfarrei Rassenbeuren hatte ich viele freie Stunden. Er gab mir daher angemessene Beschäftigung. Er trug mir unter Anderem auf, seine Uebersetzung der Nachfolge Christi von Thomas von Kempis, für den Druck abzuschreiben, nicht bloß weil ich sein schnell hingeworfenes Manuscript sehr gut zu lesen wußte, sondern vorzüglich weil Das, was man abschreibt, sich tiefer einprägt, als was man bloß liest. Er schätzte dieses Büchlein überaus hoch. Einem Studirenden, der ihm sagte, dieses goldene Büchlein gefalle ihm sehr wohl,

schenkte er ein schön aufgelegtes und zierlich gebundenes Exemplar und schrieb hinein: „So lange die dieses Büchlein gefällt, gefällt du Gott.“

Nachdem ich zum gräflich Stationischen Schlosskaplan und Schulinspektor nach Thannhausen berufen worden, verschaffte Sailer mir eine andere wichtige Arbeit. Die bayerische Regierung fragte ihn, wen er vorschlage, eine biblische Geschichte für Kinder, zum Gebrauche der deutschen Schulen Bayerns zu verfassen. Da ich seine Vorlesungen über das erbauende Schriftstudium, im ersten Bande seiner Pastoraltheologie, mit vorzüglichem Interesse und großem Eifer studirt, und nach seiner Anleitung einige Erzählungen für Kinder bearbeitet hatte, so schlug er mich vor. Ich hatte, während ich in der Seelsorge stand, mit ihm öfter über Behandlung der biblischen Geschichte bei dem Religionsunterrichte in der christlichen Lehre sowohl in Kirche als Schule — gesprochen, und ihm gesagt, ich finde, daß der Umfang und Zusammenhang der göttlichen Führungen des Menschengeschlechts für Kinder zu umfangreich und zu schwer sey, daß sie hingegen an einzelnen Begebenheiten und Beispielen große Freude haben, und sie recht zu Herzen nehmen.

„So ist es auch,“ sprach Sailer. „Sogleich die erste Geschichte Adams und Evas im Paradiese, die von der verbotenen Baumfrucht aßen, zeigt so klar,

als es auch für Kinder nur immer möglich ist, was der Gehorsam gegen Gott, und was die Sünde, der Ungehorsam gegen Ihn sey und welche schreckliche Strafen der Ungehorsam gegen Gott sich zuziehe. — Der fromme Abel an seinem Dankaltare, auf dem er das Erstlingslamm seiner Heerde Gott zum Opfer darbringt; der seinem Vater gehorsame Joseph, in seinem bunten Kleide, der unschuldsvolle Jüngling, vor dem sich die Sterne des Himmels und die Garben der Erde neigen; der kleine Samuel, der in dem Priesterkleide, das seine Mutter ihm verfertigt hatte, in der Stiftshütte diente und gegen den Hohenpriester der willigste Gehorsam war; der Hirtenknabe David mit seiner Harfe, der den Sternenhimmel betrachtend, das Lob Gottes sang und zum Könige erhoben worden, wirken auf Kinder mehr, als das Ganze der biblischen Geschichte. Wenn sie die einzelnen Begebenheiten vernommen haben, kann ihnen in ihren reifern Jahren das Ganze um so leichter anschaulich gemacht werden.“

Ich schickte meine Arbeit Sailer zu. Er fand sie gut, änderte hie und da ein Wort, und fügte hie und da eine Zeile bei, konnte jedoch aus Mangel an Zeit nur die ersten Bändchen durchgehen. Diese biblische Geschichte ist übrigens, wenigstens im Auszuge, in Bayern und in vielen Schulen des Auslandes seit einem halben Jahrhundert eingeführt. Doch genug! Ich wollte ja nicht von mir, sondern

nur von Sailer reden. Er war mir — und wie vielen seiner Schüler! — der liebevollste, treueste Lehrer.

17. Unerwartete, außerordentliche Veränderungen an der Universität Dillingen.

Nachdem Sailer an der Universität Dillingen zehn Jahre lang gelehrt und gewirkt und vorzüglich unter Mitwirkung der Professoren Zimmer und Weber das Studium der Theologie und Philosophie neu belebt hatte; nachdem auf Sailer's Verwendung die Professoren Feneberg, Keller und Weisk berufen worden, und durch sie das Gymnasium in einen sehr guten, ja vortrefflichen Stand gekommen; nachdem Sailer die jungen Aleriker des Seminars für ihren künftigen hohen Beruf begeistert, und zu ihrer Bildung das Beste beigetragen hatte, und diese als Mitgehülfen in der Seelsorge die volle Zufriedenheit ihrer Pfarrer, und die Achtung, Liebe und das Zutrauen der Pfarrgemeinden erworben; nachdem, vorzüglich wegen Sailer, sich auch aus entfernten Gegenden Studierende immer zahlreicher in Dillingen einfanden, und die Universität in ganz Deutschland berühmt worden; nachdem nicht nur Fürsten, Grafen und Baronen Sailer mit ihrem Zutrauen beehrten, son-

dem alle Aebte und Reichsprälaten des Bisthums Augsburg ihre hohe Verehrung gegen ihn öffentlich an den Tag gelegt, indem sie ihn an den Hauptfesten ihrer Orden zum Prediger eingeladen; nachdem alle diese Predigten von dem bischöflichen Ordinariate approbirt, belobt und empfohlen worden; nachdem Clemens Wenzeslaus, der Erzbischof und Churfürst zu Trier und Bischof zu Augsburg ihn mit Wohlgefallen vorlesen gehört, Sailer's Vorlesungen in den Druck zu geben befahl, und auch Sailer wiederholt beauftragte, bei vorzüglich hohen Feierlichkeiten vor ihm zu predigen, ja, nachdem Clemens als Bischof von Augsburg in seinen Hirtenbriefen an den Klerus und das Volk des Bisthums durch Sailer, der diese Hirtenbriefe verfaßte, gesprochen hatte; nachdem man Sailer, so sehr man ihn wegen seiner großen Geistesgaben und seiner Wissenschaft bewunderte, doch noch mehr wegen seines edlen Charakters und seines durchaus tadellosen, über allen Schatten von Verdacht erhabenen Lebenswandels hochschätzte, so hörte man plötzlich und unerwartet durch ganz Deutschland die Nachricht erschallen und wiederhallen: „Professor Sailer sey seines Lehramtes entsetzt worden“ — eine Nachricht, welche Vielen ganz unbegreiflich und unglaublich vorkam.

Ich war lange unentschlossen, ob ich Sailer's Entlassung in diesen Blättern zur Sprache bringen soll, einzig wegen des ungünstigen Lichtes, in welchem Sailer's Gegner und Verfolger erscheinen müssen. Ein junger, talentvoller und geistreicher katholischer Geistliche, der nichts davon wußte, daß ich diese Erinnerungen zu schreiben vorhabe, und welche Bedenklichkeiten ich dabei finde, bestimmte mich, die beklagenswerthe Geschichte nicht mit Stillschweigen zu übergehen.

Der junge Mann, August Schmid, ein Neffe von mir, der in Württemberg eine gute, für seine Jugend ehrenvolle Anstellung hatte, war entschlossen, aus glühendem Eifer für das Heil unsterblicher Seelen, als Missionär nach Amerika zu gehen, und kam zu mir, um Abschied zu nehmen. Wir sprachen von Sailer. Er sagte: „Ich lese Sailer's Schriften mit Bewunderung, und habe ihnen Vieles zu danken. Sie belehren und erbauen mich, und erregen in mir die besten Vorsätze. Allein früherhin muß der Verdacht, seine Lehre sey nicht ganz rein und ächt katholisch, doch nicht ganz leer gewesen seyn — weil man ihn entlassen hat?“

Wie dieser junge Mann, denken wohl jetzt noch manche würdige ältere Männer. Da nun von allen meinen Mitschülern, die mit mir zu gleicher Zeit, im räumlichen Lehrkurs, zu Dillingen Theologie hörten, keiner mehr am Leben ist, und von jenen, die in folgenden drei Jahren, so lange Sailer noch in Dillingen

lehrte, nur wenige mehr leben, so halte ich es jetzt, im 85. Jahre meines Lebens, und bevor ich aus der Welt gehe, für Pflicht, die mir wohlbekannte Geschichte, jedoch so kurz als es sich thun läßt, zu erzählen — wie folgt:

Von dem Tage an, da Sailer seine Vorlesungen eröffnete, schätzten die Studirenden sich glücklich, die Schüler eines so vortrefflichen Lehrers zu seyn, und die Einwohner der Stadt, Hohe und Niedere, wünschten, so wie sie Sailer nach und nach näher kennen lernten, sich Glück, einen solchen Mann in ihren Mauern zu haben.

Alle waren zufrieden und vergnügt. Es schwebte gleichsam ein heiterer Frühlingshimmel über der Universität und der Stadt. Allein nun wehten anderswoher schlimme Lüftchen; Gewölke stiegen in der Ferne auf, die ein Gewitter drohten. Die Studirenden, die aus den Ferien zurück kamen, erzählten: Sailer sey in der That sehr berühmt und hoch verehrt; allein er habe viele Reider und Gegner, die seine, auch Zimmers und Webers, Rechtgläubigkeit zu verdächtigen suchen.

Wir Studirende (denn damals befand ich mich noch in Dillingen), besprachen uns darüber sehr oft. Einer aus uns, ein sehr aufgeweckter Kopf, sagte:

„Ich bin vom Rheine hieher gekommen. Man hat mich versichert, Sailer sey der aufgeklärteste, oder, da dieses schön klingende Wort zweideutig geworden, und keinen ganz reinen, guten Klang mehr hat, der erleuchtete Mann der katholischen Kirche in dem achtzehnten Jahrhundert. Ich erwartete Neues zu hören; allein ich fand nur, daß Sailer Alles, was ich bisher von andern Lehrern gehört habe, mit mehr Klarheit, Kraft und Nachdruck darstellte, und habe mich überzeugt, daß er noch ganz und gar dem alten katholischen Lehrbegriff der früheren Jahrhunderte ergeben ist.“

Ein anderer Studirender, ein trefflicher Musiker, sagte: „Ich will euch in einem Gleichnisse, das mir eben einfällt, sagen, wie mir die Sache vorkommt: Ich kam einmal in die Kirche einer kleinen Landstadt. Eine Vitane von Mozart, die mich in München und Salzburg oft entzückt hatte, wurde auch hier vorgelesen. Allein es währte lange, bis ich merkte, die Composition sey von Mozart. Technisch, oder wenn ich mich nicht zu stark ausdrücke, handwerksmäßig war alles richtig. Kaum eine Note war ausgeblieben oder verfehlt, und nur selten waren diese Landmusiker etwas aus dem Takte gekommen. Mozarts Geist aber fehlte ihnen ganz und gar. Dieses ist der Unterschied zwischen der gewöhnlichen Lehrart alltäglicher Lehrer und des geistreichen Sailers.“

Dieses Urtheil scheint mir sehr treffend. Ganz

gewiß sollen eher Himmel und Erde vergehen, als daß nur ein Buchstabe oder Strichlein des Gesetzes wegfalle. Aber eben so gewiß ist, daß Buchstaben ohne den Geist nichts nützen. „Der Buchstabe tödtet, der Geist aber macht lebendig,“ sagt der Apostel Paulus.

Um zu begreifen, wie es möglich war, daß man einen so hochverdienten Lehrer von seinem Lehrstamte entfernen konnte, müssen wir uns in jene Zeiten zurück versetzen, da, nicht bloß in dem katholischen Deutschland, die Gelehrsamkeit bei Vielen in übeln Ruf gekommen ist, und die Gelehrten mißkannt, wenig mehr geachtet, ja wohl gar verfolgt und zurückgesetzt wurden.

Die Gelehrsamkeit nahm zuerst in Frankreich einen neuen Aufschwung oder vielmehr Umschwung. Gelehrte traten auf, die mit blendendem Wize und glänzenden Scheingründen alte, ehrwürdige Gebräuche lächerlich machten, die Einrichtungen des Staates angriffen und tadelten, ja sogar das heiligste, die Religion nicht mehr achteten und sie herabwürdigten. Diese Art Schriften wurden besonders von den höhern Ständen — denn unter dem Volke in Frankreich konnten Millionen nicht einmal lesen — mit Jubel begrüßt und fanden fast allgemeinen Beifall.

Vergleichen Schriften kamen nun mit den französischen Moden und Sitten auch nach Deutschland und wurden von dem Adel und den sogenannten Gebildeten mit Freuden aufgenommen und mit Vergnügen gelesen.

Da brach in Frankreich die Revolution aus, und fing an, auch in Deutschland einzudringen. Nun erkannte man endlich, wohin diese Art falscher Aufklärung führe und daß sie Altar und Thron umzustürzen drohe. Man entsetzte sich über die Gräueltaten der Revolution, die so viel Blutvergießen, Jammer und Elend anrichtete.

Man hielt jene wüthige Schriftsteller für die Urheber jener unglücklichen Staatsumwälzung in Frankreich. Allein der Ursprung lag tiefer. Die Verderbtheit der höhern Stände — Nichtachtung der Religion, Unglaube, Unmännlichkeit, Uebermuth und Verschwendung, Unverschämtheit der niedern Stände waren davon die eigentliche Ursache. Denn die verderblichen Schriftsteller waren erst aus der verderbten Nation hervorgegangen. In früheren Zeiten, da noch Andachtsbücher anstatt solcher Schriften auf dem Pultische der Damen lagen, hätten dergleichen Produkte weder bei dem Adel noch bei Hofe Eingang gefunden. Man hätte sie verabscheut und die Verfasser zur verdienten Strafe gezogen. Allein jetzt schob der Adel alle Schuld auf die Gelehrten, wie schon bei dem ersten Verbrechen Adam auf die Eva, und Eva auf die Schlange.

Man versiel aber noch in einen andern Irrthum. Man behauptete: Wie französische Gelehrte die Urheber der Revolution in Frankreich gewesen, so würden deutsche Gelehrte sie auch noch in Deutschland herbeiführen. Man bedachte nicht, die gründliche Philosophie der ehrlichen Deutschen sey, wie es wenigstens damals noch war, von der leichtfertigen französischen Philosophie, die eine ganz sinnliche Richtung nahm und in Materialismus sich verlor, das geradeste Gegenheil. Man hätte nur an die Theodizee von Leibniz, der die göttliche Vorsehung in ein neues, schönes Licht stellte und an Candide, den witzigen, aber schmutzigen Roman Voltaires denken dürfen, welcher nicht nur Leibniz, sondern wohl gar die göttliche Vorsehung verhöhnnte und verspottete. Allein diesen Unterschied bedachte man nicht. Man versiel von einem Extrem in das andere. Man warf alle Gelehrte in eine Klasse und sah die Gelehrsamkeit als etwas Gefährliches an.

Wie unter den höhern und gebildeten Ständen eine der Gelehrsamkeit nachtheilige Denkart weksam wurde, so blieb die Verschiedenheit der Confessionen in Deutschland nicht ohne besondere Wirkungen auf die Lehranstalten. Vor mehr als hundert Jahren begann in Deutschland eine deutsche Literatur. Denn bisher hatte man in lateinischer, oder in der nicht

allgemein verständlichen Schulsprache geschrieben. Zuerst wurden Gellerts Fabeln und Rabeners Satyren allgemein gelesen; in der Folge benützte man auch Weissens Kinderfreund und Campe's Robinson und Kinderbibliothek in vielen katholischen Familien. Die Unterscheidungslehren zwischen Katholiken und Protestanten waren darin nicht berührt. Fernerhin erschienen auch Schriften, deren schöne Sprache und Darstellung jeden Gebildeten ansprach, die aber Stellen enthielten, die mit dem katholischen Lehrbegriffe nicht im Einklange standen.

Das Benehmen der verschiedenen katholischen Studienanstalten in Hinsicht solcher Bücher war sich ganz entgegengesetzt. Wir müssen aber hier unsere Blicke nicht bloß auf das Hochstift Augsburg, sondern überhaupt auf das katholische Deutschland richten.

An einigen, wiewohl nur wenigen Anstalten hielten es die Vorstände für das Beste, die Schüler gegen die ganze deutsche Literatur abzuschließen und jedes von einem Protestanten geschriebene Buch, wenn es auch durchaus nichts gegen den katholischen Glauben enthielt, zu verbieten. Die Unwissenheit — ein Nichts! — sollte ein fester Damm gegen alle Wissenschaft seyn, nur mit Ausnahme ihres eigenen beschränkten Wissens.

Die Studirenden, besonders die fähigen, wollten doch auch lesen, tappten blind umher, geriethen oft an Schriften, die ihnen nur schädlich seyn konnten

und lasen heimlich. Schwächere Talente begnügten sich damit, ihr Compendium zu studiren oder auswendig zu lernen. Es ist allerdings gut, ja nothwendig, daß ein Studirender vor Allem sich an das Fach halte, das er studirt; allein an allen Kenntnissen, die man von jedem Gebildeten fordert, gänzlich leer bleiben, wäre nicht gut. An einem Proceum, nicht in Schwaben, hielten solche an Talenten und Kenntnissen schwache Studenten sich an einen geistlichen Rath, der sie vorzüglich begünstigte, Namens Hofmann, und man nannte sie deshalb: „Hofmännische Tropfen.“

An den meisten katholischen Universitäten zeigten die Professoren in Leitung ihrer Schüler mehr Weisheit. Sie waren fern davon, ihnen alle solche Bücher ohne Unterschied zu verbieten. Sie sahen wohl ein, daß dieses vergebens seyn würde, indem viele Schüler, bevor sie an die Lehranstalten kamen, schon im Besiz dieser Bücher gewesen sind, und sie gelesen haben. Die Professoren lobten, was darin wahr und gut, machten aber darauf aufmerksam, was irrig, nicht gut, sondern tadelnswerth war, und gaben schlagende Gründe dieses Lobes oder Tabels an. Uebrigens vergaßen sie nicht, den Studirenden die weise Lehre einzuprägen: Bekümmert euch nicht um zu vielerlei, so nützlich und angenehm es seyn mag. Gedenkt der Worte: „Gins ist noth!“

Die Lehrer nahmen auch ausgezeichnet gute und treffende Stellen der Schriftsteller anderer Confectionen

in ihre eigene Scheksten auf, wie man z. B. Stellen aus Cicero anzuführen pflegt, was schon die alten Kirchenväter gethan hatten. Sie schätzten alles was wahr und gut ist, prüften Alles, und bekehrten das Gute. Haben sie daran nicht recht gethan? Hat nicht Jesus den Hauptmann aus dem Kriegsheere der Römer, die damals noch Heiden gewesen, als ein Beispiel des Glaubens, und einen der vielfältig irrenden Samaritaner als ein Vorbild der Liebe und Barmherzigkeit gegen den Nächsten dargestellt?

Diese weisen Lehrer wußten und bedachten wohl, daß ein Geistlicher nicht nur in den Kenntnissen seines Berufes, die ihm die wichtigsten seyn sollen, wohlgegründet seyn müsse, sondern daß er auch in der übrigen Literatur kein gänzlicher Fremdling seyn dürfe. Viele Gebildete würden ihn sonst als einen unwissenden Menschen verächtlich finden, und auch in seine religiöse Kenntnisse, obwohl sie das nicht beurtheilen könnten, wenig Zutrauen setzen.

Es sey mir erlaubt, ein Beispiel vorzubringen. Einst speiste ich an der fürstlichen Tafel zu Sigmaringen. Gegen Ende der Mahlzeit, als alle Gäste bereits satt waren, wurde noch eine Torte aufgetragen. Einer der Hofkavaliere sprach: „Wer will, der kann, steht an der Himmelspforte!“ Ein Oberst, Herr Hefel, der neben mir saß, fragte mich: „Und was steht an der Höllenspforte?“ „Nach Dante,“ sagte ich, „ist da zu lesen: „Ihr, die ihr hier herein-

kommt, laßt die Hoffnung sinken.“ Von diesem Augenblicke an brachte ich viele angenehme Stunden in seiner Gesellschaft zu. Er sprach mit mir über italienische Literatur — am liebsten aber über Religion.

Ich führe dieses bloß als Beispiel an, daß es nicht unweise, sondern vielmehr zu meinem eigentlichen Zwecke dienlich gewesen, daß meine Lehrer mich nicht einzig und allein auf theologische Studien beschränkt, und von allen anderen literarischen Kenntnissen strenge abgehalten haben.

Welcher von den obgenannten zwei entgegengesetzten Methoden Sailer und seine Freunde unter den Professoren in Dillingen, und welcher die Professoren zu St. Salvator in Augsburg sich bedienten, zu bemerken, wäre überflüssig.

Fürstbischof Clemens Wenzeslaus hatte seine Residenz in Augsburg bezogen. Wie er in Dillingen nur mit hoher Verehrung von Sailer sprechen gehört, so suchte man hier, von vielen Seiten her, ihn gegen Sailer einzunehmen. Allein Clemens kannte Sailer zu gut, und war zu fest überzeugt, dieser alles Zutrauens werthe Lehrer gehöre durchaus nicht unter jene verkehrten Gelehrte, die anstatt zu erhalten, zer-

stören, anstatt aufzubauen, niederzureißen suchen. Die Reden gegen Sailer fanden bei ihm keinen Eingang.

Indessen liefen aus dem Churfürstenthum Trier immer traurigere Nachrichten ein. Die feindlichen Kriegsheere aus Frankreich waren da eingedrungen und rückten immer weiter vor. Die Einkünfte des Churfürsten nahmen immer mehr ab, und blieben endlich ganz aus. Der Minister unterhandelte mit dem ersten und größten Handels- und Wechselhause unter den Katholiken, das aber schon längst nicht mehr besteht, um ein bedeutendes Anlehen. Da man keinen Grund hatte, daraus ein Geheimniß zu machen, und nicht hätte machen können, wenn man es auch gewollt hätte, so ward die Sache allgemein bekannt.

Nun traf es sich, daß ein Bruder oder Nefte des Chefs dieses Wechselhauses ein Mitglied des Collegiums zu St. Salvator war. Die reichen Wechselherren zeigten sich bereit, das gewünschte Anlehen herbeizuschaffen, äußerten aber zugleich die Hoffnung, der Herr Minister werde nicht weniger geneigt seyn, den vielen Beschwerden und Klagen der würdigen Väter zu St. Salvator, denen einzig die Sicherheit der katholischen Religion gegen gefährliche Neuerungen am Herzen liege, Gehör zu geben, und die Professoren Sailer, Zimmer und Weber von der Universität Dillingen zu entfernen. Ob die Worte genau so gelaute haben, weiß ich nicht gewiß. Ganz gewiß aber ist, daß der Minister von der Zeit an, da er wegen des

Anlehens unterhandelte, nicht mehr so wohlwollend gegen Sailer gesinnt war. Er war jedoch zu weise und einsichtsvoll, diese Angaben sogleich als begründet hinzunehmen; er war zu gerecht, auf die Entlassung der Professoren ohne weiteres, bloß des Geldes wegen, einzugehen. Er versprach aber, darauf anzutragen, daß eine fürstbischöfliche Commission den Zustand der Universität Dillingen aufs genaueste untersuche.

Die Commission erschien in Dillingen; die Untersuchung galt eigentlich nur den drei Professoren Sailer, Zimmer und Weber. Es lag aber keine Äußerung oder Handlung vor, die untersucht werden sollte; von irgend einer irrigen Lehre war gar nicht die Rede. Die Commissäre fragten bloß, und diese Fragen wurden allen Professoren vorgelegt. Man wußte nichts Bestimmtes gegen die drei Professoren, man wollte erst Etwas inne werden.

Welche diese Fragen sind, und wie Professor Feneberg sie beantwortete, darüber enthält das schon im Jahre 1814 erschienene Buch: „Aus Fenebergs Leben, München, bei Lentner,“ ein merkwürdiges Altestück. Die Fragen waren diese: a. Was für Defekte zu Dillingen seyen? b. Wie es mit dem Lehramte stehe? c. Wie mit den Absichten der Leh-

rer? d. Welche verderblichen Principien und Pläne hier herrschen? e. Wie zügellos die Studenten seyen? f. Woher die schlechten Wissenschaften der Studenten kommen? g. Was für Zusammenkünfte die Professoren haben? h. Was für schädliche Maximen mit einigen Illuminaten? i. Wie weit bei all dem der geheime Rath de Hayden verwickelt sey?

Man sieht, nur die Fragen e. und f. setzen namentliche Beschuldigungen als gewiß voraus. Die Studirenden aber übergaben, vereinigt, der Commission eine Schrift, in der sie, was über Zügellosigkeit und schlechte Wissenschaften gesagt worden, für Verläumdung erklärten, sich auf die Zeugnisse der fürstlichen Regierung und des Stadtmagistrats zu Dillingen beriefen, und sich erboten, vor der Commission eine öffentliche Prüfung zu bestehen, in der sichern Hoffnung, wie in Hinsicht ihrer Sitten, so auch ihrer Wissenschaft eine Ehrenerklärung zu erhalten. Die Commission erklärte, Klagen seyen nicht beabsichtigt, sondern bloß Fragen.

Die gründlichen, treuherzigen Antworten Genebergs auf alle Fragen ausfühelich hieher zu setzen, wäre zu weitläufig. Es genügt aber schon der Anfang und das Ende der Beantwortung, die er, zu Papier gebracht, der Commission vorlas und übergab.

Der Eingang lautet so: „Ich bin aufgefodert worden, gegen die Herren Professoren Sailer, Zimmer und Weber zu entdecken, was ich wider sie wisse.

Es ist also klar, daß ich als Zeuge erkannt bin, wenn ich etwas wider sie weiß. Folglich werde ich wohl die Gültigkeit eines Zeugen noch haben, wenn ich ein Zeugniß für sie ablege. Und eben dieses ist der Fall. Wider sie weiß ich nichts, und für sie weiß ich viel, und hiemit befolge ich auch in diesem Falle die gemachte Aufforderung mit gehorsamster Unterthänigkeit nach meinem besten Wissen und Gewissen."

Der Schluß lautet: „Al! dieß, wie es hier steht, bezeuge ich, der ich diese Herren Professoren gewiß am besten kenne, vor Gott als die gewisseste Wahrheit und bin bereit, mit Leib und Leben — denn Gut habe ich keines — für jedes Wort zu stehen, als ein treuer Unterthan, den es bis zu Thränen, und ich darf wohl sagen, bis zum Sterben kränkt, daß sein gnädigster Landesherr von bösen, oder doch der Sache unfundigen Leuten so schrecklich hintergangen worden ist, und in Gefahr steht, eben das Allerbeste, was er in seinem Lande hat, d. i. die geschicktesten, treuesten, frommsten, unermüdetst thätigen Lehrer zu mißkennen, und Gott weiß, wie sehr zu mißkennen. *Dixi et salvavi animam meam.* Michael Jeneberg, Professor am Gymnasium."

Auch die übrigen Professoren sprachen — wiewohl nicht so kräftig und nachdrücklich — für Saller und für seine zwei Collegen; auch die wenigen, ihnen abgeneigten Professoren, die gern gegen sie gestimmt hätten, wußten nichts Sicheres, Gewisses anzugeben;

was sie vorbrachten, beruhte auf bloßen: „Man sagt — wir hörten,“ sie konnten aber Niemand nennen, der es gesagt haben soll. Das eitle, leere Geschwätz entbehrte jedes Grundes. Die Untersuchung hatte das gewünschte und erwartete Ergebnis nicht, sondern gereichte vielmehr den Professoren Sailer, Zimmer und Weber zur Rechtfertigung.

Die Herren Wecheler aber zeigten sich nun nicht mehr geneigt, das bereit liegende, nur unter Bedingungen versprochene Anlehen auszubezahlen. Der Minister von Geldmangel in den fürstlichen Kassen gedrängt, griff zum äußersten Mittel einer Cabinetsordre. Die Professoren der Theologie Sailer und Zimmer wurden ihres Amtes entlassen; Weber, Professor der Philosophie bloß auf die Physik beschränkt.

Das Wort Entlassung, von der man keinen Strafgrund anzugeben wußte, war in den zwei Decreten vermieden. Das Decret, das Professor Zimmer erhielt, habe ich gelesen. Es lautete wörtlich so: „Seine Churfürstliche Durchlaucht von Trier finden sich bewogen, den Professor zu Dillingen und Pfarrer zu Steinheim, Patriz Zimmer von der Anwesenheit auf seiner Pfarrei Steinheim ferner nicht mehr zu dispensiren.“

Der Churfürstlich Trier'sche Staats- und Cabinets-Minister von Douminique war bloßer als einer der

ausgezeichnetsten Staatsmänner in ganz Deutschland rühmlichst bekannt. Er hatte die churfürstlichen, zerütteten Finanzen in wenigen Jahren so geordnet, daß alle Zahlungen geleistet waren und noch Ueberschuß in der Kasse blieb. Er hatte, nach verbessertem Finanzzustande, das Lotto und die Verkäuflichkeit der Ämter abgeschafft, und war immer bemüht, sowohl im Dienste des Staates, als der Kirche, würdige Männer anzustellen. Auch die Universität Dillingen hatte ihr neues Leben ihm zu danken. Er wurde als ein Mann von Geist, Gewandtheit, Thätigkeit, als ein eifriger Beförderer wahrer Aufklärung gepriesen. Als er aber, was er an der Universität Dillingen Gutes gestiftet hatte, wieder abstellte, und so sein eigenes Werk vernichtete, wurde er als ein Freund der Verfinsterung heftig getadelt. Man glaubte, der Ausbruch der Revolution in Frankreich und ihre Einwirkung auf Deutschland habe ihn verleitet, seine Grundsätze zu ändern. Zu seiner Entschuldigung dient jedoch, daß auch andere große, einsichtsvolle Staatsmänner, zur Zeit bürgerlicher Unruhen, Fassung und Muth verloren haben, wie z. B. vor wenigen Jahren bei der Aufregung in Deutschland, die in Vergleich mit der Revolution in Frankreich von keiner so großen Bedeutung war.

Uebrigens haben vorzüglich Geistliche aus Reid und Haß den Minister dahin gebracht, Sailer zu entlassen, wie es denn laut der Kirchengeschichte eine

traurige Erscheinung ist, daß gerade die geistreichsten, würdigsten Geistlichen von ihren Mitbrüdern verfolgt wurden. Zum Beispiele: Franz von Sales, dieser heilige Bischof, dessen Lebensgeschichte ich eben dieser Tage wiederholt las, war die lautere Demuth, Sanftmuth und Liebe gegen die Menschen und ohne allen Tadel. Allein nicht nur haben die Abtrünnigen von der Kirche verläunderische Schmähschriften gegen ihn verbreitet, und ihm sogar Gift beigebracht, wovon er schwer erkrankte, jedoch noch gerettet wurde; ein Ordensgeistlicher hat sich unterstanden, gegen dessen vortreffliches Buch *Philothea*, oder die Anleitung zu einem frommen Leben zu predigen, und es öffentlich zu verbrennen. Einige Ordensmänner, deren unsittliches Betragen er als Bischof abstellte, haben mehrere Mal mit Pistolen auf ihn geschossen, ihn aber nicht getroffen.

So arg wurde Sailer nicht verfolgt. Wenn er aber gar keine Reider und Verfolger gehabt hätte, so wäre er der große Mann nicht gewesen, den wir in ihm verehren.

Wie die Feinde des h. Franz von Sales schon in dieser Welt von der göttlichen Gerechtigkeit bestraft wurden, weiß man nicht gewiß; jedoch, daß sie auch hier auf Erden nicht ganz unbestraft blieben, ist als unbezweifelt gewiß anzunehmen. — Die gegen Sailer feindselig gesinnten Professoren in Augsburg, die zu seiner Entlassung besonders mitgewirkt hatten, wurden

als die Stadt und das Hochstift unter bayerische Landeshoheit gekommen, alle mit Einem Schlage, des Lehramtes entlassen.

18. Sailer begiebt sich in sein Vaterland Bayern.

Nach der traurigen Geschichte von Sailer's Entlassung wenden wir uns wieder zu ihm selbst.

Sailer kam, von einer Erholungsreise in den Herbstferien zurückkehrend, nach Rassenbeuren, zu des Pfarrers und meiner großen Freude. Er war ausnehmend heiter und fröhlich, neugestärkt und voll frischen Muthes, sein Lehramt als Professor in Dillingen wieder fortzusetzen. Von seiner Entlassung wußte er noch nichts, hätte sich dieselbe auch nicht als möglich denken können. Wir wünschten ihm Glück, daß die, hauptsächlich gegen ihn angeordnete Commission ganz zu seiner Ehre ausgefallen sey.

Als Sailer Abends in Dillingen angekommen war, und am folgenden Morgen mit dem Doctor-Ornate bekleidet, sich in das feierliche Hochamt zur Eröffnung des Studienjahres begeben wollte, da überreichte der aus den Professoren neuernannte Vorstand des Collegiums ihm auf der Stiege das Dekret seiner Entlassung.

Wie mußte diese unwürdige Behandlung das zart-

fühlende Herz Sailer's kränken, wie schmerzlich mußte es für ihn seyn, sein geliebtes Dillingen zu verlassen, sich aus dem Kreise der ihm theuren Jünglinge, die ihr ganzes Vertrauen auf ihn setzten, so plötzlich und gewaltsam herausgerissen, und sich von seinen Mit-
lehrern und Freunden in Dillingen getrennt zu sehen! Er selbst ruft in einer dreißig Jahre später erschienenen Schrift: „O du selige Zeit — die schönste, die wirksamste, die segensreichste meines Daseyns — wie unvergeßlich bist du mir! Die herrlichsten Talente brachen vor unsern Augen in weissagenden Blüthen auf, deren Früchte jetzt unser deutsches Vaterland genießt!“

Sailer wußte aber, mit einem Blicke zum Himmel, sich zu fassen, und eilte von Dillingen unverzüglich nach München, zu seinem ältesten, geliebtesten und vertrautesten Freunde Winkelhofer, der ihn mit offenen Armen aufnahm, und es ihn recht fühlen ließ, welch' ein Trost es sey, im Unglücke und von Feinden verfolgt einen treuen Freund zu finden! Alle Freunde Sailer's in München kamen herbei, grüßten ihn auf das freundlichste, und versicherten ihn ihrer unveränderten Liebe und Verehrung.

Unter diesen Freunden befand sich ein besajhrter, ehrwürdiger Pfarrer, der im Sinne hatte, seine Pfarrei zu resigniren. Sailer dachte sogleich an einen der drei Professoren, die durch seine Verwendung an dem Gymnasium zu Dillingen angestellt worden. Der

ehrwürdige Heneberg war bereits Pfarrer, den lebenswürdigen, lindlich frommen Weis hatte Gott zu sich genommen, nur Keller war noch übrig, dem es in Dillingen gar nicht mehr gefiel, und der im Hochstifte wenig Aussicht auf eine Beförderung hatte. Durch Sailer's Vermittelung erhielt Keller diese einträgliche Pfarrei, und Sailer dankte Gott, der ihm, als eine der ersten Früchte seiner Entlassung, die Gelegenheit verschafft hatte, einem verdienten Manne einen Freundesdienst zu erweisen.

Sailer wurde an den Hauptfesten und Feiertlichkeiten, sowie sie in den vorzüglichsten Kirchen Münchens nach und nach einfielen, zum Prediger eingeladen, und seine Predigten wurden sehr zahlreich besucht und fanden allgemeinen Beifall. Er gewann, je näher man ihn kennen lernte, immer mehr Zutrauen; er stand in hoher Verehrung.

Aus Bayern reiste Sailer einigemal nach Schwaben, wo er bei Unzähligen noch im besten Andenken stand. Wir wollten ihn auf diesen Reisen im Geiste begleiten.

Er begab sich zuerst auf einige Tage nach Dillingen, wo er noch im Besitze des Benefiziums zu St. Margaretha war, das er schon als Professor erhalten hatte, und von einem Bisar verwiesen ließ. Am Gedächtnistage der heiligen Margaretha hatte er das erstemal hier über das Evangelium des Tages gepredigt, in welchem Jesus das Himmelreich zu einer

Perle vergleicht. Er sprach von dem höchsten Gute des Menschen oder von dem Allerhöchlichsten.“ Die Predigt, die er gedruckt den Einwohnern austheilen ließ, widmete er ihnen mit den Worten: „Liebe Bürger von Nidlingen! Weil mich mein Beruf nicht dem Leibe nach unter Euch wohnen läßt, so muß ich mich begnügen, daß mein Geist recht oft in Eurer Mitte sey. Nehmt diese Blätter, als den Abdruck meines Geistes, gütig auf, und leset, was ihr gehört. Es ist das Allerbeste, was Euch mein Herz gönnet.“ So hatte Sailer vor mehreren Jahren geschrieben.

Die ganze Gemeinde war hoch erfreut, ihn jetzt wieder von Angesicht zu sehen, und wünschte, er möchte immer bei ihnen bleiben, was aber zu ihrem Bedauern nicht seyn konnte.

Sobald es in Dillingen bekannt geworden, Sailer befinde sich in Nidlingen, so beschloßen sämtliche Studirende aller vier Fakultäten, wiewohl es fast eine Meile dahin ist, hinzuziehen, um ihm einen Beweis ihrer Verehrung, Liebe und Anhänglichkeit zu geben. In Nidlingen vernahmen sie, Sailer befinde sich eben bei der gräflichen Herrschaft zu Glött, nächst Nidlingen. Sie zogen also dahin. Da Sailer mich schon früherhin in die gräfliche Familie eingeführt, und sie sich immer gegen mich sehr gnädig gezeigt hatte, so war ich von meinem damaligen Aufenthalte Thannhausen dahin gekommen, um Sailer zu besuchen, und sah den Zug der Studirenden mit an. Alle waren

festlich gekleidet, bildeten in dem geräumigen Schloßhofe einen länglichen Kreis, in dessen Mitte die trefflichsten Musiker aus ihnen auserlesene Musikstücke vortrugen. Einige Abgeordnete kamen herauf im Namen aller, Sailer ihre Ehrfurcht und Liebe zu versichern.

Sailer dankte mit gerührtem Herzen und der ihm eigenen Freundlichkeit, und sagte: Sie und alle ihre Mitstudirenden sollen sich in das herrschaftliche Bräuhause, wo sich ein schöner Platz für viele Gäste vorfindet, begeben, und auf seine Rechnung einige Erfrischungen genießen. Er ging dann selbst hin, war in ihrer Mitte sehr heiter und vergnügt, und fragte sie unter anderm: Ob ihr Ausflug in Dillingen nicht Aufsehen erregte? „O nein!“ sagten sie. „Sie hätten wohl gedacht, man würde ihnen Hindernisse in den Weg legen; sie seyen also einzeln aus den verschiedenen Thoren der Stadt gegangen und draußen an der Donaubrücke wieder zusammengekommen.“ Sailer bat sie dringend, eben so stille, ohne Aufsehen zu erregen, nach Dillingen zurückzukehren. Denn es war voraussehen, wenn sie mit Musik einzögen, so würde die ganze Stadt, die von Verehrung und Liebe gegen Sailer glühte, in Bewegung kommen, und ihm ein Lebehoch darbringen, was die Studirenden gefreut hätte, obwohl sie wußten, daß man es höheren Orts nicht gut aufnehmen würde. Allein sie versprachen, alles Aufsehen zu vermeiden. Alle waren

über Sailer's Güte und Freundlichkeit entzückt, betrogen sich sehr anständig und mäßig, nahmen dann, ihm mit Rührung dankend, Abschied von ihm und lehrten höchst erfreut nach Dillingen zurück.

Aber nicht nur feurige Jünglinge, auch ernste, bedachtsame Männer von hohem Stande und Ansehen, legten ihre unveränderte Verehrung gegen Sailer an den Tag. Dieses that z. B. Graf Fugger von Glött. Leider geschah es bei einer höchst traurigen Veranlassung! Die Gemahlin des Grafen, die edle Gräfin Luise, war gestorben, und der tiefbetrübte Gemahl hatte Sailer eingeladen, aus Bayern nach Glött zu kommen, und die Trauerrede zu halten — aus der wir bereits oben einige Laute vernommen haben.

Eine große Anzahl Adelige, Geistliche und Beamte waren bei dieser Feierlichkeit versammelt. Alle begegneten Sailer, zumal von seiner rührenden Rede ergriffen, mit Ehrfurcht. Man gedachte der Unbille, die gegen ihn verübt worden, mit keiner Sylbe, und wer ihrer stillschweigend gedachte, that es nur mit Mißbilligung und Behmuth.

Wie Sailer von dem Adel hoch geachtet wurde, so hatte er auch unter der hohen Geistlichkeit große Verehrer. Ich führe auch hier nur ein Beispiel an.

Der Weihbischof in Augsburg und General-Bischof des Bisthums Würtemberg, Fürst Franz Karl von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingensfürst hat seinen

Neffen, den Prinzen Alexander von Hohenlohe in Augsburg zum Priester geweiht. Die Primizfeierlichkeit wurde in Ellwangen gehalten und Sailer zum Prediger eingeladen. Viele Prinzen und Prinzessinnen, viele Adelige, viele geistliche Räte, Professoren und andere Geistliche, auch aus weit entfernten Gegenden, waren zugegen. Die Predigt wurde mit großer Andacht und Aufmerksamkeit angehört. Ein fürstlicher Rath war davon ganz besonders begeistert. Er hatte viele Zeit bei Hof und in großen Gesellschaften zubringen müssen. Er sagte nebst vielem Andern zum Lobe der Predigt: „Mich traf besonders das Wort: „Wöchte doch Christus, wie einst zu Kana, so auch bei uns, unsere gewöhnliche Conversation in Wein verwandeln.“

Als Sailer nach dem Hochamte an einem Fenster stand, wo man die große Menge Volkes übersehen konnte, das hier auf dem weiten, geräumigen Plage den Segen des neugeweihten Priesters erhalten wollte, wozu in der großen Stiftskirche nicht Raum genug gewesen wäre, sprach Sailer zu mir: „Es ist doch schön, daß in der katholischen Kirche solche Volksversammlungen stattfinden. Man will heut zu Tage die Religion ganz in die Mauern der Kirchen und der menschlichen Wohnungen verschließen. Aber nur bei einem solchen Zusammenströmen der Menschen fühlt Jeder — die Religion sey eine allgemeine Angelegenheit der Menschheit.“

Nach der kirchlichen Feierlichkeit speisete man in der Wohnung des Fürsten an zwei großen Tafeln. Auch ich befand mich unter den eingeladenen Gästen. Nach der Mahlzeit sprach der Prinz, in den schwarzen Priestertalar gekleidet, mit einem Jeden. Seine liebevolle und liebenswürdige Freundlichkeit und Bescheidenheit nahm aller Herzen für ihn ein; über dem neugeweihten Priester vergaß man den Prinzen. Mit mir sprach er mit inniger Verehrung von Sailer, bei dem er, wie er mir erzählte, einige Wochen zugebracht hatte.

Prinz Alexander wurde in der Folge Domherr zu Großwardein, Domprobst, Generalvikar und Bischof zu Sardisa.

Seine Gebethe für Kranke und Leidende, die nicht unerhört blieben, machten ihn weit und breit berühmt. Er wurde aber auch von vielen Aufklärern, die sich Philosophen dünkten, viel getadelt und gelästert. Sie wollten es Gott wehren, Gebethe zu erhören, was er seit Jahrhunderten und Jahrtausenden laut der Kirchengeschichte und der heiligen Schrift gethan hat, und auch heut zu Tage noch thut, ohne abzuwarten, was die Weisen des Tages dazu sagen würden.

Wie Bischöfe und hohe Geistliche, Fürsten und Grafen und unzählige würdige Männer, die in ihrer Verehrung gegen Sailer nie gewankt haben, und sich durch die gegen ihn ausgestreuten Verläumdungen nicht täuschen ließen, so ist auch Clemens Wenzelslaus

späterhin zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen. Man weiß und begreift nicht, wie dieser milde, gütige Fürst, der keinem Menschen wehthun konnte, sondern allen wohlthun wollte, dahin gebracht wurde, das Dekret der Entlassung Sailers, die darin freilich nicht ausdrücklich genannt war, zu unterzeichnen!

Von der Wohlthätigkeit dieses wohlwollenden Bischofes gegen alle Menschen führe ich hier nur ein Beispiel an. Zu Anfang des Winters ließ er sich von allen Pfarrern der Stadt Augsburg, sowohl katholischen als nichtkatholischen, Verzeichnisse jener Dürftigen geben, die nicht wohl im Stande waren, sich Brennholz anzuschaffen, und befahl seinen Hofkutschern, das von ihm im Großen angekaufte Holz den Dürftigen vor die Hausthüre zu führen, mit dem strengen Verbote, bei Verlust ihres Dienstes, auch nur einen Heller Trinkgeld anzunehmen. Als er einmal zu Oberdorf im Allgäu gefährlich erkrankte und in der Domkirche und allen katholischen Kirchen zu Augsburg Bethstunden gehalten wurden, haben sich dabei nicht nur alle katholische Einwohner der Stadt, sondern auch sehr viele nichtkatholische eingefunden.

Während seiner gerechtmäßen Sommeraufenthalte im Schlosse Oberdorf pflegte Clemens schon am frühen Morgen zu Fuß einen oder den andern Pfarrer der Umgegend zu besuchen. Als er kurz vor seinem Tode einen sehr ehrwürdigen Pfarrer besuchte und Sailers

Schriften in dem Bücherschrank erblickte, sprach er mit Wehmuth: „Ach, diesem Manne ist großes Unrecht geschehen!“

19. Sailers ländliche Zurückgezogenheit.

Sailers Gegner meinten, über ihn gesiegt, und ihn durch die öffentliche Schmach seiner Absetzung um alles Ansehen gebracht zu haben.

Alein er hatte dadurch an allgemeiner Hochachtung mehr gewonnen, als verloren. Alle Guteselende, die das Herz an der rechten Stelle hatten, nahmen an dem feindselig Verfolgten herzlichen Antheil. Viele lasen nunmehr seine Schriften, um inne zu werden, warum man diesen berühmten Lehrer von seiner so zahlreich besuchten Lehrkanzel entfernt habe. Sie erstaunten nicht wenig, die richtigsten Grundsätze und edelsten Gesinnungen klar und mit Begeisterung vorgetragen zu finden; sie empfanden gegen ihn die aufrichtigste Verehrung und Liebe.

Als seine Reider und Feinde bemerkten, daß er, trotz aller ihrer Bemühungen in gleich großem, ja wohl noch größerem Ansehen stand, regten ihr Neid und Haß sich aufs neue. Sie fingen an, auch in München Lasterungen und Verläumdungen gegen ihn auszustreuen, und boten alles auf, eine neue Ver-

folgung gegen ihn anzustiften. Sailer beschloß, sich in ländliche Einsamkeit zurück zu ziehen.

Karl Theodor Beck, Pfleger zu Ueberberg, lud Sailer ein, bei ihm zu wohnen. „Dort,“ sagte er, „in dem geräumigen, dem Maltheser-Orden angehörenden Schlosse, einem ehemaligen Collegium der Jesuiten, solle ihm eine ganze Reihe von Zimmern zu Gebot stehen; auch die Gärten und die Umgebung des Schlosses würden ihm Vergnügen und Bewegung gewähren.“ Sailer nahm diese Einladung mit Freuden an. Denn Beck hatte schon als studirender Jüngling in Augsburg, wo Sailer damals, ohne irgend ein Amt, von seiner Pension lebte, und sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte, ihn öfters besucht, und die innigste Verehrung und das herzlichste Zutrauen zu ihm gefaßt. Da die Vorlesungen über Philosophie, die der fähige Jüngling bei St. Salvator hörte, ihm viele freie Zeit ließen, und er von seinen Lehrern nicht zu schriftlichen Arbeiten gehalten wurde, so schrieb er aus eigenem Antrieb kleine Aufsätze in Prosa und Versen, und legte sie einmal Sailer vor. Dieser durchging sie, fand sie gut und gab ihnen den Titel: „Ernst, Gefühl und Laune,“ unter dem sie gedruckt wurden.

So thätig hatte Theodor sich schon in seinen Jünglingsjahren gezeigt; jetzt als Mann von großen, wohlbenützten Talenten, und von der innigsten Verehrung gegen Sailer durchdrungen, schäzte er sich

glücklich, ihn in seiner Wohnung aufnehmen zu können.

Sailer dankte Gott, der ihm einen so ganz angemessenen Aufenthalt, und nach zehnjähriger Anstrengung und Arbeit eine so erwünschte Ruhe verschafft hatte. Er brachte aber diese Ruhe nicht unthätig zu. Hier vollendete er die sechs Bände der Briefe aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung — einem Werke von hohem Werthe, das uns die christlichen Gesinnungen großer, heiliger Männer der Vorzeit darlegt, und einen reichen Schatz christlicher Wahrheiten für die Christen unserer Zeit enthält. Hier beförderte er auch die zwei Bände: „Christliche Reden an das Christenvolk“ in den Druck, die er noch als Professor in Dillingen, nachher während seines Aufenthaltes in München, dann in der Stiftskirche zu Ebersberg und an vielen andern Orten gehalten hat. In der Gesellschaft Beck's und dessen Familie fand er die angenehmste Erholung.

Doch auch Karl Theodor Beck gewann in dem steten Umgange mit Sailer nicht nur an christlicher Vollkommenheit, sondern auch an Einsicht und an Festigkeit des Charakters für seinen weltlichen Beruf. Dies zeigte er, da er in der Folge, als ein für ein so wichtiges Amt noch ziemlich junger Mann zum Landrichter in Tyrol befördert wurde.

Die Tyroler empörten sich fast gegen alle bayerische Beamten; aber ihm gehorchten sie ohne Widerrede

und waren ihm in allem willfährig. Er hat mir einmal, als von den Geschichten im Tyrol die Rede war, selbst gesagt: „Wenn diese Beamten die Absicht gehabt hätten, das Volk in Aufruhr zu bringen, so hätten sie es nicht geschickter anstellen können. Ihre öffentliche, spöttische Verachtung der katholischen Religion, ihr unsittliches Betragen, ihre Ungerechtigkeiten mußten die frommen, ehrbaren, biedern Tyroler gegen sie aufbringen.“

Wie klug der Landrichter Bed sich zu benehmen mußte, davon fällt mir eben ein Beispiel ein: Zwei Tyroler erschienen vor Gericht. Jeder von ihnen hatte ein Kalb zur Weide auf die Alpen geschickt. Eines der zwei Kälber, die einander ganz gleichen, wurde von einem Raubthiere zerrissen und aufgefressen. Der Richter sollte nun entscheiden, welchem von beiden das noch lebende Kalb gehöre. Bed sagte: „Das ist schwer zu entscheiden; das weiß nur Gott. Ich will Euch aber, wie ich glaube, einen guten Rath geben. Schenkt das streitige Kalb den Kapuzinern mit der Bedingung, sie sollen Messen dafür lesen, und demjenigen, dem das Kalb gehört, oder auch beiden, sollen die Früchte dieses heiligen Opfers zu gut kommen.“ Die Bauern waren mit diesem Bescheid höchst zufrieden und lobten ihren Herrn Landrichter als einen frommen, gerechten, sehr weisen Mann.

Welche seltsame Tage Eailer in Oberöberg gelebt

hat, sehen wir aus den Worten, mit denen er seine christlichen Reden an das Christenvolk seinem Freunde Beck gewidmet hat. Die sinnreiche, liebliche Dedication schrieb er unter der freundlich bewirbenden Linde zu Ubersberg.

Er sagt darin: „Die Ahnungen des Schönen, das nicht welkt, wie das grüne Laub; des Guten, das nicht abfällt, wie das salbe Blatt, des Harmonischen, das nicht verstummt, wie das Lied der Lerche — — alle die Ahnungen besserer Welten, die unsere Seelen durchschauerten, wenn wir im Schatten der Linde gelagert, diese Ahnungen an unsere Herzen anschlagen ließen, sollen Wahrheit und Segen werden für Dich und mich, für die Deinen und alle unsere Lieben und für alle Menschen.“

20. Sailer's Berufung zu einem größern Wirkungsfreis und hohen Würden.

Fünf Jahre bereits hatte Sailer in stiller Zurückgezogenheit Gott, sich und seinen Freunden gelebt. Wie treu Sailer diese ihm von Gott geschenkte Ruhe genüßte, wie sehr dieser in den Geist der christlichen Religion er eingedrungen sey, zeigen seine späteren Schriften.

Nunmehr aber erhielt er, ganz ungesucht und

unerwartet, einen Ruf als Professor der Universität Ingolstadt. Gott hatte ihm die ruhigen Tage auf dem Lande verschafft, um für diesen neuen Beruf erneute Kräfte zu sammeln.

Zu gleicher Zeit wurden Zimmer und Weber als Professoren dahin berufen. So sahen die drei Freunde, die durch feindselige Menschen getrennt worden, durch Gottes heilige Vorsehung sich wieder vereinigt, und in einen viel größern Wirkungskreis, als vorhin in Dillingen, versetzt — an die erste Landesuniversität Bayerns, die bald darauf von Ingolstadt nach Landshut verlegt wurde.

Zimmer lehrte die Dogmatik; seine gründlichen Kenntnisse, seine lichte Darstellung, sein lebhafter, hinreißender Vortrag begeisterte seine Zuhörer für die theologische Wissenschaft. Seine Kollegen wählten ihn zum Rektor Magnificus und in der Folge zum Abgeordneten der Universität bei der Ständerversammlung. Von den Ständen zum Mitglied des Gesetzgebungs-Comités, und von dessen Mitgliedern zu ihrem Vorstande ernannt, erwarb er sich durch Wahrheitsliebe und Freimüthigkeit allgemeine Hochachtung. Wie er als Abgeordneter dem Staate, dem König und Vaterlande ausgezeichnete Dienste leistete, so bewährte er sich als Lehrer, als einer der würdigsten Männer der Kirche.

Während der Herbstferien wurde er auf seiner Pfarrei Steinheim tödtlich krank. Sailer eilte herbei,

ihm das letzte Lebewohl zu sagen, und drückte ihm die Augen zu. Er starb den 20. Oktober 1820. Seine Grabchrift sagt sehr richtig und wahr von ihm: „Er war ein hellleuchtender Stern unter Deutschlands Theologen, ein Vormann und Veteran der tiefsinnigsten Streiter für die Wahrheit der katholischen Glaubensfunde.“

Weber, Professor der Naturwissenschaft und der allgemeinen Naturgeschichte, der große Freund und Kenner der Natur, wußte bei seinem ungemein klaren und lieblichen Vortrag seinen Zuhörern eine große Liebe zur Natur, und noch mehr zu deren Schöpfer einzulößen. Auch ihn wählten die Professoren zum Rektor Magnificus, der für jedes Jahr neu gewählt wurde.

Als das Hochstift Augsburg bei der Säkularisation an Bayern fiel, bat er wiederholt, ihn zum Professor der Physik in Dillingen zu ernennen. Zu diesem Schritte bewog ihn, wiewohl er wußte, diese Universität werde in ein Lyceum verwandelt werden, außer seiner Vorliebe für das freundliche Dillingen, wo er als Studirender und als Professor viele Jahre glücklich und vergnügt zugebracht hatte, seine Liebe zu seiner Pfarrgemeinde in Dillingen, wo er schon über zwölf Jahre lang Pfarrer gewesen und noch war. Endlich wurde nicht bloß sein Gesuch gewährt, sondern ihm überdies

das Rektorat des Lyceums und auch des Gymnasiums übertragen.

Als das neue Domkapitel zu Augsburg errichtet wurde, erhielt Weber die Würde eines Domkapitulars. Bischof Ignaz Albert von Kiegg ernannte ihn „im Vertrauen auf seine erprobten Einsichten, Kenntnisse und Klugheit, und seine bewährten frommen Gesinnungen,“ zum Vorstande des Ordinariats beider Sektionen und zum Generalvikar. König Ludwig erhob ihn zur Würde des Domdekan und verlieh ihm das Ritterkreuz des Civil-Verdienst-Ordens der bayerischen Krone.

Als Weber nach lange währendender Krankheit bereits dem Tode nahe war, erhielt er noch das Kreuz des Ludwigordens, den der König Ludwig zur Belohnung fünfzigjähriger getreuer Dienste gestiftet hatte.

Sailer, der den Sterbenden nicht besuchen konnte, schrieb an ihn: „Liebster Freund! Daß Dir das Ludwigskreuz an der Brust glänzt, dafür danken wir unserm Könige; aber daß Dir in Deinem innersten Gemüthe der göttliche Rubin, das Kreuz Christi, funkelt, dafür danken wir dem König aller Könige. Denn dieser Glanz vercheucht Dir die Schatten des Todes, und geleitet Dich zum Weltrichter, und erhebet Deinen Namen — im Buche des Lebens gezeichnet mit dem Blute des Lammes. Lebe wohl und bethe für Deinen Johann Michael.“

Sailer wurde an der Universität Professor der

Pastoral-Theologie, Homiletik, Pädagogik und Katechetik. Viel zahlreicher als ehemals in Dillingen, versammelten sich Zuhörer aus ganz Bayern, aus Deutschland und aus der Schweiz um ihn. Auch hier hielt er für die Studirenden aller vier Fakultäten Vorlesungen über Religion, die auch von Professoren und andern ansehnlichen Männern besucht wurden. Seine Kollegen bezeugten ihm ihre Verehrung und ihr Zutrauen, indem sie ihn zum Rektor Magnificus erwählten und ihm das Predigtamt an der Universitätskirche übertrugen. Auch die weltlichen Professoren, sowohl katholische als evangelische, und besonders deren Frauen, waren immer zugegen und hörten ihn zu ihrer großen Erbauung.

Kunmehr bezog Ludwig, der Kronprinz von Bayern, die Universität Landshut. Er ward — wie denn, wer selbst reich an großen Geistesgaben ist, solchen Reichthum an andern am besten zu schätzen weiß! — von Verehrung gegen Sailer, von Zutrauen zu ihm ganz durchdrungen. Er nahm bei ihm ein Privat-Collegium über Religion, und hatte beständigen Umgang mit ihm. Sailer's freundliche Würde, seine edlen Gesinnungen, seine treffenden Urtheile über Alles, was einem künftigen Regenten wichtig seyn konnte, sein gesellschaftlicher Witz, fesselten Ludwig immer mehr an Sailer.

Sailer erhielt von dem Könige von Preussen den glänzenden Ruf als Erzbischof zu Köln, den er aber

aus Liebe zu seinem Vaterlande ablehnte. Der Kronprinz von Bayern erachtete es als eine Ehrensache des Vaterlandes, daß Sailer zu einem Bischofe von Bayern erhoben werde, und bewirkte bei seinem königlichen Vater, daß Sailer zum Domherrn, dann zum Domprobste und zum Coadjutor des Bischofs von Regensburg mit Anwartschaft auf unmittelbare Nachfolge ernannt wurde.

Sailers Feinde boten auf's Neue alle Kräfte auf, es in Rom zu hintertreiben, daß diese Wahl genehmigt und daß Sailer Bischof von Regensburg werde. Allein in Rom sah man heller, als die von Reid getrübbten Augen der Gegner Sailers; Rom verließ auch dem andern Theile ein Ohr, und hatte sich von Sailers segensreichem Wirken wohl zu unterrichten gewußt. Als überdies Ludwig, der hochherzige Kronprinz von Bayern, Sailers Schüler und hoher Verehrer, nach Rom kam, sprach Er mit solcher Kraft der Wahrheit für Sailer, daß alle verläumderische, von kleinlichen Seelen vorgebrachte Anklagen vor diesem erhabenen Zeugnisse verschwanden, wie Nebel vor der Sonne.

Der heilige Vater bestätigte die Wahl und präkonisirte Sailer vorerst zum Bischofe von Germanopoli; in der Domkirche zu Regensburg wurde er den 28. October 1822 feierlich zum Bischofe konsekriert, und trat sein Amt als Coadjutor, Weihbischof, Generalvikar und endlich, nach dem Tode des hoch-

seligen Bischofs von Wolf, als wirklicher Bischof von Regensburg an.

Als Ludwig den königlichen Thron bestiegen hatte, ernannte Er Sailer am fünfzigsten Jahrestage seiner Priesterweihe, zum Commandeur des Civil-Verdienst-Ordens der bayerischen Krone, dessen Ritterkreuz er schon früher erhalten hatte. An Sailer's achtzigstem Geburtstage verlieh ihm der König das Großkreuz dieses hohen Ordens, und begleitete es mit dem höchst huldreichen und gemüthvollen, eigenhändigen Schreiben:

„Lieber, innigst geschätzter Sailer! Bayern wünsche ich Glück, daß es Sie fünfzig Jahre besitz, wünsche, daß es Sie noch lange in der fortwährenden segenvoll wirkenden Geisteskraft besitzen möge. Als Merkmal meiner Gesinnung, meiner Gefühle für Sie, empfangen Sie, der Verdienstreiche, des Verdienstordens Großkreuz. Auf solch treuer Brust zu glänzen, das erhebt den Orden. Ja, treu dem Guten hat sich Sailer bewährt, in allen Tagen des Lebens; zu jeder Zeit leuchtete er wohlthätig, in den Jahren der Finsterniß, die der Wahn für Licht ausgab, und segenvoll wirkten Sie auf künftige Geschlechter, durch die Männer, welche Sie bildeten, die Andere bilden werden in gleicher Gesinnung, der — unsrer heiligen Religion. Leben Sie lange Jahre noch für Staat und Kirche fort! Dieses wünscht der, Ihren hohen Werth, mein sehr geachteter Bischof, erkennende Ludwig. München, den 11. November 1831.“

Chr. v. Schmid Erinnerungen 2. B. 13

Diese ehrende Ordens-Decoracion glänzte aber nicht lange an Sailer's Brust. Den 20. Mai 1832 Morgens 5 Uhr starb Sailer. König Ludwig besuchte Sailer's Grab in der Domkirche zu Regensburg. Nachdem Er lange stillschweigend an der Grabstätte gestanden, und dann Seine Trauer in rührenden Worten ausgedrückt hatte, wandte Er sich zu dem Weibbischofe Wittmann von Regensburg, der Ihn hieher begleitet hatte, und sprach: „Sie, Herr Weibbischof, sind Sailer's Freund gewesen; Sie sollen sein Nachfolger seyn. Ich weiß keinen Würdigern.“

König Ludwig ließ an Sailer's Grabstätte, durch die kunstreiche Hand des sinnigen Bildhauers Konrad Ueberhard, ein schönes marmornes Denkmal errichten, das zugleich ein bleibendes Denkmal für König Ludwig's edle Gesinnungen ist, der alles Gute und Große zu schätzen weiß.

Ich habe in diesen letzteren Blättern fast Allgemeinbekanntes erzählt. Allein es durfte hier nicht fehlen; es ist ein nöthiger Schlussstein dieser Erinnerungen. Das Ganze erscheint so als ein Werk der göttlichen Vorsehung. So tief Sailer's Feinde, in deren Augen seine Vortrefflichkeit, die sie nicht zu erreichen vermochten, ein unverzeihliches Vergehen war, ihn zu erniedrigen suchten, so hoch hat Gott ihn erhoben.

Ein großes Ereigniß, das mit Sailer's Leben und

Wirken in naher Verbindung steht, und ihn nach seinem Tode noch verherrlicht, sey die Krone dieser Erinnerungen. Der heilige Vater, Pius IX., hat den Fürst-Bischof Melchior von Diepenbrock zur Kardinalswürde erhoben.

Diepenbrock war vor mehr als 30 Jahren aus Westphalen nach Landshut gekommen, um Sailer zu hören. Der hochbegabte Schüler gewann das ganze Vertrauen des Lehrers. Sailer ehrte und liebte in ihm seinen innigen Freund. Beide waren Eines Geistes — Ein Herz und Ein Sinn. Als Sailer Domherr und Bischof zu Regensburg wurde, zog Diepenbrock als dessen Privatsekretär mit ihm. Sailer weihte ihn zum Priester; König Ludwig ernannte ihn zum Domherrn in Regensburg. Das Domkapitel zu Breslau erwählte ihn zum Fürst-Bischof. Er trug Bedenken, diese hohe Würde und Bürde auf sich zu nehmen, überließ die Entscheidung dem heiligen Vater und unterwarf sich derselben aus Gehorsam. Seine Majestät König Ludwig, der ihn hart verlor, ernannte ihn zum Freiherrn.

Der Fürst-Bischof Melchior von Diepenbrock zeigte sich in Wort und That als einen wahren Kirchenfürsten. Wer seine Hirtenbriefe gelesen — seine großmüthigen Handlungen vernommen hat — erkennt dieses mit Freude und Bewunderung. (Die geist- und gehaltreiche Trauerrede auf seinen Tod enthält davon, und von seiner weisen, sein ganzes Einkommen

hingebenden Wohlthätigkeit rührende, herzerhebende Beweise.)

Sobald König Ludwig die Erhebung des Fürst-Bischofs zur Cardinalswürde erfuhr, wünschte Er ihm in der nemlichen Viertelstunde schriftlich Glück, und theilte seine Freude, ihn zu der, nächst der päpstlichen, höchsten Würde der Kirche erhoben zu sehen. Der König sah dieses „als eine glänzende, große Genugthuung an, nicht nur für den von einer bekannten Parthei gehassten Freund und Schüler Sailer's, sondern auch für Sailer selbst, der so segensreich gewirkt hat und so arg verkannt worden!“

Der neuernannte Cardinal betrachtete sich bloß als Ehren-Stellvertreter Sailer's, seines Lehrers und Meisters, der diese Anerkennung und Auszeichnung verdient habe. Der Schüler und Jünger wollte gleichsam nur dessen Schleppträger seyn.

Dieses ist in den Schlusszeilen der Zeichnung des rustreichen „geistlichen Blumenstraußes,“ den dessen Verfasser vor zwanzig Jahren seinem Lehrer Sailer gewidmet hatte, und nun in zweiter Auflage dankbar auf des Hochseligen Grab legte, sehr schön und lieblich angedeutet:

„Des Hermelins, des Purpurs Ehrenzeichen
Trägt für den Hohenpriester der Kirche,
Trägt sie Dir nach, als Deines Saumes Schleppe.
O laß mich Gottes Thron mit Dir erreichen!
Wie mir am hohen Fest der Aelste
Schlepptragend folgt hinan die Altarstiege“

Verzeichniß der Schriften

von

Dr. Christoph von Schmid.

Biblische Geschichte des alten und neuen Testaments für
Ältern und Kinder u.

Biblische Geschichte für Kinder zum allgemeinen Ge-
brauche in den Volksschulen Bayerns.

Biblische Geschichte für Kinder aus dem größern Werke
von dem Verfasser ausgezogen u.

Die Apostel Deutschlands, eine Geschichte der Einfüh-
rung und Verbreitung der Religion Jesu Christi aus
glaubwürdigen Lebensgeschichten der Heiligen zusam-
mengestellt.

Deutsche Frauen der christlichen Vorzeit.

Blumen der Wüste. Erzählungen aus dem Leben der
ersten christlichen Einsiedler.

Erster Unterricht von Gott für die lieben Kleinen.
(Die erste Abtheilung dieses Unterrichtes besteht aus
einfachbigen Worten.)

Kleiner katholischer Katechismus nach Petrus Canisius.
Katechismus der christkatholischen Religion für das Bis-
thum Augsburg.

Handbuch für Seelsorger, Lehrer und Ältern zum Ka-
techismus der christkatholischen Religion für das Bis-
thum Augsburg.

Gebetbuch für die Jugend.

Christliche Gesänge zur öffentlichen Gottesverehrung in
katholischen Kirchen.

Lehr- und Lesebuch für die mittleren und oberen Klassen
der deutschen Schulen im Königreiche Bayern.

Gesammelte Schriften des Verfassers der Oesterer,
Dr. Christoph von Schmid.

Aus dieser Sammlung sind in einzelnen Ausgaben erschienen:

Die Heinrich von Sichenfels zur Erkenntniß Gottes kam.
Der Weihnachtsabend, eine Erzählung zum Weihnachtsgeschenke für Kinder.

Die Oesterer, eine Erzählung zum Ostergeschenke für Kinder.

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde:

Erstes Bändchen: Der Kanarienvogel. Das Johanniskäsefärchen. Die Waldkapelle.

Zweites Bändchen: Das Lämmchen. Das verlorene Kind.

Drittes Bändchen: Das Lämmchen.

Viertes Bändchen: Der junge Hirscher.

Drei Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde: Die christliche Familie. Das alte Raubschloß. Das stumme Kind.

Sieben Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde:

Die Rischen. Das Margarethablümchen. Das Vergißmeinnicht. Der Kuchen. Die Krebse. Das Rothfischen. Das Vogelneßchen.

Die Früchte der guten Erziehung.

Erstes Bändchen: Drei Erzählungen in Briefen: Der gefundene Ring. Die rothen Kreuze. Die Feuerbrunst.

Zweites Bändchen. Drei Erzählungen: Anselmo. Die Wolfkapelle. Die Wasserfluth.

Erzählungen dem blühenden Alter gewidmet.

Erstes Bändchen: Der Rosenknoß. Die Fliege. Das Karthäuserkloster.

Zweites Bändchen: Die Nachtigall. Die rothen und weißen Rosen. Die zwei Brüder.

Das beste Erbtheil. Eine Erzählung.

Das hölzerne Kreuz. Eine Geschichte der Vorzeit zum Troste für Leidende.

- Ludwig der kleine Auswanderer. Eine Erzählung.
 Die Hopfenblüthen, eine Begebenheit aus dem Leben
 eines armen Landschullehrers.
 Das Blumenkörbchen, dem blühenden Alter gewidmet.
 Alara, oder die Gefahren der Unschuld.
 Genovefa. Eine der schönsten und rührendsten Geschichten
 des Alterthums neu erzählt für alle gute Menschen.
 Rosa von Tannenburg. Eine Geschichte des Alterthums
 für Aeltere und Kinder.
 Gustadius. Eine Geschichte der christlichen Vorzeit, neu
 erzählt für die Christen unserer Zeit.
 Josaphat, Königsohn von Indien. Eine Geschichte aus
 dem christlichen Alterthum.
 Timotheus und Philemon. Die Geschichte christlicher
 Zwillingebrüder.
 Ferdinand. Die Geschichte eines jungen Grafen aus
 Spanien.
 Der gute Fridolin und der böse Dietrich. Eine lehr-
 reiche Geschichte.
 Die kleine Lautenspielerin. Ein Schauspiel für Kinder
 und Kinderfreunde.
 Kleine Schauspiele für Familienkreise, in drei Bändchen:
 Die Erdbeeren. Der kleine Kaminlehrer. Der Blumen-
 kranz. Der Viertiels. Emma oder die kindliche Liebe.
 Blüthen dem blühenden Alter gewidmet. Lieder, nebst
 Erzählungen in Versen.

Nebst obigen gesammelten Schriften sind noch, meistens
 späterhin, erschienen:

- Pauline, die Stifterin einer Kleinkinder-Schule.
 Adelheid von Thalheim. Eine denkwürdige Geschichte
 aus dem vorigen Jahrhundert.
 Mathilde und Wilhelmine, die ungleichen Schwestern.
 Florentin Walther, ein verständiger und rechtshaffener
 Bauersmann.
 Waldemar, eine alte Sage, nebst zwei kleinern Erzäh-
 lungen aus neuerer Zeit.

Der Wunderarzt. Ein Märchen zum Ostergeschenke.
Kurze Erzählungen, ein Lehr- und Lesebuch für Volksschulen.
Kurze Erzählungen für die Jugend. Neue Sammlung.

Jesus am Delberge. Sechs Betrachtungen, vorzüglich für die heilige Fastenzeit.

Trauerrede auf den Eintritt Sr. päpstlichen Heiligkeit Leo XII. in der Domkirche zu Augsburg gehalten.

Ein Blick zum Himmel, am Feste der Himmelfahrt unsers Herrn Jesus Christus. Eine Primizpredigt.

Primizpredigt über die Worte Jesu: Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch.

Primizpredigt über die Worte: Ich habe euch auserwählt und eingesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet, und eure Frucht bleibe.

Sekundizpredigt. Unsere einzige Zuflucht bei der Vergänglichkeit unseres Lebens auf Erden.

Predigt auf die Jubelfeier des Verfassers, von ihm selbst gehalten in seiner Vaterstadt Dinkelsbühl 1841.

Domdekan Joseph von Weber. Eine kurze Geschichte seines Lebens und Wirkens. Mit einem Fac simile seiner Handschrift.

Geistliche Vergißmeinnicht. Eine Auswahl der schönsten und geistreichsten Sinnsprüche von Angelus Silesius. Tägliche Gebethe nach alten Denkweisen.

Der Fremde in der englischen Anlage zu Thannhausen. Eine Idylle in Versen.

Erinnerungen aus meinem Leben. Erstes und zweites Bändchen.

Am Ende des Gebethsbuchs für die Jugend ist ein Verzeichniß der einzelnen Aufgaben in alphabetischer Ordnung nebst Preisen beigedruckt.

Univ. Bibl.
München

Erinnerungen
aus
meinem Leben.

Von
Christoph v. Schmid.

Drittes Bändchen:
Beruf und Leben.

Herausgegeben
von
Albert Werfer.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg,
Verlag der J. Neumann'schen Buchhandlung.
1855.



Vorwort.

Der ehrwürdige Verfasser der Oesterreich, Christoph von Schmid, mein theurer Onkel, wollte diese Blätter noch selbst der Öffentlichkeit übergeben. Doch es gefiel Gott, ihn in eine bessere Welt abzurufen. Er starb an der Cholera zu Augsburg den 3. September 1854.

Ich hatte während der Lebzeiten des Hingeschiedenen oft und längere Zeit das Glück, in seinem geist- und gemüthvollen Umgange zu verweilen, und er äußerte vor seinem Tode mehrmals gegen mich: es fände sich unter seinen Papieren noch Manches, das der Herausgabe werth seyn dürfte; ich könnte es, da ihm dies bei seinem hohen Alter wohl nicht mehr

möglich sey, nach seinem Tode ordnen und der
 Oeffentlichkeit übergeben. Dahin gehören nun
 auch diese Erinnerungen aus seinem Leben.
 Ich fand sie nach seinem unerwartet schnellen
 Hinscheiden unter andern Papieren auf seinem
 Schreibtischen; sie sind seine letzte Arbeit.
 Indem ich es einerseits für eine Pflicht der
 Pietät gegen den theuren Hingeshiedenen halte,
 durch die Herausgabe derselben seinen für mich
 so ehrenvollen Auftrag, wenn auch mit dem
 Gefühle tiefer Wehmuth, zu erfüllen, glaube
 ich andererseits, dadurch dem Wunsche seiner
 vielen hochverehrten Gönner und Freunde so
 wie dem der zahlreichen Leser seiner Schriften
 entgegenzukommen. Sie hören hier den heim-
 gegangenen, edeln Kinderfreund noch einmal selbst
 von seinen Erlebnissen, Schicksalen und seinem
 Umgange mit den lieben Kleinen erzählen.
 Konnte auch der Verfasser das hinterlassene
 Manuscript nicht mehr eigenhändig und mit

gewohnter Sorgfalt zum Drucke vorbereiten, so werden doch die freundlichen Leser diese Blätter, wie sie hier geboten werden können, gewiß nicht ohne Vergnügen und Nutzen lesen, und sie nicht aus den Händen legen, ohne den Mann in ihren Herzen zu segnen, der durch sein ganzes Leben hindurch geräuschlos, unermüdet und höchst segensreich an der wahren Bildung und Veredlung der Jugend und des Volkes gearbeitet hat, und dessen liebliche Erzählungen noch in späten Tagen das Kind wie der Greis mit Freude und frommer Nührung anhören wird.

Da Christoph von Schmid im Eingange dieses Bändchens auch die merkwürdigsten Gebäude seiner Vaterstadt schildert, so wurde es für geeignet gehalten, diesen Gebäuden als Titelvild noch ein weiteres anzureihen, nämlich eine getreue Abbildung des alterthümlichen Hauses, in dem der berühmte Verfasser der Oesterreicher das Licht der Welt erblickt hat.

Schließlich bemerke ich noch, daß Christoph von Schmid außer den hier mitgetheilten Erinnerungen keine weiteren, zusammenhängenden Aufzeichnungen aus seinem spätern Leben hinterlassen hat. Was mir darüber noch bekannt ist, beruht auf seinen mündlichen Mittheilungen, auf den Mittheilungen seiner Freunde und ist in seinen Briefen und einzelnen Gedendblättern enthalten. Damit nun aber die Biographie Christoph von Schmid's kein bloßes Bruchstück bleibe, werde ich auf den Grund des Vorhandenen den Versuch wagen, in einem vierten Bändchen das von dem Verfasser selbst begonnene Lebensbild in seinem Geiste — möglichst treu und einfach fortzuführen und zu vollenden.

Gfessendorf in Württemberg,
den 20. Juni 1855.

Der Herausgeber

Albert Werfer,
Pfarrer und Schulsinspektor.

Das Berufsleben.

1. Noch einen Blick auf meine Vaterstadt.

Bevor ich von meinen Erlebnissen und Schicksalen weiter erzähle, werfe ich noch einen dankbaren Blick auf meine geliebte Vaterstadt Dinkelsbühl zurück, in die ich von nun an nur mehr hie und da auf einen Besuch von wenigen Tagen zu kommen pflegte.

Dinkelsbühl liegt zwischen dem Ufer der Wertach und einer sanften Anhöhe, einem Hügel, auf dem sie zum Theil erbaut ist. Die reichen Wiesen des Thales sind unvergleichlich schön grün und der bläuliche Fluß, der dazwischen hinfließt, hat mich als Knaben, zumal wenn die Sonne darauf schien und auf seinen sanften Wellen unzählige Sternchen silberhell funkelten, immer ganz ungemein ergötzt. In uralten Zeiten befand sich da, wo jetzt die Stadt steht, nur ein einziger Bauernhof. Einer der Besitzer, der hier zuerst Dinkel baute und deshalb Dinkelbauer genannt wurde, viele Tagelöhner hatte und sehr reich

und sehr fromm war, erbaute hier eine Kapelle und ein kleines Kloster und bat den Orden der Karmeliten davon Beßig zu nehmen. Einige Ordensgeistliche begaben sich dahin und hielten von nun an hier Gottesdienst. Viele Landleute aus entfernteren Gegenden, wo noch keine Pfarreien errichtet waren, erschienen an allen Sonn- und Festtagen dabei und da sie hier noch vielen guten aber unangebauten Boden fanden, so machten sie sich hier ansäßig. Es entstand nach und nach ein großes Dorf und zuletzt die Stadt. Wegen des Tinkels, der hier reichlich gedeiht und des Bühl's oder Hügels, an dem sie liegt, wurde die Stadt Tinkelsbühl genannt. Sie führt deshalb auch drei grüne Hügel mit drei goldnen Tinkelähren im Wappen. So hat Tinkelsbühl wie noch viele Städte Deutschlands seine Entstehung einem Kloster zu danken. In diesem Augenblicke schweben mir alle Straßen der Stadt vor Augen. Unter den Straßen, die ich, wie oft! durchwandert habe, sind einige sehr schön, breit und ziemlich lang. Die Stadt ist nach ehemaliger, alter Art befestigt, mit doppelten Mauern und mehr als zwanzig hohen Thürmen aufgemauert, mit Gräben und gewaltigen Wällen umgeben. Die Wälle sind aber jetzt meistens abgetragen und zu Gärten umgeschaffen. In der Stadt befinden sich viele wohlgebaute Bürgerhäuser und Gasthöfe. Von andern Gebäuden finde ich nennenswerth das Rathhaus

wegen seiner alterthümlichen Bauart, zwei Klöster, ein Karmeliten- und ein Kapuziner-Kloster und das deutsche Haus, von einem Comandeur des deutschen Ordens palastartig erbaut. Das merkwürdigste Gebäude aber ist die große Pfarr- und Hauptkirche nach altdentscher, gothisch genannter Bauart ausgeführt. Schon auf das Gemüth des Knaben, der von der Baukunst noch nichts verstand, machte dieser majestätische Bau mit seinen vier und zwanzig hohen Säulen, von denen die drei gleich hohen Gewölbe des Mittelschiffes und der zwei Seitengänge getragen werden, einen tiefen Eindruck. O wie manche Stunde brachte ich auch außer der Zeit des Gottesdienstes in diesem ehrwürdigen Tempel zu! Die Gemälde auf den Altären und an den Wänden zogen mich besonders an; auch die Grabdenkmale ehemaliger Patrizier, ausgezeichneten Männer und würdiger Frauen der Stadt konnte ich nicht genug betrachten und die Inschriften darauf lesen. Es waren auf ihnen Begebenheiten aus der Geschichte Jesu in Stein ausgehauen und die Inschriften zeugten von dem Glauben an Gott und Christus und von der Hoffnung auf ein ewiges, besseres Leben.

O wie oft wurde ich, wenn ich Abends spät bei hellem Mondschein an diesem bewundernswerthen Baue vorbeikam, der einen breiten dunkeln Schatten in die Straße hineinwarf, von einem ehr-

erbietigen Schauder ergriffen! Welch' ein tiefes Gefühl mußten unsere Vorältern für Religion haben, daß sie ein solches Werk, zu dem die Quadersteine meilenweit herbeigeführt werden mußten, zu Stande bringen konnten! Wie groß mußte damals der Wohlstand der Bürger gewesen seyn, daß sie die Kosten für einen solchen Bau bestreiten konnten!

Die Stadtordnung war, auch nach meiner gegenwärtigen Einsicht sehr lobendwerth. Die Stadt war ein in sich abgeschlossenes Ganze, eine kleine Republik, die gleich den ersten Fürsten des deutschen Reiches nur dem Kaiser untergeordnet war. Bürgermeister und Rath wurden nur aus den Bürgern gewählt. Ihnen stand die Regierung der Stadt zu. Ein zweiter Rath, aus mehreren Bürgern bestehend, der große Rath genannt, vertrat die Bürgerschaft gegen die Regierung. Ich hörte manchen Bürger nicht ohne Stolz sagen: „Ich bin ein freier Reichsbürger.“ Die Statuten der Stadt waren gedruckt in jedes Bürgers Hand. Diese Statuten enthielten Alles, was über Ehecontracte, über Kauf und Verkauf, über Testamente gesetzlich bestand. Auch die Strafen über Vergehen der Geseze waren hier deutlich ausgesprochen. Jeder Bürger, dem sie bei seiner Aufnahme übergeben wurden, mußte bei der allgemeinen jährlichen Bürgerversammlung sie vorzeigen. Jeder konnte daraus ersehen, wie er sich in Handel und Wandel zu benehmen habe. Viele Streitigkeiten

wurden dadurch abgeschnitten, viele Abweichungen von Gesetz und Ordnung verhindert. Die Polizei war sehr lobenswerth. Vor Allem wurde auf gute und wohlfeile Lebensmittel, richtiges Maas und Gewicht gesehen. Brod, Fleisch und Bier hätten kaum besser seyn können. Die Straßen wurden sehr reinlich und das Pflaster in gutem Zustande erhalten. Auch war die Anordnung getroffen, daß im Winter, wenn es Matteis gab, alle Fußwege auf Kosten der Stadt von eigens dazu bestellten Leuten mit Sand bestreut wurden.

Die Stunde, in der Abends die Wirthshäuser zu schließen waren, im Winter um 9 Uhr, im Sommer um 10 Uhr wurde richtig eingehalten. Tanzmüß hatte selten Statt, nach alter Sitte nur vor Anfang des Adventes, zur Faschingszeit vor Anfang der Fasten und bei Hochzeiten, bei denen aber nur die Eingeladenen erscheinen durften. An Markttagen wurden die Tanzsäle nur von Auswärtigen besucht.

Eine große Wohlthat für die Stadt war schon damals wie auch jetzt noch das reiche Spital, welches seit älteren Zeiten größtentheils durch freiwillige Beiträge mildthätiger Bürger gestiftet worden. Ein adeliges Fräulein jener Zeit, das keine Verwandte hatte, hat ein bedeutendes Landgut ganz dem Spital vermachet. Jeder arme Bürger, der sein Brod nicht mehr verdienen konnte, jede hilflose

Wittve und alle Vater- und Mutterlosen Waisen wurden von dem Spitale versorgt. Nach Beschaffenheit der Umstände wohnten sie entweder da, oder erhielten eine wöchentliche Unterstützung, wohlweislich nicht an Geld, sondern an Lebensmitteln. Alle diese Speisen waren sehr gut gekocht. An höhern Festen bekamen alle Angehörigen des Spitals bessere Speisen; an Weihnachten Weihnachtsgeschenke an Gewaaren, an Ostern Osterkuchen und Ostereier und dergleichen mehr. So sprach sich der milde, christliche Sinn unserer Vorfahren in Allem aus.

Schon von alten Zeiten her war in der Stadt die weise Vorsorge getroffen, daß der Preis des Getreides nicht zu hoch steigen konnte, und seine Theuerung zu befürchten war. Es waren in der Stadt vier Kornhäuser errichtet, für jedes Stadtviertel eines. Wenn das Getreide unter dem Mittelpreise stand, so kaufte die Stadt ein und füllte die Kornböden. Stiegen die Früchte höher, so verkaufte die Stadt den Bürgern zu dem Mittelpreise. Der Gewinn, den die Stadt dabei hatte, reichte eben zu, die Zinse des Kapitals, für das die Früchte eingekauft worden, den Schwand, die Unterhaltung der Gebäude und die Bezahlung der dabei beschäftigten Aufseher und Diener zu bestreiten. Die Stadt hatte bei dieser Einrichtung keinen Nachtheil, die einzelnen Bürger aber hatten den großen Vortheil, der Noth und des Jammers bei zu hohen Getreide-

preisen überhoben zu seyn. Der rucklosen Ripperei, die sich auf Kosten der Armen bereichern will, war gänzlich gewehrt.

Die Stadt besaß auch ansehnliche Waldungen und eine große Anzahl von Weibern. Man sagte im Sprichwort, Dinkelsbühl besitze so viele Weiber als das Jahr Tage habe. Gute Oekonomen behaupteten, es zeuge von seiner guten Landwirthschaft, daß man diese Weiber nicht trocken lege und zum Feldbau benütze. Allein schon damals, als ich noch ein Knabe war, wurden viele Weiber, über welche die Stadt frei zu gebieten hatte, in Acker oder Wiesen umgeschaffen; bei vielen andern aber war es nicht thunlich; denn entweder hatte eine benachbarte Gemeinde das Recht, ihre waidenden Viehheerden zur Tränke dahin zu treiben oder ein benachbarter adeliger Herr, der Jagdberechtigt war, widersetzte sich, indem er sagte, er wolle lieber eine wilde Ente als einen Haasen schießen.

In ältern Zeiten war die Fischerei allen Bürgern freigegeben, allein es kam am Ende dahin, daß es gar keine Fische mehr gab. Man sah sich genöthigt, den freien Fischfang aufzuheben. Die Weiber wurden an eigene Fischer verpachtet und der Ertrag zum Besten der Stadt in Einnahme gebracht. Um alle Einwohner über den Verlust ihres Rechtes zu fischen, zufrieden zu stellen, theilte man zur Zeit, da die Weiber gefischt wurden, an die

Bürger im Verhältnisse ihrer Besteuerung mehr oder weniger Pfund Fische aus. Der Tag, an dem man, wie man sagte, den Bürgerfisch verabreichte, war eine Art Fest für die Stadt. Ueberall sah man Leute, die Hamen oder Regbentel mit Fischen trugen. Meine Mutter hatte auf diese Zeit immer einen bedeutenden Vorrath von Mehl vorrätzig, indem immer einige arme Bürgerfrauen kamen, um anstatt ihrer Fische Mehl einzutauschen. Sie sagten: „Unsere Kinder essen lieber Rudeln, die keine Gräten haben, wie die Fische.“ Die Stadtfischer verkauften auch ganze Wagen voll Fische, fast lauter Karpfen an entfernte Städte z. B. nach Augsburg. Diese Weiberkarpfen wurden einige Zeit vor dem Verkauf in eine mit Gittern abgesperrte Strecke der Werniß gebracht, damit sie den Moosgeruch verloren und dann so gut schmeckten wie Flußkarpfen. Zur Zeit des deutschen Reiches war es gebräuchlich, dem Kaiser, wenn er in eine Reichsstadt kam, immer von dem Vorzüglichsten, was die Stadt hervorbrachte, ein Geschenk zu machen. In Dinkelsbühl standen vor der Thüre des Hauses, wo er seine Wohnung nehmen wollte, allzeit zwei große Kufen voll Fische bereit. Die höchsten und hohen Herrschaften mit ihrem Gefolge aßen davon und schenkten den Rest den Kapuzinern der Stadt.

Die Religion behauptete damals noch allgemein ihre Rechte, und war überall sichtbar vorherrschend.

Der Magistrat — ich reze hier vorerst von der katholischen Religion — erschien an jedem Sonn- und Festtage in dem Hochamte, Bürgermeister und Senatoren in schwarzen seidenen Mänteln, der Rechtsconsulent in einem scharlachrothen, der Stadtphysikus, so viel ich mich erinnere, in grünem Mantel. Sie hatten in den Chorstühlen zu beiden Seiten des Hochaltars ihre Plätze. Nach dem Evangelium wurde die Predigt gehalten, zu der alle diese Herren in die für sie bestimmten, vergitterten Kirchenstühle der Kanzel gegenüber herabgingen. Nach beendigter Predigt begaben sie sich wieder in ihre Chorstühle. Wenn der eine oder andere Herr fehlte, von dem man wußte, daß er nicht verreist sey, so schickte man Kollegen und Anverwandte hin und ließ fragen, ob er sich etwa nicht wohl befinde.

Auch die evangelische Kirche war an Sonn- und Festtagen sowohl Vor- als Nachmittags gedrängt voll Menschen. Wenn der Gottesdienst beendigt war, so konnte die breite Straße die schön und festlich gekleideten Leute kaum fassen. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie unser Hausherr, ein bedeutender Wollfabrikant, an dem Abende vor dem Tage, an dem er mit seiner Familie, seinen Söhnen und Töchtern, Gefellen und Mägden zum h. Abendmahl ging, alle Arbeiten sehr frühe beendigte und ihnen bis spät in die Nacht vorlas und vorbethete. Mein Vater sagte uns oft, wir sollen an ihnen ein Bei-

spiel nehmen und uns von ihnen nicht beschämen lassen.

In Hinsicht der Sittlichkeit war zwischen beiden Confessionen ein rühmlicher Wettstreit, daß keine von der andern sich übertreffen lasse. Es kam höchst selten vor, daß eine Bürgerstochter zu Fall kam und machte allemal in der Stadt großes Aufsehen. Die erste Frage war immer: Ist sie katholisch oder evangelisch? Der Theil, dem sie angehörte, war bestürzt.

Was die Klöster betrifft, die damals in meiner Vaterstadt noch bestanden, so hatten die Karmeliten, von dem ersten Kloster ihres Ordens auf dem Berge Karmel so genannt, eine schöne, helle und heitere Kirche. Die Deckengemälde stellten die Geschichte des Propheten Elias vor. Den Hochaltar zierte ein großes, herrliches Gemälde, auf dem die heilige Katharina als königliche Prinzessin vor dem Throne des Kaisers Maximilian in einem Kreise von Weltweisen stehend abgebildet war. Die Weltweisen mit großen Bärten und ernsten, etwas verwirrten Mienen suchten auf Befehl des Kaisers die Jungfrau vom Glauben an Christus abwendig zu machen. Katharina aber, deren Angesicht so heiter erschien, daß man sah, sie sey ihrer Sache gewiß, besiegte die heidnischen Philosophen und bekehrte sie zum Glauben an Christus. An der Wand heimwärts vom Hochaltare befand sich das breite Fenster eines Dra-

terium. Von da aus sah man an der Wand gegenüber ein anderes sehr schönes Gemälde, die heilige Familie vorstellend. Maria, unter einem Palmbaum sitzend, hatte das Jesuskind auf dem Schooße. Joseph bricht von einem andern Baume Früchte in ein Körbchen ab. Es hat sich mir so tief eingeprägt, daß ich es jetzt noch nachzeichnen könnte.

Der Chorgesang der Klostergeistlichen war ein einfacher Choral, von vortrefflichem Orgelspiele begleitet. Nur an besondern Festen hatten sie figurirte Musik, die von den Musikern der Pfarrkirche vorgetragen wurde. Ueberall im Kloster erblickte ich gute Ordnung, Stille, Andacht und religiöses, rein süßliches Betragen.

Die Geistlichen predigten in ihrer Kirche zur Erbauung des Volkes an besonders festgesetzten Sonntagen und Festtagen unbeschadet des pfarrlichen Gottesdienstes. Sie hörten sehr fleißig Beicht, und halfen auf dem Lande in der Seelsorge fleißig aus. Hier und da wurde auch einer in ein adeliches Schloß auf einige Zeit als Schloßkaplan berufen.

Es befanden sich unter ihnen manche würdige Männer, von denen ich aber nur einige nennen will, deren Bild mir noch besonders lebhaft vorschwebt. Vater Lotharius, nach einander Prior, Provinzial und Definitor, war ein Mann von großem Verstande, der aus seinen großen, hellen, schwarzen

Augen hervorleuchtete. Sein Angesicht, röthlichbraun von Farbe, war meistens ernst. Er und mein Vater schägten einander sehr und besuchten sich gegenseitig öfter. Ich hatte das kleine Geschäft, die Zeitungen, die mein Vater hielt und ihm mittheilte, ihm zweimal in der Woche zu überbringen. Seine Zelle war hell und reinlich, aber einfach und ohne allen Schmuck. Vor den Fenstern der andern Zellen sah man allerlei Blumen; auf seinem Fensterbänke stand immer nur eine Rose, die das ganze Zimmer mit Wohlgeruch erfüllte. So oft ich die Zeitungen brachte, schenkte er mir einen Apfel, ein paar Birnen oder eine Traube und sagte mir einige ermahnende Worte.

Vater Berengar war ansehnlich und groß von Gestalt, entschlossen, gewandt und weiserfahren. Er hatte, als er noch Theologie studirte, preussischer Soldat werden müssen, wurde bald Unteroffizier und machte den ganzen siebenjährigen Krieg mit. Als es Friede wurde, begab er sich in den Carmeliten-Orden. Da er auf seiner kriegerischen Laufbahn mit mancherlei Menschen umzugehen hatte, öfter vor Generalen und hohen Offizieren erscheinen mußte, ja selbst vor König Friedrich II., so hatte er sich im Verkehr mit Menschen aller Art eine ungemeine Gewandtheit und Sicherheit erworben. Er war immer heiter und fröhlich und wußte sich über Alles, was in Gesprächen vorkam, kurz und treffend auszudrücken. Zu Anfang seines Klosterlebens wurde er

zum Hopfensammeln ausgesandt. Der letzte Markgraf von Ansbach, dem er einmal aufwartete, schätzte ihn sehr und ließ ihn, so oft er in die Gegend von Ansbach kam, allemal zur Tafel einladen. Er mußte von den Schlachten erzählen, in denen er mitgekämpft hatte und von Friedrich II. Der Markgraf hörte ihm mit Vergnügen zu und erweiterte die Gränzen des Bezirks, in dem die Karmeliten Hopfen als Almosen sammeln durften, das sie Terminen nannten.

Vater Benignus war ein sanfter, freundlicher und sehr gebildeter Mann. Er schaffte sich alle religiösen und moralischen Schriften an, die damals besonders geschätzt wurden. Wir schenkte er einmal ein Buch, betitelt das Geschäft des Menschen von Schönberg. Wir Kinder durchgingen es sehr oft nicht wegen des Textes sondern wegen der ungemein schönen Vignetten, die dem Texte eingedruckt waren. Eines dieser Bildchen stellte Maria zu den Füßen Jesu sitzend und auf sein Wort horchend dar; die geschäftige Martha kam herein, sich zu beklagen, daß Maria ihr nicht helfe. Der Künstler hatte unglücklicher Weise der Martha in die eine Hand ein Küchenmesser und in die andere ein paar Hühner gegeben. Unter dem Bildchen standen die Worte: „Nur Eines ist nothwendig.“ Wir Kinder legten daher in unserer Einfalt diese Worte so aus: an Einem Hühne sey es schon genug. Man sieht dar-

aus, wie leicht Aler Mißverständnisse veranlassen können.

Pater Narciß klein von Gestalt hatte nur wenig Verstand, war aber überaus fromm. Von Beidem nur ein Beispiel. Als die Markgrafschaft Ansbach an die Krone Preußens kam, wurde den Karmeliten der Stadt das Terminiren innerhalb der Gränzen dieses Landes verboten. Der Prior publicirte dieses Verbot dem versammelten Konvente. Da rief Pater Narciß jammernd: „Mein Gott, mein Gott, was fangen wir an? Wenn wir nicht mehr terminiren dürfen, müssen wir noch gar betheilen.“ Alle konnten ungeachtet ihrer großen Beistützung sich des Lachens kaum enthalten. Wenn Pater Narciß für Verstorbene Messe las und im schwarzen Messgewande den Altar betrat, so brauchte er zu solchen Messen, obwohl diese die kürzesten sind, eine bis zwei Stunden. Die Ministranten konnten es im Winter so lange nicht aushalten und gingen von Zeit zu Zeit in die Sakristei, um sich zu wärmen. Pater Narciß kam endlich auch ganz blau und erstarrt zurück in die Sakristei. Wenn man ihn fragte warum er denn zu solchen Messen, welche die kürzesten seyen, so lange am Altare verweile, so sagte er: „Ich halte es mit der Sentenz, daß die armen Seelen, so lange ein Priester für sie Messe lese, nichts zu leiden haben.“ Man verlachte diese Meinung als gänzlich ungegründet. Mein Vater

aber sprach: „Obwohl diese Meinung dem Verstande des frommen Vaters eben nicht zum Ruhme gereiche, so sey doch sein wohlwollendes, liebevolles Herz gegen Lebende und Verstorbene aller Verehrung werth.“ —

In einer Mauer des Klosters gegen den Garten hin stand in einer Nische eine Statue mit Farben bemalt, einen Bauer in uralter Tracht vorstellend. Ueber dem Bilde war in Stein eingebauen die Aufschrift zu lesen: „Tinkelbauer.“ Unter dem Bild stand der Reim:

„Das Kloster und die Stadt
Von mir den Namen hat.“

Das Bild sammt Ueberschrift und Reim machte uns Knaben großes Vergnügen und wir betrachteten dasselbe gar oft.

Die Kirche der Kapuziner lag auf der höchsten Anhöhe der Stadt, von wo aus man eine schöne Aussicht über alle Thürme, Kirchen und Häuser hatte. In der Kirche sah man freilich nichts von Gold und Silber, sondern nur Holz, das jedoch von schöner, glänzendbrauner Farbe war. Die Altäre prangten so schön mit Blumen geziert, daß Jedermann sie bewunderte. Der Garten des Klosters war wegen seiner Blumenpracht einzig in seiner Art; besonders erblickte man da ausgezeichnet schöne Ranunkeln. Ich kam nur wenig in dieses

Kloster. Nur einmal, wie ich mich erinnere, als die Honoratioren der Stadt dort speisten, erlaubte mir mein Vater zum Nachtsche dahin zu kommen. Es war eben Weihnachten und die Pater, welche gegen mich sehr freundlich waren, zeigten mir in einer Seitenskapelle der Kirche ihre Krippe. Ein junger Vater hob mich auf, stellte mich unter die Hirten der Krippe und zum allgemeinen Vergnügen war ich nicht größer als einer derselben. Da ich nur selten in dieses Kloster kam, so waren mir die Mitglieder desselben auch wenig bekannt, ausgenommen den Vater Kolombus, einen sehr würdigen Mann, der zuerst Stadtpfarrprediger zu Dinkelsbühl war, dann Guardian im Kapuzinerkloster zu Gmüngen und endlich katholischer Stadtpfarrer zu Nördlingen.

Ueberhaupt standen die Kapuziner in der ganzen Stadt bei Katholiken und Protestanten in großer Achtung. Die Zeit, oder vielmehr die Menschen waren damals ganz anders. Die Söhne angesehener Beamten und reicher Kaufleute traten in den Orden der Kapuziner. In Dinkelsbühl war ein Noviziat. Ich erinnere mich noch, daß einige Studierende als Novizen aufgenommen wurden. Jeder trug gleich einem Hochzeiter einen Blumenstrauß am Arme. Ehe sie in die Klosterpferte traten, warfen sie ihr Taschengeld weg; Kinder und arme Leute klaubten es eifrig auf, dieß war seine leere Zere-

monie. Die jungen Männer bezeugten hie mit, daß sie auf allen Besitz von Geld und Gut Verzicht leisten wollten. Es befand sich damals ein Kaufmannssohn aus Augsburg unter ihnen, der sein väterliches Erbtheil von 20,000 Gulden seinen Geschwistern überließ und Kapuziner wurde.

Obwohl die Kapuziner von Almosen lebten, so waren sie für das Beste der menschlichen Gesellschaft doch nicht unthätig. Einer aus ihnen war Stadtpfarrprediger, andere halfen vielfältig in der Seelsorge auf dem Lande aus. Auch in ihrer eigenen Kirche hatten sie manchen Gottesdienst, der zahlreich besucht wurde. Schon das Beispiel ihres frommen, armen Lebens blieb nicht unbeachtet. Auch die Protestanten wurden davon gerührt und mancher Wirth gab ihnen alle Jahre einen ganzen Sud weißes Bier, das ihr gewöhnlicher Trank war. Wenn fröhliche Familiengesellschaften, die sich an die Polizeistunde nicht zu halten brauchten, Nachts länger beisammen blieben und endlich um 12 Uhr das Glöcklein ertönte, daß die Kapuziner in den Chor rief, gingen als fröhlichen Gäste williger, als durch ein Nachtgebot dazu aufgefordert, auseinander. Mancher Vater trug durch seine Kenntnisse nicht nur zu Beförderung der Blumenzucht, sondern vorzüglich zu Bepflanzung der Obstbäume bei. Bei Feuersbrünsten leisteten sie mit großer Anstrengung bedeutende, sehr dankenswerthe Dienste. Besonders

vertraute man Kostbarkeiten oder sonst Sachen von Werth ihren Händen, um sie in Sicherheit zu bringen.

Nur noch ein Beispiel, das ihren Gesinnungen Ehre macht, kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Damals wurde, um den Menschen einen recht tiefen Abscheu gegen Verbrechen einzusößen, die von den Gerichten bestraft werden, selbst der Scharfrichter für unehrlich gehalten und alle Gemeinschaft mit ihm, so viel nur möglich, gemieden. Sogar in der Kirche war ihm ein ganz eigener, abgesonderter Kirchenstuhl angewiesen. Nun starb ein Knecht desselben und Niemand wollte die Leiche zu Grabe tragen. Selbst arme Tagelöhner und Bettler ließen sich nicht einmal durch Verheißung großen Lohnes dazu bewegen. Da erboten sich die Kapuziner, die Leiche zu Grabe zu tragen. Eine große Menge Volkes fand sich bei dem Leichenbegängnisse ein, von dem in jenen Tagen so viel gesprochen wurde. „Es ist etwas Unerhörtes,“ sagten die Leute, „daß die Leiche eines armen, verachteten Knechtes von vier Priestern den weiten Weg hinaus zum Gottesacker getragen worden; keinem Bürgermeister ist je eine solche Ehre widerfahren.“ Man lobte die Bereitwilligkeit der frommen Väter, sich allen, auch den geringsten Diensten zu unterziehen. Ihre Demuth, ihre Menschenliebe wurde noch von Enkeln gepriesen.

Trugen auf diese und andere Weise die Klöster nicht wenig dazu bei, den religiösen Sinn unter den Einwohnern meiner Vaterstadt zu fördern: so dienten nicht minder uralte, bestehende Gebräuche dazu, die großen Wahrheiten unserer heiligen Religion dem Volke zu versinnlichen und das Andenken daran von Zeit zu Zeit aufzufrischen. Lebhaft erinnere ich mich noch heute derselben; sie machten auf mein kindliches Gemüth einen unauslöschlichen Eindruck und erweckten gleichfalls fromme Gefühle in mir. So wurde in einem Seitengange der katholischen Pfarrkirche zur Weihnachtszeit jedesmal eine Krippe errichtet. Der eifrige Stadtpfarrer Graßmeier ließ sie, da wir Kinder eben älter wurden, erneuern und prächtig ausstatten. Das Ganze stellte eine angenehme Landschaft vor, einen breiten Berg mit vielen Abhängen und Seitenwegen und in oberst die Stadt Bethlehem; unten war eine große Felsenhöhle, in der Christus geboren wurde und das umgebende Thal zu sehen. Die Personen waren zwar angekleidet, jedoch mit Geschmack. Köpfe und Hände waren von einem trefflichen Bildhauer ganz nach der Kunst gearbeitet und von einem ebenso kunstreichen Maler übermalt. Die ganze Jugendgeschichte Jesu wurde so nach und nach vorgestellt. Das Kind Jesu in der Krippe, Maria und Joseph und dabei die anbethenden Hirten, die hl. drei Könige, die Flucht nach Aegypten und zuletzt der zwölfjäh-

rige Jesus im Tempel. Die Anordnung der Scenen war einem in seiner Art sinnreichen Manne anvertraut, der fast täglich eine Veränderung anzubringen mußte, womit er die Zwischenbegebenheiten der Hauptgeschichten ausfüllte. Am Abende vor der heiligen Nacht z. B. war der Stall noch leer, und zwei Engel waren da und lehrten die Spinnengewebe ab; in der heiligen Nacht erblickte man das Kind Jesu, Maria und Joseph in der Felsenhöhle, und seinwärts den Engel und die Hirten; am Tage selbst waren indessen die Hirten herbeigekommen, das göttliche Kind anzubethen; in der Folge sah man Hirtenknaben und Hirtenmädchen mit ländlichen Geschenken, einem Lamm oder einem Paar Lämmchen, mit Eiern oder Früchten der Krippe zuwenden. Bevor die hl. drei Könige kamen, ließen sich die Vorreiter und Käufer sehen; hierauf erschienen die hl. Könige alle drei zu Pferd; endlich waren sie dargestellt knieend vor dem göttlichen Kinde und ihre Geschenke überreichend; ihr zahlreiches Gefolge füllte das ganze Thal umher. Ich bin zu keiner Stunde des Tages durch die Kirche gegangen, ohne daß ich Leute, besonders Mütter und Kinder sowohl katholischer als evangelischer Confession vor der Krippe stehend bemerkt hätte. Der würdige Stadtpfarrer betheuerte, vorzüglich aus Liebe zu den Kindern habe er auf diese Krippe so Vieles verwendet. „Diese für uns heil-

bringenden Geschichten," sagte er, „werden so den Kindern aufs Beste anschaulich und unvergesslich gemacht." „Und wie viele Erwachsene sind in dieser Hinsicht auch noch Kinder!" sagte mein Vater.

Zur Zeit der Fasten fanden wieder andere Gebräuche und Anordnungen statt, dem Volke die Begebenheiten aus der Geschichte Jesu zu verständlichen. An jedem Donnerstage wurde während dieser Zeit an einem andern Orte der Pfarrkirche eine Bühne errichtet mit sehr schön gemalten Del- und Palmbäumen, den Delgarten vorstellend. Dieser schöne Garten zur rauhen Jahreszeit grünt jetzt noch in meiner Erinnerung.

Jesús, im Garten knieend, wurde vorgestellt, freilich nur durch eine gekleidete Statue in sanftrothem Gewande und dunkelblauem Mantel; das Angesicht war aber sehr ehrwürdig und anmuthig und von hellen Strahlen umgeben. Oben in den Wolken erschien der Engel — ein Knabe, der ein guter Sänger war und ein Trostlied sang. Dreimal neigte Jesús sein Angesicht bis zur Erde und jedesmal wurde dann mit der größten Glorie ein Zeichen gegeben. Während Jesús auf dem Angesichte lag, las der Pfarrer ein kurzes Gebeth vor. An dieser Vorstellung war in Hinsicht der Kunst allerdings Vieles auszustellen; allein dem Volke, das nichts von Aesthetik wusste, fiel keine solche Kritik ein. Die Kirche war gedrängt voll Menschen, Katholiken

und Protestanten. Alle betheten in der Stille mit oder hielten wenigstens andächtig zu.

Da an allen Donnerstagen Abends das ganze Jahr hindurch ein solches Klostereichen gegeben wurde, auf das alle Angehörigen der Pfarrei knieend zu betten pflegten, so konnten sie sich die Angst Jesu am Calvario um so lebhafter vorstellen und ich erinnere mich noch wohl, daß wir Kinder das uralte Gebeth in Reimen mit großer Andacht betheten, welches, alten, kräftigen Holzschnitten ähnlich und sehr zu Herzen ging und das ich hieher zu setzen keinen Anstand nehme:

O Du mein lieber Herr Jesu Christ
Traurig an Calvario gegangen bist:
Denn Du erkranktest in Deinem Herzen,
Daß Du mußt leiden große Schmerzen.

Den Vater darfst mit Begier,
Laß Er nehm' diesen Kelch von Dir.
Du irrst dich: „O lieber Vater mein
Nicht mein Will' geschieht“, sondern der Dein!“

Wie Du in Angst also hast gezeiten,
Da ist ein Engel zu Dir getreten,
Dem Himmel wachte er bewacht,
Der Dich in Deiner Schwachheit hält.

Die Letzt' Juchet sehr auf Dich drang,
Zum drittenmal zum Betten zwang.
Der Letzt' sangst ward Dir so heiß,
Daß Dir ausging der blut'ge Schweiß.

Und als Du solche überwunden,
 Daß Deine Jünger schlafend gefunden,
 Als sie voll Traurigkeit da lagen,
 Sprachst Du mit großer Liebe sagen:

„Machen und betten solltet Ihr,
 Daß keine Versuchung euch verführe!“
 O Jesu Christus Du höchstes Gut!
 Ich bitte Dich durch Dein theures Blut

Und durch Dein theures Weib,
 Wenn solche Angst auch auf mich geht,
 Und auf mich fällt des Todes Pein,
 Daß ich auch seh' den Willen mein

In Deinem Willen allezeit
 Bis ich mein Aletich auch übersteit
 Und wenn ich werde schwach und zaghaft,
 So hilf mir Gott in Deiner Kraft.

Daß ich nicht mit den Jüngern dein
 In Versuchung wech geführt ein,
 In Glauben, tief' Hoffnung standhaft bleib,
 Bis sich meine Seele löst von dem Leib.

In der Charwoche, am Charfreitage und Char-
 samstage wurde der Leichnam Jesu im Grabe lie-
 gend vorgestellt. Das Grabmal war in den Kirchen
 der Karmeliten und Kapuziner in einer Nebenkapelle
 sehr prächtig errichtet und mit Glasfiguren geziert,
 hinter denen Lampen brannten. Die Glasfiguren
 waren mit durchsichtiger Flüssigkeit gefüllt und war-
 fen den lebhaftesten rothen, blauen, gelben und grün-

nen Glanz von sich. Beinahe die ganze Bevölkerung der Stadt war in Bewegung, um, wie man zu sagen pflegte, die heiligen Gräber zu besuchen; auch sehr viele Protestanten fanden sich dabei ein. In der Hauptkirche waren jedoch keine so glänzenden Augen zu sehen. Das Grabmal (wie mein Vater versicherte, ein Meisterstück von Architektur) reichte an der Stelle, wo der Hochaltar steht bis an das Gewölbe der Kirche und war mit vielen Säulen geziert. Ein herabhängender Kronleuchter erhellte das Grabmal. Allein den Leuten, besonders uns Kindern, gefiel die glänzende Farbenpracht, womit in den andern Kirchen das Grab Jesu geziert war, viel besser. „Je nun,“ sagte mein Vater, „es war wohl klug und vernünftig, daß bei der Krippe und auch bei dem Grabe Jesu nicht bloß auf das Rücksicht genommen werde, was den Kunstverständigen am besten gefällt, sondern auch auf das, was die Menge besonders anzieht. Die fromme Absicht, dem christlichen Volke die Geburt und den Tod Jesu ins Andenken zu bringen und andächtige Empfindungen zu erregen, wird dadurch erreicht. Besonders können solche sinnliche Vorstellungen dazu dienen, uns auf das Wichtige und Erfreuliche auch unserer Geburt aufmerksam und uns Tod und Grab minder schrecklich zu machen; auch uns den Trost gewähren, der Tod sey nur ein kurzer Schlaf im Schooße der Erde, worauf ein fröhliches Erwachen folgt.“

Die bunten Glasfiguren zur Beleuchtung des Grabes Jesu wurden seit jener Zeit in vielen Kirchen abgeschafft, indem man dabei bloß den Geschmack der Gebildeten zu Rathe zog und den Sinn des Volkes außer Acht ließ. Mein Vater hat dieses nicht mehr erlebt; allein er würde gesagt haben, was ein weiser Mann, der selige Hosprediger Mercy in Stuttgart darüber bemerkt hat: „Die Vornehmen und Reichen in großen Städten haben ja auch wohl öfter im Jahre ihre bunten Illuminationen; lasse man auch dem Volke einmal des Jahres diese Freude, zumal dadurch die Andacht befördert und somit Gutes gestiftet wird.“

Nicht nur große Begebenheiten der heiligen, sondern auch merkwürdige Ereignisse der weltlichen Geschichte wurden durch eigene Vorstellungen oder Feste im Andenken des Volkes erhalten.

So wurde das Entstehen der Stadt und des Klosters, das dazu Veranlassung gab, jährlich am Hauptfeste der Karmeliten gefeiert. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen wurden in alterthümlicher Bauertracht, aber sehr nett und herrlich, als Finkelbauer und Finkelbäurin verkleidet; der kleine Finkelbauer mit grauem, spitzigem Hute, brauner Jacke, rothem Brustluge, grünem Hosenträger und weiten, schwarzen Pumpbosen: Die Finkelbäurin mit dem eigenthümlichen Kopfsuge uralter Zeit, weißen Hemdbärmeln, scharlachrothem mit Gold- und Sil-

besetzten verziertem Nieder, weißer Schürze und einem langen schwarzen Rocke ringsum mit Bändern von allerlei Farben verziert. Der Bauer hatte auf seinem Hute ein Straußchen von Finkelhähnen und in der Hand einen Treichslozel. Der Kopfzug der Bäuerin war mit rothen und blauen Kornblumen geschmückt und in der Hand trug sie eine Sichel und an dem Arme ein nettliches Körbchen mit Konfekt, von dem sie ihrem Bauern von Zeit zu Zeit freundlich mittheilte. Beide Ägürchen wurden auf einen kleinen Triumphwagen gesetzt und durften von sechs Waisenknechten gezogen bei der feierlichen Procession mitfahren. Das Landvolk, das in diesem Feste zahlreich theilnahm, hatte an dieser Vorstellung, oder, wenn man will, an dieser Spielerei großes Vergnügen. Die Bauerleute freuten sich, daß man einen Bauer so ehren und fühlten sich mitgeehrt. Man verstand sich damals sehr wohl darauf, was Leute freue und das Volk zufrieden und vergnügt mache. Ein weises Wort dürfte wohl auch hier seine Anwendung finden: „Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräuchen.“ Mir und nach mir allen meinen Brüdern wurde die Ehre zu Theil, den Finkelhäuer vorzustellen; ein Fräulein aus dem deutsch-erdtischen oder einem andern ansehnlichen Hause machte die Finkeldäurin.

Ich muß lächeln, während ich dies niederschreibe. Ich erinnere mich nämlich, daß auf den zwei Bäu-

dem meines bäuerischen Hofenträgers die zwei Buchstaben gestickt waren D. B., Dinkel Bauer. Ein lustiger Karmelit sagte: „die zwei Buchstaben bedeuten: Du Bär.“ Ich war über diese Auslegung sehr aufgebracht und vertheidigte den rechten Sinn. Alle Anwesenden waren über meinen Eifer sehr ergötzt und gaben mir zu meinem großen Vergnügen am Ende Recht. O ihr glücklichen Zeiten der Kindheit!

Das Friedensfest, welches man nach dem schrecklichen dreißigjährigen Kriege alljährlich zu feiern pflegte, wurde sowohl von der katholischen als evangelischen Bürgerschaft auch zu einem Freudenfeste für Kinder gemacht. Die Katholiken feierten dieses Fest bloß in bescheidener Stille in Kirche und Schule und zu Hause mit einer reichlicheren Mahlzeit. Für die evangelischen Kinder wurde nach dem dazu angeordneten Gottesdienste ein feierlicher Umgang veranstaltet. Die Kinder sowohl der deutschen als lateinischen Schulen waren militärisch in Compagnien eingetheilt und zwar nach der Art ihres Fortgangs in der Schule. Der Knabe, welcher in der obersten lateinischen Klasse der Erste geworden, ritt als Oberst gekleidet mit bloßem Fegen voraus — eine Ehrenstelle, die keinen geringen Wettstreit im Lernen bewirkte. Die Mädchen waren alle weiß gekleidet und trugen Blumen in den Händen. So zogen alle hinaus zur Schießstätte, einem großen Rasenplage mit schattenreichen Bäumen. Hier wa-

ren viele Zelte mit Erfrischungen aufgeschlagen. Auch jetzt findet sich bei diesem Feste, unter dem Namen Kinderzeche in der ganzen Gegend bekannt, von weit und breit her eine unzählige Menge Menschen ein.

Man sieht, daß auch diese weltlichen Feste eine religiöse Färbung hatten. Ueberhaupt verstanden Magistrate und Fürsten der Vorzeit das Volk ruhig und zufrieden zu erhalten. Schon die alten Römer sagten: „Panem et circenses, — wohlfeile Lebensmittel und feierliche Schauspiele.“ Man sollte dem Volke keine verkömmliche Freude verderben.

2. Meine ersten schriftstellerischen Versuche, Heimkehr und erste Anstellung.

In die Zeit meines Aufenthaltes im Konvikte zu Tillingen fallen meine ersten, freilich höchst unbedeutenden schriftstellerischen Versuche. Es bestand nämlich in dieser Anstalt für künftige Kleriker auch ein Pensionat für andere Studirende. Diese letztern wünschten zur Faschingszeit ein Schauspiel aufzuführen und ersuchten mich, es zu dirigiren. Die erste Schwierigkeit aber war, für dieses kleine Haus-theater ein geeignetes Stück ausfindig zu machen. Von den gedruckten Schauspielen, die ich kannte oder durch-

ging, war keines anwendbar; nur ein altes Manuscript, das mir, ich weiß nicht woher gebracht wurde, schien mir tauglich, jedoch mit großen Abänderungen, indem der Hausordnung gemäß keine Frauenzimmer auf dem Theater erscheinen durften, und weil viele der Theiligten auch Rollen zu erhalten wünschten; unter anderen sollten zwei junge Grafen, beinahe noch Kinder, in dem Schauspieler auftreten. Das Stück mußte daher gänzlich umgearbeitet werden und so entstand ein beinahe ganz neues Schauspiel in drei Akten. Der alte Titel „Der Wohlthätige“ wurde beibehalten, so auch das Wesentliche der Begebenheit, oder wie man zu sagen pflegt, die Fabel. Bei der Hauptperson, einem ausnehmend wohlthätigen Manne, finden sich sehr viele Bedrängte ein. Der vorzüglichste aus ihnen ist ein Greis mit seinen zwei Enkeln, die er zu sich genommen, weil deren Mutter gestorben und der Vater, ein Seeoffizier, wie man glaubte, umgekommen war. In dem Hause des edeln Menschenfreundes finden und erkennen Großvater, Söhne und Enkel sich wieder. Ich war bemüht, nach dem Horazischen *Omne tulit punctum etc.* dem Ganzen eine nützliche Tendenz zu geben; auch freute es mich, bei Vorlesung des Stückes, bei dem Zusammenlesen der einzelnen Rollen, bei den öftern Proben mich von Jünglingen und Knaben umgeben zu sehen und ihnen manches Nützliche und Heilsame sagen zu können. Bei der Aufführung erschien ein

sehr ansehnliches Auditorium: eine gräßliche, sehr edle, mit den zwei jungen Grafen verwandte Familie, Regierungsräthe, Offiziere, Professoren, alle Alumnen und so viele Studirende als Platz finden konnten. Der erste Akt enthielt die Einleitung oder, wie man zu sagen pflegt, die Exposition; im zweiten Akte erregte ein schlauer Betrüger, der entlarvt wird, allgemeines Gelächter und Händeklatschen; bei den Wiedererkennungsscenen im dritten Akte flossen viele Thränen. Dieses kleine Schauspiel besitze ich nicht mehr. Ich habe es einer andern lateinischen Schulanstalt gelehnt und nicht mehr zurückerhalten. Daher nahm ich mir vor, kein Manuscript, von dem ich keine Abschrift habe, mehr auszuleihen, welchen Vortag ich auch hielt.

Sonst machte ich in meinen freien Stunden, da das Büchleinschreiben nun einmal in mir steckte, allerlei schriftstellerische Versuche. Ich schrieb ein Büchlein für meine Schwester Franziska, das verschiedene ganz kurze Aufsatze enthielt, die für junge Frauenzimmer lehrreich und unterhaltend seyn konnten, ließ es zierlich binden und machte es ihr zum Geschenke. Ich sammelte aus den Kirchenvätern Gleichnisse, die ich mir nach meiner Art etwas ausmalte und die von vielen meiner Mitalumnen abgeschrieben wurden. Mein ehemaliger Koftherr, Buchbinder Speck, der zu Lauringen eine Buchdruckerei errichtet hatte, brachte mir ein Manuscript, das ihm bloß zum Drucke, nicht zum Verlegen übergeben

worden. Er bat mich, die vielen Schreibfehler darin zu verbessern. Der Inhalt des Büchleins war gut, es wimmelte aber von Fehlern nicht nur gegen die Orthographie, sondern auch gegen die Sprachrichtigkeit so sehr, daß der Sinn gar oft nicht leicht zu enträthseln war und daß ich mich genöthigt sah, es ganz umzuschreiben. Erst nach einigen Jahren fand ich, das Büchlein sey aus dem Latein übersetzt. Mit leichter Mühe hätte ich es selbst übersetzen können. Der Uebersetzer war Beichtvater eines Frauenklosters und die Klosterfrauen waren über das Büchlein so erfreut, daß sie mir ein ganzes Schoß Pfefferkuchen überschickten. Diese waren das Honorar, welches meine kleine Schriftstellerei mir einbrachte.

Den 17. August 1791 wurde ich zum Priester geweiht und kehrte in meine Vaterstadt Dinkelsbühl zurück, um daselbst meine Primiz zu feiern. Der Augenblick ist mir unvergeßlich, in dem ich in das arme Wittwenstübchen meiner innigst geliebten, viel geprüften Mutter trat, sie in meine Arme schloß und ihr den priesterlichen Segen ertheilte. Wie glücklich, ja selig fühlte sich die gute Mutter, mich den ältesten Sohn am Ziele meiner Studienlaufbahn zu erblicken! Wie freudig drängten sich die lieben Geschwister herbei, um mich zu begrüßen und mir Glück zu wünschen! Thränen der süßesten Rührung und des heissesten Dankes gegen Gott wurden von Mutter und Kindern geweint.

Von meiner Primiz, deren Feierlichkeit durch Sailer's ergreifende Rede noch erhöht wurde, habe ich bereits im zweiten Bändchen der Erinnerungen gesprochen.

Die schöne, gehaltreiche Rede, welche Sailer dabei hielt und die einen werthvollen, ergänzenden Beitrag zu diesen Erinnerungen bietet, mag hier die verdiente Stelle finden. *)

P r e d i g t

gehalten in der katholischen Pfarrkirche zu Dinkelsbühl, als Christoph Schmid am 28. August 1791 seine erste heilige Messe las.

„Zieh dankbar zu Allem, denn das ist der Wille Gottes
in Christo Jesu an Euch.“ 1. Theil. S. 19.

Viele haben sich auf diesen Tag gefreut, und haben sich lange voraus gefreut, und unter diesen Vielen bin auch ich, und ich schäme mich nicht, es hier öffentlich und vor allem andern zu sagen, daß ich mich auf diesen Tag von ganzem Herzen gefreut habe. Denn da ich einen würdigen Geistlichen unter die größten Geschenke des Himmels rechne, und da ich alle Ursache habe, den, der heute das Erstmal hier in diesem alten, schönen Tempel dem christlichen Volke dargestellt wird, als einen würdigen Geistlichen anzusehen; da mich noch überdies die Für-

*) Worte des Herausgebers.

sehung auf mancherlei Weise in eine nähere Verbindung mit ihm gebracht hat: so brauche ich mein Recht und setze den heutigen Tag von Rechtswegen unter diejenigen, die mir als Festtage meines Herzens ewig unvergesslich seyn werden.

In dieser Empfindung hoffe ich mit den meisten meiner Zuhörer zusammen zu treffen und vielleicht sind sie, wie ich, zur Freude und Dankbarkeit gestimmt. In dieser Empfindung kam mir das Wort eines recht würdigen Geistlichen, den Jesus dazu gemacht, in den Sinn, und ich kann es nicht aus meiner Seele schaffen:

„Seyd dankbar in Allem; denn das ist der Wille Gottes in Christo an Euch.“

Dankbar wollen wir seyn, meine Lieben, und wollen dankbar seyn, weil es Gottes Wille ist, und wollen dankbar seyn, weil es Gottes Wille ist, den uns Jesus verkündigt.

Ein würdiger Geistlicher ist eine große Wohlthat Gottes, und ist eben darum unsrer großen Dankbarkeit würdig.

Um diese Wahrheit, von der mein Herz jetzt durchdrungen ist, in das Gute hineinzu legen, will ich nach meinem Vermögen zeigen:

I. Daß ein würdiger Geistlicher eine große Wohlthat Gottes sey.

Ghr. v. Schmid Erinnerungen 3. B.

3

II. Wie wir unsere Dankbarkeit für diese Wohlthat bezeigen können und sollen.

III. Wie insbesondere ein würdiger Geistlicher für das, was er ist, seine Dankbarkeit beweisen könne und solle.

Der Vater aller Geister, zu dessen Ehre wir erschaffen sind; den wir nicht würdig verehren können, wenn wir nicht seinen Willen thun; der durch Jesus, seinen Sohn, durch die Apostel Jesu Christi, durch die christliche Kirche, durch würdige Geistliche, durch alle gute Menschen seinen Namen auf Erden verherrlicht, und seinen Willen verkündet, — lasse auch in dieser Stunde seinen Namen verherrlicht, seinen Willen verkündet, seine Ehre befördert werden! Kein Zuhörer, er sey aus Neugier oder reiner Liebe der Wahrheit in diese Kirche hereingekommen, keiner gehe ungerührt, ungebeßert hinaus: darum bittet dich, Vater aller Geister, der neue Priester deines Namens, und alles Volk spreche Amen!

I.

Ein würdiger Geistlicher ist eine große Wohlthat.

Wer für sich selbst nach dem Geiste und nicht nach den fünf Sinnen lebt, und andere mit Wort, That, Kraft nach dem Geiste und nicht nach den fünf Sinnen leben lehrt, und also an den Menschen

die Stelle Jesu vertritt, dessen Lehre, dessen Beispiel, dessen Kraft verkündet, der ist ein würdiger Geistlicher; ein Geistlicher, weil er nach der Bestimmung des unsterblichen Geistes lebt; ein würdiger, weil er das große Maas seines Namens ausfüllt.

Ein solcher Geistlicher ist 1) eine große Wohlthat für das Volk, das an ihm einen Mitarbeiter an seiner Seligkeit erhalten wird.

Es giebt in dem christlichen Volke so viele Kinder, die Gott nicht kennen; diese wollen einen Freund haben, der sie den himmlischen Vater kennen lehrt, und vor den Gefahren dieses Lebens bewahrt, und vor den Dornen der Sünde vorbeiführet. Dieser Freund ist ein würdiger Geistlicher, der den Kleinen das Brod bricht, und sie zu Jesus führet, und durch Jesus zum Vater. Ein würdiger Geistlicher ist wie Jesus, nimmt die Kinder liebevoll auf, also eine Wohlthat für das Volk.

Es giebt in dem christlichen Volke viele geängstigte Seelen. Sie möchten ihrer Sünden gerne los und recht fromm und denn auch ruhig werden und haben keine Hand, die die Bande der Sünde zerschlägt, und Balsam in die Wunden legt, und Ruhe in das Herz. Diese Hand ist für sie ein würdiger Geistlicher, der sie zur Erkenntniß und Bekenntniß der Sünden bringt, gegen die Sünde streiten und die Sünde besiegen, und in den Erbarmungen Gottes und in der Kraft des heiligen Geistes Vergebung

ihrer Sünden und ewiges Leben finden lehrt und finden hilft. Ein würdiger Geistlicher nimmt die Sünder, wie Jesus, liebevoll auf — ist also eine große Wohlthat für das Volk.

Es giebt in dem christlichen Volke einige, die blind und ohne Angst in ihrer Sünde fortleben, und an Gott, an die Ewigkeit, an das Gericht nicht einmal denken. Diese Unglücklichen haben eine starke Stimme, die sie von ihrem Todeschlaf aufweckt, nöthiger, als das tägliche Brod. Eine Stimme, die laut ausruft: Gott ist Richter der Menschen, wer sich von seiner Barmherzigkeit nicht bessern läßt, fällt seiner Gerechtigkeit in die Hände. Eine Stimme, die laut ausruft: Wehe dem Geizigen, der in der Sünde stirbt! Er dient nur dem todtten Geld — kann also Gottes, des lebendigen, Angesicht, nicht schauen. Eine Stimme, die laut ausruft: Wehe dem Wollüstigen, der in der Sünde stirbt! Er dient der Fleischeslust — kann also das reinste Wesen, Gott nicht schauen. Eine Stimme, die laut ausruft: Wehe dem Hochmüthigen, der in der Sünde stirbt! er dient nur dem falschen Gözen der Ehre — kann also den wahren Gott nicht schauen. Diese Gottesstimme ist ein würdiger Geistlicher, der sich nicht scheut, den Mächtigen, den Reichen, den Heuchlern, den Ruchlosen die unangenehmste Wahrheit zu verkünden, wie sie Jesus lehrte — ist also eine Wohlthat für das Volk.

Es giebt in dem christlichen Volke Rathbedürftige, die Rath, Unwissende, die Licht, Verirrte, die Wegweisung, Sorglose, die Erschütterung, Leichtsinrige, die Warnung, Freyer, die Bestrafung, Kranke, die Trost, Sterbende, die Stärkung bedürfen. Ein würdiger Geistlicher ist ein Werkzeug, durch das Gott Rath, Licht, Warnung, Bestrafung, Trost Stärkung in der Gemeinde werden läßt — also eine Wohlthat für das Volk.

Ein würdiger Geistlicher ist 2) eine große Wohlthat für seine würdigen Mitgeistlichen.

Die Geistlichen haben den schönen Beruf der Engel — dem Bösen zu wehren; müssen wachen und streiten, daß die wilden Thiere, die Leidenschaften, den Garten Gottes — das Geschlecht der Menschen nicht noch mehr verwüsten. Es muß also den würdigen Geistlichen ein neuer Wächter, ein neuer Mitstreiter, der sich zu ihnen mit frischem Muthe und neuen Kräften gesellt, willkommen seyn: wie den Kriegern, die das Feuer der Schlacht schon lange ausgehalten haben, eine neue Mannschaft, die sie verstärkt, willkommen ist. O ihr lieben Brüder und Freunde! laßt uns Eines Sinnes und Herzens seyn — laßt uns, Glied an Glied, fest aneinander halten, damit uns das Verderben nicht übermanne und freien Eingang in die Heerde Gottes finde! Laßt uns nicht müde werden, den Uudauß der Welt zu tragen, um die Welt — die, welche sich noch ret-

ten lassen — selig zu machen! Laßt uns den Muth nicht verlieren, denn Jesus Christus sorgt väterlich für seine Kirche und bereitet uns im Stillen — manche Hülfe — in neuen würdigen Geistlichen zu. Seht hier einen neuen Mitarbeiter, der die Last des Tages nicht scheuen und mit seinen Schultern untertreten wird, um sie euch zu erleichtern.

Ein würdiger Geistlicher ist 3) eine große Wohlthat für seine Verwandte und Freunde.

Ein würdiger Geistlicher ist ein Segen für Viele, wie ein Strom, aus dem Völker trinken; aber zunächst ergießt sich das Brünnelein Gottes, die Quelle des Stromes, für die, die ihm am nächsten stehen. Diese sind die Verwandten und Freunde. — Die Mutter, die da gebären soll, hat viele Wehen; aber, sagt unser heiliges Evangelium, aber wenn das Kindlein geboren ist, so freut sich die Mutter, und denkt nicht mehr an die überstandene Angst und alle Wehen sind vergessen. Diese Mutterfreude wird heute der Mutter meines Freundes auf eine ganz vorzügliche Weise, — denn, wie mußte dir, fromme Mutter, zu Herzen gewesen seyn, als vor acht Jahren deinen noch lebenden neun Kindern der Vater wegstarb? Du standest unter ihnen, mit Thränen überwonnen, und sahst nicht, wie du sie ernähren könntest. Der, den du heut am Altare siehst, war der älteste aus den neun Waisen . . . das war ein Abgrund von Angst, und du hattest diese acht Jahre

oft in diesem Abgrunde geschmachtet. Du trauest dir kaum zu wünschen, was heut geschieht. Du konntest nichts als bethen, arbeiten, hoffen, weinen und sparsam seyn — und sieh! Gott sah auf deine Thräne herunter, und er trat bei deinen Kindern an die Stelle ihres verstorbenen Vaters, weckte wohlthätige Herzen auf, die die Last der Erziehung mit dir theilten, und es hat bis auf diese Stunde keines deiner Kinder Noth gelitten. Ein benachbartes Stift, ein frommer Bischof, ein anderer wohlthätiger Edelmann, ein edler Mann, den ich meinen Herzensfreund nennen darf, und viele Gegenwärtige, die ich nicht nennen kann, weil ich sie nicht kenne, und nicht nennen dürfte, um ihre Bescheidenheit nicht zu kränken, halfen zusammen, um dir die Witwen- trauer und Mutterforge zu mildern. Und damit die Freigebigkeit guter Menschen sicherer gereizt würde, kleidete der Vater der Menschen deine Kinder mit der schönen Farbe der Unschuld, und belohnte den Wohlthätern ihre Gaben mit dem besten Danke, mit dem Wohlverhalten deiner Kinder. So freue dich denn, du gute Mutter und schäme dich der Freudenthränen nicht, und danke Gott für den Segen, den du heut erlebst.

O, der Reichthum ist es nicht, was die Kinder glücklich macht; denn hättest du bei dem Absterben deines Mannes Geld gehabt, so viel diese große Stadt nicht fassen kann — hättest aber deinen Kin-

bern die Gottesfurcht nicht in das Herz gelegt; so würde sie das Geld nur elend gemacht, und wir würden heut kein Fest des Dankes zu feiern haben. Und die Ehre vor Menschen ist es auch nicht, was die Kinder glücklich macht. Denn hättest du die Ehre aller Fürsten und Großen der Erde, hättest aber deine Kinder nicht in der heiligen Gottesfurcht erzogen, so würde sie der Glanz der Ehre nur noch elender gemacht haben. Und Ueberfluß an Speise und Trank und Lust der Sinne ist es auch nicht, was die Kinder glücklich macht. Denn hättest du den Ueberfluß und die Lust aller Welt, hättest aber deine Kinder nicht in der heiligen Gottesfurcht erzogen, so würde sie der Ueberfluß und die Lust der Sinne nur recht elend gemacht haben. Wenn Gott eine Familie segnen will, so erhält er in ihr die heilige Furcht seines Namens, und sie ist mit dem besten Segen gesegnet. Freuet euch mit eurer Mutter, ihr Kinder Alle! denn ihr seht nun an eurem Ältesten Bruder, daß, wer Gott zum Vater hat, reich genug, und daß, wer auf Ihn vertraut, selig ist. So haltet euch denn an Gott, wie euer ältester Bruder, und vertraut auf Gott allein, und bewahrt das Heiligthum der Unschuld noch ferner, und vollendet die Freude eurer Mutter. Noch mehr: euer Bruder ist, nach allem Anschein von der Fürsorgung bestimmt, nicht bloß euer Beispiel — er ist bestimmt, auch euer Wohlthäter zu seyn.

Bittet Gott, daß er ihn auf dem betretenen Wege festhalte, zum Heile vieler und zu eurem zeitlichen und ewigen Wohlsenn. — Zwar fehlen dem heutigen Festtage zwei Brüder — das Wasser taubte sie voriges Jahr der heutigen Freude — nicht das Wasser — Vater! deine Weisheit nahm sie zu sich, wie die, welche vor dem Vater gestorben sind, damit du sie dir selbst in einer bessern Welt erziehen könntest, und der Mutter eine Last abgenommen würde und in dieser bessern Welt freuen sie sich gewiß mit uns, zwar unsichtbar, aber doch lebendig, und in Gottes Hand nicht unglücklich! Sie freuen sich gewiß. Denn alle gute Geister, alle heiligen Engel freuen sich Gottes und alles Guten, davon sie Erkenntniß haben... Doch ich eile von diesem Gegenstande hinweg, um nicht in den Kelch der Freuden gegen Absicht etwas Bitterkeit zu mengen.

Also: ein würdiger Geistlicher ist eine große Wohlthat.

II.

Wie wir unsere Dankbarkeit dafür beweisen können.

1) Ihm dankbar zu seyn, ehre, liebes Volk, Gott in deinen Geistlichen.

Denn nur Gott ist es, der würdige Geistliche bilden kann; Gott ist es, der Menschen durch Menschen leitet; Gott ist es, der seinen Willen durch

Menschen verkündet und durch Menschen vollbringer; Gott ist es, der durch Werkzeuge wirkt, und auch in seinen Werkzeugen geehrt seyn will.

Ehre Gott in deinen Geistlichen, denn nachdem die Christen sogar in ihren Feinden Gottes Ebenbild noch ehren sollen: um wie vielmehr sollen sie Gottes Ebenbild in denen verehren, die ihnen im Namen Gottes wohlthun.

Ehre Gott in deinen Geistlichen, denn sie sind Diener Gottes zu deinem Heile.

Ehre Gott in deinen Geistlichen, denn die Wahrheit, die sie verkünden, ist Gottes Gabe, das Evangelium, das sie nach dem Beispiele der Apostel predigen, ist ein Evangelium Gottes.

Ehre Gott in deinen Geistlichen, denn der Gottesdienst kann nicht bestehen in einem Volke, das die Priester Gottes nicht ehrt.

Ehre Gott in den Geistlichen, denn die Verachtung der Geistlichen befördert die Verachtung des Christenthums, und die Verachtung des Christenthums macht die Sitten der Menschen noch auflässiger und zuchtloser, und die vermehrte Zuchtlosigkeit bringt noch mehr Jammer in die Welt.

Ehre Gott in den Geistlichen, denn du ehrest dich, wenn du das Gute ehrest, und du verachtest dich selbst, wenn du die Ehre dem entziehst, dem Ehre gebühret.

Zwar sind nicht alle Geistliche, was sie seyn

sollten. Aber wenn du den Mann in seinem Amte nicht mehr ehren kannst, so ehre das Amt in dem Manne; ehre seine schöne Bestimmung in ihm; ehre deine heilige Religion in ihm, zu deren Vertheidigung er bestimmt ist; ehre Gott in ihm, der ihn zur Verantwortung ziehen wird. Ehre ihn um der bessern Geistlichen willen, auf die unverdiente Verachtung zurückfallen muß, wenn die Verachtung immer allgemeiner wird.

2) Um dankbar zu seyn, empfangе das Wort der Wahrheit aus dem Munde der Geistlichen als Gottes Wort und bewahre es, und laß es Frucht bringen — als Gottes Wort.

Das heißt für die große Gabe eines würdigen Geistlichen dankbar seyn — den Willen dessen, der uns einen würdigen Geistlichen geschenkt, mit Freude thun.

Wenn also der Priester dem Trägen zuruft: arbeite, denn wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen; so soll der Träge dieß Wort aus dem Priester-munde anhören, in sein Herz graben, und Frucht bringen lassen; soll auf dieß Wort hin arbeiten, als wenn er es aus dem Munde Jesu Christi hörte; — denn es ist wahres Wort Gottes.

Wenn der Priester dem Ungerechten zuruft: gieb zurück, was nicht dein ist; so soll der Ungerechte dieß Wort aus dem Priester-munde anhören, in sein Herz graben, und Frucht bringen lassen — auf dieß

Wort hin das fremde Gut zurückgeben, als wenn er das Wort aus dem Munde Jesu Christi hörte — denn es ist wahres Wort Gottes.

Wenn der Priester dem Lieblosen zuruft: gib dem, der von dir begehrt, sey ein Sachwalter des Armen, und tröste die Wittwe; so soll er dies Wort aus dem Priester-munde anhören, in sein Herz graben, und Frucht bringen lassen, soll auf dies Wort hin geben, retten, trösten, als wenn er es aus Christi Mund hörte — denn es ist wahres Wort Gottes.

3) Um dankbar zu seyn, sieh auf das Beispiel des würdigen Geistlichen, und mache es nach.

Das Licht stellt man auf den Leuchter, damit, die im Hause sind, sehen. Gott stellt würdige Geistliche in der Gemeinde auf, damit, die im Hause Gottes sind, das Gute an ihnen sehen und nachmachen. „Lasset euer Licht leuchten unter den Menschen, damit sie eure Werke sehen, und den Vater preisen, der im Himmel ist.“ So wie der Priester die Pflicht hat, Gutes zu thun, um seiner Lehre Eingang und Nachdruck zu verschaffen; so hat das Volk die Pflicht, dem Guten, das der Priester thut, Aug und Herz zu öffnen und sich von demselben zur Nachahmung reizen zu lassen. Wenn der Führer der Herde auf dem Weg des Heils vorangeht, so muß die Herde in seine Fußstapfen treten, um zum Ziele zu kommen. Aber ach! das Nachfolgen ist für das Volk gerade so

schwer, wie für die Führer das Vorgehen: wie leicht und schnell sehen die Augen das Böse, das Schwache an dem Vorgehenden, und wie selten, und wie träge blicken sie auf das Gute?

4) Um dankbar zu seyn, erleichtere deinen Geistlichen ihr schweres Amt durch Vertrauen und Gürbitte.

Durch Vertrauen: denn ohne Vertrauen wird in aller Welt nichts Gutes ausgerichtet. Die Aeltern können die Kinder nicht zum Guten erziehen, wenn die Kinder nicht auf ihre Aeltern vertrauen; die Lehrer können ihre Lehrlinge nicht fortbilden, wenn die Lehrlinge nicht auf ihre Lehrer vertrauen. Wie sollen wir Geistliche eure Wunden heilen, wenn ihr sie uns nicht aufdecket, und wie werdet ihr sie uns aufdecken, wenn es euch an Vertrauen fehlt, daß wir Lust und Kraft haben sie zu heilen?

Durch Gürbitte: was können wir schwache Menschen, ohne Gott? Bethet also für uns zu Ihm. Unser Pflanzen nützet nichts — unser Begießen nützet nichts, wenn Gott das Gedeihen nicht giebt, und dieß Gedeihen giebt nur Er. Wie sollten wir Gottes Wort aussprechen, wenn er es nicht auf die Zunge leget? Wie sollten wir das Auge zu Thränen aufschließen, wenn er das Herz nicht erweicht? Wie sollten wir Eintracht in den Familien, Friede in den bürgerlichen Gesellschaften, Ruhe von außen, Sicherheit von innen erhalten, wenn Gott, der ein Gott der Ordnung ist, Eintracht, Friede, Ruhe, Sicherheit nicht

aufrecht hält? Wie sollten wir die heilige Religion und ihre Schwester, die Gerechtigkeit, festhalten, daß sie nicht von unseren Thorheiten verdrängt werden, wenn Gottes Erbarmung sie nicht festhält? Wie sollten wir den größten Feind aller Glückseligkeit, den jeder Mensch in sich hat, die Eigenliebe in uns und in andern Menschen unterdrücken und überwinden können, wenn Gott nicht — die Liebe zu Ihm in uns und andern entzündet? Was hilft das Schreien aller Prediger, wenn der Geist Gottes nicht das Herz rühret, indem der Schall an das Ohr schlägt?

Wenn nun aber die Geistlichen in Besserung der Menschen nichts vermögen, solange das Volk nicht auf sie vertraut und Gott ihre Bemühungen nicht segnet: so öffnet euer Herz der Wahrheit, und stehet zu Gott, daß er sie an euch kräftig mache.

III.

Wie der würdige Geistliche seine Dankbarkeit bezeugen könne und solle.

Er strebet stets alles Gute zu thun, das er kann,
und um es zu können, so sucht er immer zu wachsen
in der Demuth,

in dem Vertrauen auf Gott,

in der lauterer Liebe zu den Menschen —

wie die heiligen Apostel, und alle würdige Geistliche,
und unter diesen Augustinus, dessen Festtag heut die

Kirche feiert, in Demuth, im Vertrauen und in Liebe Gutes gethan haben.

Und das ist es eigentlich, was ich mir und den jungen Geistlichen, deren Bildung mir zum Theile anvertraut ist, täglich nahe lege; und das ist es eigentlich, wovon ich mit dir, lieber Freund, am öftesten geredet habe.

Und das ist es eigentlich, worin du dich vor Vielen ausgezeichnet, und was dich meinem Herzen so theuer gemacht hat. Und das ist es eigentlich, was ich dir auch heute nochmal in die Seele legen möchte, und womit ich den Unterricht, den ich dir gegeben habe, öffentlich beschliese; denn von nun an sind die Verhältnisse des Lehrers und Hörers zwischen uns aufgehoben.

Gott gab dir einen Verstand, der helle, und ein Herz, das des Guten empfänglich ist. Jener Verstand und dieses Herz haben durch Erziehung, Armuth, Leiden, Erfahrung, Fleiß, Nachdenken, Freunde und Gottes allbeherrschenden Geist eine schöne Richtung zum Guten genommen. Du hast auch schon in mehreren Pfarrgemeinen Probepredigten gehalten, nicht ohne Nährung deines Herzens und deiner Zuhörer. Du wirst, wie ich hoffe, immer mehr Gutes stiften und selbst immer besser werden. Aber sieh, wie könntest du immer besser werden, und Gutes stiften ohne Demuth? Von Gott kommt alles Gute, und zu Gott muß alles Gute zurückführen; wie

könntest du nun immer Gutes aus der Quelle nehmen, wenn du nicht deine Dürstigkeit anerkanntest — ohne Demuth? Wie könntest du alles Gute aus die Quelle zurückführen, wenn du nicht diese Quelle allein verherrlichtest — ohne Demuth? Diese Demuth, die bisher deine Zierde war, sey nun deine liebste Tugend. Wirf du immer den Schleier der Bescheidenheit auf deine Gaben, Gott wird ihn zu seiner Zeit wegheben — wenn es ihm gefällt. Du wirst es — denn ich kenne dich, oder besser: Gott ist mit dir.

Wie könntest du immer besser werden und Gutes stiften, ohne Vertrauen auf das allerbeste und allergütigste Wesen? Voll Mißtrauen auf dich, wo fändest du Kraft, außer in der Allmacht? Vertraue also, und vertraue mit ganzer Seele auf den, der dich bisher geleitet. Es wacht ein Vaterauge über dich, sieh du stets auf dieses Auge hin und vergiß nie, alles, was du thust, wie vor diesem Auge zu thun. Dieses Vertrauen, das bisher dein Führer war, sey es auch in Zukunft — halte dich an den Allmächtigen. Du wirst es — denn ich kenne dich, oder besser: Gott wird immer mit dir seyn.

Wie könntest du endlich immer besser werden, und immer mehr Gutes stiften — ohne die lautere Liebe gegen die Menschen? Wie Jesus starb für die Menschen, weil er sie lieb hatte, so mußt du auch bereit seyn, Speise, Trank, Bequemlichkeit und selbst dein Leben zu opfern, zum Besten der Menschen.

Was kann dich aber zu dieser Aufopferung bereit machen, als die heilige Liebe? Diese Liebe, die uns Jesus lehrte und die bleiben wird, wenn Glaube und Wissenschaft aufhören werden; diese Liebe, die auch die loben, welche sie nicht haben, sey die Seele aller deiner Arbeiten. Fahre fort, alle Eigenliebe in dir männlich zu bekämpfen, um der heiligen Liebe des Nächsten immer mehr Platz zu machen. Du wirst es — ich kenne dich, oder besser: Gott, die Liebe, wird dich lieben lehren.

Und nun gehe hin an den Altar und opfere ich dem himmlischen Vater, und vergiß nicht zu bitten, für die ganze Welt, für die christliche Kirche, für unser deutsches Vaterland, für diese Stadt, für deine Verwandte und Freunde und für uns Alle, und bitte um das, wofür ich im Eingange gebeten habe: Laß kein Einziger ungerührt aus der Predigt gehe — kein Einziger!

Nach meiner Primiz wollte ich noch einige Tage in meiner Vaterstadt verweilen. Denn seit meiner Ankunft hatte ich sogar mit meiner Mutter nur wenig reden können. Denn es bestand der alte, schöne Gebrauch, daß ein neugeweihter Priester, von einem ältern Geistlichen begleitet, jedes auch das geringste Haus besuche, die Einwohner zur Primiz lade, und ihnen den priesterlichen Segen ertheile.

Da gab es denn manchen, sehr rührenden Auftritt. Die meisten Familien kannten mich schon als kleinen Knaben; einige befanden sich in bemitleidwerthen Umständen. Hie und da war der Vater oder die Mutter krank, die ich dann tröstete und auch segnete, und dabei selbst sehr gerührt wurde. Von den zwei Bürgermeistern und den Rathsherren wurden nicht nur die katholischen, sondern, dem Herkommen gemäß, auch die evangelischen zur Primiz eingeladen. So schön, tröstlich und erfreulich dieses Alles für mich war, so hatte diese Wanderung durch die ganze Stadt doch viel Anstrengendes und Ermüdendes. Ich sehnte mich herzlich, bei meiner Mutter und in Mitte meiner Geschwister und nächsten Anverwandten einige ruhigen Stunden zu genießen. Ueberdies lud mich der Präsident von Ruoesch, der Morgens mit Sailer gekommen war und gegen Abend wieder mit ihm abfuhr, ein, nach Dettingen zu kommen, indem Sailer noch vieles mit mir zu reden wünsche. Ich begab mich also dahin und mußte ein paar Tage länger bleiben, als ich im Sinne gehabt.

Da ich wieder nach Dinkelsbühl zurückkam, sagte mir meine Mutter, daß der Vater Prior und noch ein Vater des Karmelitenklosters mich zur Festpredigt auf Mariä Geburt eingeladen hätten. Auch der Benefiziat Mayer habe ihr gesagt, ich solle doch nach meiner Rückkunft augenblicklich zu ihm kommen, er habe nothwendig mit mir zu reden.

Als ich in das Zimmer trat, rief er mir entgegen: „Nun was ist's? Werden Sie auf Mariä Geburt predigen?“ Ich sagte: „Ich weiß es noch nicht. Da es nur mehr ein paar Tage bis dahin ist, so hat man wahrscheinlich schon einen andern Prediger eingeladen.“

„Dacht ich mir doch,“ sagte er, „Sie werden wahrscheinlich keine marianischen Predigtbücher bei Ihnen haben. Damit kann ich dienen.“ Er langte ein Buch aus dem Schrank, blies den Staub davon ab und gab es mir in die Hand. Ich durchblätterte es und sagte: „dieses Buch kann ich nicht brauchen.“ Er gab mir ein anderes. „Dieses,“ sagte ich, „ist mehr witzig, als andächtig.“ Es war darin gesagt, das Wort Eva heiße rückwärts gelesen Ave. Die Fische seyen bei der Sündfluth nicht ertrunken, weil das Wort Meer auf lateinisch Maria heiße, und dieser Name sie beschützt habe. Er reichte mir ein drittes und sagte: „Das wird Ihnen zu spizig seyn.“ „Allerdings,“ sagte ich, „und den Zuhörern würde es noch spiziger vorkommen.“ „Sie wollen also nicht predigen?“ sprach er. „Warum nicht?“ sagte ich. „Woher wollen Sie denn eine Predigt nehmen?“ fragte er. „Aus dem neuen Testamente,“ antwortete ich. „Was,“ rief er, „das ist höchst seltsam. Ich werde die Predigt auch anhören. Ich bin neugierig was da herauskommen wird.“ Er verbreitete als eine Neuigkeit, der Herr

Primiziant wolle, ohne ein Buch zu haben, bloß aus dem neuen Testamente seine Predigt herausbringen. Ich wählte das Thema: Maria ist unserer Verehrung würdig; unsere Verehrung sey aber auch Marias würdig, und bewies dieses aus dem neuen Testamente.

Der Geistliche, der es für unmöglich gehalten, aus dem neuen Testamente, ohne ein anderes Buch, eine Predigt zu machen, gestand nun selbst, er habe es nicht gewußt und geglaubt, wie leicht und gut dieses geschehen könne. In der That hat Sailer seine Schüler mit der heiligen Schrift so vertraut gemacht, daß sie daraus ohne große Mühe eine Predigt zu schöpfen wußten, die wahr und klar und anwendbar für das christliche Volk ist.

Außerdem wurde ich noch eingeladen, am Dankfeste für die reiche, glücklich eingebrachte Aerndte in der Stadt-Pfarrkirche zu predigen. Es traf sich gerade das schöne Evangelium, an dem ich von jeher eine besondere Freude hatte, von den Lilien, die der Vater im Himmel kleide, und von den Vögeln, die er ernährt. Es lag sehr nahe, davon zu reden, wie der Vater im Himmel uns einen neuen Beweis gegeben, wie liebevoll Er auch für uns sorge, uns nähre und kleide, indem Er Getreide und Flachs so gut gerathen ließ. Wir sollen daher Ihm für seine reichlichen Gaben recht von Herzen danken; wir sollen auf Ihn vertrauen und uns nicht mit

unnützen Sorgen plagen; wir sollen von dem Ueberflusse, den Er uns schenkt, den Dürstigen mittheilen, sie nähren und kleiden; wir sollen das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit unsere erste Sorge seyn lassen und reichlich aussäen, um uns eine glückselige Aernste vorzubereiten für die Ewigkeit.

Es hatte sich bei dieser Predigt eine überaus große Anzahl katholischer und evangelischer Zuhörer eingefunden. Alle hörten die Predigt mit Rührung, weil sie ganz aus dem Evangelium und ihren Herzen genommen sey.

Der Tag war inzwischen gekommen, an dem ich meine Vaterstadt, Mutter und Geschwister, Anverwandte und Freunde verlassen mußte. Ich wußte nicht, wohin mich der Herr berufen werde, in seinem Weinberge zu arbeiten. Ich hatte noch keine Kaplanstelle. Der Abschied war nicht ohne reichliche Thränen.

Vorerst mußte ich noch, wie jeder junge Geistliche, der als Alumnus nach Tillingen kam, mich in das Priester-Seminar zu Pfaffenhausen begeben, um da ein Examen zu bestehen, eine Probepredigt zu halten, und in die Ceremonien der Liturgie mehr eingeübt zu werden.

Ich machte diese Reise zu Fuß. Als ich in dem schönen Mindelthale weit hinaufgegangen war, und das Seminar nicht mehr weit entfernt seyn konnte, fragte ich die Landleute, die auf dem Felde

arbeiteten, ob ich auf dem rechten Wege nach Pfaffenhausen sey. Sie sagten: „O ja wohl!“ und lächelten mitleidig. Ich fragte, warum sie lächeln? „Ha!“ antworteten sie, nicht zu meinem Troste: „man nennt halt Pfaffenhausen das geistliche Zuchthaus.“

Das war es aber in der That nicht. Der Regens Herr Köhle, ein ernster Mann, von großer Energie und ansehnlich von Gestalt empfing mich sehr freundlich. Von Sailer sprach er mit großer Verehrung. Mit meinem Examen war er sehr zufrieden. Ich hatte ein altes lateinisches Lehrbuch fleißig gelesen und beantwortete alle Fragen in der damaligen scholastischen Terminologie. Mit der Predigt, die Abends bei Tische im Speisesaal gehalten wurde, war er nicht minder zufrieden. Er trug mir auf, am künftigen Sonntage in der großen Pfarrkirche des Marktlebens Pfaffenhausen zu predigen, was für eine Auszeichnung galt. Am darauffolgenden Sonntage mußte ich noch einmal predigen. Der Regens sagte: „Es wird jetzt eine Reihe von Predigten über das Ganze der katholischen Religion gehalten werden. Die erste dieser Predigten soll zur Einleitung dienen, und dazu habe ich Sie auserlesen, weil Sie in Tillingen Sailers vortreffliche Religions-Collegien gehört haben.“

Geistlicher Rath Köhle zeigte sich als Regens überaus thätig, einsichtsvoll und klug. Die Meditationen, für die an jedem Morgen eine halbe

Stunde vorgeschrieben war, hielt er alle selbst, und trug sie laut, mit Eifer und Nachdruck vor. Seine Christenlehren, die er in der Pfarrkirche hielt, dienten den Seminaristen als Muster. In seinen Predigten war er zu polemisch und zu heftig, was für das zahlreiche Landvolf nicht geeignet und auch für die Seminaristen keineswegs nachahmenswerth war.

Eine besondere Gabe hatte er, die Predigten zu beurtheilen. Den Priestern sagte er, was er zu rügen hatte, unter vier Augen. Die Censuren der zahlreichen Seminaristen-Predigten las er öffentlich vor; sie waren sinnreich und mitunter sehr witzig. Ein Seminarist hatte auf kleinen Zettelschen sich Stellen aus den Kirchenvätern notirt. Das vorgeschriebene Thema und die Einteilung trug er genau vor, aber dann ohne Wahl verschiedene Sprüche. Der Censor sagte: „Diese Predigt kommt mir wie eine Potterie vor, in der sich außer wenigen Treffern lauter Fehler (Nieten) befinden.“

Der Lehrer der Liturgie Katterer war ein sanfter, bescheidener Mann. Wenn einer von uns Priestern einen Fehler machte, sagte er: „Verzeihen Sie, ich weiß nicht, ob dieses nur ein augenblickliches Versehen oder Gewohnheit ist! Es ist aber so zu machen.“

Der Repetitor Müller sollte Sallers Vorlesungen über Pastoral repetiren. Er wußte aber jedesmal etwas Tadelndes und Gehäßiges vorzubringen.

Einmal sagte er: „Da steht in dem Buche, man solle sich lieber an die festen Aussprüche der heiligen Schrift, als an ein schwankendes Compendium der Moral halten. Nun frage ich Sie, meine Herren, wo kommt im ganzen neuen Testamente ein Wort von einem Wildschützen vor? Was könnten Sie einem solchen, wenn er Ihnen beichtete, aus dem neuen Testamente sagen?“ Man hätte dem Herrn antworten können: daß man dem Verbote der Obrigkeit gehorchen müsse, daß man das Recht der Nebenmenschen nicht verletzen dürfe, daß die Verbrechen, wozu leidenschaftliches Wildschießen verleitet, Müßiggang, Vernachlässigung des Hauswesens, Diebstahl und Mord in zeitliches und ewiges Verderben stürzen.

Wenn ein Seminarist einen Fehler begangen hatte, so ließ ihn der Regens gewöhnlich Morgens nach der heiligen Messe rufen. Ich wurde nun eines Tages um diese Zeit zu ihm berufen. Ich wußte mich keines Vergehens gegen die Hausordnung schuldig und war begierig, was er mir zu sagen habe. Er sagte, eine sehr ansehnliche, edelmüthige Herrschaft, die er nannte, habe ihn ersucht, aus den vielen jungen Geistlichen, die er kenne, ihr einen Erzieher für ihre Kinder auszuwählen. Sie werde ihm die vollständigste, anständigste Verpflegung und drei hundert Gulden jährlichen Gehalt geben. Diese Summe solle ihm nach vollendeter Erziehung als

Pension bleiben, bis etwa eine von den Pfarreien ihres Patronats demselben lieber seyn sollte. Er habe im Sinne, mich vorzuschlagen. Was ich dazu sage?

Ich danke ihm für das gütige Zutrauen, das er in mich setze, und sagte, ich sey einzig aus dem Grunde geistlich geworden, um in der Seelsorge zu arbeiten. Auch würde der Unterricht sowie die beständige Aufsicht über die Kinder all' meine Zeit in Anspruch nehmen, die ich zu meiner eigenen Ausbildung höchst nothwendig habe. Ich bitte also, mich zu entschuldigen.

Als wir Seminaristen aus der Vesper kamen, stand der Regens unter seiner Zimmertür und rief mich herein. „Heute,“ sagte er, „ist Votentag. Wollen Sie nicht an Professor Saller schreiben und ihn um Rath fragen?“ „Ich bin ganz entschieden,“ sagte ich, „habe keinen Zweifel und bedarf keines Rathes.“

„Schlafen Sie noch darüber,“ sprach er. „Die Sache ist für Sie von Wichtigkeit. Sie haben noch keine Kaplanstelle.“ Denn damals, da es noch einen Ueberfluß an Geistlichen gab, war es jedem Pfarrer überlassen, sich einen Kaplan zu suchen, und jedem Kaplan einen Pfarrer ausfindig zu machen.

Nach einem oder zwei Tagen kam der Pfarrer Abraham Kerler von Rassenbeuern, das ungefähr anderthalb Stunden von Pfaffenhausen entfernt ist,

zu mir. Er war ein Jugendfreund und Mitschüler Sallers und dieser hatte ihm von mir gesagt. Der Pfarrer, dessen bisheriger Kaplan eine Pfarrei erhalten hatte, fragte mich, ob ich sein Kaplan werden wolle? Ich sagte mit Freude Ja. Wir gingen Beide zum Regens. Dieser sprach zu mir: „Ich wünsche Ihnen Glück! Sie kommen zu einem würdigen Manne. Daran ist für den ganzen künftigen Beruf eines jungen Geistlichen viel gelegen.“

Die Alumnus von Dillingen mußten gewöhnlich zwei bis drei Monate lang, einige sechs oder noch länger in Pfaffenhausen bleiben. Mir sagte der Regens schon in der sechsten Woche: wenn ich nicht am nächsten Sonntage in der Pfarrkirche predigen müßte, so könnte ich meine Kaplanstelle am Samstag antreten. Diese baldige Entlassung überraschte mich; ich sah sie als eine besondere Gnade an, wagte aber nicht, die lebhafteste Freude, die ich empfand, darüber zu bezeigen, weil der Regens hätte denken können, ich sey froh, des Seminars los zu werden. Ich sagte es ihm und dankte ihm mit gerührttem Herzen für alle mir erwiesene Güte. Er sprach: „Ich weiß, daß Sie gerne hier waren und hoffe, daß Sie nicht ohne Nutzen hier gewesen seyen.“ Sonst pflegte er den Seminaristen beim Abschiede zu sagen: „Denken Sie, wenn es, wie einige meinen, hier zu seyn, nicht gut ist, so ist es doch gut, hier gewesen zu seyn.“

3. Die Kaplanstelle zu Rassenbeuern.

Am Montag nach Tisch machte ich mich auf den Weg nach Rassenbeuern. Ein Mann aus dem großen Marktsiedlen Pfaffenhausen trug mir mein Zelleisen nach. Den Koffer hatte ich zu Hause stehen lassen, bis ich eine bleibende Stelle haben würde. Unterwegs dankte ich Gott beständig, daß Er mich bisher so liebevoll geführt hatte und ich flehte zu Ihm, daß Er ferner mit mir fern wolle.

Der Willkomm war, als ich in den alten, etwas baufälligen Pfarrhof trat, nicht so erfreulich, als ich erwartete. Der Pfarrer war nicht zu Hause. Die alte Mutter, die ihm die Haushaltung führte, öffnete die Handthüre. Mein Begleiter sagte: „Da bring ich den neuen Kaplan, einen recht braven Herrn.“ Sie betrachtete mich und sagte: „Was ist denn das für eine kleine Gestalt von einem Kaplan? Doch es ist recht. Er ist doch keine so große Ueberlast im Hause.“

Als der Pfarrer heimkam, begrüßte er mich so liebevoll wie ein Vater seinen Sohn. Er führte mich in das kleine Kaplaneistübchen, ein Schimmer mit drei Fensterhöden; zwei gingen nach Morgen und hatten die Aussicht auf einen nicht fernem Tannenwald; aus dem dritten sah man auf den Gottesacker und die Kirche. Außer den nöthigen Geräthschaften, Tisch, Schreibpult, ein paar Stüh-

len, Kleiderkasten und Bettstätte enthielt es nichts. Die Wände waren leer; nur ein Kreuzfix hing zwischen den zwei Fenstern.

Der Pfarrer setzte sich zu mir und sagte, wie wir uns in die Arbeiten der Seelsorge theilen wollten und was er mir an Gehalt geben werde. Am folgenden Morgen führte er mich vor dem Gottesdienst in die Kirche, um sie mir zu zeigen. Die früheren Pfarrer hatten, weil dahier in ihrer Zeit die Aemden sehr gut ausfielen und die Getreidepreise hoch standen, Vieles zur Verschönerung der Kirche verwendet, die aber dadurch etwas überladen wurde. Auch bemerkte ich hier, daß Fehler an Bildhauerarbeiten viel auffallender seien, als an Gemälden.

Das Mordengeläute war so großartig und harmonisch als in einer Domkirche. Der Churfürst Maximilian Joseph, der alle Jahre nach Mindelheim auf die Jagd kam, ließ, wenn er an Rassenbeuern vorbeifuhr und man mit allen Morden läutete, halten und hörte dem Wohlklänge mit Wohlgefallen zu. *) Ein früherer Pfarrer hat das Mordenge-

*) Er starb im Jahre 1777 und in den neunziger Jahren hörte ich noch immer einen Nachklang von der Liebe zu ihm. Alle Männer erzählten mir, in früheren Zeiten habe man die Aemden zu den Jagden zwingen müssen; zur Zeit des geliebten Fürsten aber stritten die Leute darum, wer sich dabei einfinden

läute auf seine Kosten angeschafft. Sein Einkommen war so reichlich, daß er Körbchen voll großer Thaler auf den Fensterbänken stehen hatte. Da brachen zu Nacht Diebe ein, banden ihm, der im Bette lag, die Hände und einer bewachte ihn mit der Drohung, wenn er einen Laut von sich gebe, ihn auf der Stelle zu ermorden. Der Pfarrer ließ nachher an der großen Oefede einen Hammer befestigen und einen Trakt bis zu seinem Bette herableiten, damit er bei einem ähnlichen Falle Sturm schlagen könne. Allein der Blitz schlug in den Thurm und lief an

dürfte; denn er sorgte dafür, daß alle reichlich zu essen bekamen, ging unter ihnen umher und unterhielt sich mit ihnen.

Ich nehme Anstand ob ich hier einer ergötzenen Anekdote erwähnen sollte. Da sie aber bloß als Scherz betrachtet wurde und Niemand zur Schmach gereichen kann, so mag sie hier stehen.

Der Churfürst kam wieder einmal nach Windelheim. Die Magistratsräthe kamen in Verlegenheit, wer bei der Aufwartung die Anrede halten sollte. Es gereicht keinem zur Unehr, sondern zur Ehre, daß er aus Bescheidenheit vor einem so großen Fürsten nicht zu sprechen wagt. Man kann dieses von einem schlichten Bürgermann auch nicht verlangen. In der Stadt befand sich ein Wegger, der überaus bereit und auch sehr witzig war. Sie ersuchten ihn, die Anrede zu halten und erschienen in ihren schwarzen Mänteln; der Wegger aber in seiner Weggertracht. Der Fürst bezeugte sein Wohlgefallen an der schönen Rede und fragte ihn wer er sei. Er sagte: „Ich bin ein Wegger.“ „Und wer sind diese?“ fragte der Fürst. „Diese,“ sagte der Wegger, „sind meine Lefsen.“

dem Drahte herab bis in das Bett. Zum Glück war es eben Tag und der Blitz zündete nicht.

Wenn damals ein Naturforscher diese Erfahrung benützt hätte, so würde er den Blitzableiter vielleicht vor Franklin erfunden haben. Zu großen Erfindungen gab die Erfahrung Anlaß und sie gereichen nur zum Theil dem Scharfsinne der Erfinder zur Ehre.

Pfarrer Ketler war ein sehr edler, aufrichtiger und menschenfreundlicher Mann und ein vortrefflicher Seelsorger. Doch es sey genug gesagt, daß er und Sailer Freunde waren. Seine Predigten hatten etwas Patriarchalisches und ich hörte sie mit Vergnügen und Nutzen. Die Kranken besuchte er Morgens sogleich nach der heiligen Messe, gefährliche auch noch unter Tags. Für dürftige Kranke ließ er den Arzt rufen, und bezahlte auch den Apotheker. An jedem Vorabende und jedem Morgen der Sonntage hörten wir Beichte. Wir predigten abwechselnd; er hielt Sonntags die größere, ich die kleinere Christenlehre. Auch die Schule besuchten wir fleißig, den einen Tag er, den andern ich. Doch beschränkte ich mich hier bloß auf den Unterricht in der Religion und auf das, was sonst zur Bildung des Verstandes und Herzens beitragen konnte; den Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen überließ ich dem Lehrer, gab ihm auch Winke, wie er sich einer bessern Methode bedienen könnte. So oft ich in die Schule kam, grüßten mich die Kinder

mit lauter Freude. Der Pfarrer genoß das volle Zutrauen seiner Pfarrgemeinde. Sie freute sich, daß wir so in Frieden und Eintracht lebten, und so gut mit einander zu unterhalten wußten, und sein Wirthshaus besuchten. Wenn die Leute und mit einander in freundlichem Gespräche spazieren gehen sahen, so pfl egten sie, weil er von Person sehr groß, so wie ich sehr klein war, zu sagen: „da kommen Abraham und Isaak.“

Seine Bibliothek war auch die meinige. Er hatte wenige, aber au ßerlesene theologische Schriften in lateinischer, deutscher und französischer Sprache. Die Geschichte des Volkes Gottes von Berourier las ich mit besonderm Vergnügen. In dem Pfarrhause fand ich auch mehrere Folianten, ein Vermächtniß von einem frühern Pfarrer. Ich fand darin, die alterthümliche deutsche Sprache abgerechnet, viel Vortreffliches. Die katholische Lehre blieb sich immer gleich. Aus diesen Foliobänden sagten mir Habers reichhaltige Predigtenwürfe in lateinischer Sprache am meisten zu. Ich verwunderte mich, Gedanken, die, wie ich glaubte, ursprünglich Pato angehörten, und den Haber wahrscheinlich nicht kannte, darin zu finden. Auch in Hunolds Predigten fand ich sehr viel Vortreffliches. Es ist sehr zu wünschen, daß solche fast vergessenen Werke in einem ausführlichen Verzeichnisse gewürdigt werden möchten.

Ich machte mir, wie Sailer mir gerathen, eine

Tagesordnung. Die ländliche Kunst, die mir als Städter neu war, weckte mich schon Morgens vier Uhr — das Dreschen. Ich befolgte den guten Rath, welchen Horaz dem jungen Lollius in der lehrreichen Epistel, die ich öfters gelesen hatte und auswendig wußte, gegeben hat. (Lib. I. epist. 2.) Ich zündete ein Licht an, nahm ein Buch und las im Bette, bis es Tag war. In den übrigen Stunden studirte ich, bethete und schrieb meine Predigt und den Entwurf der Christenlehre auf den nächsten Sonntag. Den Nachmittag verwandte ich auf Sprachen. Ich las die Psalmen in hebräischer Sprache, wählte besonders erhebende und rührende Stellen daraus aus und schrieb sie in ein Büchlein zusammen, dem ich ein Verzeichniß der darin vorkommenden Wörter und eine Grammatik in nuce beifügte. Eine kleine Schrift von Weitenauer, nur drei Bogen stark, Trifolium hebraicum, hat mir dabei gute Dienste geleistet. Da ich das griechische neue Testament sehr gut verstand, so las ich, um es auch in dieser Sprache, die damals in untern Schulen wenig betrieben wurde, weiter zu bringen, fleißig im Homer.

Ich spielte auch, aber bloß zu meiner Unterhaltung, Clavier. Ich konnte da meinen Gedanken am besten den Lauf lassen. Daß diese meine kleine Kunst mir noch einmal einen großen Dienst leisten werde, dieß fiel mir damals gar nicht ein.

Ein Rothfählchen war das einzige lebende Ge-

schöpf, das ich mein Eigenthum nennen konnte. Ich ließ es frei im Zimmer herumfliegen, stellte ihm aber in eine Zimmerecke ein kleines, grünes Lannendäumchen, auf dem es sich am liebsten aufhielt und wo sein rothes Kehlchen sich sehr hübsch ausnahm. Das Vögelein wurde sehr zahm und pickte auf dem Tische die Brosamen auf. Da ich aber in dem engen Wohn- und Schlafzimmer nöthig fand, die Fenster fleißig zu öffnen, so ließ ich in mein Büchergestelle ein Fach, das noch leer stand, mit einem Gitter und Thürchen versehen und stellte das Futter, nebst Wassertröglein hinein. Sobald das Vögelein hineinslog, stand ich auf, das Thürchen zu schließen. Und da ist es bemerkenswerth! Sobald ich mich nur regte, aufzustehen, flog es wieder eiligst heraus. Ich knüpfte nun einen Faden an das Thürchen und befestigte das andere Ende an meinem Schreibtische. Allein sobald ich nur die Hand bewegte, um nach dem Faden zu greifen, war das kleine, schlaue Geschöpf schon wieder heraus. Wer sieht da nicht eine Art Ueberlegung, von einer Ursache auf die Wirkung zu schließen? Wir könnten an den Thieren noch viel, nicht Unwichtiges bemerken, wenn wir sie genauer beobachten wollten. Der Schöpfer hat jedem seiner Geschöpfe so viel Verstand zugemessen, als demselben in dem kleinen Kreise, in dem es lebt, nöthig ist.

Der Vater des Pfarrers war früher Schullehrer

Hr. v. Schmidt Erinnerungen I. B.

5

des Ortes, ein herzensguter Mann. Er führte die Oberaufsicht über die bedeutende ländliche Deconomie und bearbeitete mit Hülfe eines Tagwerkers den Garten. Die Mutter besorgte die innere Haushaltung. Beide waren bereits alt; da fielen denn in der Haushaltung manche Versehen vor, die zum Theil ergöhten.

Eines Abends kam der Pfarrer etwas spät nach Hause. Er hatte Sicherheits halber den großen Hund, des Regenwetters wegen aber einen Mantel mitgenommen. Er fragte den Vater: „Ist der Suttel mit hereingekommen?“ „O ja wohl!“ sagte der Vater; „ich hänge ihn gleich an das Ofenstängel ein.“ Er hörte nicht wohl und meinte, es sey die Rede von dem Mantel.

Am Samstag Abends pflegte man den Dreischnern und andern Tagwerkern kleine, länglichte in Schmalz gebackene Kuchen — Rüklein genannt, mit nach Hause zu geben. Die alte Mutter legte sie auf einer langen Bank in der Gesindestube zu recht, immer fünf in einem Häufchen. Als sie bis unten gekommen war, schlich sich der große Hund ganz oben zur Bank und stahl ein Rüklein. Die Mutter zählte noch einmal herauf, ob es überall fünf Rüklein seyen. Als sie oben war, stahl der Hund unten eines weg. Sie zählte noch einmal herab, da fehlte zu ihrem Erstaunen abermals ein Rüklein. Ich kam eben dazu. „Herr,“ rief sie,

wie man in jener Gegend anstatt „o Herr“ zu sagen pflegt, „sagt mir doch, was das ist? Ich kann nicht mehr fünfzähl!“ Ich sagte es ihr, und sagte den Hund zur Stube hinaus. Ueber eine Weile kam die Mutter herauf in mein Zimmer und überreichte mir zur Dankbarkeit ein Teller voll Ruchlein. Unter dem Arme trug sie einen Stiefelzieher und bat mich, ich soll den Hund damit schlagen. Ich sagte, das könne sie selbst thun. „Gi,“ sprach sie, „das getraue ich mir nicht. Der Suttel würde mich beißen.“

Eines Abends an einem Freitage saßen wir, der Pfarrer, ein Franziskaner, der in der Umgegend Almosen sammelte, noch ein paar Gäste, der alte Vater und ich bei Tische. Nach der Suppe brachte der alte Vater, der den Aufwärter machte, eine Schüssel, über die wir alle befremdet, ja verwundert und erstaunt waren. Es befand sich klares Wasser darin, in dem kleine Wöllchen von einer braunen Brühe schwammen; auf dem Grunde sah man Fischgräten, Froschbeinchen und Krebschalen. Alle am Tische machten bedenkliche Gesichter, schüttelten die Köpfe und blickten schweigend in die Schüssel. Wie ist's, ich sehe den Franziskaner noch, wie er den langen Hals aus der Kutte hervorstreckte, um recht zu sehen. Der Pfarrer sprach: „Was soll denn das seyn? Das können wir ja unmöglich essen.“ Der Vater ging hinaus und erzählte in der Küche, wie unzu-

frieden man in der Stube sey. Die Mutter kam, beide Arme in die Seite gestemmt, herein und rief unwillig: „Wenn Euch dieses Essen nicht gut genug ist, so muß man Euch“ — sie bediente sich eines unanständigen Ausdrucks. Der Pfarrer sprach: „Aber um des Himmels willen, liebe Mutter, seht doch selbst! Das ist doch keine menschliche Speise!“ Die Mutter sah näher hin und sagte ärgerlich: „der blödsichtige, alte Mann wird noch gar blind. Die Schüssel habe ich für die Katzen hergerichtet.“ Sie brachte ein anderes Gericht, das alle sich wohl schmecken ließen.

Man sieht daraus, daß bei Verpflegung und Verwirthung allerlei Verstöße vorkamen. Allein die Güte und das Wohlwollen des Pfarrers, der sich dergleichen auch mußte gefallen lassen, machten Alles wieder gut. Wenn eine Speise in der Küche verunglückte und nicht mehr genießbar war, pflegte er lächelnd zu sagen: „Weil die Kost so schlecht ist, wollen wir ein gutes Glas Wein trinken,“ und befahl eine Flasche zu bringen.

Der Pfarrer hätte sich leicht eine bessere Bedienung und elegantere Hauseinrichtung verschaffen können, wenn er eine geschicktere Haushälterin oder Köchin angestellt hätte. Allein aus kindlicher Liebe zog er es vor, die ganze Haushaltung seiner Mutter zu überlassen, die als ehemalige Schullehrerin die Zübrung eines Hauswesens nach ihrer Art gewohnt

war, und sich mit einer Haushälterin, die eine andere Ordnung hätte einführen wollen, nicht würde vertragen haben. Der Pfarrer erschien mir deshalb um so ehrwürdiger.

Der Pfarrhof war mit einer großen ländlichen Oekonomie verbunden. Zwei Knechte, drei Mägde und viele Tagelöhner waren nothwendig. Diese Dienste wurden sehr gesucht, weil der Pfarrer seine Leute gut bezahlte, und sie es da durchaus sehr gut hatten. Dagegen sah er außer der Arbeitsamkeit auf eine durchaus untadelige Ausführung. Die Dienstboten im Pfarrhause gaben allen Dienstboten im Dorfe ein gutes Beispiel. Er sah auch darauf, daß sie ihren Lohn zusammensparten, und so erlangten manche eine angemessene Versorgung.

Von der ganzen Pfarrgemeinde muß ich sagen, daß sie eine achtungswerthe, christliche Gemeinde war. Die Pfarrangehörigen besuchten den Gottesdienst sehr fleißig, hörten die Predigt mit Aufmerksamkeit an, und wohnten der heiligen Messe mit Andacht bei. Sie arbeiteten die Woche hindurch unermüdet. Ihr ganzer Lebenslauf war Bethen und Arbeiten. Sie lebten deshalb auch sehr zufrieden und vergnügt. Sie waren wohlhabend. Allerdings gab es auch Arme, die aber von den Reichen der Gemeinde nicht nur mit Lebensmitteln unterstützt wurden, sondern

auch mit Arbeitsverdienst. Bettler, die aus dem Betteln ein Geschäft gemacht hätten, weiß ich keine. So lange ich da war, kam kein strafbares Vergehen vor, während dieselben jetzt etwas Gewöhnliches sind. Da ich bisher mit dem Landvolke keinen Umgang hatte, jetzt aber ihm näher gerückt war, so fand ich manches bemerkenswerth.

Schon die Art, sich auszudrücken, hatte etwas Eigenthümliches, und war manchmal witzig, malerisch u.

Die alte Mutter verlor ihr Gehör gänzlich. Da sagte eine Magd: „Ei! jetzt hat sie die Ohren nur mehr zur Hoffart!“

Ein Knecht hat den Pfarrer, ihm Geld von seinem Lohne zu geben, um sich eine Büchse Marocko dafür zu kaufen. Der Pfarrer rief: „Wie so theuren Tabak!“ Der Knecht sagte, er wolle wohlfeiler kaufen. Allein der Pfarrer sprach ernst, er solle das Tabakschnupfen als eine unnütze Ausgabe ganz aufgeben. „Ach!“ sagte der Knecht, „man kann die Nase doch nicht verreden lassen.“ Er meinte, der Tabak sey der Nase so nothwendig, als Heu und Haber seinen Pferden.

Ein Gewitter, aus dem einzelne Hagelförner herabfielen, zog über das Dorf hin. Man schickte Knechte und Mägde hinaus, um zu sehen, ob es keinen Schaden angerichtet. Eine Magd kam früh-

lich zurück und rief: „Gottlob! Alles steht gut. Die Halmen machen keine Ellenbogen.“

Ein fleißiger, sparsamer und immer fröhlicher Hausvater hatte sein Haus mit Schulden übernommen, aber sie bis an einen nicht mehr bedeutenden Rest abbezahlt. Als ich einmal an seinem Hause vorbeikam, ging er eben auf seinem, nach Landesart ziemlich flachen Hausdache umher. Ich fragte, was er da mache. Er antwortete scherzhaft: „Die Leute sagen, ich habe noch 200 Gulden auf meinem Hause liegen, die suche ich.“ Er untersuchte aber das Dach, ob es nirgends schadhaft sey.

Die Diensthoten saßen einmal im Hausgange des Pfarrhauses bei ihrem Vesperbrode und plauderten lustig mit einander. Ich hörte ein wenig zu. Sie redeten von einer Bauerntochter eines benachbarten Dorfes, die sehr tugendhaft und auch sehr reich sey. „Die,“ sagte der Oberknecht, „möchte ich kennen.“ „Das ist leicht,“ erwiederte eine Magd; „sie hat ein Gesicht weiß wie Schnee und ein Haar roth wie Blut.“ Wie treffend und wie malerisch!

Eine Küchenmagd wunderte sich, daß Gott bei Erschaffung der Welt doch an Alles gedacht, ja sogar gewußt habe, man brauche zum Kochen Salz. So einfältig diese Rede ist, so kann sie doch das Nachdenken wecken, wie in Einrichtung der Welt für Alles, ja für das Geringste, das zum Wohl der Menschen nöthig ist, gesorgt sey.

Ich unterrichtete einen Knaben in der lateinischen Sprache und hörte am Fenster stehend zu, wie er drunten vor dem Hause mit einem andern Knaben redete und ihn fragte, was für ein Handwerk er lerne. „Ich werde ein Wagner,“ sagte dieser, „und welches Handwerk lernest denn du?“ „Ich lerne das Studiren,“ sagte der kleine Student. Eine Antwort, die mehr Sinn enthält, als der Knabe sich denken konnte. Wer an der Universität eine allgemeine Uebersicht und die Anfangsgründe einer Wissenschaft, die beste Methode, sie zu erfassen und die vorzüglichsten Bücher, deren er dazu sich bedienen soll, kennen gelernt, hat viel gelernt. Er hat nicht ausstudirt, wie man zu sagen pflegt, sondern kann das Studiren nun erst recht anfangen.

Ein großer Bauernhof, eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, gehörte in die Pfarrei. Eine kleine aber schöne Kapelle stand dabei. Der Bauer ersuchte mich, wöchentlich einmal die heilige Messe da zu lesen, was ich auch gerne that. Einst ließ er eine große, neue Scheuer bauen. Am Abende, ehe man den Bau aufrichtete, kam er zu mir und bat mich, Morgens früh um fünf Uhr eine heilige Messe zu lesen, bei der alle seine Leute auch der Zimmermann mit seinen Gefellen Gott bitten wollten, daß Alles glücklich von statten gehe. Er wünsche auch, sagte er, ich möchte den ganzen Tag bleiben; denn wenn, was Gott verhüten wolle, — ein Unglück geschehe,

so wäre dann sogleich ein Geistlicher zur Hand. Zu Mittag aßen die Zimmerleute, Vater, Mutter und Kinder an einer langen, ländlichen Tafel, die im Garten aus einem paar Bretter errichtet war. Die Bäuerin wollte für mich in dem Hause besonders decken. Ich sagte aber, ich wolle mit ihnen gemeinschaftlich essen, was allen sehr lieb war. Alle waren sehr fröhlich und benahmen sich sehr anständig. Auch ließ sich manches erbauende Wort anbringen. — Gegen Abend stand der Bau ausgerichtet. Ein Zimmergeselle steckte ein grünes Tannenbäumchen mit rothen Bändern geziert auf den Giebel, und hielt dann dem Herkommen gemäß seinen Zimmermannspruch. Er dankte vor Allem Gott, daß der Bau gelungen und Alles ohne einen Unfall abgelaufen, und bat Ihn, die neue Scheuer alljährlich mit seinem Segen zu füllen. Er trank dann auf das Wohl der geistlichen und weltlichen Obrigkeit, auf das Wohl des Bauherrn und sämtlicher Arbeitsleute. Auch meiner wurde gedacht mit den Worten: „Es lebe der Herr Hof-Kaplan allhier!“ Allen gefiel dieser mir gegebene, wichtige Titel und sie stimmten freudig in das Hebehoch mit ein. Die Menschen waren damals viel fröhlicher als gegenwärtig.

Wie die erwähnten Ausdrücke des Volkes zeigen, daß es ihm nicht an Wiß, gutem Humor und Phantasie fehle; so lassen andere tiefer in das Herz dieser guten Landleute blicken.

Einst ging ich durch die Getreidefelder, die ganz ausnehmend schön und reich, ja prachtwoll standen. Auf einem schmalen Feldwege seitwärts bemerkte ich einen Landmann, der seinen Hut, wiewohl die Sonne ziemlich heiß schien, in der Hand trug. Als ich, wo beide Wege sich vereinigten, mit ihm zusammentraf, sprach er: „Man sollte, wenn man durch diese gesegneten Felder geht, den Hut gar nicht mehr aufsetzen — aus Dankbarkeit gegen Gott.“

Ein andermal sah ich an einem Kornacker eine alte Bäuerin stehen, die einige Roggenähren abpflückte und sie andächtig betrachtete. Sie grüßte mich und sprach zu mir: „Als ich vor wenigen Tagen hier vorbeiging, waren alle Ähren noch ganz leer und nicht ein einziges Körnlein konnte ich darin finden, und jetzt sind die vielen tausend Ähren so voll Körner, daß sich die Halmen unter der schweren Last beugen. Wie wunderbar ist doch Gott!“

Eine fromme fränkliche Person beichtete und empfing die heilige Kommunion an einem Werkstage in der Kirche. Weil sie noch nüchtern war, so wurde sie auf eine Schale Kaffee in die Gartenlaube des Pfarrgartens eingeladen. Sie bat aber bloß um ein paar Eier. Sie nahm eines in die Hand und lobte die reine weiße Farbe und genau länglichte runde Form. Der Haushahn kam auf den Gartenzaun gesprungen und krächte. Sie sagte: „wer sollte glauben, daß dieser prächtige Vogel aus einem solchen Ei gekommen?“

Wer muß hier nicht die Allmacht Gottes bewundern?“ Es freute mich, daß auch gemeine Leute, wenn sie fromm sind, Gott in seinen Werken erkennen und Ihn loben und preisen.

Wenn einem Hausvater oder einer Hausmutter ein Unglück drohte oder sie schon betroffen hatte, sagten sie gewöhnlich: „De nun in Gottes Namen!“ Dieser Ausdruck mit Andacht gesprochen hat einen tiefen Sinn. Sie legten ihre Angelegenheiten getrost in die Hand Gottes voll freudigen Vertrauens, daß er Alles zu ihrem Besten leiten werde.

So sehr es mich freute, meinen Wunsch erfüllt zu sehen, auf dem Lande zu leben, so fand ich doch bald, daß es auf Erden keine ganz ungetrübte Freude gebe. Zwar kam hier und da noch ein heiterer Herbsttag. Wiewohl das Laub der Bäume im Garten theils roth und gelb, theils abgefallen war, so schien die Sonne doch hell und freundlich. Aber bald konnte ich vor dichtem Nebel den nahen Tannenwald nicht mehr sehen, oder es regnete den ganzen Tag so unaufhörlich, daß man vor Nässe, Frost und Schmutz auf den Straßen nicht gern aus dem Hause ging.

Mit Entzücken aber erinnere ich mich der ersten Frühlingsmorgen! Wie herrlich glänzte über den schwarzen Tannen der Himmel in Gold und Purpur! Die Sonne malte mit ihren feurigen Strahlen die kleinen, runden Fensterscheiben an die Wand. Mein Stübchen dünkte mich schöner als das prächtigste

tapezirte Zimmer, das ich je gesehen. Mit neuer Lust ging ich an meine Arbeit. Wie wahr ist das alte Sprichwort: „Morgenstund' hat Gold im Mund'.“

Ich besah nun das schöne Mindelthal näher, betrachtete die reichlich grünen Getreidefelder und die blumigen Wiesen mit Lust und horchte im Walde auf den Gesang der Vögel.

Da begegnete mir einmal ein ganz besonderer Zufall. Ich ging, ohne einen bestimmten Weg zu haben, im Walde umher und gerieth in ein Dickicht von jungen Tannen. Als ich daraus hervordrang, um wieder ins Freie zu kommen, schlug mir ein Tannenzweig in die Augen, und alle die unzähligen gelben Blumen auf den Wiesen erschienen mir als lauter gelbe Ringlein. Ich öffnete das Buch, das ich bei mir trug, und sah anstatt der Buchstaben lauter schwarze Ringe. Ich erschrad heftig: ich fürchtete von nun an gar nicht mehr lesen zu können. Ich flehte herzlich zu Gott, Er wolle sich meiner erbarmen — und nach einer halben Stunde sah ich wieder, wie zuvor.

Von dem Dorfe führte eine schattige Lindenallee bis zum nahen Walde, wo eine alte, aber reinlich gehaltene Kapelle stand. Eine Klausur befand sich dabei, die aber nicht mehr bewohnt wurde. Der letzte Einsiedler hatte den Wildschützen Unterschieß gegeben und wohl gar sich selbst auf's Wildschießen verlegt. Er wurde deshalb fortgeschickt und die

Klaufe für immer geiperrt. Die Kapelle wurde noch benützt. Im Frühlinge und Sommer gingen Alt und Jung an den Sonntagen Abends sechs Uhr in Prozession hinaus, und betheten sowohl im Hinausgehen, als in der Kapelle selbst und auf dem Rückwege einen Rosenkranz. Dieser von alten Zeiten her eingeführte Gebrauch hatte gewiß sein Gutes und verhinderte manches Böse.

Eine uralte Malerei, die sich an der Brustlehne der Emporkirche befand, kann ich nicht unerwähnt lassen. Man sah da den Kaiser mit Krone und Zepter und der Unterschrift: Ich regiere euch Alle; den Pabst mit der dreifachen Krone und die Rechte erhebend mit der Schrift: Ich lehre euch Alle; einen Kriegshelden, das Schwert schwingend, mit den Worten: Ich beschütze euch Alle; einen Bauer mit dem Pfluge und den Worten: Ich ernähre euch Alle; einen Handwerksmann mit der Scheere und den Worten: Ich kleide euch Alle, u. s. w. Zuletzt sah man den Teufel mit einem Schiebbarren und darunter stand: Ich hole euch Alle, wenn ihr eure Schuldigkeit nicht thut. Ob diese Bilder jetzt noch zu sehen sind, weiß ich nicht.

Uebrigens war die Allee von Linden wegen des reichlichen Schattens und des ebenen, schön befestigten Bodens mein liebster Spaziergang, wenn ich lesen und mich zugleich im Freien bewegen wollte.

4. Freunde aus der Nachbarschaft.

Nachdem ich von meinem dormaligen Wohnorte nebst dessen Umgebungen, von den Menschen, unter denen ich dort gelebt, was mir bemerkenswerth schien, ausgezeichnet, wende ich mich zu den benachbarten Ortschaften und deren Bewohner.

Ohne es zu suchen, fand ich in das erste Haus der nahen Stadt, und wohl der ganzen schon damals bayerischen Grafschaft Mindelheim Zutritt und die freundlichste Aufnahme. Stadtpfleger und erster Beamter der Grafschaft war Freiherr von Härtling, an seiner Bildung für das gesellschaftliche Leben, an Verstand, reichen Kenntnissen und edelm Herzen ausgezeichnet. Ganz unerwartet trat er, ehe ich ihm noch einen Besuch hatte machen können, in mein Kaplanstübchen. Dieß kam so. Er schätzte von allen Geistlichen seines Amtsbezirks den Pfarrer von Rassenbeuern, und hatte steten freundlichen Umgang mit ihm. Er war gekommen, ihn zu besuchen, traf ihn nicht zu Hause, und begab sich zu mir. Er hatte schon von mir gehört, grüßte mich freundlich, besah meine kleine Büchersammlung und ging dann mit mir in die Gartenlaube. Hier sprach er mit mir über deutsche Literatur, lud mich ein, ihn öfter zu besuchen, und versicherte mich, seine ganze Bibliothek stehe mir zu Diensten. Seine Frau Gemahlin, eine geborne Gräfin Minuzzi-Seefeld, war

eine anspruchlose, überaus gütige, freundliche und gebildete Dame, so wie der einzige Sohn des Hauses, Baron Clemens, ein hoffnungsvoller, liebenswürdiger Knabe von sieben Jahren.

Sein Hofmeister oder besser gesagt sein Erzieher und Lehrer war Alois Mayer, ein sehr guter Kopf und reich an Kenntnissen. Sailer hatte seine Primizpredigt gehalten und ihn zu dieser wichtigen Stelle, von dem Vater darum ersucht, in Vorschlag gebracht. Als ich in das Alumnat zu Tillingen eintrat, brachte er nur noch ein Jahr dort zu; wir hatten einander näher kennen gelernt und wurden Jugendfreunde. Wir freuten uns beide, uns nach Jahren wieder zu sehen und einander nahe zu seyn. Herr von Härtling und seine Gemahlin ritten an schönen Tagen die Woche ein- oder zweimal nach Tische auf ein paar Stunden nach Rassenbeuern und tranken da Kaffee, und auch ich durfte, ja mußte von der Gesellschaft seyn. Den Frühling und Sommer über kam Baron Clemens mit seinem Hofmeister gegen Abend nach dem Gottesdienste zu uns. Da ich von jeher die Kinder, diese kleinen, unschuldigen Wesen liebte und schon in meinen Studienjahren mit ihnen umzugehen gelernt hatte, so gewann der gute Knabe eine besondere Zuneigung zu mir.

Ich suchte ihm alle Freude zu machen, die man auf dem Lande haben konnte. Ich zeigte ihm ein

Hänflingeneſt in der Hecke des Gartens, er freute ſich ſehr, zu ſehen, wie die jungen Vögelein von den alten gefüttert wurden. Ich hatte ein junges Reh aufgezogen, das mir wie ein Hündlein nachlief. Es gefiel ihm und ich ſchenkte es ihm. Einen Storch hatte der Pfarrer ihm ſchon früher geſchenkt. Man ſah den ernſten Vogel mit ſeinem langen Schnabel, Halſe und Füßen gerne im herrſchaftlichen Garten umherſpaziren. Nur das empfahl ihn nicht, daß er aus dem Baſſin des Springbrunnens die Fiſche herausholte.

Am liebſten hörte der wißbegierige Kleine mich erzählen. Ich hatte ſchon als Hauslehrer zu Dillingen mir einen Vorrath von unterhaltenden und lehrreichen Erzählungen angeeignet. Der Knabe wußte das Rührende und Wißige ſehr gut aufzuſaſſen und erzählte es zu Haus wieder, und ſeine Aeltern hörten ihm mit Vergnügen zu.

Am Feſte der heiligen drei Könige machte ich, von der Herrſchaft dazu eingeladen, einen Beſuch. „Es iſt ſchon, daß Sie kommen,“ ſagte die Gräfin, „Clemens möchte gerne die Krippen, die ſich heute in ihrer größten Pracht zeigen, und ſich in verſchiedenen Häuſern dahier befinden, ſehen und der Hofmeiſter darf wegen einer Erkältung nicht ausgehen. Ich erſuche Sie, den Knaben herumzuführen.“ Ich ſagte, daß dieſe Häuſer mir gänzlich unbekannt ſeyen. „Gi,“ ſprach ſie, „Clemens weiß ſie alle,

ne haben ihn nur zu begleiten.“ In diesen Klippen befand sich allerlei Schönes und Artiges, das eigentlich nicht dahin gehörte, aber doch heitere und unterrichtende Gespräche veranlaßte.

Herr von Hürtling hatte in meinem Stübchen einmal einen türkischen Tabaks-Pfeifenkopf von rother Siegelerde liegen sehen, den ein Offizier, der einen Türkenkrieg mitgemacht, mir geschenkt hatte. Der Pfarrer sagte mir, daß der ganz ächt türkische Pfeifenkopf als eine Seltenheit dem Herrn von Hürtling sehr gefallen habe. Ich gab dem Pfarrer, der eben nach Mindelheim gehen wollte, den Kopf, ihn dem Herrn zu überbringen. Als am Sonntag darauf der kleine Clemens wieder zu mir auf Besuch kam, brachte er mir ein Buch. Ich hatte einmal im Gespräche geäußert, ich werde es mir anschaffen. Der Vater schickte es mir nun aus seiner Bibliothek zum Geschenke. Er hatte seinen Namen hinein geschrieben und ich bewahre es noch jetzt als ein theures Andenken.

Der Morgen des Geburtstages, den Clemens das siebente Mal feierte, war ein unvergleichlich schöner Frühlingsmorgen und versprach den schönsten Tag. Da kam mir der Gedanke: So schön wie dieser Morgen ist und den schönsten Frühlingstag verspricht: so schön sey auch der Lebensmorgen des hoffnungsvollen Clemens und es laße sich erwarten, daß sein ganzes künftiges Leben, was Gott

wolle, einem schönen Frühlingstage gleiche. Diesen Wunsch drückte ich in einem Gedichtchen von nur drei Strophen aus. Mein Pfarrer war an diesem Tage bei der Herrschaft zur Tafel eingeladen. Ich gab ihm das Gedicht mit, es dem lieben Clemens zu überreichen. Es fand bei den Aeltern großen Beifall, vielleicht bloß, weil es den Umständen so genau angemessen war, und ich dachte mir, auch ein Prediger soll den Umständen die Lippen zu öffnen wissen.

Unvergesslich ist es mir, wie väterlich liebevoll der Vater seinem wohlunterrichteten Sohne zusprach, als dieser das erstemal zur Beichte ging. Ich war eben zugegen. Alles, was sein Erzieher und auch ich dem Kleinen gesagt hatten, kam in keinen Vergleich mit diesen väterlichen Ermahnungen. Alle Worte kamen aus einem von der Wichtigkeit dieser vorhabenden heiligen Handlung und von dem hohen Werthe der christlichen Religion durchdrungenen Herzen, und ich mußte den edeln Mann um so höher schätzen, weil ihm die Religion so werth war. Auch sah ich mehr als je ein, daß nur herzliche Liebe zu den Kindern den Worten des Kinderlehrers in ihre Herzen Eingang verschaffen können.

Eines Abends kam der Pfarrer von Windelheim zurück und sagte, er habe mir eine wichtige Nachricht mitzutheilen. Dem Erzieher des Clemens sey eine andere, bleibende Stelle, so viel ich mich

erinnere, eine Pfarrei angetragen worden, und es scheine, er werde den Antrag annehmen. Der Vater sey entschlossen, die Erziehung seines Sohnes für diesen Fall mir anzuvertrauen. Ich möchte ihn künftigen Morgen besuchen. So ehrenvoll dieses Vertrauen für mich war, und ein so großes Glück es für mich wäre, in diese edle Familie aufgenommen zu werden, so war ich von dieser Nachricht doch sehr betroffen. Ich konnte mich von dem Gedanken nicht losreißen, daß meine Zeit mir zu weiterer Ausbildung meines Verstandes und Herzens höchst nothwendig sey; mir ward angst und bange, mich einem andern Berufe zu widmen, alle Stunden des Tages dazu verwenden zu müssen und mich ganz abhängig zu machen.

Ich ging am folgenden Morgen in aller Frühe zuerst zum Hofmeister. Ich fand ihn sehr nachdenkend. Er sollte heute erklären, wozu er sich entschliesse. Es fiel ihm jetzt im entscheidenden Augenblicke schwerer auf's Herz, der Herrschaft aufzukünden. Ich stellte ihm vor, wie edel man ihn hier immer behandelt, wie angenehm er es in diesem Hause habe; er könne es nirgends besser finden. Er sagte, ich sollte die Stelle übernehmen; sie sey ja mir zugesagt. Ich sagte, ich würde es thun, wenn ich ihn nicht für fähiger dazu hielte. Er schied sich besser in eine adelige Familie und in die Welt; ich sey zu sehr an das Stillleben in meinem ländlichen

Studienbüchchen gewöhnt. Er entschloß sich, zu bleiben. Dieses hatte aber keineswegs meine Bereitschaft bewirkt, sondern das Wort der liebevollen Mutter: „Wenn Sie und Aeltern so leicht verlassen könnten, so sehen Sie doch unser Kind hier an und thun Sie es diesem nicht zu leid.“

Ich ging nun zu dem Vater, und sagte ihm, der Hofmeister habe sich entschlossen, zu bleiben. Auch dankte ich ihm für das in mich gesetzte Zutrauen. Der Hofmeister kam und erklärte nun seinen Entschluß selbst. Die Mutter kam, ihren erfreuten Kleinen an der Hand. Ich wurde zu Tische eingeladen, und die Mahlzeit war sehr fröhlich.

Noch Eines muß ich von Herrn Alois Maier erwähnen, wofür ich ihm noch jetzt Dank schuldig bin. Von ihm eingeladen kamen mein Bruder, der in der Nachbarschaft auch Kaplan war, und ich die Woche einmal bei ihm zusammen. Er machte den Vorschlag: Jeder von uns drei solle das eine oder andere beliebige Thema vorlegen; eines davon solle durch vereinte Stimmen oder durch das Loos gewählt, bearbeitet und dann beurtheilt werden; nur Polemik und Politik sollen ausgeschlossen bleiben. Als wir das erstemal zusammenkamen, hielt Alois Maier eine kleine Rede. Er war sehr witzig und begann: „Da wir heute unsern gelehrten Zirkel oder vielmehr unser gelehrtes Dreieck eröffnen, so muß ich als erwählter Präsident unsers kleinen

Bereins ein Wort sagen, welchen Nutzen wir davon ziehen können.“ Er bemerkte sehr richtig: wir haben bisher, wenn wir so beisammen waren, von allerlei gesprochen und wissen wohl selbst nicht mehr von was Allem. Es ging uns, wie es vielen Gesellschaften geht. Solche Stunden schwinden dahin und der Inhalt unserer Gespräche mit ihnen. Die heilige Schrift sagt deshalb sehr treffend: „Unser Leben vergeht wie ein Gespräch.“ Unsere kleinen Ausarbeitungen dürften aber doch etwas Bleibendes seyn. Wenn sie auch an sich keinen Werth haben, so sind sie doch nützliche Uebungen. Vielleicht lesen wir sie nach vielen Jahren nicht ohne Vergnügen und Nutzen.

Als ein großer Theil von Schwaben, so wie die Stadt Ulm unter bayerische Landeshoheit kam, wurde Freiherr von Härtling General-Kommissär und Präsident der Regierung von Schwaben und Neuburg zu Ulm. Alois Mayer erhielt eine Anstellung an einem königlichen Erziehungs-Institute in München für adeliche Jünglinge, Baron Clemens kam an die Universität Landshut.

Alle sind längst gestorben! Ach es erregt schmerzliche Gefühle in einem Alter von 86 Jahren in die Vergangenheit zurückzublicken! Unzählige Menschen von den vorzüglichsten Eigenschaften, von hohen Geistesgaben und den edelsten Neigungen, viele von ihnen in der schönsten Blüthe des Lebens, die

ich kannte, sind wie Schatten vorübergegangen. Ganze Generationen des Menschengeschlechtes sind in die Erde versunken. Wie schrecklich, wie zum Entsetzen wäre es, wenn von ihnen nichts mehr übrig seyn sollte, als Gebeine, Staub und Asche! Aber — o des Trostes! nur ihre sterbliche Hülle wird zu Staub; ihr Geist ist unsterblich, er lebt drüben in einer bessern Welt! Es gibt ein ewiges Leben, ein Sehen und Wiedersehen der Dahingeschiedenen! Dort werden keine Thränen der Trennung mehr geweint! O Dank sey Gott, unaussprechlicher, innigster Dank für die Gabe aller Gaben — die Unsterblichkeit!

Werfen wir noch einen Blick auf andere Nachbarn der Umgegend, auf die Geistlichen, die ich näher kennen lernte.

Unter diesen schätzte ich besonders den Pfarrer Keller von Dürtlewang. Er war ein Mann von Verstand, wissenschaftlicher Bildung und von würdigem Aussehen. Sein Pfarrhaus war höchst reinlich und in der schönsten Ordnung. Er widmete sich mit mildem Ernste der Seelsorge. Seine Bibliothek war nur klein, aber gut ausgewählt. Er hielt sich, um nicht hinter der Zeit zurückzubleiben eine Literaturzeitung. Er nahm auch von der schönen Literatur Notiz; er fand Wohlgefallen daran, nur haßte er alles Ueberspannte. Der Ausdruck „wonnebetrunken,“ welches Beiwortes sich einer der größten

Schriftsteller sogar von den Engeln bediente, war ihm sehr zuwider. Er hat mich, wenn ich etwas Schönes finde, ihm es mitzutheilen. „Aber,“ sagte er, „nur nichts Bonnebetrunkenes!“ Er machte mich auch mit einigen spätern lateinischen Dichtern bekannt. Seine ganze Lebensart war sehr geregelt. Nie besuchte er einen Gasthof. Er beobachtete eine genaue Tagesordnung und war unausgesetzt geistig beschäftigt, was ich bei allen Mitgliedern der Gesellschaft Jesu, bei der er jedoch nur Noviz gewesen, bemerkt habe.

Ein ehrwürdiger Greis aus der Gesellschaft Jesu, der zu Windelheim wohnte, ein weiser, frommer Mann, schon seit lange Zubelpriester, war ein großer Philolog und mit der griechischen und römischen Literatur sehr vertraut. Ungeachtet seines hohen Alters sah er noch immer sehr blühend aus. Ich hatte ihn zu meinem Beichtvater gewählt, unterredete mich sonst öfter mit ihm und fragte ihn einmal, wie er es angegangen, ein so fröhliches hohes Alter zu erreichen? Er sagte: „Ich habe es mir zur Regel gemacht, auf eine anstrengende geistige Arbeit nie mehr als eine, höchstens zwei Stunden zu verwenden; aber dann eine andere, wenn auch nicht minder anstrengende Arbeit vorzunehmen, und dann wieder zur ersten Arbeit zurückzukehren. Dieser Wechsel bewahrt den Geist vor Ueberspannung, die der Gesundheit höchst schädlich werden, ja sie ganz

untergraben könne. Ich halte es der Mühe werth, diese Regel hier anzudeuten, die auch ich befolgte und bewährt fand.

Eine kleine Begebenheit, in der sich einige Geistliche der damaligen Zeit charakterisiren, kann ich hier nicht unerwähnt lassen. Ein schon etwas bejahrter Pfarrer wurde auf eine einträglichere Pfarrei befördert. Er lud drei Pfarrer ein, die man für die verständigten des Landcapitels hielt, um sich mit ihnen über eine pfarrliche Angelegenheit zu berathen. Unter ihnen war auch der Pfarrer von Massenbeuern. Sie kamen. Zu ihrer Verwunderung aber sagte er ihnen, er habe gefunden, daß man vor hundert Jahren in seiner Pfarrei eine Bruderschaft des heiligen Blasius eingeführt, die aber wieder erloschen sey. Er gebente, sie neu zu errichten und frage sie um Rath, wie das auf die feierlichste Art geschehen könne. Sie sagten ihm, für jetzt habe er Wichtigeres zu thun. Unter seinem alterthümlichen Vorfahrer sey die Pfarrei etwas zurückgekommen. Seine erste Angelegenheit soll seyn, dem öffentlichen Gottesdienste die gebührende Würde zu verschaffen, das Wort Gottes mit Nachdruck zu verkünden, die Pfarrangehörigen zu eifrigem Besuche der Predigt und zum öftern Empfang der heiligen Sacramente zu ermuntern. Eine Herzensangelegenheit soll ihm der Unterricht der Jugend und der fleißige Besuch der christlichen Lehre, sowie der Schule seyn. Was die katholische Kirche allen

Pfarrern verschreibe müsse zuerst vollzogen werden. Nebenandachten, die nur hier und da in einer Pfarrei statt finden, können erst nachher beachtet werden. Auch solle er darauf bedacht seyn, zuvor die Schulden abzubehalten, mit denen er die große Oekonomie der Pfarrei habe übernehmen müssen, ehe er andere Ausgaben mache.

Der neue Pfarrer sagte: dieses Alles werde er thun. Aber die Blasius-Bruderschaft liege ihm zu sehr am Herzen. Da es gerade in diesem Jahre hundert Jahre werde, daß sie errichtet worden, so lasse sich das Fest der Wiederherstellung unmöglich verschieben. Er habe im Sinne, vor der Kirchenthüre eine Ehrenpforte aufrichten zu lassen mit der Aufschrift doch oben: Hundertjähriges Jubiläum der in diesem Jahre erneuerten Bruderschaft des heiligen Blasius. An jeder der zwei Säulen der Ehrenpforte soll ein Schild angeheftet werden mit einem Sinnbilde und einer Inschrift. Es sollte da, zu Ehren des heiligen Blasius, vom Blasen ein Wort angebracht werden. Ich weiß aber, sagte er, dieses, so sehr ich schon darüber nachdachte, nicht zu machen. Deswegen eigentlich habe ich meine verehrten Herren Confratres hierher bemühen wollen, mir zu rathen und aus der Noth zu helfen.

Pfarrer Kerler sagte im Scherze, auf den einen Schild da könnte man etwa einen durchlöchernten und zusammengedrückten Dudelsack malen und dar-

unter schreiben: „Exspiravi: ich habe aufgehört zu blasen.“ Auf den andern Schild könnte man einen dicken Herrn im schwarzen Rode malen mit der Unterschrift: „Inflavi: ich habe ihn wieder aufgeblasen.“

Diesen Scherz nahm der Wiederhersteller der Bruderschaft für vollen Ernst. Er fand den Einfall ganz vortrefflich und ließ, — wer hätte das gedacht! — Sinnbilder malen und die Inschriften lateinisch und deutsch so zierlich als möglich an den Säulen aufhängen und so öffentlich zur Schau ausstellen.

Die Nachricht wurde, ich weiß nicht durch wen, an eine damals sehr gelezene, zu Freiburg im Breisgau herausgegebene Zeitschrift „der Freimüthige“ eingesandt und gedruckt. Sonst hätte ich vielleicht dieser Anekdote nicht erwähnt. Jedoch erzieht man daraus, daß es in dem Landkapitel außer dem beschränkten, am Buchstaben lebenden Manne noch sehr vernünftige Geistliche gab.

Die Jagd war damals ein beliebtes Vergnügen, dem die geistlichen und weltlichen Herren der Umgegend gerne nachgingen. Auch Pfarrer Kretler liebte sie sehr, wie er denn auch diese Bewegung für seine Gesundheit nothwendig fand. Er würde aber, wie ich fest überzeugt bin, diese seine Jagdliebe sicher aufgegeben haben, wenn seine Pfarrgemeinde nur das geringste Kergerniß daran genom-

men hätte. Allein die Bauern lobten ihn vielmehr, daß er dazu beitrage, ihre Felder vor Wildschaden zu schützen.

In den ansehnlichen Waldungen der Grafschaft wurden im Herbst große Treibjagen veranstaltet, wozu er allemal eingeladen wurde. Auch Herr von Härtling, viele Adelige, Beamte und andere Jagdfreunde fanden sich dabei ein. Benachbarte Jäger, bei denen man zu irgend einem Feste einen Rehbock bestellt hatte, machten ihm allemal das Vergnügen, ihn denselben schießen zu lassen. Die niedere Jagd war ihm fast ganz freigegeben, und er hatte ein besonderes Geschick im Schießen der Moosschnepfen. Eine Strecke Waldes hatte er selbst gepachtet.

Es fehlte uns daher im Hause nie an Wildbret. Einmal fand ich bei Tische in einem Rehbraten einige Schrotte. Der Pfarrer sagte, ich sollte sie aufbewahren. Die Jäger pflegen sie Treffer zu nennen, und ich könne ihnen damit ein sehr werthvolles Geschenk machen. Aus dieser Bemerkung zog ich mir eine gute Lehre. Die Schulkinder mußten, was sie aus der Predigt gemerkt hatten, aufschreiben und mir bringen. Gedanken oder Ausdrücke, die jedes Kind aufgezeichnet hatte, nannte ich auch Treffer. Ich lernte da, was auf die Jugend und das Volk vorzüglich Eindruck mache.

Einmal wurde der Pfarrer von dem nächsten Jäger ersucht, einen Rehbock zu schießen. Er ging

ein paarmal in den Wald, konnte jedoch keinen auf-
finden. Da er aber eben eine Festpredigt, zu der
er eingeladen war, machen mußte, nahm er sich
keine Zeit mehr dazu. Zwei Studenten, seine Nessen,
wollten es nun versuchen, den Bock zu schießen,
und baten ihn, es zu erlauben. Er gestattete es
und voll Freude und laut jubelnd kamen sie mit
dem Wildbret zurück. Allein es war eine Rehgeiß.
Der Pfarrer wurde darüber höchst unwillig und
sprach: sie sollen das Stück Wild aus dem Hause
schaffen; kein Bissen davon dürfe auf seinen Tisch
kommen. Die Studenten packten das Reh in einen
Koffer und machten darauf eine Adresse an einen
Anverwandten, der ein paar Stunden entfernt
wohnte. Sie gedachten, er werde das Geschenk gern
annehmen und ihnen dafür aus der Noth helfen.
Als sie mit dem Koffer auf einem Schiefkarrn bei
Mindelheim an dem Stadthor vorbeifuhren, kam
eben der Stadthäger heraus. Seine Hunde liefen
auf das Koffer zu, rochen daran und fingen an zu
bellen. Die Studenten hatten einen Todeserschrecken.
Der Jäger sprach: „Sehen Sie, meine Herren,
was für treffliche Hunde ich habe. Das alte Koffer
ist mit Rehbaut überzogen; man sieht aber nur
mehr wenige Härlein davon. Dennoch rochen die
Hunde. Ja, das muß wahr sein, ich wettete da-
rauf, weit und breit gibt es keine besseren Jagdhunde.“

So glaubt man oft eine Erscheinung aus einem

kleinen, nicht zureichenden Umstände erklären zu können, während die eigentliche Ursache ganz nahe liegt. Einem altgriechischen Weltweisen wurden einst Gurken auf den Tisch gebracht, die einen Honiggeruch, ja auch etwas von dem Geschmacke des Honigs hatten. Er fragte, bei welchem Gärtner die Magd die Gurken gekauft habe. Er ging hin, ließ sich von dem Gärtner die Stelle zeigen, wo die Gurken gewachsen und bat ihn um einen Korb voll von dieser Erde, die der Gärtner ihm für ein Geschenk gerne nachtrug. Zu Hause untersuchte der tiefdenkende Philosoph die Bestandtheile der Erde und beklagte sich, daß er die Ursache, warum die Gurken einen Honiggeruch und Honiggeschmack hatten, nicht entdecken könne. „Gi,“ sagte die Magd, „mir ist die Ursache wohl bekannt. Ich habe auf dem Markte Honig verkauft und die Gurken, die ich kaufte, in den leeren Topf gethan.“ So hat der gesunde Menschenverstand nicht selten über tiefe philosophische Untersuchungen den Sieg davon getragen.

Die Jagdliebhaberei des Pfarrers machte mich auch mit dem Forstmeister zu Mündelheim, dem Herrn von Schilcher, einem kenntnißreichen, gebildeten und in jeder Hinsicht vortrefflichen Manne bekannt. Pfarrer Merler achtete ihn sehr hoch; ja war gewisser Massen sein vertrauter Freund. Einmal erhielt der Forstmeister von München aus die Ver-

ordnung, die Förster sollten ihre Waldungen nach dem Quadratschuhe ausmessen. Er rief dieselben zusammen, las ihnen den Befehl vor und wollte nun hören, was sie dazu sagten. Allein sie waren, nur einen oder den andern ausgenommen, vielmehr Jäger als Förster. Einer von ihnen sagte: „Der Nürnberger und Augsburger Schuh ist mir nicht ganz unbekannt, allein von einem Quadratschuhe habe ich nie gehört.“ „Si,“ sprach ein anderer, „den Quadratschuh werden sie uns schon von München aus schicken.“ Der Forstmeister unternahm es, den größten Theil der Waldungen selbst auszumessen. Als die Reihe der Ausmessung an den uns nahen Wald kam, lud der Pfarrer den Forstmeister ein, während dieses Geschäftes von mehreren Tagen bei ihm zu Mittag zu essen. Auch wurde das Essen zuweilen in den Wald hinausgetragen und wir speisten dort mit ihm.

Während der Forstmeister sich mit Feldmessen beschäftigte, legte er mir Fragen vor, wie dieses oder jenes zu machen sey und freute sich meiner Antworten. Ich hatte zu Tübingen einen vortreflichen Professor der Mathematik gehabt, der seinen Schülern das Feldmessen praktisch und sehr genau und gründlich gezeigt.

Der Forstmeister fragte mich einmal, was mir eben jetzt noch einfällt, warum das Hähulein, das er als Zeichen aufsteckte, durch sein Telescop be-

trachtet, versteht, das Unterste zu oberst erscheine. Die Antwort, weil die Strahlen im Brennpunkte des Glases sich kreuzen, war für jeden, der nur wenig von Optik gehört hatte, sehr leicht.

Herr von Schilcher wurde in der Folge, als ein Theil Schwabens unter die bayerische Landeshoheit kam, in einen größern Wirkungskreis zur Regierung in Ulm versetzt.

Von jeher hatte ich eine große Neigung, die Natur, Pflanzen und Thiere zu beobachten. Ein Jagdhund des Pfarrers, der Grünwalderl hieß, zeigte eine Art Ueberlegung, die an Verstand zu gränzen schien. Wenn der Hund etwa im Dorfe herumließ und wieder nach Hause kam und der Pfarrer indessen ausgegangen war, so blickte Grünwalderl sogleich an die Wand. Fehlte eine Klinte, so klappte er an der Stubenthür, bellte und sprang, sobald man ihm öffnete, nach in den Wald. Ging der Pfarrer auf die Jagd, ohne den Hund mitzunehmen, so roch dieser bei der Heimkehr seines Herrn an der Oeffnung der Klinte, ob damit geschossen worden.

Noch deutlichere Proben von Schließen und Vergleichen der Ursache und Wirkung gab ein großer Jagdhund, Eließ genannt, welcher dem in der Nähe wohnenden Pfarrer Geneberg von Oberdorf gehörte. Als letzterer zum Professor in Tübingen befördert worden, gab er den trefflichen Jagdhund seinem

Freunde Merles. Esieß leistete auf der Jagd noch ausgezeichnete Dienste, fing aber an zu altern und wurde so gedrehtlich, daß er die Stiege nicht mehr hinabgehen konnte, sondern hinabpurzelte. Der Pfarrer sagte, er halte es für nothwendig, den Hund dem Abteiler zu übergeben; ich sollte aber zuvor an Aeneberg schreiben, was er dazu sage. Aeneberg antwortete, er bedaure das gute, getreue Thier recht von Herzen. Da aber Altersschwäche und Tod das Schicksal sogar des Menschen sey, so müsse man sich in die Nothwendigkeit ergeben. Um sich jedoch die trüben Gedanken aus dem Sinne zu schlagen, habe er angefangen, die Biographie des Esieß zu verfassen, und schickte mir Probeblätter davon. Diese Blätter waren voll von Witz und Humor. Er beschrieb darin die Thaten des preiswürdigen Jagdhundes.

Aeneberg schoß, an dem Ufer der Wertach stehend, einen Rebbock auf einer Insel des Flusses und forderte Esieß auf, den Bock zu holen. Der Hund strengte alle Kräfte an, ihn herbei zu bringen, allein die dichten Gesträuche machten es unmöglich. Auf einmal wendete er sich um, schleppte den Bock auf die entgegengesetzte Seite der Insel, umschwamm sie und legte seinem Herrn den Bock zu Füßen.

Ein muthwilliger Knabe hatte eine Ente, die in das Haus gehörte, mit einem Steine geworfen, so daß ihr ein Fuß abbrach. Esieß trug die Ente

sanft und schonend auf das Zimmer seines Herrn und zeigte sie ihm, als wolle er fragen, was mit ihr zu machen.

Ein so guter Jagdhund Elies gewesen, ein so fester Dieb war er. Einst stahl er in der Küche des Dekans, der eben Gäste hatte, den Braten sammt dem Spieße vom Herde hinweg. Der Dekan wurde sehr aufgebracht und drohte, wenn der Hund ihm noch einmal in das Haus komme, so erschiesse er ihn. Jeneberg schoss einen Hasen, begab sich damit und von Elies begleitet in den Pfarrhof, ging zuerst allein in das Zimmer des Dekans und meldete Elies an, der komme, um Abbitte zu leisten und den angerichteten Schaden, so viel ihm möglich, zu ersetzen. Hierauf kam Elies mit dem Hasen im Maul herein, setzte sich auf die Hinterfüße und bot, als apportirend dem Dekan das Wildbret dar. Der Dekan lachte und gab ihm Parven.

Wenn ein Geistlicher aus der Nachbarschaft auf Besuch kam, und, bis es Abends dunkel geworden, dablieb, befahl Jeneberg seinem Elies: „Du gehst mit ihm!“ und der Hund begleitete ihn bis an die Hausthüre.

Der Churfürst Clemens gab einmal in Oberdorf an einem großen Weibser oder vielmehr einem kleinen See eine Entenjagd. Auch Jeneberg war dazu eingeladen. Die Schützen umstellten, einer etwa fünfzig Schritte von dem andern, den See.

Ein vornehmer Engländer, ein Lord, schoss eine Gnte. Zeneberg wollte seinem Elief, sie zu holen. Der Hund schwamm hinein und wollte die Gnte seinem Herrn bringen. Zeneberg rief: „Nicht mir, sondern dort dem nächsten Herrn.“ Elief appor- tirte dem Engländer. Der Lord fragte Zeneberg: „Wie viele Guineen verlangen Sie für den Hund?“ Zeneberg antwortete, der Hund sey ihm nicht feil.

„Damals,“ schrieb mir Zeneberg weiter, „war ich noch nicht geistlich; ich hätte leicht eine ansehnliche Summe Geldes gewinnen können. Um mir jedoch einiges Vorkapital zu verschaffen, gedachte ich die Biographie meines ehrlichen Elief drucken und die jeder Erzählung beigefügte Handzeichnung in Holz schneiden zu lassen und sie auf Pränumeration anzulanden, das Exemplar zu drei Kronen, wenn es herauskommt und ebensoviel, wenn es nicht herauskommt.“ Der Beifall war eine Satyre auf ein prachtvoll angepriesenes Werk, auf das pränum- merirt wurde, das aber nicht herauskam.

3. Die Kaplanstelle zu Seeg.

Professor Zeneberg war auf sein Ansuchen Pfar- ter zu Seeg im Allgäu geworden. Es ist von ihm in diesen Blättern schon öfter die Rede gewesen, als einem in jeder Hinsicht verehrungswürdigen,

fremden, wohlwollenden, menschenfreundlichen, kenntnißreichen, in allen Fächern der Wissenschaften bewanderten und im Unterrichts- und Erziehungswesen ausgezeichneten Manne.

Am schönsten hat Sailer in dessen Biographie ihn dargestellt und einen Hauptzug seines Charakters mit einem Worte bezeichnet, indem er ihn einen wahren Nathanael, eine Seele ohne Falsch nannte.

Bald nach Antritt seines Pfarramtes hatte er, indem er auf ein entferntes Jüthial ritt, das Unglück, daß sein Pferd stürzte, er den Fuß brach und der Fuß abgenommen werden mußte. Die Geschichte dieser bedauernswerthen Begebenheit ist bekannt und in mehreren Erbauungsschriften für Kranke und Leidende als ein Beispiel des Vertrauens auf Gott und heldenmässiger Geduld aufgenommen worden.

Da nun Jeneberg bei seiner großen, weitumfassenden Pfarrei einen zweiten Kaplan nöthig hatte, so richtete er sein Augenmerk auf mich. Er war schon in Dillingen immer sehr wohlwollend, ja freundschaftlich gegen mich gesinnt; auch ich hatte für ihn, den Veteranen des Schulwesens und den Verfasser der Fragen für Kinder über biblische Geschichte, die größte Achtung und wegen seines wohlwollenden, treuherzigen Charakters das herzlichste Zutrauen. Er schrieb daher an meinen gegenwärtigen Pfarrer, seinen Jugendfreund, und an mich, und so wurde ich Kaplan in Seeg.

Diese Pfarrei liegt im Allgäu, einer sehr rauhen Gegend, nahe an den Vorbergen der Tyroler Alpen, über die das mit Schnee bedeckte Hochgebirge der Schweiz hervorragte. Das Pfarrdorf Seeg, eigentlich See-Egg, liegt auf einem Hügel und an zwei Ecken; mehr als 80, sage achtzig Weiler, einzelne Bauernhöfe und Mühlen gehören dahin in die Pfarrei und nehmen einen Raum von zwölf Stunden im Umfange ein. Kern und Roggen gedeiht hier nicht, sondern nur Gerste und Haber und auch Flachs; die Wiesen und die Viehweiden sind vorzüglich gut. Der Feldbau aber ist sehr mühsam; an den vielen Hügeln kann man von dem Pfluge keinen Gebrauch machen, sondern der Acker muß mit Hacken bearbeitet werden. Die Leute sind aber sehr arbeitssam und gewinnen dem Boden hinreichende Nahrung ab. Was an Getreide fehlt, wird durch Flachs- und Viehzucht ersetzt.

So arbeitsam die guten Leute waren, so christlich gesinnt, so sittlich gut waren sie auch. An Sonn- und Festtagen standen die von der Pfarrkirche entfernten schon Morgens um drei Uhr auf und fütterten ihr Vieh, um zur rechten Zeit in den Gottesdienst zu kommen. Im Winter sah ich sie Morgens gegen fünf Uhr mit Fackeln aus den Bergen hervorkommen; ein starker Mann ging voraus, um durch den tiefen Schnee den Weg zu bahnen, der oft Wochen hindurch von

keinem Fusse betreten wird. Sie setzten einen Ehrenpunkt darein, niemals den Gottesdienst versäumt zu haben oder zu spät gekommen zu seyn. Sie hörten die Predigt immer mit der größten Aufmerksamkeit an und betheten unter dem Hochamte mit sichtbarer, ungeheurer Andacht. Da sie so andächtig und fleißig waren, betheten und arbeiteten, so waren sie auch tugendhaft und zufrieden. Vieles mochte auch dazu, daß sie nicht leicht verderben werden, der Umstand beitragen, weil sie weit von einander entfernt wohnten, und daher fast nur auf ihr häusliches Leben und den Umgang mit wenigen Nachbarn beschränkt sind; da hingegen in vollreichen Städten das Verderben leichter einreißt.

Die Kirche zu Seeg ist so groß, als für eine Pfarrei von mehr als 2000 Seelen nöthig ist und auch sehr schön. Die drei Altarblätter, auf deren Fehrrreides Sailer, als er am Kirchweihfeste da predigte, aufmerksam machte, sind dadurch den Pfarrangehörigen noch merkwürdiger geworden. Auf dem Seitenaltare rechts zeigt Maria ihr göttliches Kind, den zu unserm Heile Mensch gewordenen Sohn Gottes, und weiter unten erblickt man den heiligen Ulrich, der sein Bisthum Augsburg und auch die Pfarrei Seeg dem obersten Hirten Jesus Christus empfiehlt und ihm die Herzen aller dahin gehörigen Christen übergibt. Auf dem andern Seitenaltare links erblickte man Jesus Christus, wie er von

Johannes getauft und zu seinem heiligen Berufe, die Menschen zu lehren und selig zu machen, eingeweiht wird und wie der Himmel sich über ihm aufthat, von dem die Stimme des Vaters erscholl: „Dieser ist mein geliebter Sohn.“ Auf dem Hochaltare erscheint Jesus Christus in der Herrlichkeit des Himmels von seinen Aposteln und Heiligen und Völkern aus allen Jahrhunderten und Himmelsstrichen umgeben, eine Herrlichkeit, zu der auch wir bestimmt sind.

Auf dem Choraltare sind noch vier Engel von schöner Bildhauerarbeit mit Kreuz, Anker und zwei Rauchfässern, die auf Glaube, Hoffnung, Gut der Liebe und Weibrauch des Gebethes hindeuten.

Nebst der Hauptkirche befinden sich in der Pfarrei noch zwei kleinere Kirchen etwa eine Stunde weit in Lengenwang und Rüdholz. Bei jeder ist zur Aushülfe in der Seelsorge ein Geistlicher angestellt.

Ueberdies haben die frommen, eifrigen Pfarrangehörigen nächst ihren Wohnungen noch viele kleine Kapellen erbaut; in eiss derselben darf auch Messe gelesen werden, damit alte Leute, denen der Weg in die Kirche zu weit wäre, doch hier dem heiligsten Opfer beizohnen können.

Und da hat Pfarrer Geneberg die schöne Anordnung getroffen, daß bei jeder heiligen Messe nach dem Evangelium ein Ausspruch desselben oder

ein Wort oder eine That eines Heiligen, dessen Name auf den Tag traf, den Anwesenden gesagt wurde.

An schönen Frühlingstagen z. B. erinnerten wir daran, daß Jesus Christus uns auffordere, auf die Vögel unter dem Himmel zu blicken, die der himmlische Vater ernähre und auf die Blumen des Feldes, die Er schöner schmücke als Salomo gekleidet war in aller seiner Pracht. Zur Zeit der Aerndte, wenn nach langem Regen die Sonne wieder hell und warm schien, oder wenn nach langer Dürre ein milder Regen die Felder erfrischte, so machten die Worte Jesu, der himmlische Vater lasse seine Sonne scheinen, Er lasse regnen, einen besonders erfreulichen und tröstlichen Eindruck auf die Landleute. Die kurzen Anreden durften aber nebst der Messe nicht länger währen, als eine halbe Stunde, damit die Leute nicht von ihrer Arbeit abgehalten würden. Indessen merkten sie sich die wenigen Worte besser als eine lange Predigt.

Hier kann ich einer Verlegenheit, in die ich bei einer solchen Veranlassung kam, nicht unerwähnt lassen. Der Benefiziat Erhardt in Pönggenwang, eine fromme heiligmäßige Seele, war krank. Ich befand mich bei ihm, um seine Obliegenheiten, die er als Seelsorger hatte, zu erfüllen und ihm in seiner Krankheit beizustehen. Mein lieber Freund

und Mitkaplan Bayer schrieb mir, ich möchte am Antoniusstage anstatt seiner nach Hirschbüchel, einem anderthalb Stunden weit entfernten Zillialort gehen, weil es ihm wegen eines gefährlichen Kranken nicht wohl möglich sey. Ich machte mich Früh Morgens auf den Weg. Ich dachte, daß ich dort nichts zu thun habe, als Messe zu lesen und nach dem Evangelium wie gewöhnlich einige Worte zu sagen. Es fiel mir indessen auf, daß eine Menge Leute von allen Seiten her der Antoniuskapelle zuwanderte. Als ich dort ankam, sagte der Bauer, der die Stelle des Mesners vertrat, ich möchte mit ihm in seinen Garten nächst der Kapelle gehen, um zu sehen, ob mir die Kanzel recht stehe. Alles Gras im Garten - sen abgemäht, damit die Zuhörer da bequem Platz finden. Erst jetzt wurde ich inne, daß ich hier eine ausführliche Predigt vor vielem Volke zu halten habe. Kaplan Bayer hatte nicht daran gedacht, daß ich im vorigen Jahre noch nicht sein Mitkaplan war; er meinte, ich wisse es schon, daß dort zu predigen und eine feierliche Messe zu lesen sey. Ich kniete vor dem Altare, der außen an der Kapelle errichtet war, nieder, um da zu bethen, und meine Gedanken zu sammeln. Die Geschichte des heiligen Antonius von Padua war mir zwar bekannt und ich ehrte ihn als einen großen Heiligen, allein das Wichtigste auszuwählen, zu ordnen und so darzustellen, daß die Zuhörer es leicht über-

sehen, fassen und behalten konnten, war keine geringe Aufgabe. Auf dem Altare war das Bild des heiligen Antonius, wie er gewöhnlich gemalt wird, aufgestellt; man hatte es aus der Kapelle genommen und hieher verlegt. Antonius hat in dem Bilde die heilige Schrift offen vor sich liegen, hält in einer Hand eine Lilie und mit der andern das ihm erscheinende Jesuskind. Ich erinnerte mich, eine Predigt Winkelhofers im Manuscripte gelesen zu haben, in der er eine ähnliche Abbildung des heiligen Antonius auslegt. Die heilige Schrift, sagt er darin, enthält die Offenbarung und die Geschichte der Erbarmungen Gottes, wie der Vater im Himmel uns und die ganze Welt erschaffen, der Sohn Gottes in die Welt gekommen, uns sündige Menschen zu erlösen und wie der heilige Geist uns heiligen will. Diese Wohlthaten Gottes sollen wir uns recht zu Nutzen machen, wie Antonius, der die heilige Schrift so fleißig gelesen, betrachtet und sich angeeignet hat, daß er sie, wenn sie verloren gegangen wäre, aus seinem Gedächtnisse hätte wieder herstellen können. Die Lilie deutet darauf, daß wir rein und heilig leben sollen, wie Antonius nach dem Willen Gottes alles Böse gemieden und nur Gutes gethan hat. Das Jesuskind, der Mensch gewordene Sohn Gottes, der dem Antonius erscheint und an den Antonius sich hält, lehrt uns, daß wir nur in stetem, vertrautem Umgang mit

Jesus, in dem allein Heil ist, und in dem sich die Gnade und Menschenfreundlichkeit Gottes am lieblichsten offenbart, heilig leben und getrost sterben können.

Diese drei Punkte machte ich denn zum Inhalte meiner Predigt, und das zahlreiche Volk hörte mit sichtbarer Andacht und Aufmerksamkeit zu. So sind auch Gemälde — Bücher für alle frommen Christen, besonders für solche Zuhörer, die nicht lesen können. Gut ist es, wenn der Prediger vieles Heilsame und Nützliche gelesen hat, daß er zu gelegener Zeit das Nothwendige aus dem Schatze seines Gedächtnisses hervornehmen kann.

Ueberhaupt soll der Prediger alle Umstände und besonders, was die Zuhörer vor Augen haben, wohl bedenken. Dazu fand ich noch eine weitere Veranlassung. Der grüne Rasenplatz, auf dem die Predigt gehalten wurde, war von Bäumen umgeben, an denen die reichlichen Früchte bereits sichtbar waren; unter ihnen stand aber auch der Kandel gegenüber ein dürrer Baum ohne alle Früchte. Davon nahm ich den Schluß der Predigt. „In dieser Welt,“ sagte ich, „fällt der Unterschied zwischen guten und bösen Menschen nicht immer sehr in die Augen. Im Winter sah dieser dürre, unfruchtbare Baum aus, wie die guten, fruchtbaren Bäume; allein erst im Frühlinge und Sommer wurde der Unterschied offenbar. So wird auch die Zeit kom-

men, in der ein heuchlerischer Mensch, ein falscher Christ, der kein christliches Leben in sich hat, so erscheint, wie er in der That ist. Man vergaß, diesen verdorrten Baum umzuhaufen und in das Feuer zu werfen. Allein einem bösen Menschen ein gleiches Schicksal zu bereiten, wird der gerechte Gott nicht vergessen. Laßt uns das Leben eines wahren Christen im Herzen haben und gute Früchte bringen!“

Sogleich nach dem Antritte seiner Pfarrei machte Geneberg es sich zur Angelegenheit, die ihm anvertraute, zahlreiche christliche Gemeinde näher kennen zu lernen, um sein Predigtamt nach ihrer Fassungskraft, ihrer bereits erworbenen Kenntniße unserer heiligen Religion und ihrem sittlichen Zustande einzurichten.

Unter Anderm legte er ein Familienbuch an und besuchte nach und nach die 86 Zilliale und so viel möglich auch die einzelnen Häuser. Er zeichnete die Namen des Hauses und des Besitzers, des Hausvaters und der Hausmutter und aller Kinder auf und bemerkte, wo sie in den Pfarrbüchern, in den Trauung-, Tauf- und Sterbelisten zu finden seien.

Er fand so Gelegenheit, den Bewohnern manches erbauliche und nützliche Wort zu sagen und die Gespräche mit ihnen machten ihm selbst viele

Freude. Er fand unter ihnen recht viele fromme und verständige Leute.

Dieses Familienbuch ersparte auch viele Mühe, Zeit und langes Nachsuchen. Wenn z. B. ein Tauschein verlangt wurde, so durfte man nur das Familien- und das Taufregister aufschlagen und konnte ihn augenblicklich ausstellen. Auch war es bei Ehevcrlobungen sehr leicht zu finden, ob wegen Verwandtschaften etwa ein Ehehinderniß statt finde. Auch ein Stammbaum, der hie und da wegen Erbschaften vom weltlichen Amte gefordert wurde, war leicht zu verfassen. Ich fand ein solches Familienbuch nur in Württemberg, wo ich nach vielen Jahren Pfarrer geworden, eingeführt, und es leistete mir sehr gute Dienste.

Feneberg hatte von der Pfarrei mit ihren 86 Zirkeln eine Karte entworfen und sie an der Thüre des allgemeinen Speise- und Wohnzimmers aufgehängt. Jedes Weiler, jeder Bauernhof, jedes Wäldchen, jeder einzeln im Felde stehende Baum, jeder Steg über ein Bächlein war darauf angemerkt. Wir zwei Kapläne konnten uns bei Krankenbesuchen leicht zurecht finden, auch sehen, in welcher Ordnung sie vorzunehmen seyen, um den Weg nicht etwa zweimal machen zu müssen.

Das Besuchen der Kranken, wenn es mehrere gab, brauchte viele Zeit. Wenn wir Morgens nach der heil. Messe ausgingen, hatten wir zu thun, um

bis zu Tisch zurückzukommen; nach Tisch kamen wir oft erst am dunkeln Abend zurück.

Wenn Jemand schnell gefährlich krank wurde, so brachte man im Winter einen Holschlitten und im Sommer ein Pferd.

Einmal als ich auffaß, sagte der Knecht zu mir, die Riemen des Steigbügels besehend: „Auf diesem Sattel sind Sie auch schon einmal gesessen.“ Ich fragte ihn, woran er dieses erkenne? „Gi,“ sagte er, „um den Bügel höher zu hängen, hat man ein neues Loch einbohren müssen.“

Gerade, wenn die Witterung am schlimmsten war, es heftig stürmte, regnete und schneite, traf es sich sehr oft, daß zu Nacht um elf oder zwölf Uhr an der Hausglocke geschellt wurde und der Kaplan, an dem eben die Reihe war, manchmal über eine Stunde weit zu einem Kranken gerufen wurde, um ihm die heiligen Sterbsakramente zu reichen. Ich tadelte die Leute oft, daß sie nicht am Tage, sondern erst um Mitternacht kämen. Erst in der Folge erkannte ich, daß bei dem schlechtesten Wetter sich die Krankheit verschlimmere.

So mühevoll in einer so weit ausgedehnten Pfarrei der Krankendienst, so anstrengend bei einer so großen Seelenzahl daß mehrere Stunden lange Beicht hören an Sonn- und Festtagen und noch vieles Andere war, so muß ich doch bekennen, daß die Tage, die ich da zubrachte, wohl die glücklichsten

meines Lebens gewesen. Religion und Tugend waren bei dem steten Umgange mit dem Gottesfürchtigen Pfarrer und meinem frommen Mitgehülfsen in der Seelsorge das Element, in dem ich lebte. Alle eiteln Zerstreuungen waren hier fern; niemals war ich ein besserer Mensch, auch nirgends zufriedener, ja seelenvergnügter.

Der ehrwürdige Jeneberg gewann wegen seiner Redlichkeit und Treuherzigkeit, seiner wohlwollenden, liebevollen Gesinnung mein Zutrauen, das er von jeher hatte, mit jedem Tage mehr. In wissenschaftlicher Hinsicht, als in der Theologie, der Kenntniß der heiligen Schrift, der Seelsorge, dem Unterrichts- und Erziehungswesen, habe ich Vieles von ihm gelernt; ebenso in der Astronomie, Erdkunde, Geschichte, vorzüglich in der Philologie. Auf Veranlassung Jenebergs entstand in Seeg eine kleine Lehranstalt für Knaben, die studiren wollten, worunter sich auch der Sohn eines angesehenen, ausgezeichneten, hohen Staatsbeamten befand. Außer dem Latein wurde auch in der Erdbeschreibung, der Geschichte, Naturkunde unterrichtet. Auch mir wurde ein und das andere Lehrfach zugetheilt. Ich erinnere mich noch, daß mir die Fabeln des Phädrus Gelegenheit gaben, zu lehren und zu lernen. Die deutsche Pfarrschule zu Seeg wurde dabei nicht vernachlässigt. Nur war der Unterricht sehr schwierig, weil die Kinder eine, ja anderthalb Stunden weit in die

Schule zu gehen hatten und deshalb, zumal bei Schnee und großer Kälte, viele entschuld bare Schulversäumnisse vorkamen. Jedoch wirkte ich für diese Schule so viel mit, als ich konnte.

Jeneberg hatte auch eine ausgewählte Bibliothek, in der sich aus allen Fächern der Wissenschaft einige der vorzüglichsten Werke befanden. Er hat mit mir das ganze neue Testament in griechischer Sprache durchgelesen. Mit meinem Freunde Zech, der sich bei Jeneberg eine Zeit lang aufhielt und später Kanonikus an der alten Kapelle zu Regensburg wurde, las ich Italienisch und Englisch. In der italienischen Sprache war er mein und in der englischen ich sein Lehrer. Wir durchlasen mit einander einige der vorzüglichsten Schriften im Originale. Dr. Gröblich, in der Folge Medizinalrath in Würtemberg, der sich manchmal acht bis vierzehn Tage in Seez aufhielt, machte mit mir fast tägliche Wanderungen in die Gebirge, wo er mit mir botanisirte und ich auch in der Geognosie, der Bildung der Erdschichten Vieles von ihm lernte. In Jüssen, wohin ich öfter kam, lernte ich einen Klostergeistlichen, Vater Basilius, kennen. Er war ein wahres Genie, und hatte längere Zeit in Rom zugebracht und war der italienischen und französischen Sprache wie seiner Muttersprache mächtig. Er fand Vergnügen an dem Umgange mit mir und für Jeneberg hatte er eine hohe Verehrung. Merkwürdig ist es, daß Vater

Basilus den Telegraphen schon viele Jahre vor den Franzosen erfunden hat. Seine Mitbrüder achteten wenig darauf; die Maschine wurde indeß doch in der Bibliothek aufgestellt. Erst als einmal über Tisch die Nachricht von der französischen Erfindung des Telegraphs aus den Zeitungen vorgelesen wurde, da fing einer der Klostergeistlichen an: „Mein, hat unser Vater Basilus nicht einmal auch ein solches Ding gemacht?“ „Ja, ja,“ sagte Basilus, „ein solches Ding hat er gemacht.“ Er gab nun eine Probe, was diese Maschine leisten könne, worüber dann alle sich höchlich verwunderten. Er erfand nun noch eine andere Form eines Telegraphs, den er den Frauenzimmer-Telegraph nannte. Dieser glich einem aufrecht stehenden Klavier. Die Tasten waren mit 24 Buchstaben des lateinischen Alphabets bezeichnet. Wenn man eine Taste mit dem Finger niederdrückte, erschien oben eine dem lateinischen Buchstaben ähnliche Figur. Basilus wechselte auch öfter mit mir Briefe. Einmal schrieb er mir einen Brief in solchen telegraphischen Zeichen, den ich in eben diesen Zeichen beantwortete. Auch theilte er uns die damals berühmteste Literaturzeitung von Jena, Voßsels Annalen, die Minerva von Archenholz und andere interessante Schriften mit.

6. Zwei denkwürdige Begebenheiten aus dem Seelsorgerleben.

In die Zeit meines Aufenthaltes in Seeg fallen zwei denkwürdige Begebenheiten, die einen tiefen Blick in den Zusammenhang des diesseitigen Lebens mit dem jenseitigen thun lassen. Von der Wahrheit der ersten Begebenheit, die ich hier mittheile, konnte ich mich an Ort und Stelle selbst überzeugen; die zweite erzählte mir ein bewährter Freund, an dessen Wahrheitsliebe zu zweifeln ich keinen, auch nicht den geringsten Grund habe.

In Lengenwang, einem Weiler der Pfarrei Seeg, lebte ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren. Schon von seiner Kindheit an litt er an der fallenden Sucht, und war in einem unerhört schrecklichen Grade. Manchen Tag konnte ihn das schreckliche Uebel wohl zwanzig Mal zu Boden werfen. Darauf, bisweilen auch vorher, bekam er einen tiefen, dumpfen Schlaf von 36 — 48 Stunden.

Seine Aeltern, so gerne sie ihn hatten, konnten ihn nicht mehr zum gemeinschaftlichen Tische gehen lassen, weil er da von seiner Krankheit gar oft befallen wurde, und dann von Schreden und Ekel übermannt, Niemand mehr essen mochte. Die Stiege mußte er immer rückwärts hinabgehen. Versuchte er, ordentlich wie andere Leute herunter zu gehen, so stürzte er meistens herab und wälzte sich schäu-

mend am Boden. Bei der geringsten Erhörung, Anstrengung oder Gemüthsbewegung war das Uebel da. Wenn es ihn im Bette ankam, so warf es ihn mit Macht heraus. Kaum konnten ihn zwei Männer halten. Sein Vater mußte seinen Rath mehr, als ihn mit Stricken in die Bettstätte hineinzubinden.

Weil seine Aeltern vermögliche und in ihrem Orte angesehen Leute waren, und man diese Krankheit allgemein scheut, so hielten sie es, so viel nur möglich, geheim. Sie hätten sich wohl tausend Gulden kosten lassen, wenn sich Jemand gefunden hätte, der ihrem Sohn um diesen Preis hätte helfen können. Indes ward die Sache doch kund; denn er hatte drei öffentliche Anfälle. Ein mächtiger Anfall warf ihn nieder auf den Boden, dann wieder mehrere Schuhe empor und so in eine dreißig Schuhe entfernte Wassergrube hinein. Zwei Männer bemerkten es und retteten ihn, sonst wäre er unfehlbar ertrunken.

Bald nachher befiel ihn dies schreckhafte Uebel in der Kirche. Weil diese Plage nach einem heftigen Anfälle gewöhnlich einige Zeit aussetzte, so nahmen die Aeltern keinen Anstand, ihn in die Kirche zu schicken. Er hatte seinen Platz ganz hinten in der Kirche an der Mauer gewählt. Ich predigte eben. Auf einmal fiel dieser Mensch mit großem Getöse von seinem Sitze herab. Alles erschrak, alle Auf-

merksamkeit hatte ein Ende. Ich wusste von der ganzen Sache noch kein Wort und stieg von der Kanzel, zu sehen, ob ich etwa helfen könne. Der furchtbare Anblick des armen jungen Menschen, sein schreckliches, von unterlaufenem Blute schwarz und blau aufgeschwollenes Gesicht, der Schaum vor seinem Munde und die heftigen Zuckungen, welche die vereinte Kraft von sechs Männern, die ihn aus der Kirche trugen, kaum bändigen konnte, machte einen erschütternden Eindruck auf mich.

Nach dem Gottesdienste besuchte ich ihn. Er saß auf der Bank am Ofen, ruhig und lächelnd; doch war sein Blick noch matt und krank und hatte etwas Zerstücktes.

Von nun an stieg sein Elend auf's Höchste. Er konnte gar nicht mehr vom Bette aufstehen. Sobald er sich nur aufsetzen wollte, schlug's ihn wieder zurück in's Bett. Hätte er des Tages hundertmal versucht, aufzustehen, hundertmal hätte es ihn wieder niedergeworfen. In diesem furchtbaren, jammervollen Zustande nahm er seine Zuflucht zu Gott. Und nun will ich seine eigenen Worte nach erzählen, so viel ich mich daran noch erinnern kann. Nur muß ich noch bemerken, daß das Wort „Vater“ häufig das Hämlische sagt, was im Evangelium das herrliche Wort: Kind, Sohn bedeutet.

Es war Nachmittags am 3. Juli 1796 (so erzählte mir der junge Mensch); die Leute waren in

der Kirche, kein Mensch war zu Hause, alle Thüren geschlossen. Ich allein lag in der obern Stube in meinem Bette. Da ging mir nun mein Glend so zu Herzen, wie noch nie in meinem Leben. Ich weinte bitterlich, daß eine Zähre die andere schlug. Ich bethete mit einer Inbrunst, daß ich es in meinem Leben noch nie so konnte. Ich saß im Bette auf, ohne diesmal wieder umzufallen und bethete mit ausgespannten Armen gegen das Muttergottesbild hin, das an der Bettstätte hängt. Da klopfte etwas an der Thüre. Ich dachte, es sey die Kaze und bethete weiter. Es klopfte das zweitemal. Ich verhoffte, bethete aber wieder fort.

Nun ging die Thüre mit einem starken Schlage auf. Ich erschrad und steckte mich geschwind unter die Decke. Ich verspürte, daß etwas die Bettdecke wegziehen wollte. Ich hielt sie aus allen Kräften an mich, aber es half nichts; ich mußte es gehen lassen. Nun sah ich eine weiße Kugel, so weiß, wie ein schönes, reines, weißes Leintuch. Die Kugel sagte: „Bue! dein Kreuz ist groß! recht groß; aber vertraue auf Gott, und steh' auf, dir wird geholfen.“

„Vergelt's Gott!“ sagte ich, und die Kugel stieg empor und verschwand.

Gleich darauf kam der Vater von der Kirche nach Hause. Es wunderte ihn, als er in das Haus trat, daß es auf dem obern Stöcker so helle

war. Er ging die Treppe hinauf und sah die Kammerthüre, die er wohlbedächtig geschlossen hatte, offen stehen. — „Bist du außer dem Bette gewesen und konntest du aufstehen?“ fragte der Vater.

Der Sohn erzählte ihm die Geschichte. Der Vater wollte sie ihm als einen Traum austreten und bestrafte ihn mit Worten. Der Sohn bestand darauf und sagte: „Ich wachte gewiß! Ich saß ja in dem Bette; ich laß es mir nicht austreten.“

Nun holte der Vater den Herrn Kaplan Bayer, der eben den nachmittägigen Gottesdienst gehalten hatte und führte ihn vor das Bett des Kranken. Dieser sagte zu dem Kranken: „Die Sache kann von Gott seyn, glaube du nur und vertraue fest auf göttliche Hülfe.“ — Auf dieses verließ der Kranke das Bett und nun mag er selbst wieder weiter erzählen.

Eine Stunde nachher, etwa um 4 Uhr, war ich wieder allein in der Kammer und saß auf einer Truhe. Ich konnte wieder mit vielem Vertrauen und mit einer rechten Jublung bethen. Ich war auch voll Trost und voll Hoffnung. Wie ich so recht ernstlich bethete, fiel etwas von der Stubendecke oben auf die Truhe neben mich herab. Ich sah auf — die Kugel erschien. Sie schwebte herunter und setzte sich neben mich hin auf die Truhe. Ich erschrad, daß ich zitterte. „Due!“ sagte die Kugel, „Gott schickt mich her, dir ist geholfen. Geh

hin, wo du willst.“ — Als ich von Gott hörte, legte sich mein Schrecken und mir wurde recht wohl um's Herz. „Dir ist geholfen! geh und sieh, wie du willst, sagte die Angel abermals. — Dein Kreuz ist von dir genommen,“ sagte sie das drittemal.

Ich hatte eine unaussprechliche Freude. Ich konnte die Angel nicht genug ansehen, so schön dünkte sie mich. Ich dachte, wie sie so neben mir saß, wenn ich sie nur anrühren und mit der Hand streicheln dürfte. Ich getraute mir aber nicht. „Gi,“ sagte ich, „darf ich nicht Vater und Mutter holen, daß sie es doch auch sehen und glauben?“

„Nein,“ antwortete die Angel, „ich lasse dir ein Wahrzeichen da. Wenn sie dem nicht glauben, würden sie dem andern auch nicht glauben.“ Die Angel verschwand. Ich sah auf die Truhe, eine volle, noch geschlossene Erbsenhülse lag da. Er zeigte sie und sagte: „Es war dies, was gleich Anfangs so (er ließ die Erbsenhülse, so hoch er mit der Hand reichen konnte, auf den Tisch herabfallen) von der Stuhndede auf die Truhe herunterfiel. — Man wollte mir lange nicht glauben, aber wie sollte es mir einfallen, so zu lügen? Mich bekümmert nur Ginz bei der Sache, daß ich vergessen habe, mich zu bedanken und nicht das zweite Mal vergelt's Gott gesagt habe. Das thut mir leid. Auch hätte ich fragen sollen, wer denn diese Angel sey. Die Stimme war gerade wie die Stimme des Kengenwanger Herrn

seligen. (Des kurz vorher verstorbenen Benefiziaten Gottfried Ehrhardt, der eine überaus fromme Seele war.) „Gerade so saß er allemal neben mir. Gerade so, sagte er allemal: „Nur Dein Kreuz ist groß: aber vertraue auf Gott! Wenn ich nur gefragt hätte! Es reut mich recht! Ich habe es vergessen.“

So weit der Jüngling. So erzählte er die Geschichte in Gegenwart seines Vaters zuerst dem Herrn Kaplan Bayer. So erzählte er im Beiseyn seines Vaters hernach auch mir. Ich habe dies Alles aus seinem Munde. — Was ist aber von der Geschichte zu halten? Was ich davon halte, das weiß ich, und will es auch hieher setzen.

Als mir Herr Bayer die Geschichte zuerst erzählte, glaubte ich zwar seiner Erzählung, aber es war mir doch Mandes bei der Sache sonderbar. Mein Glaube hatte noch keine Festigkeit und ich weiß selbst nicht, wie mir dabei zu Muth war. Als ich aber den Jüngling selbst sah, da wurde es mit mir ganz anders. Welche Glaubensfreudigkeit! Welche Heiterkeit! Welche Unbefangenheit! Sein blaßes Gesicht, das recht in die Apostelgeschichte gehörte, erschien schon als ein Beglaubigungsschreiben der Begebenheit. Da war nichts Wildes, nichts Zerstörtes mehr, das den an der fallenden Sucht Leidenden sonst eigen ist. Seine Augen funkelten vor Freude. Eine Ueberzeugungsfülle, ein feiner

Sache Gewißern leuchtete aus seinem ganzen Wesen hervor, das jeden Zweifel niederschlagen mußte.

Besonders rührte mich die Einfalt des Knaben. „Das ist doch ein Wunderding,“ sagte er, „die Kugel konnte reden und hatte doch kein Maul.“ Das schien ihm das Wunderbarste an der ganzen Sache.

Die Erscheinung selbst hat für mich nichts Anstößiges; sie ist ganz im Geiste biblischer Erscheinungen. Wie dort fast durchgehend ein zweifaches Zeichen für die zwei edelsten Sinne des Menschen bemerkt wird, so ist auch hier Bild und Stimme für Aug und Ohr. Eine schneeweiße Kugel oder ein brennender Dornbusch, woraus die Stimme kommt, ist mir übrigens ganz einerlei. Der Umstand mit der Erbsen irrte mich anfangs, aber, als ich sie gesehen hatte, auch nicht mehr. Die noch geschlossene, mit Frucht gefüllte Erbsenhülse war so vollkommen, rein und niedlich ausgewachsen, als wäre sie aus Tausenden ausgelesen. Sie war noch so unverdorben und unverletzt, daß sie nicht wohl vom vorigen Jahre sein konnte. Um nichts zu übertreiben, sage ich dies. Der Vater versicherte auch, daß er überhaupt in seinem Hause keine Erbsen habe. Die Erbsen ist wenigstens, wie die offengebliebene Kammerthür bei der ersten Erscheinung der Kugel ein ganz einfaches, bleibendes Zeichen, daß auch ihre zweite Erscheinung kein bloßer Traum oder leere

Einbildung gewesen sey. Auch an solchen Zeichen fehlte es nicht in der heiligen Geschichte. Das Merkwürdigste bleibt mir der Jüngling selbst. Gleich nach der Begebenheit ging er überall frei, ohne Furcht und voll Zuversicht herum. Als der Vater ihn das erstemal so frei und gerade vorwärts die Stiege herabgehen sah, sprang er erschrocken hinzu und rief: „Um Gottes Willen, Due, was treibst du?“ Er aber antwortete lächelnd: „Sorge nicht! weißt ja es hat's ja mir gesagt, ich falle nicht.“ Er arbeitete, was ihm vorher ganz unmöglich gewesen wäre. Er arbeitete mit der größten Anstrengung und oft in brennender Sonnenthitze, ohne daß ihm nur im Geringsten übel wurde. Er besand sich vollkommen wohl und gesund.

Leichtgläubigkeit ist meine Sache nicht; auch sehe ich wohl, daß sich diese Begebenheit, wie man denn gewöhnlich zu erklären pflegt, noch immer aus ganz natürlichen Gründen erklären ließe. Ich will auch nicht untersuchen, ob denn eine Begebenheit nothwendig aus den Ursachen geschehen seyn muß, aus denen ich sie erklären kann. Ich bemerkte bloß im Vorbeigehen, daß mir derlei natürliche Erklärungen ein wenig unnatürlich vorkommen, und daß sie, was ich von dieser Geschichte eben nicht behaupten möchte, mir gar zu sehr gegen den gesunden Menschenverstand anzustoßen scheinen. Was ich aber eigentlich sagen wollte, ist dieß:

Wenn ich den Jüngling ansah, vergingen mir alle dergleichen Erklärungen, und ich dachte an die im Synedrio, von denen der heilige Evangelist Lukas sagt: Sie sahen den lahm gebornen Menschen, der gesund worden war, dastehen und hatten nichts dawider einzuwenden.

Auch dem Jünglinge war dies ein Hauptgrund seines Glaubens. Als ihn Herr Kaplan Bayer besuchte, sagte dieser, er habe die Geschichte einem weltlichen Herrn erzählt, und der Herr habe gesagt, das seien Einbildungen. Der junge Mensch lachte und antwortete: „Sie mögen sagen, was sie wollen, mir ist geholfen.“

Doch genug! ich glaube die Geschichte. Und da fühle ich: der Glaube macht selig. Diese Geschichte hat für mich einen unbezahlbaren Werth. Wenn mir Jemand hundert Goldstücke verehrt hätte, ich denke nicht, daß es mir so viele Freude gemacht haben würde. Ich kann nicht an diese Geschichte denken, ohne daß mir, aus einer Art Sympathie mit der unsichtbaren Welt, Thränen aus den Augen fließen. Diese Geschichte weckte in mir ein festes Vertrauen auf jene unsichtbare Güte, die sich so gnädig unserer Schicksale annimmt. Sie gab mir mehr Herrschaft über die Sinnenwelt, sie stärkte mich in der lebendigen Ueberzeugung, daß wir zu etwas Besserm bestimmt sind, als nach einigen kurzen Augenblicken voll Mühe und Schmerz zu verfaulen. Auch fiel mir

ein, als ich die Erbse so in der Hand hielt: Wenn zu den Zeiten Jesu ein Glaube von der Größe eines Senfkornes nothwendig war, so dürfte wohl in unseren Tagen ein Glaube einer Erbse groß nöthig seyn.

Um diesen Glauben und seine heiligen Wirkungen die und da vielleicht in einem Herzen zu erwecken, habe ich dieses aufgezeichnet. Der Jüngling hieß Mathäus Keller und war geboren zu Lenggenwang 1775.

Bevor ich die zweite Begebenheit erzähle, muß ich meinen Gewährsmann etwas näher schildern. Es ist der selige Johann Kapistran Weber, damals Kaplan in Mittelberg im Allgäu. Er war sogleich in den ersten Jahren, da Sailer als Professor nach Dillingen gekommen, dessen Schüler. Sailer gab ihm einen großen Beweis seiner Achtung, indem er dessen Primizpredigt hielt und das schöne Zeugniß, daß er ein Freund des Gebethes, der Selbstverläugnung, der Arbeit, der Einsamkeit, des stillen Nachdenkens, des Lesens und Betrachtens in der heiligen Schrift und andern guten Schriften sey. „Er hat,“ sagt Sailer von ihm, „Freude an Allem, was gut, edel, wahr und gottgefällig ist; sein Herz ist ohne Reid und ohne Falsch.“

Ich wurde mit Weber, oder wie wir ihn zu nennen pflegten, mit Kapistran, als mit einem frühern Schüler Sailers, erst späterhin näher bekannt.

Eines Tages im Frühlinge machten wir zusammen eine kleine Fußreise und benützten dazu

noch ein Paar Stunden der Nacht, die ungemein schön war. Es schwebt mir Alles noch so lebhaft vor Augen, als ob es erst heute wäre. Wir wanderten durch ein angenehmes Wiefenthal nächst einem Bälldchen hin. Der Mond schien überaus hell; alles schwieg, nur der Gesang einer Nachtigall erschallte ungemein lieblich in der tiefen Stille der Nacht. Unsere Herzen ergossen sich recht vertraulich gegen einander. Wir theilten uns unsere Erfahrungen in der Seelsorge mit.

Da erzählte mir denn Kapistran, (und ich erinnere mich zwar nicht der einzelnen Worte, aber des Inhalts seiner Erzählung sehr genau), folgende Begebenheit. Er saß als Kaplan in der großen, viele Filiale einer gebirgigen Gegend umfassenden Pfarrei Mittelberg an einem rauhen, sehr kalten Winterabende eines Tages mit seinem Pfarrer bei Tische. Ein armer, dürftig gekleideter Knabe kam an das Fenster und flehte, vor Frost zitternd und mit den Zähnen klappernd, kläglich um ein Almosen. Kapistran bat den Pfarrer um Erlaubniß, den Knaben hereinzurufen und ihm einen Teller warmer Suppe zu geben. Der Pfarrer erlaubte es gerne, und theilte dem hungrigen Knaben von Allem mit, was auf den Tisch kam. Nachdem der Kleine nach langer Zeit wieder einmal sich satt gegessen hatte, dankte er mit Thränen in den Augen und wollte weiter gehen; allein es wurde ihm übel. Er hatte

sich verkältet und die Kälte wurde ihm in der warmen Stube erst recht fühlbar. Pfarrer und Kaplan fanden, es sey ihm unmöglich weiter zu gehen. Der Kaplan schlug vor, dem armen Knaben das kleine Zimmer anzuweisen, wo die Kapuziner, wenn sie in der Gegend umher Almosen sammelten, zu übernachten pflegten. Der Pfarrer fand den Vorschlag gut. Der Kaplan führte den Knaben dahin, brachte ihn zu Bette und ging, den Arzt zu rufen. Der Arzt versicherte, ein heftiges Fieber sey im Anzuge und verschrieb Arznei.

Der gutherzige Kaplan Kapistran wartete nun seinem kranken Pflege Sohne so liebevoll ab, wie nur immer die zärtlichste Mutter ihr Kind verpflegen könnte. Als die Heftigkeit des Fiebers nachgelassen hatte, redete Kapistran mit dem Knaben, um ihn näher kennen zu lernen. Der Vater desselben war schon vor längerer Zeit, die Mutter erst vor kurzer Zeit gestorben. Die fromme Mutter hatte ihrem kleinen Sohne das Vater unser und andere kurze Gebethe gelehrt, welche dieser auch sogleich recht deutlich und mit Andacht und mit gefalteten Händen bersagte. Der Kinderfreund Kapistran, der sich den Unterricht der Kinder von jeher zur wahren Herzensangelegenheit gemacht hatte, lehrte nun seinem Pflegekinde „Gott in Christus“ näher kennen und lieben. Die Erzählungen aus der Geschichte Jesu hörte der Knabe mit der größten Aufmerksamkeit und sie

machten ihm unbeschreibliche Freude; er gewann eine solche Erkenntniß und Liebe Gottes und Jesu Christi, wie Kapiſtran ſie noch an keinem Kinde bemerkt hatte. Eben ſo groß war deſſen kindliches Vertrauen zu unſerm Vater im Himmel und zu unſerm göttlichen Erlöſer.

Die Krankheit wurde zu einem zehrenden Fieber. Das Kind litt mit unbeschreiblicher Geduld und war immer freudig. Es freute ſich darauf, zu Gott und zu Jeſus Chriſtus zu kommen und im Himmel auch ſeine Mutter und ſeinen Vater wieder zu ſehen. Im Herbſte ſtarb der Knabe oder ſchlieſ vielmehr ſanft ein, um im beſſern Leben wieder zu erwachen.

Im folgenden Winter beſuchte Kapiſtran in einem etwa eine Stunde weit entfernten Filialorte einen Kranken, und verweilte dort ſo lange, bis es Nacht geworden. Der Knecht des Hauſes erbot ſich ihn heimzubegleiten. Kapiſtran wollte ihm, der ſich, den Tag über ſchon müde gearbeitet hatte, keine weitere Mühe machen; er wiſſe, ſagte er, den Weg, den er ſchon oft gemacht habe, ohne Wegweiſer zu finden. Allein während Kapiſtran bei dem Kranken verweilt hatte, war ein friſcher Schnee gefallen und hatte alle die wenig betretenen Fußwege bedeckt und unkenntlich gemacht. Kapiſtran verirrte ſich. Auf einmal brach mit Krachen der Boden unter ihm. Er war an einen überfrorenen Weiher ge-

rathen, dessen Eis aber noch nicht stark genug war, einen Menschen zu tragen. Kapisiran war bis an den halben Leib in das kalte Wasser gesunken, ohne mit den Füßen einen Grund zu finden. Er fand nichts, woran er sich halten konnte und sah keine Möglichkeit, sich heraus zu helfen. Da erblickte er auf einmal einen hellen Glanz. Von leichtem Gewölle umgeben erschien ihm das verklärte, freundlich lächelnde Angesicht des Knaben, den er zum Tode vorbereitet und ihm die Augen zugeedrückt hatte. Der Verklärte bot ihm die Hand, stellte ihn heraus auf den festen Boden, deutete mit ausgestrecktem Arme, wohin er gehen sollte und verschwand. Der so wunderbar Gerettete kam unter Empfindungen, die er nicht ausdrücken konnte, glücklich nach Hause.

Sobald der Tag angebrochen war, ging er hinaus zur Stelle, wo er in Gefahr gestanden, zu ertrinken und durch höhere Hülfe gerettet worden. Er bemerkte in dem Schnee seine Fußstapfen bis zu der verhängnißvollen Stelle; ebenso seine Fußstapfen von seinem Krankenbesuche bis hieher. Sonst war keine Spur eines menschlichen Fußtrittes zu sehen. Er betrachtete das eingebrochene Eis; der Weiber war gerade hier am tiefsten. Kapisiran blieb hier andächtig und dankend stehen.

Diese Erzählung machte auf mich wohl einen fast so tiefen Eindruck als die Begebenheit auf Kapisiran selbst. Uns beiden, mir und ihm, war diese

Ercheinung aus jener Welt ein überzeugenderer Beweis eines Lebens nach dem Tode, als die feinsten Vernunftschlüsse, und sogar die göttlichen Verheißungen erschienen und in hellerem Lichte. Auch sahen wir daraus, daß fromme, geliebte Verstorbene in jener Welt noch um uns wissen, an dem, was uns begegnet, liebevollen Antheil nehmen, und wenn Gott es ihnen gestattet, uns in Gefahren des Leibs und der Seele zu Hülfe kommen. Noch ganz besonders nahmen wir die Worte, die Jesus, als er die Kleinen zu sich rief, gesagt hat, auf's neue recht zu Herzen: „Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf!“

7. Das Schulbenefizium in Thannhausen an der Mindel.

Ungefähr fünf Vierteljahre befand ich mich in Seeg. Nun wurde der Schulbenefiziat in dem gräflich-Stadionischen Marktfleden Thannhausen an der Mindel ganz unerwartet auf eine Pfarrei befördert. Da eben die Winterschulen anfangen, so war es dringend, die erledigte Stelle sogleich wieder zu besetzen. Der gräflich-Stadionische Oberamtmann Oberst zu Thannhausen sah sich in Verlegenheit, für dieses wenig einträgliche, oder wie er selbst ein-

mal äußerte — armselige Benefizium ein taugliches Subjekt ausfindig zu machen. Er berieth sich mit dem Pfarrer Thomas Mayerhofer von Thannhausen; beide wurden einig, einen Erpressen an Herrn Salat, den sie persönlich kannten, und der damals Pfarrer in Zuzammzell, später Professor in Landshut war, zu senden und ihn zu ersuchen, einen brauchbaren Mann vorzuschlagen. Mein Mitschüler und Jugendfreund Salat nannte meinen Namen und schrieb mir, ich solle mich unverzüglich um diese Stelle melden, ich werde sie gewiß erhalten. Allein so hoch ich den Namen Stadion und auch den Pfarrer ehrte (der Oberamtmann war mir damals noch nicht persönlich bekannt), ein so abschreckender Gedanke war es für mich, jetzt schon eine eigene Haushaltung anzufangen. Eine meiner zwei Schwestern, die in adeligen Häusern aufgewachsen waren, zu mir zu nehmen, ging nicht an, weil ich dann noch eine Magd oder beständige Aushelferin hätte haben müssen, Holz und Wasser zu tragen. Eine fremde Haushälterin, die zugleich Magd wäre, zu dinge, davor graute mir; ebenso vor den Schulden, die ich hätte machen müssen, um die nöthigste Hauseinrichtung, Tisch, Sessel, Tischzeug, Küchengeräthe, Schränke, Betten u. s. w. anzuschaffen. Es war leicht zu berechnen, daß bei dem Einkommen des Benefiziums, das ungefähr 300 Gulden betrug, nach Abzug eines eigenen Lebensunterhaltes und der Ernährung und Be-

zahlung einer Haushälterin mir wenig oder nichts übrig bleiben würde, und daß ich als Kaplan bei vollständiger, guter Verpflegung und einem Gehalt von 100 bis 150 Gulden mehr erübrigen und für meine studirenden zwei Brüder verwenden könne. Auch wäre es mir äußerst schwer gefallen, meinen lieben alten Herrn, wie wir ihn nannten, Herrn Pfarrer Heneberg zu verlassen. Ich ließ also die Sache auf sich beruhen und schrieb nicht nach Thannhausen.

Allein nun schrieb der Pfarrer an mich. Er kannte mich bereits. Ich hatte einmal von Kassenbeuern aus meinen Lehrer Sailer in Dillingen besucht. Dieser hatte mir, als ich über Thannhausen wieder zurückreiste, ein Empfehlungsschreiben an den Herrn Pfarrer Mayerhofer mitgegeben. Der Pfarrer empfing mich sehr gütig, fand an dem Umgang mit mir Freude, hielt mich einen Tag bei sich auf und ließ mich dann in seiner Kutsche von Thannhausen nach Kassenbeuern fahren. Dies war ein oder zwei Jahre vorher geschehen. Jetzt schrieb Pfarrer Mayerhofer, dessen Brief ich noch habe, an mich, und machte mir eine sehr einladende Schilderung von der angebotenen Stelle eines Schulinspektors oder gar Schuldirektors der Grafschaft Thannhausen; auch erbot er sich, bis ich meine neugebaute, sehr schöne Wohnung beziehen könne, mich in sein Haus aufzunehmen; ja wenn ich ihm

in der Seelsorge Ausbülfe leisten wolle, so sey er bereit, mir die vollständige Verpflegung und noch ein Honorar zu geben, wodurch die allerdings geringen Erträgnisse des Benefiziums verbessert würden. Auch bemerkte er, daß der Herr Oberamtmann von der Herrschaft ermächtigt sey, nach seiner Einsicht einen tauglichen Mann auszuwählen, dem sie dann die Bestätigung erteilen werde. Die Leitung und Aufsicht einer Schule war meiner Liebe zu den Kindern ganz gemäß; der biedere Charakter des Pfarrers Mayerhofer sprach mich sehr an. Ich begab mich also auch nach dem Rath des ehrwürdigen Pfarrers Heneberg, der in dieser Berufung einen Wink der göttlichen Vorsehung erkannte, von Seeg nach Thannhausen und trat meine neue Stelle an.

In Thannhausen fand ich nun freilich vieles ganz anders, als in Seeg, wo ich im Umgange mit Pfarrer Heneberg und meinen Mitsaplänen in der Seelsorge die glücklichsten Tage verlebt hatte. Pfarrer Mayerhofer war ein sehr würdiger Seelsorger und stiftete in seiner Pfarrei viel Gutes. Aufolge seiner Bemühungen wurde ein neues Schulhaus erbaut; die Kirche wurde mit schönen Deckengemälden gegiert und eine große Orgel angeschafft. Auch hat er die bestehende Marianische Congregation zu einem Wohlthätigkeits-Verein benützt. Allein er war durchaus kein Gelehrter. Er hatte, so zu sagen, keine Bibliothek; denn die lateinischen Autoren, nach denen

zu seiner Zeit und während seiner Studienjahre über Dogmatik, Moraltheologie gelesen wurde, und einige Tugend mittelmäßiger Predigtbücher waren Alles. Von alten Sprachen verstand er bloß die lateinische und von neuern bloß die deutsche, die er aber ganz orthographisch schrieb, wie er denn auch eine sehr schöne, kräftige Handschrift hatte. Von Zeitschriften las er bloß die damalige Augsburger Ordinari-Postzeitung. Seine Kenntnisse von unserer deutschen Literatur, auch vom Kriege und den damals höchst wichtigen Weltbegebenheiten waren daher äußerst mangelhaft. Ich sah wohl ein, daß ich der Literatur nunmehr Abschied geben müsse, indem mein Schifflein, in welchem ich wie bei hoher Fluth bisher freudig einherfuhr, auf eine Sandbank gerathen sey. Auch fehlte mir nun die Zeit, Zeitschriften zu lesen und meine Gelehrsamkeit mußte ich auf das A B C und das 1 mal 1 beschränken.

Was meine kleine Schriftstellerei betrifft, so war meine Lage dazu in Thannhausen gleichfalls ungünstig. Ich fand sogleich bei dem Antritte meiner Schulinspektorstelle, daß ich wegen Mangels eines Schulgehülfen bei der übergroßen Anzahl von Schülern selbst Schule halten und die Dienste eines Schulgehülfen leisten mußte, wenn die Schule sich der Vollkommenheit nähern sollte. Die Kaplandienste nahmen mich auch sehr in Anspruch. Ich mußte abwechselnd mit dem Pfarrer predigen, wobei mir

besonders alle Nachmittagspredigten an den Festtagen übertragen wurden, und ich getraute mir, um sogleich nach Tisch die Kanzel zu betreten, nicht ordentlich zu Mittag zu essen. Der Zubrang zum Beichtstuhl aus Thannhausen und der umliegenden Gegend war ungemein groß; ich mußte gar oft vom frühesten Morgen an Beichtehören, dann predigen und dann mich wieder im Beichtstuhl einsinken. Ich habe mir hauptsächlich durch das lange Beichtehören zur strengen Winterszeit, bei leichter Fußbekleidung wie ich glaube, den Rheumatismus zugezogen, an dem ich noch leide.

Es bestand wie überall in der katholischen Kirche der schöne, gute Gebrauch zu den Sterbenden einen Geistlichen zu rufen. Allein gar oft wurde ich in der Nacht gewedt, wiewohl bei den Kranken noch durchaus keine Gefahr des nahen Todes war. Oamals wurde ich bei sehr strenger Kälte am Vorabende der heiligen drei Könige um Mitternacht gerufen. Ich sollte am folgenden Tage predigen und fürchtete, daß ich dazu nicht mehr genug Kraft haben werde. Die Kranke saß neben dem Bette. Ich konnte mich nicht enthalten, ihr zu sagen, daß es nicht nöthig gewesen wäre, mich zu rufen. Sie aber sagte: „Ach, die Nacht ist lang, und da hätte man doch gerne eine Ansprache und einen geistlichen Zuspruch.“

Außer der deutschen Schule wurde mir noch der Unterricht einiger Knaben, die studiren wollten, in

den Anfangsgründen der lateinischen Sprache übertragen.

Der Pfarrer hatte sehr weise und zweckmäßig zu den in der Fastenzeit gewöhnlichen Abendandachten Betrachtungen eingeführt. Die besseren gedruckten hatte er bereits vorgelesen und mußte ferner keine tauglichen aufzutreiben. Er übertrug daher mir, diese Andachten zu halten. Ich hatte keine andere Wahl, als Betrachtungen über das Leiden und den Tod Jesu u. s. w. zu verfassen. Diese Betrachtungen wurden, ohne daß ich es wußte, vielfältig abgeschrieben und von Seelsorgern benützt. Ich wurde öfter aufgefordert, sie drucken zu lassen, fand aber nicht Zeit, sie für den Druck vorzubereiten. Nur fünf Betrachtungen über das Leiden Jesu am Oelberge habe ich erst dahier zu Augsburg in den Druck gegeben.

Von dem damals noch Churfürstlich bayerischen Direktorium der deutschen Schulen wurde ich, da die Grafschaft Thannhausen damals noch nicht unter bayerischer Landeshoheit stand und ich also noch ein Ausländer war, eingeladen, eine biblische Geschichte für die Schulen Bayerns zu verfassen. Bischof Sailer, damals noch Professor an der Universität Landshut, hatte mich auf Ersuchen, wie ich bereits im zweiten Bändchen bemerkt habe, dazu in Vorschlag gebracht. Ich ergriff diesen Antrag mit Freuden, indem ich mich bisher mit der biblischen Ge-

schichte viel beschäftigt und mir auch Manches notirt hatte. Allein einen Umstand hatte ich nicht genug erwogen. Die biblische Geschichte sollte recht bald fertig werden. In dem Pfarrhose zu Thannhausen wurde spät Tag gemacht; zur Winterzeit fand ich vor Morgens 7 Uhr kein warmes Zimmer; erst als ich eine eigene Haushaltung angefangen hatte, stand ich auch im Winter Morgens um 4 oder 5 Uhr auf. Jetzt aber mußte ich die Zeit, bis um 8 Uhr die Messglocke rief, dazu verwenden eine Predigt für den nächsten Sonntag niederzuschreiben; zu überdenken, was ich in dem täglichen Religionsunterrichte vortragen wollte, Themathe zu kleinen schriftlichen Aufträgen für die Schüler zu erfinden, auch ihre eingelieferten Aufträge verbessern, Rechnungsaufgaben aufsetzen und vorläufig berechnen u. s. w.

Nach dem Gottesdienste um 8 Uhr ging es in die Schule bis 11 Uhr; nach Tisch hatte ich von 1 bis 4 Uhr wieder in der Schule zuzubringen; dann kamen Krankenbesuche, lateinischer Unterricht. Erst die späten Abend- und Nachtstunden konnte ich auf die biblische Geschichte verwenden. Diese Arbeit rückte also nur sehr langsam vorwärts. Indes wurde ich öfter von München aus aufgefordert, Manuscripte zu übersenden. Ich konnte dieselben nur Bogenweise einliefern. Es ergab sich der Uebelstand, daß man das Werk nur Hestweise, anstatt in zwei

Bänden, in sechs Bändchen drucken konnte. Ich bedauerte schmerzlich, daß ich mich nie recht in meinen Gegenstand vertiefen und darin leben und weben konnte; es wäre sehr nöthig gewesen, das Ganze, wenn es einmal zu Papier gebracht wäre, noch einmal zu überschauen und die einzelnen Parthien mehr in Einklang zu bringen. An ein Werk aus einem Gusse war nicht zu denken, es war unmöglich! O wie oft seufzte ich: „Wenn mir nur hie und da ein Vormittag zur Arbeit geöfnet wäre!“ Allein er ward mir nicht zu Theil. Der tägliche Unterricht in der Religion war mir zwar höchst erfreulich und der Bearbeitung der biblischen Geschichte sehr förderlich, allein das tägliche mehrstündige, mechanische Unterrichten im Lesen, Schreiben, Rechnen, dem ich mich bisher willig unterzogen hatte, wurde mir, ich muß es bekennen, mit jedem Tage lästiger. Ich fühlte, daß ich in einem weiteren Kreise nützlicher werden konnte. Es kam mir öfter der Gedanke, meine Anstellung in Thannhausen aufzugeben und wieder bloßer Kaplan zu werden. Es war leicht zu berechnen, daß ich dann auch in Hinsicht des Einkommens, das ich für meine studirenden Brüder verwendete, eben so gut, ja noch besser stehen würde. In dem Pfarrhose hatte ich zwar vollständige Verpflegung, aber kein Honorar; als Kaplan, dachte ich, wo es auch sey, würde ich außer der Verpflegung noch 100 bis 150 Gulden Gehalt haben, und mit

meiner Feder würde ich bei freier Zeit jährlich mehr verdienen können, als das geringe Benefizium zu ungefähr 300 Gulden betrug. Allein ich hielt es doch für unflug, aus dem Geleise zu treten und von der prächtig klingenden Stelle eines Schuldirektors wieder Kaplan zu werden. Indes kam die biblische Geschichte, freilich unvollkommen genug zu Stande und ward ohne Vergleich wohlwollender, als ich mir denken konnte, aufgenommen. Sie wurde auch außerhalb Bayern in Schulen eingeführt, und in Oesterreich, in der Schweiz, in Württemberg, Baden und weiter hinab am Rheine nachgedruckt; auch in die französische und im Auszuge in die italienische Sprache übersezt. Wenn dahier in Augsburg bei den Prüfungen der Schulkinder oder der Schullehrer-Candidaten in der biblischen Geschichte gelesen wurde, mußte ich mich wundern, daß ich manche Stelle nicht besser gemacht habe; allein, wenn ich meiner damaligen Lage gedachte, so wundert es mich, noch so viel, wiewohl sehr Mangelhaftes, zu Stande gebracht zu haben.

Was ich während meines Aufenthaltes in Thannhausen sonst noch in den Druck gegeben habe, ist im Vergleiche späterer Schriften nur Weniges. Der erste Unterricht von Gott, von dem Volke das Gottbüchlein genannt, kam in ein Paar Wochen zu Stande, in denen mir der Arzt den Schulbesuch verboten hatte. Die Idee dazu hatte ich schon als

Hauslehrer zu Dillingen gefaßt. „Das Glück der guten Erziehung,“ eine Erzählung in Briefen, setzte ich auf, um den Kindern Beispiele von Briefen vorzulegen und sie auch im Lesen und Schreiben zu üben, weshalb das Büchlein auch mit solchen, einer Handschrift ähnlichen Lettern, gedruckt ist. Obwohl es auf eine gewisse Art ein Ganzes schien, so war es doch nur halb und erst späterhin ganz vollendet.

Als endlich nach einer Reihe von Jahren mir der Doppeldienst eines Schuladstanten und Kaplans zu schwer wurde und meine Gesundheit zu leiden begann, verbesserte sich meine Lage und ich konnte etwas freier athmen. Glücklicher Weise wurde das Frühmeßbenefizium mit meinem kleinen Schulbenefizium vereinigt und ich bezog, was bisher unmöglich gewesen wäre, die Wohnung des Schulbenefiziats, nahm meine Schwester Franziska zu mir und fing eine eigene Haushaltung an. Der Pfarrer nahm einen Kaplan, auch wurde ein bisher mangelnder Schulgehülfe angestellt. Ich bekam mehrere, jedoch immer noch sehr beschränkte Muße zu meinen kleinen Arbeiten für Kinder und Kinderfreunde. Die Leitung und Aufsicht der Schule und den Religionsunterricht versah ich, was sich von selbst versteht, wie früherhin. Die freiwillige Aushülfe in der Seelsorge, das Predigen abwechselnd mit dem Pfarrer und Kaplan, die Christenlehre in der Kirche, von der ich die für die Kinder allein zu halten hatte,

vorzüglich aber das Reichthören ließen mir, da sie als Berufsgeschäfte allen Nebenbeschäftigungen voranzugehen haben, wenig Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten übrig. Dazu kamen dann noch neue Geschäfte. Die Grafschaft Thannhausen kam unter königlich bayerische Landeshoheit; ich wurde zum Distriktschulinspektor für alle Ortschaften des Landgerichts Urpurg diesseits der Mindel und auch noch der Herrschaft Gelskotten jenseits der Mindel ernannt. Da gab es nun Vieles zu thun. Vor Allem wurde mir eine Menge von Fragen über den bisherigen Zustand der Schulen vorgelegt. Um diese Fragen zu beantworten, mußte ich meinen Schuldistrikt, darunter viele in den sogenannten Stauden gelegene Walddörfer, bereisen. Alle diese Schulen sollten neu organisiert, neue Schulhäuser oder doch Schulstuben erbaut, Sommer- und Sonntagschulen eingeführt, den Lehrern die ihnen zugesicherten Gemeindetheile angewiesen, Absententlisten u. s. w. eingereicht werden. Diese Anordnungen waren den Bauern etwas ganz Neues und Unerhörtes; Deputationen über Deputationen erschienen bei mir, um im Namen ihrer Gemeinden zu remonstriren und ich hatte Mühe, sie zu verständigen, auch manche Zwistigkeiten zwischen Schullehrern und Schulgemeinden zu vermitteln. Sämmtliche Schullehrer mußten ihre Einkünfte fatiren, und ich hatte die Kassionen zu prüfen und zu begutachten. Außer den sehr weise

angeordneten Schulvisitationen hatte ich noch einige Schulaspiranten zu unterrichten.

Bei diesen mit vielen Schreibereien verknüpften Geschäften konnte ich bloß die Oftereier als ein Oftergeschenk für meine Schüler und Schülerinnen, dann die Genovesa, deren Geschichte meine alte, fromme Tante mir und meinen Geschwistern öfter unter vielen Thränen erzählt hatte, zu Stande bringen und in den Druck geben. Diese zwei kleinen Schriften machen kaum ein Bändchen meiner gesammelten Schriften aus; die in allen achtzehn Bändchen meiner gesammelten Schriften enthaltenen Erzählungen, Schauspiele und Gedichte wurden zwar größten Theils in Thannhausen zur unterhaltenden Belehrung der Schuljugend zu Papier gebracht und besonders zum Schlusse der Sonntagsschulen vorgelesen; die kleinen Schauspiele wurden zur Faschingszeit oder bei andern Veranlassungen aufgeführt, konnten aber erst während meines Aufenthaltes als Pfarrer in Stadion in Württemberg und dahier in Augsburg nach nöthiger Uebersetzung dem Drucke übergeben werden. Ein großer Theil der gesammelten Schriften wurde erst nach Jahren verfaßt.

Allerdings erkenne ich es mit Dank als eine Gütung der göttlichen Vorsehung, daß ich in Thannhausen angestellt worden, hoffe auch, daß ich dort nicht ganz ohne Nutzen gelebt und gewirkt habe. Was aber meine kleine Schriftstellerei für Kinder

und die Jugend betrifft, so kann ich es mir nicht aus dem Sinne schlagen, daß ich bei erforderlicher Muße, wenn ich nicht so sehr viele Stunden der besten Lebensjahre mit dem gewöhnlichen Unterrichte und den beständigen Uebungen im Lesen, Schreiben und Rechnen hätte zubringen müssen, ein Schriftsteller geworden wäre. Doch der gütige Gott hat meine geringen Bemühungen über alle meine Erwartung gesegnet und ich kann Ihm nicht genug dafür danken!

8. Einige Worte über die Methode, die ich bei dem Schulunterrichte beobachtete.

Als ich die Leitung und Aufsicht der Schule zu Thannhausen übernommen hatte, fand ich, daß die Schulkinder mit vielem Fleiße unterrichtet worden; allein die Methode war noch mangelhaft. Um sie zu verbessern, machte ich mit dem Leseunterricht den Anfang.

a. Das Lesen.

Um den Kindern, die das erste Mal die Schule besuchten, und die sehr zahlreich waren, die Kenntniß der Buchstaben beizubringen, ließ ich mit von München einige Alphabete klein und groß gedruckter

Buchstaben kommen, sie auf kleine Brettchen von etwa 4 Zoll Höhe und 2 Zoll Breite, weil Pappendeckel zu leicht weich wird, aufziehen und an der großen schwarzen Tafel Querstäbe befestigen, um sie da aufzustellen. Zuerst lehrte ich die Kinder die kleinen Buchstaben kennen. Mit dem *ba*, *be*, *bi*, *bo*, *bu* wollte ich sie nicht lange aufhalten. Ich ließ sie sogleich Worte zusammen setzen, die einen Sinn hatten, zuerst bloß aus zwei, dann aus drei, dann aus mehreren Buchstaben z. B. *ich*, *du*, *er*, *wir*, *ihr*, *sie*; *Aug*, *Gott*, *Welt*.

Anstatt des halben auf Pappe aufgezogenen Bogens mit großen und kleinen, deutschen und lateinischen Buchstaben ließ ich bloß ein Ostarblättchen, ein Papptäfelchen mit dem kleinen und großen Alphabete, und zwei, drei und mehrsyllbigen Worten in den Händen der Kinder.

Die einzelnen Buchstaben auf Holz legte ich in eine Lade mit Fächern, nach Art eines Buchdrucker-Seglastens, der bei dem Unterrichte treffliche Dienste that.

Da ich etwa, wie oben bemerkt, vierzehn Tage mich nicht wohl befand, und nach Anordnung des Arztes das Schulhalten aussetzen mußte, verfaßte ich ein Lesebüchlein von nicht mehr als einem Bogen. Ich wollte anfangs nur einige Sätze mit einsyllbigen Wörtern voranstellen; ich fand aber da eine besondere Eigenschaft der deutschen Sprache. Es ward

mir sehr leicht, die erste Hälfte des Bogens „von Gott“ in lauter Sätzen von nur einsylbigen Worten zu Stande zu bringen; die zweite Hälfte handelte von Jesus Christus in Worten mit getheilten Sylben. Diesen Bogen ließ ich einstweilen auf meine Kosten drucken. In der Folge fand ich es thunlich auch das, was Kinder noch vom heiligen Geiste wissen sollen, auf den einzigen Bogen mit nicht in Sylben getheilten Wörtern und kleinern Lettern zu bringen.

So entstand ein sehr kleines Büchlein. Ich ließ es in buntes Papier binden und theilte es den Kindern als ein Geschenk für ihren bisherigen Fleiß aus. Sie wunderten sich, in diesem Büchlein sogleich ohne Anstand lesen zu können. Ich hatte nämlich die Vorsorge getroffen, daß alle Worte in dem Büchlein ihnen auf dem A B C Täfelchen und der großen Tafel zu lesen eingeübt wurden. Die Kinder eilten voll Freude nach Hause und riefen: „Wir können in dem schönen Büchlein schon lesen.“ Die Aeltern waren nicht weniger erfreut und verwundert. „In sechs Wochen,“ sagten sie, „haben die Kinder mehr gelernt, als sonst den ganzen Winter hindurch.“

b. D a s S c h r e i b e n.

Das Schönschreiben betreffend kann die eigentliche Kunst, schön zu schreiben, in Volksschulen nicht

gelehrt werden, und wenn es auch gelänge, so wäre es doch verlorene Mühe. Die Kinder, zu rauhen Arbeiten bestimmt, finden keine Gelegenheit die Schönschreibekunst auszuüben; ihre von der Arbeit schwer gewordene Hand würde es ihnen nicht wohl möglich machen. Es ist mehr darauf zu dringen, daß die Kinder fertig, leßbar und deutlich schreiben lernen. Anstatt sie zu lange Zeit Buchstaben nachmalen zu lassen, ist es besser, daß man sie Worte schreiben läßt, die man ihnen bloß vorsagt.

Ich bemerke nur noch, daß ich die Kinder Anfangs keine Feder anrühren ließ. Ich machte ihnen an der großen schwarzen Tafel mit Kreide die Buchstaben vor, die sie auf ihren kleinen Schiefertäfelchen mit Freuden nachmachten. Es versteht sich, daß ich mit den einfachsten Buchstaben anfing, und dann zu den schwerern fortschritt. So fand auch hier der gemeinschaftliche Unterricht statt. Viel Papier, und das Besudeln mit Tinte wurde erspart.

Die Buchstaben bestanden allerdings nur noch aus lauter Haarstrichen. Als ich aber den Kindern die Feder in die Hand gab und richtig halten lehrte, ergaben sich die Schattenstriche von selbst, z. B. n, m, l, so wie sie aus der ihnen vorgelegten Vorderschrift ersahen.

Um das Rechtschreiben den Schülern beizubringen, ist es nicht nöthig, sie mit der Grammatik bekannt zu machen. Was darin von den Declina-

tionen der Hauptwörter Casus, Genus, numerus Singularis und Pluralis gesagt wird: von den Conjugationen der Zeitwörter, den verschiedenen Zeiten, die damit angezeigt werden können, von Person und Zahl, von der gewissen, ungewissen, unbestimmten und befehlenden Art (modus) und der thätigen und leidenden Gattung, von den Hülfszeitwörtern seyn, haben und werden; von den Klassen der Zeitwörter als ziellosen und zurückzielenden, regelmäßigen und unregelmäßigen, wissen die Kinder schon, sie haben es von Kindheit an durch beständiges Hören und Nachsprechen einer lebendigen Sprache ohne alle Theorie praktisch erlernt. Man wird nie gehört haben, daß ein Kind die Artikel verwechsle und sage: der Pferd, die Haus, das Frau. Ja, noch kleine Kinder haben sich schon sogar von der Abwandlung regelmäßiger Zeitwörter, die am öftesten vorkommen, ein Schema in ihrem Köpfchen gebildet. Ein Kind von etwa drei Jahren hörte ich sagen: „Mein silbernes Kaffeelöffelchen ist verbiegt“ anstatt verbogen. Frauenzimmer, die kaum den Namen Grammatik je nennen hörten, sprachen vollkommen rein und richtig.

Die erste Regel, um recht zu schreiben, ist: Lieb Acht auf die rechte Aussprache. Hierzu kommt, weil man aus der Aussprache nicht abnehmen kann, welche Dehnungszeichen zu wählen seyen, oder welche gleichlautende Buchstaben leicht verwechselt

werden; die zweite Regel: Wiecht Acht auf den Gebrauch. In gutgeschriebenen Büchern sieht man, ob man große Anfangsbuchstaben machen müsse; ob man Hahn oder Haan, Schnee oder Schneh, Wisch oder Wisch zu schreiben habe. Dritte Regel: Wiecht Acht auf das Stammwort. Man schreibt Väter, Mütter, Söhne, Töchter von Vater ic.

Mit diesen wenigen Regeln brachte ich die besern Schüler so weit, daß sie ganze Seiten, die ich ihnen diktirte, fast ohne Fehler schrieben.

In Hinsicht des Brieffschreibens ist es klar, daß man keinen verständigen, guten Brief schreiben könne, ohne einen gebildeten Verstand, oder ein gutes, edles Herz zu haben. Die Bildung des Verstandes und Herzens, was das stete Geschäft des Lehrers seyn soll, vorausgesetzt, kann er den Schülern bloß sagen: Was du einem fernen Freunde nicht mündlich sagen kannst, dieß schreibe ihm gerade so, wie du es ihm mündlich sagen würdest.

Um aber seine Gedanken und Empfindungen zu Papier zu bringen, dazu ist eine kleine Vorübung nöthig, wie denn Alles nur nach und nach, vom Leichtern zum Schwerern fortschreitend, gelehrt werden muß. Es ist leichter, was man schon weiß, aufzuschreiben, als was man erst ausdenken muß.

Ich erzählte ihnen daher eine Geschichte auch wohl eine Fabel, die sie begierig anhörten, unter der Bedingung, dieselbe aufzuschreiben, was sie

sehr gerne thaten. Dann erst gab ich ihnen auf, z. B. über den Tod eines Kindes, das ertrank, über den Jahrmarkt, den sie besuchten, über eine Feuerbrunst u. einen Brief zu schreiben, und was sie dabei dachten und empfanden.

Sehr nöthig fand ich es, ihnen Beispiele von Briefen vorzulegen, und schenkte ihnen daher ein Büchlein mit Schreibschrift, Briefe von Kindern enthaltend, daraus sie erfahen, was in Hinsicht der Anrede, Unterschrift, des Datums, der Adresse zu beobachten sey. Auch das Zusammenlegen der Briefe zeigte ich ihnen.

So entstand das Büchlein: „Glück der guten Erziehung,“ dem ich nur noch das Nöthigste, was Kinder von Schön-, Recht- und Briefschreiben zu wissen brauchen, in zwei Duodezblättchen beifügte.

e. V o n d e m R e c h n e n.

Unsere zehn Finger sind unsere angeborenen Rechnungsgehilfen. Zum ganzen Dezimalsystem, immer nach zehn Einern, Zehnern, Hunderten, Tausenden zu rechnen, ist dadurch veranlaßt worden.

An den Fingern kann man den Kindern das Zählen lehren und die Bedeutung der Ziffer 1 — 9 anschaulich machen, ja auch von den vier gewöhnlichen Rechnungsarten ihnen einen Begriff beibringen. Am Aufheben oder Niederbeugen der Finger sehen sie das Zusammensetzen, Abziehen, Vermehren und

Theilen. 1 und 2 Finger sind 3, 2 und 3 sind 5; 1 von 5 hinweggenommen bleibt 4, 2 von 4 bleibt 2; 2 mal 2 macht 4, 2 mal 3 macht 6, 2 mal 4 macht 8, 2 mal 5 macht 10; 10 in oder unter 2 vertheilen trifft einen 5, 2 in 8 geht 4 mal, 2 in 4 geht 2 mal. So begreifen die Kinder die vier Rechnungsarten im Kleinen, und es ist nicht kleinlich vom Kleinsten anfangen. So macht's die Natur, im keimenden Samenkörnchen zeigt sich schon das Pflänzchen.

Wie man diese vier Rechnungsarten anschreibt, läßt sich ebenso im Kleinen zeigen; man schreibt an

die Tafel 5	4	5	10 5.
1	2	2	2
6	2	10	

Um nach Zehnern zu zählen läßt man ein Kind alle 10 Finger aufheben, da sehen sie einen Zehner; hebt das nächste Kind in der Bank die 10 Finger auf, so haben wir zwei Zehner oder zwanzig; die zehn Finger des dritten Kindes machen mit den zwanzig Fingern der zwei vorigen Kinder drei Zehner oder dreißig. Die aufgehobenen Finger von zehn Kindern geben einen Begriff von Hundert.

Wie Zehner zählt man auch die Hunderte, als 1 Hundert, 2 Hundert, 3 Hundert. Wären hundert Kinder da, so machten alle ihre aufgehobenen Finger die Zahl Tausend.

Bis auf tausend zählen ist einstweilen genug, es

lassen sich unzählige Rechnungsaufgaben vorlegen, die nicht über tausend hinaudgehen; auch kommen im gewöhnlichen Leben, in der Haushaltung, im Kaufen und Verkaufen nicht leicht mehr als die Zahlen tausend vor. Wozu sollte man also jetzt schon die Kinder mit Hunderttausenden und Millionen plagen?

Nun muß auch gelehrt werden, wie man Tausend, Hundert, Zehner und Einer schreibe. Man könnte z. B. ein Tausend, zwei Hundert, drei Zehner, vier Einer schreiben. Das wäre aber zu weittläufig, man hat daher sehr sinnreich eine kürzere Art ausgedacht. Man setzt, von der Rechten zur Linken, die Einheiten immer an die erste, die Zehner an die zweite, die Hunderte an die dritte, Tausend an die vierte Stelle. So sieht man schon an der Stelle des Ziffers, welche Zahl es andeute. Obiges Beispiel wird also so geschrieben: 1,234. Wenn kein Einer, Zehner, oder Hunderter in der Zahl vorkommt, so wird an die leere Stelle, damit man sie nicht übersehe, das Zeichen 0 gesetzt.

Hier können die Kinder aufmerksam gemacht werden, wie schön es erdonnen ist, daß man, um alle Zahlen von Eins bis Tausend zu schreiben, nicht mehr als zehn Zeichen oder Ziffer brauche. Es wären sonst tausend verschieden gestaltete Ziffer nothwendig, und wie schwer könnte man diese merken.

Nebst dem Tafelrechnen ist auch das Kopfrechnen

eine gute Verstandesübung und im täglichen Leben sehr brauchbar.

Man hat schon damals, wo noch keine Guldenstücke geprägt wurden, sich eine Zahl von sechzig Kreuzern als ein Ganzes gedacht, und einen Gulden genannt, weil die Zahl 60, mehr als andere Zahlen in kleinere Theile getheilt werden kann.

Der ganze Vortheil des Kopfrechnens besteht nun darin, daß man den Geldengulden in größere Theile als Kreuzer zerlegt, und so weniger Zahlen zu berechnen hat, die leichter zu übersehen sind, z. B.

Der Gulden kann getheilt werden in zwei $\frac{1}{2}$ fl., drei $\frac{1}{3}$ fl., vier $\frac{1}{4}$ fl., fünf $\frac{1}{5}$ fl., sechs $\frac{1}{6}$ fl. u. s. w.

Die Sache läßt sich am leichtesten in Beispielen abthun. Wie viele Zeit und Ziffer wären nöthig, um zu berechnen, wie viel machen 100 Ellen die Elle zu 30 kr. Wie kurz und klar ist aber die Rechnung 100 halbe Gulden machen 50 ganze Gulden.

Der Gulden läßt sich aber nicht immer in $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, theilen. Es kommen sehr oft größere oder kleinere Zahlen, als die genannten Guldentheile vor.

Um diese zu berechnen zeigte ich den Kindern vier Vortheile.

Erster Vortheil: Man setzt 1 kr. hinzu; z. B. Was kosten 9 Ellen, die Elle zu 19 kr.? 9 Ellen, die Elle zu 20 kr. machen 9 drittel Gulden weniger 9 kr. also 2 fl. 51 kr.

Zweiter Vorthail: Man nimmt 1 fr. hinweg; z. B. Was kosten 8 Pfund, das Pfund zu 16 fr.? Hier denke man sich 8 viertels Gulden oder 2 ganze Gulden, und die weniger gedachten 8 fr. dazu — gibt 2 fl. 8 fr.

Dritter Vorthail: Man zerlegt größere Zahlen in zwei kleinere. Z. B. 100 Ellen Kattun zu 45 fr., oder 30 und 15 fr. 100 halbe Gulden machen 50 ganze, 100 viertels Gulden machen 25 Gulden zusammen 75 Gulden.

Vierter Vorthail: Man verwechselt Waaren und Geld. Z. B. anstatt 30 Ellen zu 40 fr., sagt man 40 Ellen zu 30 fr. oder 40 halbe also 20 ganze Gulden.

Ein weiser Lehrer wird auf jeden dieser drei nothwendigen Gegenstände, die in Elementarschulen gelehrt werden, Lesen, Schreiben und Rechnen gewissenhaft so viel Kraft und Zeit verwenden, bis sie den Kindern ganz geläufig sind; dabei soll er aber wie sich von selbst versteht darauf sehen, daß dem allerwichtigsten Gegenstand, dem Religionsunterrichte, die erforderliche Zeit nicht entzogen werde. Ja, das Lesen, Schreiben und Rechnen soll schon zu Beförderung des Unterrichtes in der Religion benützt werden.

Deßhalb gab ich den Anfängern im Lesen sogleich ein Büchlein in die Hand, das die ersten Religionskenntnisse für die lieben Kleinen enthält.

Zum Schreiben legte ich ihnen Vorschriften mit Aussprüchen Jesu vor, und weiterhin diktierte ich ihnen lehrreiche Strophen aus geistlichen Liedern, und in der Folge ganze Lieder.

Aber in Hinsicht des Rechnens? Wie Jesus Christus seine Jünger zu Fischern höherer Art machte, so lehrte ich die Kinder den für alle Menschen wichtigsten Gewinn zu berechnen, nach den Worten Jesu: „Was nülfe es dem Menschen, die ganze Welt zu gewinnen, wenn er an seiner Seele Schaden litte!“

Auch auf den tiefen Sinn der Worte der heiligen Schrift machte ich sie aufmerksam: „Herr! lehre uns unsere Tage zählen, damit wir weise werden.“ Unser Leben auf Erden ist, wie ein weiser christlicher Schriftsteller sagt, ja kein bloßes Manufakturleben, und das Ende der Welt keine Frankfurter Messe.

d. Der Religionsunterricht.

Unsere heilige Religion gründet sich auf die Offenbarungen Gottes, die uns in der heiligen Schrift erzählt werden. Die biblische Geschichte sollte also dem Unterrichte der Religion zum Grunde gelegt werden.

Davon überzeugte mich auch meine eigene Erfahrung.

O! welche Freude empfand ich schon damals, als mein seliger Vater mir die schönen Geschichten

aus der heiligen Schrift erzählte. Ich ward gleichsam in das Paradies entrückt. Mit einem Entzücken, von dem ich noch jetzt etwas fühle, hörte ich zu, wie Gott der Allmächtige den ersten Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen, wie Er ihn in den wunderschönen Garten einführte, ihm die Bäume voll herrlicher Früchte zu seiner Nahrung und reiche Quellen, ja Ströme des reinsten klaren Wassers anwies, wie er die Vögel des Himmels und die Thiere des Feldes, die Er zum Nutzen der Menschen erschaffen, herbei kommen ließ, damit Adam sie kennen lerne und ihnen Namen gebe, wie Gott die Eva ihm zur Gehülfin erschaffen; wie beide in dem schönen Garten in Unschuld und Freude lebten; wie Gott so unbeschreiblich freundlich mit ihnen umging, öfter mit ihnen redete, und sie liebte als seine Kinder, und wie auch eines das andere liebte, wie sich selbst.

Diese Erzählung meines Vaters rührte mich innig; ich empfand die herzlichste Liebe zu Gott, der so liebevoll und gütig gegen uns Menschen ist. Noch jetzt gedenke ich jener Erzählungen, aus denen ich Gott mehr kennen und lieben lernte, als aus den Lehren, die meine Lehrer in der Folge mir vortrugen.

Die weitere Erzählung: Wie Gott dem Adam erlaubte, von allen Früchten der Bäume im Garten zu essen, aber ihm einen Baum im Garten zeigte und ihm befahl: Von diesem Baume sollst du

nicht essen. Wenn du davon issest, so wirst du sterben; wie Eva neugierig zu dem verbotenen Baume hinging und von der Schlange versucht ward; wie sie mit der Schlange sich in ein Gespräch einließ, und die Schlange sie fragte: Warum hat denn Gott euch geboten, daß ihr nicht von allen Bäumen essen sollet; wie Eva, die Gottes Gebot wohl wußte, antwortete: Wir dürfen von allen Bäumen im ganzen Garten essen; nur von diesem Baume da hat Gott gesagt: Esset nicht davon, rühret ihn auch nicht an, sonst müßt ihr sterben; wie der Verführer, der Satan, in Gestalt der Schlange sagte: Ei, ihr werdet nicht sterben, Gott weiß es eben gar wohl, sobald ihr davon esset, werden euch die Augen aufgehen, und ihr werdet Alles, Gutes und Böses wissen und Gott gleich fern; wie Eva der Schlange mehr glaubte als Gott, und — ich zitterte bei der Erzählung! — den Arm ausstreckte, die verbotene Frucht abbrach, davon aß, und auch dem Adam davon zu essen gab.

Wie nun ferner Gott zu Adam sprach, der von der verbotenen Frucht gegessen hatte: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen. Versucht sey der Ader um deinetwillen. Mit Kummer sollst du dich darauf nähren, bis du wieder zur Erde, von der du genommen, werden, das ist, sterben wirst. Wie Gott auch zu Eva, die den Adam verführte, sprach: Dein Wille soll dem Manne

unterworfen seyn und er soll dein Herr seyn; wie Er ihr noch veründete, sie werde mit ihren Kindern Vieles austreten haben

Dieses Strafgericht, das mein Vater mir erzählte, erschütterte mich. Ich gedente noch jetzt seiner Ermahnung, die Versuchung zur Sünde wie eine giftige Schlange zu fliehen. Die Strafe der ersten Sünde ging mir um so tiefer zu Herzen, da sie noch jetzt an allen sündigen Menschen, was wir alle sind, in Erfüllung geht.

Auch die folgenden Geschichten zeigten, wie Gott Menschen, die ihm ungehorsam sind, bestrafe, wie Er aber an Menschen, die ihm gehorchen, Wohlgefallen habe — von Abraham an, der Gottes Wort: „Wandle vor mir und sey vollkommen“ befolgte, bis zu Jesus Christus, der aus Liebe zu uns Menschen starb, und seinem Vater im Himmel gehorsam war bis in den Tod.

Alle diese Geschichten, die mein Vater mir erzählte, bemühte ich mich als Privatlehrer den mir anvertrauten Kindern zu erzählen, und sie machten auf sie einen ähnlichen Eindruck.

Was ich dort im Kleinen that, suchte ich nun als Religionslehrer im Großen zu thun. Auf meiner ersten Kaplanstelle wollte es mir nicht gelingen, in Erklärung des in der Schule eingeführten Katechismus bei den Kindern eine solche Aufmerksamkeit,

als ich wünschte, zu bewirken. Nun aber, da ich den Unterricht in der Religion mit der biblischen Geschichte anfang war es ganz anders. Die Kinder hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und wenn ich aufhörte zu erzählen, baten alle mit lautem Zuruf einstimmig fortzufahren. Bei der Erzählung vom Aegyptischen Joseph zerfloßen alle in Thränen. Die ausführlich erzählte Leidensgeschichte Jesu ging ihnen so zu Herzen, daß sie aus Mitleid und aus Liebe zu Ihm, der aus Liebe zu uns so unäglich Vieles gelitten und für uns am Kreuze gestorben, schmerzlich weinten!

Die Kinder eilten aus der Schule nach Hause, und erzählten ihren Aeltern, denen viele Begebenheiten des alten Testaments nicht ausführlich bekannt waren, die schönen Geschichten davon, und sie hörten den Kindern mit Freuden zu.

Ich halte es für nöthig, hier einige Bemerkungen beizufügen.

Unwidersprechlich gewiß ist es, daß sich das Ganze der biblischen Geschichte den Kindern unmöglich erzählen lasse; daß aber die wichtigsten Begebenheiten, wiewohl auch hie und da einige Ausdrücke und Umstände wegbleiben müssen, vollkommen klar für den Verstand und rührend für das Herz der Kinder sind. Ein Kirchenlehrer vergleicht die heilige Schrift dem Meere. Am Ufer kann ein Lämchen ohne Gefahr im Wasser gehen; weiterhin ist

es aber so tief, daß ein Elephant den Grund nicht erreichen könnte.

Mit einem bloßen Abriss der heiligen Geschichte wäre auch nichts gethan. Wer die Geschichte schon kennt, wird ihn allerdings mit Vergnügen lesen; alle die ihm bekannten Begebenheiten schweben ihm vor Augen und geben ihm genug zu denken. Allein der Verstand der Kinder und all' derjenigen, die in der heiligen Schrift nicht wohl bewandert sind, geht leer aus, und ihr Herz bleibt kalt und ungerührt.

Wenn der Erzähler dem Joseph seinen bunten Rock auszieht und ihm seine Träume von den Garben, und von Sonne, Mond und den eilf Sternen nimmt, wenn man dem Hirtenknaben David seine Harfe raubt, so verliert die biblische Geschichte alle Anmuth.

Ueberhaupt bedienen sich die gelehrten Geschichtschreiber unsrer Zeit, auch die weltlichen, einer Darstellung, die von der Erzählungsart der heiligen Schrift ganz und gar verschieden ist. Sie würden es verschmähen und mit der Erhabenheit der Geschichte, wie sie dieselbe sich denken, unvereinbar finden, ein Gespräch vorzubringen, wie z. B. in dem ersten Buche Moses, neunundzwanzigstem Kapitel: „Jakob kam zu einem Brunnen, bei dem drei Heerden Schafe lagen; Jakob fragte die Hirten: Liebe Brüder, wo seyd ihr her? Sie antworteten: Von Haran. Er fragte: Kennet ihr auch den Laban, den Sohn

Nachher? Sie sagten: Wir kennen ihn gut. Er fragte weiter: Geht es ihm wohl? Sie sagten: O ja es geht ihm recht wohl — und sieh nur, dort kommt eben seine Tochter Rachel mit den Schafen. Solche Gespräche in die Geschichte aufzunehmen fänden die Gelehrten unschicklich; wir ungelehrten Leute aber finden Wohlgefallen daran, und freuen uns, von Menschen zu hören, die mit einander reden, wie wir, und reden mit ihnen vertraut.

Auch das Hündlein des Tobias ist manchem dieser Herren zuwider. Ein Schulinspektor sagte in einer öffentlichen Prüfung, als die Schüler in meiner späterhin erschienenen biblischen Geschichte lasen, ganz laut vor allen Zuhörern: Das Hündchen hat der Verfasser dazu gedichtet. Der Religionslehrer brachte die heilige Schrift herbei, und las aus dem Buche Tobias die Stellen von dem verpönten Hündchen vor. Doch genug hiervon. Wenn es mir je gelang, für Kinder zu schreiben, so habe ich es lediglich dem fleißigen Lesen der heiligen Schrift zu danken.

Nun komme ich aber zur Hauptfrage: Wie läßt sich die biblische Geschichte auf Erklärung des Katechismus anwenden, und welcher von den vielen vorhandenen Katechismen ist dazu der geeignetste?

Ich entschied mich für den uralten kleinen Katechismus des ehrwürdigen Petrus Canisius.

Dieser sein Verfasser wurde wegen seiner Weis-

heit und Frömmigkeit von den Päpsten Julius III., Pius IV., Pius V., Gregorius XIII. und von den Kaisern Ferdinand I. und Maximilian II., überaus hoch verehrt; der heilige Carolus Borromäus schrieb an ihn und wünschte ihm Glück zu seinen unermüdeten, segensreichen Bemühungen. Seine weit ausgebreitete Thätigkeit kann man nicht genug bewundern. Er wurde als Professor der Theologie nach Ingolstadt, als Hosprediger nach Wien, als Domprediger nach Augsburg wegen der damaligen Währung in Religionsfachen und von da zu dem Concilium von Trient noch vor Abschluß desselben berufen. Es ist zum Erstaunen, in welcher allgemeinen hohen Achtung er gestanden. Mehrere Bisthümer und sogar die Cardinalwürde wurden ihm angetragen, die er indessen aus Demuth nicht annahm.

Was nun seinen kleinen Katechismus selbst betrifft, so wurde derselbe noch zu Lebzeiten des Verfassers in allen Volksschulen eingeführt und wohl vierhundertmal aufgelegt.

Ein Vorzug ist die Kürze. Canisius selbst sagt in der Vorrede zu einer neuen Auflage, Freiburg im Reichthum, 1599 zwei Jahre vor seinem Tode: „Wollte Gott im Himmel, daß noch ein anderer käme, der im Stande wäre, die Hauptstücke unseres wahren katholischen Glaubens noch kürzer, deutlicher und besser vorzutragen; daß aber Einige unter

meinem Namen diesen meinen Katechismus immerdar mehrten und allerlei andere Fragen darin aufstellen, kann ich meines Theils aus vielen Gründen nicht für gut finden.“ Er wollte, der Katechismus für Kinder sollte nur die ersten Kenntnisse und Grundwahrheiten der Christlichen Religion enthalten, keineswegs aber ein vollständiges Lehrbuch derselben seyn.

Ein anderer Vorzug ist die Eintheilung des Katechismus bloß in fünf Hauptstücke, und die Beziehung der ausgenommenen Lehrstücke: als die zwölf Glaubensartikel, die sieben Bitten des Vaters unsers, die sieben heiligen Sakramente, die zehn Gebote Gottes u., was die Kinder Alles an den Fingern abzählen können, und leicht im Gedächtnisse behalten, und die Sprache aller der einzelnen Sätze ganz im Lapidarstyle. Ich erinnere mich aus meinen Knabenjahren noch wohl, daß ich den kleinen Katechismus bald auswendig gelernt hatte, und habe ihn bisher nicht vergessen. Wir hatten noch einen großen Katechismus, aus dem wir damals ganze Hauptstücke auswendig lernen, und öffentlich in der Kirche aussagen mußten, indem Einer die Fragen, der Andere die Antworten vortrug. Ich muß aber bekennen, daß ich, wiewohl ich ein sehr gutes Gedächtniß habe, und meine Aufgaben mit der größten Fertigkeit herbringen konnte, jetzt nicht einmal mehr weiß, welches Hauptstück man mir ausgegeben hatte.

Der Inhalt des Katechismus umfaßt in den ersten drei Hauptstücken — Glaube, Hoffnung und Liebe — die innere Religion. Das bezeugen der

heilige Apostel Paulus und der heilige Augustin in seinem Enchiridion.

Da wir aber ohne besondere Gnade Gottes weder lebendig glauben, noch zuversichtlich hoffen, noch Gott über Alles lieben, und Gottes Gebote halten können, so hat Jesus Christus die sichtbaren Zeichen der unsichtbaren Gnade, die sieben heiligen Sakramente, eingesetzt. Durch sie erlangen wir bei dem Eintritte in dieses Leben, und das ganze Leben hindurch, bis zum letzten Todeskampfe, den Beistand Gottes. Das vierte Hauptstück von den heiligen Sakramenten steht also hier ganz an dem rechten Orte.

Aber, sagt man, wozu noch ein fünftes Hauptstück von der Christlichen Gerechtigkeit? Wer Glauben, Hoffnung und Liebe hat, und durch die heiligen Sakramente den Beistand dazu erhält, sollte der nicht schon gerecht seyn? — Ganz gewiß. Allein hier wird gezeigt, wie der Mensch der Gnade Gottes mitwirken muß, wie er es anzufangen hat, um gerecht zu werden, wie er es dahin bringen kann, das Böse zu meiden und das Gute zu thun.

Um das Böse zu meiden, muß der Mensch den ersten Reizen der sieben Tod- oder Hauptsünden widerstehen; er muß den Eingebungen des heiligen Geistes Gehör geben, und auf keine Weise eine Sünde gegen den heiligen Geist begehen; er soll bedenken, wie weit ein gottvergessener Mensch im Bösen kommen, und in welche gräßliche Verbrechen er verfallen könne, in Nord,

Unzuchtgräuel, Unterdrückung der Armen, der Wittwen und Waisen u. dergleichen schon jetzt auf Erden die Strafgerichte Gottes vom Himmel herabfordern und die deshalb himmelschreiende Sünden genannt werden; er soll auch wohl auf der Hut seyn, sich fremder Sünden theilhaft zu machen.

Um das Gute zu thun, soll ein Christ sich der drei schönsten Uebungen in den drei Hauptpflichten gegen Gott, gegen sich selbst und gegen den Nebenmenschen — des Bethens, Fastens und Almosengebens befleißigen; er soll auf jede Gelegenheit aufmerksam seyn, seine Liebe zu den Menschen durch die Werke der leiblichen und geistlichen Barmherzigkeit in der That zu beweisen; er soll sich die Aussprüche Jesu wohl einprägen, vorzüglich die acht Seligkeitslehren Jesu; er soll die vier letzten Dinge des Menschen — Tod, Gericht, Hölle, Himmel — recht oft, bei allen seinen Werken wohl bedenken, um ewiglich nicht zu sündigen.

Wie Glaube, Hoffnung und Liebe die Religion nach ihrer innern, so stellen der Empfang der heiligen Sakramente und die Ausübung der christlichen Gerechtigkeit die Religion nach ihrer äußeren Seite dar.

Die heiligen Sakramente sind, in höherem Sinne des Wortes, die Liturgie, und die Ausübung der christlichen Religion ist die Axiomatik des Christenthums.

Univ. Bibl.
München



Christoph von Schmid in seiner Bibliothek

Erinnerungen an meinem Leben.

Von
Christoph v. Schmid.

Viertele Bände.

Spätere Berufsahre, Schriftstellers-
leben, Lebens-Ende.

Herausgegeben

von
Albert Werfer.

Mit einem Stahlstich und Facsimile.

Augsburg,

Verlag von J. Neumann, Neudruck.
1887.



Vorrede.

Wenn dieses vierte Bändchen der Erinnerungen an Christoph Schmid erst jetzt erscheint, nachdem bereits dritthalb Jahre seit seinem Tode verfloßen sind, so mag den Herausgeber sein Beruf, der ihm wenig Ruhe gönnt, entschuldigen. Schon die Sammlung und Ordnung des Stofes nahm viele Zeit in Anspruch. Auch war es keine leichte Aufgabe, das von dem Verfasser der Oesterleier selbst begonnene Lebensbild in seiner Weise und in seinem Geiste zu vollenden. Möge mir dies auch nur annähernd gelungen seyn! Ich hätte mich wohl nicht an diese Arbeit gewagt, wenn ich es nicht für heilige Pflicht gehalten hätte, das Andenken an das viele Gute und Edle, das ich an dem Hingegangenen selbst wahrgenommen oder von Andern, die ihm nahe standen, erfahren habe, der Vergessenheit zu entziehen.

Vielleicht bin ich hin und wieder zu sehr ins Einzelne gegangen; indessen sind von Männern, die Gott während ihres Lebens besonders begnadigte, auch kleine Züge nicht unbedeutend. Wenn ich zuweilen auch meine Person mit zur Sprache brachte, dürfte dies der Gang der Darstellung entschuldigen.

Den hochverehrten Gönnern und Freunden Christoph Schmid, welche die Güte hatten, mir Beiträge zu liefern, fühle ich mich verpflichtet, hier meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Es wird für sie ein lohnender Gedanke seyn, beigetragen zu haben zur Vollendung des geistigen Denkmals eines Mannes, den die Guten aller Zeiten schätzen werden.

Nur sey gestattet, diese Blätter als kleines Weihgeschenk des großen Dankes, den ich meinem hingeschiedenen, edeln Wohltäter schulde, auf sein mir fernes Grab statt eines Blumenkranzes niederzulegen.

Ossendorf in Württemberg,
im Frühlinge 1837.

Alibert Werfer.

Berufs- und Schriftsteller-Leben.

1. Christoph Schmid als Schulbenachziat und Distrikts-Schulinspektor in Thannhausen.

Christoph Schmid beschreibt am Schlusse des dritten Bündchens der Erinnerungen aus seinem Leben die Art und Weise, wie er zu Thannhausen Schule gehalten hat. Es mag daher in diesem Kapitel nur noch von dem die Rede sein, was der Verfasser dort nicht berührt hat oder wovon er selbst nichts sagen wollte.

Ueber den Umgang Christoph Schmid's mit den Kindern, die er unterrichtete, schreibt eine ehemalige, noch lebende Schülerin von ihm, Frau Lehrer Adelsheim Gung, die Tochter des damals zu Thannhausen angestellten würdigen Lehrers Höfer: „Er redete mit den Kindern ebenso herzlich wie der freundliche Greis mit Heinrich von Gubenfeld, wie Generefa mit Schmerzenreich. Seine Erscheinung in der Schule war jedesmal ein freundiger Augenblick für uns Schüler. Alle beruhten still seiner freundlichen Rede, sie mochte sich über was immer für einen Gegenstand verbreiten; besonders aber war dies der Fall, wenn der Gegen-

stand in Beispielen oder lehrreichen Erzählungen anschaulich gemacht wurde. War der Unterricht geschlossen, dann wurde der liebreiche Kinderfreund noch bestrahlt mit dem allgemeinen Ausrufe: „Ein Geschichtlein, ein Geschichtlein.““ Selten wurde die Bitte abgeschlagen und mit lächelnder Miene bestieg er nochmals die so genannte Kanzel in der Ecke des Schulzimmers, wohin ihm lauter heitere Gesichter entgegenstrahlten.“

In Christoph Schmid's Unterrichtsweise ist zu bemerken. Er verfaßte, um den Kindern eine passende Anleitung zum Brieffschreiben zu geben, außer der von ihm unter dem Titel: „das Glück der guten Erziehung“ herausgegebenen Erzählung in Briefen auch noch „Briefe eines reisenden Handwerksgehilfen aus der Fremde an seinen kleinen Bruder in der Heimath“ und distirte sie den Kindern. Letztere zusammenhängende Briefsammlung ist noch ungedruckt und dürfte für Kinder als Vorübung im Brieffschreiben sehr geeignet und als Muster für ein Schullesebuch sehr zweckmäßig seyn. Der Verfasser läßt darin den Handwerksgehilfen einen Theil Schwabens durchwandern und ihn von Zeit zu Zeit Nachricht geben, was er z. B. Merkwürdiges in den Städten gesehen habe, wie es ihm ergangen, mit welchen Menschen er bekannt geworden sey und wie er in der Fremde es erst recht einsehe, welch großes Glück es sey, gute Aeltern zu haben u. u. „Nach diesen und andern Mustern,“

schreibt die genannte Schülerin, „mußten wir Kinder alsdann durch eigenes Nachdenken ähnliche Aufträge und Briefe machen. Mit hartverständlichen Sprachregeln plagte er uns nicht. Wenig Regeln und viel Uebung war sein Grundsatz. Wie herzlich konnte er sich freuen über unsre simplen Einfälle! Er pflanzte dieselben, ohne die Namen der Schüler zu nennen, laut vorzulesen, um Heiterkeit zu erregen und bemerkte dabei, wie wir uns hätten ausdrücken sollen. Strafen kamen selten vor, denn wir liebten und fürchteten ihn, die Unterrichtsweise war anziehend und fesselnd. Einmal weiß ich jedoch, daß er über einen boshaften Knaben ganz entrüstet war, weil ihm derselbe in's Gesicht sog; denn verhaßter war ihm nichts als die Lüge. Er züchtigte den Knaben sehr ernst und streng. Auf Wahrheitsliebe, Rinderunschuld und reine Sitten hielt er Alles und Alles. Diese zu bewahren, dahin setzte all sein mit äußerster Zartheit ertheilter Unterricht.“

Die Schüler der dritten Klasse machte Christoph Schmid auch mit dem Wichtigsten aus der Naturlehre und Naturgeschichte bekannt. Zu diesem Zwecke brachte er einige Male ein Vergrößerungsglas mit in die Schule und ließ die Kinder durch dasselbe kleine Insekten und andere Gegenstände betrachten. Dabei nahm er Veranlassung, ihnen zu zeigen, wie wunderbar Gott selbst die kleinsten, unscheinbarsten Thiere eingerichtet habe, und machte sie auf die Allmacht

und Weisheit des Schöpfers aufmerksam. Die Kinder bekamen unmerklich auf diese Weise mehr Achtung vor den sonst oft nicht weiter beachteten, kleinen Geschöpfen Gottes und ein besseres Gefühl wurde in ihnen rege gemacht. Doch nicht blos auf die vier Wände des Schulzimmers beschränkte Christoph Schmid seinen Unterricht; er führte die größern Schüler hinaus in Gottes freie Natur, um ihnen auch hier die Wunder der göttlichen Allmacht aus unmittelbarer Anschauung zu zeigen. Sie durften den geliebten Lehrer an schönen Frühlings- und Sommermorgen auf einen außerhalb des Aedens gelegenen Hügel begleiten. Hier erwartete er in ihrer Mitte das herrliche Schauspiel der aufgehenden Sonne und lobte und pries mit ihnen den Schöpfer. Diese Freude machte er seinen Schülern als Lohn ihres Fleißes, und mit Entzücken redeten sie in spätern Zeiten noch von jenen glücklichen Tagen ihrer Kindheit, in denen ihnen ihr geliebter Lehrer die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes in seinen Werken so einleuchtend zu Gemüth führte und ihnen zeigte, daß die Betrachtung der unermesslichen Schönheiten in Gottes weiter Schöpfung zu den reinsten Freuden des menschlichen Lebens gehöre.

Um die Kinder zu erheitern und ihnen entfernte Gegenstände auf eine ebenso unterhaltende, als belehrende Weise näher vor das Auge zu bringen, ließ er sie bei diesen Spaziergängen zuweilen von lichten

Höhen aus durch ein Fernrohr in die Weite schauen. Auch in den Wald führte er sie, lehrte sie hier die Giftpflanzen kennen und machte sie auf den Nutzen und die Schönheit der verschiedenen Gewächse und Bäume aufmerksam.

Das Wichtigste aus der Naturlehre und Erdbeschreibung und den übrigen gemeinnützigen Kenntnissen mußten die Schüler in eigene Hefte schreiben und Christoph Schmid ermahnte sie, diese Hefte für die Zukunft sorgfältig aufzubewahren. Noch jetzt sind mehrere dieser Hefte aus den Jahren 1798, 99 und 1800 bei braven Hausvätern und Hausmüttern zu finden.

Als ein besonders edles Bildungsmittel galt Christoph Schmid der Gesang. Bevor er nach Thannhausen kam, wurde in der Schule entweder gar nicht oder nur selten gesungen; es gab auch damals noch keine gedruckten Liederbüchlein für Kinder. Christoph Schmid dichtete nun passende Kinderlieder und die Schüler mußten dieselben zugleich als Übung im Schön- und Rechtschreiben in kleine Hefte eintragen. Singer, Kaplan in Thannhausen, der ein sehr geschickter Musiker war, componirte einfache Melodien dazu und bald ertönten in der Schule fremde, liebliche Gesänge. Damit die Lieder einen freundigern Eindruck machten, wählte Christoph Schmid immer solche, die der Zeit angemessen waren. Wenn der Winter begann, wo die Schule am fleißigsten besucht

wurde, so diktierte er ein Schul- oder ein Winterlied. Der Frühling wurde mit fröhlichen Auferstehungs- und Frühlingeliedern begrüßt. Zur Sommerzeit wurden Morgen-, Abend- und Grutielieder gelernt. Manche dieser Lieder hat Christoph Schmid in seine Blüthen aufgenommen; andere sind noch ungedruckt.

Der wichtigste Unterrichtsgegenstand blieb Christoph Schmid immer unsere heilige Religion. So sehr er es sich angelegen seyn ließ, daß die Kinder schön und andrucksvoll lesen, deutlich und richtig schreiben und fertig rechnen lernten sowohl im Kopf, als auf der Tafel, und auch andere gemeinnützige Kenntnisse sich aneigneten, so verwendete er doch am meisten Fleiß auf einen gründlichen Unterricht in der Religion. Es war sein eifrigstes Bemühen, in die Kinderherzen die Keime unserer heiligen Religion mit zarter und sorgfamer Hand zu legen, ihre Unschuld zu bewahren und ja Alles zu beseitigen, was diesen Himmel in ihren Herzen hätte irgendwie trüben können. Er verfasste unter Zugrundelegung des Katechismus von Peter Canisius selbst einen kleinen Katechismus der christkatholischen Religion und ertheilte den Kindern daraus täglich Religionsunterricht. Er benützte überhaupt jede Gelegenheit, sie für das Heilige empfänglich zu machen. Seine Schülerin schreibt hierüber: „Am 3. D. die heilige Weihnachtszeit heran, so erinnerte er die Kinder an die heilige Geschichte dieses Festes und machte sie darauf aufmerksam, daß

das Weihnachtsfest ein besonderes Freudenfest für die Kinder sen. Da zu Anfang dieses Jahrhunderts der schöne Gebrauch, Krippen aufzumachen, allmählig aufhörte, brachte er einigemale, um den Kindern die Begebenheiten aus der heiligen Geschichte recht anschaulich zu machen, schöne, große, illuminierte Kupferstiche in Glas und Rahmen, die sonst in seinem Studirzimmer hingen, in die Schule, vom Gruss des Engels angefangen bis zur Verstellung, Jesus im Tempel. Am Vorabende eines jeden Festes und Sonntages in dieser Zeit wurde das Bild, welches die Begebenheit des darauf bezüglichen Evangeliums darstellte, in der Schule aufgehängt und erklärt und blieb da hängen, damit die Kinder es bis zum nächsten Sonn- oder Feiertage vor Augen haben und betrachten konnten. Als Hausaufgabe über die Weihnachtsfeiertage mußten wir jedesmal etwas aus der Predigt aufschreiben. Die Fleißigsten wurden mit einem schönen Bilde beschenkt.“ Christoph Schmid wählte zu diesem Zwecke gefällige Abbildungen aus der biblischen Geschichte des alten und neuen Testaments. Diese waren den Kindern, da sie die biblische Geschichte kannten, auch die liebsten. Ebenso theilte er hübsch gebundene Büchlein und Schreibhefte vielfältig unter sie aus.

Mit besonderer Sorgfalt und Anstrengung bereitete Christoph Schmid die Kinder die ganze heilige

Fastenzeit hindurch auf den Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altars vor.

Seine Schülerin schreibt darüber: „Die ersten vierzehn Tage in der heiligen Fastenzeit täglich von 10 bis 11 oder halb 12 Uhr wurden alle Schüler, welche das eine oder das andere dieser heiligen Sakramente zu empfangen hatten, gemeinschaftlich unterrichtet. Der Unterricht erstreckte sich meistens über die Leidensgeschichte Jesu, die Einsetzung des heiligen Abendmahls, seine Liebe zu den Menschen und seinen Erlösungstod, den er aus Liebe zu uns Sündern gelitten hat. Nach vierzehn Tagen wurden die Schüler abgetheilt. Den einen Tag erhielten die Beichtenden, den andern die Kommunikanten Unterricht und zwar nach dem Entwurf des von Christoph Schmid verfaßten kleinen Katechismus. Nur jene wenigen Sätze und kurzen Gebete, die dort vorkommen, mußten wir anwendig lernen. Dieser Unterricht war keine Gedächtnisprobe; die Erklärungen wurden uns mit solcher Klarheit und Eindringlichkeit an das Herz gelegt, daß wir die hohe Wichtigkeit der heiligen Handlung, zu der wir uns vorbereiten sollten, während der vielen Unterrichtsstunden immer mehr erkannten und tief im Herzen fühlten. Die letzte Woche hindurch wurde geprüft. Sehr streng war das Examen über den Kommunionunterricht. Da jeder Schüler besonders und genau geprüft wurde, reichte die Mittagsstunde dazu nicht hin; auch nach Beendigung der

Nachmittagschule wurde noch längere Zeit darauf verwendet, um die einzeln bestellten Kommunikanten abzufragen. Nur wer den Unterricht gründlich aufgefaßt hatte und die Probe darüber im Examen ablegen konnte, wurde zum Empfang der heiligen Kommunion zugelassen. Da ging es oft an ein Weinen, wenn Ältere abgewiesen und Jüngere, die sich durch frommen Eifer und Aufmerksamkeit auszeichneten, würdig erkundet wurden. Es half kein Bitten und kein Weinen, auch nicht von Seite der Ältern. Die heilige Handlung war unserm verehrten Lehrer so wichtig, daß er mit der größten Gewissenhaftigkeit jeden einzelnen Schüler prüfte und uns das Wort des Apostels: „Wer unwürdig ist ꝛ. ꝛ.“ nicht ernstlich genug an's Herz legen konnte. Die Prüfung selbst bestand nicht im Abfragen auswendig gelernter Sätze, sondern die Fragen waren so gestellt, daß die Antworten fund gaben, ob der Unterricht recht aufgefaßt worden sey und der Lehrer sich überzeugen konnte, das kindliche Herz sey zur würdigen Wohnung für den höchsten Gast der Seele bereitet.“

„War der Beichttag herangekommen, so widmete Christoph Schmid vor Allen seine besondere Sorgfalt den lieben Kleinen, die das erstemal beichteten. Er ließ sich ganz zu ihnen herab, betete ihnen mit der innigsten Andacht vor, gab ihnen noch einmal Anleitung zur Gewissensforschung und erweckte mit ihnen Reue und Leid. Erst nach dieser Vorbereitung

durften sie sich in geordneten Reihen dem Beichtstuhle nahen, wo er mit liebevoller Milde sehr ernste Strenge verband.“

„Der Tag der ersten Kinder-Kommunion, der damals noch zu Thannhausen am Tage Mariä Schmerzen gefeiert wurde, war ihm der schönste Festtag. Wenn er an diesem Morgen in unsere Mitte trat, leuchtete aus seinem ganzen Wesen eine besondere heilige Freude hervor. Eine halbe Stunde vor dem Gottesdienste mußten wir in festlichen Kleidern stille und sittsam in der Schule zusammenkommen. Hierauf erschien er im Festchorrock, der zu dieser Feier allemal eigens blendend weiß gewaschen werden mußte, in unserer Mitte. Der würdevolle Ernst, mit dem er die Kanzel betrat und uns alle im Kreise umher anblickte, bewirkte unter uns Kindern eine feierliche Stille. Nun hielt er eine kurze Anrede, mit welcher Andacht wir uns auf den würdigen Empfang unsers Herrn und Heilandes vorbereiten sollten. Von unserer äußern Zierde nahm er Veranlassung, von dem Schmucke der Seele, von den Tugenden zu reden, mit denen unsere Herzen heute ausgeschmückt werden sollten. Er sprach von der unendlichen Liebe Jesu zu uns Menschen, die ihn gleichsam dränge, in unsere Herzen zu kommen, von der großen Reinheit, welche die Herzen haben mußten, um den Reinsten der Reinen zu empfangen, und von den süßen Gnadenwirkungen einer würdigen, heiligen Kom-

munion mit solch feierlichem Ernste und mit so tief gerührtem Herzen zu uns, daß mir seine Worte wie seine Gestalt jetzt noch nach bald fünfzig Jahren lebhaft vor der Seele schweben."

„Nach beendigter Rede ging er uns voran in die Kirche und wir mußten Paar und Paar in stiller Ordnung folgen. Hier war auf dem Altare ein liebliches Bild, der Brod brechende Heiland, aufgestellt. Unter der heiligen Messe, die der Herr Pfarrer las, kniete er seitwärts in dem ersten Chorstuhl, von wo aus er uns alle übersehen konnte. Nach der Wandlung betete er uns die Kommuniongebete aus dem Katechismus laut und langsam und mit einer Andacht vor, die uns hinwiederum zur Andacht entflammen mußte. Hierauf mußten wir uns mit aufgehobenen Händen und niedergeschlagenen Augen dem Tische des Herrn nahen und uns ebenso wieder entfernen. Aus Sorge, wir möchten zerstreut oder im Gebete gestört werden, durfte man uns die Kommunionzettel erst austheilen, wenn die ganze heilige Handlung geschlossen war. Nach der heiligen Kommunion betete er uns wieder vor und überließ uns dann unserer eigenen Andacht, wozu er uns gute Gebetbücher in die Hände gab. Er selbst las die heilige Messe entweder zu dieser Zeit oder schon Morgens frühe in der gräflich Stablonischen Schloßkapelle."

„Noch feierlicher und schöner wurde der Kinder-Kommunionstag gefeiert, als Christoph Schmid auf den

Gedanken kam, diese Feier auf den ersten Sonntag nach Ostern zu verlegen, damit auch die ganze Gemeinde, insbesondere alle Aeltern, daran Theil nehmen möchten. Die Erinnerung an die Predigten, welche er an diesem Tage jeder Zeit selbst hielt, und die tiefe Rührung, die sich dabei aus so vielen bewegten Herzen von Aeltern, Geschwistern und andern frommen Christen in unzähligen Thränen kund gab, sind mir unvergesslich. O es ist ein süßes Gefühl, mit solcher Vorbereitung dem göttlichen Kinderfreunde in die Arme geführt zu werden! Solche Eindrücke wirken entschieden auf das ganze Leben. Wie weinte fast die ganze versammelte Gemeinde zusammen an jenem Osterkommunionstag nach dem unglücklichen russischen Feldzug, als er in der Predigt die Kinder ermahnte, in der feierlichen Stunde, in welcher der göttliche Heiland in ihr Herz komme, zu beten, daß Gott Friede geben möchte der Welt, Friede jeder Gemeinde, Friede jedem Menschenherzen! Wie ergreifend schilderte er den Jammer des Krieges; wie liebevoll tröstete er Aeltern und Geschwister über ihre schmerzlichen Verluste; wie eindringlich ermahnte er die Kinder, für die nach Rußland ausgezogenen, unglücklichen Krieger zu beten! Als er am Schlusse der Rede die Segnungen und die Seligkeit hervorhob, welche der Friede der Welt und allen jenen Menschenherzen gewähre, welche rein von Sünde und Eiss in Liebe mit Gott und Christus sind, und von der einstigen Vereinigung und dem

Wiederschen in den Wohnungen des ewigen Friedens sprach, da blieben wenig Augen trocken und kein Herz blieb ungerührt."

„Unvergesslich blieb mir auch jene Kommunionrede, in der er darüber sprach, daß dieser Tag ein Festtag sey für Aeltern und ein Festtag für Kinder; ein Tag der Freude, des Dankes, neuer Pflichten, schöner Hoffnungen und wirksamer Gebete. Wie wurde jedes dieser Worte so tief und schön abgehandelt; mit welcher heiligem Ernste erinnerte er am Ende die Aeltern an die große Rechenschaft, die der Herr einst am Tage des Gerichtes von ihnen verlangen werde! Als Christoph Schmid die Worte anführte: „O daß ihr an jenem Tage, wie in dieser heiligen Stunde, Eure Kinder dem Heilande zuführen und ihm sagen könntet: Sieh, Herr, alle, die du mir gegeben hast, habe ich Dir bewahrt! Wie schrecklich wäre es, wenn ihr sagen müßtet: nur Eines dieser Kleinen ging verloren!“ — ward er so ergriffen, daß er selbst in Thränen ausbrach, und alles Nachfolgende mit solcher heiliger Rührung sprach, daß er kaum der Stimme mehr mächtig wurde. Wer konnte da noch ungerührt bleiben? Welchem Kinde wird eine solche Kommunionfeier nicht unauslöschlich im Andenken bleiben?“ Also führte der Kinderfreund die Kinder dem göttlichen Kinderfreunde entgegen.

Die Schulprüfungen hielt Christoph Schmid gleichfalls sehr feierlich; jede Prüfung war ein Fest für Aeltern, Kinder und Lehrer. Alle Anwesenden freuten sich über die ebenso unerschrockenen als trefflichen Antworten der Kinder. Die Schulpreise ließ er schön und zierlich einbinden und theilte sie immer selbst aus. Auf das vordere weiße Blatt schrieb er stets einen oder mehrere Verse, die er selbst gedichtet hatte. Einige dieser einfachen, kindlichen Denkreime mögen hier eine Stelle finden: Einem fleißigen Schüler, Augustin Mayrhofer, der aus dem Schönschreiben den ersten Preis erhielt, schrieb er bei der Prüfung im Jahre 1797 in sein Preisbuch:

Fleiß bringt Ehre,
Fleiß bringt Freude!
Diese Lehre
Gibst Dir heute
Dieses gold'ne Buch.

Wiß Du Ehre,
Wiß Du Freude,
Folg der Lehre,
Werd wie heute
Fleißig stets und gut!

Eben denselben, dem auch der erste Preis aus der Religionslehre zu Theil wurde:

Ein Reimlein wünschest Du auf dieses Blatt!
Nun denn, was reimt auf Jugend?
Die ganze deutsche Sprache hat
Kein and'res Wort als Tugend.

So sey denn Reich der Tugend held,
Sie ist ja himmlisch schön,
Unendlich auch mehr werth als alles Gold
Der besten Indien.

Sie, nur sie gibt uns hohen Rath,
Sie ist das einzig wahre Gut,
Das uns noch bleibt, wenn auch die Welt
In Staub und Asche einst versällt.

Sie ist der feste, sichere Stad,
An welchem wir durch Leid und Grab
Hinwandern einst in eine Ewigkeit
Voll Seligkeit.

Einem ganz besonders frommen und talentvollen Mädchen, Barbara Leuthenmayr, das Preise aus allen Lehrfächern erhielt, widmete er folgende Verse:

Du, der Schule Stolz und Krone,
O wo wäre wohl der Preis,
Der Dir, gutes Mädchen, lehne
Deine Tugend, Deinen Reiz?

Wie die jugendliche Rose,
Aller Blumen Königin:
Ueberrisßt Du klein und große
Schüler, jede Schülerin.

Doch nicht, um Dich stolz zu machen,
Sag ich Dieses, gutes Kind:
Lehrt ich Dich nicht selbst verachten
Dinge, die nur eitel sind?

Kluch dem Stolze; denn er stifft
Unheil, Elend, Jammer, Schmerz,
Reißt von Gott los und vergiftet
Ist das allerbeste Herz.

Deines frommen Herzens Güte
 Dein Gedächtniß, Dein Verstand,
 Deiner Jugend holde Blüthe —
 Gaben sind's aus Gottes Hand.

Dieses heil'liche Erheben,
 Dich mein Lob soll einzlg nur
 Dich zum Guten neu beleben,
 Wie der Lban die Frühlingskur.

Schaue, aller Augen sehen
 Diesen schönen Augenblick
 Sanft erd'rend Dich hier stehen —
 Deiner Aeltern Luß und Glück;

Und sie hoffen alle heute,
 Daß die fleiß'ge Schülerin
 Stets den Weg der Sünde meide,
 Rein bewahre Herz und Sinn.

Ach, nun naht Tu bald den Jahren,
 Wo der Kindheit Traum entkeh'n,
 Tausend Sorgen und Gefahren
 Deiner holden Unschuld troh'n!

Lebt, vom rechten Weg zu weichen,
 Dich der Sünde falscher Scherz,
 Will die Schlange sich elnst schleichen
 In Dein unverderb'nes Herz: —

O dann kehr' auf dieses Blättchen
 Eine Weile Deinen Blick,
 Und es ruf Dir, gutes Mädchen,
 Diesen Augenblick zurück.

Kann dann, wenn Tu wirst lesen,
 Wie so heßnungsvoll und gut
 Du schon als ein Kind gewesen,
 Laß zur Jugend neuen Muth:

Und sprich erst und mit Erröthen
Wie! Ich soll' die Hoffnungen
So viel edler Menschen tödten?
Wozu soll dich nicht gesch'hen!

Indes wolle Gottes Engel
Keiner Unschuld Wächter seyn,
Dass Du ohne Sünd und Mängel
Selber werdest engelrein.

Ja, Er selbst, der voll Erbarmen
Nahm die Kindlein auf den Schoos,
Halte Dich in Seinen Armen,
Lasse ewig Dich nicht los.

Eben diese Schülerin zog später mit ihren gleichfalls sehr geschickten Schwestern nach Augsburg und eröffnete dort mit Erlaubniß der städtischen Behörden eine Privatschule für Mädchen. Sie ertheilten nicht bloß Unterricht in weiblichen Arbeiten, sondern in allen Lehrgegenständen der Elementarschule, und zwar so vortrefflich, daß die angesehensten Familien ihnen ihre Töchter anvertrauten. Sie fanden viele Jahre hindurch für sich und ihre alten Aeltern auf diese Weise ein reichliches Auskommen. Auch viele treffliche Lehrer gingen aus der Schule zu Thannhausen hervor.

Der Besitzer der Herrschaft Thannhausen, Graf Stadion, ließ, wie schon seine erlauchten Aeltern, der Schule des Ortes auf den Antrag seines Oberamtmannes Oberst, eines sehr kenntnißreichen und gutdenkenden Mannes, beträchtliche Beiträge zufließen.

Es wurde von ihm nicht nur das Schulgeld für die armen Kinder bezahlt, sondern die Mittel reichten auch hin, um Preisbücher und manch anderes für Schulzwecke Nützliche anzuschaffen. Als daher der Graf im Mai des Jahres 1810 von Wien aus, wo er sich gewöhnlich aufhielt, einmal nach Thannhausen kam, hielt es Christoph Schmid für eine Pflicht der Dankbarkeit, die Bitte an den Grafen zu stellen, der Schulprüfung, die eben abgehalten wurde, anzuwohnen. Der Graf sagte zu. Christoph Schmid wand nun selbst mit den Kindern Kränze und half den Raum, in welchem die Prüfung gehalten wurde, mit Laub- und Blumengewinden verzieren. In Mitte derselben erblickte man die aus Blumen gewundenen Namenszüge des Grafen und seiner Aeltern: Philipp, Sophie, Joseph. Auch verfasste Christoph Schmid zu Ehren des Grafen ein kurzes Lied, zu dem Kaplan Singer eine einfache Melodie componirte. Als am Tage der Prüfung, welcher überdies mehrere angesehene Gäste aus der Umgegend anwohnten, Graf Stadion mit dem Oberamtmanne Oberst eintrat, erhoben sich die festlich gekleideten Kinder und sangen mit ihren lieblichen Stimmen:

Mit freudem kindlichem Entzücken
 Sey uns, o bester Graf, begrüßt,
 O sieh mit freundlich gü't'gen Blicken
 Im Kreis umher, der Dich umschleicht!

Glor: Ihr schloget am heut'gen festlichen Tag
 Die Herzen der Kinder mit fröhlichem Schlag.

Nimm ihn mit angetrieb'ner Güte,
Die und so lange schon beglückt,
Oder unsern kleinen Ithales Blüthe,
Die Dir der Unschuld Dank gesflückt.

Her: Wie freundlich hier Blume mit Blume sich eint,
So sind unsere Herzen Dir alle vereint.

Sich hier mit lächelndem Vergnügen,
Umkränzt von jungem, frischem Grün,
In leicht geschwung'nen Blumenzügen
Drei ewig theure Namen blühen.

Her: Doch unverwundlich und freundlicher blüht
Der dreifache Name in unserm Gemüth.

Der Graf, welcher diesen Empfang nicht erwartet hatte, dankte gerührt, wohnte mit Aufmerksamkeit der Prüfung bei und durchsah die Arbeiten der Schüler, welche in vielen, reinlich gehaltenen Schreibheften eingetragen auf einer langen Tafel vorlagen. Am Schlusse der Prüfung drückte er seine Freude darüber aus, daß die Kinder seiner Unterthanen so trefflich unterrichtet und so wohlgefitet seyen, und die Folge dieser von Christoph Schmid veranstalteten Festlichkeit war, daß Graf Stadion noch weit mehr als zuvor für die Schule zu Thannhausen that.

Unter der ebenso trefflichen als liebevollen Leitung Christoph Schmid's erhob sich die Schule zu Thannhausen nach und nach zu einer Musterschule. Kreis-
schulrath Müller, der als bayerischer Kommissär die Schulen des Distriktes, dem Christoph Schmid als Schulinspektor vorstand, von Zeit zu Zeit visitirte,

sagte am Schlusse einer daselbst abgehaltenen, öffentlichen Prüfung zu den Schülern: „Ich habe mir Viel von der Thannhauser Schule versprochen, aber ihr habt meine Erwartungen übertroffen.“ Er verlangte, daß die erste Schülerin den Aufsatz, welchen sie über ein von ihm gegebenes Thema ausgearbeitet hatte, in's Reine schreiben solle und nahm ihn als ein Muster eines besonders gelungenen Aufsatzes mit nach Augsburg. Kreis Schulrath Stephani sprach sich in gleichem Sinne aus und unter Christoph Schmid's hinterlassenen Papieren findet sich noch eine Urkunde, in der die Oberschulbehörde ihm das Zeugniß gibt, daß er seine Schule zu einer Muster Schule erhoben habe.

Zu den öffentlichen Prüfungen und auch sonst kamen aus der Nähe und Ferne Geistliche und junge Schullehrer nach Thannhausen, um den Lehrgang, den Christoph Schmid befolgte, zu beobachten, und ihre eigenen Schulen darnach einzurichten.

Besuchte Christoph Schmid die auswärtigen Schulen seines Bezirks, um Schulvisitationen vorzunehmen, so freuten sich die Kinder in allen Ortschaften, in die er kam, auf den Prüfungstag. „Noch jetzt kann man,“ erzählt seine Schülerin, „auf den Dörfern von besagten Bauersleuten hören: „„O, wie haben wir uns jedesmal auf die Prüfung gefreut, wenn dieser freundliche Herr zu uns kam und so gut mit uns Kindern redete, so zufrieden mit uns war und uns lobte!““ Da

durfte kein Lehrer erschrecken und vor seiner Strenge zittern oder gar eine öffentliche Beschämung fürchten. Christoph Schmid war gegen alle die launere Güte und Liebe und konnte Keinem wehe thun, besonders wenn er guten Willen und religiöses Betragen sah. Die Fehlenden warnte er unter vier Augen und hatte Rücksicht mit ihnen, vorzüglich mit alten Lehrern.“ Die Art und Weise, wie Christoph Schmid die Prüfungen abhielt, davon hat er in seiner Erzählung: die zwei Brüder, ein treues Bild gegeben.

Um die Kinder zu erfreuen, sie für ihren Fleiß zu belohnen und sie mit neuem Eifer zu beleben, veranstaltete Christoph Schmid zuweilen auch sogenannte Kinderfeste. Als die jungen Gräfinnen von Stadien einmal in die Schule zu Thannhausen kamen, gaben sie, nachdem sie einige Schüler geprüft hatten, dem Lehrer drei Kronenthaler mit dem Auftrage, den Kindern eine Freude zu machen. Der Lehrer fragte Christoph Schmid, wie er dieses Geld verwenden solle. Christoph Schmid machte sogleich den Plan zu einem Kinderfeste. Er führte die Kinder auf einen mit schattigen Bäumen bepflanzten Rasenplatz, ließ ihnen hier weiches Brod und weißes Bier zur Erfrischung geben, veranstaltete und ordnete selbst die Spiele und blieb von Mittag bis gegen Abend in Mitte der Kinder. So klein sein Einkommen war, theilte er aus eigenen Mitteln verschiedene Geschenke aus und ließ dieselben, um die Freude größer zu machen und seine Eifersucht

zu erregen, durch's Loos gewinnen. Ja, damit die Freude allgemein werden sollte, bestimmte er für jedes Kind einen Gewinn; er wußte wohl, daß auch die kleinste Gabe ein Kinderherz erfreut.

Damals waren die sogenannten Sonntagschulen noch nicht gesetzlich eingeführt. Christoph Schmid eröffnete Sonn- und Feiertagschulen und lud zum Besuche derselben ein. Es lag ihm daran, daß die Schüler, welche aus der Werktagsschule entlassen worden waren, hier eine Gelegenheit fänden, einestheils das Erlernte zu wiederholen, andernteils ihre Kenntnisse zu erweitern. Christoph Schmid verband mit dem Wiederholen des Lesens, Schreibens und Rechnens Vorträge über Geographie und Naturkunde, die für das Landvolk sehr belehrend waren. Da sein Vortrag sehr anziehend war und er auch schwerer zu fassende Gegenstände ungemein klar und anschaulich darzustellen wußte, so wurde die Wißbegierde in hohem Grade gesteigert. „Mit Lust und Liebe,“ schreibt seine Schülerin, „eiften selbst Erwachsene, die schon über zwanzig Jahre zählten, dem Schulhause zu. Oft merkten wir das Vorrücken der Zeit nicht, bis an den Winternachmittagen die Dämmerung einbrach und zur Sommerzeit die Sonne schon tief im Westen stand. Und dann noch hörte man beim Herausgehen sagen: „„O, ich hätte noch lange zugehört!““

„Mit dem Nützlichen verband Herr Schulinspektor zur Aufmunterung immer das Angenehme. Daher wurden wir öfters mit einer unterhaltenden und zugleich lehrreichen Vorlesung erfreut. Es wurde keine Begehrtheit überschen, aus der wir etwas Nützliches lernen oder die einen nachhaltigen Eindruck auf uns machen konnte. So z. B. als die Erzherzogin Maria Louise als Napoleons Braut durch Augsburg reiste, und viele Thannhäuser dahin eilten, um sie zu sehen, las er uns in der Feiertagschule Savillers Gedicht „„der Graf von Habsburg““ vor, erläuterte und erklärte es und hob besonders die tiefe Religiosität des österreichischen Kaiserhauses hervor, welche ein Erbtheil des Habsburgischen Stammes sey. Er knüpfte an die Worte, welche jener fromme Priester schon vor Jahrhunderten im prophetischen Geiste sprach, daß besonders auf den Töchtern dieses Stammes Gottes Segen ruhen werde, die Bemerkung, daß auch Oesterreich fast immer durch eheliche Verbindungen seiner Töchter glücklich geworden sey und daß eben jetzt wieder diese Kaiserstochter vielleicht das Opfer eines dauerhaften Friedens nach langem Kriege werden müsse.“

„Bei einer andern Gelegenheit, als in dem nahen Urßberg ein Missethäter hingerichtet wurde, las er uns den Sonntag zuvor ein Manuscript (vermuthlich von Sailer) vor, worin geschildert wird, wie Sailer in Dillingen einen zum Tod verurtheilten, verstorbenen Sünder, Georg Schufmann, belehrte. Christoph Schmid

machte uns auf manche heilsame Lehre aufmerksam, welche die Jugend aus der Lebensgeschichte dieses Uebeltäters, aus seinen Bekenntnissen und aus den Ermahnungen, die er in den letzten Tagen seinem Weibe gab, für sich ziehen könne. Die bevorstehende Hinrichtung sollte uns nicht bloß ein grausames Schauspiel für den Vorwitz bleiben. Auf solche Weise wurden wir gewöhnt, bei jedem Ereigniß nachzudenken, was wir daraus lernen könnten und an nichts gleichgültig vorüberzugehen.“

Nach die in der Werktagsschule begonnenen Gesangübungen ließ Christoph Schmid in der Sonntagschule eifrig fortsetzen und neue Lieder einüben. Er ermunterte die Schüler und Schülerinnen auch außerhalb der Schule die auswendig gelernten Lieder zu singen. Seine Schülerin schreibt: „An schönen Sommertagen nach der Sonntagschule oder Abends nach vollbrachter Arbeit ertönten auf Hügeln und Auen, besonders aber im englischen Wäldchen, von allen Seiten her muntere Lieder von Gruppen lustwandelter Schüler gesungen, denen sich manchmal auch Erwachsene anschloßen. Nicht selten hatten wir die Ehre, wenn hohe Gäste den um das Schulwesen allmählig mehr bekannt gewordenen Herrn Schuldirektor besuchten, unsern Gesang produziren zu dürfen und dafür nicht unbedeutendes Lob einzuräumen. Einmal sagte er nach der Sonntagschule zu uns, als wir vor der Ernte ein schönes Schnitterlied gelernt hatten: „„So

ihr jungen Schnitterinnen, jetzt singt recht diese Erntezeit hindurch, wenn ihr in's Feld geht."" Wie lachte er nicht selbst mit uns, als eine der Erwachsenen sagte: „Ja, da ist es uns manchmal nicht um's Singen, wenn es einen dürftet zum Verschlachten.""

„Die Feiertagschule,“ fährt sie fort, „wurde besonders von jener Zeit an, da Herr Schuldirektor nach und nach die jetzt so allgemein beliebten und weit verbreiteten Erzählungen verfasste und, ehe sie in den Druck kamen, darin vorlas, noch eifriger besucht. Mit Sehnsucht warteten besonders die gesüßvolleren Sonntagsschülerinnen, bis die Thüre sich öffnete und der geliebte Jugendfreund mit dem Manuscripte in der Hand eintrat. Diese Vorlesungen waren gleichsam eine Zugabe; denn erst in der zweiten Unterrichtsstunde wurde das sehnliche Verlangen der Schülerinnen gestillt. Der eben behandelte Gegenstand wurde beendet und alle horchten nun mit gespannter Aufmerksamkeit dem überaus schönen Vortrage des Herrn Verfassers. Nicht selten wurde die Rührung so groß, daß nicht nur Thränen flossen, sondern ein lautes Schluchzen entstand und mit dem Vorlesen innegehalten werden mußte, bis sich die Zuhörer wieder gefaßt hatten. Die meisten Thränen der Rührung flossen während des Vorlesens der Genovefa und des Blumenkörtchens. Die rührende Geschichte der Genovefa wurde zwei Jahre vorher, ehe sie im Druck erschienen, in unserer Schule vorgelesen. Die Schüler

konnten sich oft nicht satt hören, merkten nicht die vorgeschrittene Zeit und bestürmten den ermüdeten Vorleser mit Bitten, weiter zu fahren. Von einem Sonntag zum andern freute man sich, wenn eine Erzählung angefangen war, um am nächsten die Fortsetzung zu hören. Zuweilen bekamen wir als Hausaufgabe den Auftrag, eine Erzählung nachzuschreiben. Welch' ein Wettstreit entstand unter den bessern Schülerinnen! Ueber das Blumenkörbchen schrieben einige Mädchen mehrere Bogen voll aus dem Gedächtnisse nach. Diese schönen Erzählungen blieben indessen nicht blos Gedächtnissache, sie bestimmten auch die Handlungsweise vieler Jungfrauen Thannhausens. Man sah sehr viele sitzsame, unschuldige, fromme und fleißige Mädchen, welche sich bestrebten, die Tugenden einer Genovefa, Rosa von Lannenburg, Maria im Blumenkörbchen nachzuahmen und fern von Weltfinn und Eitelkeit ihre Freude in Gott und stillen häuslichen Tugenden suchten. Auf die Gemüthsart der Jünglinge machte zwar diese Bildungsschule weniger Eindruck; doch blieben nicht alle unempfindlich."

Auch kleine Schauspiele ließ Christoph Schmid mit Hülfe einiger Jugendfreunde von den talentvolleren Kindern aufführen. In Ermangelung von passenden Stücken verfaßte er diese kleine Schauspiele selbst. In Thannhausen kamen, wohl zwanzig Jahre bevor sie im Drucke erschienen, zur Aufführung: die kleine Lautenspielerin, der kleine Kaminseger, der Gier-

dich, Emma oder die Macht der kindlichen Liebe, der Blumenkranz und die Erdbeeren. Einige andere wie „Ehrlich währt am längsten,“ das „Porträt“ und „die heilige Idäa,“ welche gleichfalls aufgeführt wurden, sind noch nicht im Drucke erschienen. Die Absicht des Verfassers war dabei, den Kindern eine Freude zu machen und ihnen in freien Stunden eine angenehme und nützliche Beschäftigung zu gewähren. Christoph Schmid sagt in dieser Hinsicht in der Vorrede zu dem Schauspiel: die kleine Lautenspielerin, das er erst im Jahr 1832 herausgab: „Der Verfasser hat noch in dem verfloffenen Jahrhunderte studirt, wo das Ende des Studienjahres und die Preiservertheilung an den Gymnasien anstatt mit einer Rede mit einem Schauspiele gefeiert wurde. Die damaligen Lehrer, sehr würdige Männer, waren der Meinung, das Wahre, Gute und Schöne lasse sich in einem Schauspiel besonders anschaulich darstellen und sie haben ihre gute Absicht auch nicht verfehlt. Jene Schauspiele waren für die Studirenden ebenso lehrreich und nützlich, als angenehm und unterhaltend. Eben diese Absicht zu erreichen, war wenigstens die redliche Bemühung des Verfassers, dessen Beruf damals die Leitung und Aufsicht deutscher Schulen gewesen.“

Diese Absicht erreichte Christoph Schmid vollkommen. Seine Schülerin sagt darüber: „Die Theilnahme an diesen Schauspielen wurde so groß, daß z. B. die Lautenspielerin nach dreimaliger Aufführung in

einem ziemlich großen Raume, der jedesmal gedrängt voll war, das viertelmal aufgeführt werden mußte. Viele Thränen der Rührung floßen und oft hörte man sagen: „Da kann man so viel lernen, als in mancher Predigt.“ Ich war nicht bloß Zuschauerin, sondern spielte selbst mit und kann aus Erfahrung berichten, daß bei der sorgfältigen Wachsamkeit des Herrn Verfassers, welcher sowohl bei den Proben als bei der Aufführung nebst dem Herrn Kaplan Singer, der die Melodien zu den Liedern componirt hatte, gegenwärtig war, unsre Unschuld und Sittlichkeit nicht im mindesten gefährdet wurde. Es waren diese Schauspiele ganz geeignet, religiöse Gefühle zu wecken, Trost den Leidenden zu geben und den Aeltern und Kindern ihre Pflichten in Beispielen anschaulich zu machen. Christoph Schmid's Schwester, Franziska, die ihm die Haushaltung führte und die ein ebenso gebildetes als vortreffliches Frauenzimmer war, half bei den Vorbereitungen zur Aufführung treulich mit, ordnete unsern Anzug und sorgte für Alles, was dazu nöthig war. Einfach und anständig, ohne eitle Hetererei, jedoch der Handlung angemessen, wurden wir gekleidet und es wurde gesorgt, daß beim Anzulegen nicht das Mindeste, was den Anstand hätte verletzen können, vorkam.“

Christoph Schmid ließ diese kleinen Schauspiele gerne am Schlusse der Prüfung, oder wenn die gräfliche Familie eben anwesend war, oder am Namenstage

des Pfarrers, auch zur Faschingszeit aufführen. Letzteres geschah hauptsächlich deshalb, um der Jugend, die nun einmal Vergnügen sucht, anstatt der tollen, wilden Faschingsfreude eine edlere, reinere darzubieten.

Während Christoph Schmid unaufhörlich bemüht war, den Geist und das Herz der Jugend auf diese Weise zu bilden, vergaß er es nicht, daß seine Schüler einst den Beruf hätten, Hausväter und Hausmütter zu werden und von der Arbeit ihrer Hände leben müßten. Auf seinen Wunsch versammelte daher seine Schwester, die eine Meisterin in weiblichen Arbeiten war, die Mädchen des Ortes um sich und gab ihnen Unterricht in den weiblichen Arbeiten, namentlich im Nähen, Stricken und Sticken. Während der Arbeit wußte sie immer etwas Nützliches und Lehrreiches zu erzählen und nicht nur die Hände, sondern auch den Geist zu beschäftigen. Oft wurden auch schöne Lieder während der Arbeit gesungen. Das heitere Stricklied das in den Blüthen steht und mit der Strophe beginnt:

Schwestern, laßt uns stricken, — Strick mit munterm Fleiß,
Ohne aufzubliden, — Sitzet rings im Kreis!

hat Christoph Schmid eigens zu diesem Zwecke gedichtet. Sobald Nachmittags die Schule im Winter vorüber war, kam Franziska in das Lehrzimmer und blieb da, bis es Nacht wurde; an Balanztagen durften die Mädchen auch auf ihr Zimmer kommen. All dies that die Schwester Christoph Schmid's aus freiem

Antriebe und trug so Vieles zum künftigen Lebensglück ihrer Zöglinge bei. Nicht wenige dieser Mädchen wurden in der Folge treffliche Hausfrauen und Hausmütter; andere traten in Klöster und weibliche Erziehungsanstalten und wirkten nun als Lehrerinnen, besonders der Industrie.

Christoph Schmid gab seiner Seits den Schülern der dritten Klasse Anleitung zum Zeichnen, das er sehr gut verstand. Auch trug er Sorge, daß die ältern Knaben von einem sehr geschickten Gärtner des Fleckens in der Obstbaumzucht, die Mädchen im Gemüsebau unterrichtet wurden. Es mag dieses, da jetzt Industrieschulen und Baumschulen fast allenthalben bestehen, manchem Leser als etwas nichts Rennenswerthes erscheinen; doch vergesse er nicht, daß Christoph Schmid diese Einrichtungen zu einer Zeit traf, in der noch keine höheren Verfügungen, wie dies jetzt der Fall ist, sie anordneten.

So viele Zeit der Verfasser der Oesterreicher auf den Unterricht und die Bildung der Jugend verwandte, war er doch zugleich eifrig bemüht, seine Pflichten als Priester zu erfüllen. Er leistete, auch als der Pfarrer einen Kaplan genommen hatte, in der Seelsorge noch mehr Anshülfe, als er zu leisten schuldig war. Besonders als Prediger wurde er gerne gehört. Seine Schülerin schreibt hierüber: „Besondere Freig-

nisse und seltene Vorfälle in der Gemeinde benutzte er in den Predigten, um dem Volke, das oft aus Unkenntniß schiefe Urtheile fällt, die rechte Ansicht beizubringen und es auf die weisen und liebevollen Absichten Gottes aufmerksam zu machen. Ebenso bemühte er sich, bei jeder kirchlichen Feier den Geist der katholischen Kirche in ihren Ceremonien zu erklären, damit jedes Fest, jede Religionshandlung mit innerer Andacht, nach dem Sinne der Kirche gefeiert werden möchte. Es blieb dies beim Volke auch nicht unbeachtet. An den Frauentagen war er, ehe man einen Kaplan hatte, jedesmal Festprediger. In jeder dieser Predigten fand er neuen Stoff bald zum Troste, bald zur Belehrung und Erbauung, bald zur Beschämung. Zweimal hielt er an dem Frauentag im Advent eine Predigt über die Sinnbilder der unbefleckten Empfängniß, wie sie gewöhnlich im Bilde dargestellt wird: Maria hält eine Lilie in der Hand, ihr Fuß tritt auf die Schlange, ein Sternenkranz umgibt ihr Haupt. Er sagte in der zweiten Predigt im Jahre 1812: „Die Bedeutung dieser Sinnbilder habe ich euch schon vor mehreren Jahren ausgelegt, aber sie ist so schön, daß man wohl öfter davon reden kann, ohne das Nämliche zu sagen.“ Diese Predigten wurden außerordentlich zahlreich besucht. Zur Fastenzeit warnte er jedesmal die Jugend vor den eiteln, gefährlichen Weltfreuden, deren sich in diesen Tagen viele Jünglinge und Jungfrauen hingeben und nicht selten

dadurch Unschuld und Gesundheit verlieren. Er suchte in ihren Herzen das Verlangen nach den irden und höhern Freuden des Christen zu wecken. Eine dieser Predigten," fährt seine Schülerin fort, „blieb mir besonders im Gedächtniß und fand allgemeinen Beifall. Er handelte im ersten Theil von den Freuden, die alle Zeit gereuen und zu welchen er die sündhaften Freuden zählte; im zweiten Theil von den Freuden, die sehr oft gereuen, unter denen er die erlaubten Freuden des Lebens verstand und im dritten Theile von den Freuden, die niemals gereuen. Wie schön schilderte er den Frieden eines reinen, unschuldigen Herzens, die Seligkeit, welche es in der Einsamkeit, in Vereinigung mit Gott genießt, die Freuden des Wohlthuns! Mancher Jüngling, manche Jungfrau sagte den Entschluß, den rauschenden Haschingöfreuden zu entsagen und das Geld dafür Gott, dem Herrn, in seinen Armen zum Opfer zu bringen. Sagten doch die Rusikanten nach der Kirche scherzend zu einander, wenn sie so eine eindringliche Predigt gehört hätten: „„Aber heute hat uns der Herr Schulinspektor wieder unser Spiel verderben!““ Christoph Schmid war übrigens weit entfernt, der Jugend ihre persönlichen Freuden zu verderben. Er eiferte nur gegen jene wilden Tänze, welche auf dem Lande bis spät in die Nacht hinein bei rauschender Musik in einem engen Raume abgehalten zu werden pflegen. Gegen Tänze im Freien unter der Linde des Dorfes im Beiseyn der

Ältern und Nachbarn wendete er nichts ein. Er
singt selbst:

„Rein ist die edlere Arbeit; das Völkchen hat
Macht;

Ohne Freuden verheut wohl nie ein weisses
Geißel.“

Wenn es sich um Unterstützung der Armen und
Nothleidenden, oder um milde Gaben zu einem got-
tesdienstlichen Zweck handelte, so wurde in der Regel
die Predigt Christoph Schmid übertragen. „Er ver-
stand es,“ wie eine Zuhörerin sagt, „die Seligkeit des
Lebens so einladend hervorzuheben und den Armen das
Wort so bescheiden und ohne Aufdringlichkeit zu reden,
daß sich mit Freude alle Hände öffneten und Cyfer
spendeten, die oft alle Erwartung übertrafen und aus
denen nicht bloß der augenblicklichen Noth geholfen,
sondern auch noch für die Zukunft gesorgt werden
konnte.“

In Thannhausen bestand eine sogenannte Maria-
nische Congregation, deren Hauptzweck die Unterstützung
der Armen war. Zwei fromme Bürger hatten sie im
verrigen Jahrhundert gegründet. Alle Monate an
einem Sonntag Nachmittags wurde eine kurze Andacht
gehalten und dabei ein Cyfer für die Armen von den
Mitgliedern auf den Altar niedergelegt. Christoph
Schmid benutzte die Andachtensübungen dieses Liebes-
bundes, um der Versammlung die christliche Armen-

setzte an das Herz zu legen. „Es war,“ schreibt seine Schülerin, „jedemal ein rührender Augenblick, wenn die ganze Gemeinde aus voller Seele ein schönes Lied sang, das mit den Worten begann: „„Seid barmherzig,““ und wenn sich dann unter dem vollstimmigen Gesang die Opfernden, voran die Geistlichen und die gräflichen Beamten, in langen, langen Reihen zum Altare drängten und fast jeder, gerührt von der salbungsvollen Rede, ein größeres Stück hinstellte, als er vorher vielleicht zu geben im Sinne hatte.“

Das Landvolk liebt bei seinen religiösen Festen gerne das Ueberladene und Pomphafte. Christoph Schmid suchte auch in dieser Hinsicht den Geschmack des Volkes zu bilden und zu veredeln. Er fertigte selbst Zeichnungen zu würdiger Verzierung der Kirche an hohen Festen. Da er sich durch seine Freundlichkeit und seinen Eifer für die Ehre Gottes die Herzen der Gemeinde gewonnen hatte, so bedurfte es nur eines Winkes und es waren fast alle bereit, seine Wünsche zu erfüllen. So äußerte er einmal ein besonderes Wohlgefallen an einem einfachen, aus Blumen gewundenen Triumphbogen bei der Fronleichnamsprozession. Im nächsten Jahre waren die Gassen, durch welche die Prozession zog, aufs Schönste geziert und dieser fromme Eifer wurde mit jedem Jahre, so lange Christoph Schmid in Thannhausen war, größer. Während der Fastenzeit war in Thannhausen jeden Donnerstags Abends eine sogenannte Peibergandacht

üblich. Um den Eindruck derselben zu erhöhen, ließ Christoph Schmid mit Gutheissen seines würdigen Pfarrers jedesmal ein schönes Gemälde, Christus am Oelberge, auf dem Hochaltare aufstellen, es mit vielen Lichtern beleuchten und las dabei die später von ihm im Druck erschienenen sechs Betrachtungen: Jesus am Oelberge, vor. Andere gleichfalls von ihm verfaßten Betrachtungen über das Leiden Christi, die er auch verlas, sind noch ungedruckt. Am Schlusse der Andacht sang die ganze Gemeinde das schöne, kräftige Oelberglied, das mit den Worten beginnt: „Als einß im Angßgebiete, Herr, Deine Seele rang!“ Wenn der Gesang verstummt und alles stille war, wurde mit der großen Glocke „die Lobetangß“ geläutet. Diese Abendandachten wurden so zahlreich besucht, als ob es Festtage wären; selbst viele Bewohner der umliegenden Dörfer fanden sich ein, so daß die Kirche jedesmal gedrängt voll war. Um auch das Jahr hindurch diese Andacht im Andenken des Volkes zu erhalten, ließ Christoph Schmid gleichfalls aus vielen Beiträgen, den alten, verfallenen Oelberg an der Kirchhofmauer restauriren und mit einem Gemälde versehen.

Christoph Schmid war, wie schon oben bemerkt, ein großer Freund des Volksgesangs während des öffentlichen Gottesdienstes. Obwohl in Thannhausen damals noch eine rauschende Figuralmusik üblich war, auch manche Verurtheile gegen den Volksgesang in der

Kirche herrschten, gelang es ihm doch mit Hülfe seiner Amtsbrüder und durch die eifrige Pflege des Gesangs in der Schule, diese alte, religiöse Uebung immer mehr in Aufnahme zu bringen. Viel trug dazu bei, daß die drei Ortgeistlichen jedesmal selbst beim nachmittägigen Gottesdienst an den Sonntagen erschienen und mit in den deutschen Vespergesang einstimmten. Christoph Schmid sammelte zu diesem Zwecke passende Kirchenlieder, verfasste selbst einige weitere und ließ mehrere hundert Exemplare auf seine Kosten drucken. Diese vertheilte er sodann in Ermangelung eines Gesangbuches unter die Schüler, auch schenkte er jedem bessern Sänger in der Gemeinde ein Exemplar. Uebung und Freude am Gesang bewirkten, daß die meisten dieser Gesänge sich dem Gedächtnisse der Sänger einprägten; alsbald stimmten auch die älteren Leute mit ein und man durfte nur mit der Orgel die ersten Töne angeben, so begann die ganze Gemeinde zu singen. Eines fehlte indeß noch zur Vervollkommenung des Gesanges — eine gute Orgel. Christoph Schmid gab sich daher in Verein mit seinem Pfarrer und dem Oberamtmanne viele Mühe, eine solche zu bekommen. Endlich gelang es dem Pfarrer, eine treffliche Orgel in einem aufgelösten Kloster in Remmingen zu erfragen. Im Vertrauen auf milde Beiträge von Seite der Gemeinde kauften sie dieselbe und ließen sie mit großen Kosten aufstellen. Christoph Schmid veranstaltete das Fest der Einweihung, und

drückte ein gaffendes Pöbel, das er druden und in vielen hundert Exemplaren in der Gemeinde aufstellen ließ. Einer seiner Freunde, Pfarrer Ludwig Albrecht von Edelrich, ein vortrefflicher Redner, hielt die Festpredigt und ermunterte die Gemeinde zu freiwilligen Beiträgen. Nach dem Hochamt wurde das von Christoph Schmid gedichtete Lied von der ganzen Gemeinde gesungen und gleichfalls von einem vortrefflichen Organisten, dem Pfarrer von Ursberg, mit der neuen Orgel begleitet. Gesang und Orgelspiel waren so schön, daß die Freude und Nahrung aller Anwesenden allgemein war und die Beiträge über Erwartung gut ausfielen. Was zur Deckung der Kosten noch fehlte, bewirkte eine Predigt Christoph Schmid's, die er am darauffolgenden Sonntage abhielt und in der er auf sehr rührende Weise für das reichliche Opfer seinen Dank ausdrückte. Nach mehreren Jahren erreichte der Volksgefang in Thannhausen einen mehr als gewöhnlichen Grad von Vollkommenheit und es wurde allgemein von ihm in der Gegend gesprochen. Gar häufig geschah es, daß fremde Reisende, wenn sie an der Kirche, in der eben Gottesdienst gehalten wurde, vorüberfuhren, anhielten und längere Zeit dem schönen, feierlichen Gesang mit Bewunderung zuhörten.

Nicht bloß in Kirche und Schule wirkte Christoph Schmid auf diese Weise zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen, er nahm auch an allen Vorkommnissen, welche das häusliche und bürgerliche Leben der Bewohner Thannhausens betrafen, innigen Antheil und leistete, so viel er vermochte, mit Rath und That Hülfe.

Während er sich in Thannhausen befand, hatte der Marktflecken in Folge des französischen Krieges durch Truppenmärsche und Einquartirungen Vieles zu leiden. Da die Einwohner nicht französisch, die Soldaten aber nicht deutsch verstanden, gab es zwischen beiden manche Zwistigkeiten. Christoph Schmid, der gut französisch verstand, half bereitwillig diese von sprachlichen Mißverständnissen herrührenden Zwistigkeiten beben. Nicht selten sah man ihn als Dolmetscher zwischen einer rathlosen Bauersfrau und einem bestig parolirenden, französischen Soldaten stehen und Frieden zwischen beiden stiften. Noch eine andere Kunst, die er verstand, kam ihm und den Bürgern gut zu statten. Christoph Schmid war nämlich ein Meister im Schachspiel. Französische Offiziere, die oft längere Zeit bald der eine, bald der andere in Thannhausen im Quartier lagen und gerne Schach spielten, freuten sich, in ihm einen trefflichen Schachspieler zu finden; sie gewannen ihn lieb und waren sehr artig gegen ihn. Christoph Schmid benutzte diese Unterhaltung, um so manche Bitte und

Beschwerde von Bürgern, welche nicht selten viele und dabei ungenügsame Soldaten im Quartier hatten, vorzubringen. Es gelang ihm, manchem bedrängten Bürger aus der Noth zu helfen.

Einmal hätte diese Kunst aber auch für ihn unangenehme Folgen haben können. Es kamen nämlich eines Tages mehrere französische Offiziere, die in den umliegenden Dörfern einquartiert waren, nach Thannhausen, um die beiden hier befindlichen Offiziere zu besuchen. Einer dieser Offiziere war ein sehr guter Schachspieler, aber auch ein ebenso großer Prahler und sehr jähzornig. Es wurden Schachpartien gemacht und jener Offizier blieb in allen Sieger, wobei er es an selbstgefälligen Aeußerungen nicht fehlen ließ. Da sagte ihm einer der Thannhäuser Offiziere, es sey ein kleiner Abbe hier, der ein vorzüglicher Schachspieler sey. Wenn er es wage, mit diesem zu spielen, so wolle er ihn herbeiholen. Der Offizier erklärte sich dazu bereit und jener begab sich in die Wohnung Christoph Schmid's. Dieser, der eben am Studirtische saß, entschuldigte sich. Allein es half nichts; er mußte mitgehen. Auf dem Wege sagte der Offizier: „Es wäre sehr ergötzlich, wenn Sie unsern Kameraden, der sich unbesiegbar dünkt, schwachmatt machen würden.“ Christoph Schmid, der den hitzigen Charakter der Franzosen kannte, äußerte seine Besorgnisse. Der Offizier aber versicherte ihn seines Schutzes und berief sich darauf, daß jener Offizier

ausdrücklich wünsche, mit ihm zu spielen. Nach den herkömmlichen Begrüßungen setzte sich Christoph Schmid mit seinem Gegner an das Schachbrett; die andern Offiziere sahen zu. Der Kampf währte lange; zuletzt aber besiegte Christoph Schmid seinen Gegner, wagte indessen das Wort „Matt“ nicht auszusprechen. Dem ungeachtet gerieth der Offizier, als er sich verloren sah, in einen solchen Zorn, daß er vom Stuhle auf- fuhr und Miene machte, nach seinem Degen zu grei- fen. Die übrigen Offiziere, die sich heimlich alle freuten, begünstigten ihn. Diesem war indessen der Gedanke unerträglich, von dem kleinen deutschen Abbe in Gegenwart seiner Kameraden besiegt worden zu seyn. Er entfernte sich höchst aufgebracht und man sah ihn, so lange er in der Gegend war, nie mehr in Thannhausen. Die andern Offiziere freuten sich höchlich über die Demüthigung ihres hochmüthigen Kameraden und rühmten den kleinen Abbe. Sie zeig- ten ihm ihre Militärkarten, die sehr genau und schön ausgeführt waren und Christoph Schmid lernte Manches aus dem Gebiete der Kriegswissenschaft von ihnen.

Ein andermal vertheidete ein französischer Offizier, der im Pfarrhause einquartirt war. Die gemeinen Soldaten durchzogen den Flecken und sungen an, sich Unordnungen zu erlauben, aus denen beklagenswerthe Folgen hätten entstehen können. Da kam Christoph Schmid auf einen eigenen Gedanken. Der Offizier,

welcher in der Morgenfrühe abgerückt war, hatte, was die Soldaten nicht wußten, seinen Federhut dagelassen und nur die gewöhnliche Militärmütze mitgenommen. Christoph Schmid begab sich nun in das Zimmer des Offiziers und brachte den Hut so am Fenster an, daß man ihn mit seinem langen Federbusch leicht von der Strafe aus sehen konnte. Sogleich bemerkte ihn ein französischer Soldat, der vorüberging. Er schloß darauf, der Offizier sey bereits wieder zurückgekehrt und theilte eilends diese Vermuthung seinen Kameraden mit. Diese zerstreuten sich sogleich und die Ruhe und Ordnung war wieder hergestellt.

Auch General Suwarow zog mit den Russen durch Baunhausen, während Christoph Schmid dort war, so hatte einige Tage sein Hauptquartier im Wirthshofe. Er pflegte alle Morgen ein kaltes Bad zu nehmen und empfing, in einem Zuber sitzend, die Ordonanzen. Beim Mittagessen machte er den Salat selbst mit bloßen Händen an, was nicht sehr appetitlich ausfiel. Stets mußte ein Kosack mit einer Peitsche vor seiner Zimmerthüre Wache stehen. Als Christoph Schmid einmal an dem eben Wache stehenden Kosacken vorüberging, machte dieser ein klägliches Gesicht, deutete, da er nicht deutsch konnte, auf den Mund, und gab, indem er den Mund wie ein Essender hin- und herbewegte, zu verstehen, daß er Hunger habe. Christoph Schmid ging in die Küche hinab, holte ein großes Stück Brod und brachte es dem Kosacken. Es

war ergötzlich zu sehen, wie der Kosack, in der einen Hand die Peitsche, in der andern das Stück Brod hinter sich auf dem Rücken haltend und von Zeit zu Zeit ein Stück davon abbeißend, stets nach der Thüre des Generals blickte, ob sie sich nicht öffne.

Da in Folge der Truppenanhäufung die Lebensmittel ausgingen, besonders das Fleisch, so erklärten der Pfarrer und der Ortsvorstand dem General die Unmöglichkeit, sogleich Lebensmittel herbeizuschaffen. Nachdem sich Suwarew von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, ließ er durch den Popen den Soldaten verkünden, daß Morgen Fasttag sey. Die russischen Soldaten, welche der Meinung waren, daß diese Anordnung aus religiösen Gründen herrühre, fasteten willig den ganzen Tag.

Wenn es im Orte brannte, war Christoph Schmid immer einer der ersten auf dem Platze, ordnete an, ertheilte Rath und half Wasser tragen. Einmal in einer Winternacht brannte ein Wohnhaus ab, wobei ein alter Mann, der Hülfe leistete, das Leben verlor. Es brach nämlich eine Leiter, auf der mehrere Männer beim Löschen standen; alle stürzten herab und wurden zum Theil leicht verwundet, einer aber wurde so übel zugerichtet, daß er bald darauf starb. Damals hatten die Zimmerleute noch den schönen Gebrauch, daß einer aus ihrer Mitte, wenn ein neues Haus gebaut und der Dachstuhl aufgerichtet war,

einen sogenannten Zimmermannspruch hielt. Christoph Schmid, der bei dieser Gelegenheit den Verunglückten, welcher aus Nächstenlieben sein Leben verloren hatte, noch öffentlich ehren wollte und es für passend hielt, daß bei Abhaltung des Spruches seiner erwähnt würde, verfaßte nun selbst einen Zimmermannspruch und ein Gefelle lernte ihn auswendig. Nach Errichtung des Dachstuhles zogen die Zimmerleute unter Anführung des Meisters mit ihren Schurzellen angethan, die blanken Aerte auf den Schultern, vor das neue Haus, wo sich bereits die ganze Gemeinde versammelt hatte. Nun stieg der Gefelle, welcher den Sprecher machte, auf den Giebel des Daches, steckte ein grünes, mit farbigen Bändern geschmücktes Tannenbäumchen auf die Spitze desselben und sprach dann zu der versammelten Menge:

„Seyd alle, die von dieser Höhe
Da unten ich versammelt sehe,
Und die mir alle lieb und werth,
Zuerst mit meinem Gruß beehrt.

Daß man den neuen Bau schön liere,
Und ein Gefell das Wort hier führe,
Ist so ein alter schöner Brauch,
Darum erlaubt ihn mir heut auch!

Ich darf es Euch wohl nicht erst sagen,
Wie noch vor nicht gar vielen Tagen
Gar anders diese Menschengeschaar
Vor diesem Haus versammelt war.

O nicht der holde Ruf der Freude,
Der Sturmgled' schauerlich Geläute,
Des Feuerlärmens Angstgeschrei
Rief das erschrockne Volk herbei.

Urpötzlich stand das Haus in Flammen
Und tragend stürzt das Dach zusammen;
Es legt des Feuers wilde Wuth
Das schöne Haus in Asch und Muth.

Doch Gott, — wer sollte Ihm nicht danken, —
Er setzte mild dem Feuer Schranken,
Dem Winde wehrt' Er gnäd'glich
Und nicht ein Lüftchen regte sich.

Die Bürger standen treu zusammen
Und feuerten mit Macht den Flammen;
Auch eilt' mit nachbarlicher Treu
Rings jeder Ert zur Hülff herbei.

Dah wir die Häuser dort noch sehen,
Aus dem hier All's gerettet sehen,
Bewehrt' nach Gott ihr Ernst und Fleiß,
Dafür sey ihnen Dank und Preis!

Ganz hat nun Gott die Noth gewendet,
Der neue Bau steht schön vollendet;
Trum wehrt' durch Dank zum Himmel steht
Dem Bau die Krene aufgesetzt.

Auch Allen, die mit milden Gaben
Den Bauherren unterstützet haben,
Sey nun, wie er es selbst verlangt,
In seinem Namen laut gedankt.

Ich könnte meinen Spruch hier schließen;
Doch Zählen möcht' ich fast vergessen,
Ein andres Unglück noch entstand,
Wie Ihr wohl wißt, bei diesem Brand.

Der allzeit gute Gott zwar lenkte
Zum Theil das Unglück ab und schenkte, —
Erkennt es froh und dankt Ihm doch —,
Guch Kindern Eure Väter nach.

Nur Einen, der sonst wohl auch heute
In diesem Kreis mit uns sich freute,
Erblickst hier mein Aug' nicht mehr,
Und seine Stelle seh' ich leer.

Der brave Mann mit grauen Haaren,
Noch muthvoll wie in Jünglingsjahren,
Der sich auf jenes Dach gestellt,
Er fiel und starb als Christ und Held.

Er hat das Gerecht' — das Leben,
Aus Nächstenliebe hingegeben,
Starb in Erfüllung seiner Pflicht,
Ein schön'res Ende gibt es nicht.

Verzeiht, daß seiner Lieb und Treue
Ich dankbar diese Thräne welke;
Gott gebe gnädig ihm zum Lohn
Für seine That die Himmelskron!

Und aber, derer beste Freuden
So wie auch heut nie frei von Leiden,
Führ Er darcinstens auch dorthin,
Wo Rosen ohne Dornen blüh'n!

Um mich an den Gebrauch der Alten
In Allem ganz genau zu halten,
Schenkt nun des gestornen Welnes ein,
Und laßt uns wieder fröhlich seyn.

Das erste Glas des edeln Trankes
Sei zum Beweis des biedern Dankes
Dem Wehle unsrer Obrigkeit
Mit treuem Bürgerinn geweiht.

Hoch soll nun unser Bauherr leben,
Gott wolle Glück und Heil ihm geben;
Sein Segen lehm' in dieses Haus!
Das zweite Glas bring ich ihm aus.

Auch allen, welche hier zugegen
Wünsch' ich des Himmels besten Segen!
Der ganzen Bürgerschaft zur Ehr
Das dritte Glas nach Brauch ich leer.

Hoch lebe jeder brave Mann
Rings auf der weiten Erde,
Wer das nicht auf sich deuten kann,
Wach' daß er Einer werde!"

Nach diesen Worten schwang der Geselle das Glas und warf es nach Zimmermannsbrauch von der Höhe auf die Straße hinab. Ein fröhliches Gemurmel entstand unter der Menge und heiter und gerührt gingen die Leute auseinander.

Der Tochter des Thannhauser Boten, welche Christoph Schmid lange Zeit hindurch seine Briefe gebracht hatte, gab er, als sie sich verabschiedete, zum Hochzeitsgeschenk ein schön eingebundenes neues Testament, in das er folgende Verse hineingeschrieben hatte:

„War viele Jahre hast Du Deines alten,
Geliebten Vaters Botenamt verwaltet,
Und hast mit Sorgsamkeit und Wohlbedacht
Biel hundert Briefe mir gebracht.
Mit Gottes Hülfe änderst Du nun Deinen Stand,
Nimm denn zum Dank dieß Buch aus meiner Hand,
Die allerbeste Botenschaft ist darin zu finden,
Die Gottes Boten, die Apostel uns verkünden,

Die frohe Botschaft, wie Gott Heil und Frieden
Durch Jesus Christus aller Welt beschicken.
Auch sind darin viel schöne Briefe geschrieben,
Wie wir Gott und den Nächsten sollen lieben,
Nach Jesu göttlich schönem Beistiel sollen handeln,
Und immer froh und gut und redlich sollen wandeln.
Es ist dieß Buch für uns dahier im fremden Land
Der schönste Brief aus Gottes treuer Vaterhand.
Wirst Du mit Deinem Mann dieß Buch nur fleißig lesen
Und erndet Ihr darnach Eu'r künftiges Hauswesen:
So habet Ihr den besten Theil erwählet,
Dem es an Trost und Freude niemals fehlet;
Ihr habet gleichsam Brief und Siegel drauf:
Gott segne Euren ganzen Lebenslauf,
Und werde nach vollbrachtem, gutem Pilgerleben
Euch einstens dort die Himmelstrone geben."

Während ich dieß niederschreibe, fällt mir eine
Anekdote ein, die auf Christoph Schmid's Gelegen-
heitspoesie Bezug hat und die er mir einmal selbst
mit großer Heiterkeit erzählte. Eines Tages, kurz
vor Beginn eines neuen Jahres, kam der Nachtwächter
des Ortes zu Christoph Schmid und bat, er möchte
ihm zu Ehren des Herrn Oberamtmannes einen schönen
Neujahrswunsch verfassen, den er dann um die zwölfte
Stunde in der Neujahrnacht vor dem Hause des-
selben absingen wolle. Christoph Schmid, dem diese
Bitte wohl gefiel, willfahrte gerne dem Wunsche des
Nachtwächters und verfasste einen gereimten, passen-
den Neujahrswunsch, den der Nachtwächter nicht ohne
große Mühe auswendig lernte. Am Neujahrsabend

begab sich Christoph Schmid in das Amtshaus, in das er ohnedieß eingeladen war, und sagte dem Oberamtmanne von dem Vorhaben des Nachtwächters. Beide blieben nun bis zwölf Uhr auf. Als der Hammer zwölf Uhr schlug, verfügten sie sich an das Fenster und öffneten dasselbe. Es war eine dunkle, etwas windige Nacht. Der Nachtwächter erschien und hatte noch einen zweiten Nachtwächter bei sich, der Michael hieß, von den Ortsbewohnern aber gewöhnlich nur Michel genannt wurde. Dieser trug eine Laterne und hatte den auf ein Blatt Papier geschriebenen Neujahrswunsch bei sich, um nöthigen Falls den Souffleur zu machen. Der Nachtwächter begann mit kräftiger Bassstimme zu singen:

Des neuen Jahres erste Stunde.

Hier versagte ihm aber schon das Gedächtniß. Er wiederholte, um Zeit zum Besinnen zu gewinnen, die Strophe noch einmal und noch ein paarmal die Worte: Stunde, Stunde. . . Da es aber demungeachtet nicht gehen wollte, sagte er halblaut zu seinem Begleiter: „Michel, sag ein!“ Dieser erwiderte: „Ach, eben ist mir das Licht ausgelöscht!“ Der Nachtwächter, welcher sich nun gänzlich rath- und hülflos sah, rief seinem Gefährten zu: „Komm, Michel, komm!“ und beide entfernten sich in Eile und großer Verlegenheit. Wie ergötzlich für die beiden Herren, den Gefeierten und den Dichter, welche am Fenster Alles mit angehört hatten, dieser Auftritt war, kann man sich denken.

Es mochte ihnen das Mißlingen des Neujahrswunsches fast mehr Vergnügen machen, als ihnen vielleicht das Gelingen desselben gemacht hätte.

Christoph Schmid war unausgesetzt thätig; er stand nicht nur alle Morgen im Winter, wie im Sommer, schon um vier oder fünf Uhr auf, um zu beten und zu arbeiten, sondern nicht selten sah man noch um Mitternacht Licht in seinem Zimmer. Seine Lebensweise war, nachdem er seine Schwester zu sich genommen und eine eigene Haushaltung angefangen hatte, höchst einfach. Die oft genannte Schülerin schreibt hierüber: „Die letzten sechs Jahre seiner Anwesenheit in Thannhausen war ich beinahe täglich in seinem Hause, theils als Schülerin in weiblichen Arbeiten bei seiner Fräulein Schwester, theils als Abschreiberin seiner Manuscripte, weshalb er mich oft im Scherz seine Sekretärin nannte. Die Einfachheit, welche beide Geschwister sowohl in Speis und Trank als in der Kleidung und Einrichtung beobachteten, findet man jetzt kaum noch in Bürgerhäusern auf dem Lande. Bier und Wein sah ich nur dann auf dem Tische, wenn Gäste kamen. Der gewöhnliche Trank dieses wahrhaft großen Mannes, wie ich zu hundertmalen mit eigenen Augen sah, war frisches Wasser. Die beiden Geschwister lebten in der seltsam-

sten Eintracht; ich sah und hörte in diesem Hause nur Gutes: stillen Fleiß, Genügsamkeit und Einfachheit in allen Lebensbedürfnissen. Nie wird mein Dank erlöschen für das viele Gute, das ich in diesem Hause genoss. Meine ganze Bildung, die mich in einem Institute mehrere hundert Gulden gekostet und mich vielleicht für das bürgerliche Leben untauglich gemacht hätte, verdanke ich dem Umgange mit den beiden Geschwistern."

Christoph Schmid besaß nur ein geringes Einkommen in Thannhausen und doch that er den Armen, Kranken und Nothleidenden viel Gutes. „Fast täglich," sagt seine Schülerin, „sah ich aus seiner Küche zu den Kranken kräftige Speisen tragen und er brachte an das Krankenbett nicht nur geistlichen Trost allein; er suchte das Elend auch durch leibliche Mittel zu mildern. Dieses wäre ihm ohne seine einfache Lebensweise wohl nicht möglich gewesen."

Christoph Schmid hatte damals außer seiner Schwester Franziska noch vier Brüder und eine Schwester, die, da sie zum Theil noch unverorgt waren, immer der Hülfe bedurften. Sie alle unterstützte er mit seltener Bruderliebe, ermahnte sie zu allem Guten und nahm an allen ihren Schicksalen den innigsten Antheil. Als sich seine ältere Schwester Therese, meine Mutter, nachdem sie achtzehn Jahre in adeligen Häusern gedient hatte, mit einem jungen Arzte aus Wür-

temberg verheirathen wollte, wegen Ausbruch des französischen Krieges aber die Vermählung auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben im Begriffe stand und ihren Bruder in einem Schreiben deshalb um Rath fragte; schrieb ihr Christoph Schmid zurück: „Ich bin in dieser Angelegenheit der Meinung des Dichters:

das Weib

Bedarf in Kriegesnöthen des Beschüters,
Und treue Lieb' hilft alle Lasten heben.
Die treue Brust des braven Mann's allein
Ist ein sturmfestes Dach in diesen Zeiten.“

Dann fährt er fort: „Deine Befürchtungen und Hoffnungen für die Zukunft lege mit ergebener Seele ganz in Gottes Hand. Wir Menschen sind doch nicht die Herren unsers Schicksals; wir glauben einer Sache oft so gewiß zu seyn und es kommt doch so oft wieder ganz anders. Wenn wir also den Blick auf Denjenigen, der unsere Schicksale leitet, verlieren, wenn wir in den Begebenheiten dieser Erde nicht die Fügungen der höchsten Weisheit und Liebe, sondern nur bloßen Zufall sehen würden, — wie elend wären wir daran, wie wären wir so gar nichts, als ein Spielball, der von tausenderlei Begebenheiten, die nicht in unserer Macht stehen, hin- und hergeworfen wird! Vertraue auf Gott, und, was uns dieses Vertrauens allein fähig macht, — ein reines Herz gibt uns in dieser wandelbaren Welt allein eine unwandelbare Ruhe. Vertraue also nur recht herzlich

auf Gott und seine heilige Vorsehung, bete gerne mit einem Herzen voll wahrer Empfindung, empfehl alle Deine großen und kleinen Sorgen Gott und so wirst Du immer fröhlich und guter Dinge seyn. Er wird Alles recht machen, und wir werden am Ende nichts können, als danken und anbeten!“ Am Schlusse des Briefes ist noch bemerkt: „Was Du Alles anschaffen willst, scheint mir in das Haus sehr nothwendig. Nach setz noch einen Ueberschlag, wie viel ihr an Geld für alles Anzuschaffende und zu Bestreitende nothwendig haben werdet und schreib' mir's dann!“ Die Hochzeit kam zu Stande und Christoph Schmid reiste mit seinen drei Brüdern Martin, Alois und Sebastian nach der nun württembergischen Stadt Gmünd, wo sich seine Schwester mit ihrem Gatten häuslich niederließ. Er wollte selbst ihre Ehe einsegnen und sich mit seinen Brüdern ihres Glückes von ganzem Herzen freuen.

Seinem Bruder Martin, der auf der Universität Dillingen mit seinem jüngern Bruder Alois die Rechtswissenschaft studirte, schrieb Christoph Schmid von Seeg aus: „Nütze nur die Zeit, die Du hast; sie kommt nicht wieder. Besonders brauche den Winter recht und arbeite, arbeite, arbeite an Deinem Verstand und Herzen, daß ein brauchbarer, edler, solider Geschäftsmann aus Dir werde.“ Nun citirt er eine Stelle aus Horaz und fährt fort: „Ueberdenk diese Stelle, wie sie der junge Lollius überdacht haben mochte.

Gleich einem jungen, edeln, feurigen Römer, brennend vor Begierde nach einem edeln Wirkungskreis, einmal viel zu nützen, sey kein schläfriger Reichstädtler ohne Geist und Muth, keine Rothseele vom Studententrost voll alles Leichtsinns und Ketzichts. Sey auch Deinem Bruder ein Beispiel des Fleißes, der Ordnung, der Pünktlichkeit in Geschäften, sey mild und freundlich und brüderlich gegen ihn. Einer ermuntere den Andern!"

Und an beide Brüder schrieb er einmal: „Ihr musstet lange warten auf meinen Brief, liebe Jungen! Ich wollte immer Zeit abwarten, Euch so recht mit Muße, nach Herzenslust und der Länge und Breite nach schreiben zu können. Indes gab immer ein Geschäft dem andern die Hand. Wirklich schreib' ich Euch Nachts in der zwölften Stunde, weil ich bis zwölf Uhr in der Kirche auftreten muß, wo unser sechzigstündiges Gebet den Anfang nimmt und morgen und die zwei nächstfolgenden Tage muß ich im Beichtstuhle zubringen.“

„Meine liebsten Brüder, jeder Mensch hat sein Tagewerk und jeder Tag seine Plage. Es ist nun einmal so in dieser Welt. So trägt nun auch Euer Tagewerk; getragen muß es einmal seyn; so trägt's lieber mit Lust, macht's vollkommen und recht; macht Euch eine ernste Angelegenheit aus dem Studiren. Gebt Euch Mühe; laßt's Euch sauer werden. Die Götter verkaufen Alles um Arbeit; vor dem Tempel

der Ruhe, Glückseligkeit und Tugend stellten sie den Schweiß hin, sagten schon die blinden, alten Heiden. Tragt daher auch Gure tägliche Plage, die uns unsere Armuth auferlegt, mit Geduld. Laßt selbst sie für Euch ein Sporn zur Arbeit seyn! Wenn Ihr Euch nicht recht bildet, werdet Ihr's immer so haben, ja noch schlimmer bekommen.

Doch das wäre noch der schlechteste Grund, bloß des Brodes halber arbeiten, wie ein Schereneschleifer, Pfannenflicker oder Holzhacker. Ihr müßt Euer Studium lieb gewinnen. Es muß Euch eine Lust seyn, die angenehmste Beschäftigung, ein Mittel, Gutes zu stiften, Andern wohlzuthun, zum allgemeinen Besten beizutragen.

Liebt einander, lebt in brüderlicher Eintracht, ermuntert einander zum Guten, theilt mit einander, was Ihr habt, seyd Brüder! *Ecce quam jucundum habitare fratres in unum.* —

Hürdet vor Allem Gott! Er ist allein der Gekerkter wahrer Glückseligkeit. Kein großer Mann ist's ohne Ihn geworden. Er demüthigt die Stolzen, Eiteln, Sein-Vergessenden. Er erhebt die Demüthigen, Ihm Gehorchenden, Ihm Vertrauenden aus dem Staube. Denkt früh und spät an Ihn, Ihm empfiehlt Eure Wege, Ihn bittet täglich um seinen Allen, besonders aber uns, so nöthigen Beistand!“

Mit kindlicher Liebe hing Christoph Schmid an seiner Mutter, die als arme Wittwe in seiner Vater-

Stadt Dinkelsbühl lebte. Welche Freude hatte die gute, schwergeprüfte Mutter, als ihr Christoph Schmid von Thannhausen aus sein erstes Büchlein — die Oster-eier — übersandte, dem er noch das kleine Honorar beilegte, das er dafür bekommen hatte. Ja schon als Hülfspriester in Seeg suchte er seine Mutter zu unterstützen. Das geht aus einem Briefe hervor, den er ihr zu ihrem Namensfeste einmal von da aus schrieb. Er lautet:

Liebe Mutter!

Ihr Namensdag ist allemal ein rechter Freudentag für mich. Ich werde an diesem Tage Gott recht bitten, daß Er Ihnen das unaussprechlich viel Gute, das Sie an mir gethan haben, doch mit tausendfachem Segen vergelten und mir eine so liebe, gute Mutter noch recht lange erhalten wolle! Ich schicke Ihnen da auch ein kleines Goldstück, das ich schon lange auf Ihr Namensfest zusammengespart habe. Verschmähen Sie dieß kleine Geschenk nicht! Sie sehen doch zum wenigsten daraus, daß ich eine größere Lust daran habe, meiner lieben Mutter eine kleine Freude zu machen, als am Spielen, Trinken und andern Lustbarkeiten der Welt.

Ich bin mit der herzlichsten, kindlichsten Liebe

Ihr

dankbarster Sohn

Christoph Schmid.

Doch ich kehre wieder zu der Schilderung des Aufenthaltes Christoph Schmid's in Thannhausen zurück. Zwischen ihm und seinen zwei Mitgeistlichen herrschte ein ungestörtes Einvernehmen. „Man hörte,“ schreibt seine Schülerin, „Herrn Schulinspektor nie seine eigene Meinung geltend machen. Mit der ihm eigenen Bescheidenheit und Freundlichkeit hörte man ihn oft fragen: Nicht wahr, so wollen wir's machen? Was meinen Sie? Ward etwas beschlossen, wozu man die Hülfe des Schullehrers und Chorregenten brauchte, so wurde mein Vater gerufen. Mit der berablassendsten Güte ersuchte er ihn jederzeit um seine Mithülfe; nie, es möchte was immer für ein Dienstgeschäft sein und wenn es auch pflichtmäßig gefordert werden konnte, verlangte er etwas im befehlenden Tone.“

Den biebern Pfarrer Mayerhofer ehrte Christoph Schmid sehr hoch. Er, der stets alles Gute anerkannte, wußte die vortrefflichen Eigenschaften desselben — seinen Eifer in Verwaltung seines Hirtenamtes, seine Biederkeit und Menschenfreundlichkeit in hohem Grade zu schätzen. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne ihm eine Freude zu machen. Da Pfarrer Mayerhofer seinen Namenstag, den Thomastag, besonders feierte, veranstaltete Christoph Schmid ihm zu Ehren immer an diesem Tag eine kleine Festlichkeit. Als wieder einmal das Namensfest desselben herbeikam, verfertigte er mit Kaplan Singer eine Pyramide, die von Innen beleuchtet werden konnte

und auf welcher der Vorname des Pfarrers „Thomas“ in glühenden Farben prangte. Auch dichtete er eine kleine Cantate, welche Singer in Musik setzen und mit den besten Musikfreunden des Ortes und jenen Kindern, die liebliche Stimmen hatten, einüben mußte. Der Schloßgärtner mußte an Laub und Blumen hergeben, was er in seinem Glashause aufstreifen konnte, und sie geschmackvoll in ein Körbchen ordnen. Als der Vorabend des Namenstages gekommen war, führten die beiden Geistlichen den greisen Pfarrer in den Saal, in dem die Festschlichteit stattfand. Schon von ferne strahlte ihm sein Name in glühender Farbenpracht entgegen. Die Musik begann und der Chor sang:

Auf ihr Brüder,
 Kreche Lieder
 Stimmet heute an!
 Was wir tief im Herz empfinden,
 Soll die Lunge laut verkünden:
 Gottes Segen
 Ströme nieder
 Auf den besten Mann!

Nun sangen abwechselnd je ein Knabe und ein Mädchen folgendes Duett:

Knabe: Wie des Himmels Thau und Regen
 Reichlich träuft auf junges Grün:
 Also ströme Gell und Segen
 Auf den Lebenspfad Dir hin!

Mädchen: Wie die reinste Silberquelle
 Friedlich fließt durch frisches Grün:

O so ruhig still und heile
Küsse Dir das Leben hin!

Knabe: Schön ist's, wenn mit sanftem Stabe
Iren ein Hirt die Schäflein lenkt,
Sie, daß jedes Kälble habe,
Liebend schüpet, nährt und trinkt.

Mädchen: O so weid' auch Deine Herde
Lange noch, Du guter Hirt,
Durch die Wälder dieser Erde
Himmelwärts von Dir geführt!

Knabe: Schön ist's, wenn zu gold'nen Aeblen
Hoch des Landmann's Saat aufsteht,
Und sein Aug' von süßen Zähnen
Frommen Dankes überfliehet.

Mädchen: So sollst Du, wenn all', — die Harben,
Ginzens wicker auferstehn,
Deiner Ausfaat reiche Garben
Freudeweiend sammeln sehn.

Der Chor wiederholte die letzte Strophe; hierauf trat ein Mädchen aus dem Kreise hervor und indem es mit der einen Hand auf den in glühender Farbenpracht strahlenden Namen des Gefeierten deutete, in der andern das Blumenkörbchen hielt, sang sie mit sanfter Stimme allein:

Besten Thomas, o beglücke
Dieser Farben glüh'nde Pracht
Freundlich heut mit Deinem Blicke,
Liebe hat sie angefaßt.

Steh, in diesen Klammernjügen
Glüht Dein Name hell und schön;

Nicht noch würd' er Dich vergnügen,
Könntest Du in's Herz uns sehn!

Stich, gefüllt mit Laub und Blüthe
Hier ein Körblein übervoll:
Voller ist uns das Gemüthe
Noch an Wünschen für Dein Wohl

So in Tönen und in Bildern,
Näh'n wir uns, du lieber Mann,
Unsre Liebe Dir zu schenken;
Nimm, o nimm sie gütig an!

Nachdem der Ober die letzte Strophe wiederholt hatte, beglückwünschten die anwesenden Gäste, Aeltern und Kinder, den überraschten Pfarrer.

Auf eine ähnliche Weise suchte Christoph Schmid den Oberamtmann Oberst an dessen fünfzigsten Geburtstag zu erfreuen. Einige Jahre zuvor hatte Oberst seine Gattin, eine vortreffliche Frau, und seinen einzigen Sohn, einen hoffnungsvollen Knaben verloren, zwei Töchter waren noch die fast einzige Freude des Vaters. Christoph Schmid dichtete auf diese Feier ein Lied, welches die beiden Töchter dem Vater vortragen und überreichen sollten. Die genannte Schülerin schreibt hierüber: „Herr Schulinspektor brachte meinem Vater das von ihm zu dieser Feier gedichtete Lied. Mein Vater setzte es in Musik, lehrte es die Fräulein Töchter singen und übte es mit seinen Musikern ein. Wie war Oberamtmann Oberst überrascht, als die Stille auf seinem Wohnzimmer plötzlich eine rauschende Musik

unterbrach und ihn auf den Salon rief, wo er sich von mehreren verehrten Freunden umgeben sah. Seine Ältere Tochter begann mit ihrer sanften Stimme das von der jüngern überreichte Lied zu singen, in welches nach jeder Strophe ein von Instrumentalmusik begleiteter Chor einfiel. Ich bin nach dem Tode der Fräulein Oberst in den Besitz dieses von des Dichters eigener Hand geschriebenen Liedes gekommen, das dem Gefeierten am 19. Februar 1806 überreicht wurde. Es lautet:

1. Froh mit Himmelsfreude
Mit dem kindlichsten Entzücken
In den dankerfüllten Blicken
Nahen wir Dir heute,
Kommen und umringen
Dich frohlockend, jubeln, singen
Und die Freude theilen gerne
Freunde nah und ferne.

Chor: Mit Jubel und mit Saltenspiel
Stimmt Alles froh mit ein
In's Lied, das Dir heut voll Gefühl
Die guten Töchter weihn.

2. Künftig Jahr' sind's heute,
Dass am gold'nen Sonnenstrahle
Deines Blicks zum ersten Male
Sich die Mutter freute,
Dass sie froh Dich grüßte
Und mit Mutterliebe küßte,
Dass Dich an das hochentzückte
Herz der Vater drückte.

3. Jenes Festes Sonne,
Das Großältern dort gefeiert,
Wird den Enkeln heut erneuert
Welche hohe Menne!
Unsre Herzen glühen,
Nicht vergebend nur bemühen
Wir uns, Vater, Dir zu sagen,
Wie so heiß sie schlagen!
4. Ihn, der Alles lenkte,
Ihn, den großen Oberen erbe
Eine fremde Dankesähre,
Dass Er Dich uns schenkte!
Er hört unser Flehen,
Diesen Tag noch est zu sehen,
Er, der Dich uns hat gegeben,
Schenk Dir langes Leben!
5. Unser ganzes Streben
Seh, Dich niemals zu betrüben,
Dich zu ehren, Dich zu lieben,
Ganz nur Dir zu leben;
Jeder neue Morgen
Sch' die neuen, süßen Sorgen,
Dich, o Besten, zu erfreuen,
Blumen Dir zu streuen, — —
6. Blumen, bis in jene
Schönte Welt, wo unsre theuern
Lieben heut ein Fest auch feiern
Fern von Schmerz und Thraue,
Wo mit Himmelsfreude
Dich wir nichtet sehen wollen
An der heilgen, stets vereinten
Liebsten Mutter Seite!

„Ich erinnere mich noch recht wohl,“ fügt die Schülerin bei, „mit welcher Rührung Oberamtmann Oberst am Schlusse dem Dichter dankte, ihn umarmte und ihm die Hände drückte, der mit bescheidenem Lächeln seine Freude zu erkennen gab, seinem Freunde ein Freudenfest bereitet zu haben.“

Ueberhaupt war es ein Grundzug im Charakter Christoph Schmid's die Menschen zu erfreuen und zu beglücken.

Durch die Herausgabe der biblischen Geschichte hatte Christoph Schmid die Aufmerksamkeit des Publikums zuerst auf sich gelenkt und es besuchten ihn bald manche höhergestellte Männer, theils um ihn persönlich kennen zu lernen, theils um ihn, wenn sie ihn auch bereits kannten, einen Beweis ihrer Hochachtung dadurch zu geben. So kam insbesondere Professor Zailer öfter in den Herbstferien. Er bezeichnete jedesmal in seinen Briefen an Christoph Schmid den Tag, an dem er kam, traf dann aber auch jedesmal genau ein. Christoph Schmid schrieb, sobald er Zailer's Brief erhalten hatte, an Zailer's Freunde und Verehrer in der Nähe, worauf sich dann immer sehr viele Geistliche und auch Laien in Thannhausen zu versammeln pflegten. Diese Versammlungen waren eine Art freier Conferenzen, in denen man sich über religiöse Gegenstände und wichtige Tagesfragen besprach. Das gegenseitige Verhältniß, das sich schon zu Dillingen zwischen Christoph Schmid und Zailer ange-

knüpft hatte, wurde allmählig in Thannhausen zu einem innigen Freundschaftsbund zwischen beiden Männern und sie standen in beständigem Briefwechsel. Als Sailer im Jahre 1806 Christoph Schmid eine seiner eben herausgegebenen Schriften zugesandt hatte, schrieb ihm der dankbare Schüler zurück:

Verehrungswürdiger, bester, theuerster
Lehrer!

Sie haben mir durch Ihr freundliches Andenken an mich, durch Ihre so liebevolle Zuschrift und durch das mir gütig mitgetheilte Geschenk eine wahrhaft unbeschreibliche Freude gemacht!

Mit der innigsten Theilnahme durchlas ich diese vortreffliche Schrift — und die Gründlichkeit und Klarheit des Wissenschaftlichen sowohl, als der große, hohe Sinn und der lebendige Odem der Empfindung, der darin herrscht, ergriffen mich mächtig.

Ihr liebenswürdiges Bild schwebte mir so lebhaft vor, — es war mir, als hörte ich jedes Wort, das ich las, aus Ihrem Munde, und ich ward ganz in jene schönen, mir unvergesslichen Zeiten versetzt, da ich noch unter Ihren Schülern saß!

Gewiß — dieses kraftvolle Wort zu seiner Zeit wird auf viele Menschenherzen ähnliche Wirkungen hervorbringen, und viel, recht viel Gutes stiften.

Mein Herr Pfarrer und dessen J. Schwester empfehlen sich Ihnen hochachtungsvoll.

Ich werde trachten, Sie — verehrungswürdiger Lehrer! der zuerst Interesse für Wissenschaft und Gefühl für das Gute in mir weckte, und ohne dessen väterliche Versorgung ich meine Studien nicht einmal hätte fortsetzen können — den kommenden Frühling zu sehen, und Sie persönlich der lebhaftesten Empfindungen der Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit zu versichern, mit denen ich bis zum Grabe seyn werde

Ihr

Verehrter und dankbarer Schüler
Chr. Schmid.

Thannhausen, den 12. Dg. 1806.

Sailer verweilte oft mehrere Tage in Thannhausen und predigte daselbst einigemal. Der verstorbene Erzbischof Demeter in Freiburg, welcher damals noch Kaplan in Ried bei Wallbach war, besuchte Christoph Schmid sehr oft und beide machten es sich zur Aufgabe, den Schulunterricht zu verbessern; sie theilten sich gegenseitig ihre Ansichten und Pläne mit und wurden die innigsten Freunde. Demeter schrieb in der Folge eine sehr geschätzte Erziehungs- und Unterrichtslehre. Auch Dombekan von Jaumann, der damals gleichfalls Kaplan in Schwendi in Württemberg war, suchte Christoph Schmid kennen zu lernen. „Lange,“ sagt er in einem Schreiben, „hegte ich den Wunsch, den Verfasser der damals so hochgeschätzten biblischen Geschichte und so mancher schönen

Kinderschriften kennen zu lernen. Längere Zeit wollte sich keine Gelegenheit dazu ergeben; endlich im Jahre 1816 besuchte ich einen Freund, den Pfarrer Anwander in Winger bei Mindelheim, und wir begaben uns miteinander nach Thannhausen. Unser Empfang war in der Schule; wir freuten uns herzlich des Schauens von Angesicht zu Angesicht und da eben bei dem biedern Pfarrer des Jockens ein Fest gefeiert wurde, lud derselbe Christoph Schmid sammt seinen Gästen ein. Ein Umstand aus diesem Tage ist mir noch genau erinnerlich. Es war ein schöner, warmer, heller Julitag; der Himmel rein blau und nirgends ein Wölkchen. Die Landleute waren auf den Feldern eben mit Einerntn beschäftigt. Wir unterhielten uns sehr angenehm; da wurde Christoph Schmid, der neben mir saß, auf einmal unruhig; es zuckte Alles an ihm und er stand mehrmals auf und blickte zum Fenster hinaus. Ich fragte, was ihn doch so sehr bewege, und zu unser Aller Verwunderung äußerte er, es werde ein Gewitter kommen; man solle die Grutesfuhren beilen. Man lachte; aber sieh! Bald erhoben sich Wolken und Blitz und Donner folgten.“ Dieses Vorausfühlen der Witterung begleitete Christoph Schmid, der sehr zarte Nerven hatte, durch sein ganzes Leben. Er äußerte in seinem spätern Alter öfter: „Meine Nerven gleichen den Saiten einer Harfe, die bei nasser Witterung schlaff sind; doch bei besserer Witterung werden sie wieder straff.“

In dem nahe bei Thannhausen gelegenen Damenstifte Odelstetten hielt sich damals Pahl, Herausgeber der in jenen Tagen sehr gelese- nen Zeitschrift: „National- Chronik der Deutschen,“ später württembergischer Prälat, als Kommissär eine Zeitlang auf, um die Edel- damen aus dem Stifte, das aufgehoben wurde, zu entlassen und zu pensioniren. Auch er kam öfter nach Thannhausen, um Christoph Schmid zu besuchen, und dieser kam hinwiederum nach Odelstetten. Pfarrer Mayerhofer schüttelte darüber den Kopf und sagte zu dem Oberamtmanne Oberst: „Unser Herr Schulinspek- tor hat doch allerlei Bekanntschaften. Denken Sie nur, gegenwärtig kommt er sogar mit einem Herrn zusammen, der für's Erste Kommissär bei Aufhebung eines Damenstiftes, für's Zweite ein lutherischer Pastor ist und endlich vollends gar „Baal“ heißt. Pahl war übrigens als Kommissär sehr human und die Stiftsdamen sprachen mit Anerkennung über die milde Art und Weise, mit der er sie behandelte und die Aufhebung vollzog. Pahl war überhaupt ein gerech- ter, offener und gerader Mann, der sich nicht scheute, auch auf die Gefahr hin, anzustoßen, ein freies Wort zu sprechen.

Ein gewöhnlicher Gast bei Christoph Schmid war während der Herbstferien sein ehemaliger Studien- genosse Professor Salat. Dieser war ein leidenschaft- licher Disputator. Die damals sehr beliebte und ge- priesene kantische Philosophie war vielfach der Gegen-

stand ihrer Unterhaltung. Als sie eines Abends in Gesellschaft des Pfarrers darauf zu sprechen kamen, legte Christoph Schmid sehr klar die Grundsätze dieses Systems auseinander. Der Pfarrer, welcher lange und aufmerksam zugehört hatte, sagte am Ende: „Ich habe schon viel von dieser Philosophie und dem „Ding an Sich“ gehört, kam aber nie recht in's Klare, was es denn eigentlich für eine Verwandtniß damit habe; auch aus den Erklärungen des Herrn Professors kam ich nicht, sie machten mich nur noch verwirrt; der Herr Schulinspektor kann es klar machen. Ich habe bisher immer geglaubt,“ sagte er dann, sich an Christoph Schmid wendend, „Sie könnten nur Schule halten und Erzählungen für Kinder schreiben; nun sehe ich, daß Sie auch Philosophie verstehen. Warum sagen Sie denn aber nichts davon?“ Christoph Schmid war gerne stille und demüthig. Das beweist auch folgende Anekdote. Einmal kamen Christoph Schmid und Salat mit einander nach dem damals noch bestehenden Kloster Keresheim. Ein Vater führte sie im Kloster und in der Kirche umher, in der sie besonders die herrlichen Gemälde von Kneller bewunderten. Am andern Morgen begaben sie sich in die Sakristei, um die heilige Messe zu lesen. Professor Salat war ein großer, stattlicher Mann und trat ganz majestätisch auf. Die kleine Statur und das jugendliche Aussehen Christoph Schmid's stachen sehr auffallend dagegen ab; er ging ganz bescheiden hinter

Salat her. Der Refner legte Salat die priesterliche Kleidung mit großer Dienstfertigkeit an und als er damit fertig war, sagte er zu Christoph Schmid, indem er ihm das Messbuch reichte: „Nun Sr. Kleiner, wird wohl ministriren können?“ Der Refner kam in eine nicht geringe Verlegenheit, als Professor Salat, seinen Irrthum berichtend, ernst sagte: „Dieser Hochwürdige Herr liebt auch Messe.“ Allein Christoph Schmid nahm, da erst ein Ministrant herbeigeht werden mußte, lächelnd das Messbuch und diente demüthig dem großen Salat am Altare.

In der Nähe Thannhausens befand sich damals ein englischer Garten. Der Gründer desselben war ein Alergeistlicher des ehemaligen Reichsstiftes Ueberberg, Namens Ludwig Albrecht, während der Regierung Herzogs Karl von Württemberg Hosprediger zu Stuttgart und später Stadtpfarrer zu St. Ulrich in Augsburg, ein sehr gebildeter Mann und vortrefflicher Prediger. Graf Stadion hatte das Grundstück zu Anlage des Gartens abgetreten und man konnte ihn mit Recht eine Zierde des Windelthals nennen. Kunst und Natur boten sich hier schwermüthlich die Hand. Keimlich belustete, vielfach verschlungene Wege führten jetzt über grüne Wiesen hin, jetzt auf sanfte, von dunkeln Tannen oder lichten Buchen beschattete Hügel, jetzt an Gemüse- und

Blumenbeeten vorüber, dann wieder durch lange, schattige Laubgänge hindurch. In dem Garten befand sich unter Andern eine kleine Malerei und eine einsame zwischen Obstbäumen und Weinstöcken verborgene Klausel, sammt einem Kirchlein. Es waren mehrere Unterhaltungsplätze darin und von Zeit zu Zeit konnte man sich auf bequeme Ruhebänke niederlassen. Ein kleiner rieselnder Bach bewässerte den Garten und mehrere prächtige Bichen beschatteten ihn. An den einsamst gelegenen Plätzchen sah man auch sinnvolle Denkmale, theuern Verstorbenen gewidmet. Das eine dieser Todtedenkmale war der Gattin des Oberamtmannes Oberst, das andere ihrem Söhnchen, auf Veranlassung Christoph Schmid's, errichtet worden. Im tiefen Dunkel, von Trauerweiden beschattet, erinnerten sie mitten in diesem reizenden Garten an den Ernst des Lebens, an Tod und Unsterblichkeit.

Von einem der höchstgelegenen Hügel des Gartens aus hatte man eine herrliche Aussicht in das schöne Mindelthal. Man erblickte von da die Stadt Mindelheim, die ehemalige alte Reichsabtei Ursberg, das prächtig zugerathene Schloß Kirchheim und viele freundliche Dörfer mit ihren Kirchthürmen. Ganz im Hintergrunde erhoben sich die grünen Berge des Allgäu's und hinter diesen die beschneiten Gipfel der Töroler Alpen. In diesem wahrhaft englischen Garten brachte Christoph Schmid gerne seine freien Stunden zu, entweder allein durch die schattigen Laubgänge wan-

bestand oder an der Seite liebender Freunde, die sich hier öfter zur schönen Jahreszeit versammelten und kleine Familien- und Musikfeste veranstalteten. Auch die Schulkinder führte Christoph Schmid öfter in diesen schönen Garten und die Sonntagsschüler durften ihn allein besuchen. Eines Sonntags Nachmittags, da er eben wieder darin lustwandelte und vor einer dicht beschatteten Laube vorbeikam, hörte er in derselben laut lesen. Er schlich sich in die nächste Nähe der Laube, und bemerkte, daß mehrere Sonntagsschülerinnen hier bei einander saßen und eine derselben aus einem Büchlein verlas und daß einige Mädchen während des Vorlesens sogar Thränen vergossen. Um sich zu überzeugen, was den Gegenstand ihrer geselligen Unterhaltung bilde, trat er zur großen Ueberraschung der kleinen Gesellschaft, die ihn nicht bemerkt hatte, in die Laube und fragte nach dem Inhalte des Buches. Es wurde ihm geboten. Es enthielt die Geschichte der Landgräfin Genovefa, wie sie damals gar häufig in den Marktbuden auf dem Lande verkauft wurde. Der freundliche Lehrer bat sich das Büchlein einige Zeit lang aus, arbeitete die Geschichte auf eine für Kinder passende Weise um, und es währte nicht sehr lange, so brachte er die von ihm neu bearbeitete, liebliche Erzählung mit in die Sonntagsschule, und las sie vor.

Christoph Schmid trug als Naturfreund selbst Vieles zur Verschönerung dieses Parks, der leider

längst der Art und der Pflugschar hat weichen müssen, bei. Er verfasste auch eine kleine Idylle, in der er die einzelnen Schönheiten desselben in sinniger Weise schildert. Sie erschien im Jahre 1810 zu Augsburg in der J. Weiss'schen Buchhandlung unter dem Titel: „Der Fremde in dem englischen Garten zu Thannhausen an der Mindel.“ Freunde der Poesie werden, wenn sie diese Idylle lesen, dem schönen Dichtertalent des Verfassers der *Oberriet* auch neben seiner sinnlichen Muse ihre Anerkennung zollen müssen. Der Dichter sagt am Schlusse derselben:

Stille, o Garten dein bist, ein Traumland wohnen Geflücht,
Wenn und die Orte betast, auch noch dem Zeitgeschlecht!
Sich mit noch alle geistigt, ihr edeln, süßesten Seelen,
Deren Sinn für Natur die Schätze verbirgt!
Glücklich, wer so am Felsen der reichen, liebenden Mutter
Seiner Sorgen vergißt, sich von Schöpfungen erheit,
Nicht in der Ewigkeit der Welt den Tempel der Götter erblickt,
Und am Stadmal des Fremdes schwebet seinen Schatz!

2. Christoph Schmid verläßt Thannhausen und wird Pfarrer in Oberstadion in Württemberg.

Neunzehn Jahre hatte Christerb Schmid auf diese und andere Weise segensreich in Thannhausen gelebt und gewirkt. Er hatte während dieser Zeit einen Ruf als Professor der Pädagogik und Aesthetik

an das neuerrichtete Pöccum in Dillingen erhalten. Allein einestheils wegen seiner damals sehr angegriffenen Gesundheit, anderentheils, weil er überzeugt war, daß er als Jugendschriftsteller seinem Vaterlande am meisten in seiner gegenwärtigen Stellung nützen könne, konnte er sich nicht entschließen, dieser Einladung zu folgen. Nun aber wurden die Pfarrstellen und Pöccen in Bayern sehr hoch besteuert; auch Christoph Schmid hatte von seinem kleinen, bisher steuerfreien Prämienpöccen eine ganz unverhältnismäßige Steuer zu bezahlen. Seine Schriftstellerei gewährte ihm wohl einigen Nebenverdienst, reichte aber doch nicht hin, den jährlichen Ausfall zu decken, da er noch eine arme Mutter und mehrere unverförgte Geschwister zu unterstützen hatte. Er sah sich daher genöthigt, seine Stelle in Thannhausen aufzugeben und eine andere, einträglichere zu suchen. Er meldete sich mehrmals um eine Pfarrstelle, zuletzt um eine wenig bedeutende Dorfpfarr, wurde aber allemal abgewiesen. Diefes erregte Aufsehen. Es war bekannt, daß Christoph Schmid die biblische Geschichte für die Schulen Bayerns verfaßt und seine Distriktschule zu einer Modellschule erhoben hatte. Man vermuthete geheime Ursachen. Allein die einzige Ursache war ein unrichtiger Zeitungsartikel. So kam so: Der damalige neue Schulplan des Oberkirchenrathes Wismayer war öffentlich bekannt gemacht worden und wurde von Vielen, besonders von Norddeutschen ver-

werflich gesunken. Der berühmte Philolog Pösch, der nach Bayern berufen werden war, hatte diesen Ruf abgelehnt, weil er nach diesem Studienplane unmöglich lesen könne. Christoph Schmid hatte ein Dekret als Professor der Pädagogik und Rhetorik in Dillingen erhalten, nahm aber aus den bereits genannten Gründen die Stelle nicht an. Da wurde aber in den Zeitungen bekannt gemacht, Christoph Schmid habe nicht wegen seiner Gesundheit, sondern weil der neue Studienplan ihm nicht zulage, die Professur nicht annehmen wollen. Diese Bekanntmachung stieß den Oberkirchenrath Wiemar, zumal in seiner damaligen Bedrängniß, sehr vor den Kopf. Er war bisher Christoph Schmid geneigt, sonst hätte er ihn nicht wiederholt eingeladen, die Professorstelle anzutreten. Von nun an wurde er ihm abgeneigt, und unter den damaligen Verhältnissen war in Bayern sein Aufkommen mehr für Christoph Schmid.

Während er nun eines Abends nachsinnend über seine Lage zu Hause saß, brachte der Ortsbete einen Brief. Dieser war von Herrn von Jaumann, der damals Dompfarrer in Rottensburg, in Württemberg, war. Er schrieb ihm, daß der bisherige Pfarrer in Oberstadion in Württemberg gestorben sey und ermunterte ihn, den Grafen von Stadion, der diese einträgliche Stelle zu vergeben habe, um Verleihung derselben zu bitten. Er versicherte Christoph Schmid, man werde ihn in Württemberg mit Freuden auf-

nehmen. Christoph Schmid, dessen Bruder Martin in Oberstadion als gräflicher Rentamtmann angestellt war, erkannte hierin einen Wink der Versetzung. Er schrieb an Dompfarrer Jaumann zurück, daß er geneigt sey, um diese Stelle anzufuchen, nur sey ihm ein Umstand dabei sehr unangenehm, nämlich, sich vorher nach den Landesgesetzen Württembergs einer Prüfung, dem sogenannten Pfarrconcurs, unterziehen zu müssen. Dompfarrer Jaumann schrieb sogleich an Kirchenrath Werkmeister in Stuttgart, welcher umgehend die Versicherung gab, daß von Christoph Schmid eine Prüfung nicht gefordert würde. Nach längerem Schwanken und Zögern reichte nun Christoph Schmid eine Bittschrift an den Grafen von Stadion, der sich damals auf seinen Gütern in Böhmen befand, ein. Es lagen über zwanzig Gesuche um die Pfarrstelle Stadion vor; das Bittschreiben Christoph Schmid's war das letzte, welches einlief und nur in Briefform abgefaßt. Sobald Graf Stadion dasselbe gelesen, öffnete er die übrigen nicht mehr, sondern übersandte Christoph Schmid unterm 5. October 1815 die Präsentation auf die Pfarrei Stadion; Christoph Schmid reichte nun sein Gesuch um Entlassung aus Bayern ein und erhielt sie; am 5. Januar 1816 wurde er von dem Könige von Württemberg auf die Pfarrei Oberstadion bestätigt.

„Wie ein elektrischer Schlag,“ schreibt die oft genannte Schülerin, „wirkte die Nachricht durch ganz Thannhausen, der allgeliebte und allgemein verehrte

Lehrer und Freund der Jugend, der geistliche und leibliche Wohltbäter der Gemeinde, werde dieselbe nun nach beinahe zwanzigjährigem, segensvollem Wirken verlassen. Trauernd unterredete man sich in allen Kreisen, ob es keine Möglichkeit mehr wäre, durch Bitten und Versprechen den Hochverehrten in unserer Mitte zu erhalten. Die Vortheile der Beförderung waren jedoch zu überwiegend und noch manche andere Verhältnisse erheischten es, diesem Rufe zu folgen."

Auch Christoph Schmid trennte sich ungern von Thannhausen und dem Kreise seiner Wirksamkeit, der ihm lieb geworden war. Nun, da er die Saat, die er mit unermüdetem Fleiße ausgestreut hatte, aufgegangen sah, sollte er sie verlassen, um anderwärts ein vielleicht undankbares Feld zu bebauen. Das schmerzte ihn. Er trug indessen, so viel er vermochte, noch Sorge dafür, daß das von ihm begonnene Werk der Bildung und Erziehung der Jugend in seinem Geiste fortgeführt werde. Er schrieb vor seinem Abgange an den ihm vorgesetzten Kreisschulrath Müller in München: „Bevor ich Thannhausen verlasse, biete ich Ihnen noch einmal die Hand und danke Ihnen aus vollem Herzen für all die unbeschreibliche Güte, die Sie als Verstand und Freund für mich hatten. Ich bin zu gerührt, Vieles zu sprechen. Mein Trost ist, daß Ihre Liebe und Achtung mich begleitet. Daß mir, indem ich Thannhausen verlasse, diese Schule vorzüglich am Herzen liege und ich die-

selbe gerne in gutem Stande erhalten wüßte, können Sie sich leicht denken. Ich empfehle sie daher Ihrer besondern Aufmerksamkeit und bitte Sie, auf Ihrer nächsten Reise an Thannhausen nicht vorbeizugehen. Ich weiß es aus Erfahrung, daß ein Besuch von Ihnen den Eifer der Lehrer und Schüler immer neu belebt."

"Uebrigens muß ich Ihnen noch einen besondern Wunsch vortragen. Sowohl Herr Pfarrer und ich, als auch die ganze Gemeinde Thannhausens wünscht, daß mein Herr Mitkaplan Singer in meine Stelle eintreten könnte. Da Herr Singer ein Freund und Kenner des Schulwesens ist und vorzügliche Talente zum Unterricht hat, so könnte er die Aufsicht über die hiesige Schule am besten fortführen. Käme hingegen, wie es bei dergleichen Benefizien zu geschehen pflegt, ein alter, ausgedienter Mann hin, so würde es, da der Herr Pfarrer bereits altert und Herr Kaplan dann mit der Seelsorge einer Pfarrei von 1600 Seelen genug zu thun hätte, um die Schule so gut als geschehen seyn. Ich bitte Sie daher herzlichst, lassen Sie sich doch die Kinder empfohlen seyn und tragen Sie Alles bei, was Sie nur immer können, meinen Wunsch zu erfüllen."

An die Pfarrer seines Schuldistrikts, die zugleich Lokalschulinspektoren waren, und an die Schullehrer, richtete Christoph Schmid folgendes Abchiedsschreiben:

Hochwürdige, Hochzuverehrende Herren
Schulinspektoren!

Wertheste Herren Lehrer!

Indem der unterzeichnete Distriktschulinspektor seine
Stelle verläßt,

dankt er mit gerührtem Herzen den Herren Lokal-
Schulinspektoren für die vielen Beweise von Achtung
und Zutrauen, womit Sie ihn beehrten, bezeugt den
Herren Schullehrern seine Zufriedenheit für die Be-
reitwilligkeit und den redlichen Eifer, womit sie ihre
Schulen zu vervollkommen suchten,

empfiehlt die Kinder, in deren Mitte er bei
den öffentlichen Prüfungen die vergnügtesten Stun-
den genoss, der treuen Obforge der Herren Schul-
inspektoren und Lehrer, woran sie es eingedenk der
Worte des göttlichen Kinderfreundes: „Was Ihr
einem aus diesen Mindesten thut, habt Ihr Mir ge-
than“, nie werden fehlen lassen, und sagt den Herren
Inspektoren, Schullehrern und auch den Kindern das
herzlichste Lebewohl. Er schließt mit der Versicherung,
daß er auch in der Ferne Sie im Herzen tragen und
stets mit Achtung und Liebe Ihrer gedenken werde.
Gott der Allmächtige und Jesus Christus unser Herr
und Heiland segne Sie Alle!

Thannhausen, den 3. März 1816.

Den Schulen seines Distrikts schenkte Christoph
Schmid als Andenken mehrere hundert Exemplare

seiner biblischen Geschichte, den Lehrern einzelne pädagogische Schriften.

Von der Gemeinde Thannhausen nahm er, als er seine letzte Predigt hielt, persönlich Abschied. Aus dieser einfachen, herzlichen Rede mögen einzelne Stellen hier stehen. Man kann auch daraus entnehmen, in welcher innigen Verhältnisse Christoph Schmid mit dieser Gemeinde gestanden ist. Er sagte im Eingange: „Es sind nahezu zwanzig Jahre, seitdem ich zum erstenmale diese heilige Stätte betrat; es war am heiligen Christtage 1796. Ich begrüßte Euch mit dem freundlichen Gruße: Ich verkünde Euch eine große Freude u. u. Ach, wie Vieles erlebten wir seit jener Zeit mit einander! Wie Viele, die damals noch meinen Gruß vernommen, sind nicht mehr! Ja wir sind nur Pilger auf dieser Erde, wir haben keine bleibende Stätte; Alles ist vergänglich. Was können wir anders thun als aufblicken zu Dem, der allein unvergänglich ist und ganz auf Ihn vertrauen!“ Hierauf legte er seinen Zuhörern die Befolgung der drei christlichen Haupttugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe an das Herz und wendet sich alsdann an die einzelnen Stände. „Euch, Ihr lieben Kinder“, fuhr er fort, „empfehle ich dem göttlichen Kinderfreunde, Jesus Christus. Er hat seine größte Freude an den Kindern. Er hat Euch herzlich gerne. O bleibt bei Ihm und seyd Ihm alle Zeit treu! Seyd auch Euern Aeltern recht gehorsam und ehret sie. Lernet

fleißig in der Schule und befolget die Lehre, die Ihr bisher von mir empfangen habt und die Ihr noch empfangen werdet. Bewahret Eure Herzen rein von allem Bösen, bewahret Eure Unschuld; sie ist Euer köstlichstes Kleinod. Jesus Christus, der göttliche Kinderfreund, wird sie Euch bewahren helfen; o bleibet und werdet recht fromm und gut, damit einſt Eure Aeltern und alle guten Menschen Freude an Euch erleben!“

Und ihr Jünglinge und Jungfrauen! Wie könnte ich Euch heute noch Alles wiederholen, was ich Euch so oft gesagt habe! Nur kurz will ich meine Ermahnungen und Wünsche in diese Worte zusammenfassen: Ihr seyd es, die ich von Eurer zartesten Jugend an unterrichtet habe. Ihr wißt es gewiß noch, wie ich Euch, so gut ich es vermochte, Eurem göttlichen Kinderfreunde zuführte. Denkt heute zurück an Eure erste heilige Kommunion! Wie rührten mich damals Eure Thränen; sie sagten mir, wie voll Andacht und Liebe gegen Gott Eure Herzen waren. Erneuert diese Empfindungen wieder! Ihr seyd jetzt in der Blüthe der Jahre, aber auch in dem Alter, in dem die Versuchungen zum Bösen am heftigsten und gefährlichsten sind. Ihr lebet in einer Zeit, in der Unzucht, Wohlust und Schandthaten aller Art überhand genommen haben. O laßt Euch nicht hinreißen von den Reizen der Sünde, hütet Euch vor Verführung! Es sind viele unter Euch, besonders

unter den Jungfrauen, welche noch rein und unschuldig sind. O bleibet treu Eurem Heilande, werdet täglich noch besser, bewahret Eure Herzen rein und unbesiegt! Sprechet zu der unreinen Begierde: du bist zu schlecht für mich; ich kenne etwas Besseres: Unschuld, Reinigkeit und Herzensruhe. Sie seyen mein Erbtheil, meine Zierde! Seyd und bleibet gut, dann seyd und bleibet Ihr auch glücklich! Bittet täglich um die Gabe der Beharrlichkeit im Guten und betet auch für diejenigen, welche auf Irrwegen sind, daß der liebe Gott sie auch auf den rechten Weg führen möge. Viele sind unter Euch, die ich unterrichtete. Möge keines verloren gehen! Noch einmal, bewahret meine Lehren, werdet recht gut, dann seyd Ihr die Freude der Engel, die Freude Eurer Aeltern und aller guten Menschen!

Christliche Aeltern! Was ich Euch schon so oft gesagt habe, sage ich Euch heute zum letztenmale. Erzieheth Eure Kinder christlich und in der Furcht Gottes; gebet Acht auf sie und sorget, daß sie nicht verführt werden; laßt sie nicht überall herumlaufen, damit sie nicht in böse Gesellschaften gerathen. Schicket sie fleißig in die Schule und in den christlichen Unterricht, aber denket ja nicht, daß es hiemit schon gut sey. Wir Lehrer können sie nur unterrichten und ermahnen. Ihr aber müßt sie erziehen; müßt einen guten, festen Grund in Ihre Herzen legen, dann kann man erst gute Menschen aus ihnen machen; ja

Eure Kinder empfehle ich Euch ganz besonders an, sie sind Euer größter Schatz, den Euch der liebe Gott anvertraut hat. Bewahret sie für Gott und gehet ihnen vor Allem mit gutem Beispiel voran; lebet in Liebe und Eintracht mit einander und da, wo bisher Unfriede herrschte, da lehre der Friede ein! Seyd eingedenk der Treue, die Ihr einander am Altare vor Gottes Angesicht versprochen habt; reicht einander die Hände und gelobet einander auf's Neue Liebe, Frieden und Treue! Nur dann kann Gottes Segen auf Euch und Euren Kindern ruhen.

Ihr Dienstboten seyd gehorsam Euren Herrschaften; seyd treu und redlich, entwendet nicht das Geringste; vertraget Euch wie Kinder des Hauses!

Ihr Herrschaften seyd nie rauh und hart gegen Eure Dienstboten! Denkt, daß sie sich viel plagen müssen; behandelt sie sanft und gutmüthig. Sorgt nicht bloß für Ihr zeitliches Wohl, für Kost und Lohn, sondern auch für Ihr ewiges Seelenheil; haltet sie wie Eure eigenen Kinder!

Und Ihr Weise, deren Angesicht ich wohl nicht mehr sehen werde, Euch rufe ich zu: Wenn Ihr vielleicht den schönsten Theil Eures Lebens der Welt und nicht Gott gewidmet habt, so zaudert nicht länger, fanget heute noch an und weibet Euch ganz Gott, damit Ihr, wie Simcon einst sagen konnet: „Nun, o Herr, entlässest Du Deinen Diener im Frieden!“

Vergesst Ihr Alle, meine Zuhörer, nicht, was ich heute, das leztamal, zu Euch gesprochen habe!

Allen, die mir Gutes erwiesen haben, danke ich hier öffentlich, besonders danke ich Euch für die Aufmerksamkeit, mit der Ihr mir zugehört habt, für die Beweise der Liebe, welche Ihr besonders in der letzten Zeit meines Hierseins mir gegeben habt. Gott wird Euch Alles vergelten! Wie sehr fühle und wünsche ich, daß ich noch viel mehr Gutes hätte thun können, allein es ist Euch bekannt, daß ich noch viele auswärtige Schulen zu beaufsichtigen hatte und deshalb meine Kräfte Euch nicht ungetheilt widmen konnte. Wenn ich also wegen auswärtiger Geschäfte das Eine und Andere versäumt haben sollte, so habt Nachsicht mit mir. Ich werde auch noch aus der Ferne auf Euch zu wirken suchen und die Bücher, welche ich geschrieben habe, werden auch noch Euren Kindern zukommen. Es sind auch Viele unter Euch, die mir Ihr ganzes Zutrauen schenkten, deren Gewissensfreund ich war; der liebe Gott wird für sie sorgen.

Sollte ich eines unter Euch ohne mein Wissen und gegen meinen Willen beleidigt haben, so bitte ich hier öffentlich um Verzeihung. Denen, die mich beleidigt haben, habe ich schon längst verziehen. Mein Herz kennt keinen Groll. Wir wollen in Liebe und Ariebe von einander scheiden. Gedenket auch meiner und betet für mich, wie ich für Euch bete. O wie wird es mich freuen, wenn ich in der Ferne von

Guch höre, daß Ihr noch fromm und gut seyd; und wie traurig würde es für mich seyn, wenn ich hören müßte, daß die vielen Ermahnungen Eurer Seelsorger fruchtlos seyen, daß Ihr in Sünde verfallen seyd! Gott wolle das verhüten!

Und nun lebet wohl und empfanget zum letzten Mal noch meinen priesterlichen Segen!

Segne, o Gott, die Kinder und bewahre Ihre Unschuld,

segne alle Jünglinge und Jungfrauen, daß sie rein und keusch leben,

segne die Aeltern, daß sie ihre Kinder christlich erziehen,

segne die Greise, daß sie einst getrost sterben,

segne die ganze Gemeinde,

segne ihren treuen Seelenhirten und seinen würdigen Mitarbeiter,

segne die weltliche Obrigkeit,

segne den König, den Grafen, ganz Bayern, mein lieberes, so geliebtes Vaterland, segne ganz Deutschland! Gott erbarme sich Eurer und verzeihe Euch Eure Sünden! So segne Euch der allmächtige, allbarmherzige Gott, der Vater, der Sohn und der heilige Geist! Amen.

Am folgenden Tage reiste Christoph Schmid ab. „Als der Reisewagen“, schreibt seine Schülerin, „bereit stand, versammelte sich die ganze männliche Jugend Thannhausens, was Pferde aufstreiben konnte.

Zwei Kutschen, worin die geistlichen und weltlichen Beamten saßen, warteten auf den Scheidenden, um ihn mit den reitenden Jünglingen zwei Stunden weit bis Krumbach begleiten zu können. Sein letzter Gang war in die Schule, wo er meinem Vater und den Schulkindern noch einmal das letzte Lebewohl sagte. Dann stieg er ein. Nun schrien und weinten alle Kinder zusammen und baten meinen Vater, sie zu entlassen. Der ganze große Platz vor der Wohnung Christoph Schmid's wimmelte von Kindern und Erwachsenen. Die Kinder und viele viele Erwachsene weinten, ja schluchzten laut und liefen noch weit hinaus auf die Straße dem Zuge nach, bis Wagen und Reiter aus ihren Augen verschwanden."

3. Christoph Schmid als Pfarrer in Oberstadion.

Im Frühlinge 1816 kam Christoph Schmid in Oberstadion an. Es ist dieses ein großes Pfarrdorf in Oberschwaben, drei Stunden von der Stadt Biberach entfernt. Der Graf von Stadion besitzt hier ein ansehnliches Schloß, von dessen Fenstern aus man weithin das schöne, fruchtbare Donauthal und viele Ortschaften übersehen kann. Im Hintergrunde erhebt sich die schwäbische Alp. Dieses Schloß ist das Stammschloß des alten und in der deutschen Ge-

schichte berühmten Weichlechtes der Grafen von Stadien, ehemals Stadegunn genannt.

Der erste Gang Christoph Schmid's nach seiner Ankunft in Oberstadien war in die Kirche, um hier den Segen des Himmels auf sich und seine Gemeinde herabzusuchen. Er freute sich, ein würdiges Gotteshaus zu finden; denn die Kirche ist groß und im altdeutschen Stile erbaut, auch besitzt sie mehrere werthvolle altdeutsche Gemälde; desgleichen Büsten und Standbilder aus der Blüthe der Holzschnidekunst, und einen Flügelaltar von Jörg Stecker aus Wlm (1547).

Den Pfarrhof traf Christoph Schmid sehr verwahrlost an. Seine beiden Vorfahrer, welchen als Zehentherren die Baupflicht oblag, hatten wenig, fast gar nichts für die Unterhaltung des großen Pfarrhauses gethan. Christoph Schmid mußte daher sogleich Zimmerleute und Maurer kommen lassen, um das Gebäude wohnlicher zu machen. Damit er seiner Muse ungestörter leben könne, ließ er sich auf dem geräumigen Boden des Hauses ein kleines, gegen Morgen gelegenes Studirzimmer herrichten. Hier schrieb er in freien Stunden mehrere seiner Erzählungen. Anfangs blieb ihm jedoch nur wenig Zeit zu literarischen Arbeiten übrig. Es war außer ihm nur noch ein Geistlicher als Kaplan in Oberstadien angestellt; die Pfarrei zählte über 1300 Seelen und hat mehrere entlegene, zum Theil sehr große Filiale. Ueberdies mußte Christoph Schmid die neuen Ver-

hältnisse, die ihm fremden Verordnungen in Württemberg erst kennen lernen. Er trat sein neues Amt als Pfarrer mit Muth und Freude an. In der ersten Predigt, die er hielt, sagte er zu seinen Pfarrkindern: „Es ist eine große Freude für mich, daß ich Euch, durch eine Zügung der göttlichen Versetzung hierher versetzt, das Erstemal als Euer Pfarrer das Wort Gottes verkünden kann. Zwar komme ich ganz fremd aus einem andern Lande, aus Bayern, hierher zu Euch, und ihr Alle habt mein Angesicht vor wenigen Tagen das erstemal gesehen. Allein wir sind einander doch nicht fremd. Wir haben Einen Vater im Himmel, sind durch das Blut Eines Erlösers losgekauft, durch Einen heiligen Geist geheiligt, leben im Schooße der Einen katholischen Kirche, sind zu Einem ewigen Leben bestimmt. Ja wir gehen von nun an einander sehr nahe an. Nicht umsonst heißt Ihr meine Pfarrkinder. Ein Pfarrer soll nach Gottes und Jesu Willen der väterliche Freund seiner Gemeinde, die Pfarrangehörigen sollen wie Kinder gegen ihn gesinnt seyn. Euer Pfarrer ist dazu verordnet, Euch auf der Reise dieses Lebens den rechten Weg zum Himmel zu zeigen.“ Hierauf ermahnte er seine Pfarrkinder, fleißig das Wort Gottes, das er ihnen im Auftrage des Bischofes verkünde, anzuhören. Dieser Mahnung bedurfte es indessen nicht. Die liebevolle Freundlichkeit, welche Christoph Schmid wie angeboren war, hatte ihm so-

gleich aller Herzen gewonnen. Freudig eilten die Pfarrangehörigen an Sonn- und Feiertagen herbei, um das Wort Gottes aus seinem Munde zu vernahmen. Christoph Schmid bereitete sich immer sehr fleißig auf die Predigten, die er hielt, vor. Er schrieb die meisten wörtlich nieder und trug sie bei seinem trefflichen Gedächtnisse eben so vor. Unter seinen hinterlassenen Schriften finden sich eine Menge Kanzelvorträge aus dieser Zeit. Sie sind im Geiste des heiligen Johannes gehalten. Der Grundton darin ist die Liebe. Er läßt sich in diesen Reden ganz zu dem Volke herab. So führt er z. B. in einer dieser Reden, in der er von der Güte Gottes gegen die Menschen sprach, seine ländlichen Zuhörer gleichsam an der Hand in ihrem eigenen Hause umher. „Siehe“, heißt es darin, „Dein Gott hat Dir Gaben bescheert in Deinem Stadel, denn Dein Gott ist es, der ihn mit reichem Segen voll gefüllt hat; in Deinem Stalle, den Gott ist es, der auch dem Vieh Weiden geben und es vor Seuchen und Unglück bewahren muß. Die Beweise der Vaterliebe Gottes hast Du täglich in Händen; denn die schweren Getreidegarben, die so oft durch Deine Hände gehen, sind Seine Gaben; das Heu, das so oft Deine Arme füllt, siehe es ist Seine Gabe; der Flachs, mit dem Du so viel umgehst, der Faden, der beim Spinnen durch Deine Finger geht, ist Seine Gabe; das Holz, das Deine Speise kocht und Deine Stube im Winter warm macht, ist Seine Gabe. Sonne,

Mond und Sterne, Völkern, Thau und Regen, der Himmel über Dir, die Erde unter Dir predigen Dir als so viele Zeugen Gottes Vaterliebe. Ja selbst Dein Auge, mit dem Du alle diese Wunder Seiner Güte ansehest, und die Hand, mit der Du Seine Gaben empfängst, sind Gaben Seiner Liebe." Christoph Schmid liebte es, wie schon weiter oben bemerkt, Locales in seine Reden einzuziehen. Er sprach z. B. einmal an einem Kirchweihfeste von der Gründung der Pfarrei und der Kirche, wobei er auf die in der Kirche befindlichen Grabsteine der edeln Ritter hinwies, welche die Kirche erbaut und betirt hatten und die Zuhörer zum Gebete für sie aufforderte; an einem Bruderschaftsfeste erklärte er die Entstehung und Einführung der Bruderschaft in der Pfarrei mit allen einzelnen Nebenumständen. Dadurch gelang es ihm, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer rege zu erhalten und sie für die höhern Zwecke, die er dabei erreichen wollte, empfänglicher zu machen. Ebenso lud er an Festtagen zuweilen fremde Prediger ein. Seine Absicht dabei war, die nur zu leicht erschlaffende Aufmerksamkeit des Volkes aufs Neue anzufeuern.

Die Schule besuchte Christoph Schmid alle Tage, um Religionsunterricht zu ertheilen. Die christliche Lehre an den Sonntagen Nachmittags hielt er, auch als er später einen Vikar auf seine Kosten genommen hatte, immer selbst. Er erklärte nur wenig, dieses Wenige aber sehr ausführlich und klar, fragte dann ab und suchte

auf diese Weise die christlichen Wahrheiten gleichsam festzunieten im Gedächtnisse und Herzen der Jugend. Werne pflegte er Erzählungen sowohl aus dem Leben der Heiligen, als aus dem gewöhnlichen Leben in seine Vorträge zu verweben. Durch die ihm ganz eigene Gabe, Geschehenes zu schildern und auszumalen, fesselte er die Aufmerksamkeit der sonst flüchtigen Jugend in hohem Grade. Manche an sich trockene Geschichte gewann in seinem Munde an Interesse, und er wußte immer diejenige Seite hervorzuheben, welche rührend und bestimmend auf das Herz und den Willen einwirkte.

Die Selbergbetrachtungen, welche Christoph Schmid in Ithannhausen während der Fastenzeit an den Donnerstagen Abends gehalten hatte, führte er auch in Stadien ein. Auch hier war diese Andacht außerordentlich besucht. Nicht blos aus der Pfarrei Stadien, auch aus andern, nahe gelegenen Pfarreien kamen viele Andächtige, um daran Theil zu nehmen. Da es meist dunkel wurde, bis dieser Gottesdienst vorüber war, so pflegte ein Mann eine Laterne oder eine Fackel den Heimkehrenden vorzutragen, die ihm betend nachfolgten. Man konnte an den Donnerstagen Abends während der Fastenzeit viele Gruppen laut betender Landleute mit Lichtern von Stadien aus über Berge und auf der Ebene nach Hause ziehen sehen.

Die Einkünfte der nicht unbedeutenden Kirchenstiftung, die sich zu Stadien befindet und welche im

Jahre 1458 von Ritter Hans von Stabion gemacht worden war, verwandte Christoph Schmid als Vorstand des Stiftungsraths ganz im Sinne der Stifter, ebenso verwaltete er die Armenstiftung daselbst sehr weise, indem er stets darauf drang, daß nur würdige Arme und Kranke daraus unterstützt wurden. Dabei unterließ er es nicht, aus eigenen Mitteln arme Kranke zu erquicken. Er konnte jetzt, da er ein reichlicheres Einkommen hatte, noch mehr Gutes thun. Viele arme Kranke erhielten Wein und kräftige Speisen vom Pfarrhause aus. Die Schwester Christoph Schmid's, welche immer selbst kochte, schämte sich nicht, solchen Kranken Fleisch und Suppe vom Herde hinweg eigenhändig in ihre Hütten zu bringen; zugleich ermahnte sie dieselben, ihre Leiden geduldig und im Aufblicke zu Gott zu ertragen. Auch für wohlhabende Kranke, denen es zwar nicht an Mitteln fehlte, deren Angehörige aber keine Krankenkost zu bereiten verstanden, kochte sie im Auftrage ihres Bruders stärkende Speisen.

Besonders viel Gutes hat Christoph Schmid im Theuerungsjahre 1817 gethan. Er schreibt darüber: „Es war ein schreckliches Jahr; die Getreidepreise stiegen ungeheuer. Ein Wohlthätigkeitsverein wurde angeordnet, eine sehr wohlthätige, sehr weise Anstalt. Gott wolle die hochselige Königin Katharina in jener Welt dafür belohnen. Mir wurde ein eigener Bezirk angewiesen. Ich arbeitete mit Lust, ja mit Feuer. Meine Mitgeistlichen, Schullehrer, Schulaspiranten,

ja sogar weibliche Hände, mußten die Verdicts, Vor schläge, Tabellen und Anfragen, die ich verfaßte, ab schreiben. Es geschah wahrhaft Gutes, das mich innig freut."

Als die Noth vorüber war, wurde Christoph Schmid wegen seiner Sorgfalt für die Armen von den Regierungsbehörden in einem besondern Schreiben belobt.

Noch mehr hatte er durch seine aufsehernde, von jeglicher Nebenrücksicht freie Wohlthätigkeit die Herzen seiner Pfarrangehörigen gewonnen. Sie kamen ihm mit Liebe und Hochachtung entgegen und waren stolz darauf, einen so eifrigen Seelenhirten zu haben. Diese Anhänglichkeit äußerten sie unter Andern einmal auf folgende, ächt ländliche Weise. An das Pfarramt war ein amtliches Schreiben gekommen mit der Weisung, irgend einen alten, frommen Gebrauch in der Kirche abzustellen. Der Weisung war die Drohung beigefügt: der Pfarrer habe, wenn er sich säumig in der Sache zeige, eine empfindliche Strafe zu erwarten. Christoph Schmid las dem Gemeinderath das amtliche Schreiben vor. • Als er damit fertig war, erhoben sich alle Gemeinderäthe höchst entrüstet, schlugen mit den Häuten auf den Tisch und riefen: „Nur anrühren soll man Sie, Herr Pfarrer, nur anrühren!" Die Bauern waren nämlich der Meinung, unter dieser empfindlichen Strafe, womit das amtliche Schreiben den Pfarrer bedrohte, sey eine körperliche Züchtigung verstanden. Christoph Schmid schilderte diese

Szene, welche ihn sehr ergözte, wortgetreu in seinem Berichte an die Regierungsbehörde. Es kam keine Antwort mehr; der alte Gebrauch blieb bestehen.

Unter den Pfarrkindern Christoph Schmid's gab es freilich auch solche, welche nicht auf seine Ermahnungen hörten und ihn durch ihren ärgerlichen Lebenswandel betrübten. Wie seufzte er, wie angegriffen und Mäß sah er jedesmal aus, wenn er von dem einen oder andern seiner Pfarrangehörigen etwas Nachtheiliges oder Aergerliches hören mußte! So verursachte ihm, wie er erzählte, ein Mann in seiner Gemeinde lange Zeit hindurch großes Herzeleid. Dieser verübte viele sehr schlaue Streiche und Diebstähle. Er kam einigemal in das Arbeitshaus. Kein Ermahnen und Zureden half. Einmal stahl er dem Kaplan in Unterstadion sogar eine Kuh aus dem Stalle. Entdeckt und angeklagt, suchte er sich vor dem Gerichte damit zu entschuldigen: „die Kuh habe ja dem Kaplan gehört, der habe ohnedieß ein reichliches Einkommen und empfinde den Schaden nicht besonders.“ Er wurde abermals in's Arbeitshaus abgeführt. Auf dem Wege dahin begegneten ihm Soldaten, die aus der Pfarrei Stadion gebürtig waren und aus ihren Kasernen in Urlaub nach Hause zurückkehrten. Der leichtsinnige Mensch grüßte sie lachend mit den Worten: „So, ihr gehet in Urlaub; ich rücke wieder ein.“ Nach einigen Jahren kam der Mann wieder nach Hause und erkrankte gefährlich.

Christoph Schmid besuchte ihn und ermahnte ihn reich, das Heil seiner Seele zu bedenken. Er wollte jedoch weder von einer Bekehrung noch vom Tode etwas wissen; ja er sagte zu einem bekannten Bauern, der ihn besuchte, er habe im Sinne, den Schneider kommen und sich einen neuen, tuchenen Rock anmessen zu lassen. Der Bauer lachte und sprach: „Nicht der Schneider, der Schreiner mißt Dir gleich einen hölzernen Rock an.“ Christoph Schmid sagte: dieses derbe, dem Volkemund entnommene Wort habe bei diesem Menschen mehr gewirkt, als seine sanften Ermahnungen. Er bekehrte sich und Christoph Schmid hatte den Trost, ihn reumüthig sterben zu sehen. Da der Mann seiner Streiche wegen in der ganzen Gegend umher bekannt war, fand sich bei seiner Beerdigung eine Menge Menschen ein. Sie sagten: „wir wollen doch hören, was der Herr Pfarrer Diesem für eine Leichenpredigt hält?“ Christoph Schmid wählte zu seinem Verspruche die Worte der Schrift: „Wer von Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf ihn.“ An diese Worte anknüpfend, verbeelte Christoph Schmid keineswegs das frühere, ärgere Leben des Verstorbenen, sprach dann aber auch von dessen aufrichtiger Bekehrung und bemerkte, daß er ihm noch aufgetragen habe, Alle um Verzeihung zu bitten, die er während seines Lebens in Nachtheil gebracht, geärgert oder beleidigt habe. Zuletzt empfahl er die Seele des bekehrten Sünders dem Gebete der

Anwesenden. Alle Zuhörer gingen gerührt aneinander, und Viele, welche in einer bitteren oder schadenfrohen Stimmung gekommen waren, begaben sich versöhnt nach Hause.

Christoph Schmid war gerne in Stabion und erinnerte sich später nicht selten der freundlichen Tage, die er hier verlebt hatte. Die vielen, oft verdrießlichen Geschäfte der mit der Pfarrei verbundenen großen Oekonomie machten ihm keine Mühe, sie wurden von seiner Schwester und seinem als Rentmeister hier angestellten Bruder besorgt. Letzterer, ein sehr gebildeter und zugleich sehr heiterer Mann, trug viel dazu bei, Christoph Schmid den Aufenthalt in Stabion angenehm zu machen. Christoph Schmid erzählte gerne von ihm. Hier nur eine Anekdote. Sobald derselbe als Rentmeister des Grafen nach Stabion gekommen war, hängte er den Schlüssel zu der Fruchtschütte nicht an den gewöhnlichen Nagel in der Kanzlei, sondern an einen Magnet. Der Kastenknecht suchte ihn vergebens an dem sonst bestimmten Orte. Auf seine Anträge zeigte der Rentmeister mit der Hand auf den am Magnete in der Luft hängenden Schlüssel. Der Kastenknecht blieb verwundert stehen und getraute sich nicht den Schlüssel anzurühren. Der Rentmeister sagte ernst: „Zieh er nur, der Schlüssel geht schon hinweg.“ Zu seinem großen Erstaunen zog der Kastenknecht den Schlüssel hinweg und entfernte sich kopfschüttelnd damit. Als er wie-

der kam und den Schlüssel an den gewöhnlichen Nagel hängen wollte, sagte der Rentmeister: „Häng er den Schlüssel nur wieder dahin, wo er ihn genommen hat.“ Der Kastenknecht, der noch nie etwas von den Wirkungen des Magnetes gehört hatte, erstaunte auf's Neue, als der Schlüssel daran hängen blieb und betrachtete den Rentmeister, der ruhig fortschrieb, nicht ohne eine gewisse Scheu. Er theilte dieses vermeintliche Wunder sogleich seinen Bekannten mit, indem er bemerkte: der neue Rentmeister könne Zauberkünste, der sey nicht leicht hinter das Licht zu führen.

Wie in Thannhausen, so befand sich auch in Stadion ein schöner Schlosspark. Christoph Schmid lustwandelte gerne in demselben. Der wackere Schlossgärtner, welcher seine Liebe zu den Blumen bemerkte, stellte ihm immer die schönsten eben blühenden Blumen in das Zimmer und schmückte den Hochaltar der Kirche damit. Dankbar erinnerte sich Christoph Schmid noch im hohen Alter an die Freundlichkeit dieses guten Gärtners. In den Sommermonaten kam der Graf meistens mit seiner Familie von Wien aus nach Stadion. Er begegnete Christoph Schmid immer überaus gnädig und brachte viele Stunden in seinem Umgange zu; ebenso die Gräfin. Nachdem Christoph Schmid Domkapitular in Augsburg geworden war, besuchten sie ihn, so oft sie durch diese Stadt reisten und die gräflichen Kinder schrieben an ihn.

Unter den benachbarten Geistlichen verehrte Christoph Schmid insbesondere den Prälaten Friedrich von Walter, damals Pfarrer in Kirchbirlingen. Dieser wahrhaft ehrwürdige und fromme Mann war der letzte Prälat der Reichsabtei Marchthal, Prämonstratenser-Ordens in Oberschwaben. Als diese Prälatur im Jahre 1803 aufgehoben und sammt Gebiet und Einkommen an das fürstliche Haus Taxis kam, erhielt Friedrich von Walter für seine Person eine jährliche Pension von 5500 fl., auch wurde ihm der Bedarf für vier Pferde und einen Kutscher angewiesen und ihm freigestellt, eines der fürstlichen Schlösser zu Scheer oder Schenmerberg zu beziehen. Der Prälat hätte also ein sehr ruhiges und bequemes Leben führen können. Er wollte indessen nicht unthätig seyn. Er verzichtete auf die ihm zum Wohnsitz angebotenen Schlösser, erbat sich von dem Fürsten Taxis die Pfarrstelle in Kirchbirlingen und wirkte auf dieser beschwerlichen Pfarrei als Seelsorger viele Jahre bis zu seinem Tode ungemein segensreich. Seine bedeutenden Einkünfte verwandte er großen Theils zu wohlthätigen Zwecken; er machte Stiftungen für arme Kranke, fleißige Schulkinder und Dienstboten, die längere Zeit treu in seiner Pfarrei gedient und sich untadelhaft betragen hatten.

Zu diesem edeln Manne fühlte sich Christoph Schmid hingezogen und Friedrich von Walter achtete Christoph Schmid als Mensch, Priester und Schriftsteller gleich

bed. Da Kirchbierlingen nur anderthalb Stunden von Stadion entfernt liegt, so kamen beide Männer öfter zusammen. Nicht selten sah man den ehrwürdigen Prälaten, der stets sein Ordenskleid und das Prälatenkreuz an einer goldenen Kette auf der Brust trug, mit seinen schönen Rappen vor dem Pfarrhause zu Stadion halten. Da der Prälat in der ganzen Gegend umher in hohem Ansehen stand und gewöhnlich der gnädige Herr genannt wurde, so freuten sich die Bauern in Stadion, daß ihr Herr Pfarrer von ihm so geachtet wurde und empfanden aus diesem Grunde eine noch größere Achtung vor Christoph Schmid. Dieser ging gerne zu Fuß an freundlichen Frühlings- und Sommertagen nach Kirchbierlingen. Der Weg dahin führte damals noch durch lichte Buchen- und dunkle Tannenwäldungen und über Anhöhen, von denen aus man eine reizende Fernsicht in's Donauthal und auf die Alp genießt. Christoph Schmid ergözte sich bei diesen Spaziergängen an dem süßen Gesang der Vögel und an der herrlichen Waldeinsamkeit. In den Erzählungen Christoph Schmid's, namentlich in der *Nova von Tannenburg*, finden sich Schilderungen aus dieser Gegend.

Beide Männer theilten sich ihre heilsorglichen Erfahrungen und ihre Ansichten über die neuesten und interessantesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur mit. Der Prälat hatte eine sehr reichhaltige Bibliothek, die Christoph Schmid fleißig benutzte; er

war auch selbst Schriftsteller und hat eine interessante Chronik seines ehemaligen Klosters, ohne jedoch seinen Namen zu nennen, geschrieben.

Bei Friedrich von Walter lernte Christoph Schmid den Maler Huber von Weissenhorn kennen, welcher ein Schwager des Prälaten war. Der Prälat ließ von diesem in Bayern und Schwaben bekannten und geschätzten Künstler auf seine Kosten für die Kirche von Kirchbierlingen drei Altarblätter in Oel und einige andere Bilder, als Fresko malen. Als Huber eben an einem Bilde im Chöre malte, das die Sendung des heiligen Geistes vorstellt, fragte ihn der Prälat, welchen unter den dargestellten Aposteln er für den gelungensten halte. Huber deutete mit dem Pinsel auf den Apostel Petrus und sagte: „Wenn der Herr Pfarrer Schmid von Etadion kommt und das Bild sieht, wird er mir beistimmen.“ Christoph Schmid besuchte an eben diesem Tage den Prälaten. Dieser führte ihn in die Kirche, zeigte ihm das Bild, und fragte ihn, welchen unter den Aposteln er für den gelungensten halte. Christoph Schmid sagte: „Offenbar den Apostel Petrus.“ Der Prälat und der Künstler lächelten und, da sie Christoph Schmid etwas betroffen darüber ansah, erzählte ihm der Prälat seine Unterredung mit Huber und rühmte Christoph Schmid's Kunstkenntnisse.

Christoph Schmid bestellte bei Huber während des thenern Jahres, da dieser Künstler wenig Arbeit hatte,

vier große Oelgemälde aus der Geschichte Jesu: den englischen Gruß, den Gruß der heiligen Elisabeth, Jesus am Oelberg und Ecce homo. Huber führte diese Bilder mit großem Fleiße und ganz im Geiste der Kirche aus. Wie bei allen Huber'schen Bildern, so ist auch bei diesen das Colorit sehr weich und lieblich. Da ganz vergoldete Rahmen Christoph Schmid zu kostbar dächten, so ließ er nur die äußern und innern Ränder der Rahmen in Glanz vergolden und die tiefen Hohlstellen mit orangegelber Farbe ausmalen. Auch in dieser Umrahmung nahmen sich die Bilder sehr gut aus. Sie hingen in seinem Gastzimmer. Christoph Schmid ließ auch in die Kirche zu Etaliden auf seine Kosten ein Oelgemälde von Huber malen. Es schmückt den linken Seitenaltar und stellt die Geburt Christi vor. Maria hat das Kind Jesu auf dem Schooße, Joseph kniet davor, die Hirten stehen und knien rings umher; ebenfalls ein liebliches Bild.

Christoph Schmid kam zuweilen nach der Stadt Biberach. Hier besuchte er dann immer den als Genremaler bekannten Künstler Pflug. Im Sommer gebrauchte er rheumatischer Leiden wegen gerne das in der Nähe von Biberach gelegene, freundliche Jordanbad. Auch die Schweiz bereiste er damals. Er sagt über diese Reise in einem Briefe: „Unter den Kunstwerken entzückte uns ein Gemälde der Malerin Ellenrieder und unter den Werken der Natur der Rigi mit seiner herrlichen Aussicht. Ich merkte die

Witterung immer an, weil's mir sehr lange darauf war. Ich fand am Ende, daß es Itherheit war, mich nur einen Augenblick mit dieser Sorge zu ängstigen. Die Witterung war äußerst günstig, und gerade, da wir uns in den schönsten Gegenden befanden, war das Wetter ganz ungemein schön. Wie es nun mit diesen Reisejahren war, so ist's fast, ja wohl gar immer mit den Lebensjahren. Das wollen wir uns merken." Zailer besuchte Christoph Schmid einige Male in Stadien; in den Reisen kamen die Professoren Drey und Gischenmayer aus Tübingen zu ihm; auch Demter, damals Pfarrer in Saebach in Baden, und Domkapitular Wagner in Rottenburg, beide Schüler und Freunde Zailers.

Christoph Schmid wurde nicht lange, nachdem er Pfarrer in Stadien geworden war, zum Bezirks- schulinsektor ernannt. Da er indeß eine große Pfarrei zu verwalten hatte und auch als Schriftsteller noch wirken wollte, lehnte er diese Stelle ab. Nur die Durchlesung und Censurirung der Konferenzaufsätze, welche die Geistlichen seines Kapitels jährlich zweimal anarbeiten und vor Abhaltung der Pastoralconferenzen einreichen mußten, behielt er auf den Wunsch des ihm vorgelegten Dekans Banetti, damals Stadtpfarrer in Ehingen, später Domkapitular in Rottenburg, bei. Er suchte das Institut der Pastoralconferenzen als Direktor derselben neu zu beleben. Er hielt dieselben immer im Pfarrhause ab

und bat, da er selbst nie das Gasthaus besuchte, die Mitglieder nach abgehaltener Konferenz seine Gäste zu seyn. In der Diöcese Rottenburg war die Einrichtung getroffen, daß der Dekan des Kapitels die Thematik zur Ausarbeitung aufgab. Damit war Christoph Schmid nicht einverstanden; er war der Ansicht, es sey für das wissenschaftliche Streben förderlicher, wenn jedes Mitglied selbst ein Thema wählen und bearbeiten dürfe; er sagte: „solche erzwungene Arbeiten sinken leicht zu Einleitungen und Schul-exercizien über meist abgetroffene Gegenstände herab.“ Es gelang ihm nicht, diesen Mißstand zu beheben. Auf der andern Seite trat Christoph Schmid gegen die damals so häufige Verarmung und Knechtung der Kirche durch den Bürokratismus auf. Es war unter andern altkirchlichen Gebräuchen auch das Wallfahren, und zwar besonders damals in Württemberg verboten worden. Der Dekan des Kapitels hatte mit Beziehung darauf das Konferenzthema gegeben: „Welches sind die Ursachen, die das Auslaufen der Pfarrangehörigen in fremde Kirchen herbeiführen und begünstigen?“ Christoph Schmid bearbeitete über diese Frage einen Aufsatz, in welchem er zwar die Mißbräuche, die nicht selten mit dem Wallfahren verbunden sind, scharf rügt, worin er aber auch freimüthig das Unglück der Pfarrer herverbringt, den frommen Sinn des Volkes zu hören, und die ganze äußerliche Gottesverehrung der Pfarrangehörigen auf ihre

Pfarrliche zu beschränken. Er sagt unter Anderm in dieser Arbeit: „daß diese Reisen in religiöser Absicht von Polizei wegen verboten wurden, schien mir eine sehr unglückliche Maßregel. Wenn man P. Sternes launigtes Verzeichniß der Reisenden durchgeht, in dem übrigens die religiösen Reisenden vergessen sind, es sey denn, daß er sie unter den gemüthlichen und unschuldigen Reisenden (*Sentimental and innocent Traveller*) mitverstanden habe, so findet man darunter keine Klasse, denen der Staat bisher das Reisen nicht verweigert hätte, außer etwa dem Reisenden, der sich seiner Verbrechen wegen flüchtet. Gestattet und billigt man gelehrte Reisen, Künstlerreisen, Reisen der Handwerker, um sich im Handwerke zu vervollkommen, merkantilitische Reisen vom ersten Kaufmanne, der die Frankfurter Messe besucht, bis herab auf den armen Mann, der den Abgang des Glases aufsucht und auf seinem Rücken zu Markte trägt: so kann man doch den Reisenden, der mit seiner Reise in Hinsicht der Religion Etwas zu gewinnen hofft, auf seinem friedlichen Wege nicht umkehren heißen, ohne sich den Anschein zu geben, als setze man die Religionsangelegenheiten unter allen menschlichen Angelegenheiten zuletzt, oder als streiche man sie aus der Liste derselben gar aus. Die Wallfahrten könnten also, so lange sie noch bestehen, abgesehen von dem Schädlichen, doch wenigstens den Nutzen haben, daß sie frommen Personen eine der menschlichen Natur angemessene

Erholung und, wenn solchen Orten, was von großer Wichtigkeit ist, erleuchtete Geistliche reich an Religions- und Menschenkenntniß vorstehen, sogar Gemüthskranken Heilung verschaffen." Christoph Schmid entwickelt hierauf die Gründe, warum die Menschen entfernte Kirchen besuchen und fährt fort:

„Noch ein Grund, aus welchem Menschen entfernte Tempel besuchen, ist die Macht der Künste auf das menschliche Gemüth. Die herrlichen, katholischen Tempel, mit denen Deutschland prangt, die selbst hohe Kunstwerke sind und reiche Kunstwerke in ihrem Innern verschließen, sind sie nur für die Stadt, in der sie stehen? Sind sie nicht ein Gemeingut der Nation? Selbst der gemeine Mann tritt mit ehrerbietigem Schauer in diese alten Denkkirchen, die als ehrwürdige Denkmale altdeutscher Kunst und altdeutscher Gottesfurcht schon Jahrhunderte dastehen, in ihrer Größe und Festigkeit auf das Unendliche deutend. Wie mächtig wirkt das majestätische Gölönte der Gleden, das dahin ruft! Die Orgeltöne, die von den hohen Gewölben wiederhallen und den vieltausendstimmigen Gesang der Volkmenge begleiten, wie hinreichend sind sie, wie erschütternd oft für den Sünder, der sie nur im Vorbeiziehen hört! Wie ausprohend sind die Gemälde von großen Meistern, die uns das Göttliche im Menschen mit magischer Gewalt vor Augen stellen! Stimmt nun mit der Erhabenheit und Majestät der Tempelhallen, mit dem Zauber der Töne, den himm-

lischen Gestalten in Gemälden und Statuen, die Würde und Heiligkeit des Gottesdienstes und die Rede des Predigers zusammen, welches Menschenberg sollte da sich nicht weiter und größer fühlen, es nicht fühlen, daß es mehr als Staub, daß es göttlicher Abkunft sey? Wie, sollte es dem Manne übel zu nehmen seyn, der sie in seinem Leben nur einmal betreten und dem Gottesdienste darin bewohnen möchte! Wer könnte engberzig und, wenn das Wort gebräuchlich wäre, möchte ich sagen, enghörig genug seyn, die ganze äußerliche Gottesverehrung desselben auf sein Dorf- kirchlein zu beschränken, das, um mich des Ausdrucks eines würdigen Schriftstellers zu bedienen, gleich einem Ausrufungszeichen hinter dem armseligen Dorfe steht?“ Am Schlusse sagt Christoph Schmid:

„Mit dem Hie und da verübten Einschränken der polizeilichen Gewalt kann ich durchaus nicht einverstanden seyn. Werden von der höhern Geistlichkeit Mißbräuche mit Weisheit entfernt, thut die niedere Geistlichkeit an Ort und Stelle ihre Pflicht, so geschieht Alles, was geschehen kann. In den geistigen Angelegenheiten der Menschen, wenigst derer, die bereits mündig sind, ist körperlicher Zwang nie von guten Folgen gewesen. Anwendung von gewaltthamen Mitteln, um das Auslaufen in fremde Kirchen zu verhindern, könnte bei dem Volke, das nicht zu unterscheiden weiß und Alles in concreto nimmt, anstatt dem pfarrlichen Gottesdienste aufzuhelfen, die unselige

Folge haben, daß, wie das in Städten sehr häufig geschehen soll, auch die eigenen Kirchen nicht mehr besucht werden, und es dürfte doch noch besser seyn, fremde Kirchen zu besuchen als gar keine. So wichtig die Untersuchung seyn mag, warum das gemeine Volk fremde Kirchen besuche, so wäre doch die Untersuchung noch wichtiger, warum so Viele, die sich für gebildet halten, allen Kirchenbesuch aufgeben. Der letztere Fehler ist offenbar größer und von verderblicheren Folgen. Das Volk merkt auch so etwas und läßt es hier und da merken; z. B. in einem Epigramm, das aus dem Munde des Volkes genommen ist, und das heißt:

Waller: Was laßt ihr Bauern doch so gern
Am Kirche in die Stutz?

Schultheß: Will dort die Stillschkeit der Herrn
Und Plan gelassen hat."

Besonders lästig scheinen Christoph Schmid die Schreibereien gewesen zu seyn, mit denen die Geistlichen in Württemberg damals überhäuft waren und zum Theil noch sind. Er äußert sich darüber in einem Briefe an Zaller also:

"Es ist der allgemeine Wunsch, daß wir endlich einen würdigen Bischof haben, und ihm in geistlichen Dingen ganz möchten untergeordnet werden. Und dann wünschen Viele, daß wir von den vielen Schreibereien, die nur zu oft ein großes Hinderniß der geistigen Thätigkeit sind, befreit werden möchten.

Nur werden diese Schreibernen mit jedem Tage lästiger. Es mag nun wohl meine Nervenschwäche mit Ursache seyn, daß sie mir gar so zuwider sind, indeß mag es mir zur Entschuldigung dienen, daß ich lieber etwas Nützliches als etwas Unnützes schreibe. Es regte sich daher schon öfter der ernstliche Wunsch in mir, die Pfarrei, da ich oft längere Zeit mehr Schreiber als Pfarrer seyn muß, ganz aufzugeben und ein mir angemessenes Benefizium zu suchen, wo ich wohl in der Seelsorge arbeiten, allein von allen den neu erfundenen Schreibern, ohne welche die Welt verhin auch bestand, ganz frei wäre, und dann vielleicht als Schriftsteller meinen Mitmenschen noch nützlich werden könnte."

Demungeachtet beschenkte Christoph Schmid Aeltern und Kinder während seines Aufenthaltes in Stadion mit mehreren Erzählungen. Er gab das Blumenkörbchen, Rosa von Lauenburg, den Weihnachtsabend, das Lämmchen, andere kleine Erzählungen und auch die Blüthen heraus. Die Entwürfe dazu hatte er schon in Thannhausen gemacht; hier arbeitete er sie vollends aus. Briefe von Kindern, in denen sie ihn um eine neue Erzählung baten, oder ihm für eine frühere dankten, bestimmten Christoph Schmid vorzüglich zur Herausgabe derselben. Im Jahre 1818 sandte ihm die Schuljugend zu München ihr neues Gesangbuch, dem ein herzliches Schreiben beigelegt war. Dieß veranlaßte Christoph Schmid, das schöne Büchlein: „Blüthen dem blühenden Alter gewidmet,"

herauszugeben. Er sandte es als Begengruß der Schulfugend nach München, und schrieb dazu:

„Dem blühenden Alter, und unter diesem vorzüglich Ihnen, meine geliebten jungen Freunde und Freundinnen, sey dieses Büchlein gewidmet; denn Ihre freundliche Güte, mit der Sie Ihr vortreffliches Gesangbuch mir zuigneten, bestimmte mich, Ihnen diese Lieder und Erzählungen als einen Beweis meiner Dankbarkeit gedruckt zu übergeben.

Blüthen mögen diese Kleinigkeiten in Reimen genannt werden, nicht so fast, weil die mehreren dem Jugendalter des Verfassers angehören, als weil er sich darin bemühte, das Wahre und Gute in einer blühenden Sprache, in lieblichen Gleichnissen und Bildern darzustellen. Allein nur Sie können bewirken, daß man diese kleinen Stücke in einer noch schöneren Bedeutung Blüthen nennen möge, wenn Sie das Wahre und Gute darin sich aneignen und es zu Blüthen Ihres Geistes machen, die nicht ohne Früchte bleiben.

Wett lasse die schönen Hoffnungen, die auf Ihnen und auf dem heranblühenden Alter Ihres und meines Vaterlandes ruhen, auf's Vollkommenste in Erfüllung gehen.

Dies ist stets der Wunsch und das Gebet

Ihres
aufrichtigen Freundes
Christoph Schmid.

Stetten, im Jänner 1817.

Im Jahre 1821 erhielt Christoph Schmid von den Jünglingen der damals zu Jnderodorf in Bayern bestehenden weiblichen Erziehungsanstalt ein Schreiben, das schon seiner Herzlichkeit wegen hier eine Stelle finden mag. Es lautet:

Hochwürdiger, Hochzuverehrender Herr
Pfarrer!

Es würde gewiß eine Kühnheit seyn, daß eine ganze Schaar Mädchen an Euer Hochwürden schreibt und wir würden es nicht wagen, wenn wir sie nicht als unsern besten Freund betrachteten, dessen Schriften wir immer in den Händen haben. Sie werden, Sie können es gewiß nicht ungütig aufnehmen, daß wir Ihnen den Dank schriftlich bezeugen, der Ihnen so sehr gebührt und von dem unsere Herzen so voll sind. O wie viele Freude machte uns unser erstes Liebkindlein, die schöne Lehre von Gott! Wie viele süße Stunden haben uns die Genoveva, die Esther, Heinrich von Sickingen, das Glück der guten Erziehung schon gemacht! Wie oft haben wir sie schon gelesen, oder lesen hören und immer wieder mit neuem Vergnügen! Wie viele Thränen haben wir dabei geweint! Wir lesen ihre biblische Geschichte und die Blüthen können wir größtentheils anwendig; wir nehmen daraus am liebsten unsere Dittamationen. Das Lied: der Knabe Jesus können und beten die Kleinsten von uns. Die Lieder: Die Unschuld und

die Kinder vor der Krippe singen wir so gerne. Wie sollten wir nun für so vieles Gute Sie nicht lieben! Wie sollten wir die Gütigkeit, die sich uns so schön darbietet, Ihnen unsere Dankgefühle laut werden zu lassen, nicht mit Freuden beugen! Schon im vorigen Jahre hörten wir, daß Sie die Kinderwelt mit einem neuen Geschenk, einem Blumenkörbchen, beschenken würden und freuten uns darauf mehr als auf die Weiden im März. Wie entzückten wir uns schon im voraus an dem Duft und Aarbenschmelz dieser Blumen, und wir wurden schon oft traurig, wenn wir auf unsere Anfragen um dieses Päcklein allzeit ein „Nein, noch nicht“ vernahmen. Werden wir noch oft diese traurige Antwort erhalten? O, wir bitten, stillen Sie unser Sehnen, erfreuen Sie uns und alle Kinder im deutschen Vaterlande bald wieder mit einem so lieben Geschenke! Dürfen wir noch mehr bitten und Alles sagen, was wir schon oft wünschten? Schon öfter, wenn wir etwas aus der Kirchengeschichte lasen oder hörten, wünschten wir so herzlich, daß Sie die Geschichte der Erbarmungen Gottes mit seiner Kirche von den Aposteln weiter bis auf unsern heiligen Vater Pius erzählten. Oder beglücken Sie uns und alle Kinder nach uns mit dem, was uns am liebsten ist, einer Legende der Heiligen Gottes auf alle Tage des Jahres. Welche Freude, wenn Sie die Antwort auf sich nähmen! Welcher Lohn von Gott! Wir lassen dankbar die für uns so wohlthätige Hand,

beten um die Erhaltung Ihrer so theuern Gesundheit
und sind mit kindlicher Liebe

G. H.

gehorsamste und dankbarste Zöglinge
des w. Erziehungs Institutes.

Nun folgen 31 Unterschriften.

Christoph Schmid vollendete auf diesen Brief hin
die bereits begonnene Erzählung „das Blumenkörb-
chen“, sandte sie den Mädchen und schrieb ihnen dazu
folgende Zeilen:

Ihr freundlicher Wunsch, den Sie freilich schon
vor längerer Zeit äußerten, veranlaßte mich, die kleine
Erzählung, das Blumenkörbchen, damals sogleich in
Arbeit zu nehmen und es für den Druck fertig zu
machen. Ich wollte Ihnen zur Antwort sogleich das
Büchlein senden; eine Reihe von Hindernissen jedoch,
Kränklichkeit und Geschäfte, verzögerten es bis jetzt.

Obwohl nun dieses Büchlein später erscheint, als
ich dachte, so würde es ohne Ihren Wunsch wohl
noch lange nicht zum Vorschein gekommen seyn. Es
dankt seine Erscheinung, wenn dieselbe je etwas Gutes
ist, Ihnen.

Dieses Büchlein, zu dessen Erscheinung Sie Ver-
anlassung gegeben haben, nehme ich mir nun die
Freiheit, Ihnen zu senden als einen kleinen Beweis,
daß ich Ihre Zuschrift nicht vergaß, und als einen
Beweis der Freude, welche mir dieselbe machte.

Was mich darin am meisten rührte, sind die edeln Gesinnungen, die ich in jeder Zeile fand, die Ihnen und Ihren verehrten Lehrerinnen zur wahren Ehre gereichen, und die Sie zum Glücke führen werden.

Ich hoffe, daß Sie auch in dieser Erzählung Vieles finden werden, was mit dem, das Ihre verehrten Lehrerinnen sagen, übereinstimmt: daß nur in Gott, Christus, Tugend, wahre Freude zu finden sey. Das ist auch die Hauptsache in diesem Büchlein, das Uebrige ist Einfassung, oder um mich eines andern Ausdrucks zu bedienen, ein Blumenkranz, der um einen Becher kalten Wassers gewunden ist.

Beten Sie für mich, daß Gott mir Gesundheit schenke, so werde ich Ihre weiteren Wünsche erfüllen und Ihnen noch Manches aus der Geschichte der Heiligen erzählen. Versichern Sie Ihre theuern Lehrerinnen meiner Hochachtung. Gottes Engel seyen mit Ihnen!

Dies der Wunsch und das Gebet

Ihres
aufrichtigen Freundes
Christoph Schmid.

Aus dem Schriftstellerleben Christoph Schmid's mag noch folgende Anekdote hier stehen, die er mir erzählte. Eines Tages kam eine wohlhabende Bauersfrau aus der Pfarrei Stadion in den Pfarrhof und wünschte, den Herrn Pfarrer zu sprechen. Die

Schwester Christoph Schmid's sagte, ihr Herr Bruder studire eben; vielleicht könne sie ihm ihr Begehren andeuten. „Nein“, erwiderte die Frau, „ich muß den Herrn Pfarrer selbst sprechen, die Sache ist von Wichtigkeit.“ Die Schwester führte die Bäuerin in das Studirzimmer ihres Bruders. Dieser grüßte die Frau und fragte nach ihrem Begehren. Die Bäuerin sagte: „Ich habe gehört, daß Euer Hochwürden schöne Bücher schreiben können und wünschte, daß Sie mir auch ein schönes Buch schreiben möchten.“ Christoph Schmid lächelte und sagte: „Was soll ich Euch denn für ein Buch schreiben?“ Die Frau erwiderte: „Ein Gebetbuch. Es müssen aber darin alle möglichen Gebete vorkommen; Gebete für mich, meinen Mann, meine Kinder, meine Aeltern selig, Väter und Mütter selig (Barben), kurz für Alles. Sie dürfen das Buch nicht umsonst schreiben. Ich lasse mich schon etwas kosten.“ „Run“, sagte Christoph Schmid weiter, „und was wolltet Ihr Euch denn kosten lassen?“ „Einen Gulden, ja wenn das Buch ganz so ansehnlich, wie ich es wünsche, auch einen Thaler.“ Christoph Schmid entgegnete: „Gute Frau, für einen Gulden oder einen Thaler kann ich Euch unmöglich ein Gebetbuch schreiben, ja nicht einmal für hundert Gulden.“ Als die Bäuerin von hundert Gulden hörte, wurde sie roth im Gesichte und sagte ärgerlich zu Christoph Schmid: „Warum nicht gar? Welcher Narr wird denn so ein theures Buch kaufen?“

Christoph Schmid hatte Mühe, der Bauernfrau einen Begriff von Bücher schreiben beizubringen.

Während Christoph Schmid Pfarrer zu Stadion war, verlor er seine Mutter. Die vielgeprüfte Wittve starb in einem Alter von 75 Jahren zu Dinkelsbühl, wo sie dem Bruder Christoph Schmid's, Joseph, der Kantor und Prediger an der Stadtpfarrkirche daselbst war, die Haushaltung führte. Christoph Schmid eilte auf die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung sogleich an das Sterkebett der geliebten Mutter, und begleitete ihre Leiche unter heißen Thränen zu Grabe.

Einige Jahre nachher erkrankte auch sein Bruder Joseph gefährlich, und ließ Christoph Schmid schreiben, zu ihm zu kommen. Christoph Schmid reiste sogleich mit seiner Schwester nach Dinkelsbühl. Er traf seinen Bruder tödtlich krank, aber so heiter und innerlich freudig, daß ihm dies auffiel. Er fragte ihn, wie er bei seinem Zustande doch so heiter seyn könne. Joseph erwiderte: „Lieber Christoph, ich habe den ganzen Tag mit unbeschreiblicher Sehnsucht auf dich gewartet und habe unaufhörlich zu Gott gesagt, Er möge mir die Gnade geschenken, dein Angesicht auf dieser Welt noch einmal zu sehen. Gott hat meine Bitte erhört, und ich glaube daraus schließen zu dürfen, daß ich in der Gnade Gottes bin und darin sterben werde. Das ist die Ursache meiner

großen Fröblichkeit.“ Eine Stunde nach der Ankunft Christoph Schmid's war sein Bruder eine Leiche. Christoph Schmid sagte öfter, daß er nie ein verklärteres Antlig im Tode gesehen habe, als das Antlig seines Bruders Josephs und bedauerte, daß er keinen Gipsabdruck davon habe nehmen lassen. Dieser Bruder, aus dessen Knabenjahren Christoph Schmid im ersten Bändchen dieser Erinnerungen einige jugendliche Streiche erzählt, ward in der Folge ein überaus frommer Geistlicher, aber dabei ein eigener Mann. Er trug stets ein weites, priesterliches Kleid, einen langen Stab und einen breiten Hut, ähnlich wie die französischen Geistlichen. Wegen seiner schönen Stimme kam er in seiner Jugend als Singknabe in das Dom nach Augsburg, und wurde hier von den Jesuiten erzogen und gebildet. Man sah ihn nirgends als in der Kirche und in den Häusern der Kranken und Armen. Im Sommer und Winter stand er schon vor vier Uhr Morgens auf. Sein erster Gang war in die Kirche, um da sein Brevier zu beten. Er hatte die Gewohnheit, auf dem Wege dahin, laut zu beten. Die Arbeiter und Handwerksleute, welche in den Gassen wohnten, durch die er ging, nannten ihn nur ihre Uhr. Sie sagten: „seht ist es Zeit aufzustehen; der Herr Santer betet schon durch die Straße.“ Von seinem kleinen Einkommen behielt er nur das zum Leben Nothwendige; alles Uebrige schenkte er den Armen. An einem bestimmten Wochentage las

er in der eine halbe Stunde von Dinkelsbühl entfernten Kapelle, in welcher er einst als Knabe mit seinem Bruder Christoph dem Vater Adrian ministrirt hatte, *) die heilige Messe. So oft er dort hinkam, harrte bereits eine Schaar Armer auf ihn, denen er Brod austheilte, das er jedesmal in den Säcken seines geistlichen Gewandes mitzunehmen pflegte. Einmal hieß er den Bauer, welcher ihm einen Wagen Besoldungsholz brachte, und dem er zufällig auf der Straße begegnete, vor das Haus eines armen Familienvaters fahren und das Holz dort abladen. Als seine Mutter nach einiger Zeit darüber klagte, daß der Bauer das Besoldungsholz nicht bringe, sagte er: „Das Holz habe schon seinen Herrn; man solle ihm nur weniger einfeuern.“ An einem bestimmten Tage im Jahre führte er eine große Anzahl katholischer Einwohner Dinkelsbühls in Procession vier Stunden weit auf den schönen Berg bei Ellwangen. Sobald er die zwei Thürme der Wallfahrtskirche, vom Morgenlichte beleuchtet, aus den Spitzen der Tannenwälder hervorragen sah, kniete er sich mit den Wallfahrern nieder und betete das „Salve Regina.“ In der Kirche angekommen, predigte er, hielt das Hochamt und hörte Beichte. Erst dann genoss er etwas. Unter Gebet und Gesang begleitete er den Zug wieder nach Hause. Sein einziges Vergnügen war die

*) S. Erinnerungen 1. Bandchen S. 50.

Musik und ein Staar, der, wenn er Klavier spielte, auf dem Notenpulte saß und mitmuscirte. Er componirte auch sehr schöne kirchliche Lieder. Außer der heiligen Schrift und den Kirchenvätern las er in der Regel kein Buch. Einmal gab ihm Christoph Schmid Professor Salat's Moralphilosophie zum Lesen. Er gab jedoch das Werk seinem Bruder alsbald mit den Worten wieder zurück: „Dieses Buch hat zwei Fehler: der erste ist, daß man es nicht versteht, und der zweite, daß man es zum Predigen nicht brauchen kann.“ Christoph Schmid erzählte gerne von diesem Bruder, und vertraute seinen frühen Tod, indem er bemerkte, derselbe hätte bei seinem acht priesterlichen Wandel und großem Eifer noch Vieles zum Seelenheile der Menschen wirken können. Noch jetzt steht dieser fromme Priester bei den Bewohnern Dinkelsbühls in gesegnetem Andenken.

Nach dem Tode seines Bruders begab sich Christoph Schmid nach Ellwangen, um da meine Aeltern zu besuchen. Eines von uns Kinder, ein Knabe, dessen Taufpathe Christoph Schmid war und der auch Christoph hieß, lag krank darnieder. Er fühlte das innigste Mitleid mit dem Kinde, das sieben bis acht Jahre alt war, setzte sich an sein Bett, und beantwortete reichlich alle Fragen, die es an ihn stellte. Als er, wieder nach Stadion zurückgekehrt, die Nachricht erhielt, daß das Kind schwerer erkrankt sey und Vieles zu leiden habe, schrieb er an meine bekümmerten Aeltern:

„Allerliebste Geschwister! An der Krankheit Cured
 lieben Kindes und Curen Vater- und Mutterleiden
 nehmen wir alle dahier den herzlichsten, innigsten
 Antheil. Wer könnte sich auch die Schmerzen des
 kleinen, liebenswürdigen Engels nur denken, ohne
 gerührt zu werden! Und was muß erst Euer Herz, —
 Vater und Mutterherz — empfinden, die Ihr diese
 Leiden stets mit Augen sehen müßt? Gewiß — diese
 Empfindung wäre zu herzzerreißend, wenn wir unsere
 Blicke nicht höher erheben könnten. Allein ein glän-
 ziger Vertrauensblick zum Himmel bringt Trost herab
 in alle unsre Erdenleiden, denn was könnte tröstlicher
 seyn als der Gedanke: Es ist ein Gott der Liebe
 dort oben und Alles, was Er thut, ist die lauterste,
 weiseste Liebe. Auch das bitterste Leiden ist ein heil-
 bringender Kelch aus der liebevollsten Hand des besten
 Vaters, — wer wollte ihn zurückstoßen! Auch das
 schwerste Leiden ist ein Kreuz, das die weiseste Liebe
 uns zu unserer Seligkeit auflegt, — wer wollte es
 nicht geduldig tragen! — Allerdings ist es uns un-
 begreiflich, warum ein unschuldiged Kind so Vieles
 leiden müsse. Allein so viel können wir doch be-
 greifen: auch ihm ist dort oben seine Krone bestimmt,
 und diese will erlämpft seyn. Liebeste Schwester,
 bester Bruder! Uebergebt Euer liebes Kind ganz in
 Gottes Hand. Er mache es mit ihm nach seinem
 göttlichen Wohlgefallen. Was Er thut, ist ja alle-
 mal das Beste. Sollte Er auch das schwerste Opfer

von Euch fordern, so gedenkt der großen Beispiele, die uns zur Nachahmung aufgezeichnet sind, — Abrahams, der seinen innig geliebten Sohn zum Opfer bringen sollte; Mariens, der seligsten Jungfrau, der besten aller Mütter, die unter dem Kreuze des besten aller Söhne, des göttlichen Sohnes, stehen mußte und, ungeachtet des zweischneidigen Schwertes, das ihre Seele durchdrang, im Vertrauen auf Gottes unwandelbare Vaterliebe aufrecht unter dem Kreuze stand. Wir wollen unser Gebet mit dem Euzigen vereinen, daß Er Euch auch ein solches Vertrauen in das Herz legen, und, wenn Er je dieses Opfer von Euch fordern sollte, Euch auch die Kraft geben wolle, es zu bringen. Auch dieses Leiden wird Euch dereinst in Freude verwandelt werden. Durch Nacht zum Licht, durch Kreuz zum Heil ist der königliche Weg, den uns Gott führt.

Den lieben, leidenden Engel grüßet von mir und uns allen auf das allerfreundlichste — recht in das Herz hinein! Erzählt ihm, wie geduldig Jesus war und was Er Alles aus Liebe zu uns gelitten hat! Erzählt ihm von der Schönheit des Himmels, und wie wir es dort bei dem lieben Vater im Himmel so gut haben werden! Wie die heiligen Engel Gottes, denen wir dort gleichen werden, sich freuen werden, uns in ihrer Mitte zu haben; wie alle, die hier so viel zu leiden haben und es geduldig leiden, im Himmel in lauter Freude wieder vereinigt werden! —

O selig, wer in seiner Unschuld, unbesiegt von dieser sündenvollen Welt, in jene bessere Welt eingehen kann! Daß wir alle Euch alle und Eure lieben Kinder mit einem Herzen voll der zärtlichsten, theilnehmendsten Liebe grüßen, darf ich Euch wohl nicht erst sagen. Gott, der allen Leidenden nahe ist, wolle recht mit Euch seyn, Euer Herz mit seinem göttlichen Troste erfüllen und Euch nach diesen leidenvollen Tagen auch wieder Erquickung finden lassen! Nochmal von ganzem Herzen

Euer

liebender Bruder
Christoph.

Das Kind starb, und ein Jahr darauf wurde den Aeltern innerhalb drei Tagen auch eine Tochter von zwölf Jahren durch den Tod entrißen. Er schrieb ihnen auf diese Trauerbotschaft: „Die ganz und gar unerwartete Trauernachricht von dem Tode der geliebten Nannette hat mich sehr erschüttert und mein Herz mit tiefer Betrübniß erfüllt. Ich kann mir denken, wie es erst Euch, den liebenden Aeltern eines so liebenswürdigen Kindes, um das Herz seyn müsse. Wohl muß Euer Schmerz ganz unbeschreiblich seyn. Allein, liebste Geschwister, so gerecht Euer Schmerz ist und so aufrichtig unsere Theilnahme, so heiße Thränen der geliebten Nannette auch dahier flossen und noch fließen, so müssen wir uns doch wieder fassen. Wir sind

wirklich recht besorgt, Eure Betrübniß möge Euch zu sehr angreifen und Eurer Gesundheit, auf der das Glück Eurer beiden noch übrigen Kinder beruht, nachtheilig werden.

Es ist mir eine große Herzensangelegenheit, Euch getröstet und in den göttlichen Willen ergeben zu wissen. Wohl möchte ich Euch ein Wort des Trostes sagen, allein ich fühle es wohl, wie schwer es ist. Was ich auch sagen kann, wißt Ihr schon zuvor, doch ist es gut, Euch daran zu erinnern; — wir müssen die göttlichen Verheißungen und Wahrheiten in solch trauriger Lage fest erfassen und uns daran halten.

Es ist allerdings ein großer Verlust, ein so geliebtes, hoffnungsvolles Kind, die Stütze, Freude und Krone sich so auf einmal entrisßen zu sehen. Allein sie ist uns ja nicht für immer entrisßen. Wir müssen unsere Blicke vom Grabe zum Himmel erheben. Ihr Staub ruht im Grabe, sie selbst ist ein verkürter Engel. Ihr ist nun wohl; sie ist in Freude, wir nur sind in Thränen. Können wir ihr, dem holden Engel, ihr Glück!

O, wenn ihre Stimme zu Euch gelangen könnte, o sie würde Euch am besten trösten können. Sie konnte ja schon als ein Kind ihre Mutter über den Tod des geliebten Bruders am besten trösten. Was würde sie jetzt erst als ein verkürter Geist sagen? Ich getraue mir nicht, ihr Worte in den Mund zu legen, — aber sie würde doch nichts anderes sagen,

als Christus und seine Apostel und der Engel am Grabe: Suchet die Lebenden nicht unter den Todten, nicht im Grabe, sie ist nicht da; sie lebt im Himmel. Sie würde Euch zurnen: Wir Menschen sind nur Pilger! Ich habe meine Pilgerreise früher vollendet und das Pilgerkleid abgelegt, und bin nun in dem Hause des Vaters. Ueber ein Kleines sehen wir uns wieder!

Wer weiß, was der guten Nannette Alles bevor-
gestanden wäre? Wie vielen Gefahren ist ein Mäd-
chen in der Welt ausgesetzt! Ihr ist das schönste
Loos gefallen; sie ward in ihrer Unschuld hinweg-
genommen!“

Einer hochgestellten Frau wurde damals auch ihre
Tochter in der schönsten Blüthe der Jahre durch den
Tod entrißen. Die betrübte Mutter klagte in einem
Brieфе Christoph Schmid ihren Kummer über diesen
Verlust und suchte Trost bei ihm. Er schrieb ihr
zurück: „Euer Gnaden seelenvolles, rührendes Schrei-
ben hat einen solchen tiefen Eindruck auf mich ge-
macht, wie nicht bald ein Brief; meine Betrübniß
würde noch viel größer seyn, wenn in diesem Schreiben
bei allem Traurigen nicht ebenso viel Tröstliches ent-
halten wäre.

So hat denn die edle, liebenswürdige Marie ihre
Pausbahn auf Erden so frühe vollendet! So ist dieß
für Euer Gnaden, die liebevolle Mutter, und die
ganze Familie ein unerseßlicher Verlust. Während

ich die Trauernachricht von ihrem Tode las, und mehrmals wieder gelesen, schwebte mir ihr liebliches Bild vor Augen. O, sie war so bescheiden, so edelmüthig und ihr Angesicht war öfter von jenem himmlischen Lächeln verklärt, das nur der Unschuld eigen seyn kann! Sie war eine edle, reine Seele! Dem Hinscheiden eines so geliebten Kindes beizohnen zu müssen, — o wie unendlich schmerzlich muß es dem Mutterherz gewesen seyn!

Allein so schmerzlich dieses Hinscheiden war, so trostvoll war es auch. O wie schön, wie tröstlich ist es, daß sie bei ihren vielen Leiden so geduldig war, daß sie sich in Gottes Willen so kindlich ergab, daß sie nach Empfang der heiligen Sakramente noch sagen konnte: O Mutter, ich bin so glücklich, so zufrieden! Daß sie auch in der Nacht vor ihrem Tode sagen konnte: Mir ist so wohl, ich meine, ich bin es nicht mehr! Daß sie am Morgen darauf so sanft und ruhig einschlief! Wer konnte dieses ohne die innigste Rührung vernehmen? So ward der Engel vollendet! Sie sah, nach dem treuen Worte Jesu, den Tod nicht. Sie entschlief sanft und erwachte im Himmel.

O verehrte gnädige Frau, wenn Ihre nunmehr verklärte Tochter nun noch zu Ihrer geliebten Mutter sprechen könnte, sie würde sprechen: O Mutter, wie unaussprechlich selig bin ich jetzt erst! Ich meine, ich bin es nicht mehr. Die Seligkeit, deren Ihre in Gott ruhende Tochter jetzt dort genießt, ist so groß, daß

kein Auge sie gesehen, kein Ohr sie gehört, kein Menschenherz sie empfunden hat. Wer möchte nicht in diesen Jahren, o so selig gestorben seyn! Ein solches Glück beschert Gott nur seinen Lieblingen. In dem Frühlinge ihres Lebens ward die Gute in ein besseres Leben versetzt. Sie konnte in dem Kreise einer liebevollen Mutter und liebender Geschwister die schönste Zeit des menschlichen Lebens, den Frühling desselben, genießen, was der Sommer des Lebens Schwüle, Herbst und Winter Todes und Drückendes haben, erfuhr sie nicht.

Freilich fühlte ich es wohl, daß sie eine große Sehnsucht nach ihr in Ihrer Familie zurückgelassen haben müsse, daß ihre leere Stelle ohne eine Fülle nicht bemerkt werden kann, daß manche Freude dadurch getrübt werden müsse, daß sie nicht mehr Theil daran nehmen kann. Aber sie ist nun auch von allen Leiden befreit. Mit wie vielen Mühen ist auch das glücklichste Menschenleben verbunden!

Und dann denken Sie, daß Sie nun an ihr eine Züchterin im Himmel haben, die unausgesetzt Segen über ihre geliebten Aeltern und Geschwister herabstößt; und dann ist ja ein Wiedersehen! O welche Seligkeit, wenn Sie Ihr verklärtes Kind begrüßt vom Jubel der Seligen wiedersehen werden! Eine solche Freude, deren wir uns durch ein dem reinen Leben der Seligen ähnliches fähig machen wollen, hat diese Erde nicht!“

Auf diese und andere Weise trauerte Christoph Schmid mit den Trauernden und tröstete sie liebevoll mit den Trostgründen unserer heiligen Religion. Er freute sich aber auch mit den Fröhlichen. Als im Jahre 1825 sein geliebter Lehrer und Freund Bischof Sailer, sein Priesterjubiläum zu Regensburg feierte, wäre der dankbare Schüler gerne dahin geeilt, um an dieser Festlichkeit persönlich Antheil zu nehmen, allein es war ihm unmöglich. Er drückte daher die Gefühle, die sein Herz bewegten, in einem Festgedichte aus und sandte es an Sailer. Es lautet: „Auf den 23. September 1825:

Alles hin zur hohen Kathedrale
 Mein Geist, am fernem Donaustrand,
 Wo mit dem ersten Morgenstrahle
 Ein Heil beginnt für's ganze Land;
 Wo Er mit Inful und mit Stabe
 Als Bischof am Altare steht,
 Den, einst ein armer Bürgerknabe,
 Des Höchsten Huld so hoch erhöht!
 Aus längst entflohen, goldenen Jahren
 Strahlt undbeschreiblich hehr und mild,
 Umringt von edeln Jünglings-Schaaren,
 Mir heut des großen Lehrers Bild.
 Wie sehnten wir uns nach der Stunde,
 Da in dem Saale Er erschien!
 Ein Jeder hing an Seinem Munde.
 Ein jedes Auge sah nur Ihn!
 Was Jesus Christus uns gelehret,
 Was Schrift und Kirche uns bewahrt,

Die Kirchenväter uns erklären,
 Welches hast Du's nach ihrer Art.
 Wir sah'n Dich in des Völkers Mitte
 Und in der zarten Kinder Schaar;
 Hier in des armen Kranken Hütte —
 Dort opfernd an des Herrn Altar.
 Wie Viele, die Dich sahen, danken
 Dir ihres Lebens ganzes Glück,
 Den Schwachen selbst hieltst Du in Schranken
 Mit einem wehmuthvollen Blick!
 Zum Heile bist Du Vielen worden
 Von dort, wo Schnee die Alpen deckt,
 Bis hin, wo in dem fernen Norden
 Das Meer an Deutschlands Küsten schlägt.
 Wohl trat der Reid Dir auch entgegen,
 Gehüllt in frommen Gifer ein;
 Du bliebst auf den beirenen Wegen, —
 Und bald zerfiel der falsche Schein.
 Der König ehrt in Dir den Weisen
 Von seinem Thron durch einen Ruf;
 Wie strahltest Du in jenen Kreisen
 Der hohen Schule, die er schuf!
 Ja, er vertraut in seinem Sohne
 Dir, edler, Hochverdienter Mann,
 Das schönste Kleinod seiner Krone —
 Des Vaterlandes Hoffnung an!
 Das Haupt der Kirche, jener hohe
 Und vielgeprüfte, fromme Geist,
 Des' Heldenmuth noch jetzt die stolze,
 Erstaunte Welt bewundert heiß:
 Nächst Uns, der nunmehr Verklärte,
 Er hat, bevor sein Haupt sich neigt

Wie doch er Deine Jugend ehrte
 Mit eigener Hand Dir noch bezeugt.
 Und See, den wir mit Entzücken
 Und Ehrfurcht sah'n von Angesicht,
 Der Deutschland mit des Meisen Widen
 Selbst sah in ungetrübtem Licht:
 Er zeigt, daß er für eine Herde
 Der deutschen Kirche Dich erkannt,
 Da er zu einer höhern Würde
 Von Petri Stühle Dich ernaunt.
 Du stehst heute da als Zeuge,
 Wie endlich Recht das Gute siegt,
 Wie Gottes Huld zu Dem sich neigt,
 Dem „Gut“ zu seyn allein genügt!
 So schauen wir nach Kampf und Leiden
 In Deinem Priester-Jubeljahr,
 Erfüllet Dich mit Himmelstfreuden,
 Geliebter Bischof, am Altar.
 Und, Deine Jubelfreude theilend,
 Gleich'n alle Freunde nah und fern,
 Im Geiste am Altare wehend,
 Mit Einem Herzen heut zum Herrn:
 O Gott, der Du uns Ihn gegeben,
 Erhalt Ihn, bester Vater, Du,
 Nimm Jahre hin von unserm Leben,
 Und theil sie Seinen Jahren zu!“

Christoph Schmid war zehn Jahre Pfarrer in
 Etadion. Die württemberg'sche Regierung wußte seine
 Verdienste um Volks- und Jugendbildung zu schätzen.

Er erhielt von ihr einen Ruf als Professor der Moral- und Pastoralthologie an die Universität Tübingen; auch wurde ihm die Stelle eines Regens des Priester-Seminars in Rottenburg angetragen. Er lehnte jedoch beide Anträge ab. Er wollte einfacher Seelsorger und dem Kreise der Kinderwelt nahe bleiben. Auch der damalige Fürst von Sigmaringen, der Christoph Schmid öfter als Festprediger am Feste des heiligen Fidelis in seine Residenz einlud, suchte ihn, wiewohl vergebens, für sein Fürstenthum zu gewinnen.

Da bestieg im Jahre 1825 Ludwig I. von Bayern den Königsthron. Die Verdienste Christoph Schmid's um die Bildung der Jugend längst kennend und schätzend, berief ihn König Ludwig im Jahre 1826 wieder nach Bayern in sein Vaterland zurück, indem er ihm auf Anregung Sailer's die Stelle eines Domkapitulars in Augsburg übertrug. Einer so ehrenvollen Berufung konnte und wollte sich Christoph Schmid, so gern er auch in Stadien war, nicht entziehen. Er folgte, gerührt von der Gnade Seines Königs dem Rufe, nur vermochte er wegen Kränklichkeit erst im folgenden Jahre auf seine neue Stelle abzugehen. Bischof Sailer konnte es kaum erwarten, bis sein geliebter Schüler und Freund seinen neuen Posten bezog. Er schrieb ihm von Regensburg aus:

„Ich wünsche und bete und hoffe, daß Du nun bei eintretender, milder Jahreszeit Deinen neuen Posten

in Augsburg recht bald wirst antreten können zur Freude aller Gutgesinnten, die Dich dort sehnlichst erwarten, besonders des braven Herrn Bischofs und unsers lieben Webers. Letzterer schrieb erst kürzlich: „„Christoph hat noch immer nicht seine Stelle antreten können, weil er krank ist; wir wollen zusammenhelfen und ihn gesund beten.““ Ja wir wollen beten, daß Gott, der Dich so wunderbar ohne alles Zuthun dorthin berufen hat, Dir Gesundheit und Muth und Kraft gebe, dort zu seyn und zu wirken, was sein Wille ist, was zu seiner Ehre dient. — Die milde Augsburger Luft, die gegen die rauhe Württemberger Alpluft sehr absteht, wird Vieles dazu beitragen, daß Du recht bald und vollkommen genesest, und welchen schönen Wirkungskreis hast Du dann vor Dir! Einen gutgesinnten Bischof, einen befestigten General-Bislar, so viele liebe, gute Menschen, die Dich hochschätzen und verehren und auf Deine Ankunft sich freuen. Und wer weiß, was der liebe Gott mit Dir noch in petto hat. Die Entwicklung Deiner Geschichte wird keine andere seyn, als die, die Du in allen Deinen Geschichten und Gedichten so schön darstellst: Gottes Ehre, unverhehlte Verklärung seiner geheimnißvollen, weisesten Führungen, Belohnung des Verdienstes und vollkommener Sieg der gerechten und guten Sache. Der Dich so schreiben und dichten lehrte, der wird es Dich auch erleben lassen.

Darum ermuntere Dich, gehe mit Abraham aus

in das ferne Land, das der Herr Dir zeigt; glaube wie Er, vertraue wie Er und Du wirst erfahren, wie Er, daß der Herr gut ist und alle Seine Wege!“

Dein Sailer.

So herzlich Bischof Sailer Christoph Schmid in Bayern willkommen hieß, so schwerzlich war es für seinen bisherigen Bischof J. Baptist von Keller in Rottenburg, ihn aus Württemberg müssen scheiden zu sehen. Er schrieb ihm: „So innig meine Segenswünsche sind, die ich Ihnen, Verehrter, über Ihren Ruf in das Domkapitel nach Augsburg, und besonders über das Vertrauen widme, das Ihren Verdiensten geschenkt worden ist, so groß ist mein Schmerz über den Verlust durch den Austritt eines der würdigsten, ausgezeichnetsten und verdienstesten Mitglieder des Clerus aus dem meiner provisorischen Verwaltung anvertrauten Sprengel. Noch mehr schmerzt es mich, daß ich nicht vermag, auf eine Ihrem Verdienst um Religion angemessene Art Sie zurückzuhalten. Die zarte und würdige Gesinnung, womit Sie, Hochwerthver, in Ihrem edeln Schreien von mir, dem unverdienten Vorstand, Abschied nahen, konnte meinen Schmerz nur noch vermehren, und entlockte meinen Augen Thränen, meinem Herzen Empfindungen der Wehmuth! Um so erhebender muß es Ihnen seyn, zu wissen, daß Sie die Achtung, Liebe, Ergebenheit und dankbare Verehrung des ganzen inländischen Clerus

bis auf den geistlichen Vorstand in hohem Grade mit sich nehmen. Es ist eine Weihe Ihrem Talente, tief in die religiöse Jugendbildung einzuwirken und Ihrem Eifer, Gutes im Reiche Gottes zu verbreiten, dargebracht. Ich wünsche, daß ich diese Weihe, wenn Sie, Verehrtester, um die Entlassung vom kirchlichen Verbande einkommen, öffentlich darbringen könne. Indessen glaube ich und kann Ihren Austritt nicht nur nicht nahe denken, sondern nähere noch Hoffnung. —

Ich sehe noch Ihrem freundlichen Besuche entgegen und lade Sie ein, Wohnung bei mir zu nehmen. Gott segne Sie nach der Fülle seiner Liebe in Jesu unserm Herrn! Mit inniger Verehrung

Ihr

gehorsamer Diener und Freund
Joh. Baptist, Bischof.

Die Hoffnungen und Wünsche Bischof Kellers gingen nicht in Erfüllung. Am 12. April 1827 übersandte er daher Christoph Schmid die Entlassungs-Urkunde aus dem kirchlichen Verbande und schrieb dazu: „Meine hohe Achtung, verehrter Herr Domkapitular, und würdige Anerkennung Ihrer Verdienste habe ich in die angegeschlossene Fassung der Entlassungs-Urkunde niedergelegt, und bedauerte nur, daß es nicht in meiner Macht steht, Sie zurückzubalten und für unsere Kirche zu gewinnen. Gott stärke Sie, daß Ihr Licht noch lange leuchte und besonders die Ju-

gend für Christus erwärme, was Ihrem Geiste eigen ist. Ich bedauere unbeschreiblich, daß ich Sie nicht mehr bei mir sah. Gott wird mir das Glück für andere Zeit schenken. Beten Sie auch für mich! Ewig trägt segnend Ihr Bild im Gemüthe

Ihr

Freund J. Baptist, Bischof.

Im Mai 1827 verließ Christoph Schmid nach hartem Abschiede Stadien. Obwohl die Pfarrstelle zu den bessern des Landes gehörte, hatte er sich doch nur Weniges erübrigen können. Denn abgesehen von seiner Wohlthätigkeit war der Ertrag dieser Pfründe, so lange er sie hatte, keineswegs bedeutend. Die Fruchtpreise standen gerade in jenen Jahren sehr niedrig.

Das Hungerjahr 1817 war das einzige Jahr, in dem, so lange Christoph Schmid in Stadien war, die Fruchtpreise sehr hoch standen; dieses war jedoch in der Gegend von Stadien beinahe ein totales Fehljahr. Auch sonst hatte er in ökonomischer Hinsicht Verluste zu erleiden. So schrieb er im Herbst 1822 seiner Schwester Theresie, meiner Mutter, die als Witwe in Ellwangen lebte: „Ich schicke dir gerne mehr, allein die Mäuse verzehren gegenwärtig den besten Theil des Pfarr-Einkommens.“ Doch Christoph Schmid nahm bei seinem Abschied etwas Besseres mit als Geld und Gut: die Segenswünsche seiner Pfarrkinder und den Dank der Armen. Seine che-

maligen Pfarrkinder besuchten ihn noch in Augsburg, um Rath und Hülfe von ihm zu erbitten und in vielen Häusern seiner Pfarrei wurde für Christoph Schmid alle Abende lange Zeit ein Vater unser gebetet.

4. Christoph Schmid als Domkapitular in Augsburg.

Als sich Christoph Schmid Augsburg näherte und vom Sandberge aus die schöne Stadt mit ihren vielen Thürmen im Scheine der Abendsonne erblickte, sagte er zu seiner Schwester, die bei ihm im Reisewagen saß: „Wie wunderbar fügt Gott doch Alles im menschlichen Leben! Vor mehr als dreißig Jahren ging ich zu Fuß als junger Priester auch zur Frühlingszeit nach Augsburg, um mich dort prüfen zu lassen und bei den damaligen Domherren meine Aufwartung zu machen. Mit Schüchternheit läutete ich an ihren Wohnungen an. Und heute fahre ich im Reisewagen in eben diese Stadt, um da als Domherr zu leben und zu wirken.“

Christoph Schmid wurde von dem damaligen Bischofe Ignaz Albert von Mezz sehr herablassend und gütig, von dem General-Bisat von Weber, seinem früheren Lehrer, sehr herzlich aufgenommen. Letzterer lud Christoph Schmid und seine Schwester ein, so

ange bei ihm zu wohnen, bis seine Logie gehörig eingerichtet war.

Am 21. Mai 1827 wurde Christoph Schmid in der Domkirche zu Augsburg in sein neues Amt eingesetzt. Eine große Menschenmenge war versammelt, um an dieser Feier Theil zu nehmen; viele freuten sich, den beliebten Jugendschriftsteller, dessen Erzählungen sie bereits mit großem Vergnügen gelesen hatten, von Angesicht zu sehen. Mancher Vater, manche Mutter zeigten ihren Kindern den Verfasser der Oesterreicher.

Da Christoph Schmid bisher auf dem Lande gelebt und den stillen Aufenthalt dafelbst sehr lieb gewonnen hatte, gewöhnte er in der Stadt schwer an. Dazu kam noch, daß er als der jüngste Domberr keine eigene Amtswohnung hatte, sondern in der Hausmiete wohnen mußte. Die Logie, welche Generalvikar Weber für ihn gemiethet hatte, befand sich war in der Nähe der Domkirche, war jedoch mehrere Stiegen hoch und in einer der geräuschvollsten Straßen Augsburgs gelegen; auch hatte sie die Sonne erst gegen Abend. Christoph Schmid schnte sich daher Anfangs oft wieder zurück nach dem gewohnten, stillen Landaufenthalt und nach seinem freundlichen Studirzimmer in Stadien. Es wollte ihn fast reuen, das stille, den Musen günstige Landleben, mit dem geräuschvollen Stadtleben vertauscht zu haben. Auch arbeitete er sich nicht ohne Mühe in die vielfach

troffenen Kanzleigeschäfte hinein, die er als Domkapitular zu besorgen hatte. Er mußte Anfangs seine kindliche Muse, die sich mit dem Altenlesen nicht vertrug, ganz bei Seite setzen; es fehlte ihm überhaupt die Lust zu schreiben. Seine Freunde ermunterten ihn auf alle Weise, und Sailer schrieb ihm: „Es freut mich unendlich, daß Du nun einmal in Augsburg angekommen bist. Ich habe die festeste, festeste Ueberzeugung, daß Du dort an Deinem Plage bist und daß der Herr, der Dich hingesandt, Dir Muth, Licht und Kraft verleihen wird, Dein neues Tagewerk zu erfüllen und es mit Freude zu erfüllen. Ich bin aller Strapazen ungeachtet recht gesund und wohl von meiner Geschäftsreise zurückgekommen, ein neuer Beweis für mich, wie viel man zu ertragen vermag, wenn man sich auf den allmächtigen Weltenträger stützt. Sollte die Bürde, die Dich drückt, für jene mächtigen Schultern zu schwer seyn können? Nein, gewiß nicht! Lade Du sie Ihm nur recht vertrauensvoll auf; Er trägt sie und Dich.“

Die Schwester Christoph Schmidts wußte am besten, was ihr Bruder vor Allem bedurfte, um sein neues Tagewerk mit Freude zu erfüllen und wieder Erzählungen zu schreiben: das war eine eigene, freundliche Wohnung, ein kühles, sonniges Studirzimmer und wo möglich ein Gärtchen mit Blumen davor. Zu ihrer Freude wurde ein kleines, auch nicht weit vom Dome gelegenes Haus feil. Der Kauf wurde ab-

geschlossen und Christoph Schmid zog dahin. Hier hatte er, wornach er sich sehnte, ein stilles Studierzimmer, das die Morgensonne beschien, ein Gärtchen mit Blumen, einzelnen Obstbäumen und einem laufenden Brunnen. Er lebte wie neu auf, arbeitete mit Freude in seinem Berufe und fing wieder an, Erzählungen zu schreiben.

Eine Zeit lang redigirte er im Auftrage des General-Vikar Weber eine Schrift, welche unter dem Titel „Conferenz-Arbeiten der Augsburg'schen Diözesan-Geistlichkeit“ in der Wolsfs'schen Buchhandlung daselbst 1829 in Hefen herauskam. Auch schrieb er Aufsätze in die von Hönninghaus damals in Würzburg herausgegebenen Palmblätter, eine Wochenschrift für christliche Familien.

Im Ordinariate hatte er das Referat über die Schulangelegenheiten. Es wird von Christoph Schmid gerühmt, daß er jeden Priester der Diözese Augsburg, der in irgend einer Angelegenheit zu ihm kam, immer sehr liebevoll aufnahm, ihn anhörte und im geistlichen Rathe, wenn es möglich war, für ihn sprach. Er nahm nie eine einseitige Auflage an, sondern sagte: man muß beide Theile hören. Eine strenge Amtsmiene, ein hoher, abweisender Ton war seiner Natur durchaus zuwider; auch in dem jüngsten Cleriker ehrte er den Priester. In den Concursprüfungen war er sehr rücksichtsvoll, half nach und munterte die Candidaten auf, unerschrocken zu seyn. Wenn sie ihm

nach herkömmlicher Weise die Aufwartung machten, so fragte er jeden sehr freundlich nach seinen Verhältnissen, seinen Aeltern u., ermunterte alle mit mildem Ernste, sich ganz ihrem erhabenen Berufe zu widmen und bat sie um ihr Gebet.

Christoph Schmid predigte in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Augsburg öfter bei festlichen Veranlassungen im Dom, auch in andern Kirchen der Stadt. Er hielt das Hochamt, wenn es ihn traf, und sonst alle Sonntage die so genannte Segens-Messe um 9 Uhr in der Domkirche. Alle, welche diesem Gottesdienst beizuhorten, waren erfreut und gerührt, wenn sie den ehrwürdigen Greis am Altare sahen, wo er mit inniger Andacht das heilige Opfer darbrachte.

Im Jahre 1832 wurde Christoph Schmid das Amt eines königl. Kreiscolarchen für Schwaben und Neuburg übertragen. Als gründlicher Kenner des Schulwesens wirkte er sehr segensreich in dieser Stellung für Jugendbildung und Erziehung. Sein Grundsatz war namentlich in Beziehung auf Landschulen, nur das Allernothwendigste, dieses aber recht gründlich, zu lehren; multum non multa. Er sagte, „die neueren Pädagogen spannen ihre Forderungen zu hoch.“ Er sah bei Anstellung der Lehrer nicht bloß auf gründliche Kenntnisse, sondern hauptsächlich auf religiöse und sittliche Bildung. Nicht wenige Lehrer wandten sich mit Bitten und Fragen an ihn. Er

antwortete ihnen freundlich und hals, so gut er konnte. Stets hat er den Lehrerstand sehr hoch geachtet; er kannte aus Erfahrung den schweren Beruf eines Volksschullehrers. Er war, wie er sich ausdrückte, selbst viele Jahre „deutscher Schulmeister.“ Christoph Schmid wurde auch zum Mitglied der im Jahre 1834 angeordneten Commission zur Prüfung und Abfassung zweckmäßiger Lehrbücher für die Volksschulen Bayerns ernannt. Er verfaßte, in Gemeinschaft mit dem berühmten Naturforscher Schubert, den Naturgeschichtlichen Theil des Lehr- und Lesebuches für die mittlern und obern Klassen der deutschen Schulen im Königreich Bayern.

Im Jahre 1836 gab er, von dem Bischöfe Ignaz Albert von Kiegg dazu aufgefordert, einen Katechismus der christkatholischen Religion für das Bisthum Augsburg heraus. Bischof Kiegg sagt in dem Einführungsschreiben: „Nachdem wir diesen Katechismus Unserer Absicht entsprechend gefunden, ihn Seiner Päpstlichen Heiligkeit vorgelegt, der heilige Vater die Prüfung desselben mehreren, von Ihm außersehenen Gottesgelehrten und einer Congregation von Cardinälen übertragen, in einem wahrhaft väterlichen Schreiben Uns dazu Glück wünschte und von Einführung desselben den glücklichsten Erfolg erwartet, so gerichtet es Uns zu sehr großer Freude, gegenwärtigen „„Katechismus der christkatholischen Religion für das Bisthum Augsburg““ Unsern geliebten Bis-

thums-Angehörigen nunmehr gedruckt in die Hand geben zu können.“ Bischof Peter von Eicharz, der Nachfolger von Rieggs fand den Katechismus der Beibehaltung werth; Bischof Leopold von Mainz führte ihn in seinem Bisthume ein; auch Bischof Johann Baptist Purzell von Cincinnati in Nordamerika hat diesen dort mit Stereotypen gedruckten Katechismus in einem der genannten Ausgabe vorgesezten bischöflichen Schreiben den Katholiken seines Bisthums nachdrücklichst empfohlen.

Im Jahre 1837 ernannte König Ludwig Christoph Schmid in Anerkennung seiner Verdienste zum Ritter des Verdienst-Ordens der bayerischen Krone. Wann König Ludwig nach Augsburg kam und das Domkapitel empfing, sprach der König immer besonders gnädig und längere Zeit mit Christoph Schmid und gedachte dabei jedesmal Bischof Sailer's. Ebenso äußerten die Prinzen und Prinzessinnen des Königl. Hauses stets sehr gnädige Gesinnungen gegen ihn. Eine Dignität im Domkapitel hat Christoph Schmid nie begehrt. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, eine solche zu erhalten. Als nach dem Tode des Domdekan Pichler diese Stelle in Augsburg erledigt war, wurde Christoph Schmid, der sich in Schulan gelegenheiten eben in München befand, zu König Ludwig gerufen. Der König wollte Christoph Schmid's Ansicht über eine Schulsache von ihm selbst hören und fragte ihn bei dieser Veranlassung, ob er keinen

Wunsch habe. Christoph Schmid äußerte keinen. Sogleich nach dieser Audienz ernannte der König den Domkapitular Egger zum Domdekan. Als einmal in Gegenwart Christoph Schmid's davon die Rede war, es sey auffallend, daß ihm keine Dignität im Domkapitel übertragen worden sey, antwortete er: „Ich habe nie eine gesucht, wie hätte ich, da ich mit Geschäften schon überhäuft war, dann noch etwas für die Kinder schreiben können?“

Was das häusliche Stillleben Christoph Schmid's in Augsburg betrifft, so saß er auch hier alle Morgen im Winter wie im Sommer schon um vier Uhr an seinem Arbeitstischchen. Die Morgenstunden waren ihm die liebsten im Tage. Da konnte er ganz ungehört arbeiten, besonders im Winter, wann Alles umher noch in tiefem Schlafe lag. Er sagte: die Zeit von 4 Uhr bis 8 Uhr ist fast die einzige, die ich im Tage mein nennen kann. Wenn sich allmählig die Gardinen und Läden der benachbarten Häuser öffneten, hatte Christoph Schmid oft schon ein ganzes Kapitel einer Erzählung geschrieben. Um sechs Uhr ging er, wenn ihn rheumatische Leiden nicht daran hinderten, in den Chor, dann las er die heilige Messe. Den Nachmittag über hatte er, zumal wenn geistlicher Rath gehalten wurde, mit Ordinariatsgeschäften zu thun. Mittags speiste er immer sehr einfach; nur wenn, was nicht selten der Fall war, Gäste geladen waren, wurde eine reichere, doch niemals festliche Mahlzeit bereitet. Er

betete, sein schwarzseidnes Käppchen, das er stets zu Hause trug, in den Händen haltend, immer sehr andächtig, bevor er sich mit seinen Gästen zu Tische setzte und wies ihnen dann mit der ihm eigenen Freundlichkeit ihre Plätze an. Wollten hier und da einige aus Höflichkeit wegen der Plätze Umstände machen, so pflegte er lächelnd zu sagen: „Das Leben ist viel zu kurz, um lange Komplimente zu machen.“ Während des Essens war Christoph Schmid immer sehr heiter und unterhielt seine Gäste sehr angenehm. Namentlich war er unerschöpflich im Erzählen von Anekdoten. Alle, die bei ihm speiseten, werden sich mit Vergnügen an diese Stunden erinnern. Je nachdem Gäste da waren, ließ er beim Nachtrich auch Erheiterndes und Belehrendes vor. Von den Fehlern anderer Menschen sprach Christoph Schmid höchst selten und dann nur mit Bekauern. Er lenkte sogleich das Gespräch von den Fehlern derselben auf ihre guten Seiten oder schwieg ganz. Ueberhaupt waren seine Urtheile über Andere ungemein mild und sehr verständig. Wie in seinen Erzählungen, so liebte er in seinen Gesprächen mehr das Licht als die Finsterniß.

Nachmittags pflegte Christoph Schmid bei guter, freundlicher Witterung einen Spaziergang in den schönen Allern, die Auzsburg umgeben, zu machen. Er rühmte, wenn er unter den hohen, schattigen Linden lustwandelte, gerne die ehemaligen Bäter der Stadt, welche

diese herrlichen Spaziergänge angelegt hatten. Kinder kamen herbeigesprungen, brachten ihm Blumen und küßten ihm die Hand. Er lächelte freundlich und dankte herzlich für diese lieben Gaben aus den Händen der Unschuld. Auf diesen Spaziergängen begleitete ihn fast immer einer der Domherren, der ihm besonders befreundet war. Viele Jahre hindurch war Gustav Kiezer, der einige Zeit nach Christoph Schmid Domherr in Augsburg wurde, sein täglicher Gesellschafter und Begleiter. Kiezer war früher Pfarrer und Dekan zu Weichering bei Neuburg an der Donau und Christoph Schmid seit mehr als dreißig Jahren befreundet. Christoph Schmid rühmte seinen biedern, aufrichtigen, geraden Charakter, seine gründliche Beurtheilungskraft, seine umfassenden theologischen Kenntnisse und überhaupt seine wissenschaftliche Bildung. Er trug auch Vieles dazu bei, daß dieser sehr edle Mann und treffliche Arbeiter in das Domkapitel kam. Mir ist, ich sehe beide Freunde noch miteinander lustwandeln, Kiezer groß von Statur und, da er hinkte, sich stets auf seinen Stiel stützend; Christoph Schmid klein, aber aufrecht einhergehend, immer ohne Spazierstock, die rechte Hand vorn in dem dunkelblauen Oberrocke, die linke auf dem Rücken ähnlich wie Napoleon dargestellt wird, mit dem er in Einem Jahre und an Einem Tage geboren wurde. So Domherr Kiezer ein großer Kenner und Freund der Geschichte war, die Jahreszahlen, ja

Monattage beinahe aller Schlachten und wichtigsten Staatsbegebenheiten der neuern Zeit auswendig wußte, auch den ganzen französischen Krieg miterlebt hatte, so war die Geschichte meistens der Gegenstand ihrer Unterhaltung. Besonders lenkte Christoph Schmid gerne das Gespräch auf Napoleon, dessen Scharfbild und große Feldherrntalente er außerordentlich bewunderte. Er erzählte, ein französischer Offizier habe ihm unter Andern gesagt, wenn Napoleons Marschälle unschlüssig gewesen seyen, was sie thun sollten, und zu keiner Entscheidung kommen konnten, so hätten sie zu einander gesagt: „Warten wir, bis der Kaiser kommt.“ Kaum war er nach seiner Gewohnheit rasch in ihre Mitte getreten und hatte sie angehört, dann habe er nach kurzem Bedenken gesagt: „So macht man!“ und dann sey allen die Lösung so einfach und klar erschienen, daß sie sich wunderten, dieselbe nicht eben so leicht gefunden zu haben. Von dem französischen Volke habe Napoleon geäußert: „Es gleiche einem muthigen Kesse, ob bedürfe eines guten Reiters.“ Auch von der Unterredung Napoleons mit Soult im Lager vor Landshut erzählte Christoph Schmid. Es ist schade, daß die Mittheilungen beider Freunde über ihre Erlebnisse in den französischen Kriegen nicht ausgedehnter worden sind. Sie wären gewiß eben so belehrend als unterhaltend zu lesen.

An heitern Abenden besuchte Christoph Schmid zuweilen die Sternwarte, auf welcher der als Astronom

bekannte Domherr Stark damals seine Beobachtungen anstellte; denn wie Christoph Schmid die Blumen der Erde liebte und sie mit dankbarem Aufblicke zu Gott betrachtete, so auch die Sterne des Himmels. Er kannte die Namen und die Stellung der vorzüglichsten Gestirne und besaß selbst einige sehr genau gezeichnete Sternkarten, die er von einem alten Offiziere, einem großen Freunde der Astronomie, zum Geschenke bekommen hatte und zwar aus folgender Veranlassung. Dieser Offizier war einmal Badgast im Jordanbade bei Biberach, wohin, wie oben bemerkt, Christoph Schmid von Stadien aus öfter kam. In einer schwülen Sommernacht saßen die Gäste noch im Zircen. Da sagte der Offizier, indem er nach dem Himmel schaute: „Kein Sternbild ist zu sehen! Der matte Schein dort, der einzigne, ist aus der Lausperca“: und wandte sich an die Badgäste mit der Frage: „Wer sagt dies?“ Alle schwiegen, nur Christoph Schmid entgegnete: „Schiller liest diese Worte Wallenstein sagen.“ Als der alte Kriegsmann hörte, wie vertraut Christoph Schmid, den er für einen gewöhnlichen Landpfarrer gehalten hatte, mit den deutschen Klassikern sei, begegnete er ihm mit großer Achtung, unterhielt sich die Badzeit hindurch stets mit ihm und schenkte ihm, da er seine Freude an der Astronomie bemerkte, diese sehr guten Sternkarten. Domherr Stark unterhielt sich daher auch gerne mit Christoph Schmid, und lud ihn ein, seine

Sternwarte recht oft zu besuchen. Eines Abends, da beide sich wieder einmal auf derselben befanden, meldete der Diener einen Herrn mit zwei Damen. Stark sagte: „Der Herr mag heraufkommen, von den Damen darf keine meine Sternwarte betreten.“ Christoph Schmid fragte Stark nach der Ursache des Verbotes. „Sehen Sie, Herr Collega,“ erwiderte dieser, „dort in der Ecke hatte schon längere Zeit eine Spinne ihr Netz ausgespannt und ich beobachtete an ihr den Witterungswechsel. Da kam ohnlängst eine Dame und streifte mit ihrem Sonnenschirm, wahrscheinlich aus Keinsichtelicheit, das Gewebe sammt der Spinne ab. Ich empfand einen großen Aerger darüber und habe mir fest vorgenommen, nie mehr ein Frauentzimmer auf meine Sternwarte zu lassen; nie, nimmermehr,“ wiederholte der Astronom mit Nachdruck. Alle Damen wurden ohne Weiters von dieser Zeit an abgewiesen.

Zu Nacht spreizte Christoph Schmid nie mehr als ein oder zwei Eier, und las die Zeitungen. Nach vollbrachtem Tageswerke kam seine Schwester Franziska mit ihrem Strickzeug auf sein Zimmer, wo er ihr dann gewöhnlich noch eine Stunde vorlas. Sie schrieb ihm auch alle Manuscripte seiner Erzählungen für den Druck sehr deutlich in's Reine. Franziska hatte in ihrer Jugend selbst mehrere sehr liebliche Gedichte gemacht und las, so weit es ihr die Haushaltungsgeschäfte gestatteten, gerne gute und in-

interessante Bücher. Einmal verursachte ihr ihre Leselust beinahe einen Todeserschrecken. Das Buch, „die Scherin von Brevorst“ von Justinus Kerner, dem Christoph Schmid persönlich befreundet war, machte damals viel Aufsehen. Christoph Schmid theilte es auch seiner Schwester mit. Da sie den Tag über keine Zeit zu lesen hatte, so benützte sie die Nacht dazu. Es war bereits 12 Uhr und Franziska ganz in den geisterhaften Inhalt dieses Buches vertieft. Sie las eben jenes Kapitel, in dem von einem kleinen, grauen Geist erzählt wird. Auf einmal öffnete sich leise die Thüre ihres Zimmers und eine kleine, graue Gestalt trat herein. Franziska that einen lauten Schrei und sank beinahe vor Schrecken vom Sessel. Die kleine, graue Gestalt war jedoch Niemand anders als ihr Bruder Christoph, welcher im Hause einen grauen Ueberrock zu tragen pflegte. Er hatte noch so spät von seinem Zimmer aus den Widerschein eines Lichtes aus ihrem Zimmer an der gegenüberliegenden Gartenmauer bemerkt und war gekommen, nachzusehen, ob sie vielleicht unspätlich geworden sey. Zum Glück war der Schrecken der Schwester ohne Folgen.

Christoph Schmid liebte es, in seinem Zimmer stets einen Singvogel zu haben. Schon als Kaplan hatte er, wie er im dritten Bändchen selbst erzählt, ein Rothkehlchen, später einen Kanarienvogel oder eine Nachtigall. Er fütterte sie selbst und sie konnte

ten ihn ganz genau. Ein Kanarienvogel, den er lange Zeit hatte, kam oft auf das Tischchen, an dem er schrieb, geflogen und zupfte an seiner Feder, bis er ein Apfelschnitzchen oder ein grünes Blättchen bekam. Er flog in den Garten hinaus und lehrte selbst wieder in sein Käfig zurück. Die Nachtigall kannte ihn an der Stimme. Wenn er Nachts ohne Licht in sein Studirzimmer ging und die Nachtigall deshalb erschreckt scheu im Bauer umhersog, so wurde sie sogleich ruhig, sobald er zu sprechen angefangen hatte. Auch die Hinken und Emmerlinge, welche sich auf den Bäumen seines Gärtchens aufhielten, kamen, besonders im Winter, an seine Fenster geflogen, wo sie dann von ihm gefüttert wurden. Als er einmal verriet, schrieb ihm seine Schwester: „Ihren lieben Vögelein hat es recht ahnt nach Ihnen gethan. Sie haben in den ersten Tagen gar heftig um das Haus geschrien. Wenn sie an das Fenster hergestiegen sind, haben sie einen Maurer, Hafner, Schreiner oder Maler gesehen, und sind verschreckt wieder fort. Ich füttere sie fleißig und vergiß sie schon um Ihetwillen niemals.“

Wie traurig war der Verfasser der Erzählung: „der Kanarienvogel“, als einmal eine fremde Kage die Jungen aus einem Nestchen raubte, das ein Schwarzwäldchen in einem Gefäße seines Gartens gemacht hatte, und zu dem er vorher oft hingeschlichen war, um die jungen Vögelein darin zu betrachten. Ein

zartes Kinderherz hätte keinen größeren Schmerz empfinden können.

Unter den Blumen liebte Christoph Schmid besonders die Rosen. Seine Schwester trug daher Sorge, daß alle Sommer ein schöner Rosenstiel den Hausgarten schmückte. Nicht selten sah man Christoph Schmid, wenn er darin umherging, längere Zeit vor einem der blühenden Rosensträucher betrachtend stehen bleiben. Einmal sagte er: „Die Rose ist doch die Königin der Blumen. Wenn die Rosensträucher seltener wären, so würden Fürsten sich viel Geld kosten lassen, einen Rosenstock in ihren Gärten zu haben und ihn als die schönste Zierde derselben betrachten. Allein der ärmste Landmann kann diese wunderschönen Blumen in seinem Gärtchen ziehen und die Allmacht des Schöpfers daran bewundern. Auch daraus erhehlt die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes.“ Die kleinen, grünen Insekten, mit denen Zweige und Blätter der Rosensträucher oft ganz bedeckt sind, beschäftigten seine Aufmerksamkeit insbesondere. Er beobachtete sie durch ein Vergrößerungsglas und schrieb einen Aufsatz, der sich unter seinen hinterlassenen Papieren befindet und den Titel hat: „Der Rosenstock und seine Bewohner.“

Nächst den Rosen liebte Christoph Schmid besonders die Verkeusen; karmoisinrothe, dunkelblaue, weiße, geiprenzte schmückten in Töpfen seine Fenster-Gesimse.

Er pflegte und begoß sie immer selbst. Auf ein Blättchen schrieb er:

Die Kerlejen.

Er, der diese schönen, milden
Farben kennt' aus Staube bilden,
Diese lieblichen Gestalten
Aus dem Samenkern entfalten,
Er, der diesen süßen Duft
Aus der irden Erde ruft —
O welch' heße Seligkeiten
Wird Er uns erst dort bereiten
In dem vollen, großen, weiten
Schauplatz seiner Herrlichkeiten!

Man konnte Christoph Schmid eine große Freude machen, wenn man ihm einen duftenden Blumenstrauch, einen blühenden Blumentopf oder reife Früchte in's Zimmer stellte. Unter den letztern liebte er besonders die Pfirsiche und die Trauben. Er ließ sie oft längere Zeit, bevor er sie genoß, auf dem Tische stehen, um sie zu betrachten. Das sanfte, wie hingehauchte Roth der Pfirsiche, das duftige Blau der Trauben konnte er nicht genug ansehen. Er bewunderte Gottes Allmacht und Schönheit daran. Diese sinnigen Betrachtungen verdankt die Kinderwelt manch liebliche Erzählung.

Auf eine elegante Hauseinrichtung sah Christoph Schmid nicht. Seine Sopha's, Sessel, Möbel überhaupt waren alt und unscheinbar. Spiegel hatte

weder in seinem Gastzimmer noch in seinem Studirzimmer. Er sagte: „Ein schönes Gemälde ist mir lieber als der kostbarste Spiegel.“ Nach und nach erwarb er sich, namentlich durch billigen Ankauf in Auktionen, eine Sammlung hüblicher Oelgemälde. Außer den schon genannten vier Huber'schen Stücken hatte er von demselben Meister noch zwei sehr gelungenen Bilder: Jesus den Kinderfreund und Jesus am Kreuze. Dann eine Geburt Christi von Bassano und ein kleines, liebliches Marienbild angeblich von Sassoferrato; zwei größere italienische Landschaften, der Morgen und der Abend, welche sich bei der rechten Beleuchtung von vorzüglicher Wirkung zeigten; drei Blumenstücke aus der Niederländer-Schule, die wohlgetroffenen Portraits seiner geliebten Lehrer Sailer und Weber und viele kleinere Landschaften. Maler Busliger in Augsburg, welcher das am meisten ähnliche Portrait Christoph Schmidts zeichnete, mußte ihm einige Werke großer Meister copiren. Er besaß dergleichen werthvolle ältere Kupferstiche und schöne neuere Lithographien. So oft er in Schulan gelegenheiten nach München kam, brachte er den größten Theil seiner freien Zeit in den dertigen Gemälde-Gallerieen zu. In den beiden Erzählungen: „Der Weihnachtsabend“ und „Angelika“ spricht sich Christoph Schmidts Liebe zu der edeln Kunst der Malerei ebenso anziehend und belehrend aus.

Ein fast noch größerer Freund als von schönen

Gemälden war Christoph Schmid von guten Büchern. Zu seiner Zeit befand sich ein blinder Antiquar, Namens Windprecht in Augsburg. Er hatte seinen Bücherladen an einer Ecke der Maximiliansstraße. Bei diesem Blinden mußte das Gefühl die Stelle und den Dienst des Gesichtes ersetzen. Er hatte auch wirklich ein so feines Gefühl in den Händen, daß er, wenn er ein Buch einmal damit betastet hatte, sogleich sagen konnte, was es für ein Buch sey. Christoph Schmid ging fast niemals an dem Bücherstande dieses blinden Antiquars vorüber, ohne ihn zu grüßen und das eine oder andere Buch zu kaufen. Einmal fragte er nach dem englischen Verikon von Arnold. Der Blinde erwiderte, dieses Werk habe er nicht hier oben, sondern in seinem Gewölbe unten; er werde es sogleich holen. Christoph Schmid erbot sich, mit in das Gewölbe hinabzugehen, um dem Blinden das Buch suchen zu helfen. Dieser aber entgegnete lächelnd: „Lassen Sie mich nur allein gehen, Herr Domkapitular, Sie würden das Werk doch nie in meinem Gewölbe finden; denn dort ist es so dunkel; da weiß ich allein Bescheid.“ Nach kurzer Verweilen brachte der Blinde das Verikon.

Ein andermal kam Christoph Schmid mit Stadtpfarrer Albrecht an den Bücherstand des Blinden. Dieser erkannte Christoph Schmid sogleich an der Stimme und reichte ihm, wie gewöhnlich, die Hand. Anstatt Christoph Schmid bot jedoch Pfarrer Albrecht

dem Blinden die Hand. Kaum hatte dieser sie berührt, so sagte er: „das ist nicht Ihre Hand, Herr Domkapitular; Ihre kleine und zarte Hand kenne ich wohl, diese Hand hatte ich noch nie in der meinigen.“ Christoph Schmid löste dem Blinden das Räthsel und beide Herren bewunderten das richtige Gefühl des Blinden. Christoph Schmid erwarb sich nach und nach eine reiche Sammlung werthvoller Bücher; er ließ über dieselben lauter Umschläge von gelbem Papier machen und schrieb selbst die Titel sehr zierlich darauf.

In den Ferien durften ihn seine studirenden Nissen besuchen. Er freute sich, wenn sie ihm Preise oder treffliche Zeugnisse als Beweise ihres Fleißes und ihres Wohlverhaltens vorlegen konnten; er ermunterte sie zu fernerm Fleiße und beschenkte sie reichlich. Hatte Christoph Schmid eben eine neue Erzählung vollendet, so las er ihnen das Manuscript vor und hörte auf ihre Bemerkungen.

Christoph Schmid's Geburts- und Namenstag war jedesmal ein kleines Familienfest; er war an diesen Tagen in Mitte seiner Verwandten und Freunde immer sehr heiter. Im Sommer 1829 wurde dieses häusliche Fest durch einen Unfall gestört, der für ihn und die Theilnehmer des Festes leicht hätte von schrecklichen Folgen seyn können. Es war am 26. Juli jenes Jahres, einem Sonntage, da Christoph Schmid seinen Namenstag feierte und in Mitte seiner Ver-

wandten und Freunde sehr vergnügt war. Gegen 4 Uhr verfinsterte sich der Himmel. Ein schweres Gewitter, das sich durch braungraues, in's Grünliche fallendes Gewölk und wiederholte Donnerschläge als sehr gefährlich ankündete, zog von Südwest über Augsburg her. Christoph Schmid stand vom Tische auf und begab sich mit seinem Bruder Alois, der als quiescirter gräflicher Herrschaftsrichter auch in Augsburg lebte, in den obern Stock des Hauses, um das Gewitter zu beobachten. Sie öffneten die Zimmerthüren. Christoph Schmid sagte nach einer Weile: „Jetzt ist das Gewitter gerade ob dem Hause und die Gefahr am höchsten.“ In demselben Augenblicke fuhr ein Blitzstrahl mit einem Knalle ohne Vergleich heftiger als ein Kanonenschuß in das Wohnhaus. Der erschütternde Schlag machte das Haus beben, es schien ganz in Flammen zu stehen und ein starker Schwefelgeruch erfüllte dasselbe. Christoph Schmid und sein Bruder standen unverletzt; sobald sie sich vom Schrecken erholt hatten, begaben sie sich in den untern Stock, um nach den daselbst befindlichen Gästen zu sehen. Zu ihrer Freude war Niemand im Geringsten beschädigt; nur empfanden die Meisten ein mehrere Stunden anhaltendes Obrenklingen und Kopfschmerzen. Alle dankten Gott, der sie so gnädig und augenscheinlich beschützt hatte. Christoph Schmid beschrieb die Wirkungen des Blitzes folgenden Worten: „Der Blitzstrahl traf erst den Kamin,

verschoß das Dach desselben, schlug einen Theil des Gesimses ab und verdrehte und beschädigte den Ramin, so weit er über das Dach hervorragte so sehr, daß er abgebrochen werden mußte. Da, wo das Dach anfängt, theilte sich der elektrische Strom, fuhr in die zwei einander gegenüberstehenden Gesparre des Daches, die er spaltete und davon mehrere Splitter abbrach, derer einige fünf bis sechs Schuh lang sind. Aus den zersplitterten Dachbalken fuhr der Blitzstrahl zu beiden Seiten des Hauses theils innerhalb, theils außerhalb an den Mauern und Fenstern herab, wo er überall mehrere deutliche Spuren zurückließ. An der westlichen Seite ist oben am Fenstergesimse eine kleine Oeffnung sichtbar, wo er das eiserne Fensterbeschlag ergriff, von Eisen zu Eisen sprang, schwarze Flecken zurückließ, eine Fensterscheibe einschlug, das Blei etwas schmolz, hierauf den unteren Fensterstock erreichte und dann nach einigen kleinen Beschädigungen an der Mauer in den Boden fuhr. Auf eine ähnliche Art läßt sich seine Bahn auch auf der andern Seite des Hauses nachweisen. Kleine Nebenströme der Blizmaterie müssen sich auch sonst im Hause verbreitet haben. So sieht man ober einer Mücke im Hause eine kleine Oeffnung in der Decke: von dem eisernen Fuße eines Ofens reicht ein kleiner schwarzer Fleck bis zum nächsten Nagel im Zimmerboden. Merkwürdig ist der Umstand, daß mehrere höhere Gebäude dieses kleine Haus umgaben und die

öfentlich nicht viel über 200 Schritte entfernte Frohnfeste mit Blitzableitern versehen ist."

Die Theilnahme an diesem Vorfall war in der ganzen Stadt allgemein und viele Freunde und Bekannte kamen, um die Wirkungen des Blitzstrahles anzusehen. Als sie Christoph Schmid Glück dazu wünschten, daß die drohende Gefahr so glücklich vorübergegangen sey, sagte er: „Danken wir vor Allem Gott, der mich und Alle, die im Hause waren, so gnädig beschützt hat. Ziehen wir uns aber auch aus diesem Ereignisse die weise Lehre, stets bereit zu seyn; denn wir wissen weder den Tag noch die Stunde, da der Herr kommt, unsere Seele von uns zu fordern."

5. Christoph Schmid's Erholungsreisen, auswärtige Freunde und Primizreden.

Als Domherr machte Christoph Schmid beinahe jeden Sommer oder Herbst eine Erholungsreise, oder besuchte auf den Rath des Arztes ein Bad. Im Juli 1828 lud ihn Sailer ein, mit ihm das Karlsbad zu gebrauchen. Er schrieb ihm von Barbing aus: „Ich reise morgen früh in Begleitung von Dr. Broske nach Karlsbad ab, wo ich, nach Versicherung meiner Aerzte, vollkommene, nachhaltige Gesundheit mir eintrinken soll. Rede also Du gleich mit Deinem Arzte, ob Karlsbad Dir tauge, packe

dann schnell ein und folge uns. Welche Freude, dort zusammenseyn zu können! Ich mache wahrscheinlich eine Nachkur in Franzensbrunn. Böhmen ist ja reich an Quellen; eine davon wird Dir gewiß Gesundheit sprudeln. Also komme!" ... Der Brief schließt mit den Worten: Vale, veni, ama! S. Christoph Schmid reiste Saller nach und beide Freunde genossen zu Karlsbad selige Tage. Christoph Schmid lernte hier mehrere vortreffliche Männer, auch die gräfliche Familie Stolberg-Stolberg kennen. Dies erhellt aus einem Blatte seiner hinterlassenen Papiere, auf dem die Worte stehen: „Den Hoffnungsvollen, Gräflichen Kindern Alfred, Mathilde und Elisabeth zu Stolberg-Stolberg widmet mit dem herzlichsten Wunsche und Gebete zu Gott, daß Sie zur Freude Ihrer Erlauchten Aeltern aufwachsen und stets des Namens Stolberg werth seyn mögen, diese Blätter

Ihr

Freund Christoph Schmid.

Karlsbad, den 23. August 1828.

Auf demselben Blatte stehen die Verse:

Dies Buch vom Himmel uns gegeben
Zum Leitstern durch dies Pilgerleben
Ist mehr als Gold und Perlen werth.
Wollt Ihr zufrieden hier auf Erden
Und selig dort im Himmel werden,
So thut, was dieses Buch uns lehrt.

Christoph Schmid benötigte die Ruhe, welche ihm die Kurzeit gewährte, dazu, die Erzählung: „Ferdinand, die Geschichte eines jungen Grafen aus Spanien“ zu schreiben. Den Stoff zu dieser Erzählung, die sich auf eine wahre, theils in Spanien, theils in Böhmen vorgefallene Geschichte gründet, fand er in einem alten Buche, welches ihm in Karlsbad in die Hände fiel. Die Hauptzüge dieser etwas kurz gefaßten Geschichte, boten ihm, wie er selbst in der Vorrede sagt, „einen solchen Reichthum von Begebenheiten und Charakteren dar, daß er sich nicht enthalten konnte, sie nach seiner Art auszumalen.“

Auf der Heimreise lernte Christoph Schmid in Regensburg Diepenbrock, der damals Privatsekretär Sallers war, persönlich kennen. Diepenbrock arbeitete eben an seinem Werke „Geistlicher Blumenstrauch aus spanischen und deutschen Dichtergärten;“ er freute sich, Christoph Schmid persönlich kennen zu lernen und das Band edler Freundschaft umschlang schnell und unauflöslich die Herzen beider geistig einander verwandten Männer. Im folgenden Jahre sandte Diepenbrock ein Exemplar seines geistlichen Blumenstrauches an Christoph Schmid und schrieb dazu:

Verehrter Freund!

Endlich sende ich Ihnen versprochenemassen ein Exemplar des so eben fertig gewordenen „geistlichen Blumenstrauches“, mit der Bitte, es als freundschaft-

liches Andenken aufzunehmen und mit dem Wunsche, daß Ihr feines Näschen einige angenehme, erquickliche Düfte darin finden möge. Zugleich bemerke ich im Vertrauen, daß die im Verzeichniß mit G. S. bezeichneten Lieder von Hrn. Minister von Schenk, die übrigen aber, die darauf folgen (ein paar von Clemens Brentano ausgenommen) von einem sehr frommen und geistreichen Frauenzimmer, einer Predigerstochter aus Berlin sind, die vor etwa zehn Jahren katholisch geworden und nun sich der Mädchenerziehung in einer klösterlichen Anstalt widmet. Die kindliche Einfalt, weibliche Zartheit und wahre Empfindung, die in diesen Liedern herrscht, wird Ihnen gewiß gefallen.

Zugleich muß ich Sie bei dieser Gelegenheit auf ein Buch aufmerksam machen, welches Sie gewiß mit seltenem Interesse lesen werden. Es ist der neueste Roman von Manzoni, einem noch lebenden Mailändischen Dichter, den Göthe den edeln Dichter nennt, den man aber, wie mir Brentano kürzlich sehr treffend schrieb, „dicht hinter Göthe den edleren Dichter“ nennen kann. Das Buch heißt *I promessi sposi* und ist, von Bülow nicht schlecht, aber auch nicht ganz gut übersetzt, unter dem Titel „die Verlobten“ Leipzig bei Hartmann 1828 3 Bände erschienen. Der Verfasser zeichnet sich durch meisterhafte Charakterisirung, scharfe Beobachtung, tiefe Menschenkenntniß und vorzüglich durch hohe Religiosität aus, und seine

Geschichte ist der Triumph der Religion über alle Hindernisse, welche Bosheit, Macht, Tyrannei, ja selbst eine verheerende Pest dem Glücke eines verlobten Paares unschuldiger Landleute in den Weg gelegt. Die Charaktere der Braut, eines Kapuziners, des Mailänder Erzbischofs Borromäus, Neffen des Heiligen, und eines bekehrten, gottlosen Adligen sind eben so rührend als großartig. Der Erzbischof erscheint wie Vater Sailer so voll Weisheit und Hirtenliebe. — Sie müssen das Buch durchaus lesen; ich lese es Abends dem Herrn Bischof vor, der die größte Freude daran hat und sagt, es lasse den Eindruck eines trefflichen Erbauungsbuches zurück. Hier ist mehr als Göthe und Scott; eben so viele Kunst und unendlich mehr innere Wahrheit und Tiefe des Gemüthes, weil wahrer Glaube, der jenen beiden überall gebricht. Brentano, der mich darauf aufmerksam machte, forderte mich auf, es zu einem Lesebuch für das deutsche Volk, für Geistlich und Weltlich, umzuarbeiten, zu verkürzen, durch Weglassung des Specialhistorischen aus der Mailänder Chronik und Zusammendrängung der psychologischen Schilderungen. Der Gedanke ist wohl gut und das Buch würde, in einen Band zusammengezogen, als Volksbuch gewiß mit großem Segen gelesen werden. Allein die Ausführung ist nicht leicht. Sagen Sie mir gütigst einmal, wenn Sie es gelesen haben, Ihre Meinung darüber. Oder hätten Sie Lust, die Arbeit zu unter-

nehmen, die für Sie nicht schwer seyn würde, so würde der Zweck um so sicherer erreicht. Das italienische Original würde ich Ihnen von Schlosser in Frankfurt, der es mir anbot, verschaffen können. Sie werden sich durch das Lesen überzeugen, daß es wohl der Mühe lohnt. Jedermann, der es hier gelesen, ist entzückt davon.“

Die gewünschte Bearbeitung kam nicht zu Stande, da Christoph Schmid wegen anderer Arbeiten keine Zeit dazu fand. Im Herbst 1846 sagte er auf einem Spaziergange in Augsburg dem Herausgeber dieser Blätter davon und ermunterte ihn, das berühmte Werk für die reifere Jugend und das Volk in genannter Weise zu bearbeiten. Er gab mir das Werk Manzoni's zu diesem Zwecke mit nach Hause. Ich entwarf einen Plan, wie ich es für die Jugend und das Volk bearbeiten wollte, und schickte ihn Christoph Schmid zur Beurtheilung zu. Er schrieb: „Die Art und Weise, wie Du die Verlobten von Manzoni für die Jugend und das Volk bearbeitest, leuchtet mir sehr ein, so viel ich aus dem Gedächtnisse, ohne das Buch vor mir zu haben, beurtheilen kann. Du thuest sehr wohl daran, daß Du Alles, was nicht zu diesem Zwecke dient oder Dir sonst nicht zusagt, entweder ganz weglassst, wie die Klostergeschichte von Monza und andere Zwischengeschichten oder nur kurz andeutest, wie z. B. die langen Schilderungen des Auftrubs und der Pest und die frühern Verirrungen

Christophoros. Den Pfarrer Abbondio als einen Mann darzustellen, der, wenn auch allzu ängstlich, dennoch wegen seiner vielen guten Eigenschaften, seiner Berufstreue, seiner Gutmüthigkeit liebenswürdig erscheint, ist sehr weise. Die Hauptaufgabe bleibt, den Vater Christophoro und den Cardinal Borromäus in einem recht freundlichen Lichte zu zeigen; daß alles Uebrige, wie Du sehr richtig bemerkst, an diese zwei Charaktere sich anreihen müsse und beide Begebenheiten durch Einen Faden verknüpft seyn müssen, versteht sich von selbst. Folge nur Deinem Genius, so wird Ein Geist durch die Erzählung hin wehen und sie beleben, und auch in Hinsicht der Kunst wird sie Ein Ganzes bilden. Gile damit nur nicht zu sehr unter die Presse." Christoph Schmid ging mit mir das vollendete Manuscript durch, schrieb eine Vorrede dazu und sandte das im Jahre 1847 bei Laupp in Tübingen erschienene Buch an Diepenbrock, welcher der Bearbeitung in einem Schreiben seinen Beifall zollte.

In einem der folgenden Jahre bereiste Christoph Schmid auch die Rheingegenden bis nach Köln. Wenn er noch in seinem hohen Alter auf diese Reise zu sprechen kam, belebte sich sein ganzes Wesen; einen so tiefen Eindruck hatten die herrlichen Rheingegenden und das erhabene Münster zu Köln auf ihn gemacht. Auf dieser Reise war Domkapitular Wagner von Rottenburg, den Christoph Schmid seiner edeln Eigen-

schaften wegen sehr hoch schätzte, sein Begleiter. Da geschah es, daß ein Rad des Wagens, in dem sie fuhren, brach. Es war in einem Walde und zudem regnete es. Die Herren mußten aussteigen. Domkapitular Wagner, der etwas beseitigt und bequem war, jammerte und stand rathlos vor der zerbrochenen Kutsche. Christoph Schmid sagte scherzend zu ihm: „Ist das nicht ärgerlich, Herr Collega? Sie sind ein Wagner und ich bin ein Schmid und keiner kann helfen.“ Wagner lachte und begleitete, versöhnter mit seinem Schicksale, Christoph Schmid nach dem nächsten Dorfe, um einen Wagner und Schmid herbeizubeholen.

Auch nach Baden-Baden begab sich Christoph Schmid einigemal. Er besuchte auf diesen Reisen immer seinen alten Freund Demeter, der damals noch Pfarrer in Sasbach in Baden war. Von Baden-Baden aus ging Christoph Schmid nach Strassburg, um das herrliche Münster zu sehen; er bestieg auch die höchste Spitze des Münsterthurms. In seinen Briefen an Demeter pflegte er das Münster nur „seinen steinernen Schatz“ zu nennen. Im Spätsommer 1815 hielt Christoph Schmid seinem ältesten Neffen Benedikt in Mött bei Dillingen die Primizrede und im September 1817 begab er sich nach seiner frühern Pfarrei Ober-Stadion, um einem andern Neffen, dem Sohne seines Bruders daselbst, August, der in Kottenburg zum Priester geweiht worden war, die

Primizrede zu halten. Sein Bruder Alois, seine beiden Schwestern und mehrere Verwandte begleiteten ihn. Die Nachricht hiervon erregte eine allgemeine, lebhafteste Freude in der Pfarrei Stadion, ja in der ganzen Umgegend. Lange, bevor die Feierlichkeit begann, war die große Kirche gedrängt voll Menschen; viele fanden keinen Platz mehr. Als Christoph Schmid in seiner Domherrnkleidung, das Domherrnkreuz auf der Brust, ein schöner Greis, auf der Kanzel erschien, von welcher aus er zehn Jahre lang ehemals dieser Gemeinde als Pfarrer das Wort Gottes verkündigt hatte, richteten sich Aller Augen auf ihn und es entstand in der Kirche eine feierliche Stille. Er begann seine Rede mit den Worten: „Gnade sey mit Euch von Gott unserm Vater und von Jesus Christus unserm Herrn! Mit diesem Grusse, mit dem der heilige Apostel Paulus die christlichen Gemeinden seiner Zeit begrüßt hat, begrüße auch ich Dich Du mir innig geliebte Pfarrgemeinde!“ Kaum hatte Christoph Schmid diese Worte gesprochen, so brach die ganze große Versammlung in Thränen aus. Die Stimme ihres ehemaligen Seelenhirten hatte auf einmal die alte Liebe in den Herzen der Pfarrkinder mächtig wieder aufgeweckt und auch Christoph Schmid hatte Mühe der Gefühle, welche ihn in diesem Augenblicke ergriffen, Meister zu werden. Er mußte einige Zeit lang inne halten, bevor er fortfahren konnte. Dann sagte er „Zehn Jahre sind verflossen, seit ich zu Euch, Ge-

liebteste im Herrn, das lehtemal von dieser heiligen Stätte aus geredet und mit tiefer Wehmuth und unter Euern und meinen reichlichen Thränen von Euch Abschied genommen habe. Noch jetzt erfüllt das Andenken an jene Stunde mein Herz mit Wehmuth und diese Wehmuth wird noch mehr vermehrt, da so Viele, die damals zugegen waren, nicht mehr hier auf Erden leben; da ich ihr Angesicht nicht mehr sehe und mich nur mit der frohen Hoffnung trösten kann, daß sie aus diesem mühevollen Erdenleben in das bessere Leben, in den Himmel versetzt worden!

So traurig jener Tag für mich gewesen, an dem ich mich von Euch trennen mußte, so erfreulich ist das Ereigniß, das uns heute wieder vereinigt. Einer der Söhne aus dieser Pfarrgemeinde, der in dieser Eurer Pfarrkirche getauft worden, der damals, als ich von Euch schied, noch ein Knabe gewesen, betritt heute, als neugeweihter Priester, das erstemal den Altar. Es ist dieser Tag ein Freudentag für ihn, für seine lieben Aeltern und Geschwister, für mich und alle seine Verwandten und, wie ich fest überzeugt bin, für alle hier Versammelten und für die ganze Pfarrgemeinde. Ja ein solcher Tag, an dem ein neugeweihter Priester das erste Mal das heiligste Opfer auf dem Altare dem Allerhöchsten darbringt, ward von alten Zeiten her und überall in der ganzen katholischen Kirche als ein Tag heiliger Freude festlich gefeiert. Und das mit Recht! Denn der geist-

liche Stand, der Stand christlicher Priester, ist keine bloß menschliche Einrichtung; er ist von Gott angeordnet. Der Vater im Himmel hat seinen vielgeliebten Sohn, seinen Eingebornen, in die Welt gesandt: Jesus Christus, der Sohn Gottes, der ewige Hohepriester, hat seinen Jüngern, den Aposteln und ihren Nachfolgern gesagt: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“

Bei diesen Worten, die Alles enthalten, was von dem geistlichen Stande gesagt werden kann, wollen wir heute mit unserer Betrachtung stille stehen. Diese Worte geben mir Gelegenheit, Euch, Geliebte, an das Wichtigste zu erinnern, was ich Euch viele Jahre hindurch von dieser Stätte aus verkündet habe. Wir wollen daher heute, an diesem erfreulichen Festtage, mit Andacht und innigem Danke gegen Gott betrachten: „Wozu der Vater im Himmel seinen geliebten Sohn Jesus Christus gesandt habe und wozu Jesus Christus, der Sohn Gottes auch jetzt noch die Geistlichen sende.“ Nachdem Christoph Schmid diese zwei Theile in längerer Rede ausgeführt hatte, schloß er mit den Worten: „Und nun, geliebte Pfarrgemeinde, wende ich mich noch einmal zu Dir! Wir haben uns wiedergesehen — und müssen nun wieder von einander scheiden. Und so sage ich denn Euch Allen Lebe wohl und empfehle Euch Gott und seiner Gnade! Ich weiß nicht, ob wir uns hier noch einmal von Angesicht sehen werden! Denn wie bald ist es um

ein Menschenleben geschehen! So lange aber ich noch lebe, werde ich Euch im Herzen tragen, wie ich Euch stets darin getragen habe. Betet für mich, wie ich für Euch beten werde; es ist dieß beinahe das Einzige, was wir in der Entfernung für einander thun können. Der gütige, barmherzige Gott wolle uns die Gnade verleihen, fromm und Christlich zu leben, alle Sünden zu meiden, alle Leiden mit Geduld zu übertragen — und selig zu sterben! Und sollten wir einander auf Erden auch nicht mehr sehen, o so gib Du, guter Gott, daß wir Alle, Alle, die hier versammelt sind, uns im Himmel wiedersehen, und daß dann von Allen auch nicht ein Einziges fehle! Amen.“

Kein Auge blieb trocken. Dieses Wiedersehen des Seelen-Hirten und seiner ehemaligen Pfarrgemeinde erinnerte an die apostolischen Zeiten.

Zu dieser erhebenden Feier gesellte sich auch die Freude des Wiedersehens alter Freunde. Der Prälat Friedrich von Walter war von Kirchbirlingen nach Stadien gekommen. Beide Freunde, nunmehr blühende Greise, wenn man so sagen kann, begrüßten sich auf das Herzlichste. Auch viele andere Geistliche aus der Nachbarschaft, mit denen Christoph Schmid befreundet war, hatten sich eingefunden. Alle waren Ein Herz und Eine Seele. Christoph Schmid schrieb über diese Feier an seinen Freund Demeter, damals Erzbischof in Freiburg: „Der Feiertag meines

Neffen war wohl für mich ein Freudentag, aber auch sehr erschütternd und ergreifend für mich. Die ganze Pfarrgemeinde brach sogleich bei meiner ersten Begrüßung in Thränen aus. Es fiel mir schwer, wie Vieles ich verlassen.“ Auf die Bitte Christoph Schmid kam sein Neffe August als Vikar zu dem würdigen Prälaten.

In den folgenden Jahren begab sich Christoph Schmid mehrere Sommer nach einander in das Bad Rippoldsau, welches dann auch Erzbischof Demeter zu besuchen pflegte. Er nahm seinen Weg immer über Rottenburg, wo er bei Domkapitular Wagner logirte. Seine Mutter reiste um diese Zeit fast jedesmal nach Augsburg, um während der Abwesenheit des Bruders bei ihrer Schwester zu sein. Christoph Schmid schrieb an beide Schwestern von seinem Badaufenthalte aus sehr liebe Briefe, die hier eine Stelle finden mögen. Am 29. Juli 1838 schrieb er ihnen: „Liebste Schwestern! Wie Ihr seht (oberhalb an dem Briefe befindet sich die Abbildung des Bades) befinde ich mich in Rippoldsau, wo wir über hohe, waldige Berge und tiefe, malerische Thäler sehr glücklich angekommen sind. Hier fanden wir Alles, Gebäude und Gärten sehr erweitert und verschönert. Wir bewohnen drei schöne Zimmer, die in einander gehen, eins für den Herrn Erzbischof, eines für dessen Herrn Bruder und eines für mich. Die Anzahl der Ausgäste ist noch überaus groß; es sind täglich wenigstens 170 Personen an der

Tafel. Alles geht gut und ich bin an der Seite meines verehrungswürdigen, innig geliebten Freundes recht seelenvergnügt. Auch traf ich mehrere würdige Männer, die ich schon länger kenne, lernte auch einige neuerdings kennen, deren Bekanntschaft mir höchst schätzbar ist, so daß ich viele Freunde habe.

Oben an der Tafel saß gestern Mittags ein Herr von ritterlichem Aussehen und so herrlichen, crassen Zügen, daß Jedermann sie bewunderte. „Diesen Kopf,“ sagten mehrere, „sollte ein Maler sehen, der in einem historischen Gemälde einen General oder Ritter zu malen hätte; er könnte kein herrlicheres Vorbild dazu finden. Als ich Abends in den Gartenanlagen auf einer Paul saß, kam dieser französische Edelmann, der sehr gut deutsch spricht, und sich als Offizier, wenn ich nicht irre als General, auch als Redner in der Deputirten Kammer ausgezeichnet, mit seinen drei gar liebenswürdigen Kindern zu mir her und die Kinder dankten mir mit der französischen Kindern eigenen Artigkeit und Lebhaftigkeit, für das Vergnügen und die sehrreiche Unterhaltung, die ihnen meine Büchlein gewähren. Der Vater versicherte mir, daß die Uebersetzungen davon in ganz Frankreich gelesen werden, und daß besonders in Strassburg kein Haus sey, in dem sich dieselben nicht befinden. Einige Damen, die erfahren hatten, daß ich hierher kommen werde, wollten mir bei meiner Ankunft durch ihre Kinder einen Blumenstrauß überreichen lassen, indes

mußten sie ein paar Tage, bevor ich kam, von hier abreißen. Ich schreibe Euch dies bloß, weil ich weiß, daß es Euch Freude macht.

So freundlich die Menschen dahier gegen mich sind, so unfreundlich ist die Witterung. Wir haben wenig Sonnenschein und viel Regen. Dabei ist es ziemlich kalt. Heute morgen stand das Thermometer nur fünf Grade über dem Gefrierpunkt, und auf den Gebirgen des Schwarzwaldes fiel dieser Tage Schnee. Doch geht es mit meiner Gesundheit über Erwartung gut. Nun lebt wohl, liebste Schwestern und Gott sey mit Euch und Eurem Euch innig liebenden Bruder Christoph."

Am 12. August 1839 schrieb er: „Bevor ich das Thal dahier zwischen den finstern Wäldern des Schwarzwaldes verlasse, muß ich Euch, geliebteste Schwestern, doch noch mit wenigen Zeilen sagen, daß mir die Kur dahier ganz vortreflich anschlägt. Das Wasser des Gesundbrunnens ist herrlich; die Witterung war beinahe immer unvergleichlich. Oft sah man mehrere Tage nach einander kein Wölkchen am dem reinen, blauen Himmel. Die viele Bewegung, die zur Kur erforderlich ist, kommt mir auch sehr gut. Unter anderm besitz ich eine Berghöhe, von der aus man den Rhein, Straßburg und die Vogesen sieht; wiewohl ich drei Stunden lang unausgesetzt auf dem Beinen war, ohne niederzusetzen, so wurde ich doch nicht einmal müde. Ehe ich hieher kam, wäre mir

dich nicht möglich gewesen. Was aber das Belustigendste und Erheiterndste für mich ist, das ist der beständige Umgang mit meinem liebevollen, alten, getreuen Freunde, dem Hochwürdigsten Erzbischof.

Zuſt habe ich dabier noch viele würdige Männer theils wieder gesehen, theils kennen gelernt. Herr Minister von Reichenstein begrüßte mich sehr freundlich und machte einen langen Spaziergang mit mir. Herr General, Baron von Jachef, der einst als Oberst bei uns im Stadion übernachtete und die Regimentsmusik vor unsern Häusern spielen ließ, zeigte große Freude, mich dabier zu sehen und besuchte mich auf meinem Zimmer. Herr geistlicher Rath Engel von Sigmaringen freute sich auch sehr, mich dabier zu treffen und noch viele Andere.

Ein französischer Geistlicher, ein sehr feiner, gebildeter und, was die Hauptsache ist, sehr religiöser Mann aus Paris und in Straßburg als Religionslehrer an einem Erziehungs-Institute angestellt, brachte mir viele Grüße von seinen Schülern, die meine Büchlein fast andwendig wissen; sie lesen, sagte er, in vielen Schulen eingeführt. Ein anderer Geistlicher, ein Engländer, der sich lange in Nordamerika aufgehalten, versicherte, in Amerika lesen sie verbreitet.

Herr Demeolan Deynbred schreibt mir in dem von Dir, liebe Schwester Franziska, beigelegtem Briefe, daß Herr Dr. Passavant von Frankfurt mich in Augsburg besuchen werde. Drücke ihm doch mein

innigstes Bedauern aus, daß er mich nicht zu Hause trifft. Ebenso leid thut es mir, daß Herr Krummacher, der mich durch seine Schriften so hoch erfreute, mich nicht angetroffen.“

Im Sommer 1840 besuchte Christoph Schmitt das Bad Rippoldsau wieder. Auch diesmal nahm er seinen Weg über Rottenburg. Da Domherr Wagner inzwischen gestorben war, stieg er, dazu eingeladen bei Domdekan von Jaumann ab. Er besuchte damals auch das Priester-Seminar, in dem ich mich eben als Alumnus befand. Der ihm befreundete Regens Supp führte ihn umher. Alle meine Mitlumnen waren hoch erfreut, den Verfasser der Oesterreicher persönlich kennen zu lernen. Er ging von Pust zu Pust und sagte jedem einige freundliche Worte. Bei Abschiede sprach er zu uns Allen: „Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück zu dem hohen Berufe, den Sie so nahe stehen. Der geistliche Stand hat vor allen übrigen Ständen den Vorzug, daß er das Göttliche, Höchste und Unvergängliche zu seinem Gegenstande hat. Ich bitte Sie, auch meiner im Gebete zu gedenken.“ Mittags speiste Christoph Schmitt bei dem Herrn Bischöfe von Keller. Er war an der Tafel, zu der alle Domherren und der Regens des Seminars geladen waren, sehr vergnügt und erzählte viele Anekdoten, die allgemeine Heiterkeit erregten. Da er am nächsten Morgen nach Rippoldsau reisen wollte und keinen Begleiter hatte, erhielt ich die Ge-

laubniß, ihn dahin zu begleiten. Früh fünf Uhr wollte er abfahren. Ich fand ihn bereits reisefertig in der Gemäldegallerie des Herrn Dombelans. Er führte mich vor das von Woher in Oel gemalte Portrait Sailer's und sagte: „Hier ist Sailer als Professor in Dillingen dargestellt. Porträte aus seinem höhern Alter als Bischof haben wir mehrere; dieses Portrait ist das einzige, das wir aus jener Zeit haben, die er selbst die schönste seines Lebens nannte.“

Als Christoph Schmid im hohen Alter Erinnerungen aus seinem Leben herausgab, erbat er sich von Dombelan von Zaumann dieses Portrait, ließ es durch den vortrefflichen Künstler Carl Mayer in Nürnberg in Stahl stechen und stellte es dem zweiten Bändchen dieser Erinnerungen voran. Unter den übrigen Gemälden der trefflichen Sammlung rühmte Christoph Schmid insbesondere zwei Schlachtenstücke, Reitergefechte vorstellend, von B. Kugendas und das Brustbild eines alten Mönchs, früher in der Leuchtenberg'schen Gallerie in München, ohne Zweifel von Rembrandt. Beide Herren vertieften sich während des Frühstücks der Art in Gespräche über die edle Kunst der Malerei, daß wir erst eine Stunde später abfuhrn. Es war ein regnerischer Morgen und wenig von der Gegend zu sehen, um so belebter war das Gespräch. Christoph Schmid unterhielt sich mit mir über meinen nahen Beruf, und erzählte mir einige

sehr lehrreiche Begebenheiten aus seinem Priesterleben welche er später in seine Erinnerungen aufnahm; da auch Vieles von Heggelin^{*)}), den er als Muster eines Seelsorgers überaus hoch schätzte. Er sagte: „Heggelin hatte eine besondere Gabe, Trauernde zu trösten. Er wurde einmal zu einer Baronin von Freiberg gerufen, welche über den Verlust ihres einzigen Kindes untröstlich war. Man führte ihn in das Zimmer, in welchem die bekümmerte Mutter den Kopf in die Hände gestützt auf dem Sopha saß. Sie blickte nicht auf und auch Heggelin sprach kein Wort, sondern trat an ein Fenster und blieb da schweigend stehen. Endlich erhob sich die Dame und fragte ihn nach der Ursache seines sonderbaren Benehmens. Heggelin sagte: Ich bin zwar gerufen worden, habe es aber nicht gewagt, sie in ihrem gerechten Schmerze zu stören. Die Antwort gewann ihm das Vertrauen der Baronin. Sie ließ ihn Platz nehmen und knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Er ließ ihr Zeit, sich ganz auszuweinen und auszullagen. Dann erst brachte er seine Trostgründe vor. Unter Andern sagte er zu ihr: „Gnädige Frau, wenn Sie sich noch längere Zeit diesem maßlosen Schmerze hingeben, dann leidet Ihre Gesundheit und Sie nehmen sich selbst die Hoffnung, je wieder von Gott mit Kindern gesegnet zu werden.“ Der letztere Grund wirkte am meisten. „Neben-

*) 2. Erinnerungen, 2. Bändchen S. 67.

haupt," fuhr Christoph Schmid fort, „muß der Seel-
sorger, um Traurige zu trösten, nicht bloß an ihr
Gemüth, sondern auch an ihren Verstand sich wen-
den. Verstandesgründe sind bei vielen Menschen gar
oft die einzig wirksamen.“ Er sagte im Verlauf des
Gesprächs: „Unverstand und Eigensinn haben auf
der Welt fast schon mehr Unheil angerichtet als
Immeralität.“ Winkelhofers *) Predigten empfahl er
mir, recht oft zu lesen; die klare, einfache Predigt-
weise dieses ausgezeichneten Redners, sey nach seiner
Meinung für die Kanzel die passendste; vor Allem
aber sey unausgesetztes Lesen der heiligen Schrift und
tägliches Meditiren darüber für den christlichen Kan-
zelredner unumgänglich nothwendig.

Unter diesen und andern Gesprächen waren wir
nach Freudenstadt gekommen, wo wir Mittag speisten.
Der Himmel hatte sich indeß aufgebessert und, als
wir wieder abfuhren, schien die Sonne warm und
freundlich. Christoph Schmid sah bald rechts, bald
links zum Wagen hinaus. Die Berge des Schwarz-
waldes voll dunkler Tannen, die einsam in grünen
Thalschluchten gelegenen Sägemühlen und die ran-
schenden Waldbäche, welche sich bald da, bald dort
silberweiß im Glanze der Sonne über die großen,
schwärzlichen Mühlräder stürzten, gefielen ihm un-
gemein. Er machte mich auf manche wildschöne Wald-

*) S. Gedenken. 2. Bändchen 2. u. 3.

partie aufmerksam, indem er sagte: „das gäbe ein schönes Landschaftsgemälde für einen Wald. Als wir vor einem Wasserfalle vorbeifuhren, der zwischen schwarzgrünen Tannen, weiß wie Schnee, von hohen Felsen herabstürzte, sagte ich zu Christoph Schmid, daß er in seiner Erzählung, „der Weihnachtsabend“, einen Wasserfall ganz so wie diesen gezeichnet habe. Er sagte: „Das sey auch das Natürlichste, was er könne nicht begreifen, wie manche Schriftsteller dazu kämen, die Natur in gesuchten und gekünstelten Ausdrücken und mit vielen prunkenden Worten zu schildern; man solle sie gerade so mit der Feder gleichsam abmalen, wie sie sich darstelle; je ähnlicher die Schilderung sey, desto besser sey sie.“ Solche und daber so wahre Naturbilder sind auch in Christoph Schmid's Schriften zu finden.

Gegen Abend kamen wir in Rippoldsau an. Der Herr Erzbischof war schon da und Christoph Schmid ließ sich sogleich nach dessen Zimmern führen. Während wir durch einen Gang dahingingen, hörte ich auf einmal hinter uns rufen: „Christoph, Christoph!“ Es war der Herr Erzbischof selbst, ein sehr liebenswürdiger Mann. Er hatte im Conversationsfaule die Ankunft Christoph Schmid's erfahren und war sehr nachgerüstet. Beide Freunde umarmten sich auf das herzlichste. Eine innigere, zärtlichere Freundschaft ist zwischen Männern nie, als die Freundschaft zwischen Christoph Schmid und Demeter. Am

Morgen besuchten beide Freunde mit einander die Quelle und gingen in den Anlagen spaziren; ich konnte die Bemerkung machen, wie ungemein freundlich und ehrenvollig Christoph Schmid von vielen anwesenden Kurgästen begrüßt wurde, insbesondere von den Damen, welche in ihm den Kinderfreund ehrten. Von Hippoldau aus bezog sich Christoph Schmid nach Vollendung der Kurbkur mit dem Erzbischofe nach Freiburg. Er schrieb von hier aus am 19. August 1840 an seine Schwestern: „Geliebteste Schwestern! Glücklich und mit neu gestärkter Gesundheit kamen der Hochwürdigste Erzbischof und ich hier an. Die Reise hieher durch das maulerische Ringelthal und bei freundlichem Wetter war überaus schön und ging mit Ortrapost sehr schnell und wie im Fluge von Statten. Morgens 9 Uhr fuhren wir, nachdem wir noch an der Quelle getrunken, ab und waren Abends 7 Uhr schon hier.

Von Hippoldau könnte ich so vieles erzählen, daß es einen ganzen Bogen füllen würde. Ich sah sehr viele würdige Männer, auch Frauen aus Württemberg und Baden, aus der Schweiz und aus Frankreich, denen ich bekannt war und die mir äußerst gütig begegneten. Allein ich ver spare Alles auf mündliche Erzählung. Auch bringe ich deutsche, französische und englische Verse mit, mit denen ich beehrt wurde.

Dahier fand ich alle Herren Domkapitulare und Dompräbendare, auch andere Gönner und Freunde

gesund und wohl. Dem Herrn Weihbischof und Domdekan von Bistari traf ich eben noch, bevor er seine Gefolgungsreise antrat, auf der er auch nach Augsburg kommen wird. Dem Herrn Domkapitular Hircher schlägt das Klima dahier ganz vortheilhaft an und er befindet sich gesünder als je. Auch alle Lehrerinnen in den zwei Frauenklöstern dahier sind alle sehr wohl, fröhlich und vergnügt und unermüdet thätig im Unterrichte der weiblichen Jugend. Sie waren sehr erfreut, zu hören, daß eine Nichte von mir Lehrerin in dem englischen Institute zu Augsburg sey.

Ich lebe dahier an der Seite des hochwürdigsten Erzbischofes, seines Herrn Bruders und seiner Gräulein Schwester, die Euch alle freundlich grüßen, selige Tage. Dazu kommt noch das herrliche, bewundernswürdige Münster, in dem der Herr Erzbischof am 15. August *) für mich die heilige Messe las und der Herr Kapellmeister, mich zu erfreuen, eine von Hrn. Dreßlich in Augsburg componirte Messe gab, die sich ungemein lieblich ausnahm und in der That lebhafteste Gefühle der Andacht erregte und das Gemüth zum Himmel erhebt.

Herr Hofrath Müller, Vorstand des Blindeninstituts dahier, besuchte mich und zeigte mir eine Auflage der Ciceronien, die zu Philadelphia in Amerika für das Pensylvanische Blindeninstitut mit erheblichen

*) Sonntags Gaudesh Schmitz

Druckstufen gedruckt ist, so daß die Blinden das Buch, das ziemlich groß und dick ist, mit den Fingern lesen können. Das Durchblättern dieses Buches war für mich eben so rührend als erfreulich. —

Da Herr Graf von Stadion so gnädig war, unser Händchen in Augsburg mit einem Besuche zu beehren, so habe ich gewisse Ursache, über Stadion beimgutsehren und ihm dabei meine Aufwartung zu machen. Dies könnte meine Abreise vielleicht um einen Tag verzögern und ich hatte es für nöthig, Euch dieses zu schreiben, damit Ihr nicht etwa in Sorgen gerathet.

Daß Herr Hunter mich in Augsburg besuchen wollte, freut mich sehr. Eben zu jener Zeit las ich in Kypellman seine Reise nach Wien, die mir viel Vergnügen machte und in der von dem Vater Peter Kälin, dem Herrn Deutscherkapitular Zatter und dem Herrn Maler Hundertpfund sehr rühmlich Erwähnung geschieht.

Die Gegend um Aindburg, so oft ich sie auch sah, sehe ich immer mit neuem Entzücken. Sie ist wirklich unbeschreiblich schön, indem wenigstens ich mich nicht getraue, sie zu beschreiben. Wir fahren auch alle Tage aus, wo ich dann immer neue Gelegenheiten finde, die herrlichen Weingärten und Weinberge, die Fülle von Blumen und süßlichem Obste, die entfernteren waldigen Berge und das noch weiter entfernte Hochstift, die Seen, zu bewundern. Auch in

dem erzbischöflichen Garten gibt es kostbares, reifes Obst in Menge, Weintrauben und Pflaumen; unsere unglücklichen Trauben bedürfen noch heißer Tage, guten Wein zu geben.

So gerne ich übrigens hier bin, so freue ich mich auf das Wiedersehen. Dem Herrn Kommissar, den Herrn Kommissionsräthen Krieger und Bader Versicherung meines verehrungs- und liebevollen Denkens!

An alle die lieben Anseigen die freundliche Grüße! Noch eine besonders herzlichste Empfehlung an Herrn Doktor Reib und sein Haus; die Anseigen der Anselm Amalia zu bewundern, habe ich in erzbischöflichen Palaste täglich Gelegenheit.

In der Hoffnung eines baldigen persönlichen Besuchs

Gut

Sehr innig liebender
Stroph.

Da ich im Herbst dieses Jahres die Reise antrat, lud ich Stroph Schmidt zu meinem Begleiter ein. Ich schrieb ihm, daß ich am 21. September mein erstes heiliges Weisepfer in der heiligen Jungfrau geweihten Wallfahrtskirche auf dem Berge bei Schwangau hüten werde. Ich schrieb mir zurück: „Dein Verhaben, Dein heiliges Weisepfer am 21. d. M. auf dem ich“

Deine Bitte zu feiern, leuchtet mir sehr ein. In den Umständen, die Du vorbringst, kommt auch der, daß ich jetzt im 71. Jahre meines Lebens und bei einer immer sehr leidenden Gesundheit nicht sicher bin, eine feierliche Rede vor einem großen Publikum halten zu können, zumal mir erst kürzlich ja den schon früher verlierten noch zwei Zähne ausgefallen sind, was mich an einem deutlichen Vortrage sehr hindern würde.

In der Primiz werde ich gewiß kommen, es müßte es mir meine Gesundheit, nur wider dessen, unmöglich machen. Am 21. September gehe ich bei Leiten in Öttingen einzu treffen.

Die Wahlzeit muß, um Niemanden beschwerlich zu fallen, in einem Gasthose gehalten, und in allem geziemend und dem Anstande gemäß, doch nicht zu prächtig angeordnet werden. Schreibe dieses Alles auch Deiner lieben Mutter; ich hoffe, sie werde auch damit einverstanden seyn.

Dem Herrn Regens und seinen Herren Kollegen empfehle ich mich hochachtungsvoll und grüße alle Deine Herren Mitcollegen auf das freundlichste.

Der 16. September, der Tag Deiner Priesterweihe, wird für uns alle dahier ein Tag der Andacht seyn. Besonders wird ihn in der Pömlirche dahier am Altare feiern

Dein

liebevoller Onkel Christoph."

Regensburg, 12. September 1840.

Sobald Pfarrer Niem auf Schönenberg, der aus der Pfarrei Stadion gehörig war und den Christoph Schmid einst als Knaben in der lateinischen Sprache unterrichtet und zu Studiren aufgemuntert hatte, die Nachricht erhielt, daß Christoph Schmid zu dieser Frimigfeier kommen werde, daß er seinen ehemaligen Pfarrer und geliebten Lehrer in seiner geräumigen Wohnung dem ehemaligen Seminarlehrer abzuspeisen. Christoph Schmid nahm diese Einladung mit Freuden an. Es war ein fröhliches Wiedersehen. Der erstere Pfarrer bot Alles auf, seinen verehrten und geliebten ehemaligen Lehrer so ehrenvoll als möglich zu bewirtheten. Er hatte sogar über der Thüre des Zimmers, in dem Christoph Schmid logirte, ein gemaltes Bildchen anbringen lassen, aus dem Choretier, rote und weiße Rosen, Bergknechtchen, Hopsenblüthen, Margarethenblüthen u. in Menge heraussehen. Christoph Schmid ward von diesem sinnigen Gedanken sehr gerührt. Der Tag der Feierlichkeit war ein schöner, sonniger Herbsttag. Christoph Schmid war wie gewöhnlich schon früh aufgestanden und betrachtete von den Fenstern der auf dem schönen Berg gelegenen Pfarrwohnung aus mit Entzücken die weite Aussicht, welche sich hier dem Auge darbietet. Als die Zeit des Gottesdienstes heranrückte, bemerkte er, daß, obwohl es Freitag war, Scharen andächtiger Landleute und viele theilnehmende Einwohner aus der nahen Stadt der Kirche zuwanderten und den Berg

herauflamen, um der heiligen Handlung beizuwohnen. Gerührt von diesem frommen Eifer und erfreut über diese freundliche Theilnahme sagte er: „Man laßt doch Volk nicht hungrig nach Hause gehen lassen,“ und zog sich auf sein Zimmer zurück, um in der kurzen Zwischenzeit vor Beginn des Gottesdienstes noch eine Rede zu studiren. So wurde aus einem stillen Familienfeste ein öffentliches Fest. Die Rede, welche der 71 jährige Greis an die zahlreich versammelte Menge hielt, währte nahezu eine Stunde. Aus der Hülle des Herzens kommend drang sie auch in den Herzen; sie wurde auf besonderes Verlangen gedruckt und zwar im Verlage der J. Wolf'schen Buchhandlung in Augsburg, wo auch die beiden früheren Primizreden Christoph Schmid's erschienen waren. Am Nachmittage war Christoph Schmid in Mitte vieler Besucher und Freunde, die sich theils von Ellwangen, theils von seiner vier Stunden entfernten Vaterstadt Dinkelsbühl eingefunden hatten, sehr heiter. Am andern Tage reiste er wieder ab. Vorher ließ er die heilige Messe in der Gnadenkapelle und betrachtete noch einmal die schöne Wallfahrtskirche. Beim Herausgehen sagte er: „Es sind nun über sechzig Jahre verfloßen, seitdem ich als wallfahrender Knabe* von Dinkelsbühl das erste Mal in diesen schönen Tempel kam. Damals hatte ich frei-

*) S. Erinnerungen I. Bandes S. 57.

lich keine Ahnung davon, daß ich als Greis in eben diesem Tempel einem Schwester Sohne die Primizrede halten sollte. Wie wunderbar sind doch die Führungen Gottes!"

Auf den Wunsch Christoph Schmid kam auch ich als Vikar zu seinem Freunde, dem Prälaten von Kirchdierlingen. Leider starb der edle Prälat schon im nächsten Jahre. Christoph Schmid betrauerte den Tod desselben sehr und setzte dem heimgegangenen Freunde in der zu Augsburg erscheinenden Zeitschrift Zion im Jahre 1841 ein schönes, ehrendes Denkmal. Ein ähnliches schönes Denkmal hatte er dem 1831 in Augsburg verstorbenen Domdekan von Weber in einer besondern Broschüre gewidmet.

Von dieser Zeit an kam ich jedes Jahr bis zum Tode Christoph Schmid nach Augsburg und verweilte immer längere Zeit in seinem geist- und gemüthvollen Umgange. Er las mir mehrere seiner Erzählungen, ehe er sie in den Druck gab, vor und sprach Manches über Schriftstellerei und Literatur überhaupt; was ich davon im Gedächtnisse behalten habe und in Aufzeichnungen vorfand, will ich möglichst treu hier wieder erzählen.

6. Christoph Schmid als Jugendschriftsteller.

Christoph Schmid antwortete auf die Frage, wie er es angefangen habe, daß seine Schriften den Kindern so willkommen seien, lächelnd: „Ich ging zu den Kindern selbst in die Schule und lernte von ihnen. Als ich Schule zu halten anfieng, fehlte es an brauchbaren Kinderschriften. Ich kam daher auf den Gedanken, selbst kleine für Kinder passende Erzählungen abzufassen, um ihnen die Lehren der Religion dadurch anschaulicher zu machen. Gewöhnlich erzählte ich diese Geschichten den Kindern, oder las sie ihnen vor und ließ sie dann dieselben aus dem Gedächtnisse nachschreiben. Aus ihren Aufschreibungen, die ich fleißig durchging, erfuhr ich, was die Kinder am meisten darin angesprochen und was nicht. So wenn z. B. lange Reden in einer Erzählung verliefen, wurden sie von den Kindern meist mit den Worten übergangen: „„Hier wurde viel gesprochen.““ Daraus erkannte ich, daß längere Gespräche, Monologe sie nicht anspachen, strich sie aus und arbeitete die Erzählung, indem ich mehr Handlung und kürzere Gespräche darin verbrachte, noch einmal nach den gemachten Erfahrungen um. Ich fand auch, daß die Kinder nach manchem Umstand und Grund fragten, den zu berühren ich für unnöthig gehalten hatte. Mir war der Grund wohl klar, nicht aber den Kindern; sie fühlten manche Lücke, die ich, geübt im Denken,

nicht fühlte; dagegen machten sie mich auch wieder durch ihre kindlichen Fragen auf Einzelheiten aufmerksam, die mir bei meiner Darstellung entgangen waren. Auf diese und andere Weise lernte ich von den Kindern, während ich sie lehrte. An den Druck dachte ich damals noch gar nicht, noch auch daran, was ein Kritiker dazu sagen würde. Ich schrieb ganz unbefangen und war nur darauf bedacht, die Sprache der Kinder zu reden.“

Den Stoff zu seinen Erzählungen holte Christoph Schmid nicht aus weiter Ferne, er nahm ihn, wie er in der Vorrede zu der Gesamtausgabe seiner Schriften von letzter Hand sagt: „theils aus Erzählungen, die er in seiner Kindheit aus dem Munde seines geliebten, seligen Vaters gehört und sonst nirgends gelesen hatte, theils von Begebenheiten, die er selbst erlebt hat oder, als zu seiner Zeit wirklich geschehen, erzählen hörte, daher denn viele aus dem letzten Kriege vorkommen.“ Er stellt die Leser mitten in ihre Welt hinein, in der sie sich heimisch finden. Manche Erzählungen, die er irgendwo gelesen hatte, suchte er so zu bearbeiten, daß sie für seine Schüler lehrreich und unterhaltend wurden. So gab ihm die bekannte Sage von dem Raben, der ein kostbares Kleinod in sein Nest getragen und dadurch einen Unschuldigen in schweren Verdacht gebracht hat, den Stoff zu der Erzählung „das Blumenkörbchen“. Den Stoff zu der Erzählung „Rosa von Tannenburg“ gab ihm die rührende

Erzählung von jener Tochter, die ihren zum Hunger-
tode verurtheilten Vater im Gefängnisse heimlich an
ihrer Brust ernährt hat. Auch aus dem christlichen
Alterthume schöpfte er Stoff zu Erzählungen. Ein
blühender Rosenstock, ein Rothkehlchen, ein Johannes-
läuferchen, ein Lämmchen konnten seiner reichen Phan-
tasie Veranlassung dazu geben.

Selbst klein und alles Kleine liebend hatte Chri-
stoph Schmid ein niedliches Schreibrischchen und schrieb
seine Erzählungen auf kleine Blätter. Gewöhnlich
entwarf er zuerst eine Skizze, die er dann ausführte.
Er schrieb, zumal in jüngern Jahren, die Erzählung,
ohne etwas daran zu ändern, ganz nieder. War er
damit fertig, dann arbeitete er sie erst sorgfältiger
aus, verbesserte, schaltete ein, strich weg, machte Zu-
sätze. Seine Manuscripte sind ansehernd deutlich corri-
girt und deshalb schwer leserlich. Er eilte damit
durchaus nicht unter die Presse, ließ nicht selten Er-
zählungen Jahre lang liegen, ehe er sie herausgab.
Er sagte: „Eine Erzählung soll ein Kunstwerk seyn.
Wie z. B. in einem gelungenen Gemälde Einheit
herrsche und kein Pinselstrich zu viel und keiner zu
wenig sey, so soll auch bei einer Erzählung der
Fall seyn. Sie soll auf den Leser, wie ein schönes
Gemälde auf den Beschauer, einen wohltuenden, rei-
nen Eindruck machen. Der Leser dürfe darin nichts
vermissen, es dürfe ihn nichts stören. Auch müsse
man die Menschen reden lassen, wie sie im Leben reden.“

In der kleinen Erzählung: „Das Donnerwetter“, läßt Christoph Schmid z. B. eine Bäuerin sagen: „„Dich habe ich nicht gemeint, sondern meinen kleinen Franz.““ Er hütet dort am Bache die Gänse und muß sich hier herum vor dem Wetter versteckt haben.““ Ein Kritiker sagte: Der Verfasser hätte diese zwei Sätze in Einen verbinden sollen: Dich habe ich nicht gemeint, sondern meinen kleinen Franz, welcher in Christoph Schmid bemerkte: „So redet keine Bäuerin.“ Für Kinder kann überdies nicht zu oft ein Punkt kommen.“ In den Ausdrücken war er sehr wählerisch. malerische Eigenschaftswörter liebte er insbesondere. Er bemerkte: „Ein gut gewähltes Eigenschaftswort macht eine längere Schilderung unnöthig. Wenn im Weihnachts-Abende gesagt wird: „„Lutse bracht die brennende Kerze sogleich auf einem glänzenden Leuchter von Messing.““, so läßt das Eigenschaftswort „glänzend“ einen Blick in die ganze Haushaltung der Försterin thun und man braucht nicht mehr zu sagen, daß im Hause Keintlichkeit und Ordnung geherrscht habe. Manche Uebersetzer meiner Schriften haben solche abichtlich gewählten Eigenschaftswörter weggelassen.“ Er sagte auch: „Es liegt ein großer Reiz darin, eine Erzählung zu schreiben. Man fühlt sich in eine eigene, neue Welt versetzt, geht mit den handelnden Personen um, als ob sie lebten, und nimmt Theil an ihren Schicksalen.“ Christoph Schmid seufzte oft sehr, wenn an seiner Zimmerthüre angeklopft

wurde und ein Besuch mit Einemmale die lieblichen Gestalten seiner Phantasie verscheuchte.

Sehr fleißig las und studirte Christoph Schmid in der Bibel. Er schrieb in sein Tagebuch: „Unter allen Geschichten sind die biblischen die vortrefflichsten;

1. In Absicht auf Erzählungsart. Ich habe meinen Schülern Geschichten aller Art vorgelesen, die passendsten, anziehendsten von den verschiedensten und besten Volks- und Kinderschriftstellern. Immer aber habe ich gefunden, daß keine einzige den Eindruck machte und die Aufmerksamkeit bewirkte, wie die biblischen. Aller Augen leuchteten, Alles war stille, daß man hätte eine Stecknadel können fallen hören.

Woher kommt nun die Kraft dieser Erzählungen auf die Menschenherzen? Ohne Zweifel von dem Malenden, Lebendigen, Darstellenden der biblischen Erzählungsart.

Da lebt Alles, Alles steht vor Augen. Es ist immer die Welt da, wie wir sie vor Augen haben. Die Fenster in diesem Lehrsaale geben immer in's wirkliche Leben.

Der Schauplatz der Geschichte ist immer bestimmt. Da in dem schönen Garten des Paradieses, dort unter einem schattigen Baume vor der Hüttenthüre, jetzt bei einem Brunnea, um den Herden liegen, ein andermal in einer Wildniß oder gar in einem Gefängnisse. Man ist überall in der wirklichen Welt, schwebt nicht in den Wolken, steht da fest auf Grund und

Boden, hat Berg und Thal, Baum, Felsen, Quellen und Gebirge um sich.

Es ist die Zeit der Geschichte angegeben. Jetzt ist es Morgen, jetzt Abend, jetzt heißer Mittag. Bald ist es Aerndezeit, bald Schaffsur, bald Weinlese.

Die ganze sichtbare Natur ist in's Interesse gezogen. In diesen Geschichten leuchtet doch auch eine Sonne; es funkeln die Sterne; man sieht den Regenbogen. Da ist ein Kornfeld, dort ein Weinberg, hier ein Delgarten.

Die Natur ist mit lebendigen Geschöpfen bevölkert. Es gibt da Ochsen und Kühe, Schafe und Ziegen, Raben und Tauben, Schwalben und Sperlinge. Auch diese sind nach der Natur gemalt. Der scheue Rabe flattert wild umher, die freundliche Taube kehrt nach Hause zurück, der Hahn kräht, das Ziegenböcklein mäckert, das Hündlein wedelt mit dem Schweife.

Bei dieser Welt von Bildern ist doch kein Zug — bloße Zierath. Nichts steht ohne Bedeutung da. Bei all dieser Umständlichkeit fällt die biblische Erzählungsart doch nie in's Kleinliche. Nirgends ist eine weitläufige Schilderung vom Sonnenaufgang, von Landschaften u., welche die Aufmerksamkeit vom Ganzen abjoge. Alle Umstände und Umständchen dienen bloß dazu, das Ganze lieblicher, anziehender und lebendiger zu machen. Ueberall ist die gold'ne

Mittelsraße zwischen magerer Kürze und üppiger Verschwendung sorgfältig beobachtet.

Dies Alles ist aber noch nichts gegen die handelnden Personen. Da sind keine Schattengehalten, die nicht reden und deuten, sich weder regen noch bewegen. Sie sind Menschen, die reden und handeln wie wir. Man hört da den Geschichtschreiber nicht mehr; er verschwindet ganz, man hört und sieht nur sie. Alle Personen sind aus dem wirklichen Leben genommen, Ackerleute, Hirten, Fischer, Kaufleute; da ein Hirtenknabe, der die Schafe hütet, dort ein Mädchen, das Aehren liebt. Und wo auch Könige auftreten, so sind sie keine Theater-Könige. Sie reden und geberden sich so, wie wir andere Menschenfinder. Man fühlt es ihnen an, daß sie auch von unserm Fleisch und Blute sind.

Die Menschen werden in ihren ländlichen und häuslichen Beschäftigungen vorgestellt. Abraham spaltet Holz und sattelt seinen Esel; Jakob kocht. Esau kommt müde von der Jagd nach Hause. Rachel treibt die Schafe zur Tränke, David bringt seinen Brüdern Käse und Brod in's Lager.

Die Personen werden immer redend eingeführt. Sie reden aber nicht die Büchersprache, die Sprache der Gelehrten und Aesthetiker, sondern die Sprache des Herzens und der Natur. „He! Brüder,“ ruft Jakob den Hirten am Brunnen zu, „wo seyd Ihr her? Kennt Ihr auch den Laban? Den kennen wir

gut. Geht ihm auch wohl? Es geht ihm wohl und sich nur dort kommt seine Tochter mit den Schafen u. s. w.“ Gerade so wie wir unsere Landleute alle Tage reden hören.

Sie empfinden auch wie wir und drücken ihre Empfindungen in den wahrsten Tönen der Natur aus. Da sind keine langen Deklamationen. In zwei, drei Worte ist die ganze Empfindung wie in Einen Brennpunkt gesammelt. Simeon ruft: „Der Knabe ist nicht mehr da; wo soll ich hin?“ Jakob: „Mit Herzeleid werde ich zu meinem Sohne hinuntersinken in das Grab.“ Joseph: „Ich bin Joseph. Lebt mein Vater noch?“

Die Geberden sind oft noch sprechender als die Worte. Agar legt den Ismael unter einen Baum und setzt sich einen Bogenschuß weit davon nieder, weil sie ihr Kind nicht kann verschmachten sehen. Rebekka läßt den Krug eilends von der Schulter auf die Hand herab, um Abrahams Knecht trinken zu lassen. Joseph wendet sich ab und weint.

Jede Person hat ihren scharfbestimmten Charakter. Diese Charakteristik ist unübertrefflich, voll Natur und Wahrheit, Alles wie aus dem Spiegel genommen. In einigen Worten, Geberden oder Handlungen steht der Mann da und lebt. Esau z. B., wo er die Erstgeburt verkauft, schwur, aß und trank, stund auf und ging davon und bekümmerte sich wenig mehr um die Erstgeburt. Ist dieß nicht besser als tausend

Allgemeinheiten: z. B. er war so und so, leichtsinnig u.

Die Charakteristik umfaßt auch oft noch die äußerliche Gestalt. Säu, z. B., rauh von Sitten und Gefühl, ist auch von einem rauhen, zottichten Aussehen. Kain, der Neidvolle, trägt die blaße, eingefallene Physiognomie des Neides im Angesicht. Joseph, diese schöne Seele, ist auch schön von Angesicht. Der kleine, unschuldvolle Hirtenknabe David ist mit der Farbe der Unschuld geschmückt.

Auch haben die wichtigsten Personen noch immer etwas eigenes, das sie auszeichnet und die Aufmerksamkeit auf sie heftet: Joseph seinen bunten Rock, Moses sein Vinsenkörblein, David die Harfe, Samuel das leinene Priesterkleid, Tobias sein Hündlein.

Was noch mehr Interesse in die Geschichte bringt, das ist das Wundervolle der Begebenheiten, das Auffallende der Situationen, das dramatisch Fortschreitende der Handlung: Der verkürstende Ismael, Isaa! auf dem Holzstoße, Joseph in der Zisterne, die Israeliten am rothen Meer. Wie reißt das hin, wie spannt es die ganze Aufmerksamkeit, welchen Ausgang dies Alles nehmen wird!

2. In Absicht auf Inhalt. Die biblische Geschichte hat einen hohen Werth in Absicht auf Sittenlehre. Sie ist ein hohes, herrliches, lebensvolles Gemälde der Sitten.

Die biblische Geschichte stellt sittliche Charaktere

aller Arten auf. Es ist keine Tugend, kein Laster, die man hier nicht in mehreren Menschen, ganz nach dem Leben gezeichnet, dargestellt fände. Da gibt es Stolge und Demüthige, Zornige und Sanftmüthige, Hartherzige und Freigebige, Lügner und Aufrichtige, in denen kein Falſch ist, Neid- und Eigennutzvolle und reine, uneigennützigte Seelen, die kein Hauch des Neides beſieckt. Mancher Charakter ist das hellſte, reinſte Bild dieſer oder jener Tugend, mancher das ſchwarzſte Bild des Laſters. Abraham z. B. iſt der perſonifizierte Glaube in That und Handlung lebendig dargeſtellt. Kein der eingeleiſchte Neid. Die unſinnliche Idee der Tugend und des Laſters iſt im Fleiſch und Blut gekleidet. Dieſe Charaktere ſind noch mehr als jene Geſchöpfe der Dichterphantaſie Urbilder aller Tugenden und Laſter. Die unſichtbare Tugend erſcheint in ſolchen Beiſpielen in ſichtbarer Liebendwürdigkeit und reiſt zur Nachahmung hin. So auch das Laſter; es erregt Widerwillen, Abſcheu, Entſetzen.

Die Charaktere der Bibel ſind keine bloßen Ideale, weder Engel noch Satan, ſondern Menſchen. Bei aller Tugendgröße haben ſie noch ihre menſchlichen Schwachheiten, bei aller Verworfenheit noch ihre glücklichen Augenblicke, ihr Gutes. Sie ſtellen uns Tugenden vor Augen, die wir erreichen, Laſter, in die auch wir verſinken können. Die Tugendbeiſpiele laden zur Nachahmung ein, und machen zugleich

Muth dazu; die Beispiele von Lastern warnen vor ähnlichen Vergehungen und zeigen durch die Möglichkeit, auch so zu handeln, daß die Warnung nicht überflüssig ist, sie machen beutlich.

Die sittlichen Charaktere sind in allen Situationen des Lebens, in allen Verhältnissen gegen andere Menschen aufgeführt. Wir sehen den Tugendhaften in Kenntniss und Unkenntniss, in Freud und Leid, zu Haus und auf Reisen, in stiller Ruhe und in den schrecklichsten, schneidendsten Nothfällen und Verlegenheiten, bei dem Hochzeitmahl und auf dem Sterbebette. Wir sehen, wie er sich gegen Aeltern und Kinder und Geschwister, gegen Schwiegerältern und Verwandte, gegen seinen Herrn oder Knecht, gegen Reiche und Arme, gegen Freunde und Feinde benimmt. Die Tugend ist von dem Welkenbimmel allgemeiner Begriffe zurückgezogen und in die Hütten des gemeinen Lebens eingeführt. Es ist keine Tugend-Idee aufgestellt, damit die Menschen was zu denken, zu demonstrieren und disputieren hätten. Sie ist ein treuer Spiegel, in dem wir uns selbst sehen, um unser Betragen besser zu ordnen.

Die sittlichen Charaktere erscheinen dadurch in einem noch frappanteren Licht, daß immer entgegengesetzte Charaktere einander gegenüber gestellt sind z. B. Abel und Kain, Noe und seine Zeitgenossen, Cham und seine Brüder, Noth und die Sodomitier, Noa und Ismael, Jakob und Esau, Joseph und seine Brüder, Samuel und

Helis Sobne, David und Abisai, Elifäus und Giez, Balthi und Escher, Mardochäus und Aman u. s. m. Wer möchte da nicht lieber immer dem erstern als dem leßtern gleichen!

Auch die seltne Treue in Zeichnung der Charaktere verdient noch bemerkt zu werden. Sie behaupten sich durchaus, sind immer dieselben. Im ersten Augenblick, wo Laban erscheint, blickt schon sein Eigenthum hervor. Er sucht die goldenen Oerringe und Armbänder und eilt hinaus zu dem Manne am Brunnen und sagt: O Du Gefegneteter des Herrn! Abimelech ist im Augenblick des Todes noch der nämliche stolze, hochmüthige Mensch. Er rüch mich, sagt er dem Waffenträger, daß man nicht sagen könnte ein Weib hat ihn getödetet.

Was aber diesen Schilderungen den höchsten Werth gibt, sie zeichnen nicht bloß einzelne, gegenwärtige Tugendäußerungen oder Vasterausbrüche, durchhin alle Tugendhaften ist es klar und anschaulich, man sieht alle ihre Tugenden aus Einer Quelle hervriesen. Wir sehen nicht bloß das Ziel, wernach wir ringen sollen, sondern auch den Weg dahin. Die Gesinnung der Tugendhaften, die Leidenschaft des Vasterhaften fließt sammt all ihren Wurzeln und seinen Jäsern, wern sie entstehen, mit all ihren Nerten und Zweigen, die sie anlaufen, mit all ihren Früchten gezeichnet. z. B. der Reib der Brüder Josefhs. Die ersten Veranlassungen und Reime: ein Glück, das ihrem Bräu-

widerfährt, die bunte Farbe seines Kodes. Die ersten sichtbaren Sympthemen: Sie können ihm kein freundliches Wort geben, sie nennen ihn den Träumer. Die weiteren Folgen: die Mordanschläge gegen den Bruder, das Herabreißen des Kodes, der Verlauf des Bruders, die Lüge gegen den Vater, die Verheerungen in der menschlichen Gesellschaft: des Vaters Todesbetäubung, des Bruders Sklaverei; dann die innere Angst und Gewissensunruhe, die sich bei jeder Gelegenheit nach vielen Jahren immer neu zeigt: das haben wir an unserm Bruder verschuldet; ihr Todeschrecken bei den Worten: Ich bin Joseph — wie psychologisch tief und wahr ist die Schilderung der Verheerungen der über die Ufer getretenen Leidenschaft! Sie erregt eine Scheu davor. Die Zeichnung der ersten Anfänge ist eine Anleitung, was zu fliehen, wie man sich dagegen sicher stellen könne. Man darf diese einzelnen Sätze nur in allgemeine verwandeln, so hat man das Treffendste, was die Sittenlehre im Capitel vom Neide nur immer abhandeln kann.

So ist es mit Cain, Saul, Ahab; ihre kurze Schilderung stellt immer ein ganzes Menschenleben dar, treuer und wahrer vielleicht als Shakespeares und Goethes gepriesene Charaktere.“

Christoph Schmid's Jugendchriften sind die Früchte dieser seinen Beobachtungsgabe verbunden mit dem ihm angeborenen Talente, für Kinder zu schreiben. Es ist nicht nöthig, hier eine Charakteristik derselben zu

geben, die Leser kennen sie bereits aus jener Zeit, welche man die schönste des Lebens nennt. Die Erinnerung „an die Winterabende, wo ihnen Aeltern oder Geschwister diese harmlosen Novellen vorlasen“ gehören wohl zu den liebsten Erinnerungen aus ihrer Kindheit. Ja sie nehmen vielleicht jetzt noch gerne ein solches Büchlein vom Verfasser der *Estreier* zur Hand und lesen darin. Sie theilen die Ansicht eines Rezensenten, welcher, indem er in der 1-21 von Friedrich von Ketz herausgegebene katbolischen Literaturzeitung das *Blumenförbchen* und *Rosa von Tannenburg* bespricht, sich also äußert: „Die angezeigten beiden Werke des lebendwürdigen Jugend- und Volksschriftstellers Christoph Schmid, Pfarrers in Oberstation, sind dem blühenden Alter gewidmet. Rezensent muß hingegen gestehen, daß er, obgleich er nicht mehr im blühenden Alter steht, diese beiden Schriften ebenfalls mit Vergnügen oder vielmehr mit Erbauung und Nührung gelesen habe, und er darf hoffen, daß er noch dann, wenn er einst zum zweitenmale blüht, die Werklein des lieben, ehrwürdigen Mannes mit gleicher Gemüthbestimmung lesen werde. So gilt von ihnen beinahe, was ein bekannter Kenner von Hemer, dem ältesten Volksschriftsteller, rühmt, „dem die Jünglinge mit Freuden zubören und die Greise mit Andacht.““ „Wer doch nur so schreiben könnte,“ fährt er fort, „möchte mancher unter uns wünschen, so geistreich und einfach wie weiland der Wandobeder

Bete; so aus dem frohen, heitern Gemüthe des Volkes heraus wie Claudius, so im evangelischen Sinne und Worte, in so lieblich, innig frommer Weise wie unser Schmid. Es ließt sich da Alles so natürlich und leicht, daß man beinahe glauben möchte, man könne es selbst so machen, wie es denn manche geglaubt haben, die das Publikum mit Schenkschen zur Genesvefa, zum Heinrich von Gubenfels u. regilirten. Wenn man aber die Feder ansetzt, so fühlt man sogleich, falls man Demuth mit Hochmuth verbindet, daß ein solches Unternehmen nicht so leicht und natürlich sey. Denn man verfällt gar zu gerne entweder in den faden, matten Ton der gewöhnlichen Aitel- und Jugendschriftsteller oder in den noch unangenehmeren, mit Worten prunkenden, an Sinn und Geist armen Ton alltäglicher Romanen- und Fabrikarbeiter. Kurz: Wer für Kinder kindlich, für das Volk volkthümlich schreiben möchte, wie die eben genannten Männer, der muß dazu geben, muß Genie seyn, wie das alte Sprichwort sagt: „Orator sit, poeta nascitur.“

Nicht bloß in Deutschl und fanden Christoph Schmid's Schriften denbald Beifall, auch andere Nationen fanden Schmid'sch daran und sie sind in alle gebildeten Sprachen Eurapas übersezt worden. Es wurden Christoph Schmid sehr niedliche Ausgaben von Paris, London und Mailand zugesandt. Der berühmte Journalist J. Janin übersezte sie im Auftrage der Herzogin

von Orleans für den Grafen von Paris. Diese Ausgabe ist sehr schön ausgestattet, in großem Format und mit Holzschnitten geziert. Die gegenwärtige Königin von Schweden, eine Prinzess Leuchtenberg, übersehte selbst einige dieser Schriften ins Schwedische. Ein Professor der französischen Sprache aus Berlin, der sich 15 Jahre in Frankreich aufhielt und ebenfalls die Werke Christoph Schmidts ins Französische übersehte, schrieb ihm im Jahre 1837: „Obwohl ich nicht die Ehre habe, Ihnen persönlich bekannt zu seyn, so bitte ich dennoch um Erlaubniß, Ihnen meinen herzlichsten Dank und meine achtungsvolle Bewunderung für Ihre unschätzbaren Jugendschriften zu bezeugen, Bewunderung, die Ihnen nicht allein bei Ihren Landesleuten, sondern auch in allen gebildeten Staaten vornehmlich aber hier in Frankreich ganz allgemein zu Theil wird. Wie glücklich fühle ich mich, einer der ersten gewesen zu seyn, die den Gedanken faßten und ausführten, eine vollständige französische Uebersetzung derselben zu liefern! Zwar ist nicht an mir, zu entscheiden, ob es meiner Uebersetzung gelungen ist, den reizend einfachen Ton Ihrer anmuthigen Erzählungen so ganz getreu abzuspiegeln. Wenigstens bin ich mir bewußt, so viel es mir möglich war, diesem so schönen als edeln Zwecke nachzustreben zu haben und ich wage es mir zu schmeicheln, daß meine Anstrengungen nicht ohne Frucht geblieben sind, da ich schon jetzt die Freude erlebe, mehrere seh-

starke Auflagen meiner Uebersetzungen Ihrer vortheilhaften Werke nicht nur in allen Städten und Flecken, sondern auch selbst in den geringsten Hütten des ganzen französischen Reiches verbreitet zu sehen. Von Tag zu Tag wird dem Publico die Wahrheit der Worte eines französischen Journals einleuchtender, das, von der außererordentlichen Vorliebe des Volkes zu Ihren Kinderdichten sprechend, sich folgendermaßen ausdrückte: „Les pères et les mères de famille, curieux de connaître le plaisir qu'éprouvent leurs enfants en lisant les charmans petits Contes du Chanoine Schmid, sont souvent surpris de se voir eux-mêmes prendre goût à une lecture qui semble n'appartenir qu'au jeune âge.“ Diese Behauptung des Pariser Rezensenten hat sich auch an mir bewährt.“

Auch in Amerika haben Christoph Schmid's Schriften Eingang gefunden. Der Leibarzt der Kaiserin von Brasilien Dr. J. W. Stephan schrieb im Jahre 1818 an Christoph Schmid: „Ich hatte bei meinem letzten Aufenthalte in Südamerika die Freude, in den Wäldern Brasiliens den Namen Euer Hochwürden als den so wohlthätig wirkenden Kinderdichtsteller wiederklängen zu hören, und dachte, es würde gewiß auch Ihnen ein angenehmes Gefühl gewähren, wenn Sie den Samen zur Menschenveredlung, welchen Sie mit so lohnendem Erfolge im deutschen Vaterlande ausgestreut, auch jenseits des Aequators schöne Früchte tragen

sehen. Ich nehme mir die Freiheit, C. H. beiliegende Bändchen zu übersenden, welche Ihnen als Beweis dienen mögen, daß auch in so großer Entfernung ein aufwachendes Volk sich an Ihrem Werte erfreue.“

Zu der großen Verbreitung, welche die Schriften Christoph Schmid's fanden, halfen auch die Nachdrucker getreulich mit. Sie verursachten Christoph Schmid viel Unannehmlichkeit und Plage. Ihre Unverschämtheit ging so weit, seine sämtlichen Werke herauszugeben und unter seinem Namen Schriften zu verkaufen, von denen Christoph Schmid gar nichts wußte. Schon im Jahre 1721 sah er sich genöthigt, folgende literarische Klage in die Zeitungen einrücken zu lassen: „In einer literarischen Anzeige zum Schwäbischen Merkur werden von dem Buchdrucker V..... in Reutlingen und dem Buchdrucker V... in Kettenburg Christoph Schmid's sämtliche Werke für Kinder und Kinderfreunde auf Subscriptionen angekündigt. Diese Ankündigung setzt mich in die unangenehme Nothwendigkeit öffentlich zu erklären: daß diese Herausgabe meiner Werke ohne mein Wissen unternommen werde, und daß ich an dieser sogar meiner Ehre nachtheiligen Verinträchtigung meiner rechtmäßigen Verleger durchaus keinen Theil habe; daß die Fortsetzung des Heftes von Gichenfels: Heinrich von Gichenfels Leben und Tiefsale, zweites Bändchen, nicht von mir sey und dieses kleine Nachwerk mir fälschlich aufgebürdet werde; daß ich das dritte Bänd-

Am dieser angeblichen Fortsetzung: Kurze Geschichten für Kinder und Kinderfreunde, gar nicht kenne und es eben so wenig verfaßt habe, daß ich auch keineswegs der Verfasser der Gräfin Ida von Toggenburg sey und daß sie irrthümlich unter meinem Namen verkauft werde u."

Weit mehr noch als der Mauthend betruhten Christoph Schmid die ungerechten Angriffe, welche seine Schriften von einzelnen, jedoch nur wenigen und unbedeutenden Plättern zu erleiden hatten. Ich bringe ungern diesen Mißklang in den friedlichen Ton dieser Erinnerungen, doch glaube ich diese Ausstellungen nicht übergehen zu dürfen. Einzelne Kritiker nämlich machten Christoph Schmid den Vorwurf, daß seine Schriften nicht für die katholische Jugend bearbeitet seyen, indem nichts Katholisches darin verkomme. Die letztere Ausstellung ist essentiar nicht wahr. In der Generefa kommt gleich anfangs ein frommer Bischof vor, der ihre Gie mit Siegfried aniegnen; als Generefa zu sterben glaubt, bezeugen sie ihrem Sohne Sterne, Mund und Brust mit dem Kreuze. In der Rosa von Tannenburg kommt ein Abt vor, der als ein sehr frommer und weiser Klostermann dargestellt wird; er ist zugleich Weihbischof und wirbt am Ende der Erzählung eine Kapelle ein, was doch wohl auch katholischer Gebrauch ist. In dem verlorenen Kinde dreht sich die ganze Geschichte um ein Muttergottesbild, das Bildniß der schmerzhaften Mutter, die mit

dem Schwerte in der Brust abgemalt ist. Ein frommer Pfarrer schenkt es einer über den Verlust ihres Kindes trauernden Mutter und macht so schöne Bemerkungen über Geduld und Vertrauen, daß sie viele ihrer Verehrer gewiß mit großer Rührung gelesen haben. Im Kanarienvogel hört Frau von Erlau in der nahen Kapelle das kleine Glöcklein läuten. Die gute, fromme Tolerierin kommt eilig herein und sagt, der Herr Pfarrer aus dem Dorfe jenseits des Berges werde heute die heilige Messe lesen, worauf Frau von Erlau sich sogleich mit ihrem Karl in die Kapelle begibt. In dem Weihnachtsabende wird eine Weihnachtskrippe sehr schön und lieblich beschrieben; der Gebrauch, solche Krippen zu errichten, ist ein ausschließlich katholischer Gebrauch. Die Erzählung, das hölzerne Kreuz, bewegt sich ganz auf katholischem Grund und Boden; das Demantkreuz eines Bräutens bildet den Hauptgegenstand der Erzählung und Frau von P. stirbt mit dem Sterbekreuz in der Hand. Die Erzählung, Timotheus und Philimon, endet mit einer kurzen Beschreibung des heiligen Mesepfers und in der Geschichte, Adelheid von Thalheim, wird die Bekehrung einer Sünderin in der berühmten Wallfahrtskirche zu Maria Einsiedeln erzählt; anderer Erzählungen nicht zu gedenken. Es ist also eine unwahre Behauptung, daß nichts Katholisches in den Schriften Christoph Schmid's vorkomme. Christoph Schmid wollte keine eigentliche katholische Erbau-

ungs- und Religions-Handbücher, sondern harmlose Erzählungen schreiben. Auch hat er es mit Recht unterlassen, in seinen Kinderschriften zu polemisiren und von einem religiösen Zwiespalt zu reden, von dem Kinder doch noch keinen Begriff haben. Man könnte nur etwa einwenden, daß seine Erzählungen nicht ausschließlich das Leben nach der kirchlichen Seite hin abbildeten, wie dieß bei einzelnen neuern, namentlich in England erschienenen Jugendschriften der Fall ist. Man vergesse aber nicht, in welcher Zeit Christoph Schmid als Jugendschriftsteller auftrat. Es war der Anfang dieses Jahrhunderts, in dem sich der Unglaube von Frankreich aus nach Deutschland verbreitet und die deutsche Literatur und Pädagogik angesteckt hatte. Da galt es, vor Allem das christliche Prinzip gegen das unchristliche zu vertheidigen und zu retten. Zailer hat dieß als Theologe gethan, Christoph Schmid als Jugendschriftsteller. Jener hat das himmlische Kleinod der geoffenbarten Religion aus der bessern Vergangenheit durch eine glaubenslose Zeit hindergestellt in eine Zeit, in der man wieder nach dem Glauben der Kirche fragte, dieser hat mitten unter den Stürmen der französischen Revolution und in einer glaubenslosen Zeit die zarte Pflanze christlicher Jugendbildung gehütet, gepflegt und für bessere Zeiten gerettet. Wenn man dem Gange der schriftstellerischen Thätigkeit Christoph Schmid's mit Aufmerksamkeit folgt, so kann man

wahrnehmen, daß in seinen frühesten Erzählungen mehr nur von den Grundlehren unserer heiligen Religion die Rede ist und daß fortschreitend mit der Entwicklung des kirchlichen Bewußtseins seine Erzählungen dieses spezielle Gepräge annehmen. Jeder Schriftsteller ist nach der Zeit, in welcher er lebte, zu beurtheilen und es ist ungerecht an einen Autor, der im Anfange des Jahrhunderts geschrieben hat, den Maßstab der geistigen Entwicklung der Mitte des Jahrhunderts zu legen.

Männer von streng katholischen Grundföhen, hohen kirchlichen Würden und auf der Höhe der Zeitbildung stehend, wußten Christoph Schmid's Verdienst um die Jugendbildung gar wohl zu schätzen und urtheilten gerechter als die oben erwähnten, unbekannten Kritiker. Sie besuchten ihn, um ihn persönlich kennen zu lernen und ihm selbst die Anerkennung auszudrücken, die sie seinen Schriften zollten. So erfreute ihn Erzbischof Ladislaus Porck, der Dichter der Perlen der christlichen Vorzeit und des Rudolph von Habsburg, im Jahre 1840 auf einer Reise, die er nach Gastein machte, in Augsburg noch Abends spät mit einem Besuche. Christoph Schmid dankte ihm seine eben damals herausgegebenen Schriften: Jesarbat, Geistliches Vergismeinmicht und der Freude im englischen Garten, nach Gastein. Porck schrieb ihm am 15. August 1840 von da zurück: „Wie werth mir Ihre allgemein hochgeschätzten Werke von jeher waren, hatte

ich die Ehre, Ihnen in Augsburg mündlich zu sagen und nun sind mir diese letzteren, die ich bisher noch nicht kannte, um so werthber, da Sie aus Ihren Händen kommen; — empfangen Sie meinen herzlichsten Dank dafür!“

Ofters besuchten ihn aus diesen Gründen die Erzbischöfe Ricari von Freiburg, Urban von Bamberg, Milde von Wien, die Bischöfe von Linz, Dresden, Trier, Kettensburg, Johann Martin Henmi, Bischof von Milwaukee in Nordamerika; der Fürstbischof Diepenbrock von Breslau und der Erzbischof Geisel von Köln kamen noch als Domherren öfter zu ihm; ebenso die berühmten katholischen Gelehrten Möller, Hefele, Hurter u. a.

Der um die kirchliche Kunst so sehr verdiente Sulpiz Boissierre schickte Christoph Schmid zum Weihnachtsfeste 1841 eine Abbildung des heiligen Christophorus und begleitete das Geschenk mit folgenden Worten: „Sie haben, lieber, verehrter Mann, durch Ihre segensreichen Schriften Kindern und Aeltern so viele Freude gemacht; da möchten wir an dem heiligen Weihnachtsfeste auch Ihnen eine kleine Freude machen. Wir haben dazu das Bild Ihres Namenspatrons gewählt, der ein Kind in Sturm und Wetter durch die wilden Hüthen getragen und in der Gestalt des Kindes unsern Herrn erkannt hat. Der Gedanke, daß der Maler den Augenblick der Erkenntniß durch den Aufgang der Sonne bezeichnet, gilt diesem Bilde

in unsern Augen einen ganz besondern Werth und ist uns auch sonst nirgends vorgekommen.

Die leider nur zu kurze Begegnung mit Ihnen vor drei Jahren in Ulm hat mir und meiner Frau einen so tiefen als wohlthuenden Eindruck zurückgelassen, und darum haben wir geglaubt, Ihnen ein Zeichen von dieser frohen Erinnerung geben zu müssen. Wir thun es mit herzlichsten Segenswünschen und in der Hoffnung, daß es uns gewährt werde, Sie in diesem Leben noch einmal und auf längere Zeit wiederzusehen und dann auch meinem sehr lieben Bruder Ihre höchst wünschenswerthe Bekanntschaft zu verschaffen."

Der oben genannte Uebersetzer der Christoph Schmid'schen Schriften ins Französische sagt in einem andern Schreiben an den Verfasser: „Die H. H. Erzbischöfe und Bischöfe von Lyon, Tours, Nantes, Bordeaux, Angoulême, Bourges, Nevers, St. Claude etc. ertheilten in authentischen Hirtenbriefen Ihren frommen und gemüthlichen Erzählungen und Geschichten für Kinder das gebührende Lob und verordneten demzufolge die Einführung meiner französischen Uebersetzung in allen Schulen und Erziehungs-Anstalten."

Das Gesagte dürfte die Bedenken genannter Kritiker heben. Ich erinnere nur noch an Jenelehs Telemach. Bischof Jenele hat den Stoff zu seinem Telemach sogar aus der heidnischen Fabelwelt geschöpft. Das Buch fand großen Beifall und wurde in alle

Sprachen Europas übersezt. In Deutschland wurde das Buch in adeligen, strengkatholischen Familien das allgemeine Lesebuch der Jugend, um die französische Sprache daraus zu erlernen; man übersezte es sogar in die lateinische Sprache und las es mit den Studierenden anstatt des Cornelius und Curtius. Keinem Menschen fiel es ein, den Bischof verdächtig zu machen, er achte die katholische Religion nicht, weil er solche Erzählungen vorbringe, in denen kein Wort davon vorkomme; niemand war so unbillig, zu behaupten, die äußerst reizende, blühende und malerische Darstellung werde dem Prinzen den Geschmack an ernstern Studien verderben, oder die Jugend werde nun die Religionslehre nicht mehr anhören mögen.

Christoph Schmid's Erzählungen werden, so lange es eine deutsche Sprache gibt, ihren Werth behalten und auch unsere Enkel noch aussprechen und ihre Herzen bilden und veredeln. Deutschland hat berühmte Schriftsteller in allen Fächern der Literatur und edle Dichter und rühmt sich derselben und ehrt ihr Andenken, es darf sich auch freuen, in Christoph Schmid einen Volks- und Jugendschriftsteller zu besitzen, der wie Kenner behaupten, bisher in dieser Eigenschaft unübertroffen dasteht, und dessen lindlicher Muse nicht bloß die Deutschen, sondern auch die Völker jenseits des Rheins und der Alpen, ja jenseits des Oceans mit Freude und frommer Nahrung lauschen.

7. Einige Urtheile Christoph Schmid's über Schriftsteller.

Unter allen deutschen Classikern liebte Christoph Schmid den Wandobcker Dichter, Claudius, am meisten. Immer lag ein Bündchen der Werke dieses ächt poetischen, tief christlichen und doch so heitern Schriftstellers auf seinem Arbeitstische. War es sagte er Abends: „Nun müssen wir noch etwas von Claudius hören,“ holte das Buch herbei und las daraus vor. Die Audienz beim Kaiser von Japan, die Briefe an Andres und das schöne Lied: „Der Mond ist aufgegangen, die goldenen Sternlein prangen,“ las er besonders gerne. Er sagte: „Ein frühverstorbenen Freund von mir, Zetzle, *) der Hofmeister der jungen Grafen von Jünger-Blött war, und mir ihnen Deutschland bereiste, besuchte Claudius in Wandoback selbst und hielt sich längere Zeit dort auf. Claudius gewann den jungen, talentvollen Mann so lieb, daß er in Briefwechsel mit ihm trat. Ich habe für Sailer die schönsten Stellen aus den Briefen, die Claudius an den Hofmeister schrieb, ausgezogen. Sie sind leider wohl verloren gegangen. Hätte ich doch eine Abschrift davon genommen!“

Zwei solcher Briefe von Claudius fanden sich unter den hinterlassenen Papieren Christoph Schmid's. Der erste ist von Wandoback aus den 12. Januar 1791 geschrieben. Er lautet:

*) Z. Erinnerungen 2. Bündchen S. 30.

„Fröhlich Neujahr, lieber Herr Settele, und willkommen in Karlsruhe, wo der berühmte Schwärmer Schlosser sich aufhält, wie der Professor in Marburg sagt und meint.

Sehr oft befindet man sich bei dem Keger selbst besser, als bei denen, die vor ihm warnen, und ich denke, so wird es Ihnen iso fast wohl auch gehen. Ich habe große Lust gehabt, Ihnen ein Stück von dem weltbeliebten Hamburger Rauchfleisch zu einem so wie bei Schlosser zu schicken, um mich bei ihm wegen der Deismuseiten, die er dem seidenen Theologen in Braunschweig gegeben hat, einiger Rassen zu revangiren. Aber das Karlsruhe liegt so weit hin, und die Wahrheit zu sagen, ich scheute das Porto.

Dank für die Nachrichten von ihrer Wallfahrt und von dem, was Sie hier und da Neues unter der Sonne angetroffen haben. Hier steht noch beim Alten. Frig hat seine Zähne bis auf die Angzähne, Gottlob, alle groß und befindet sich wohl und so alle wir andern auch. Ich soll Sie von allen vielmal grüßen. Item von Wirtholenten. Grüßen Sie Schlosser und leben und reisen Sie wohl!

Iay befehle Sie in Gottes Hand

M. G.

Was hat der Mensch, der keine große, ewige Angelegenheit hat?“

In dem zweiten Briefe heißt es: „Der gute Buch-
helt, daß er immer noch so hypochondrisch ist! Wir

haben gehört, es habe sich mit ihm gebessert. Unser Körper ist ein übler, unverschämter Nachbar, er nimmt sich gleich eine Handbreit nach der andern; darum thut man sehr wohl, wenn man ihm nie einen Finger breit einräumt, — in keinem Stücke. Ich befehle Sie in Gottes Hand und fahren Sie fort und lassen Sie sich nicht irre machen auf dem guten Wege, weil er gut ist.

Wir grüßen Sie alle, namentlich meine Frau, Carolina, Christiana, Anna, Augusta, Trinetta, Johanned, Rebekka und Fritz, denn sie wollen bis auf den letzten namentlich begrüßt haben. Dito, dito, dito aus Ihrem Quartier.

Matthias Glaubius."

Christoph Schmid erzählte auch einen schönen Zug von Glaubius. Doch erinnere ich mich nur mehr im Allgemeinen daran. Es war, ich glaube in Hamburg, eine einträgliche Organistenstelle vacant geworden. Viele Bewerber meldeten sich, unter ihnen auch Glaubius. Sämmtliche Candidaten mußten sich einer Prüfung im Orgelspiel unterziehen. Glaubius, der meisterhaft spielte, erhielt die Stelle. Während die Anwesenden ihm dazu Glück wünschten, bemerkte Glaubius einen der Bewerber, welcher sehr betrübt in der Entfernung stand und zu weinen schien. Glaubius ging zu ihm und fragte ihn nach der Ursache seiner Traurigkeit. Der Mann sagte, er sey der Sohn des verstorbenen Organisten, habe Familie und eine alte

Mutter und hätte die Stelle erhalten, wenn er, Claudius, nicht als Bewerber aufgetreten wäre. Sogleich erklärte Claudius, daß er unter seiner Bedingung die Stelle annehme und verzichtete zu Gunsten des Sohnes des verstorbenen Organisten auf dieselbe.

Zu Schiller 103 Christoph Schmid das Hohe, Erhabene und der Adel der Gesinnung hin, der in den Dichtungen dieses Meisters sich kund gibt. Er folgte ihm gerne aus der alltäglichen Wirklichkeit auf jene Höhe des höchsten Sittlichen und Schönen, zu der die Begeisterung dieses Dichters den Leser unwillkürlich wie im Fluge emperträgt. Er liebte seine Helben-Ideale. Besonders las er gerne Maria Stuart und Wallenstein; das Lied von der Glode und Graf von Habsburg. Gerade was Lu zu Schiller so hin-103, stieß ihn vielfach von Goethe ab. Es ist dieses bei der ganzen Weisheitsrichtung Christoph Schmidts sehr begreiflich. So mißfiel ihm der Charakter Ogmonts durchaus; er sagte, Goethe habe einen ganz andern Ogmont, als der geschichtliche sey, gebichtet. Der geschichtliche Ogmont sey ein sittlich-ernster Charakter gewesen, der Ogmont Goethes aber sey ein leichtsinniger Beutirant, der die ernsten Zwecke des Lebens als Bagatelle behandle und Nichts zum Liebchen eile. Die Vergiftung und Verflärung Alardens waren ihm ganz und gar zuwider. Ueber Weithers Leiden sagte er, daß darin das stille Emporklimmen, die tiefe Mut und das Sichselbst-Verzehren der Leidenschaft der Liebe

mit Meisterhand geschilbert sey, daß aber Göthe diesen Roman nicht hätte ohne eine Schlussbemerkung in die Welt hinaus schicken sollen. Lessing habe ganz Recht gehabt, wenn er in einem Briefe an Gidenburg sage: „Wenn ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll, meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine, kalte Schlussrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen, wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe.“ Viele Jünglinge, bemerkte Christoph Schmid, hätten die poetische Schönheit dieses Romans für die moralische hingegenommen und geglaubt, daß der gut gewesen seyn müsse, der ihre Theilnahme so sehr in Anspruch nehme. Auch Claudius habe diesen Roman, der damals so großes Aufsehen erregte, kurz und meisterhaft beurtheilt, und er stimme ganz seinen Worten bei: „man solle unter der Linde an der Kirchhofswand neben Werthers Grabhügel eine Grabstube machen, daß man sich drauf hinsetze und den Keyf in die Hand lege und über die menschliche Schwachheit weine.“

Unter den kleinen Gedichten Göthes las er den Zauberlehrling, den Reckenenten und Künstlers Ordenwallen mit besonderm Vergnügen. Hermann und Dorothea nannte er ein vollendetes Meisterstück. Faust behagte ihm nicht, so sehr er die einzelnen Schönheiten dieser Tragödie und das tief psychologisch

Wahrer darin anerkannte. Er stimmte mit Görres Ansicht überein: „Wölfe habe ich aus dem Becher der Natur einen Hauch angetrunken und bedürfe Vicht, noch mehr Vicht.“ Er erzählte, Wölfe habe einmal Boissier's gebeten, ihm das schöne Gemälde: der heilige Christoph, auf einige Zeit zu leihen und der Dichter habe dasselbe über seinem Schreibtische aufgehängt. Als Boissier's später zu Wölfe kam und nach dem Bilde fragte, habe der Dichter zu ihm gesagt: er habe das Bild von seinem Schreibtische hinweg an einen andern Ort gehängt, denn der ernste Kopf des heiligen Christoph schaue ihn immer an, als wolle er sagen: „Alter Heide, bekehrst du dich noch nicht?“

Dem blinden Jabeldichter Pfaffel *) lernte Christoph Schmid noch als Student in Tübingen persönlich kennen. Er rühmte den leichten Perseus und die kräftige, kurze Sprache seiner Dichtungen. Ganz besonders gefiel ihm das Gedicht: „die Lärkenpfeife,“ welches er auswendig kannte. Er sagte: Pfaffel habe darin eine Begabung, aus der sich eine größere, sehr anziehende Erzählung machen ließe, mit weicherhafter Kürze und trefflicher Zeichnung der Charaktere dargestellt. Gerne las er auch Weller's Jabeln. Wenn von Philosophie gesprochen wurde, schlug Christoph Schmid an „die Geschichte mit dem Hui“ und wenn die Rede auf Schriftstellerei kam, an

*) S. Erinnerungen, 2. Bändchen S. 15.

die Gedichte: „Dank Nord und der Maier von Nöhen“ zu erinnern.

Freilichs Prosa bewunderte Christoph Schmid; dessen Trauerspiel, Emilia Galotti, las er oft und rühmte die meisterhafte Zeichnung der handelnden Personen darin. Manchmal ergötzte er sich auch an den witzigen Einfällen Abraham a Sancta Clara; er bediente sich aber stets einer alten Ausgabe, indem er bemerkte, wie es ein unglücklicher Schanke gewesen, Hebel's allemannische Gedichte in die hochdeutsche Sprache zu übertragen, so habe man auch den gleichen Fehler gemacht, dieß des Abrahams Schriften zu thun; aller ursprüngliche Reiz sey dadurch verloren gegangen.

Die meisten neuen Dichter schätzten Christoph Schmid wenig. Das beständige Reflektiren in ihrem Pochen, das Haderen mit Gott und das Streben mit dem König, „die Brust voll Schmutz und das Haupt voll Zweifel,“ auch das immerwährende „Ich, mein, mir, mich,“ darin, war ihm höchst gewider. Als Christoph Schmid in seinem Greisenalter vielfach gebeten wurde, Erinnerungen aus seinem Leben aufzuzeichnen, konnte er sich lange nicht dazu entschließen und als er es endlich doch gethan hatte, bemerkte er: „Es war mir gewider, so oft: „Ich, mir, mich“ sagen zu müssen. Mir lag immer das Wort eines frommen, demüthigen Mannes, der, obwohl drei Klassen vor mir, zu meiner Zeit Theologie studirte, im Sinne. Dieser Mann hatte in dieser Welt Vieles gewißt,

Dieses gelitten und es wurde von ihm Dieses gesprochen. Als ich nach langer Zeit ihn wieder traf und über das Kusschen, das er erregte, mit ihm redete, sprach er: „Ach, Gott weiß es, daß ich dem Regentropfen gleichen möchte, der das Seinige, so klein und winzig er auch ist, zum Segen der Erde beiträgt und unbeachtet und unbemerkt in die Erde verschwindet.““

Auch in den überschwänglichen Beifallsturm, welcher dem Schwedischen Gedichte „Amaranth“ jarauschte, konnte er nicht einstimmen. Er anerkannte wohl die christliche Tendenz des Dichters, sein Talent und seine schöne Sprache, bemerkte aber, daß diesem Gedichte noch sehr viel fehle, um den Anforderungen zu entsprechen, die man an ein Werk von klassischem Werthe zu machen pflege.

Unter den ausländischen Dichtern liebte Christoph Schmidt vor allen Shakspeare. Er las ihn im Original und rühmte ganz vorzüglich das Dramatische in Shakspeares Werken, unter denen er Hamlet und Macbeth besonders oft las. Er sagte: „Dieser wahrhaft große Dichter will nicht bloß gelesen, er will studirt, gründlich studirt sein. Ein paar Worte in seinen Dialogen aufscheinend gleichgültig hingeworfen, trugen von dem tiefen, psychologischen Bilde dieses Dichters. Macbeth z. B. erhält die Nachricht, daß Macbeth sein Weib und seine Kinder getödtet habe. Er steht lange, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, wie betäubt, schwei-

gend da. Dann wiederholt er bereits Gefragtes und verfaßt wieder in stummen Schmerz. Endlich ruft er aus: „Er hat keine Kinder!“ — Waduf hat inzwischen nachgesehen, wie er an Wadeth den Tod der Seinigen am empfindlichsten rächen könnte. Die empfindlichste Rache an Wadeth scheint ihm, auch diesem seine Kinder zu tödten. Da aber Wadeth kinderlos war, ruft Waduf schmerzlich aus: „Er hat keine Kinder!“

„Mancher Leser,“ bemerkte Christoph Schmid weiter, „geht gleichgültig an solchen Stellen vorüber. Dieses, das mit großer Kunst auf das Theater berechnet ist, tritt auch auf der Bühne erst ins helle Licht. Man kann die Schauspiele in drei Theilungen bringen, in solche, die sich gut lesen und nicht gut sehen, dann in solche, die sich gut sehen und nicht gut lesen und endlich in solche, die sich gut lesen und gut sehen lassen. Man sollte Shakespeares Dramen von einem Corral auführen sehen.“ Ein liebes Buch war Christoph Schmid auch der Lantyrreger von Walsfeld.

Unter den alten Klassikern liebte Christoph Schmid besonders Homer und Plutarch. Schon als Student trug er die Ilias und Odyssien in der Tasche bei sich. Ueber die homerischen Gedichte äußerte er sich ungefähr also: „So unrichtig und kindisch darin die Göttervorstellungen sind, so wahr und natürlich sind die Menschen aufgefaßt und dargestellt mit ihren Tugen-

den und Jähern. Es ist nichts Todtes in diesen herrlichen Dichtungen, Alles ist Leben. Selbst den Thieren verleiht der Dichter menschliches Gefühl; die Kasse Achille trauern um ihren Wagenlenker Patroklos, den Hector getödtet. Sie weilen nicht mehr gehen, weder heim noch den Schiffen noch in die Schlacht. Die Köpfe auf den Boden geknickt stehen sie traurig vor dem prangenden Zettel des Wagens. Das herrliche Wägenhaus wällt aus dem Kinde des Joches hervor und ist mit Staub bedeckt. Ja, sogar das Letzte weiß Homer zu bezeichnen. Der Held wird nicht fertig beschrienen, sondern wie er sich rüstet; er nimmt ein Stüd der furchtbaren Waffenrüstung um das andere und gürtet sich damit. Die letzte Schönheit erzählt so den Reiz der Bewegung. Bei Virgile können wir in Hermann und Dorothea Aehnliches bemerken. Die Mutter durchwanderte den Felder suchend, Ställe, Schuppen, Gärten und Weinberge, stellt im Gehen die Stützen der Pflume zurecht und nimmt einige Kuppen vom köstlich stehenden Kehl hinweg.*

War erst das Christeyd Schind den Wiedied Hector von Andromache. Unvergleichlich schön nannte der Kinderfreund die Scene, in der Hector die Arme nach seinem Söhnelein aufstreckt, tiefes aber, den waltenden Helmhub des Vaters schenend, sich weinend an den Busen der Amme anlehnt. Vater und Mutter lachen, Hector nimmt schelmig den Helm

vom Haupte, stellt ihn auf die Erde und nun erst läßt sich das Kind von ihm küssen und auf die Arme nehmen.“

„Solche Stellen,“ sagte Christoph Schmid, „find Versen der Poesie; Voss hat Homers Gedichte meisterhaft übersetzt.“

8. Christoph Schmid's Priesterjubiläum.

Im August 1841 wurden es fünfzig Jahre, daß Christoph Schmid zum Priester geweiht worden war. Er besuchte auch im Sommer dieses Jahres mit Erzbischof Demeter das Bad Rippoldsau. Von hier aus wollte er sich mit seinem Freunde nach Freiburg begeben, um in dem herrlichen Münster sein Priesterjubiläum zu feiern. Es war Christoph Schmid's ausdrücklicher Wunsch, diese Feier stille zu begehen; es sollte im Publikum nichts davon laut werden. Das Einzige, was diese Festlichkeit auszeichnen sollte, war der immerhin seltene Fall, daß sich drei Domherren von Freiburg, die gleichfalls Jubilare waren, darunter der berühmte Professor Hug, erboten hatten, Christoph Schmid am Altare zu assistiren. Da erhielt Christoph Schmid am 2. August einen Brief von seiner Schwester in Augsburg, in dem sie ihm schrieb, daß eine Deputation aus Dinkelsbühl, der Bürgermeister Raab an ihrer Spitze, nach Augsburg ge-

kommen sey und ihn im Namen der Bürgerschaft habe einladen wollen, seine Jubelfeier in seiner Vaterstadt Dinkelsbühl zu begehen. Dem Briefe lag ein Schreiben der Deputirten bei, worin es unter Andern heist: „es möge ihm in Liebe gefallen, seine Vaterstadt wieder mit seiner Gegenwart zu beglücken und seine Jubelfeier zu ihrem Feste zu machen.“

Christoph Schmid schrieb an die Deputirten: „Die Einladung, meine Sekundiz in meiner geliebten, mir unvergeßlichen Vaterstadt zu feiern, ist für mich so ehrenvoll und erfüllt mich mit so tiefer Nahrung, daß ich dieselbe, obzueachtet meines hohen Alters und meiner nicht festen Gesundheit, mit großer Freude annehme.“

Er reiste über Aieiburg nach Augsburg zurück. Hier fand er ein Schreiben des Stadtpfarrers Juchs von Dinkelsbühl, worin dieser Christoph Schmid einlud, in seinem Hause während seines Aufenthaltes daselbst zu wohnen, auch war in dem Schreiben bemerkt, daß ihn die städtischen Behörden an der Grenze des Dinkelsbühler Stadtgebietes, in Willburg-Hetten, empfangen wollten.

Christoph Schmid schrieb an den Stadtpfarrer: „Ihr freundliches Anerbieten, während meines Aufenthaltes in meiner Vaterstadt in Ihrem Pfarrhause zu wohnen, nehme ich dankbar und mit Freude an; mit diesem Danke muß ich jedoch noch die Bitte vereinigen, meine Schwester mitbringen zu dürfen, die mir

zu meiner Bedienung unentbehrlich ist. Von dem ehrenvollen Wunsche, daß eine Deputation mich an der Grenze des Stadtgebietes empfangen will, bin ich sehr gerührt. Obwohl ich mich dieser Ehrenbezeugung nicht für würdig erachte, so getraue ich mir ein so gütiges Anerbieten dennoch nicht abzulehnen. Ich werde also darauf antragen, am Freitag den 27. dieses Monats Abends 6 Uhr in Dinkelsbühl einzutreffen und bitte Sie, den verehrungswerthen Vorständen des Magistrates und der Kirchenverwaltung dieses zu melden.“

Als Christoph Schmid am Freitag den 27. August in Willburgstetten ankam, wurde er von der genannten Deputation empfangen und von ihr in mehreren Kutschen nach seiner Vaterstadt begleitet. Am Wörththore begrüßte ihn die feillich gekleidete Schulkjugend beider Confeßionen mit Kränzen und Liedern. Selbst das alterthümliche Thor war geschmückt. Ueber dem Portale prangte zwischen dem Schmid'schen Familienwappen mit drei Hufeisen und dem Wappen der Stadt mit drei Dinkelähren und drei grünen Büßeln (Hügeln) Christoph Schmid's Namenszug mit Eichenlaub umwunden. Darüber standen die Worte: „Willkommen.“

Innig gerührt von diesem herzlichen Empfang stieg er aus dem Wagen, begrüßte liebevoll die Kinder und empfing freundlich dankend die dargebrachten Blumen und Gedichte aus den Händen der Kleinen. Hier-

auf ging der Kinderfreund in ihrer Mitte zu Fuß durch die Stadt nach dem ehrwürdigen, festlich geschmückten Gotteshaus. Hier, wo er einst vor drei und siebenzig Jahren die heilige Taufe empfangen und als Knabe oft und andächtig gebetet hatte, kniete der Greis vor dem Hochaltare nieder und flehte eine Zeit lang stille zu Gott, dem Lenker der menschlichen Schicksale.

Dann begab er sich in das Pfarrhaus, welches der über den lieben Besuch hocherfreute, gastfreundliche Bewohner in eine blumenreiche Villa hatte umwandeln lassen.

Am nächsten Sonntagemorgen wurde der Jubelgreis von der Geistlichkeit, dem Magistrate und den Gemeindebevollmächtigten in feierlichem Zuge unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner der Geschütze in die Kirche begleitet. Die Bevölkerung der ganzen Stadt und eine Menge Landvolf strömten mit dahin. Auch aus dem benachbarten Württemberg hatten sich viele theilnehmende Freunde eingefunden, um der Festfeier anzuwohnen.

Christoph Schmid bestieg die Kanzel und begann mit dem, dem Sonntags-*Evangelium* entnommenen Verspruche: „Er lehrte zurück und lobte Gott mit lauter Stimme und fiel auf sein Angesicht zu den Füßen Jesu nieder und dankte Ihm“ (Lukas 17, 15 — 16). Nachdem er die Versammlung begrüßt, fuhr er fort: „Mit tief gerührttem Herzen betrete ich

heute diese geheiligte Stätte; mächtige Empfindungen bewegen mein Innerstes.

Anbetung und Dank gegen Gott sey das Erste, was ich aussprechen möchte! Wenn ich in dieser Kirche, diesem ehrwürdigen, altherkömmlichen Tempel, dem herrlichen Denkmale von der Gottesfurcht und Frömmigkeit unserer Vorfahren umherblicke; wenn ich hinschre auf den Taufstein, wo ich vor drei und siebenzig Jahren getauft wurde, auf den Altar, an dem ich vor fünfzig Jahren das erste Mal das heiligste Opfer darbrachte; wenn ich bedenke, wie viele, wie unzählige Wohlthaten der gütige, barmherzige Gott mir diese lange Zeit her erwiesen hat, — so ist es mir zu Muthe, wie dem Manne im heutigen Evangelium, welchem Jesus eine große Wohlthat erwiesen hatte, und der mit lauter Stimme Gott lobte, sich zu den Füßen Jesu auf sein Angesicht niederwarf und Ihm dankte!

So viele Ursache ich habe, Gott zu danken und mich zu freuen, so kann ich mich dennoch einer wehmüthigen Empfindung nicht erwehren! Als ich vor fünfzig Jahren in jener ebenso zahlreichen Versammlung umherblicke, ach wie viele ehrwürdige Männer und Frauen sah ich gegenwärtig — die jetzt nicht mehr auf Erden wandeln! Die damalige gesammte Geistlichkeit an dieser Pfarrkirche, der Magistrat dieser Stadt, der Prediger, der auf dieser Kanzel stand — damals mein Lehrer und nachmals Bischof — sie sind

nicht mehr am Leben! Andere nehmen ihre Stellen ein. Ein neues Menschengeschlecht ist herangewachsen; Kinder, damals erst zehn Jahre alt, zählen nun sechs-
zig Jahre. Ein ganzes Menschengeschlecht ist gleich-
sam unter die Erde versunken; alle, die damals fünf-
zig Jahre zählten, ruhen nun in den Gräbern! Wie
mächtig prägt sich uns da die alte Wahrheit ein, daß
wir hier auf Erden nur Pilger sind und keine blei-
bende Stätte haben!“

(Christoph Schmid schloß diese ergreifende Rede*)
mit den Worten: „Am Schlusse möchte ich noch ein-
mal Gott, dem Allmächtigen, für alle mir seit fünf-
zig, ja seit drei und siebenzig Jahren erwiesene Wohl-
thaten hier öffentlich danken! Ich kann aber blos
ausrufen wie der Patriarch Jakob, als er von Gott
reichlich gesegnet in sein Vaterland zurückkehrte: „Ich
bin viel zu gering all der Barmherzigkeit und all der
Treue, die Du an mir erwiesen hast!“

Aber auch allen Denjenigen, durch die Gott mir
und den Meinigen so viele Wohlthaten zukommen
ließ, möchte ich hier meinen Dank öffentlich bezeigen.

Mit Rührung denke ich daran, wie ich dort in
den Knabenstühlen dieser Kirche kniete, wie ich hier

*) Vertigt bei der Jubelfeier des H. D. Herrn Christoph
von Schmid, Dekanatsrath zu Augsburg u. Von ihm
selbst gehalten in seiner Vaterstadt Emskirch, den 29.
August 1841. Fr. Walther'sche Buchhandlung.

den ersten Unterricht in der Religion Jesu vernahm und in dieser Kirche das erste Mal bei dem Tische des Herrn dem göttlichen Kinderfreunde zugeführt wurde; wie ich in der schon damals wohlbestellten deutschen Schule zuerst im Lesen und Schreiben und dann in der kleinen Lehranstalt dahier, von einem trefflichen Lehrer im Latein unterrichtet und für eine größere Studienanstalt vorbereitet wurde. Dank sey den treuen Lehrern für ihren Unterricht, Dank den geliebten Aeltern, daß sie uns Kinder so eifrig in Kirche und Schule schickten!

Mein seliger Vater starb frühe; meine selige Mutter stand da, in Mitte von neun lebendigen, vaterlosen Waisen, mit Thränen überrollen, hilflos, ohne Vermögen! Sie konnte nichts als beten, arbeiten, ihre Kinder gut zu erziehen suchen — und auf die Barmherzigkeit Gottes vertrauen. Und Er hat sich an ihr als den Vater der Wittwen und Waisen bewährt. Er hat in dieser Stadt viele mildthätige Herzen erweckt, die sich ihrer Kinder liebevoll angenommen haben. Der damalige Magistrat dieser Stadt, die Verwaltung dieser Kirche haben sie, so viel möglich, unterstützt. Auch auswärts ließ der gütige Gott uns viele theilnehmende Gönner und Freunde finden. Ihnen allen — Gönnern und Freunden und den theueren Anverwandten — die alle längst schon diese Welt verlassen haben, wolle Gott in jener Welt vergelten, was sie hier auf Erden an uns gethan haben!

Ich führe dieses Beispiel an, wie Gottes heilige Vorsehung einer bedrängten Wittwe und ihren unmündigen Waisen so augenscheinlich geholfen hat, weil jeder Mensch in eine ähnliche Bedrängniß kommen kann. Gott hat für jedes dieser armen Kinder auf das Liebreichste gesorgt. Zwei Brüder hat Er schon in ihrer frühen Jugend zu sich genommen; ein geistlicher Bruder, an dieser Kirche angestellt, starb dahier. Allen noch lebenden hat Gott eine ehrende Stellung und hinreichenden Lebensunterhalt verschafft. Wer auf Gott vertraut, den verläßt Er nicht!

Auch allen hier Gegenwärtigen, dem Magistrate und den Gemeindebevollmächtigten, der Geistlichkeit, der Kirchenverwaltung, der sämmtlichen Bürgerschaft, die eben die wohlwollenden Gesinnungen, wie ihre Ältern und Vorfahren, gegen mich und meine Geschwister an den Tag legen, sey hier mein inniger Dank dargebracht

Wie ich vor fünfzig Jahren als neugeweihter Priester, von dieser Stelle aus, meine Hände segnend über die christliche Versammlung jener Zeit ausstreckte, so ertheile ich als Greis allen Anwesenden den priesterlichen Segen auch jetzt und empfehle sie Gott und dem Gnadenworte Dessen, der da mächtig ist zu erbauen und ihnen unter allen, die geheiligt werden, ein Erbtheil zu geben.

So segne Euch der allmächtige Gott, der Vater, Sohn und heilige Geist. Amen.“

Kein Herz blieb während dieser Rede unbewegt, ja wohl kein Auge trocken. Der Jubelgreis trat, gleichfalls sichtlich ergriffen, hierauf an den Altar, um Gott dem Allmächtigen das große Opfer der Versöhnung, der Anbetung und des Dankes darzubringen. Zwei geistliche Bruders-Söhne, deren Väter gegenwärtig waren, dienten ihm, der ältere als Diakon, der jüngere als Subdiakon.

Es war eine seltene, rührende, heilige Festfeier, welche den Bewohnern der Stadt Dinkelsbühl unvergesslich bleiben wird.

Am Abende nach diesem schönen Morgen wurde das Haus, in dem Christoph Schmid einst das Licht der Welt erblickt hatte, glänzend beleuchtet; ebenso das Haus, in dem er erzogen worden war.

Am andern Tage fuhr Christoph Schmid mit seinen Geschwistern auf den Gottesacker vor die Stadt hinaus, um die Ruhestätten seiner Aeltern und seines Bruders zu besuchen. Er fand die drei Gräber reich mit Blumen geschmückt. Lange Zeit stand der fromme Greis stille betend an den theuern Ruhestätten der geliebten Aeltern, welche er während ihres Lebens geehrt hatte, wie nur ein guter Sohn Vater und Mutter ehren kann. Wer gestern der ehrenvollen Festfeier des Jubelgreises bewohnte und heute ihn am Grabe seiner Aeltern stehen sah, der konnte sich mit eigenen Augen davon überzeugen, daß an Christoph Schmid buchstäblich die Verheißung

Gottes in Erfüllung ging: „Wer Vater und Mutter ehrt, dem wird es wohl gehen und er wird lange leben auf Erden.“

Mit gerühmtem Danke für das ihm von den Bürgern Dinkelsbühl bereitete schöne Jubelfest schied Christoph Schmid von seiner geliebten Vaterstadt. Sein Reisewagen war reich mit Kränzen und Blumen verziert. Dieselbe Deputation, welche ihn an der Gränze des Stadtgebietes abgeholt hatte, gab ihm das Geleite wieder dahin.

Von Augsburg aus ließ Christoph Schmid der zu Dinkelsbühl neu errichteten Kleinkinderbewahranstalt die Summe von 500 fl. zustellen; auch die übrigen Kinder, welche ihm einen so freundlichen Empfang bereitet hatten, vergaß er nicht; er schickte ihnen 15 Exemplare seiner Jugendschriften. Es mag ein großer Jubel unter den Kindern gewesen seyn, als man die lieben Büchlein an sie vertheilte!

Der Magistrat ließ zum Andenken an diese Feier auf einem freien Plage vor der Stadt eine Eiche pflanzen, welche den Namen Christoph Schmid-Eiche führen sollte. Diese frisch grüne Eiche wird noch die späten Enkel an Christoph Schmid und sein Jubelfest erinnern.

Unter den Beglückwünschungsschreiben, welche dem Jubilar von vielen Seiten her zugingen, mögen zwei eine Stelle hier finden. Das eine ist von dem Domkapitel zu Augsburg. Es wurde ihm unterm 9. August

nach Freiburg gesandt und lautet: „Die fünfzig Jahre ehrenvollen und ruhmreichen Wirkens im Dienste der Kirche, welche der Herr Domkapitular, Ritter von Schmid mit dem 17. August b. J. zurücklegen wird, sind für uns ein so freudiges Ereigniß, daß wir nicht umhin können, unserm vielgeliebten und innigverehrten Herrn Mitbruder die lebhaftesten Glückwünsche desfalls darzubringen, wenn wir auch wissen, wie sehr der Herr Domkapitular gemeint ist, den merkwürdigen Lebendtag in stiller und anspruchsloser Zurückgezogenheit zuzubringen.

Stets nur bemüht, den priesterlichen Verus in der vollkommensten Weise zu erfüllen, hat der verehrte Herr Jubelgreis von der frühesten Zeit seiner amtlichen Wirksamkeit an das Augenmerk dahin gewendet, wo die Hilfe am dringendsten war, auf eine wahrhaft christliche Jugendbildung, und wie sehr dem gefeierten Jugendschriftsteller die Lösung dieser Aufgabe gelungen ist, davon sprechen jene meisterhaften Erzeugnisse christlicher Romantik, auf welche nicht nur Bayern und das übrige Deutschland, selbst das entfernte Ausland mit Bewunderung hinstarren. Möge der reiche Saame, den der Herr Domkapitular darin niederlegte, auf die entferntesten Geschlechter hin unter dem allbelebenden Einflusse des göttlichen Kinderfreundes eben so reiche Früchte bringen; möge der Herr Jubelgreis lange noch hienieden diese Früchte schauen und möge uns, die wir mit Stolz den Herrn

Domkapitelar den Untrigen nennen, viele Jahre noch vergönnt seyn in brüderlicher Liebe und collegialer Freundschaft mit einem Manne zu wandeln, den wir als eine Perle unserer Genossenschaft und des Bischofthums erkennen und verehren!

Dr. Milioli, Dompfarr.

Das andere Schreiben ist von dem verehrten Bischofe Peter Rudarz von Augsburg, und wurde Christoph Schmid gleichfalls nach Freiburg gesandt. Es lautet: „Wir haben dem Tage, an welchem vor fünfzig Jahren Ihr schönes Wirken im priesterlichen Berufe begonnen hat. Was Sie in diesen fünfzig Jahren gewirkt als Seelsorger und Kinderfreund, das haben Engel eingetragen ins Buch des Lebens und der göttliche Kinderfreund wird es belohnen am Tage der Vergeltung. Wir, dessen Diocese den Segen Ihrer Wirksamkeit zunächst erfahren hat, wird es an dem bevorstehenden Jubeltage eine angenehme Pflicht seyn, Gott zu danken für all' das Gute, was Er durch Sie gewirkt, und Ihn zu bitten, daß Er einen milden, heitern Lebensabend im Heilere des Lichtes und der Wärme, die von Ihren Schriften ausgingen, Ihnen schenken und denselben zur Freude aller Guten recht weit hinaus verlängern wolle.“

In Seeg, wo ich am 3. d. M. hienie, fand ich noch dankbare Erinnerungen an die Zeiten, wo Sie

und der edle, hochwürdige Herr Pfarrer Bayr als
Kapläne unter Feneberg daselbst gewirkt hatten.

Leben Sie wohl, hochwürdiger, vielgeliebter Herr
Jubiläus, und empfangen Sie nebst meinen besten
Glückwünschen die Versicherung der aufrichtigsten
Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn

Ihr Hochwürden

ergebenster Diener und Freund

Augsburg,

V. Richarz,

am 12. August 1841.

Bischof von Augsburg.

9. Fernere Erlebnisse und schriftstellerische Thätigkeit Christoph Schmid.

Nicht lange nach diesem fröhlichen Feste hatte
Christoph Schmid den Tod seines theuersten Freundes,
des Erzbischofes Demeter, zu beklagen. Er ging da-
her im Sommer des nächsten Jahres nicht mehr nach
Rippsoldean, sondern besuchte mit dem geistlichen
Rathe Engel von Wehringendorf, einen alten Freund
und Bekannten, das Bad Imman. Von Imman reiste
er über Rottenburg und Tübingen nach Cannstadt.
Er schrieb von hier aus seinen Schwestern: „In
dem kleinen aber freundlichen Imman verließ mir die
Zeit sehr angenehm und die Kur schlägt mir sehr
gut an. Alle Kurgäste, hohe und niedere, begrüßten
mich, obwohl die meisten mich nie von Angesicht ge-
sehen hatten, als einen alten Hausfreund. Alle

Geistlichen aus der Nachbarschaft besuchten den Herrn geistlichen Rath und mich, so daß wir fast alle Tage Besuche hatten. Ich lernte darunter sehr würdige Männer kennen. Besonders erfreulich war es mir, die Bekanntschaft des Herrn Ober-Medizinal-Rathes von Köstlin aus Stuttgart zu machen, der ein sehr kenntnißreicher, gebildeter und überaus edler und anspruchsloser Mann ist. Er begegnete mir mit ganz ausnehmender Güte und Achtung und wir unterhielten uns manchen Abend sehr gut, auch bezeugte er mir seine Freude, daß ich im verflossenen Jahre um diese Zeit mit seinem Bruder, dem Herrn Prälaten von Köstlin, einen ähnlichen vergnügten Abend zugebracht habe.

Der Herr geistliche Rath und ich kamen indeß, so gut es uns auch in Imnau gefiel, mit einander überein, unsere Kurzeit zwischen Imnau und Kannstadt zu theilen, was man für die Gesundheit sehr zuträglich hält. Ein Kaufmann aus Obingen, Herr Häckle, ein sehr biederer, menschenfreundlicher Mann, bereits 78 Jahre alt, aber noch rüstig und voll Kraft, bot uns seinen ganz vortrefflichen Reisewagen an, indem er auch nach Kannstadt ging. Wir fuhren also mit ihm über Rottenburg und Lüdingen dahin. Der hochwürdigste Bischof, den wir besuchten, ist vollkommen gesund und heiter und war überaus gnädig; er wollte uns mit aller Gewalt über Mittag behalten, was wir aber nicht annehmen konnten.

Auch alle übrigen Domherren besuchten wir; nur Herrn Dombellan trafen wir nicht zu Hause. Alle diese Besuche wurden, wie es sich von selbst versteht, nur im Fluge gemacht.

In Tübingen besuchten wir die Herren Professoren Drey, Hefele u. u. Wir speiseten in dem sehr trefflichen Gasthose zur Post zu Nacht und fuhren am nächsten Morgen hieher nach Kannstadt.

In Kannstadt, wohin unser Reisegefährte, Herr Häckle, schon einige Tage vor unserer Ankunft geschrieben hatte, fanden wir schon drei Zimmer für uns in Bereitschaft. Sie sind schön tapezirt und möblirt, sonnig und haben die Aussicht in eine herrliche Landschaft, die der hier bereits schiffbare Neckar durchströmt. Die großartigen, prächtigen Gebäude und Anlagen, die seit meiner letzten Anwesenheit dach hier entstanden, werde ich Euch bei meiner Zukunft beschreiben.

Als wir gestern in dem großen Tröbnerschen Garten, der als ein öffentlicher Vergnügungsort für Jedermann offen steht und besonders von den höhern Ständen sehr zahlreich besucht wird, umherwandelten, eilte mir ein Herr nach; es war Herr Staatsrath von Soden, grüßte mich freundlichst und sagte, seine Frau und deren Mutter, die in einiger Entfernung unter Bäumen an einem Tische saßen, möchten mich gerne sprechen. Beide, sowohl die Frau Gräfin von Drerel, Gemahlin unsers seligen Präsidenten von

Dreier, als ihre Töchter, waren sehr erfreut, mich so unerwartet dabier zu sehen. Beide Damen und auch Herr von Soden luden mich dringend ein, mit dem Herrn geistlichen Rathe am künftigen Sonntag bei Ihnen zu Mittag zu speisen und nach Tisch mit ihnen auf das königl. Lustschloß Reichenstein zu fahren. Da ich zu Augsburg so oft bei dem seligen Präsidenten zu Gast gewesen und als ein Hausfreund betrachtet werden, so konnte ich diese Einladung nicht ablehnen, obwohl es auffallen dürfte, daß ich die Einladung des Bischofs nicht angenommen habe. Ich konnte es nicht anders machen.

Wahrscheinlich werden wir vor dem 11. August von hier nicht abreisen und dann aber ein paar Tage in Bebringendorf verweilen und nach einem Ausflug nach Schaffhausen wieder dahin zurückkehren. Ich überlasse es Dir, liebe Franz, wenn Du mir etwa einen Correcturbogen zu senden oder etwas Besonderees zu schreiben hast, ob Du den Brief hieher nach Rannstadt, abzugeben in dem Gasthose zum Ochsen, oder nach Bebringendorf bei Sigmaringen, abzugeben bei Litt. Herrn geistlichen Rath Engel, schicken willst.

Grüße an Freund Kieger, an Bruder Alois &c. &c.

Lebt wohl, liebste Schwestern! Da mir die Kur sehr gut anschlägt, so hoffe ich, Euch mit der Hülfe Gottes gesund und neu gestärkt wieder zu sehen.

Euer liebevoller Bruder Christoph.

Rannstadt, den 6. August 1812.

In diesem Jahre und den folgenden gab Christoph Schmid auf den Wunsch seiner Freunde, namentlich Diepenbrocks, seine gesammelten Schriften in der J. Wolfsschen Buchhandlung zu Augsburg heraus. Er verwandte viele Mühe und Zeit auf diese Arbeit, brachte manche Verbesserungen an, änderte einige nicht allgemein verständliche Redensarten ab und nahm zugleich auf eine zweckmäßige Anordnung der ganzen Sammlung Bedacht. Er spricht sich darüber in der Vorrede zu dem ersten der achtzehn Bändchen der gesammelten Schriften näher aus.

Unter den vielen Freunden, denen Christoph Schmid die Gesamtausgabe seiner Schriften zum Geschenke machte, war auch der berühmte Naturforscher von Schubert in München. Dieser schrieb ihm zurück: „Als ich meiner lieben, treuen Hausfrau, welche schon in drei Welttheilen Kaffe getrunken hat, Ihre Schriften als Gabe ihrer eigenen theuern Hand überreichte, da war sie innig hoch erfreut. Sie hat diese Erzählungen, in denen sich wie das Bild der Sonne in Thautropfen, der Himmel eines Gottesfürchtigen, mit Liebe zu dem Herrn und den Brüdern erfüllten, reinen Herzens abgelegt, mit mancher Thräne der Rührung gelesen und dankt Ihnen mit mir auf das Innigste für die herrliche Gabe.“

Auch das schon früher versprochene Handbuch zu seinem Katechismus übergab er dem Drucke und widmete es dem hochwürdigsten Bischöfe Peter Rharz.

Endlich bearbeitete der keifige Schriftsteller das Werkchen, die Apostel Deutschlands; eine Geschichte der Einführung und Verbreitung der Religion Jesu Christi in Deutschland aus glaubwürdigen Lebensbeschreibungen der Heiligen zusammengestellt. Diese treffliche Schrift umfaßt drei Bändchen. Christoph Schmid leitet sie mit folgenden das Nationalgefühl der Deutschen erweckenden Worten ein: „Jedem Deutschen, der sein Vaterland liebt, jedem Christen, dem seine heilige Religion das Beste ist, was er auf Erden hat, kann es nicht gleichgültig seyn, wie unsere Vorältern, die alten Deutschen, zur Erkenntniß der christlichen Religion gekommen sind, und welches die Männer waren, die ihnen die göttliche Lehre Jesu zuerst verkündet haben. Diese Männer, von großen natürlichen Geistesgaben, starker Willenskraft, rastloser Thätigkeit und überdies von Gottes Geiste erleuchtet, sind unserer Bewunderung, unsers innigen Dankes werth. Sie haben mit aufopfernder Liebe sich unbeschreiblichen Mühseligkeiten unterzogen, in unserm Vaterlande das Christenthum zu verbreiten. Es wäre eine Schmach für einen Deutschen, für einen Christen, sie nicht zu kennen.“ Bemerkenswerth ist auch, wie sich der Verfasser in dieser Vorrede über das Verhältniß der Sage oder Legende zur Geschichte und ihre Behandlungsart ausdrückt.

Im Jahre 1815 beabsichtigte Christoph Schmid

nach Kremsmünster zu reisen, wohin er von dem Herrn Prälaten des Stiftes, Thomas, freundlich eingeladen worden war. Herr Butsch in Augsburg sollte ihn dahin und vielleicht bis Wien begleiten. Allein wegen Alter und Kränklichkeit mußte er auf diese Erholungsreise verzichten. Dagegen wurde ihm in diesem Jahre eine andere Freude zu Theil. Sein vieljähriger Freund Domdekan Diepenbrock in Regensburg wurde zum Fürstbischöfe von Breslau erwählt. Bevor Diepenbrock dahin abreiste, sandte er Christoph Schmid seine Uebersetzung des Klämmischen Stilllebens und schrieb ihm dazu: „Es heist zwar Wasser in die Donau oder Honig auf den Hymettus tragen, wenn man dem Verfasser der Oesterleer neu-gelegte Erzählungsblätter schickt. Da indessen die beiliegenden drei Eier unter dem feindlichen Gefräß des wälschen Gockels und gegen seinen Dank gelegt sind, so wird unser alter Freund und Erzählungs-Meister diese drei kleinen, den Klämmischen nachzählten müssigen Geschichten doch wohl auch seiner Aufmerksamkeit würdigen wollen, zumal wenn dieses Büchlein sich noch als ein kleines Andenken an den demnächst in weite Ferne leider Verschlagenen in seine Hände legt. Den merkwürdigen, sichtbar aus der Höhe kommenden Windstößen, die das stille, einsame Schifflein Ihres armen Freundes so in die hohe See hinausgetrieben haben, sind Sie sicher nicht ohne einige Theilnahme gefolgt. Steuer und Ruder des

Widerstrebenden vermochten nichts gegen die höhere Gewalt und so löst er sich denn in Gottes Namen treiben, vertrauend auf Den, der den Winden und Wellen zu gebieten und den schwanken Kahn in den Hafen zu geleiten allein vermag. Ihr Gebet, theurer Freund, folge dem Scheidenden nach wie sein herzliches Andenken bei Ihnen verweilt.

W. Diepenbrock.

Regensburg, den 10. April 1845.

Christoph Schmid schickte Diepenbrock ein Exemplar seiner gesammelten Schriften, sein Handbuch zu seinem Katechismus und das erste Bändchen seiner Geschichte der Apostel Deutschlands, und schrieb dazu:

Verehrungswürdiger Freund!

Ihr gütiges Andenken an mich macht mir die herzlichste Freude. Sie sind mir zurvorgekommen, denn ich hatte fest im Sinne, bevor Sie Bayern verließen, Ihnen noch die Empfindung meiner Ehrfurcht und Liebe schriftlich zu bezeugen. Von dem Augenblicke an, da ich las, daß Sie zum Fürstbischof von Breslau erwählt seien, waren Sie mein täglicher Gedanke. So sehr es mich freute, daß Sie zu dieser hohen Würde berufen wurden, so gut erkannte ich auch, wie schwer diese Bürde s. v. Die Wahl war nicht leicht. Doch Gott hat entschieden. Er, der Sie so hoch begabt, der Sie dahin führt,

wird auch ferner mit Ihnen seyn. Es fehlte dem Bisthum Breslau schon seit langer Zeit her an einer Hand, die den Hirtenstab mit Kraft geführt hätte. Sie sind nach meiner innigsten Ueberzeugung aus Allen, die mir bekannt sind, der Geeignetste, dieses hohe Amt zu übernehmen.

Das Klämmische Stilleben las ich mit großem Vergnügen. Die Erzählungen sind aus dem Leben gegriffen und in das Leben eingreifend. Was darin über Erziehung nicht bloß gesagt, sondern in Beispielen vor Augen gestellt wird, ist mir ganz aus dem Herzen genommen. Die Darstellung ist unübertrefflich.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen ein Exemplar von meinen gesammelten Schriften für die Kinder und die Jugend zu senden. Sie haben mir einen mächtigen Impuls gegeben, diese Schriften zu sammeln, zu ordnen und noch einmal durchzusehen. Ihnen gebührt also vor allen Andern ein Exemplar davon.

Noch lege ich eine Erklärung meines Katechismus bei, die ich nicht bloß wegen meines Versprechens, sondern der Sache wegen nothwendig fand. Es ist mir mit diesem Diöcesan-Katechismus etwas hinderlich gegangen. Gründliche Theologen, die aber durchaus keine Pädagogen sind, haben ihn verbessert, ohne daß er nach meiner einfältigen Meinung dadurch besser geworden. Dieser große Katechismus soll den kleinen, so viel es noch möglich, in das rechte Licht stellen.

Endlich lege ich das erste Bändchen meiner Geschichte der Apostel Deutschlands bei, die ich schon vor vielen Jahren anfang, aber in einen andern Geschäftskreis eingewiesen, liegen ließ. Es fiel mir da ein Wort von Jean Paul auf: „Ausbauen kann man im Alter nicht mehr, was die kühnere Jugend aufzuführen begann, sondern nur ausfließen.“ Was ich in meinem Nachsommer noch leisten konnte, that ich.

Nehmen Sie zum Schlusse noch die heiligste Versicherung, daß meine innigsten Wünsche und Gebete Sie nach Breslau begleiten, und daß ich bis zum letzten Hauche meines Lebens und will's Gott auch noch weiter hin mit innigster Verehrung und Liebe seyn werde

Ihr

aufrichtiger Freund

Christoph von Schmid.

Diepenbrock dankte ihm kurz vor seiner Abreise nach Breslau für die übersandten Schriften in einem herzlichen Schreiben, in dem er unter Andern sagt, „ebenso hat mich Ihre Versicherung mit Freude erfüllt, daß ich wirklich beigetragen habe, Sie zur Handanlegung an die Herausgabe Ihrer sämtlichen Schriften zu vermögen, wodurch Sie sich ein monumentum aere perennius in den Herzen aller Kinder und Kinderfreunde also gewiß des besten und edelsten Theiles der Menschheit gesetzt haben.“ Von Breslau aus schrieb er ihm unterm 28. December 1845:

Lieber, verehrter Freund!

Gestatten Sie mir, Ihnen, bevor das für mich ominöse Jahr 1845 abläuft, aus weiter Ferne einen herzlichen Gruß und Segenswunsch zuzurufen als Einer, dem Ihre Persönlichkeit und Freundschaft stets werth und theuer war, und nun mit zu den glänzenden Sternen gehört, die ihm am blauen bayerischen Erinnerungshimmel so lieblich in die dunkle Gegenwart herüberleuchten. Wie es mir hier geht, brauche ich Ihnen kaum zu sagen, da Ihre klare Beobachtung der öffentlichen und kirchlichen Zustände Ihnen schon selbst sagt, daß meine Stellung eine schwierige, dornenvolle sey. Indes hat sie doch auch einzelne Lichtseiten, namentlich in der entschiedenen Gesinnung, die unter den Katholiken durch die jüngsten Ereignisse geweckt werden, und die nicht blos eine leidenschaftliche Parteilanschauung, sondern wirklich eine ernste, religiöse Gesinnung ist, in welcher dann wieder eine große Liebe, Achtung und Anhänglichkeit an und für meine Person wurzelt in einem Grade von Lebendigkeit, wie man dies in Bayern nicht kennt. So fügt Gott überall Trübsal zum Betrübenden. Uebrigens hat das Sektenwesen offenbar seinen Höhepunkt überschritten; der Reiz der Neuheit läßt nach, der Spas wird auch allmählig zu kostspielig, die Führer compromittiren sich immer mehr und ohne so manche wahrverwandtschaftliche Unterstützung wäre die Sache schon todt. Die Gefahr ist vorüber.

Dies Brieflein sendet Ihnen Freund Jech; möge er mir auch ein Blättchen von Ihrer Hand zusenden! Mit Liebe und Verehrung Ihr alter, treuer Freund.

W. v. D.
Fürstbischof.

Die Jahre 1846 und 47 waren harte Theurungsjahre. Christoph Schmid's Wohlthätigkeitsstern wurde außerordentlich in Anspruch genommen; den ganzen Tag läutete das Hausglocklein; Arme aller Art wandten sich mündlich und schriftlich an ihn, ja bestürmten ihn förmlich. Er übte die Liebe und Menschenfreundlichkeit, welche er in seinen Schriften den Lesern ans Herz legt, wie überhaupt in seinem Leben, so insbesondere in diesen harten Zeiten überreichlich. Bei Sammlungen aller Art zeichnete er namhafte Beiträge und die Sammler kamen in der Regel zuerst zu ihm. Vielen Familienvätern half er aus der Noth, viele Waisen fanden bei ihm Unterstützung, eine Menge Studirender hatten Monatsgelder in seinem Hause, tüchtigen aber mittellosen Künstlern verschaffte er Arbeit und manchem aufstrebenden Talente durch seine Empfehlung eine Stelle.

Seinen Verwandten war er ein Vater. Gott wird sie gezählt haben die unzähligen Thränen, die seine milde Hand getrocknet hat!

Von vielen Beispielen seines Wohlthuns hier nur ein einziges, das ich auch deshalb mittheile, weil es

geeignet ist, zu zeigen, daß die jüngst von Stuttgart aus angeregte Schillerstiftung für bedürftige Literaten ein sehr beachtenswerther Gedanke ist. Der schon oben erwähnte Uebersetzer der Christoph Schmid'schen Schriften ins Französische war in spätern Jahren in Folge von Jervürnissen mit seinem Verleger und andern Schicksalsschlägen in große Noth gerathen. Er klagte Christoph Schmid seine Lage, indem er von Berlin aus an ihn schrieb: „Einige Freunde haben mir den Rath gegeben, mein Unternehmen nach Amerika zu verpflanzen. Ich folgte leider diesem Rathe und das wurde für mich die Quelle des grenzenlosesten Unglücks. Kaum waren wir in Amerika angelangt, da erkrankte mein liebes, gutes Weib, mit welchem ich 24 Jahre in der glücklichsten Ehe gelebt hatte; auf der Ueberfahrt von Neu-Orleans nach Philadelphia starb sie und wurde vor meinen Augen ins Meer gesenkt. Mein Herz war gebrochen, alle Freude, Muth und Hoffnung schwanden; nichts gelang mir mehr; meine Umstände verschlechterten sich zusehends; meine Geistes- und Körperkräfte waren vernichtet. Amerika war mir zum Gräuel geworden. Ich benötigte das erste beste Retourschiff nach Europa. Arm und krank kam ich in meiner Geburtsstadt Berlin an. Da ich während meines 45-jährigen Aufenthaltes in Frankreich sehr viele Jugendschriften, welche sämmtlich das Glück hatten, mit Beifall aufgenommen zu werden, dem Drucke übergeben habe, so glaubte ich

hier in Berlin einen Verleger für meine gesammelten französischen Manuscripte zu finden. Aber auch diesmal habe ich mich getäuscht. Meine jetzige Lage ist also sehr, sehr unglücklich! Nach so vielen, ich darf mir wohl schmeicheln, der Gesellschaft nützlichen Arbeiten, stehe ich nun im Alter am Rande des Elendes; Gram und Noth haben meine Kräfte zerstört. Mein Gehör und mein Gesicht nehmen immer mehr ab; meine Gedanken verwirren sich. Ich vermag nichts mehr zu arbeiten; ach und arbeiten war doch sonst immer meine Lust und meine Freude! Einsam und verlassen von aller Welt stehe ich nun da und weiß nicht, wohin ich mich wenden soll. Doch ich will nicht verzagen, nicht undankbar seyn. Bis hieher hat Gott der Herr geholfen, ja Er hat schon manche Wunder der Errettung an mir gethan. Der Herr bleibt meine Zuversicht. Er hat, indem ich in meiner Betrübniß meine Augen auf Ihr liebes, in goldenen Rahmen eingefasstes und meinem Schreibtisch gegenüber hängendes Portrait richtete, mir plötzlich den Gedanken eingeflößt, an Euer Hochwürden zu schreiben, Ihnen mein Herz und meinen Kummer zu eröffnen und es zu wagen, mir von Ihnen Trost, Rath und Hülfe zu erbitten . . .

Christoph Schmid sandte dem bedrängten Schriftsteller sogleich eine ansehnliche Unterstützung und schrieb ihm: „Ihr verehrtes, gemüthvolles Schreiben hat mich innigst gerührt! So sehr ich mich freue, in

Ihnen eine verwandte Seele zu erkennen, so tief betrübt es mich, Sie nach so vielen edeln Bemühungen und glücklichen Arbeiten in so unglücklicher Lage zu wissen.

Wie gerne möchte ich Ihr so herzliches Schreiben auch recht ausführlich beantworten! Allein meine Umstände sind, was Alter und Kränklichkeit betrifft, den Ihrigen sehr ähnlich; ich bin gegenwärtig sehr leidend. Doch ist unter den vielen Briefen an mich, die auf Antwort warten, der Ihrige der erste, den ich beantworte. Was ich Ihnen sagen könnte, sagen Sie in Ihrem frommen, christlichen Briefe sich selbst. Ja, vertrauen Sie festest auf Gott und Er wird Sie nicht verlassen. Wir wollen das, was uns Gott anferlegt, willig aus Seiner Hand annehmen, im festen Glauben, daß Seine Weisheit und Liebe uns Alles zum Besten dienen läßt. Unsr Pilgerschaft auf Erden ist ja bald zu Ende. Wir wollen uns bestreben, durch Vertrauen auf Gott und Geduld den Himmel zu erreichen. Die Leiden der Erde bringen Himmelsfreuden. Mußte Christus nicht selbst durch Leiden in seine Herrlichkeit eingehen?

Ich bin so frei, Ihnen hier einiges Wenige zur Erquickung zu senden. Lassen Sie mich ferner hören, wie es Ihnen geht. Beten Sie für mich, wie ich für Sie! Mit herzlichster Verehrung und Liebe Ihr aufrichtiger Freund Christoph v. Schmid.

Bald kam ein Schreiben, das mit den Worten

beginnt: „Gott sey gelobt und gedankt für Seine Güte und Barmherzigkeit! So ruhte ich aus in der innigsten Hülfe meines Herzens, als ich Ihren lieben, freundlichen Brief erhielt; denn so eben hatten meine Noth und Bedrängniß fast den höchsten Grad erreicht. Seit vierzehn Tagen oder drei Wochen der bittersten Kälte kein Spänschen Holz im Hause, keine warme Winterkleidung — doch was soll ich Ihr gefühlvolles Herz allzusehr betrüben mit der Schilderung meines ganzen Elendes? Genuß, die heilige Weihnachtzeit rüdte heran: die Zeit frommer kindlicher Freude ob der himmlischen Verheißungen — und ich armer Erdwurm lag da, von Allem entlöst, von allem menschlichen Beistande verlassen und lebte zu Gott um baldige Erlösung von allen irdischen Leiden.

Und sich da, gerade im Augenblicke der höchsten Noth, trat der Briefträger herein und brachte mir ein sorgfältig verschlossenes, von Augsburg kommendes Geldpaket, sammt Ihrem lieben Brief. Sie erschienen mir um die heilige Weihnachtzeit wie ein Vögel vom Himmel herabgesandt, mir Trost und Hülfe zu bringen und meine bereits verzagende Seele wieder aufzurichten und mit neuem Gottvertrauen zu beleben. Ja großer, gütiger, wunderbarer Gott! Vater der Gnade und Barmherzigkeit, auf's Neue daß Du an mir armen, sündigen Menschenkinde Wunder der Errettung gethan, als ich meine thränenfeuchten Augen und meine vor Angst zitternden Hände trostlos jammern

in Dir emporhob! Dir sey Lob, Preis und Anbetung von Ewigkeit zu Ewigkeit! Aber auch Ihnen, Hochwürdigster Herr, den der liebe Gott zum Werkzeug seiner Gnade, zum Spender seiner väterlichen Wohlthaten erkoren, gebührt mein innigster Dank! Sie nennen das, was Sie mir schickten, einiges Wenige zur Erquickung. Hören Sie, lieber Herr, welchen großen Nutzen Sie mit diesem einigen Wenigen gestiftet haben! Ich konnte mir den nöthigen Holzvorrath anschaffen, so wie die mangelnde Fuß- und Winterbekleidung. Ich konnte meiner guten, braven Wirthin, die selbst unbemittelt ist, ihre seit sechs bis acht Wochen ziemlich stark aufgelaufenen Auslagen und Vorschüsse, für welche sie mit christlicher Liebe, ja sogar mit eigenen Aufopferungen gesorgt hatte, dankbar bezahlen. Summa summarum, ich sehe mich jetzt warm und anständig bekleidet und beschuht, bin, Gott sey Dank, wieder schuldenfrei und es bleibt mir noch auf längere Zeit Geld übrig . . . Darum kann ich nicht oft genug wiederholen: Lob, Preis dem allerhöchsten Lenker unserer Schicksale! Dank, innigsten Dank Ihnen, den der liebe Gott zum Werkzeug und Verkündiger seiner ewigen Barmherzigkeit erkoren!

Es ist nicht wahrscheinlich, daß ich noch lange leben werde, Gram und Sorgen haben meine Kräfte zu sehr mitgenommen und ein gefährliches Brustleiden führt mich unter fast täglichen Schmerzen rasch dem

Ende aller irdischen Leiden zu. Und da möchte ich Ihnen nach meinem Tode ein liebes Andenken hinterlassen. Es ist ein Crucifix, welches der Erzbischof von Tours einige Tage vor meiner Vermählung feierlich eingeweiht hat und vor welchem meine selige Frau ihre häuslichen Andachten verrichtete. Ich habe es mit dem großen, schwarzen Schleier geziert, worin sie ihr Angesicht verbüllte, wenn sie zum Beichtstuhle ging und sich dem heiligen Abendmahl nabete. Da die Leiche meiner theuern Margarita ins Meer versenkt wurde, also nicht in geweihter Erde ruht, wo ich an ihrem Grabhügel beten und weinen könnte, so habe ich ihr dieses Trauermemorial auf meinem Schreibpulte errichtet. Es soll Ihnen nebst den beiden dazu gehörigen Leuchtern zum Andenken übersandt werden, sobald ich die Stunde herannahen fühle, in der es der Barmherzigkeit Gottes gefallen wird, mich aus diesem Jammerthale abzurufen, um in ein besseres Leben einzugehen“.

Man sieht aus diesem rührenden Briefwechsel, wie zart Christoph Schmid wohlzuthun wußte; aber auch, wie nothwendig die Unterstützung armer, verdienstvoller Schriftsteller in den Tagen ihres Alters ist.

Daß auch Unwürdige die Güte und Arglosigkeit Christoph Schmid's mißbrauchten, läßt sich denken. Auch davon ein Beispiel:

An einem Nachmittage kurz nach Beginn eines neuen Jahres kam ein stattlich gekleideter, junger

Mann von gutem, gesunden Aussehen in Christoph Schmid's Wohnung. Er sagte zu dessen Schwester, er habe dem Herrn Domkapitular von seinem Onkel, Domprobst Friedrich in Bamberg, viele Empfehlungen mündlich auszurichten; er sey als Aelterer nach Bamberg verlegt worden und habe hier seine Frau ab; er logire mit ihr in dem Gasthof zu den drei Möhren. Christoph Schmid's Schwester gab ihm zur Antwort, ihr Herr Bruder sey von seinem Nachmittagschlaf noch nicht erwacht, es könne vier Uhr werden. Der Fremde sagte, er könne schon warten. Als Christoph Schmid erwacht war, empfing er den Fremden, welcher die Empfehlungen ausrichtete und sich dann wieder empfahl.

Am andern Tage kam er wieder und sagte höchst bestrzt unter Thränen, seine Frau sey heute Nacht unverhofft von einem gesunden Knaben entbunden worden; sie habe sich aber dabei verkältet und der Ariesel, den sie hatte, sey zurückgetreten und sie sey heute Vormittag unerwartet schnell gestorben. Er sey mit ihr fünf Vierteljahre verheirathet und sie sey erst zwei und zwanzig Jahre alt. Christoph Schmid fragte, welchen Arzt er gebraucht habe. Der Fremde sagte, den Herrn Doctor Dürat; dieser wolle ihm auch eine Kindswärterin empfehlen, denn er nehme das Kind mit sich. Nun jammerte er eine Zeit lang und sagte, er habe nur dreißig Gulden Geld bei sich. Er sey in die Nothwendigkeit gerathen, seinen Mantel zu ver-

sehen, denn der Doctor, die Hebamme, das Begräbniß u. weite viel und weit mehr kosten. Er bat Christoph Schmid dringend, er möchte ihm doch einiges Geld verschicken; mit dem größten Danke wolle er es wieder zurücksenden. Christoph Schmid machte, von Mitleid bewegt, den Kist auf und sagte: „Die Weihnachts- und Neujahrsgebühren und meine vielen Contos, die ich bezahlte, haben mich Vieles gekostet; ich habe wenig Geld mehr.“ So lagen im Kiste noch mehrere Kronenthaler und etwas Münze. Christoph Schmid gab dem Fremden die Kronenthaler und die- sei sagte: vor seiner Abreise werde er so frei sein, noch einmal zu kommen.

So vergingen indeß einige Tage; er kam nicht. Man zog Erkundigungen ein. Weder Doctor Düval noch der Wälgcher zu den drei Köhren wußte etwas von dem Fremden. Es stellte sich heraus, daß derselbe ein listiger Betrüger war.

„Wir können,“ sprach Christoph Schmid's Schwester über diesen Vorfall, „dem lieben Gotte nicht genug danken, daß Er, der liebevolle, treue Beschützer, unsern guten, mitleidigen Bruder so gnädig bewahrt hat. Wenn eine Kelle Geld in dem Kiste gelegen wäre; — ganz gewiß hätte der schändliche Fälscher seinem theilnehmenden Wohlthäter einen Schlag versetzt, daß er zu Boden gefallen wäre, hätte das Geld genommen und wäre damit fortgelaufen. Aber der Gerecht' wohnt sicher unter dem Schirme des Allerböschsten!“

Während dieser Zeit kam Gräfin Theresie von Brunsdorf, die Gründerin der ersten Kleinkinderschule in Ofen und sehr vieler solcher Anstalten in Ungarn und Oesterreich nach Augsburg und besuchte auch Christoph Schmid. Er führte sie in die hier bestehende Kleinkinderschule, und die geistreiche und edelmüthige Gräfin verbrachte mit ihm während ihres Aufenthaltes manche Stunde über Erziehung und Bildung der Jugend überhaupt und die Bewahrung kleiner Kinder insbesondere. Die Frucht dieser Unterredung war die Herausgabe der Erzählung Christoph Schmid's: „*Pauline oder die Kleinkinderschule.*“ Er widmete sie der Gräfin von Brunsdorf. Die Vorrede schließt mit den Worten: „*Wüßte Ihr Wunsch, daß überall, auch in kleinern Städten und auf dem Lande solche Anstalten zum Heile vieler Kinder aufblühen möchten, in Erfüllung gehen und möchten diese Anstalten reichliche Früchte bringen für Zeit und Ewigkeit!*“

10. Christoph Schmid's achtzigster Geburtstag.

Am 15. August 1847 trat Christoph Schmid in sein achtzigstes Lebensjahr. Die Stadt Augsburg, wo er so lange Zeit als Mitglied des Domkapitels, Kreischoirarch und Schriftsteller gelebt und gewirkt

hatte, bereitete ihm an diesem Tage ein schönes, seine Verdienste ehrendes Fest. Ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung schrieb im Eingang seines Berichtes über diese Festfeier: „Augsburg hat ein doppelttes Gnterfest begangen. Zuerst am Sonntag Nachmittags unter der herrlichsten Augushenne, welche den Gnterdesegen des Sommers mit gleicher Hülle des Herbstes zu frönen verspricht nach der nun wohl grotentheils überstandenen Drogad einer schweren Theurungszeit ein Dankfest unter frommen Reden und Gesängen dem Guter alles Gutes. Auf solche Dankfestfeier für den Gnterdesegen der Auren folgte am Montag ein Fest anderer und doch verwandter Art — ein Gnterjubiläum des Geistes und des Herzens, eine Feierstunde der Ehren für einen treuen Arbeiter nach langem und wehvollbrachtem Tagewerk. Die Soldte Augsburg und Pinfelsdult, vor Jahrhunderten schon als deutche Reichshütte in freundlicher Wechselbeziehung, begingen gemeinsam und öffentlich den achtzigsten Geburtstags des Jugendchriftstellers Odrissoph von Schmit, Verfasser der Oherder“.

Schon am Vorabend dieser Festfeier versammelten sich die Mitglieder der Augsburger Liedertafel, eine Gesellschaft von Männern aus allen Ständen und über hundert an der Zahl, vor dem Händchen Odrissoph Schmits und überraschten den Guter auf einmal durch ihren schönen Gesang. Sie sangen drei Lieder, darunter ein Guldigungsgebidt von einem

Kugshurger Bürger, Ludwig Scharrer, verfaßt. Dieses schöne Gedicht, das der Ausschuss der Viedertafel prächtig gedruckt dem Gefeierten überreichte, lautet:

Was Du gelebt mit liebreichem Muth,
Ist in die Welt wie himmlische Gewalt
Der hat zum Glück der Welt
Ihm wollen wir mit Muth und Kraft
Ihn loben dank ihm loben loben loben
Ihn loben dank ihm loben loben loben
Ihn loben dank ihm loben loben loben

Es mag im Dorn der Lohr sich schüttern,
Was tragen sollte der hat seinen Muth,
Die Lohr steht der deutschen Welt
Die Lohr steht der deutschen Welt
Die Lohr steht der deutschen Welt
Die Lohr steht der deutschen Welt
Die Lohr steht der deutschen Welt
Die Lohr steht der deutschen Welt

Der Ruhm der Welt mit Tausenden Welt
Der Ruhm der Welt mit Tausenden Welt
Der Ruhm der Welt mit Tausenden Welt
Der Ruhm der Welt mit Tausenden Welt
Der Ruhm der Welt mit Tausenden Welt
Der Ruhm der Welt mit Tausenden Welt
Der Ruhm der Welt mit Tausenden Welt
Der Ruhm der Welt mit Tausenden Welt

Am andern Morgen holte der damalige Regierungspräsident Dr. von Reicher Christoph Schmid in seiner Wohnung ab und fuhr mit ihm nach dem alterthümlichen Rathhause, das zur Zeitfeier aufsehen war. Unter dem Portale empfing ihn der erste Bürgermeister Herndran mit den Vorständen der Volksschulkommission; auch der Hochwürdigste Bischof Peter von A. G. hatte sich eingefunden. Von diesen Herren

wurde Christoph Schmid über die dicht mit Menschen besetzten Treppen, die den Jubelkreis wenigstens ver-
übergehen sehen wollten, in den goldenen Saal, dieser
Festhalle des berühmten Augsburger Rathhauses,
begleitet. Weiß weiß gekleidete Mädchen gingen
Christoph Schmid zu sehen und seinen Hallen des
goldenen Saales betrat, erhob sich die ganze unge-
wöhnliche Versammlung herzlich theilnehmender
Menschen, darunter besonders viele Frauen waren.

Christoph Schmid nahm den ihm bestimmten Sitz
zwischen dem Herrn Bischofe und Regierungs-Prä-
sidenten ein, worauf Bürgermeister Jordan zuerst
über die veranstaltete Festfeier herzliche Worte an
Christoph Schmid richtete. Dann überreichte ihm eine
aus Dinkelsbühl abgeordnete Deputation auf einem
rothsammetnen Kissen einen silbernen Kranz von Lor-
beer- und Eichenblättern mit goldenen Eichen. Es
war ein Huldigungsgeschenk seiner Vaterstadt. Auf
dem silbernen Bande, das die Enden des Kranzes
umwindet, sind die Worte eingravirt: „Dem hoch-
verehrten Landmann Christoph von Schmid am 15.
August 1847 die Stadtgemeinde Dinkelsbühl“. Der
Bürgermeister der Stadt Dinkelsbühl begleitete die
Ueberreichung mit einer herzlichen Ansprache und
einem Festgedichte, das mit den Worten schloß:

Von der Heimath nimm den Kranz, wo immer
 Ein der Welt sich sehnt, wenn fern von einschlafenen
 Aeltern und Geschwistern
 Stumm in stillen Nächten du ein süßes Heimweh
 Nach den himmlischen Hallen des wahren Vaterhauses leise
 Beschleicht!

Auch eine Deputation Geistlicher Württembergs
 aus der Gegend, wo Christoph Schmid früher
 Pfarrer war, hatte sich eingefunden und über-
 reichte dem Jubelgreise ebenfalls eine Glückwunsch-
 und Dankes-Adresse.

Nun traten die Kinder handelnd in den Vorder-
 grund des Festes. Zuerst sangen alle ein gemeinsames
 Lied, dann sprach ein Knabe ein Bewillkommungs-
 Gedicht. Bei den Worten des schönen Prologs:

Befangen gehen unter Herzen Schläge,
 Wir reichen heiliger Liebe schwachen Geld.
 Nimm gütig Deines Vorges treu Gepräge,
 Erachtet schöner auch in Deiner Spenden Welt!

überreichte ein Mädchen, die Tochter des Präsidenten,
 dem Jubelgreise eine auf diese Festfeier geprägte,
 große, goldene Denkmünze. Auf der einen Seite der-
 selben ist das Brustbild Christoph Schmid's sehr
 kenntlich ausgeprägt mit der Umschrift: „Dem Freunde
 der Jugend Christoph von Schmid. Geboren den
 15. August 1768 zum 80. Geburtstage“. Auf der
 andern Seite der Denkmünze ist ein Engel abgebildet,
 der zwei schlummernde Kinder beschützt; mit der einen

Hand hält er ein Tuch vor den nahen Abgrund, mit der andern wehrt er eine zischende Schlange ab. Die Umschrift um dieses sinnige Bild ist aus Christoph Schmidts Heinrich von Okenfels und heist: „Kinder bewahren ist ein Engelsgeschäft“.

Hierauf stellten besonders dazu auserlesene Kinder in entsprechenden Trachten sechs lebende Bilder aus sechs der schönsten Erzählungen Christophs Schmidts dar. Da erblickte man im Kleinen Genovefa mit ihrem Schmerzensreich, Rosa von Tannenburg, die Kerker Schlüssel jubelnd emporhaltend und den Ritter Edelbert, beide in reichem alterthümlichen Kostüme; den kleinen Raminfeger, Rosalinde, die Röhlerkinder mit Ostereiern beschenkend u. Man konnte nichts Niedlicheres sehen, als die Gruppen dieser allerliebsten Kinder in ihren verschiedenen Trachten und mit ihren heitern, blühenden Gesichtchen. Während der Darstellung dieser Tableaux sangen geübtere Mädchen und Lehrer das von Kapellmeister Drobisch vierstimmig mit Chor in Musik gesetzte Schluslied aus Christophs Schmidts Schauspiel, die kleine Lautenspielerin: „die Menschenfreundlichkeit Gottes“.

Nach diesen plastischen Darstellungen überreichten abwechselnd jetzt ein Knabe, jetzt ein Mädchen, dem Jubelgreise je eine Blume und sprachen dazu ein kurzes, passendes Gedicht, z. B.

Nimm hin die Blüthe, der Unschuld holdes Bild,
Wie strahlt ihr Silberfeld so rein und mild!

Im Unschuldsglanz und Kinder zu erziehn,
 War, Preis sey Dir, in Schrift und That Dein Wahn!

Eder: Die Reichen laß Dir auch gefallen
 Und das Gelächte von und allen;
 Wir wollen klähn dem Reichen gleich,
 An Armuth und an Demuth reich.

Zuletzt sammelte ein Knabe alle diese kunstvoll
 gefertigten Blumen in eine prachtvolle Porzellan-Vase
 und überreichte sie dem Jubelkreis mit den Worten:

Ein schwaches Bild ist, was wir geben,
 Dem Blumenkörnchen, das so lieb,
 So lehr- und treureich für das Leben
 Und Deine Meisterhand beschrieb.
 Der Sinn nur gebe Werth der Mabe.
 Ihn kröne Deine Gult, o Preis!
 Heil Dir! einst singt noch überm Grabe
 Die Deutschlands Jugend Ruhm und Preis!

Am Schlusse der schönen Feier sangen die Kinder
 ein von Studienlehrer B. Th. Poe gedichtetes Lied,
 das mit der Strophe schloß:

So sey gegrüßt! so froh von uns umschlungen,
 Und bleib uns treu! Wir lieben Dich so sehr;
 Das Jubellied, das heute wir gesungen,
 Hallt freudig weithin über Berg und Meer.
 Wenn endlich Alle Segen Dir erschauen,
 Wenn guter Aelter Dankesthräne fließt,
 So wird die laute Tautung Zu verhören:
 Sey Jubelkreis, so Kinderfreund, gegrüßt!

Umdrängt von den heitern Kindern und den glück-
 wünschenden Aeltern verließ tiefgerührt und freundlich

demüthig dankend der gefeierte Greis den Festsaal und der Wagen, in welchem er mit dem Präsidenten und dessen lieblichen Kindern saß, konnte sich nur langsam durch die ihn umwogende Menge bewegen. Dieses Wiegenfest Christoph Schmid's war ein Fest wahrer Freude und heiliger Unschuld. Gibt es einen lieblicheren Anblick, als einen achtzigjährigen Kinderfreund wie Christoph Schmid, mit Silberhaaren und mit noch jugendlich rothen Wangen in Mitte blühender braun- und blondgelecter, fröhlicher Kinder zu sehen? Da paarte sich die erste Blüthe der Jugend mit der letzten Blüthe des Alters und die unschuldige Freude mit der fremden Nahrung des Greises.

Mittags gab der Hochw. Bischof von Augsburg ein großes Mahl zu Ehren des Jubilars und überraschte ihn dabei auf eine sehr sinnige Weise. Als nämlich Christoph Schmid in den Speisesaal trat, erblickte er ein Gemälde, welches eine getreue Abbildung seines Studierzimmers vorstellte. Christoph Schmid ist an seinem Arbeitstischchen stehend abgebildet wie er sich eben zu zwei Kindern, einem Mädchen und einem Knaben, herabneigt. Das Mädchen überreicht ihm einen Blumenstrauss, der Knabe hält eine Erzählung von Christoph Schmid in der Hand. Dieses schöne Bild, das in Stahl gestochen als Titelbild dieses 4. Bändchen zielt, ließ der Hochw. Bischof von dem trefflichen Maler Hundertpfund für sich malen. Jetzt ist es im Besitze des einzig noch leben-

den Bruders Christoph Schmid, des quidec. Herrschaftsrichters Alois Schmid in Augsburg.

Die katholische Studienanstalt zu St. Stephan veranstaltete zur Nachfeier des achtzigsten Geburtstages Christoph Schmid's am 18. August ein Concert, und die protestantische Studienanstalt ließ ihm durch eine Deputation eine sehr geistreich abgefaßte Adresse überreichen. Ein Bürger von Augsburg, ein ehemaliger Schüler Christoph Schmid's, übergab an dessen achtzigsten Geburtstag dem Stadtmagistrate zu Augsburg 150 fl. zur Vertheilung an katholische Hausarme, und die J. Wolff'sche Buchhandlung, in deren Verlag die Gesamt-Ausgabe der Werke Christoph Schmid's erschienen ist, machte den beiden Waisenhäusern in Augsburg eben diese Gesamtausgabe, sehr schön gebunden, zum Geschenke.

Christoph Schmid selbst übersandte in dankbarer Anerkennung der Festlichkeiten, die ihm von Seite des Magistrates der Stadt Augsburg und der deutschen Schuljugend beider Confessionen bereitet worden war, dem Stadt-Magistrate zu wohlthätigen Zwecken eine Summe von 1200 fl. und dazu folgendes Schreiben:

Hochlöblicher Stadt-Magistrat!

Der hohe Magistrat und die verehrten Bewohner der Stadt Augsburg haben mir bei meinem Eintritte in das achtzigste Lebensjahr ein so schönes und herr-

liches, ein so reich und sinnig angeordnetes Fest bereitet, und mich so hoch geehrt, ja mit solchen Ehrenbezeugungen überhäuft, daß mein Innerstes von den lebhaftesten Gefühlen des Dankes durchdrungen ist, die auszusprechen ich mich vergebens bemühen werde.

Um jedoch nicht ganz undankbar zu erscheinen, so bitte ich, die auf beiliegendem Blatte verzeichneten kleinen Gaben für die Wohltätigkeits-Anstalten und die Armen der Stadt Augsburg als einen schwachen Beweis meiner Erkenntlichkeit nicht ungütig aufzunehmen.

So lange ich noch lebe, werde ich täglich zu Gott, Dem allein alle Ehre gebührt, für die Wohlfahrt Augsburgs stehen und mit inniger Verehrung und Dankbarkeit sein

des hohen Magistrates

unterthäniger

Christoph v. Schmid, Domkapitular.

An den Magistrat der Stadt Dinkelsbühl richtete er folgende Zuschrift:

Hochlöblicher Stadt-Magistrat!

Meine geliebte Vaterstadt Dinkelsbühl hat bei dem Austritte meines achtzigsten Lebensjahres eine solche, mich herzlichst erfreuende Theilnahme gezeigt, durch eigens hieher gesendete Abgeordnete mir Glück gewünscht und mich mit einem in jeder Hinsicht so

werthvollen Geschenke erfreut, daß es mir eine eben so heilige als angenehme Pflicht ist, dem Hochlöblichen Magistrat und der sämmtlichen Bürgerschaft meinen innigsten Herzensdank auch schriftlich zu bezeigen.

Ich wähle dazu den heutigen Tag, den 29. August 1847, da es eben heute seit dem 29. August 1811 sechs Jahre sind, daß meine mir ewig theure Vaterstadt an meinem fünfzigjährigen Priesterjubiläum mir ein ähnliches, höchst feierliches Fest veranstaltet hat, das mir unvergesslich bleibt, wofür ich meinen innigen Dank erneuern und hiemit also zweifach danke.

Als einen kleinen Beweis meines Dankes vorerst gegen Gott, der mich dieses hohe Alter hat erleben lassen und meine Bemühungen für die Bildung der Jugend so reichlich gesegnet hat, — und dann aus Dankbarkeit gegen meine mich so wohlwollend ehrende Vaterstadt, lege ich eine Staatsobligation der Schuldentilgungskasse zu Ansburg zu 500 fl. bei, welche der hochlöbliche Magistrat zur Hälfte für die Kleinkinder-Bewahranstalt und zur Hälfte für die dürftigsten und beachtenswertheften Armen beider Confectionen der Stadt gütigst verwenden wolle.

Indem ich dem verehrten Herrn Bürgermeister und dem sämmtlichen Magistrat noch einmal danke und mir vornehme, für das Wohl aller Einwohner

der Stadt täglich zu Gott zu flehen, verbleibe ich
mit aufrichtiger Verehrung des hochlöbl. Magistrates

ergebenster Diener

Ghr. v. Schmid.

Augsburg, den 29. August 1817.

Nachschrift. Von der eben mir zugesandten Beschreibung des Festes dahier (der achtzigste Geburtstag des Jugendfreundes und Schriftstellers Christoph von Schmid; Augsburg 1817 Schmid'sche Buchhandlung), übersende ich vier Exemplare für die vier verehrten Herren Deputirte und die zwei übrigen Exemplare für den Verfasser der vortrefflichen Poesie L. W. R. und des schönen Gedichtes des Herrn Benefiziaten Konrad Sinner.

Regierungspräsident Dr. v. Rischer, der die erste Anregung zu diesem Feste gegeben hat, berichtete darüber an Se. Majestät König Ludwig. Er erhielt folgendes Handschreiben:

Herr Regierungspräsident v. Rischer!

Angenehm war Mir's, aus Ihrem Berichte zu vernehmen, wie, in angemessener Weise, der achtzigste Geburtstag des Domkapitulars von Schmid, dieses würdigen, namentlich um das Schulwesen und die Bildung der Jugend gar sehr verdienten Priesters gefeiert worden. Sagen Sie dem von mir geschätzten Greise Meine besten Wünsche und empfangen Sie hie-

vey Meinen Dank für das Mir geschickte Festprogramm, nebst Denkmünze, der Ich mit bekannten Gefinnungen bin

Ihr wohlgetogener König
Ludwig.

Abschaffenburg, den 21. August 1847.

Christoph Schmid dankte dem König für die ihm ausgedrückten Wünsche in einem besondern Schreiben, das der König mit folgenden huldvollen Zeilen beantwortete:

Herr geistlicher Rath, Domkapitular Christoph von Schmid! Was Ich Meinem Regierungs-Präsidenten von Schwaben und Neuburg jüngst in Bezug Ihrer geschrieben, wiederhole Ich hier, nämlich, wie sehr Mich gefreut, daß Ihr 80. Geburtstag so schon und sinnig gefeyert worden. Mein aufrichtiger Wunsch ist es, daß die göttliche Vorsehung, Sie, den würdigen, verdienstvollen Priester, noch mehrere solche Tage in demselben Gefühle geistiger und leiblicher Kräftigkeit begeben lassen möge, der Ich auch für den wiederholten Ausdruck Ihrer treuen Anhänglichkeit an Mich danke und mit gnädigen Gefinnungen bin

Ihr
wohlgetogener König
Ludwig.

Abschaffenburg, den 2. September 1847.

Kürstbischof Depentrock von Breslau sandte Christoph Schmid von Schloß Johanneberg aus folgenden Glückwunsch zu:

Hochwürdiger, theurer Freund!

Ich kann nicht unterlassen, mich in die Reihe der Glückwünschenden zu stellen, die von nah und fern zu Ihrem Jubelfeste mit Herzen voll der besten Segenswünsche sich selbstlich oder geistig um Sie schaa-
ren. Sie feiern in einer Zeit heiß ersehnter, reicher Ernte Ihr geistiges Erntefest; der Same, den Sie ein halbes Jahrhundert hindurch mit fleißiger Hand ausgestreut, ist in Tausenden von Herzen aufgegangen und hat reiche Frucht getragen für Gottes Ehre! Das rechte Erntefest der Ewigkeit barret noch Ihrer. Möge der Herr, damit der Kranz für Ihr Haupt noch reicher werde, Sie noch eine Reihe von Jahren Ihren Freunden erhalten, unter welche sich gezählt wünscht Ihr ergebener Reichthor, Kürstbischof.

Christoph Schmid dankte in einem Schreiben dem Kürstbischofe für seinen ebenso geistreichen als gemüthvollen Glückwunsch, schickte ihm die Festbeschei-
bung und schrieb an ihn: „Weldes Jugendfest dabier in Augsburg an diesem Tage stattfand, können Sie aus anliegendem Hefte sehen; nur muß ich bemer-
ken, daß ich weit — weit über mein Verdienst geehrt wurde. Ganz besonders freut mich jedoch, daß unsers seligen Sallers milder Sinn zu siegen anfängt. Als

ich hierher reiste und die Stadt Augsburg in der Ferne erblickte, war es mir sehr bange um das Herz. Ich wußte, daß Sailer's Schriften und auch meine Büchlein, als seines Schülers, aus dem damals hier einzeln bestehenden Erziehungs-Institut hervorgegangen waren. Und wie hat sich dieses Alles nun geändert! Auch das freut mich, daß beide ConfeSSIONen sich gegenseitig näher kennen, achten und lieben lernen. Von dem ewigen, gebäffigen Polemifiren kam doch nicht Etwas Neues heraus. Ich hoffe, was ich freilich nicht mehr erlebe, es werde noch Einmal Ein Hirt und Eine Heerde werden!“

Diepenbrock schrieb ihm zurück: „Ich benütze, theurer Freund, die letzten ruhigen Augenblicke vor meiner Abzuge von der alten Burg da oben, um Ihnen herzlich zu danken für Ihre lieben Zeilen vom 1. Sept. und das beigelegte interessante Büchlein Ihrer schönen Festfeier. Es ist dasfelbe ein erfreulicher Beweis, daß in unserer materiellen und frivolen Zeit doch auch noch andere Verdienste als die der Gießbahnkönige und liberalen und antikirchlichen Mannen die Anerkennung und Würdigung finden. Welche Freude würde Sailer empfunden haben, hätte er dieses schöne Fest seines Lieblingschülers noch miterlebt! Doch er hat es miterlebt dort, wo alle wahrhaft Götterehrenden Feste in Eines und in ein ununterbrochenes Zusammenfließen. Möchten wir dieses bald mitfeiern dürfen! Ich sehne mich darnach“

Außer diesen und vielen andern Glückwunschschriften erhielt Christoph Schmid auch eine Menge Brieflein von Kindern voll der naivsten Bemerkungen über seine Erzählungen. Aus einem Institute zu Wiesbaden kamen achtzehn Briefe von Zöglingen, darunter von Knaben aus England, Irland, Frankreich und den Rheingegenden.

Auch die blinden Kinder zu Linz sandten dem Jugendfreund ihre frommen Wünsche zu. Christoph Schmid schickte dem Institute einen Geldbeitrag, den Kindern aber ein Exemplar seiner gesammelten Schriften und folgendes Gedicht:

Ihr guten Kinder, trauert nicht,
Dass ihr nicht seht das Sonnenlicht,
Denn Gott, der Alles weislich macht,
Hat dennoch euch recht gut bedacht.

Er gab euch hellern Verstand,
Und feinere Gefühl der Hand,
Wah euch für aller Gute Thun
Und Lehrer und die Lehrerin.

Die nehmen freundlich an euch Theil
Und führen reichlich euch zum Heil;
Sie lehren euch Besorgen,
Ihr kennt Gott und seinen Lohn!

Ihr wißt, daß Gott euch zärtlich liebt
Und euch gar Viel des Guten gibt,
Ihr kennt Jesum unsern Herrn
Und liebet Ihn und folgt Ihm gern!

O Meibet fernet fremm und gut,
Und Alles, was Er lehret, das thut,
Dann fühlet Er euch wie an der Hand
Siu in das heilige Vaterland!

Und dort im schönen Himmelsreich,
Dort öffnet Er die Augen euch;
Umstrahlt vom hellsten, reinsten Licht,
Seht ihr dort Gottes Angesicht.

11. Die Jahre 1848–1853; Briefwechsel mit Diepenbrock, Familienereignisse.

Auf das für Christoph Schmid an Ehren und
Freuden so reiche Jahr 1847 folgten die Stürme des
Jahres 1848. In Augsburg war es zwar in dieser
Zeit fast ganz ruhig; eine einzige Nacht hindurch
wurde die Karmelitenstraße, an deren Eingang Chri-
stoph Schmid wohnte, militärisch besetzt, da man ein
Attentat auf die in dieser Straße gelegene Frohnfeste
befürchtete. Christoph Schmid bemerkte jedoch
hierüber, er habe noch in keiner Nacht so ruhig ge-
schlafen als in jener; sie sey, da Niemand die Straße
passiren durfte, die stillste Nacht gewesen, so lange er
in Augsburg sich aufhalte. Dagegen machten die
von allen Seiten einlaufenden Nachrichten von Auf-
ruhr, Mord und Zerstörung auf sein sanftes, fried-
liebendes Herz den betrübendsten Eindruck. Er mochte

keine Zeitung mehr lesen; er sagte, er hätte nimmer geglaubt, daß unter dem deutschen Volke solche Gräueltaten wie die Ermordung Patours in Wien und die Pichneröfky und Auerwalds in Frankfurt vorkommen könnten. Er bemerkte aber auch, daß mancher bisherige Staatsmann die Worte, welche Göthe dem Zauberlehrling in den Mund lege:

Herr, die Noth ist given!
Die ich tief, die Weniger,
Werr' ich nicht mehr les'

auf sich anwenden könne. Als während jener Tage einmal ein Bekannter zu ihm sagte: „Es gibt jetzt zwei Parteien, von denen die eine immer vorwärts, die andere immer rückwärts will,“ entgegnete Christoph Schmid lächelnd: „Es gibt noch eine dritte Partei, die aufwärts will; ich denke, wir wollen es mit dieser halten.“

Ein großer Kummer war es für Christoph Schmid, daß seine Schwester Franziska im Anfang dieses Jahres lebensgefährlich erkrankte. Doch Gott erhörte sein Gebet und schenkte ihm seine treue Pflegerin wieder; dagegen hatte Er ein anderes Cyfer von ihm gefordert. Es war am 28. Dezember 1817 sein vieljähriger, treuer Freund, Domkapitular Kieger, der jeden Tag ihn zu besuchen pflegte, gestorben. In jener Zeit herrschte die Grippe in Augsburg. Kieger

wurde auch von dieser Krankheit ergriffen. Christoph Schmid ließ des Tags über öfter fragen, wie es Niegern gehe; erhielt aber immer eine beruhigende Antwort. Allein am dritten Tag meldete man ihm schon Morgens sechs Uhr, daß Niegern in der Nacht gefährlich erkrankt sey und sehnsuchtsvoll seinen Christoph noch einmal zu sehen verlange. Der achtzigjährige Greis eilte sogleich zu ihm, hörte seine Beichte, worauf demselben feierlich das heilige Abendmahl gereicht wurde. Abends besuchte ihn Christoph Schmid noch einmal, und fand ihn nicht gefährlich. Aber Niegern starb am 28. Dezember Mittags unerwartet schnell.

Es war eine harte Aufgabe für die Schwester Christoph Schmid's, ihrem Bruder die Nachricht dieses unerseßlichen Verlustes beizubringen. Er wollte sie anfangs gar nicht glauben. Der gute Greis, welcher sich jetzt recht einsam und verlassen fühlte, trauerte sehr, doch wie ein Christ voll Ergebung in die ewigen Rathschlüsse des Herrn über Leben und Tod. Einige Monate darauf starb Christoph Schmid's Bruder Martin, der kurze Zeit erst von Stadien als quiescirter gräflicher Rentmeister nach Augsburg gezogen war, um hier die Tage seines Alters zu verleben. Noch um 3 Uhr Nachmittags war er im Hause Christoph Schmid's, und fünf Uhr Abends in Folge eines Schlaganfalls eine Leiche. Auch dieser Verlust ging Christoph Schmid sehr nahe.

Endlich berührte ihn eine andere Trennung sehr schmerzlich. Drei Nichten von ihm, Töchter des eben genannten Bruders, welche in den Orden der armen Schulschwestern getreten waren, wurden als Lehrerinnen nach Amerika geschickt. Ihr Bruder August hatte sich entschlossen, sie als Ordensbeichtvater und Missionär dahin zu begleiten. Der Abschied, den Christoph Schmid von diesen noch in der Blüthe der Jahre stehenden Mädchen nahm, war sehr rührend. Er stellte ihnen den schwierigen aber schönen Beruf der Jugendbildung noch einmal vor Augen und sagte: „In diesem Leben werde ich Euch nicht mehr sehen, denn ich bin alt und meine Pilgerschaft ist bald vollendet, aber im Himmel hoffe ich Euch mit der Gnade Gottes wieder zu sehen. Gott führe Euch glücklich über das Meer, erhalte Euch gesund und gebe Euch Gnade, die Kinder, welche Eurer Pflege und Erziehung anvertraut werden, seinem göttlichen Sohne zuzuführen. Betet für mich, Euren alten Onkel, ich will auch für Euch beten und Euch noch meinen Segen mitgeben“. Darauf knieten die Schwestern nieder, um seinen Segen zu empfangen und traten die weite und gefahrvolle Reise an.

Da es die Verhältnisse nicht mehr gestatteten, daß sein Nefse August vor seiner Abreise noch einmal nach Augsburg kam, um persönlich von Christoph Schmid Abschied zu nehmen, schrieb dieser an denselben: „Liebster August! Ich habe ein herzlichcs Verlangen gehabt,

Dich, bevor Du Deine Reise antratest, noch einmal zu sehen und mit Dir über Dein großes Vorhaben ausführlich zu reden. Gott hat es anders und besser gefügt und ich denke, in den Anstalten des Ordens der armen Schulschwestern, die Du mit der Frau Oberin besucht hast, konntest Du mehr lernen, als ich Dir sagen könnte.

Ueber Alles aber wird der allmächtige und allgütige Gott, der Dich zu dem großen Entschlusse ermunterte, Dich ganz Ihm zu opfern und in Seinem Dienste in einen andern Welttheil zu gehen, Dich lehren, Dir Weisheit und Kraft geben, diesen Entschluß auszuführen.

Nimm Dir vor Allen Jesus Christus, den guten Hirten, der die verirrtten Schäflein aufsuchte und auf seinen Schultern zu seiner Heerde brachte, zum Vorbild! Und dann den Apostel Paulus, wie ihn die Geschichte der Apostel so trefflich darstellt.

Erst diesen Morgen habe ich seine gefahrvolle Schiffsahrt wieder gelesen. Der Herr, der ihn erhielt und erreichte, wolle auch Dich in seinen heiligen Schutz nehmen; Er wolle Dich von seinen schützenden Engeln begleiten lassen!

Grüße mir Deine lieben Schwestern freundlich. Alles, was ich und meine liebe Schwester für Euch gegenwärtig thun können, ist, für Euch beten, was wir auch täglich von Herzen thun wollen. Lebe wohl,

Gott sey mit Dir und Deinem Dich liebenden Onkel Christoph“.

Der gute Greis war sehr in Sorgen, bis ein Brief aus Amerika ankam. Endlich meldeten die Auswanderer, daß sie glücklich in Baltimore angekommen seyen, aber auf der Ueberfahrt einen furchterlichen Seccurum zu bestehen gehabt hätten.

Nach Ablauf dieses Jahres schrieb Christoph Schmid über diese Ereignisse am Drei-Königstage 1849 an Diepenbrock: „Es sind in dem verfloßenen Jahre wohl wenige Tage vergangen, an denen ich nicht öfter Ihrer gedacht habe. Heute Morgen aber waren Sie mein erster Gedanke und es war mir nicht anders, als ginge mir ein heller Stern auf, der mir das heutige Fest, ihr Namensfest, ankündigte.

Ihnen meine innigsten Glück- und Segenswünsche ausführlich darzubringen, Sie meiner Ehrfurcht und Liebe zu versichern, wäre wohl überflüssig. Sie sind davon überzeugt!

O, wie oft war ich bei Ihnen im Geiste zu Breslau, auf Ihrem schönen Schlosse und — zu Frankfurt!! Wie bedauerte ich Ihr Uebelbefinden, das Ihnen nicht gestattete, nach Würzburg zu kommen! Wie oft erinnerten mich die Stürme der Zeit, denen alle Hochgestellte mehr als andere ausgesetzt sind, an Sie, der Sie ohnehin mit Geschäften und Arbeiten schwer überladen sind!

Seit ich Ihren schönen, inhaltreichen Brief aus

Schloß Johanneßberg erhalten habe, ist Vieles über mich gekommen. In unsrer Stadt war und ist, Gott Lob, Alles ruhig. Allein der Tod des vertrauesten meiner Freunde dahier, meines Mitschülers und Collegen, des seligen, geliebten Gustav Nieger, geht mir noch immer sehr nahe und ich vermisse ihn, der mich alle Abend besucht hat, sehr, sehr hart. Meine liebe Schwester, welche viele Lasten, die sonst mich drücken würden, mir ab und auf sich nimmt, war lange Zeit bedenklich krank und erholte sich nur sehr langsam, aber, Gott Lob, vollkommen. Mein Bruder, quiesc. Rentmeister von Stadion, starb dahier, nachdem seine Frau kurz vorher gestorben war, unerwartet schnell, doch hatte er schon eine Zeit lang sehr abgenommen. Drei seiner Töchter traten in den Orden der armen Schulschwwestern und wurden als Lehrerinnen nach Nord-Amerika geschickt; sein Sohn August, der zu Rottenburg in einem schönen Wirkungskreise angestellt und sehr geachtet war, ging kürzlich dahin als Ordens-Beichtvater und Missionär. Was mich betrifft, so erfahre ich nun wohl auch die Wahrheit des Spruches: „Das Leben des Menschen währt siebenzig, wenns hoch kommt achtzig Jahre und was darüber hinaus geht, ist Krankheit und Plage,“ doch lann ich Gott nicht genug danken, daß ich bei allen Mühen und Schmerzen nicht darniederliege.

Verzeihen Sie, daß ich so Vieles und von mir und meinem engen Kreise rede! Wenn ich in der

weiten Welt umher, auf das vergangene Jahr zurück und auf das künftige hinausblide, so möchte ich von solchen Angelegenheiten mit Ihnen reden, um aus Ihrem Munde Veruhigung zu erhalten.

Unser einziger Trost ist, daß Gott noch lebt und regiert und auch das Schlimmste zum Besten zu leiten weiß, wie Er nach schweren Ungewittern die Sonne wieder scheinen und uns leichter athmen läßt. Ich werde diese bessern Zeiten nicht mehr erleben, aber mein herzlichster Wunsch ist, daß Sie Sich derselben noch recht lange erfreuen mögen! Meine Schwester empfiehlt sich Ihnen Ehrerbietigst. Mit inniger Ehrfurcht und Liebe

Ihr

Verehrter und Freund
Christoph v. Schmid.

Diepenbrock schrieb ihm von Breslau am 14. Januar 1819: „Verehrtester Freund! Eine große Freude machte mir schon der Anblick Ihrer werthen, noch so festen und sichern Handschrift auf dem heute erhaltenen, lieben Briefe, um wie vielmehr erst sein freundlicher Inhalt. Er beweist mir, daß unter dem Schneedruck des Alters und seinen begleitenden Nebeln Herz und Geist noch frisch und warm sind, und daß auch das Pflänzlein meines Andenkens in Ihnen noch grünt. Herzlichen Dank dafür und auch für das schöne Andenken an unsern dahinergegangenen würdigen Gustav, der nun schon hoch über den irdischen Stürmen

und Wettern, in denen er an seinem Theile treu mitgekämpft, an sicherer Stätte wohnt unter den Flügeln Deßsen, zu Dem er so oft das Sursum corda gebetet. Wohl ihm! Ich möchte ihn darum beneiden, wenns gestattet wäre, anderes zu wünschen als des göttlichen Rathschlusses Erfüllung. — Doch liegt mir der Gedanke des Todes so nahe, da ja die Cholera gerade jetzt in unserer Stadt so fürchterlich wüthet und täglich Hunderte mit raschem Hyänengriffe dahinrafft; aber nein, ich nehme diesen Ausbruch zurück; der Bützengel des Herrn ist ja auch ein Engel, ein Bote Seiner Liebe, auch wenn sie zürnt. Ich fürchte ihn, Gott Lob, nicht; ich habe mein Haus bestellt, mein Testament gemacht und deponirt, — schon im November, als mir der Strang der Jakobiner vielleicht näher war, als jetzt die Cholera und so bin ich ruhig in der Hoffnung, daß das neue und ewige Testament auch für mich mitgemacht und blutig besiegelt ist.

Wohl habe ich im abgelaufenen Jahre schwere Tage durchgemacht; keine Stadt ist vielleicht von den Märzstürmen so aufgewühlt worden wie Breslau, keine Provinz so wie Schlessien. Daß es hier nicht zum furchtbaren, verwüstenden Kampfe gekommen ist, gleicht einem wahren Wunder; alle Elemente dazu waren sündlich vorhanden vom März bis zu Ende Novembers. Ich habe meine Pflicht gethan und sowohl gegen die revolutionäre Steuerverweigerung,

als jetzt wieder für die nahen Wahlen ein ernstes, bischöfliches Wort gesprochen und femehr die Wähler darüber gesucht, desto mehr hat Gott es gesegnet. Von allen Seiten ward mir von Wohlgehumten dankbare Anerkennung dafür; Offiziere lasen meine Hirtenworte den Soldaten in den Kasernen, protestantische Prediger sie ihren Gemeinden auf der Kanzel vor. Erst heute wieder gleichzeitig mit Ihrem Briefe schreibt mir dies mit rührendem Danke ein Landprediger Schulze aus Kochau bei Halle und entschuldigt sich im Eingange, daß der Brief eines evangelischen Landgeistlichen mich ja nicht unangenehm berühren möge. Ich antwortete ihm: „wie kann dies der trauliche Händedruck eines Biedermannes?“ . . . Ich theile Ihnen dies im Vertrauen mit, theurer Freund, wahrlich nicht aus Ruhmredigkeit, sondern weil ich weiß, daß es Sie interessiert und freut.

Dafür fehlt es dann leider auch nicht an Sorgen und Kammernissen aller Art zeitlich und geistlich. Meine schönen Wälder im Oesterreichischen wurden von geflohenen Herden verwüstet und jeden Tag Hunderte von Klasiern getraubt; alle Einkünfte dort stoden, während hier die Noth so entsehtlich ist, daß man nicht genug geben kann.

Unsere neue Verfassung macht auch viele Sorgen; die rein kirchliche Frage ist darin sehr befriedigend gelöst und uns alle Freiheit zugesichert, aber sie will erst aus den Händen der jähren Bürokratie erlänpsft

seyn; die Schulangelegenheiten dagegen, die hier bis jetzt so günstig standen, da die Schule in Schlesiens vertragsmäßig als vorwiegend kirchliche Anstalt betrachtet ward, und mir der größte Einfluß darauf rechtlich zustand, — sind nach den modernen Emancipations-Ansichten geregelt und wie die Sache in praxi zu gestalten, daß die Kirche beim Verfe d. h. ihr Einfluß in der Schule bleibe, ist noch nicht abzusehen. — Auch die Diöcesansynoden, die in Würzburg weißlich beschlossen wurden, machen mir zwar keine Sorge, da mein Clerus sehr wohlgesinnt und mir persönlich sehr anhänglich und ergeben ist, — Gottlob, aber sie machen große Arbeit, da die Stoffe doch vorher vorbereitet werden müssen, und wir sind in dieser ungeheuern Diöcese (mit ihren 2 Nationalitäten und Sprachen mit dem österreichischen Antheile von circa 300,000 Seelen und dem märkisch-pommerschen Delegaturbezirke) schon mit den laufenden Geschäften so überladen, daß diese neue große Zuthat der allerwichtigsten Geschäfte und Arbeiten mich oft muthlos machen kann. Doch der Herr wird gnädig durchbessern wie bisher. Daß ich aber Ihrer treuen Fürbitte mehr als je bedarf und daher auch dringend darum bitte, werden Sie verstehen.

Freund Jech erhält sich wacker und erfreut mich öfter mit seinen lieben Briefen. Ach, wie wenige sind noch übrig aus dem theuern Sailerischen Kreise! Bleiben Sie, Verehrter, noch recht lange unter uns und

Gott erhalte Ihnen Ihre liebe Schwester, die ich herzlich grüße und tröste Sie über die Verluste theurer Familienmitglieder! Vale, amen et ora. Ihr W."

Diesen trüben Tagen folgten im Jahre 1850 wieder freundliche. Sr. Maj. König Max von Bayern verlieh Christoph Schmid das Comthurkreuz vom heiligen Michael. Der König wollte bei einer Reise durch Augsburg dem verdienten Schriftsteller diese Auszeichnung selbst überreichen, Christoph Schmid war aber damals zu seinem großen Leidwesen nicht in Augsburg, sondern im Bade Wemding, das er, da dessen Heilquelle ihm zusagte und er in einem Tage von Augsburg aus dorthin kommen konnte, noch in seinem hohen Alter einige Sommer nach einander besuchte.

Schon früher hatte Christoph Schmid von der Karl Ferdinands Universität zu Prag aus Veranlassung der fünfshundertjährigen Jubelfeier dieser berühmten Hochschule die Würde eines Doctors der Theologie erhalten. Das kalligraphisch sehr schön ausgestattete Diplom war gerade an dem Tage ausgestellt, an dem Christoph Schmid als neugeweihter Priester einst den Altar betreten hatte.

Endlich erlebte Christoph Schmid in diesem Jahre auch die Freude, daß sein ihm so theurer Freund Diepenbrod von Sr. Heiligkeit Papst Pius IX. zum Cardinal erhoben wurde. Noch ehe er demselben Glück wünschen konnte, erhielt er in den letzten Tagen des

Jahres 1850 folgendes herzlichste Schreiben von dem Cardinal: „Mein verehrter, alter Freund! Heute am heiligen Christtage, den Sie durch Ihre lieben Schriften für Tausende von Kindern schon von Thannhausen aus mit glänzenden Tannenbäumen aus der Hülle Ihres liebenden Herzens und Ihrer reichen Phantasie geschmückt haben und jährlich bis auf diese Stunde neu schmücken mit immer frischen Gaben, die Ihnen wie die Alpenrosen am Rande der Gletscher auch aus dem Schnee des Alters noch immer gleich duftig erwachsen, heute möchte ich mir selbst eine Christfest-Freude beschaffen, indem ich bei Ihnen anklopfe und mich traulich zu Ihnen in das stille Kämmerchen setze und ein Viertelstündchen mit Ihnen plaudere. Sind Sie ja nun, nachdem Freund Jech unserm guten Gustach auch schon in die Grube oder vielmehr in den seligen Frieden der Heimath gefolgt ist, der Einzige aus jenem seltenen Freundes-Kreise, in den ich vor 30 Jahren als Sallers Amanuensis einzutreten das Glück hatte, und in welchem ich so viele Tugend und Weisheit kennen gelernt! Zimmer, Weßer, Gugler, Widmer, Gustach, Ruosch, Imhof, Jech, Seiz und wie sie alle heißen, deren Namen neben Saller in das Buch des Lebens eingeschrieben sind, feiern das heutige Fest mit ihm im Himmel. Sie, theurer Greis, feiern es noch mit Ihrer lieben Kinderwelt hier auf Erden. Mögen Sie es noch oft hier feiern; denn sollten die Kleinen es ohne Sie be-

gehen, so wäre es ihnen ja durch eine schmerzliche Lude verkümmert!

Und ich feiere es hier an der fernem Obed im rothen Purpurleide, das mir der heilige Vater unlängst umgehungen all meines Widerstrebens ungeachtet, da ich der Ehren und der Lasten schon zu viele auf mir zu haben fühlte. Es half nichts; ich mußte, wie vor sechs Jahren bei der Annahme dieses Bisthums, mein Haupt in Gehorsam beugen; neben dem Vertrauen des h. Vaters sind es die vielfachen Beweise freundlicher Theilnahme und Anerkennung, die ich bei diesem Anlasse von allen Seiten erhalten habe und insbesondere die Freude meiner Diöcesanen, die sich in ihrem Bischöfe geehrt fühlen, was mich selbst bei der Sache auch freuen mußte, die sonst auch ihre lästigen Seiten hat.

Ich war in voriger Woche in Berlin, um dem Könige in meiner neuen Würde meine Aufwartung zu machen. Wissen Sie, wer mich dort lebhaft an Sie erinnerte? Es war mein Tischnachbar an der königl. Tafel, Alexander von Humboldt, der ungefähr gleichen Alters mit Ihnen, zweiundachtzigjährig, seine geistige Kraft und Lebendigkeit in einem seltenen Grade bewahrt hat. Sein Gedächtniß ist noch jugendlich frisch und sein seltner Schatz von Kenntnissen aller Art liegt so klar vor seinem innern Blicke ausgebreitet, daß er auf jede wissenschaftliche Frage, zumal aus dem unermesslichen Gebiete der Naturkunde, die

bestimmteste Antwort, über jedes dahin einschlägige Problem in der gewähltesten und klarsten Sprache Aufschluß zu geben weiß. Seine Werke schreibt er in der Nacht; ich fand ihn seit fünf Jahren ganz un- verändert und sein klarer Blick unter dem schneeweißen Haar erinnerte mich lebhaft an Sie.

Und nun, verehrter Freund, will ich Sie auch nicht länger belästigen. Auch mit dem Antwortschreiben möchte ich Sie nicht plagen, falls es Ihnen lästig wird. Lassen Sie mir durch irgend einen Freund einmal gelegentlich melden, wie es Ihnen geht und daß Sie meiner fürbittend gedenken. Das genügt mir. Gott segne Sie mit der Hülle Seines Friedens und heiliger Freude! Mit herzlichster Verehrung

Ihr

ergebenster Freund

Melchior. C. u. F. B.

Breslau, am 8. September 1830.

Christoph Schmid antwortete:

Guer Eminenz!

Hochwürdigster Cardinal-Bischof!

Verehrungswürdiger Freund!

Welche unbeschreibliche Freude Ihr so gütiges höchst liebreiches Schreiben mir gebracht hat, mit Worten auszudrücken, würde ich mich vergebens bemühen.

Ich wollte unter so vielen hohen Glückwünschenden

mich nicht verdrängen; ich dachte, meine herzlichsten Glückwünsche etwas später dazubringen. Da erhielt ich höchst unerwartet Ihren Brief. Schon über den Anblick Ihrer Adresse von Ihrer lieben verehrten Hand war ich entzückt. Aber erst der Inhalt der Zeilen! Am 6. Weihnachtstages dachten Sie nicht nur meiner, sondern schrieben sogar — und wie liebevoll an mich!

Ihr Schreiben erneuerte mir jene seligen Stunden, die ich zu Regensburg auf Ihrem Zimmer in Sailer's Wohnung zugebracht habe, wo Sie eben mit Uebersetzungen aus Calderon beschäftigt waren, die ich mit Freude las. Es war damals schon der Antrag, Sie sollten Domberr werden. Sie zeigten aber ganz und gar keine Neigung dazu. Sie waren entschlossen, in Ihr Vaterland zurückzukehren. Wer von uns beiden hätte damals gedacht, daß Sie Fürstbischof, ja sogar mit dem Purpur besseidet würden! Das ist von Gott! Gott, der Sie zu so hohen Würden erhob, wird Ihnen auch Kraft geben, diese Bürden zu tragen. Das ist auch mein tägliches Gebet! Ihre Predigt am Erntedankfest-Abend zu Regensburg habe ich am Neujahrsabend wieder gelesen. Nachdrücklicher, gründlicher und geistreicher könnte es nicht dargestellt werden, daß der Mensch nicht in den Gütern, Lusten und Ehren der Welt, sondern nur in Gott Ruhe und Seligkeit finden könne.

Auch Sailer's Predigt am letzten Abende des Jah-

red 1786 habe ich wieder gelesen. Ich muß Ihnen da doch eine Anekdote erzählen, die Ihnen vielleicht noch unbekannt ist, Ihnen aber gewiß interessant sein wird.“ Hier erzählt Christoph Schmid die Veranlassung, wie diese Rede Sailers entstanden ist; er führt sie im 2. Bändchen seiner Erinnerungen S. 9 an. Dann fährt er fort: „Was nun mich betrifft, so kann ich Gott nicht genug danken, daß er mich noch so bei Kräften erhielt. Meine Augen sind noch so helle, daß ich den kleinsten Druck ohne Augenglas bei Licht lesen kann. Auch mein Gedächtniß ist an Alles aus früherer Jugend sehr getreu; was aber die jüngste Vergangenheit betrifft, so ist es etwas träge. Doch nach einiger Zeit wird mir auch Dieses klar. Meine Nerven gleichen den Saiten einer Harfe, die bei nasser Witterung schlaff sind, doch bei besserer Witterung werden sie straff.“

Eine sehr große Wohlthat hat mir der gute Gott erwiesen, daß er meine liebe Schwester zu mir geführt hat. Sie besorgt mir nicht nur meinen Briefwechsel mit meinen vielen Verwandten, meine Einkünfte und Ausgaben sehr getreu, sondern weiß auch meine Manuscripte der vielen Verkürzungen ungeachtet sehr richtig für den Druck abzuschreiben. Sie empfiehlt sich Ihnen ehrfurchtsvollst. Doch nun genug von mir alten Eremiten, den sein Alter und schlechte Witterung seit einiger Zeit in seine Zelle einschließen.

Von dem Ehrentage des Cardinal-Erzbischofes v. Meissel, in dessen Umgange ich mich ehemals dahier manche Stunde erfreute, ist mir ein gedruckter Bericht durch dritte Hand zugegangen. Von der Feierlichkeit in Breslau ist gewiß ein ähnlicher Bericht im Drucke erschienen. Dürfte ich bitten, mir denselben gütigst senden zu lassen? Mit tiefer Ehrfurcht und inniger Liebe Ihr alter Verehrter und Freund Christoph von Schmid."

Der Cardinal schickte Christoph Schmid die erbetene Festbeschreibung zu und am 26. Januar 1851 folgendes Schreiben: „Verehrter Freund! Daß ich Ihr liebes Schreiben vom 6. d. richtig erhalten habe, wird Ihnen die Sendung der gewünschten Festbeschreibung unter Kreuzband bewiesen haben. Möge auch Ihre theilnahmvolle Wisbegier dadurch befriedigt worden seyn! Etwas, das sich daran knüpft und Sie freuen wird, muß ich Ihnen doch im Vertrauen mittheilen. Am 9. Oktober v. J. schrieb mir König Ludwig zu meiner freudigen Ueberraschung folgenden Brief: (folgt der Brief des Königs, in Abschrift, vergl. 2. Bändchen der Erinnerungen S. 196). Der Cardinal fährt fort: „dieser Brief hat mich tief erfreut; ich habe dem König darauf geantwortet: ich betrachtete mich als Kaisers Ehren- und Stellvertreter: die Anerkennung und Auszeichnung, die er, der Meister, verdient und nicht erhalten, mußte ich nun an seiner Stelle, wie unwürdig auch, für ihn

tragen, als sein Schleppträger gleichsam, er sey hinübergegangen und den Saum seines Ehrenkleides trüge ich ihm jetzt nach; hoffentlich werde es mir zu Theil werden, ihm auch wie der Schleppträger dem Bischof ins Allerheiligste nachzufolgen u. s. w.

Die Predigt-Anekdote, die Sie mir erzählten, hat mich sehr gefreut; ich kannte sie noch nicht und habe in „Sallers Predigten bei verschiedenen Anlässen“ die schöne Sylvester-Predigt gleich nachgelesen und mich daran erbaut. Ich danke Ihnen für die Mittheilungen. — Und nun Gott befohlen! Bleiben Sie gesund und jung und setzen Sie sich in kräftigen Besitz des neuen Halbjahrhunderts. An Ihre gute Schwester meinen freundlichen Gruß! Ihrem frommen Andenken empfiehlt sich herzlich

Ihr
aufrichtiger Freund W.“

Christoph Schmid antwortete:

Euer Eminenz!

Hochwürdigster Cardinal-Kürst-Bischof!

Ehrfurchtswürdiger Freund!

Seit dem Empfange Ihres mir höchst erfreulichen, inhaltreichen Schreibens war ich im Geiste stets in Breslau. Ihre Güte hat mich in den Stand gesetzt, die Feierlichkeiten Ihrer Erhebung zur Cardinalswürde noch einmal mitzufeiern. Allein beständig wartete ich auf einen leidensfreien Tag, Ihnen recht aus-

führlich zu schreiben. Mein Gesundheitszustand bei der schlechten Witterung und meinem Alter ließ mich vergebens warten. Ich hoffte auf den Mai; allein in diesem Jahre war der Monnemonat kalt, naß und schauerlich. Kein mildes, freundliches Lüftchen wehte uns an. So ging es vom ersten bis heute zum letzten Monatstage. Nur an einem einzigen Tage war der Himmel ganz heiter und ohne Wolken. Ich dachte, nun wieder neu aufzuleben; allein noch in der Nacht stellte sich bestiger Regen ein. Doch will ich es versuchen, über Ihr liebes Schreiben, das ich seitdem oft gelesen habe, einige Worte vorzubringen. Ihr Hirtenbrief, am Tage Ihrer Erhebung geschrieben, hat mich innigst ergriffen. Wie schön wußten Sie die Ihnen vom heiligen Vater ertheilte Auszeichnung Ihrer Herde zuzuschreiben! Dieser Hirtenbrief wird für künftige Zeiten ein merkwürdiges, kirchenshistorisches Denkmal bleiben. Man erstaunt, welche mächtige Wirkungen unsere heilige katholische Religion, wo sie geübt wird, auf die Völker hervorbringen könne. Ich habe dieses herrliche Sendschreiben dem Redakteur des hiesigen Sonntagblattes, das im Verlage der Augsburger Postzeitung erscheint, mitgetheilt, und er rühte es mit Freuden ein. Auf alle, mit denen ich sprach, machte es tiefen Eindruck. Erst vor ein paar Tagen hat mir unser sehr würdiger, neuer Domherr Grop, vorher Professor der Theologie in Dillingen, gesagt: „Dieser Hirtenbrief ist in

jeder Hinsicht ein bewundernswerthes Meisterstück.“
Das Schreiben von König Ludwig an Sie, in welchem Höchstselbe Ihnen zur Kardinalswürde alsobald und ehe, nach erhaltener Nachricht, eine Viertelstunde vergangen war, Glück wünschte, hat auch mich tief erfreut. Besonders freute mich Seine darin ausgedrückte Verehrung für Sailer, den mißkannten wahrhaft großen Mann, dem ich unendlich viel zu danken habe. Es macht dem Könige so viel Ehre als Ihnen. Was Sie in Ihrer Antwort von Sailer sagten, hat mich innig gerührt.

Auch ich erhielt ein Schreiben von Sr. Majestät König War. Er wollte mir dabier Höchstseignähig die mir gnädigst zugedachte Auszeichnung des Comthurkreuzes vom h. Michael ertheilen. Unglücklicher Weise befand ich mich aber eben nicht in Augsburg, es wurde mir daher von dem Hrn. Regierungspräsidenten Freiherrn von Weiden überreicht. Ich bezeugte Sr. Majestät meinen ehrfurchtvollsten Dank schriftlich und erhielt folgende Antwort:

Vierter Herr Domkapitular von Schmid!

Mit großem Vergnügen las Ich Ihr Schreiben vom 17. dieses, da Ich aus selbem erjah, wie sehr Sie die jüngste Auszeichnung erfreute, die Ich so gerne Ihrem Verdienste gezollt. Auch Sie haben Mir in jener Zeit Meiner Jugend, wo Ich Ihre schönen Erzählungen gelesen, viele angenehme Stun-

den bereitet. Mit freudiger Empfindung gedenke
Ich dessen. Dankend für Ihren wiederholten Ausdruck
„Ihrer treuesten Liebe und Anhänglichkeit,“ wünsche
Ich, daß die göttliche Vorsehung Sie noch lange hin
mit einem recht gesegneten, heitern Alter beglücke und
verbleibe mit stets gnädigen Gesinnungen

Ihr

wohlgewogener König
Max.

München, den 24. October 1850.

„Die unterstrichenen Zeilen hat König Max höchst-
selbst unterzogen. Diese huldreichsten Zeilen freuten
mich so sehr als die Deforation und gibt ihr, wiewohl
sie meine geringen Verdienste weit übersteigt, einen
noch höhern Werth.“

Diepenbroed an Christoph Schmid:

Dresden, Sonntagabend 1851.

Hochwürdiger, Verehrter Freund!

Ihr lieber Brief, im Mai begonnen und im Juni
vollendet, ist mir gestern als eine erfreuliche Bängstgabe
zugekommen und ich will nicht säumen, Ihnen für sei-
nen interessanten, freundlichen Inhalt herzlich zu danken.

Die schöne, reine, feste, jugendliche Handschrift,
vor der die meinige sich beschämt vertrieben muß, ist
mir ein lieber Beweis, daß Ihr Auge und Ihre
Hand — der Inhalt zeugt ebenso für Geist und
Herz — ihre Dienste noch nicht versagen, und noch

lebendfrisch die 81 Jahre auf den Kopf stellen d. h. als 18 erscheinen lassen. Möge sich dieses Kunststück auch in die Neunzig fortsetzen! Wäre der Weg zu mir nicht gar zu weit, ich würde wagen, Sie zu einem Besuche bei mir, auf meinem Johannesberger Lustkulum einzuladen, wo es Ihnen gewiß gefallen und Ihnen beim Rundblick von der Terrasse des Schlosses nicht einfallen würde, daß Sie um 80 Meilen nord-östlich und an den Rand der großen polnisch-russischen Ebene gerückt seien. Reisen wir doch an dieser Terrasse die schönsten Trauben! Diese Traube aber, nämlich die Freude, Sie dort bei mir zu sehen, wird mir leider wohl nicht reifen!

Zu dem sehr freundlichen, das Herz des Königs ehrenden Briefe und dem Commenthur-Kreuze wünsche ich herzlich Glück und freue mich, daß ich auf solche Weise nicht der alleinige Ehrendiademträger unseres lieben Vaters Saiters bin, (wie ich in meinem letzten Briefe erwähnte) sondern an Ihnen einen so würdigen Genossen in diesem Geschäfte habe. Halten Sie mich nur auch fest an der Hand, wenn es einmal den Salto mortale gilt, damit ich mit Ihnen festen Boden jenseits erreiche und nicht ins Vacuum falle, wo Heulen und Zähneklappen ist! Ich verlasse mich recht auf Ihre Unterstützung.

Zu dem Prager Doctordiplom, das Ihnen, wie ich erfahre, die Prager theol. Fakultät erteilt hat, wünsche ich Ihnen um so herzlicher Glück, als ich

Sie in dieser Würde als einen speciellen Kollegen begrüßen darf; denn auch mir hat die Prager theologische Fakultät vor einem Jahre das Ehrendiplom überraschend zugesandt; da finden wir uns also an Sailer's Schleppe wieder recht nahe zusammen! Und nun, Gott befohlen, theurer Freund! Möge die in unsern Herzen aufs neue ausgegossene Liebe des heil. Geistes uns innig verbunden halten in Theilnahme und Fürbitte, bis wir uns einmal wieder sehen hier oder drüben in der Heimath! Mit herzlichster Verehrung und Ergebenheit

Ihr alter Freund

Melchior G. u. F. V.

Christoph Schmid hatte inzwischen die Geschichte seiner Apostel Deutschlands vollendet, auch einzelne kleinere Erzählungen dem Drucke übergeben. Er sandte diese Schriften an Diepenbrock und schrieb ihm unterm 17. November 1851 dazu: „Heute vor 100 Jahren am 17. November 1751 wurde Sailer geboren. Ich weiß diesen Festtag des Herzens nicht schöner zu feiern, als daß ich mir die Freude mache, an Sie zu schreiben. Sie wußten diesen wahrhaft großen Mann zu würdigen, wie sonst vielleicht keiner. . . . (Hier folgen einige Erzählungen aus Sailer's Leben und aus dem Umgange Christoph Schmid's mit ihm, welche in das zweite Bändchen der Erinnerungen aufgenommen sind.) „Ich habe wirklich angefangen,

Ghr. v. Schmid Erinnerungen I. B. 19

fährt Christoph Schmid fort, „Erinnerungen aus meinem Leben zu schreiben, wobei ich vorzüglich Sallers Wirksamkeit im Auge habe. Seine Erscheinung war mir eine aufgehende Frühlingssonne, die Alles neu belebt. Niemand aber weiß mehr als Augen- und Ohrenzeuge davon zu erzählen, denn alle meine Mitschüler, die damals mit mir in Tillingen Theologie gehört haben, sind gestorben. Ich werde daher diese Erinnerungen von heute an wieder vornehmen und zu vollenden suchen.

Ihrer, verehrter Freund, gedenke ich wohl alle Tage. Auch werde ich oft an Sie erinnert. Die Nachricht hat mich hoch erfreut, daß der Nützlichkeits-Verein in Schlesien durch Ihre Bemühungen vom heiligen Vater zu einer Bruderschaft erhoben worden und so um so wohlthätiger, da er die kirchliche Weihe erhielt, nun ins menschliche Leben einwirkt. Ebenso sehr freute mich die Nachricht von dem Melchiorseend. Wo die herrlichen Worte des Bischofs von solchen Thaten begleitet werden, da müssen sie um so tiefer eindringen und Ihn alle Herzen gewinnen, und die reichlichsten Früchte für Zeit und Ewigkeit bringen.

Sie und da treffe ich zu meiner Freude mit Ihnen ganz unerwartet zusammen. So ist in The Metropolitan Catholic Almanac Baltimore 1850 eine in das Englische übersezte Erzählung, die Sie aus dem Altmännischen in das Deutsche übersetzt haben, angezeigt. Die sehr rühmliche Anzeige schließt mit den

Worten: We know nothing of the sort to be preferred to the moral tales of Canon von Schmid and Hendrik Conscience.

Ihren geistreichen, liebevollen Brief vom heiligen Pünktabende d. J. habe ich seither oft gelesen. Sie nennen sich darin Sallers Ehrenscheppträger und mich in diesem Geschäfte Ihren würdigen Genossen. Allein diesem würdig kann ich nicht beistimmen. Ach, wenn ich bedenke, wie unaussprechlich viel Saller an mir gethan hat, und wie wenig ich geleistet habe, so fühle ich mich tief beschämt. Um den Bischoflichen Segen bittend verbleibe ich mit innigster Ehrfurcht und Liebe

Ihr

Freund Christoph Schmid.

Nachschrift. Meine letzten Kleinigkeiten, die Sie noch nicht alle haben werden, nehme ich mir die Freiheit beizulegen.

Liepenbrod an Christoph Schmid:

Verehrtester Freund!

Eine angenehmere Ueberraschung konnte mir nicht leicht werden, als die gestern Abends durch Ihre freundliche Sendung schöner Bücher und Ihre beigelegten lieben Zeilen. So lieb mir Ihre Erzählungen sind und so sehr ich mich mit der ganzen guten Kinderwelt über jede neue freue, die aus Ihrer Feder fließt,

so sind mir doch Ihre lieben Zeilen noch lieber, die in Ihrer reinen, schönen, festen Handschrift Ihre unverwelkliche jugendliche Geistesfrische so schön abspiegeln und dabei für mich apart so allerliebste Erzählungen enthalten, nicht bloß aus Ihrer gemüthvollen Phantasie, sondern aus Ihrem wirklichen Leben und aus dem Leben Sailer's. Darum hat es mich unaussprechlich gefreut, daß Sie, meinem schon früher ausgedrückten Wunsche gemäß, Sich nun daran gemacht haben, diese Erlebnisse und schönen Erinnerungen aufzuzeichnen. Fahren Sie, ich bitte Sie, theurer Freund, doch ja recht fleißig fort, und beschränken Sie sich nicht bloß auf Saileriana, die allerdings köstliche Reliquien sind, sondern geben Sie auch den propriis Schmidianis Raum; erzählen Sie recht viel von Sich und Ihrer göttlichen Führung und ich bin überzeugt, daß die Millionen großer und kleiner guter Kinder, zu denen ich mich selbst gerne mitzählen möchte, wenn es nicht Anmaßung wäre, das von dem Verfasser der Osterfeier ihrem gemeinsamen alten Freunde Erlebte noch begieriger lesen werden, als das von Ihm bloß Erzählte.

Also: ich lasse mir im Geiste einen treuen Handschlag von Ihnen darauf geben, daß Sie dies mein Begehren getreulich und gewissenhaft erfüllen werden! Topp! Es gilt!

Das kleine Taschenkalenderchen, welches Sie mir gesendet, macht mir besondere Freude; ich werde es

das kommende Jahr stets bei mir führen, täglich gebrauchen und jedesmal dabei an den lieben, freundlichen Weber denken und ihm einen guten Tag wünschen. Möchte nur in diesem verhängnißvollen Jahre 1852 kein dies nefastus darin zu verzeichnen kommen! In meinem Abnen gestern unter Kreuzband zugesandten Hirtenbriefe habe ich meine Besorgnisse darüber offen ausgesprochen und die nöthigen Warnungen und Mahnungen in bündiger Kürze daran geknüpft. Gott gebe dem Worte seinen Segen! —

Ich habe Sie schon einmal fragen wollen, ob Sie die Schriften von Meinhold, die Bernstein-Here, die Kloster-Here gelesen? Der Verfasser, ein bedeutendes Talent, jedoch ein wenig zu viel Höllenbengel, hat sich schon vor längerer Zeit mit mir in Correspondenz gesetzt; er hat seine protestantische Pfarre in Remmern aufgegeben und lebt jetzt privatim von einer kleinen Pension in Charlottenburg, literarisch beschäftigt. Er ist noch Protestant, katholisiert aber entschieden und sein Sohn, der katholisch geworden, studirt hier katholische Theologie.

Dass man in Amerika über Ihre und Conscience's Schriften so günstig urtheilt, mildert etwas meinen Zorn über die festliche Aufnahme, die man eben jetzt dort dem Verräther Kossuth bereitet.

Da der Melchior-Fond Sie gefreut hat, so wird es Sie als Schulfreund auch freuen, daß ich denselben noch mit 10,000 fl. vermehrt habe, deren Zinsen

den armen Lehrern meines Patronats im Fürstenthum
Reife zu gut kommen sollen.

Und nun schließe ich diese Zeilen mit den herzlichsten Grüßen und Segenswünschen, Ihrem frommen
Memento und Ihrer fortdauernden Liebe mit treuer
Ergebenheit mich empfehlend

Melchior.

Prestan, 25. November 1851.

Unterm 10. Januar 1852 schrieb Diepenbrod
abermals an Christoph Schmid:

Theurer Freund!

Seit ich Ihnen das letztemal schrieb, bin ich ernstlich krank geworden. Es befiel mich nämlich plötzlich, während ich mich mit dem Herrn Nuntius von Wien (der auf der Rückkehr von Freiburg bei mir eingelebt war) traulich plauderte, eine zweimalige so heftige Hämorrhagie, daß ich ohnmächtig ward und so entkräftet, daß ich jetzt nach fast vier Wochen noch immer die verlornen Kräfte nicht ganz wieder gewonnen habe. In den ersten Wochen mußte ich Abstinenz von allen Geschäften halten und da habe ich denn diese Muße benutzt, um nach alter Weise mich ein wenig mit Poetasterei zu erheitern, zumal Buchhändler Seidel in Sulzbach mir kurz vorher geschrieben hatte, er wünsche eine neue Ausgabe des vergriffenen Blumenstraußes zu besorgen.

Da die erste Ausgabe Sailer gewidmet war, so will ich auch die zweite seinem Andenken wieder widmen und habe dazu die zwei Sonette *) gemacht, die ich Ihnen hierbei in der Voraussetzung vertraulich mittheile, daß sie Ihnen Freude machen. Es ist darin der Gedanke ausgedrückt, den ich Ihnen schon einmal aus meiner tiefsten Empfindung aussprach. Ich habe aber auch diesen Anlaß benutzen zu sollen geglaubt, um mein persönliches Zeugniß über Sailer's Persönlichkeit, ohne welches ich nicht aus der Welt gehen möchte, vor der Welt niederzulegen, d. h. in schlichter Prosa eine kurze Skizze des Charakterbildes des Mannes, wie es sich mir in vielfährigem, vertrautem Umgange eingeprägt. Ich hoffe dadurch der Nachwelt, wenn sie je diese Blätter liest, die richtige Würdigung des edelsten Mannes erleichtert zu haben, jedenfalls habe ich eine persönliche Schuld der Dankbarkeit gelöst. Ich theile Ihnen dies auch deshalb mit, verehrter Freund, um Sie in dem schönen Versaße, den Sie mir in Ihrem letzten Briefe geäußert, zu bestärken und zu ermuntern, nämlich Ihre Erinnerungen an Sailer getreulich aufzuzeichnen und der Welt mitzutheilen. Es wird dieser Beitrag zu seiner Biographie gewiß noch viel werthvoller als der meinige seyn, und eben deshalb möchte ich ihn vor Allem

*) Zweites Bändchen Erinnerungen S. 176 und Geistl. Blumenstrauß 1852 bei Seidel in Sulzbach.

gesichert wissen. Ich glaube auch, daß die Guten aller Zeiten aus dem Leben der vorangegangenen Guten stets das Meiste und Beste gelernt haben. Nun Gott befohlen! Bleiben Sie jung und frisch auch 1852.

Ihr

M.

Christoph Schmid schrieb an Diepenbrock:

Ihr gütiges, liebevolles Schreiben hat mich tief ergriffen, und sehr entgegen gesetzte Empfindungen in mir hervorgerufen.

Die Nachricht von dem zweimaligen Krankheitsanfälle, der Sie traf, hat mich mächtig erschreckt und erschüttert und ich flehte inbrünstig zu Gott, Er wolle Sie unserer Kirche zum Heile vieler noch erhalten; ad multos annos!

Die Nachricht, daß die verlornen Kräfte wiederkehren, beruhigt mich wieder und ich danke von ganzem Herzen Gott und hat Ihn eben so herzlich, Er wolle Sie bald ganz und vollkommen wieder herstellen. Nur bitte ich, Sie wollen sich nicht zu bald wieder in Ihre schweren Geschäfte hineinwerfen. Einige Zeit weniger zu thun, um in der Folge mehr thun zu können, ist ein bewährter Grundsatz.

Die zwei Sonette, die Sie der neuen Auflage Ihres herrlich duftenden Blumenstraußes vorzusetzen gedenken, habe ich mehrmal gelesen und ward davon zu Thränen gerührt. Der Inhalt, diese Anerkennung

der Verdienste Sailers und Ihre demuthsvolle Verehrung gegen Ihn hat mich ganz hingerissen. Ebenso fand ich die Form ganz unübertrefflich.

Auf das Charakterbild Sailers, das Sie nach vieljährigem Umgange zu zeichnen gedenken, freue ich mich innig. Beide — Gedicht und Prosa werden ein Wort zur rechten Zeit seyn; denn immer gibt es nicht Wenige, die Sailer's hohe Verdienste noch nicht zu würdigen wissen. Ein Wort aus dem Munde eines so Hochgestellten, mit Kraft gesprochen, dürfte sie auf andere Ansichten bringen.

Ihr voriges und auch Ihr gegenwärtiges höchst verehrliches Schreiben haben mir einen neuen Anlaß gegeben, meine angefangenen Erinnerungen zu vollenden. In diesem Jahre ist freilich noch wenig geschehen. Unzählige Besuche und Zuschriften, auch Unwohlsein und Gebrechen des Alters, machten es mir unmöglich. Von nun an sollen sie aber meine erste Arbeit seyn. Der gütige Gott wolle mir altem Manne die Gnade verleihen, in den tiefen Hintergrund der Zeit, wie Shakspeare sagt, zu blicken oder vielmehr mich ganz in die glücklichsten Jahre meiner Jugend als Sailer's Schüler zurückzudenken und so Vieles, das in der Gegenwart beunruhigt, zu vergessen.

Ihre Predigt am Sylvesterabend 1836 habe ich auch in diesem Jahre zu meiner innigsten Erbauung wieder gelesen. Ich halte es nicht für möglich, gründlicher und kraftvoller darzustellen, worin der Mensch

seine wahre Glückseligkeit nicht und werin er sie einzig finden könne.

Wie das Dreikönigsfest, so wird auch das Johannesfest, das ich in meinem Kalenderchen roth unterstrichen habe, von nun an mir ein zweifaches Fest seyn, weil an diesem Tage Bischof Sailer Sie zum Priester geweiht hat. Möchten diese Feste noch recht oft für Sie wiederkehren, das wünscht, darum betet

Ihr

Freund

Christoph v. Schmid.

Diepenbrock an Christoph Schmid:

Breslau, den 20. Jänner 1852. Abends.

Hochwürdiger, theurer Freund!

Da ich mich in der Arbeit noch schonen soll, so benütze ich diese Abendstunde, um Ihnen zu sagen, wie sehr Ihr lieber Brief mich erfreut hat. Je älter man wird, desto mehr fühlt man den Werth alter Freundschaft wie alten Weines und Ihr Gewächs ist vom besten Gelände und bestem Jahrgange.

Dass Sie das Dreikönigs- und Johannesfest mit mir im Geiste hier gefeiert haben, lobne Ihnen Gott! Es treffen in den Anfang des Jahres die bedeutungsvollsten Tage für mich zusammen, denn der 15. war auch mein Wahltag hier.

Dass Sie mit der Widmung an Sailer zufrieden sind, freut mich ungemein; möchten Sie es mit der

kurzen Charakterstizze ebenso seyn! Ich besorge aber, Sie werden nicht befriedigt seyn. Zailer war schon in seinen körperlichen Gesichtszügen so schwer zu treffen, daß keines seiner Porträits befriedigt; wie viel schwerer ist's, der edeln Seele Bild zu treffen, wovon jenes nur „der Schatten und Schein“. Viel besser wars, Wittman ähnlich zu zeichnen. Auch mit diesem trefflichen Manne habe ich mich noch einmal beschäftigt. Ich habe in den Blumenstrauß das Jubellied aufgenommen, das ich 1811 auf ihn machte und das Sie kennen. Daran knüpfte ich folgenden Nachruf von 1852*)

Daß Das wahre, tiefe Empfindung ist, brauche ich Ihnen nicht zu versichern.

Es macht mich glücklich, daß ich Sie zu dem Entschlusse fleißiger Aufzeichnung alter, schöner Erinnerungen angeeifert; so habe ich wenigstens einen entfernten Antheil, an der Freude und dem Segen, den diese Erinnerungen seiner Zeit Tausenden bringen werden, auch dann noch, wenn wir längst dahingegangen sind.

Meine Gesundheit stellt sich allmählig wieder her; zur vollen Erkräftigung bin ich aber noch immer nicht gelangt; im Winter, in der Stubenluft und bei einem fortwährenden Gedränge von Sorgen und Geschäften geht das recht langsam. Die Wohlthat der Homöopathie habe ich aber auch in dieser Krankheit wieder

*) S. Tiepenbrock's Geistl. Blumenstrauß 2. Auflage.

recht empfunden. Ich weiß nicht, ob Sie Vertrauen zu dieser Heilart haben. Mir hat sie sich aus viel-jähriger trostloser Erfahrung der Allopathie und den merkwürdigsten Erfolgen dieser immaterielleren Heilmittel sich aufgedrungen und ich befinde mich wohl dabei.

Und nun Gott befohlen, theurer, ehrwürdiger Freund; Gott erhalte Sie frisch und munter ohne Allo- und Homöopathie; das ist das Allerbeste.

Und bezüglich der Aufzeichnungen bitte, beschwöre ich: nulladies sine linea! Ihrem liebenden Andenken mich empfehlend von ganzem Herzen

Der Ihrige M.

Kurze Zeit nach diesem Schreiben erhielt Christoph Schmid von der Seidel'schen Buchhandlung in Sulzbach die neue Ausgabe des Geistlichen Blumenstraußes.

Christoph Schmid schrieb hierauf an Diepenbrock:

Euer Eminenz!

Mein herzlichster Wunsch, mein innigstes Gebet ist, daß diese Zeilen Sie von Ihrer Krankheit wieder hergestellt finden möchten! Seit Gott Sie mit diesem Leiden heimgesucht hat, bin ich im Geiste beständig bei Ihnen und bete täglich ja wohl stündlich um Ihre Genesung. Morgens ist diese auch mein erster Gedanke. Da in Ihrer ganzen, großen Diöcese Unzählige inbrünstig für Sie beten, so hoffe ich getrost,

der gütige Gott werde ein so vereintes Flehen nicht unerhört lassen.

Meine versprochenen Erinnerungen an Sailer sende ich Ihnen hiemit. Es währte länger, als ich dachte, bis ich damit fertig wurde, sonst würde ich Ihnen früher geschrieben haben. Ich wollte anfangs bloß in den Erinnerungen aus meinem Leben von Sailer erzählen. Allein der Stoff wuchs mir unter der Hand so, daß diese Nachrichten von Sailer wegen großen Umfangs noch mehr wegen Wichtigkeit des Inhalts füglich ein abgesondertes Bändchen ausmachen müssen. Wenn ich gleich anfangs bloß Sailers Biographie hätte schreiben wollen, so hätte ich sie allerdings anders behandelt; so wie sie jetzt ist, ward sie in der Erzählungsart der Erinnerungen aus meinem Leben verfaßt. Dies könnte übrigens in der Vorrede bemerkt werden.

Was Ihnen nicht zusagt, wollen Sie durchstreichen und ich werde es weglassen. Was Ungleichheit der Rechtschreibung, Schreibfehler, Unvollkommenheit des Ausdrucks betrifft, so brauchen Sie nicht darauf zu achten; ich werde diese, ehe ich das Büchlein in die Presse gebe, bei der Correctur verbessern.

Für den herrlich duftenden geistlichen Blumenstrauß, den Sie mir gütigst senden ließen, danke ich Ihnen herzlich. Er hat mich sehr erquickt. Die demselben vorgelegte Charakteristik Sailers hat Dr. Passavant, den ich in Frankfurt kennen und schätzen lernte, mit

Einem Worte ganz vortrefflich bezeichnet: „Ein Seelen-Daguerreotyp.“

Indem ich, so wie meine Schwester, Gott um Ihre baldige Wiederherstellung bitte, verbleibe ich voll Ehrfurcht und Liebe ganz der

Ihrige
Christoph von Schmid.

Diepenbrock an Christoph Schmid:

Verehrter Freund!

Ich schreibe Ihnen durch die Hand meiner Nichte und Pflögerin der Frau Ober-Regierungsrätthin von Wöringen. Ihr liebes Schreiben mit dem Manuscript habe ich seiner Zeit erhalten, habe Letzteres mit dem größten Interesse in guten Stunden mir vorlesen lassen, Ihr seltenes Gedächtniß dabei höchlich bewundernd. Ich danke Ihnen für den hohen Genuß, den Sie mir dadurch gemacht. Ich leide noch immer sehr an einer chronischen Entzündung der Gebärm-Schleimhäute, einer schrecklichen, mir bis dahin ganz unbekannten Krankheit. Die Aerzte geben Hoffnung, aber es geht sehr, sehr langsam und den Winter muß ich schon hier zubringen, da ich das Bett nicht verlassen kann.

Beten Sie für mich um Geduld!“

Der Cardinal schrieb selbst noch folgende Zeilen mit zitternder Hand an das Ende des Briefes: „Vergebung noch wegen der Zögerung; ich hoffte von Tag

zu Tag vergeblich auf Besserung. Ich theile Ihnen hier noch gegen Rücksendung ein Stück aus einem gestern erhaltenen Brief der Frau Geheimrätthin von Tiedemann, einer alten Freundin und Verehrerin Sailer's mit. Die Processionsschilderung mit dem Ein-
drucke von Sailer's Persönlichkeit können Sie vielleicht in einer Note benützen. Denn das Zeugniß ist von Wichtigkeit. Eine neue Ausgabe meiner Skizze ließe zu lange auf sich warten. Ich kann nicht weiter schreiben, — Gott mit Ihnen und Ihrem Melchior.

Johanneberg in österr. Schleen, den 16. October 1852."

Der Briefwechsel beider Freunde wurde nun eine Zeitlang unterbrechen, denn auch Christoph Schmid erkrankte im Winter 1852 — 53 gefährlich. Gott schenkte ihm seinen Freunden und den Seinigen wieder, doch blieb er von dieser Zeit an sehr kinfällig. Seine Kränklichkeit erlaubte ihm nicht mehr, in die Kirche zu gehen; in den geistlichen Rath kam er schon längere Zeit nicht mehr, doch nahm er stets großen Antheil an den Verhandlungen und freute sich, wenn man ihm davon erzählte und bedauerte, daß sein Alter und seine Gebrechlichkeit ihm nicht mehr erlaubten, daran Antheil zu nehmen.

Sobald Christoph Schmid sich wieder etwas erhebt hatte, schrieb er an Diepenbrod:

„Guer Eminenz &c. &c. gütevollen Zeilen würde ich auf der Stelle beantwortet haben, wenn es mir nicht

ein heftiger, sehr gefährlicher Krankheits-Anfall unmöglich gemacht hätte. Da nun, wiewohl ich mich noch sehr schwach fühle, der Sturm, Gott Lob, vorüber ist, so sind die ersten Zeilen, die ich wieder schreiben kann, an Sie.

Welchen innigen Antheil ich an Ihrer Krankheit und der so langsamen Wiedergenesung nehme, würde ich vergebens auszudrücken suchen. Ich bin im Geiste immer an Ihrem Krankenbette. Nächst Gott sind Sie jeden Morgen mein erster und jeden Abend mein letzter Gedanke, mit dem ich einschlase. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich für Sie bete. Doch die vielen vereinten ungleich würdigeren Gebete — sollte der liebe Gott sie unerhört lassen können?!

Daß Sie mit meinen Blättern über Sailer zufrieden sind, ist mir sehr tröstlich. Ihre weisen Winke werde ich getreulich befolgen und auch das wichtige Zeugniß für Sailer aus dem geistreichen Briefe der Frau von Tiedemann.

Ihrer getreuen Pflegerin und Nichte, der gnädigen Frau D. R. R., durch deren gütige Hand Sie mir schreiben, bezeige ich meinen Dank und als Ihrer theilnehmenden Wärterin und liebevollen Mitbülderin meine hohe Verehrung.

Für die von Ihnen eigenhändig beigelegten Zeilen bin ich von herzlichem Danke durchdrungen.

Das Schreiben will mir noch nicht von Statten gehen. Ich kann daher für diesmal nichts weiter bel-

fügen, als daß ich, so wie meine Schwester, behändig anhaltend Gott bitte, Er wolle Sie, zum Heile unzähliger Menschen und zum Besten der katholischen Kirche bald ganz wieder herstellen. O, daß uns diese sehnlichst erwartete Nachricht doch recht bald erfreuen möge! Mit der innigsten Liebe und Ehrfurcht ganz der Ihrige. Christoph von Schmid.“

Dieser Wunsch wurde nicht erfüllt. Es kam keine frohe Nachricht, auch kein Brief mehr, sondern die Trauerkunde durchscholl Deutschland, daß der edle Cardinal und Fürstbischof Diepenbrock am 20. Januar 1853 nach langen, schmerzlichen Leiden in eine bessere Welt heimgegangen sey.

Der Verlust des ihm geistig verwandten und letzten Freundes aus dem Sailer'schen Kreise schlug dem liebenden Herzen Christoph Schmid's eine tiefe Wunde und ein Jahr darauf folgte er Diepenbrock nach in die ewige Heimath, welche in ihren Briefen nicht selten der Gegenstand ihrer Sehnsucht war. Die gleichfalls darin besprochenen Erinnerungen aus dem Leben Christoph Schmid's erschienen in diesem Jahre 1853 in der J. Welss'schen Buchhandlung zu Augsburg in zwei Bändchen.

Nächst den hier mitgetheilten Briefen Diepenbrock's erregten die Briefe, welche Christoph Schmid's Mächten ihm zuweilen aus Amerika schrieben, seine besondere Theilnahme. Die Nachrichten über Erziehung und Bildung der Jugend auch jenseits des Oceans inte-

ressirten den Kinderfreund in hohem Grade. Er schrieb öfter an die jungen Schulschwestern, ermahnte sie, unwissende Kinder Gott und Christo zu gewinnen und unterstützte ihr aufblühendes aber armes Institut mit namhaften Beiträgen. Ein solches Schreiben, das ich in Abjunkt vorgefunden habe, lautet:

Theuerste Nichten!

Liebe Emanuele und Therese!

Das von Euch Beiden unterzeichnete liebevolle Schreiben hat mir, Euerm alten dreiundachtzigjährigen Onkel, große Freude gebracht. Ich danke Gott, daß Ihr in dem von Euch gewählten Berufe so vergnügt und zufrieden, so selig in Gott seyd. Euer Wirkungskreis, unwissende Kinder Gott und unsern Herrn Jesus Christus kennen zu lehren und sie zu würdigen Mitgliedern unserer heiligen, katholischen Kirche zu erziehen, ist der schönste und heilbringendste von der Welt, wiewohl — wie ich mir denken kann — nicht ohne viele Beschwerlichkeiten. Doch seyd Ihr dabei vor vielen Unruhen und Gefahren der Welt bewahrt und, wie Ihr selbst schreibt, an Leib und Seele versorgt. Eure Liebe zu Gott macht Euch alles Schwere leicht. Das gewährt mir in meinem hohen Alter große Beruhigung und nochmal — ich kann nicht aufhören, Gott dafür zu danken.

Es thut mir leid, daß Ihr mir von Eurer lieben Schwester Janny, jetzt Aloisia, nichts geschrieben habt. Ich hoffe, Sie werde ebenso zufrieden und glücklich

seyn, wie Ihr. Grüßt Sie doch von mir auf das herzlichste!

Ich kann für Euch, meine drei geliebten Nichten, nichts Besseres thun, als beten, besonders in dem heiligen Messopfer. Betet auch für mich, damit wir uns einst im Himmel wiedersehen, was wohl auf Erden nicht mehr geschehen wird!

Euer

liebevoller Onkel

Christoph von Schmid.

Einige Auszüge aus den amerikanischen Briefen dürften für die Leser dieser Blätter auch nicht ohne Interesse seyn. Die älteste Nichte schrieb von Milwaukee aus am 25. Juni 1852 unter Anderm an Christoph Schmid: „Ueberzeugt, daß Sie Hochwürdiger, geliebter Herr Onkel uns armer Schulschwestern über dem Ocean stets in Liebe gedenken, und daß Sie an der Verbreitung unsers Ordens in Amerika innigen Antheil nehmen, kann ich mich nicht enthalten, Ihnen Einiges über das Gedeihen desselben im nordwestlichen Theile und über unser Wirken in Milwaukee, im Staate Wisconsin, mitzutheilen.

Wir trafen hier bei unserer Ankunft im Dezember 1850, wie Sie, Herr Onkel, aus unsern frühern Briefen wissen, ein schön gelegenes, gut gebautes Haus, welches die göttliche Vorsehung vielleicht für unser Mutterkloster bestimmt hat. An dieses ließ unsere liebe,

ehrwürdige Mutter hier ein anderes Gebäude für Schulen und Institut auführen mit vielen Sorgen, Beschwerden und Kosten. Dasselbe wurde am heiligen Schutzenselbste verflohenen Jahres von unserm Hochwürdigsten Bischofe (Henni) selbst auf sehr feierliche und erhebende Weise eingeweiht und unter den Schutz der „heiligen Jungfrau von den Engeln“ gestellt. In unserer anmuthigen Kapelle wird täglich das heilige Messopfer verrichtet und an Sonntagen eine Predigt und Amt gehalten von unserm Hochwürdigem Herrn Reichsvater Urbanek, einem sehr würdigen, frommen und geistvollen Priester aus Oesterreich, welchen uns der liebe Gott zugeführt hat und für den wir Ihm in der That nicht genug danken können. An die Kapelle stoßen die beiden Schulzimmer, eines für deutsche und eines für englische Kinder und stehen mit derselben durch zwei große Schiebthüren in Verbindung, durch deren Oeffnung also die Kinder sogleich den Altar mit dem Allerheiligsten vor sich haben und in ihren Schulen dem Gottesdienste beiwohnen können. Ober den Schulen befinden sich die Zimmer der Kostzöglinge, deren uns der liebe Gott schon mehrere zugeführt und in seiner Güte noch recht viele zuführen wolle. Im Frühlinge ließ unsere liebe, ehrwürdige Mutter auch einen schönen Klostergarten anlegen, in welchem zwar keine Feigen, Trauben und Pfirsiche edelster Art gedeihen, wie in unserm Baltimorer Garten, und in welchem auch keine Kolibris gesehen werden,

der aber eigentlich doch viel schöner ist; denn in seiner Mitte erhebt sich aus einem mit Blumen umgrenzten Rasenhügel ein hebes Kreuz mit dem Bildnisse des lieben Heilandes.

An eine Seite des Gartens stößt ein Oekonomiehof mit einem hübschen Bretterhause (framchouse), deren man in Milwaukee viele sieht, welches uns zum Kaufe angeboten wurde; wir nahmen es, ohne es bezahlen zu können, einstweilen auf Schulden, weil wir es für unsere Kandidatinnen nothwendig brauchen, deren Zahl sich täglich vermehrt und die der liebe Gott aus ganz verschiedenen Weltgegenden bei uns zusammenführt, um sie späterhin wieder nach verschiedenen Ländern als treue Arbeiterinnen in seinem Weinberg hinauszusenden.

Auch unsere Zöglinge kommen aus verschiedenen Gegenden der Welt, so daß man viererlei Sprachen bei ihnen hören kann. Wir haben unter andern zwei Indianerinnen, deren Vater einer der ersten Ansiedler Milwaukeees war und erst bei Ankunft unsers Hochwürdigsten Bischofes mit seiner ganzen Familie getauft wurde. Diese beiden Mädchen waren anfangs sehr verwildert, sprachen, sangen und tanzten indianisch und konnten sich kaum beim Gebete ruhig verhalten; in körperlicher Beziehung sind sie weit voran, in geistiger sehr weit zurück, besonders in religiöser. Als ich unlängst der ältern, schon erwachsenen, von der Erschaffung der Welt erzählte und ihr den Begriff

eines Chaos zu erläutern suchte, fragte sie mich, ob denn in diesem Chaos auch Pferde, Büffelochsen und Bären, wie bei ihnen zu Hause im Urwalde, umherliefen? Da sie aber wie die meisten Indianer talentvoll und empfänglich für Religion sind, so machen sie schnelle Fortschritte, beten jetzt schon täglich deutsch mit den andern Kindern, verfertigen hübsche Arbeiten und spielen Klavier. Die jüngere sah wir an Ostern in unserer Kapelle die erste heilige Kommunion mit Andacht empfangen. Ebendasselbst empfing am Feste der heiligen Theresia eine andere unserer Böglinge, auch schon erwachsen, die heilige Taufe; als diese unlängst von uns schied, um wieder in ihr Vaterland England zurückzukehren, versicherte sie uns unter vielen Thränen der Nührung und Dankbarkeit, daß sie bei uns die Ruhe und Seligkeit ihres Herzens gefunden habe. Aehnliche Momente verfließen in der That so manches Bittere, das man in Erziehung der amerikanischen Jugend hinsichtlich ihres feurigen Temperamentes und ihres angeborenen Freiheitsgeistes durchzukämpfen hat

Ihre Schriften, Hochw. Herr Onkel, sind auch in unserm Welttheile in englischer Sprache verbreitet und werden allgemein mit Vergnügen gelesen. Erst unlängst überreichte mir eine meiner Schülerinnen, eine kleine lebhaftes Amerikanerin, mehrere derselben in kindlicher Freude rufend: „Oh Sister, how nice that is! how beautiful!“ Dieses Mädchen ächt amerikanisch

mit gelb-bleicher englischer Hautfarbe und blonden bis auf die Schultern herabhängenden Haaren, mit kurzem, weißem Kaltentröckchen und verbräunten Pettis, welches mehr hüpfet und springt als geht, mehr schreit und singt als spricht und folglich unser ganzes Haus belebt, zeigt für alles Gute und Schöne lebhaftes Interesse, kann aber ihre Aufmerksamkeit höchstens fünf Minuten lang auf Einen Gegenstand gefesselt halten. Wie schwer es daher ist, einem solchen Kinde etwas beizubringen, können Sie sich denken . . .

Doch ich muß schlafen, obwohl ich Ihnen, verehrtester Herr Onkel, noch vieles schreiben möchte. Nur noch die herzlichste Bitte um Ihren heiligen Segen und Ihr frommes Andenken am Altare des Herrn!

M. Emanuela a. Schulschwester.

Ghr. Schmid schickte nach Empfang dieses Schreibens ein Geschenk von 300 fl. durch Hofkaplan Müller in München an das Institut der armen Schulschwester in Milwaukee und schrieb dazu an den Bischof Henni: „Guer Bischöflichen Gnaden Gruß an mich durch meinen verehrten Herrn Collega Stabler hat mich innig erfreut, so wie auch die Güte, mit der Sie mich schon vor langer Zeit in Augsburg besucht haben, mir noch im frischen Andenken steht. Für Beides bezeuge ich Ihnen meinen innigen Dank.

Diesem Danke füge ich eine Bitte bei. Herr Hofkaplan Müller in München wird so gütig seyn, Ihnen drei hundert Gulden von mir für das Insti-

tut der armen Schulschwestern in Milwaukee zu übersenden. Haben Sie die Gnade, dieses Geld der Frau Oberin des Instituts, nebst Bezeugung meiner Verehrung, zu übergeben und auch meine zwei Nichten Emanuela und Aloisia in meinem Namen herzlichst zu grüßen.

Mehr zu schreiben bin ich bei meinem hohen Alter von mehr als dreiundachtzig Jahren und, da ich mich eben heute sehr übel befinde, außer Stand.

Gott segne Ihre treuen, unermüdlichen Bemühungen für sein Reich! Um den Bischöflichen Segen bitte ich mit Ehrfurcht und Liebe

Ihrer Bischöflichen Gnaden

geh. Christoph von Schmid.“

Dieses Schreiben übersandte er an Domherrn Stadler mit folgenden Zeilen: „Sie erhalten hiemit den versprochenen Brief an den Hochwürdigsten Bischof von Milwaukee.

Ich würde auch an Herrn Hof-Kaplan Müller schreiben, wenn mein Uebelbefinden es mir heute nicht unmöglich machte. Der edle, für den Orden der armen Schulschwestern so thätige Mann, hat schon einmal die Güte gehabt, 800 fl. richtig dahin zu befördern. Ich bitte Sie, ihn in meinem Namen beikomende 300 fl. in Banknoten für das Institut der armen Schulschwestern an den Hochwürdigsten Bischof Henni, dem ich in meinem Briefe davon sagte, in

einem Wechsel oder wie er's für gut findet, zu übersenden. Die Auslagen, die er dabei haben wird, werde ich dankbar ersehen. In Verehrung und Liebe

Ihr

alter, kranker Collega
Christoph von Schmid.

Die Oberin des Klosters schrieb den 24. Juni 1852 an Christoph Schmid:

Hochwürdiger Herr Domkapitular!

Vor ein paar Wochen ward mir die hohe Ehre und Freude zu Theil, einen eigenhändigen Brief von E. H. zu lesen. Ihre allbekannte Vaterliebe und herzliche Güte hat unserm armen Institute abermals eine Schenkung von 300 fl. gemacht, die glücklich in unsere Hände durch Unsern Hochwürdigsten Herrn Bischof gekommen sind. Wie innig mein Herz Euer Hochwürden für diese Wohlthat dankt, weiß nur der liebe Gott, der ins Verborgene sieht. Im Geiste küsse ich E. H. dankbarst die Hand, dabei bittend, die Versicherung anzunehmen, daß wir stets durch inniges Gebet für E. H. verbindlich seyn wollen. Gott hat uns hier im Lande des Unglaubens wohl den schönsten aber auch einen schwierigen Beruf gegeben. Der göttliche Kinderfreund Jesus führet uns Kinder und Mädchen von 6 — 19 Jahren zu, die durch uns mit der heiligen Religion und den nothwendigen Kenntnissen

bekannt werden sollen. Die P. Missionäre erklären alle einstimmig, daß ihr Wirken fruchtlos, ihre Mühen vergebens seyen, wenn nicht bei den Kindern mit Erziehen und Bilden angefangen werde. Im Dickicht des Urwaldes haben sich so viele Deutsche niedergelassen, dort wandeln sie durch ihren eigenthümlichen Fleiß die Wildniß zur gesegneten Flur um; es wächst ihnen das liebe Brod und sie fühlen sich entschädigt für ihre Mühe und die vergossenen Schweißtropfen. Zufriedenheit würzt ihr Leben, wenn gleich Armuth ihr treuer Begleiter ist, aber ein geheimer Kummer brüdt sie. Ihre Kinder, ach diese sind noch nicht versorgt; sie sollen in Wäldern gleich vernunftlosen Thieren heranwachsen; keine Schule ist weit und breit; kein Glied der Familie konnte lesen, schreiben u. lernen, der Unterricht von den heiligen Sakramenten, die sie bereits empfangen haben, ist bereits wieder dem Gedächtnisse entschwunden und so blieben diesen Leuten bei ihrer großen Dürftigkeit nichts als Verwilderung übrig, wenn nicht uns der Herr zu diesen Armen senden würde. Schon sind drei Schulhäuser, die freilich mehr Hütten als Wohnungen gleichen, für uns in baldiger Bereitschaft. Wir sollen so ganz dem Sinne des Wortes gemäß arme Schulschwester, wohnend in Mitte des Waldes, in der Nachbarschaft armer Holzkirchlein seyn! Welch' seliges Wohnegefühl durchströmt indeß unser Inneres, wenn wir so in den Kleinen unserm Herrn dienen können! Wie so

gerne vergißt man hier die Vorzüge und Vortheile der Stadt und ihre Lebensmittel! In der Hütte, die mit Baumstämmen aufgeführt und mit Brettern und Stroh gedeckt ist, kostet man so recht den süßen Seelenfrieden, den das Missionsleben bereitet. Ja, möge uns Schulschwestern der Herr recht viele Gnaden verleihen, daß wir Kinder für den Himmel, unsere wahre Heimath, erziehen und bilden. Hier in Milwaukee haben wir nun ein ziemlich großes Haus erbaut und obgleich uns noch große Schuldenlast drückt, so beseligt mich das Vertrauen, daß der überreiche Vater im Himmel hierin bald helfen werde, und das nicht ohne Grund, denn dieses Haus ist die Pflanzstätte für Schulschwestern, die ausgesandt in Wisconsin's Gegenden das Reich des Herrn verbreiten sollen.

Auf dem Lande, vielmehr im Busche, da Alles noch Wald ist, findet man, Gott sey Dank, gute, einfältige Herzen, ähnlich den bethlehemitischen Hirten, daher, so Gott hilft, uns eine gesegnete Zukunft bevorsteht. In den Städten hingegen ist es ein wahres Elend; der Unglaube, die Sittenlosigkeit haben überhand genommen und es gehört eine große Gnade und Umsicht dazu, die feurigen Temperamente der Kinder zu zügeln und sie in die nöthigen Schranken zu setzen. Von schädlicher Wissbegierde ist fast jedes Kind angesteckt. Kaum können sie lesen, so bringen sie schon ungläubige, schlechte Blätter (Zeitungen) zur Schule, um damit ihren Geist zu unterhalten und

zu nähren. Solch' traurige Vorfälle haben uns schon tiefen Schmerz bereitet und uns den schulichsten Wunsch entlockt: o hätten wir die Schriften von Christoph Schmid, um diesen Kindern religiöse und edle Gesinnungen beibringen zu können; denn ich kann mich noch ganz gut erinnern, welch' guten Eindruck die Erzählungen, von Euer Hochwürden herausgegeben, auf mich in meinen Kinderjahren machten. Mein weiser Onkel Herr General-Bischof Fries von Eichstädt, der mich erzogen, suchte meinen lebendigen und ausschweifenden Geist damit zu beschäftigen. Diese Erzählungen halfen gar sehr mein Glück begründen.

Verzeihen Euer Hochwürden, daß ich so weit in meinem Schreiben ausschweifte; ich verehere Euer Hochwürden als Begünstiger unsers Ordens, daher ich meine Mittheilung so erweiterte. Nochmals wiederhole ich meinen ehrfurchtsvollen, tiefgefühlten Dank. Gott lobne Euer Hochwürden im reichlichsten Maße!

Mit ausgezeichnete Hochachtung

Euer Hochwürden

danfbare Maria
Carolina,
arme Schulschwester.

Endlich ist hier noch eines kleinen Gedichtes zu erwähnen, das Christoph Schmid, von dem Ritter von Alpenburg dazu eingeladen, in das Radeky-Album einzeichnete. Es lautet:

Heil, Heil dem edeln, hohen Helden,
Dem Kämpfer für Altar und Thron!
Ihn lohnt der Siegespreis better Welten
Die Palme und die Lorbeerkron.
Oed' leb' der Held Radeky hoch
In Jünglingskraft viel Jahre noch!

Dem Albumblatt war folgendes Schreiben be-
gelegt:

Euer Hochwohlgeboren!

Danke ich für die mir erwiesene Ehre, mich in die
Reihen der Verehrer des Feldmarschalls Radeky auf-
zunehmen. Es macht mir große Freude, daß mir
eine so schöne Veranlassung gegeben ist, meine Ehr-
furcht gegen den greisen Helden auszusprechen, den
Gott auserwählt und mit Jugendkraft ausgerüstet
hat, dem Aufruhr und der Vertrümmung alles
Bestehenden guten Rath zu gebieten.

Meinen Namen habe ich nebst einigen Zeilen in
das Albumblatt eingetragen.

Das am besten getroffene Portrait von mir, das
freilich schon vor mehreren Jahren gezeichnet worden,
lege ich auf Ihren Wunsch bei; ich habe indessen
mein fünfundsachtzigstes Lebensjahr erreicht.

Dem treuen, biedern Tyroler-Volke, das ich schon
seit den Jahren meiner Kindheit achtete und liebte,
wünsche ich Glück zu dem lebenswerthen Gedanken,
dem bewunderten Helden Radeky ein National-Denk-
mal zu errichten.

Mit ausgezeichnete Verehrung des thätigen Vorstandes eines so preiswürdigen Vereines

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster Diener

Dr. Christoph von Schmid,

Demagistulat.

12. Letzte Lebensjahre und Heimgang Christoph Schmid's.

Die letzten zwei Lebensjahre Christoph Schmid's waren durch körperliche Leiden und Gebrechen des Alters vielfach getrübt. Sein Gehör ließ nach und man mußte ziemlich laut mit ihm sprechen. Alsdann entstand dicht unter seinem rechten Auge, mit dem er allein sehr deutlich sah, ohne äußere Veranlassung eine Wunde, die ihm viele Schmerzen und Sorgen machte. Nachdem mehrere Monate lang daran vergeblich kurirt worden war, fand sein Arzt, Hofrath Reisinger, eine Operation nöthig. Der fünfundsiebenzigjährige Greis überstand dieselbe mit großer Standhaftigkeit und sie ging, ohne daß ihm nur dabei übel wurde, glücklich vorüber. Dazu kam noch, daß seine ohnehin betagte Schwester Franziska in Folge der Anstrengung und des Kummer's dabei sehr leidend wurde. Er sah daher mit Sehnsucht im Herbst 1853 der Ankunft seiner Schwester Theresie, meiner Mutter, ent-

gegen und schrieb mir darüber am 6. September: „Wir haben uns sehr darauf gefreut, Deine liebe Mutter dahier zu sehen. Herr Butsch hatte uns Hoffnung gemacht, sie vielleicht von seiner Reise mitzubringen. Ich saß deshalb Abends Stundenlang am Fenster, sehnsvoll auf sie wartend, — bis ich endlich zu meinem Bedauern vernahm, Herr Butsch sey allein gekommen!

Aus Deinem Briefe an unsern lieben Vetter Dr. Friz ersah ich, daß Du erst zu Ende dieses Monats mit Deiner lieben Mutter hieher zu reisen gedenkest, um die Eisenbahn von Ulm nach Augsburg zu benutzen. Allein dies dünkt mich zu spät. Die Witterung dürfte zur Rückreise zu unfreundlich werden. Die erste Hälfte des Septembers wäre bequemer. Der Anfang der Ferien, Mariä Geburt, war, als ich noch studirte, sehr gut gewählt. — Auf der Eisenbahn könnet Ihr von Essendorf ja sehr leicht und schnell nach Ulm kommen. Dort müßt Ihr dann eine Miethkutsche bis hieher nehmen. Ein Gil- oder Stellwagen wäre für die liebe Mutter zu unbequem und beschwerlich. Wegen der Reisekosten seyd außer Sorgen.

Gottlob! ist meine Wunde, dicht unter dem rechten Auge, die von selbst entstand und sehr gefährlich zu werden drohte, bereits ganz geheilt. Allerdings verursachte sie mir viele Schmerzen und der lieben Franz'n großen Kummer und viele Mühe mit meiner Bedienung. Sie wurde davon ganz erschöpft und

sehr schwach und leidend! Doch geht es, Gott sei Dank, auch ihr wieder besser.

Nimm, liebster Albert, mit diesen wenigen Zeilen vorlieb. Es fällt mir jetzt schwerer, ein solches unbedeutendes, trockenes Briefchen zu schreiben, als vormals einige Bogen für den Druck. Ich habe mich von meiner Krankheit noch nicht ganz erholt und die Last der Jahre drückt mich, seit ich in das sechsundachtzigste Lebensjahr eingetreten bin, fast darnieder.

Geben war der Arzt da und erklärte meine Wunde als ganz geheilt. Eine fröhliche Nachricht!

Mehreres mündlich. Die liebe Tante und alle die Anfrigen grüßen Dich und Deine liebe Mutter aufs Herzlichste.

Guer

liebender Christoph."

Wir reisten unverzüglich nach Augsburg und fanden den greisen Onkel und dessen Schwester wider Erwarten besser, als wir gehofft hatten. Die damalige milde Herbstwitterung hatte viel zu seiner Erholung beigetragen. Auf unsere theilnehmenden Fragen wegen der erstandenen Operation bemerkte er: „Ich habe ein recht großes Vertrauen auf Gott gehabt und recht gebetet und Er half; es ging gut vorüber.“

An schönen Nachmittagen konnte Christoph Schmid wieder in seinem Garten spazieren gehen. Sobald des Morgens die Sonne in sein Zimmer schien, setzte

er sich an das Fenster, um, wie er sagte, seine alten Glieder von ihrer Wärme neu beleben zu lassen. Sein vieljähriger Freund, Domkapitular Dr. Buchner in Passau, früher Professor der Dogmatik in München, hatte ihm einen edeln Wein geschickt, der ihn sehr stärkte. Wenn er zuweilen ein Gläschen davon trank, sagte er lächelnd: „Unsere Alten haben es verstanden mit wenig Worten eine Sache treffend zu bezeichnen; sie pflégten vom Weine zu sagen: *vinum lac senum*“ (der Wein ist die Milch der Greise.)

Den Vormittag über arbeitete er immer noch; er machte Aufzeichnungen aus seinem Leben für das dritte Bändchen seiner Erinnerungen; auch schrieb er kleine Erzählungen für Kinder, die sich noch unter seinen hinterlassenen Schriften befinden. Da er Nachmittags nicht mehr arbeiten konnte, spielte er erst um 1 Uhr, ja um 2 Uhr zu Mittag. Gegen Abend besuchte ihn fast regelmäßig Domkapitular Franz von Paula Baader, den er sehr hoch schätzte. Auch Graf von Tauffkirchen und seine Tochter Amalie, deren Gewissensfreund Christoph Schmid war, erfreuten ihn oft mit einem Besuch.

In den Abendstunden las er, wie gewöhnlich, die Zeitungen und unterhielt sich mit seinen Geschwistern. Er bedauerte sehr, daß er an der im Laufe des damaligen Sommers in Augsburg stattgehabten Jesuiten-Mission wegen Alter und Kränklichkeit nicht habe Theil nehmen können und drückte seine Freude dar-

über aus, daß ihn die Patres mit einem Besuche beehrt hätten. Wir kamen auf den Orden der Jesuiten zu sprechen. Er sprach sehr rühmlich von dem Orden der Gesellschaft Jesu. Unter Christoph Schmidts hinterlassenen Papieren fand ich folgendes Urtheil über diesen Orden von seiner Hand aufgezeichnet: „Ich war damals, als der Orden der Gesellschaft Jesu aufgehoben wurde, etwa fünf Jahre alt. Ich lernte in der Folge mehrere angesehene Beamte und hohe Staatsmänner kennen, die noch bei den alten Jesuiten studirt hatten. Und da war es mir und ist mir noch sehr merkwürdig, daß alle diese ehemaligen Jesuitenschüler mit aufrichtiger, inniger Verehrung von ihren Lehrern sprachen. „Man lernte“ sagten sie, „bei ihnen freilich nicht so vielerlei, wie jetzt, aber viel. Was man bei ihnen lernte, das lernte man recht. Die Kenntniß der Religion stand oben an. Sie wußten uns eine tiefe Ehrfurcht gegen unsere heilige Religion einzusößen. Das ganze Betragen dieser frommen Männer war würdig und tadellos. Wir hatten wahre Ehrerbietung vor ihnen. Wir waren überzeugt, daß sie väterlich gegen uns gesinnt waren und nichts als unser Bestes wollten. Wir hatten ein kindliches Zutrauen zu ihnen und gehorchten ihnen willig. Deshalb war es ihnen auch leicht, uns in Ordnung zu halten. Sie hatten eine eigene Gabe, Knaben und Jünglinge vor Abwegen zu bewahren u. s. w.“ Es wird Niemand läugnen, daß der ehrwürdige Orden der

Jesuiten wahrhaft große Männer hatte, unter denen sich viele in allen Kächern, besonders auch in der Mathematik und Poesie, auszeichneten. Herder hat z. B. in seiner *Terpsichore* drei Bände lateinische Gedichte übersetzt und versprochen, in dem dritten Theile den Dichter zu nennen und zu würdigen. Die übersetzten Gedichte wurden hochgepriesen, aber wie erstaunte man, als man am Ende vernahm, dieser Dichter sey ein Jesuit, (Balde) der 1668 zu Neuburg an der Donau starb. Herder hatte wohl eingesehen, wenn er den Dichter gleich Anfangs genannt hätte, so würde man dessen Gedichte nicht so gut aufgenommen haben. Ueberhaupt wäre es sehr zu wünschen, daß wir Biographien aller großen Männer aus dem Orden der Jesuiten haben möchten. Ein solches Werk wäre gewiß höchst interessant und würde dem Orden zu großem Ruhme gerreichen.“

Diese Bemerkung wollte Christoph Schmid ohne Zweifel in das dritte Bändchen seiner Erinnerungen aufnehmen, an dessen Herausgabe ihn aber der Tod hinderte.

Bemerkenswerth war es mir auch, daß Christoph Schmid, wenn ich so Abends bei ihm saß, auf einmal sagen konnte: „Wenn ich meine Augen schliesse, sehe ich die herrlichsten Landschaften vor mir; sonnige Thäler, blumige Wiesen, waldige Berge, Seen, beschneite Alpen und darüber den herrlichsten blauen Himmel.“ Es stellten sich ihm diese Bilder innerlich

ohne äußere Veranlassung unwillkürlich Abends und Nachts dar, wenn er die Augen schloß; noch prächtiger stellten sich ihm solche Landschaften dar, wenn er vorher eine lithographirte oder gemalte Landschaft angesehen hatte. Auch sehr schöne, erquickende Träume hatte er. Einmal, als er sehr leidend zu Bette gegangen war, fand ihn seine Schwester Morgens sehr heiter und gestärkt. Er sagte ihr: er habe im Traume von einer wunderschönen Stimme das Liedchen singen hören

Ich habe Ruth
In jeder Noth,
Denn gut, o gut
Ist unser Gott!

Desgleichen hielt er ganze Predigten im Traume.

Unter seinen Papieren finden sich zwei skizzirte Predigten aus dieser Zeit, bei denen angemerkt ist: „Im Traume gehalten.“ Die eine Predigt bezieht sich auf das Fest des heiligen Sebastian, die andere auf Maria, die seligste Jungfrau. Die erste Predigt beginnt mit den Worten: „Ich muß damit anfangen, einen großen Fehler, den ich gemacht habe, aufrichtig zu bekennen. Freundlich eingeladen, an dem heutigen Festtage in dieser Kirche zu predigen, habe ich, in andere Geschäfte verwickelt, gänzlich darauf vergessen. Erst als man kam und mir sagte: die versammelte Gemeinde warte fast unwillig auf den Prediger; es sey die höchste Zeit, daß er endlich komme, fiel es

mir wieder ein. Ich sehe mich daher genöthigt, ohne die erforderliche Vorbereitung von dieser heiligen Stätte aus zu Euch zu reden. Doch da das Wesentliche der Geschichte Euch längst bekannt ist, so brauche ich nur daran zu erinnern. Dazu gibt mir das schöne Altarblatt Gelegenheit. Der heilige Sebastian ist hier abgebildet, die Blicke zum Himmel gerichtet, mit Stricken an einen Baum gebunden, von Pfeilen durchbohrt. Was wir da sehen, wollen wir in drei Punkten erwägen. Gott gebe mir dazu seine Gnade, die ich heute vorzüglich nöthig habe!“ Diese drei Punkte sind nach dem Manuscripte kurz aber sehr erbaulich ausgeführt.

Eine andere Aufzeichnung enthält: „Reime unter vier Landschaftsbildchen die vier Jahreszeiten vorstellend:

1. Im Frühling seh'n wir Gottes Güte
An frischem Grün, an Laub und Blüthe.
2. Der Sommer reist die goldenen Aehren,
Die wunderbar uns Brod gewähren.
3. Im traubenreichen Herbst geben
Das edelste Getränk die Reben.
4. Des Winters scharfem Frost zu widerstehen,
Hat uns der liebe Gott mit Holz versehen.“

„Die Landschaftchen,“ ist dabei bemerkt, „wurden mir im Traume vorgelegt, mit dem Wunsche, Reime darunter zu schreiben. Die Reime habe ich halb träumend, halb wachend, beiläufig so, wie sie hier

stehen, geschrieben.“ Man sieht auch daraus, wie rege und lebendig Christoph Schmidts Geist noch im hohen Greisenalter war. In diesem Herbst versammelte Christoph Schmid alle seine noch lebenden hochbetagten Geschwister um sich, zwei Brüder und zwei Schwestern; alle fünf Geschwister zusammen zählten fast 400 Jahre. Bei Tisch war er in ihrer Mitte sehr heiter und erinnerte sich mit ihnen an die goldenen Tage der Jugend. Es war dieses das letzte fröhliche Familienfest.

Die nun folgende rauhe Winterwitterung hatte wieder einen sehr ungünstigen Einfluss auf die Gesundheit Christoph Schmidts und seiner Schwester. Er schrieb mir unterm 15. Dezember 1853: „Seit einigen Monaten her hatten ich und Franz harte Tage. Unsere geistige und leibliche Thätigkeit war wie gelähmt. Mir macht das viele, viele Brieffschreiben große Pein. An manchem Tage vermag ich nicht einmal ein freundliches Briefchen zu schreiben. Und wie viele und große Mühe macht es mir, an hohe, ja allerhöchste Personen schreiben zu müssen, wo die Handschrift schön und nichts corrigirt sein soll! Dazu kommen noch fast tägliche Besuche von Hohen und Niedern, die mir nicht mehr so angenehm sind, wie ehemals, indem ich schlecht höre und zum Reden nicht aufgelegt bin. Sehr groß ist auch der

Anbrang von Armen, die früherhin sich hinreichend ernähren konnten, während jetzt alle Lebensmittel, besonders Korn und Holz, sehr theuer sind und mit Arbeit sehr wenig zu verdienen ist. Die Noth wird alle Tage größer. Das Glöcklein an der Hausthüre geht von Morgen bis Abend fast in Einem fert. Doch genug davon!

Dr. Friz ist nun Hausarzt in der Strafanstalt Kaisheim; er ist nun recht in seinem Element, in dem er sich seinen Mitmenschen sehr wohlthätig erweisen kann. Ich sehe ihn da lieber, als in Aegypten, wohin er als Leibarzt des Nückönigs hätte kommen sollen. Unse lieben Anverwandten, die drei Schwestern in Nordamerika und die Larmherzige Schwester in München, befinden sich gesund und wohl, und in ihrem Berufe glücklich, ja selig. Sie — hier wurde ich von dem Herrn Doctor unterbrochen, der meine Wunde zu besichtigen und zu verbinden kommt, die zwar nur mehr klein, aber doch noch nicht ganz geheilt ist.

Der schwere, drückende Wolkenhimmel und die Last meiner mehr als 85 Lebensjahre gestatten mir nicht, wieder anzuknüpfen und weiter zu schreiben. Ich kann also nichts mehr beifügen, als daß die liebe Schwester Franz, Bruder Alois und seine Frau und Tochter, die vortreffliche Lehrerin Anna im englischen Institute, und ich Dich und Deine geliebteste

Mutter auf das Herzlichste grüßen. Betet für uns!
Von ganzem Herzen Dein

Dich innigst liebender,
alter Onkel Christoph.

Im Anfange des Jahres 1854 wurde Christoph Schmid durch ein eigenhändiges Schreiben Seiner Majestät König Ludwigs überrascht, das den greisen Schriftsteller ganz ungemein erfreute und zu Thränen rührte. Er hatte dem Könige seine Schrift-Erinnerungen an Sailer 2. Bändchen zugesandt und folgende Antwort erhalten:

München, 15. Jänner 1854.

So eben habe ich Ihre Erinnerungen an Sailer beendet; Thränen stehen in meinen Augen. Es ist ein neues Verdienst, das Sie zu Ihren vielen Verdiensten fügen, diese Ihn und Sie ehrenden Erinnerungen. Schmid's Kinder-Schriften, wie trefflich sind solche! Hätten Sie, die Sie so viele gute verfaßt, auch nur diese aufgesetzt, würden Sie schon segensverbreitend seyn. Täglich, Morgens und Abends, erbaue ich mich in Ihres Lehrers und Freundes, in Sailer's Gebetbuch, auch in der Kirche. Daß Sie aus seinem, daß Sie aus Ihrem Leben diese Erinnerungen aufgezeichnet, ist nützlich und erfreulich. Mit diesen Gefühlen

Ihr Ihnen wiederholt dankender
L u d w i g.

Leider wurde Christoph Schmid's Freude über dieses huldvolle Schreiben durch die immer mehr zunehmende Kränklichkeit seiner Schwester Franziska bald wieder getrübt.

Gegen das Frühjahr hin mußte sie fast den ganzen Tag im Bette zubringen; sie war stets zärtlich besorgt für ihren greisen Bruder und ließ sich zuweilen, auf die Magd gestützt, in sein Studierzimmer führen. Er selbst saß viele Stunden an ihrem Bette, tröstete sie und betete mit mir. Da Christoph Schmid schon längere Zeit die Erlaubniß hatte, im Hause das heilige Messopfer darzubringen, so reichte er seiner kranken Schwester immer auch zugleich das heilige Abendmahl. Es war sehr rührend anzusehen, wenn der sechsundachtzigjährige Bruder seine schwache achtzigjährige, am Ende dieses zeitlichen Lebens stehende Schwester, mit jenem Brode speiste, das da nährt zum ewigen Leben.

Sobald es die Witterung im Frühlinge gestattete, reiste ich mit meiner Mutter nach Augsburg. Sie übernahm die Pflege der kranken Schwester und des greisen Bruders, was beiden ein großer Trost war. Am 18. Juli Morgens 2 Uhr starb die Schwester Christoph Schmid's; er kniete stille betend an ihrem Sterbebette, bis sie vollendet hatte. Es war eine

harte Trennungsstunde für sein liebendes Herz; er bestand sie mit der Seelenruhe eines frommen Christen und wahren Priesters. Am andern Morgen zeigte er ihren Tod in den Blättern mit dem Bemerkten an: „Sie hat mir über vierzig Jahre mit unschreiblicher Liebe und Treue als Haushälterin gedient und entschlief sanft und nach Empfang der heiligen Sterbesakramente vollkommen in den Willen Gottes ergeben.“ Alter und Kränklichkeiten erlaubten ihm nicht dem Sarge der geliebten, treuen Schwester zu folgen. Unter den vielen Beileidsbezeugungen, welche ihm über diesen schmerzlichsten Verlust zu Theil wurden, rührte und tröstete ihn die Theilnahme am meisten, welche die Hochwürdigsten Bischöfe von Bayern ihm aussprachen. Dieselben waren eben damals in Augsburg zu Abhaltung von Conferenzen zusammengetreten, und erwiesen Christoph Schmid die Ehre eines Besuches. Es war am Abende des 26. Juli; Christoph Schmid saß in seinem untern Zimmer. Er dachte an nichts weniger, als an einen so hohen Besuch. Da öffnete sich die Thüre und die Kirchenfürsten in ihren bischöflichen Gewändern, voran der Hochwürdigste Erzbischof von München, Graf von Reischach, nunmehr Cardinal in Rom, traten freundlich grüßend ein. Sie nahmen Platz, bezeugten dem überraschten Greise überaus liebevoll ihre Theilnahme an dem Hinscheiden seiner Schwester, und unterhielten sich einige Zeit sehr herablassend mit ihm.

Als sie wieder scheiden wollten, wandte sich Christoph Schmit an den Hochwürdigsten Erzbischof von München und sagte: „Ich stehe nahe dem Grabe und es wird mir in diesem Leben das hebe Glück nie mehr zu Theil werden, meine H. H. Oberhirten zu sehen; ich bitte Euer Excellenz, mir altem Manne den erzbischöflichen Segen zu geben.“ Er ließ sich auf ein Knie nieder, die Bischöfe umstanden ihn und der Erzbischof streckte segnend seine Hände über den ehrwürdigen Greis aus. Es war ein feierlicher Augenblick, der wie ein milder Sonnenstrahl den Abend seines Lebens verklärte. Es war aber auch diese Segnung eine Einweihung zu Christoph Schmid's nahem Begräbniß; das Gebet und der Segen seiner Oberhirten sollten ihn stärken, den Leidenskelch, den ihm Gott bald darauf darreichte, mit Geduld und Ergebung zu trinken.

Der erste bittere Tropfen daraus war der Tod seiner noch einzigen Schwester Therese, meiner unvergeßlichen, edeln Mutter. Ich hatte sie ihm zur Pflügerin zurückgelassen und war nach hartem Abschiede allein nach Hause gereist. Schon nach vier Wochen erhielt ich eine telegraphische Botschaft, daß sie lebensgefährlich erkrankt sey. Die damals auch in Augsburg ausgebrochene Cholera hatte sie ergriffen. Ich reiste noch in derselben Stunde ab; als ich aber am Abende des 12. Augusts mich dem Häuschen Christoph Schmid's näherte, erblickte ich schon von

Kerne zu meinem unaussprechlichen Schmerze den schwarzen Leichenwagen vor der Thüre und traf die geliebte Mutter im Sarge. Auch an ihrem Sterbette war der treue Bruder betend und tröstend gestanden. Ich fand ihn im Bette; er richtete sich mühsam empor, streckte mir die Hände entgegen, drückte mich an sein Herz und sprach mit gebrochener Stimme: „Gott hat es gethan; ach alles kommt mir wie ein Traum vor! Ich kann es kaum glauben, daß Deine gute Mutter gestorben ist.“ Ich setzte mich an sein Bett. Ich weiß nicht mehr, was er zu meinem Troste gesprochen hat, ich war zu traurig.

Am 15. August war Christoph Schmidts 87. Geburtstag. Als ich Morgens in sein Zimmer trat, fand ich ihn betend. Er dankte mir für meine guten Wünsche und sagte: „Gott hat mich viele fröhliche Geburtstage mit meinen geliebten Schwestern erleben lassen; nun ist es sein Wille, daß ich diesen Tag ohne sie feire; ich hoffe, sie feiern ihn fröhlicher, als wir, im Himmel, und wir werden uns ja wiedersehen.“ Er schlug das neue Testament, in dem er alle Tage zu lesen pflegte, auf und las das 5. Kapitel im ersten Briefe des Apostels Paulus an die Korinther über die Auferstehung der Todten, und ihre Verherrlichung vor. Dann sprach er abermals davon, daß er seinen letzten Willen aufzeichnen werde, er wolle seinen Freund Baader bitten, ihm dabei behülflich zu seyn. „Ich habe,“ fuhr er fort, „unter mei-

nen Papieren noch Manches, das der Herausgabe werth seyn dürfte; Du kannst es nach meinem Tode ordnen und der Oeffentlichkeit übergeben. Wenn mir Gott noch das Leben fristet, gedenke ich von meinen Erlebnissen in einem dritten Bändchen zu erzählen; den Schluß derselben will ich Dir überlassen.“ Die folgenden Tage waren sehr trübe und traurig; die Cholera breitete sich allmählig in der Stadt aus und Furcht ergriff die Gemüther. Zur Zerstreuung las mir Christoph Schmid eine kleine Erzählung vor, welche er schon im vorigen Jahre verfaßt und „die Blumenfreunde“ betitelt hatte. Er setzt darin den Blumen, die er so sehr liebte, vor seinem Tode gleichsam noch ein kleines Denkmal. Unter andern kommt in dieser Erzählung die Stelle vor: „Die Aßtern halten auch bei der rauesten Bitterung aus und fahren fort, zu blühen. Sie sind mir ein schönes Sinnbild eines Menschen, der auch in rauhen Tagen und im Unglück und wann sein Herbst eintritt, den Muth nicht sinken läßt, sondern wie in den Frühlingstagen der Jugend eines frischen, fröhlichen Muthes bleibt. Auch der Name Aßter, Sternblume, hat für mich eine schöne Bedeutung. Wann die Blumen irdischer Freuden dahingewelkt sind, bleiben uns dort über den Sternen höhere Freuden aufbewahrt.“ Während Christoph Schmid diese Worte las, drängte sich mir der Gedanke auf, daß sich dieses Sinnbild auf den Verfasser selbst anwenden lasse. Auch er ließ in diesen

rauen Tagen, im Herbst seines Lebens den Muth nicht sinken und hoffte, nachdem ihm die irdischen Freuden dahingewelkt waren, auf jene höhern, unverwelklichen Freuden dort über den Sternen. Wenn Freunde, die ihn besuchten, den Verlust seiner beiden Schwestern beklagten und Besorgnisse wegen der Zukunft für ihn ausdrückten, gab er zur Antwort: „Gott wird mich auch nicht verlassen.“

Mein Abschied von dem von Alter und Schicksalsschlägen gebeugten Greise war hart, sehr hart. Doch ahnete ich nicht, daß es das letztemal seyn sollte, daß ich sein ehrwürdiges Angesicht in dieser Welt sah. Ich versprach ihm, während des Herbstes noch einmal nach Augsburg zu kommen.

Unterm 21. August schrieb er mir: „Seit Deiner Abreise hat die furchtbare Krankheit noch sehr Viele sehr schnell hingerafft. Der geistliche Rath und Chorvikar Mayer, mein Nachbar, ein sehr würdiger Geistliche, kam Mittags 1 Uhr aus der Domkirche zurück und Abends 8 Uhr war er eine Leiche. Herr von Walf, bei heilig Kreuz angestellt, begab sich Morgens noch gesund in den Beichtstuhl und erlebte den Abend nicht mehr. Ich bin deshalb froh, daß ich Dich hier nicht aufhielt, sondern, so schwer es mich ankam, Dir rieth, abzureisen.“

Die weltlichen und geistlichen Behörden haben sehr gute Anordnungen getroffen. Die Stadt wurde in mehrere Distrikte getheilt, und jeder einem der hiesigen

Ärzte und Chirurgen angewiesen. In jeder Pfarrei wird täglich, abwechselungsweise, eine Bethstunde gehalten. Die Sterbeglocke wird nur mehr für drei und nicht mehr für einzelne Todesfälle geläutet, weil das beständige Läuten die Einwohner in zu große Schrecken versetzen würde. Einige Familien sind von hier emigriert.

Was mich betrifft, so bin ich ohne Furcht, und noch ziemlich gesund und wohl. Ich sage mit Dir: Gott sey unsere Stärke und unser Trost!

Sobald die Cholera aufgehört hat, werde ich Dir Nachricht geben. Ich habe eine große Sehnsucht nach Dir!!

Herr Domkapitular Baader besucht mich sehr oft. Alois, mein treuer Bruder, ist täglich bei mir. Auch die Magd Theresie macht ihre Sache sehr gut. Alle grüßen herzlichst. Und nun lebe wohl, bis auf Wiedersehen. Gott sey mit Dir und Deinem Dich

innigst liebenden Onkel
Christoph.

Wenige Tage nach Empfang dieses Schreibens las ich in den Zeitungen, daß Domkapitular Franz von Paula Baader in Augsburg ein Opfer der Cholera geworden sey. Ich fühlte nur zu gut, wie un-
gemein schmerzlich dieser neue Verlust für den geliebten Onkel seyn mußte und schrieb an ihn, daß ich zu ihm kommen, meine Stellung in Württemberg aufgeben und bis zu seinem Tode bei ihm bleiben

wolle. Er schrieb mir umgehend dieses liebe, theure Briefchen zurück, das hier im Facsimile seiner Handschrift beigelegt ist.

Dieses war Christoph Schmid's letzter Brief, überhaupt das Letzte, was er in dieser Welt geschrieben hat. Am 3. September Nachmittags 1 Uhr erhielt ich durch unsern verehrten Hausfreund Butsch in Augsburg eine telegraphische Botschaft des Inhalts: „Christoph von Schmid hat vollendet!“ — —

Ich reiste am andern Tage auf der Eisenbahn nach Augsburg. Nur wenige Reisende befanden sich auf dem Zuge. In Augsburg angekommen ging ich vom Bahnhof aus zu Fuß in die Stadt. Auf den öden Straßen sah man, meist nur schwarz gekleidete Menschen, da und dort einen Arzt oder einen Priester; auch ein Wagen mit Särgen begegnete mir. Wie oft war ich dem Häuschen Christoph Schmid's so fröhlich und heiter zugeeilt, welche Gefühle bewegten jetzt mein Herz, als ich mich demselben näherte! Die Magd öffnete die Thüre; sie brach sogleich, als sie mich sah, in Thränen aus und sagte, gestern habe man die theure Leiche auf den Gottesacker geführt. Ich trat in das trauliche Studirzimmer Christoph Schmid's. Alles darin war noch unberührt, wie zu seinen Lebzeiten. Auf seinem Schreibtischchen lag noch die Feder, mit der er mir den letzten Brief geschrieben hatte, als hätte er sie eben aus der Hand gelegt. Seine schönen Perfsen blühten von

der Nachmittagssonne beschienen vor den Fenstern, sein geliebtes Kanarienvögelein sang in seinem Käfige so fröhlich, als ob nichts geschehen wäre. Und doch war das ganze trauliche Zimmerchen ausgestorben! Alle waren fort, die noch vor kurzer Zeit hier beisammen saßen — Christoph Schmid, seine geliebten Schwestern, sein treuer Freund Franz von Paula Baader, die edle Gräfin Amalie von Tauffkirchen — alle in die Ewigkeit in kaum 8 Wochen einander nachgefolgt; von den fünf Geschwistern war nur mehr ein Bruder übrig, um die Heimgegangenen zu beklagen. Eine nie gefühlte Schwermuth besiel mich in diesem ausgestorbenen Zimmer; ich brach in heiße Thränen aus. — Am 28. August, einem Montage, war Christoph Schmid an der Cholera erkrankt und hatte sich zu Bette gelegt. Er ließ seinen Collega, den Domherrn Dr. Stadler, den er sich nach dem Tode Riegers zu seinem Beichtvater erwählt hatte, zu sich rufen und sprach gegen ihn den Wunsch aus, eine Lebensbeicht abzulegen. Nach Vollendung derselben sprach sein Beichtvater Einiges vom heiligen Augustinus, dessen Gedächtniß eben heute die Kirche feierte, worauf Christoph Schmid mit eigenthümlicher Rührung sagte: „Heute sind es 63 Jahre, daß ich primizirt habe.“ Er war damals noch so kräftig, daß man nicht ahnen konnte, er habe nur mehr 5—6 Tage zu leben. Ja er stand am Freitage den 1. September darauf wieder vom Bette auf, las längere Zeit in Sallers Predigten

und schrieb mir den oben mitgetheilten Brief. Am Samstag bekam er indeß, während eben sein Bruder bei ihm war, einen erneuten Cholera-Anfall mit heftigem Erbrechen. Er empfing die heiligen Sterbsakramente. „An diesem Tage,“ schreibt sein Beichtvater, „besuchte ich ihn zweimal, zuletzt noch Abends spät. Auf meine Frage, ob er ganz ruhig sey, erwiderte er mir, er sey vollkommen ruhig und in Gottes Willen ergeben, was sich auch in seinem ganzen Wesen abspiegelte. Als ich fortging, dachte ich mir wohl, daß sein Lebensfaden nun bald zu Ende gehe. Ich hatte den Auftrag gegeben, daß man mich davon benachrichtigen solle, wenn es bei Nacht vielleicht schlimmer werden würde. Es wurde auch wirklich schlimmer, aber man gab mir keine Nachricht davon.“ Die Magd war nämlich, als auf einmal gegen Morgen 5 Uhr hin bei dem Kranken eine große Schwäche eintrat, in die näher gelegene Wohnung des Herrn Dompfarrers und Domdekans Tischler geeilt, um Anzeige davon zu machen. Domdekan Tischler, der sich während der Cholerazeit auf eine über alles Lob erhabene Opferwilligkeit und Hingabe ausgezeichnet und auch Christoph Schmidts beide Schwestern zum Tode bereitet hatte, kam sogleich herbei und stand dem sterbenden Greise bei, bis er seinen edeln Geist in Gottes Hände gegeben hatte. „Am Sonntag den 3. September,“ fährt sein Beichtvater fort, „früh 8 Uhr kam mir die betäubende Nachricht

zu, daß er kurze Zeit vorher 7 $\frac{1}{2}$, während ich gerade die heilige Messe las, sanft im Herrn entschlummert sey. Als bald eilte ich ins Trauerhaus und sah mit Wehmuth die entseelte Hülle mit dem freundlich lieben Gesichte und den ehrwürdigen weißen Haaren. Ein schöner Tag wars, an dem der Herr seinen treuen Diener heimgeholt. Am Schutzengelsfeste starb Der, welcher durch sein Leben, besonders aber durch seine herrlichen Kinderschriften vielen Tausenden ein leitender Schutzengel gewesen!"

Dienstag den 5. September Nachmittags 4 Uhr fand die Beerdigung vom Leichenhause aus statt. „Zu einer andern Zeit wäre," wie ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung sagt, „die halbe Stadt dem Sarge Christoph Schmidts gefolgt; so aber war die Schaar der Begleiter nur klein; auch die Blumen und die Kinder fehlten, welche der Dahingesehene so sehr geliebt hatte." Bange Aurcht hielt die Gemüther gefesselt. Im Scheine der sinkenden Abendsonne wurde der liebe Sarg langsam unter den Gebeten der Kirche in das nämliche Grab gesenkt, in dem auch die Hülle seines ihm vor zehn Tagen vorausgegangenen Freundes ruhte. Herr Domdekan Tischer segnete die Leiche ein und entwarf in wenigen, aber treuen Zügen, ein Bild von dem edeln Leben und Wirken des Verstorbenen. Wir Alle, die wir um das Grab des theuern Todten standen, fühlten in diesem Augenblicke mit tiefem Schmerze, daß hier auch

eine Sonne hinabgesunken sey, die lange und segensreich die Menschheit erquickt und belebt habe; ein reichbegabter Geist, ein edler Menschenfreund, ein frommer Priester; Gottes Friede sey mit Ihm!

Das Grab Christoph Schmid befindet sich auf dem Begräbnißplatze des Domkapitels an der Gottesackermauer beinahe dem Haupteingange des Friedhofs gegenüber, nicht sehr weit entfernt von dem Schmid'schen Familienbegräbniß, wo seine treuen Schwestern ruhen. Eine einfache, schwarze Platte in der Kirchhofmauer bezeichnet die Stelle, wo der Verfasser der Oßereier ruht.

Einige Zeit nach dem Hinscheiden meines theuern, unvergeßlichen Onkels erhielt ich einen anonymen Brief mit dem Postzeichen Gammstadt, der die wenigen Worte enthielt: „Eine Verehrerin des verewigten Christoph von Schmid, den sie aus seinen Schriften kennen gelernt hat, gab bei der Nachricht von seinem Tode ihren Gefühlen in anliegenden Zeilen Worte.

Solche erlaubt man sich Ihnen hier mitzutheilen, als einen schwachen Beleg dafür, wie sehr der verstorbene Edle die Herzen der Kinder zu erfreuen wußte.“

Da der Name der Verfasserin mir unbekannt ist, so weiß ich ihr meinen Dank für dieses schöne, seelenvolle Gedicht nicht besser auszusprechen, als daß ich die Erinnerungen an Christoph Schmid damit schließe.

„Auch fehlte es an Blumen und die
Kleinen, welche der Herrwirth so herzlich
liebte, hatten keine Vertreter gefunden.“

Mir träumt, ich stünde fern in einem Lebtzengarten,
Wo Grab an Grab sich frisch gedeckelt reihete;
Von Thränen feucht, die den Geschiednen flossen,
Sahen mir die Erde noch, darunter fest sie schloßen;
Und ein gar seltsam Rauschen hört' ich in den Lüften,
Als ob die Seufzer der verlass'nen Waisen,
Der armen Mütter sich gleich Taubenflügeln
Herniederließen auf die Ruhesstätten,
Die, schön geschmückt mit noch frischen Rosen,
So vieles Lieb' und Traute in sich schloßen.

Nur eines dieser Gräber, das vor wenig Stunden
Den Todten aufgenommen haben mochte,
Lag sahl und leer — auch nicht Ein Blümlein schmückte,
Kein grünes Blättchen mitleidvoll den Todtenhügel.
„Wer mag da unten ruhen?“ frug ich selbst mich traurig,
„Der Arme ging wohl einsam durch das Leben,
Nicht Glückes Seele nun sein Tod betrübet,
Daß keine treue Hand als letztes Freundesopfer
Das Bett schmückte, welches ihn nun decket,
Den keine Morgensonne mehr erwecket.“

„Vielleicht auch hatte Keinem Liebe er gegeben,
Als er noch wandelte vor jener Pforte,
Dass nicht ein Kränzchen nicht ihm treue Liebe?“
So sprach ich, blickte sinnend nieder auf die Stätte,
Die schweigend, von dem Mondlicht silbern überflossen,
Da vor mir lag, und überdachte leise
Die Menschenloose mir, Verdienst und Würde,
Die nach dem Tode erst an's helle Licht oft treten.
Da öffneten sich plötzlich beide Flügel
Des Iheres zu der Stadt der Totenhügel.

Ein langer Zug von Kindern schwebt herein in Waaren,
Ganz weiß gekleidet wie zu einem Feste.
Überausfloss, ernst und ohne zu verweilen,
Sich windend durch der Gräber festgebrängte Reihen,
Zieh'n sie zum Hügel hin, den keine Blume schmückt.
Ein Jedes neigt sich schweigend zu dem Grabe,
Und küsst die Erde, sie, die feuchte, kalte,
Legt eine Gabe Milde weinend darauf nieder,
Und geht vorüber. Eines nach dem Andern
Sie so zum blumenlosen Hügel wandern.

Das erste Kind, das naht — es war ein lieblich Mädchen,
Den reichen Boden's Angesicht umflossen —
Legt eine Krone hin dem Grab zu Häupten
Den frischen Rosenknospen kunstreich ganz gewunden.

Drauf folgt ein Knabe, schlank, mit braunem Auge,
Das blickte ernst und groß und voll von Thränen.
Er bringt ein Körbchen, drinnen Eier,
Weiß, gelb und blau, darunter weiße, die beschrieb'n
Mit manchem Spruch — bekannt wie liebe Sagen
Aus längst vergang'nen, schönen Jugendtagen.

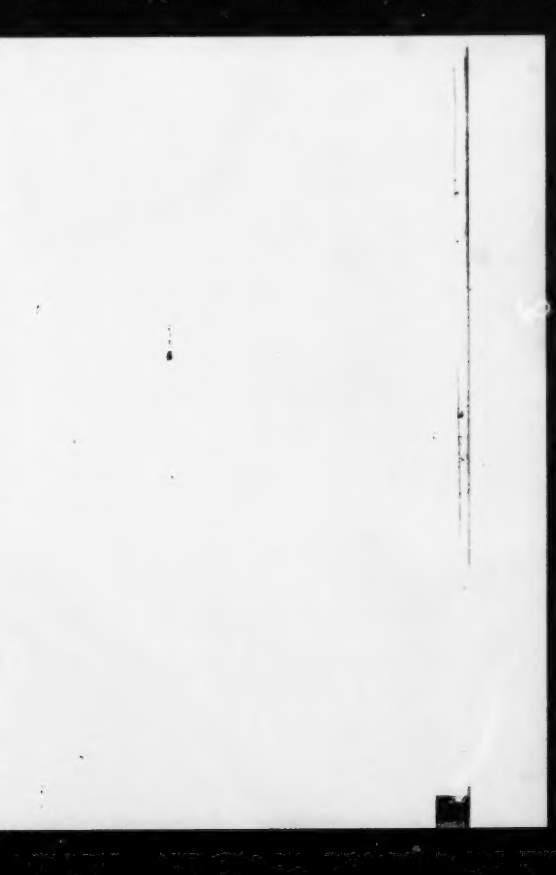
Ein weißes Läubchen zärtlich an die Brust geschmieget
Beugt jetzt ein Mädchen zu dem Grab sich nieder,
Setzt's Läublein hin zunächst der Rosenkrone,
Die wunderbar erglänzt im Silberlicht des Mondes.
Auch einen Stübenzweig, den Erstling aller Blüten,
Aus dem ein grünlich Lichtlein seltsam leuchtet,
(S'war ein Johanniswürmchen sah ich deutlich),
Legt eins der Kleinen weiter zu den andern Gaben.
Eins bracht' ein Vögelein mit gelbem Flügel,
Setzt's in die Blüten sorglich auf den Hügel.

Ein niedlich Blumenkörbchen auch aus schlichten Weiden,
Und noch gar manches sonst, als: Kränze, Früchte,
Selbst buntes Spielwerk brachten her die Kleinen,
Was nur ein glücklich Kinderherz mag hocherfreuen,
Und legten's unter Thränen auf dem Grabe nieder,
Das nun in seinem farbenreichen Schmucke
Ein lieblich Gärtle' schien voll felt'ner Blumen,
Aus denen zaub'risch glänzt, die Rosen-Lektenkrone.

„Wer ruht denn hier,“ begann ich jetzt zu fragen,
„Um Ken die Kinderherzen also klagen?“

Da blickten mich die Kleinen alle an mit Staunen,
Dah' ich's nicht wußte; aber ich — erwachte. —
So hat dein greises Haupt er nicht verschonet,
Der Sturm, der Eichen knickt, und auch die zarten Blumen,
Die süßen, holden, mittheilend entblättert?
Du ruhst im Grabe — doch nur deine Hülle,
Dein Geist ging ein zu jenen lichten Welten,
Und deine Werke bleiben ewig unverloren.
Wer so wie du geliebet und gestrebet,
Der wandellos in Aller Herzen lebet.

Wohl konnten sie, die du so zärtlich haßt geliebet
— Die Kleinen — deine Hülle nicht geleiten
Zur lezten Schummerstätt', du edler Lebter!
Nicht sollten sie mit Blumen deinen Hügel kränzen,
Der du in viele Tausende von Kinderherzen
Deu Saamen streuest zu noch schönern Blüthen,
Denn vor den Thüren lauscht der kalte Bürger,
Und die Gemüther hält noch dumpfe Angst gefangen —
Doch zieh'n im Geiste sie zu deinem Grabe,
Und bringen dir der Liebe lezte Gabe.



Lieber Albert!

Esan so ist die Freiheit wollen, welcher
jeder Blick mich betreffen sollte, anstatt ich
deiner lieben Briefe! Der Tod wird hasten,
geliebtesten Freundes ist die erste Person aus den
Zeitungen bekannt! Was können wir sagen,
als: der Wille des Himmels! - Du
der Tod, ich sterbe so, Gott ist mein Trost
und meine Stärke!

Deine Theilnahme sieht mich innigst.
Aber zwei Bedingungen sind mir nur meine
Lieberste Liebe! Bisher kann ich nur
keinen derselben für jetzt Geben, sondern
warten nicht! kann ich jetzt unmöglich die so
klären.

Heute diesen Morgen anstatt die Nachricht.
daß mein lieber Bruder Sebastian im
Jüngsten gestern gestorben sei! Und hier
war Gottes feiliger Wille so! Gott
habe ich gesehen im Feinde!

Es können bestimmt so viele zu mir,
mich zu wissen sehr Trost bei mir zu

zu süßen, daß ich keine Zeit mehr zu
dieser wenigen Gailen.

Die süßliche Sache ist übrigens im
Erbsenwein. Sobald der süßliche, süßliche
Luft des Jahres fortwähren wird und leichtes, so
wird ich Sie bitten, auf den süßlichen
zu kommen.

Grüßung in München geht auf Sie zu.

Grüßung 1. Sept. 1854.

Sein liebender Onkel
Grüßung

Grüßung wie allemal.

